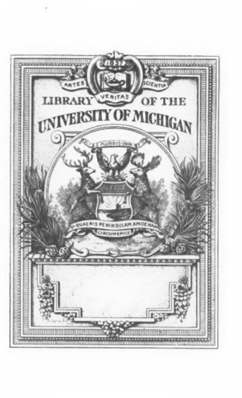
B 1,127,572

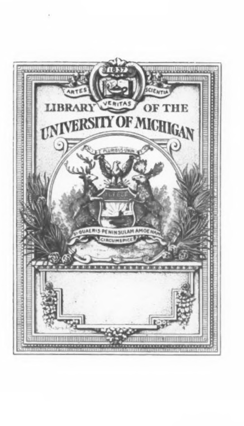
Digitized by Google



Digitized by Google

830,6
D5
1198

Digitized by Google



Digitized by Google

830,6
D5
1198

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

3194

Deutsches Museum.

Zeitschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Vierter Jahrgang.

1854.

Januar—Juni.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1854.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Der Bentinck'sche Proceß 728
Berend, M., Zwei Lieder 765
Bock, A., Vom Lech zur Iller 49
— —, Bairische Zustände I—III. 495
— —, „ „ IV—VII. 542
— —, „ „ VIII—XI. 585
Bodenstedt, Fr., Der Antschar, Gedicht aus dem Ruff. des Alexander Puschkin 377
— —, Der Husar. Gedicht von Alexander Puschkin 244
— —, Drei Gedichte 30
Böckh, A., Ueber das Verhältniß der Wissenschaft zum Praktischen und zum Positiven, Festrede auf der Universität zu Berlin am 15. October 1853 gehalten 306
— —, Der Philosoph von Sanssouci. Akademische Einleitungsrede, vorgetragen in der öffentlichen Sitzung der königlichen preußischen Akademie der Wissenschaften, am 26. Januar 1854 481
Bucher, L., Am englischen Bußtag 713
— —, Englische Zustände und Stimmungen 16
— —, Englands auswärtige Politik und die öffentliche Meinung in Deutschland 817
Buddeus, A., Adolf Schrödter's neuestes Bild 105
— —, Petersburger Schildereien I. 833
— —, „ „ II. 862
Crüger, F., Ein Besuch bei Silvio Pellico 549
Daumer, G. F., Das goldene Gebet an die Jungfrau Maria 213
Ein bairischer Kalendermann 345
Ein Besuch auf der russischen Grenze 389
Eine Lustreise in Kleinasien. Aus dem Tagebuche eines deutschen Malers 161
Ein pietistischer Tendenzroman („Eritis sicut Deus. Ein anonymer Roman.") 409
Ein Wort über Türkenfreundschaft. Aus dem Briefe eines Arztes in Bulgarien 905
Fallmerayer, P. J., Ueber Griechenlands Zukunft und Athens Vergangenheit (Hettner, „Griechische Reiseskizzen") I. 93
— —, „ „ „ „ „ „ II. 134
— —, Byzantinisches aus München. Eine Duplik I. 641
— —, „ „ „ „ „ II. 679
Frankl, L. A., Er weiß es besser. Gedicht 145
Geibel, E., Gedichte 89
Goldschmidt, Dr., Der Rausch 799
Gottschall, R., Zwei Gedichte 320

Seite

Griepenkerl's, R., neuestes Stück 650
Grohmann, V., Dramatische Volkspoesie in Nordböhmen 350
— —, Deutsche Volkslieder aus Nordböhmen 463
— —, Das Koledasingen in Prag 733
Große, J., Drei Gedichte 763
Grün, K., Der Prophet im Exil (Edgar Quinet, „Les révolutions d'Italie".) 61
— —, Ein verbotenes Buch (Victor Hugo, „Les Châtiments".) 204
— —, Ein heilsames Buch (Proudhon, „Philosophie du progrès"; Chauffour-Kestner, „Etudes sur les réformateurs du 16. siècle".) . . . 275
— —, Ueber Californien (Holinski, „La Californie et les routes interocéaniques".) 745
Guhrauer, G. E., Aus den Denkwürdigkeiten Joseph Frank's. 22
Hartmann, M., Ben=Ali. Gedicht 31
Hebbel, F., In das Album einer edlen Frau. Gedicht 32
Hemsen, W., Ueber Winckelmann's Bildniß 394
Hertzberg, W., Zur Abwehr 909
Heusinger, E., Von Quebeck nach Saratoga. Skizzen aus meinem atlantischen Reisebuche I. 354
— —, „ „ „ „ „ „ „ „ II. 416
— —, „ „ „ „ „ „ „ „ III. 508
— —, „ „ „ „ „ „ „ „ IV. 607
— —, „ „ „ „ „ „ „ „ V. 690
Kaufmann, A., Zwei Handwerkslieder 762
Keller, G., Sinngedichte 379
Klopsch, E., Erfüllung. Gedicht 378
Mosen, J., Scenen aus: „Herzog Bernhard". Trauerspiel 193
Müller, von Königswinter, W. Aus dem Liederbuche 660
Osterwald, W., Ein Nachtrag 111
Planck, K. Ch., Die sociale Frage auf deutschem Boden I. 529
— —, „ „ „ „ „ „ II. 574
— —, „ „ „ „ „ „ III. 611
Pröhle, H., Vier Gedichte 673
Prutz, R., Alte und Neue Menschen 1
— —, Die deutsche Einheit sonst und jetzt I. 121
— —, „ „ „ „ „ „ II. 170
— —, Deutsche Flüchtlinge 449
— —, Deutschland und die preußisch=östreichische Neutralität 421
— —, Dichter und Schauspieler I. 889
— —, „ „ „ II. 929
— —, Neue erzählende Dichtungen („Carlo Zeno" von Rudolf Gottschall) 209
Rieger, M., Brunhilden Tod. Gedicht 857
Rodenberg, J. von, Traumgesicht. Gedicht 572
Rosenkranz, K., Ueber August Hagen's „Geschichte des Theaters in Preußen" 281
Roß, L., Griechenland und seine Widersacher in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft I. 337
— —, „ „ „ „ „ „ „ „ II. 381
— —, Die Mönchschronik von Athen 826
— —, Capitän Hastings und die „Karteria" 947
Schellenberg, E. B., Bettler und Bettlerin. Gedicht 573

Digitized by Google

Seite
Schmitt, K., Deutsche Poesie in England 284
— —, Drei Lieder 676
Springer, A., Die ästhetischen Anregungen in der modernen Bildung . . . 785
Die Stimmung in der Bulgarei. Aus dem Briefe eines bulgarischen Arztes 601
Strauß, D. F., Gedanken über ältere und neuere Malerei. Aus einem hinterlassenen Manuscript des Malers Joseph Koch I. 233
— —, " " " " " II. 265
Sturm, J., Die letzten Meistersänger. Gedicht 569
Wicke, W., Ueber den Verwitterungsproceß I. 721
— —, " " " II. 755
Wolff, F., Der Volksunterricht in England 502

Literatur und Kunst.

„Actenstücke der russischen Diplomatie. Herausgegeben und eingeleitet von F. Paalzow". 734 u. 846
„Afra Veit oder eine Zeit der Kämpfe". Von der Verfasserin der „Sommerreise". 772
„Album aus dem Wupperthale. Herausgegeben von J. R. Seel" 914
„Album des literarischen Vereins in Nürnberg". 365
Alethes, Christophilos, „Die Lage der Christen in der Türkei und das russische Protectorat" 845
Alexis, Wilibald, „Isegrimm. Vaterländischer Roman" 768
Arend, K., „Alte und Neue Lieder" und „Athelstan" 217
„Argo. Belletristisches Jahrbuch, herausgegeben von T. Fontane und F. Kugler" 148
Auerbach, B., „Schwarzwälder Dorfgeschichten". Vierter Band 33
Beck, K., „Mater Dolorosa" 35
Bernstein, A., „Aus dem Reiche der Naturwissenschaft" 431
Bequignolles, H. von, „Die Katzensteiner". 842
Blum, K. L., „Gedichte" 185
Bölte, Amely, „Männer und Frauen" 808
Bömers, F. L., „Schwedens Dichterhain" 841
Böttger, A., „Gedichte" 468
Bremer, Frederike, „Die Heimat in der neuen Welt" 954
Buchner, A., „Die französischen Revolutionstribunale und das Geschworenengericht" 952
Buddeus, A., „Schweizerland. Natur und Menschenleben". Zweiter Theil 187
Bunsen, K. Ch. J., „Hippolytus und seine Zeit". Zweiter Band 399
Candidus, K., „Der deutsche Christus" 915
Chop, K., „Poesie und Verbrechen". 772
Clausberg, Amalie von, „Schloß Bucha" 328
Cotta, B., „Deutschlands Boden, sein geologischer Bau und dessen Einwirkungen auf das Leben der Menschen". Erste Abtheilung 38
„Deutsche Antwort auf die orientalische Frage" 735
Duller und Hagen, „Vaterländische Geschichte von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart". Dritter Band 427
Ebert, A., „Handbuch der italienischen Nationalliteratur" 218
Elsholtz, F. von, „Schauspiele". Dritter Theil. 249

Seite
Feuerbach's, A. von, „Nachgelassene Schriften, herausgegeben von Henriette Feuerbach und H. Hettner" . . . 397
Fichte, J. H., „System der Ethik" . . . 288
Förster, E., „Denkmale deutscher Baukunst, Bildnerei und Malerei" . . . 71
— —, „Gedichte" . . . 467
Frankl, L. A., „Zu Lenau's Biographie" . . . 291
— —, „Hippokrates und die moderne Medicin. Zweiter Theil: Die Charlatane" . . . 292
Freiligrath, F., „Dichtung und Dichter" . . . 248
„Fünfzig Jahre Stillleben" . . . 186
Gerstäcker, F., „Aus zwei Welttheilen" . . . 72
Ghika, Aurelia, Prinzessin, „Denkerbriefe vom walachischen Donauufer", übersetzt von Paalzow . . . 875
Gieseke, R., „Kleine Welt und große Welt" . . . 37
Göhren, Karoline von, „Ein Carneval in Dresden oder Scenen aus dem Leben eines sächsischen Offiziers" . . . 327
Gosche, „Die Alhambra und der Untergang der Araber in Spanien" . . . 698
Gotthelf, Jeremias, „Erlebnisse eines Schuldenbauers" und „Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz". Vierter Band . . . 184
Gribojädoff, „Verstand schafft Leiden", übersetzt von Bertram . . . 873
Häusser, L., „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes". Erster Theil . . . 767
Hagen, K., „Die östliche Frage. Mit besonderer Rücksicht auf Deutschland" 735
Herrig, L., „Handbuch der nordamerikanischen Nationalliteratur" . . . 364
„Hessisches Jahrbuch für 1854" . . . 216
Hettner, H., „Ueber Robinson und die Robinsonaden" . . . 696
Hoffmann von Fallersleben, „Theophilus" . . . 330
— — — —, „Geschichte des deutschen Kirchenliedes". Zweite Abtheilung und „In dulci jubilo. Nun singet und seid froh" . . . 912
Horn, J. E., „Bevölkerungswissenschaftliche Studien aus Belgien" . . . 362
Kahlert, A., „Angelus Silesius" . . . 70
Kapper, S., „Falk" . . . 37
Keller, G., „Der grüne Heinrich" . . . 771
„Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon". Erster Band . . . 516
„Der Krieg gegen Rußland im Jahre 1854" . . . 846
„Künstlerbriefe, übersetzt und erläutert von E. Guhl" . . . 627
Lacy, A., „Santa Casa. Episode aus Goethe's Jugendzeit" . . . 330
„Laura. Ein Roman von George Sand. Nach der Handschrift der Verfasserin aus dem Französischen übersetzt von Scheler" . . . 662
Lecerf, Emilie, „Poetische Kränze" . . . 468
Ludwig, R., „Das Wachsen der Steine oder die Kräfte, welche die Bildung und Entwickelung der Gebirgsarten vermitteln" . . . 736
Meier, E., „Das Hohe Lied" . . . 949
Menzel, W., „Die Aufgabe Preußens 1854" . . . 843
Merckel, W. von, „Sigelind" . . . 593
Minutoli, J. von, „Altes und Neues aus Spanien" . . . 625
Mühlbach, Luise, „Berlin und Sanssouci oder Friedrich der Große und seine Freunde" . . . 325

Digitized by Google

Seite
Müller, O., „Charlotte Ackermann" 112
Müller von Königswinter, W., „Düsseldorfer Künstler aus den letzten fünfundzwanzig Jahren" 513
Niendorf, M. A., „Lieder der Liebe" 877
Oertzen, G. von, „Gedichte" 469
„Die osteuropäische Gefahr. Vom Verfasser der «Westeuropäischen Grenzen»" 559
Ottilie. „Ein Diplomat" 556
Parker's, T., „Sämmtliche Werke, deutsch vom Dr. J. Ziethen" 807
Peez, A., „Die Deutschen in Vergangenheit und Zukunft" 558
Polko, Elise, „Ein Frauenleben" 329
Pott, A. F., „Die Personennamen, insbesondere die Familiennamen und ihre Entstehungsarten; auch unter Berücksichtigung der Ortsnamen" 68
Pröhle, H., „Harzsagen" 465
Puschkin, „Poetische Werke", aus dem Russischen übersetzt von F. Bodenstedt 872
Rank, J., „Schön-Minnele" 34
Reden, F. W. von, „Deutschland und das übrige Europa" 913
Redwitz, O. von, „Siglinde" 592
Reichlin-Meldegg, K. A. von, „Heinrich Eberhard Paulus und seine Zeit". Zweiter Band 146
Roeber, „Tristan und Isolde" 915
Rogge, F. W., „Musodoron" 468
Roßmäßler, E., „Flora im Winterkleide" 147
Rußdorf, E. von, „Die Diätetik. Bearbeitet für gebildete Frauen" . . . 874
— — —, „Populäre Vorträge zur Förderung der Gesundheitscultur" 431
„Der russische Krieg und die deutsche Neutralität". 845
Ruth, E., „Studien über Dante Allighieri" 590
Schücking, L., „Ein Staatsgeheimniß" 770
„Die schwarze Mare. Bilder aus Lithauen". Vom Verfasser der „Neuen deutschen Zeitbilder" 772
Seybt, J., „Geschichte der Gefangenschaft Napoleon's auf St.-Helena. Aus den Briefen und Tagebüchern des Generallieutenants Sir Hudson Lowe und andern officiellen bisher ungedruckten Urkunden. Nach dem Englischen des William Forsyth" 557
„Soldatenlieder von zwei deutschen Offizieren" 951
Sternberg, A. von, „Das stille Haus" 429
Storch, L., „Gedichte". 186
Sturm, J., „Zwei Rosen". 951
Tiedemann, O., „Aus der Welt des Herzens" und „Dunkles Leben" . . 663
„Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung". 19. und 20. Bändchen 517
Varnhagen von Ense, K. A., „Leben des Generals Grafen Bülow von Dennewitz" 469
Venedey, J., „Geschichte des deutschen Volks". Erster Band. 247
Vincke, G. von, „Rose und Distel". 114
Widmann, „Für stille Abende". 875
Wigand, P., „Denkwürdigkeiten für deutsche Staats- und Rechtswissenschaft" rc. 694
Wislicenus, G. A., „Aus Amerika" 955
Witte, K., „Die Alpenpässe" und „Der katholische Tendenzroman in Italien" 698

Digitized by Google

Seite

Correspondenzen.

Aus Baden 150. 665
— Berlin 40. 73. 219. 258. 433. 517. 596. 706. 773. 880. 923
— Breslau 293
— Brüssel 154. 368. 883
— Dresden 403
— Frankfurt a. M. 75
— Hamburg 955
— Königsberg 115. 704
— Leipzig 809
— London 80. 222. 297. 439. 635
— Marburg 256
— dem westlichen Mecklenburg 254
— Meiningen 220
— München 699
— Oldenburg 188. 560
— Paris 78. 227. 370. 443. 632. 777. 916
— Prag 436. 878
Vom Rhein 522
Aus der Schweiz 332. 563. 920
— Thüringen 850
— Tirol 470
— Westfalen 366. 562
— Weimar 471
— Wien 43. 252. 401. 594. 737
— dem Wupperthal 740
— Zürich 847

Notizen 45. 84. 118. 157. 190. 229. 262. 301. 334. 373. 406. 446. 476. 524. 566. 599. 639. 668. 709. 742. 781. 813. 854. 885. 926. 598

Anzeigen.

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 1.** 1. Januar 1854.

Das Deutsche Museum erscheint in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter **des In- und Auslands nehmen Bestellungen an.**

Inhalt: Alte und Neue Menschen. Von **Robert Prutz.** — Englische Zustände und Stimmungen. Von **Lothar Bucher.** — Aus den Denkwürdigkeiten Joseph Frank's. Mitgetheilt von **Gottschalk Eduard Guhrauer.** — Gedichte: 1. Drei Gedichte. Von **Friedrich Bodenstedt.** 2. Ben-Ali. Von **Moritz Hartmann.** 3. In das Album einer edeln Frau. Von **Friedrich Hebbel.** — Literatur und Kunst. (Auerbach, „Schwarzwälder Dorfgeschichten", vierter Band; Rank, „Schön-Minnele"; Beck, „Mater dolorosa"; Giesefe, „Kleine Welt und große Welt"; Kapper, „Falk". — Cotta, „Deutschlands Boden, sein geologischer Bau und dessen Einwirkung auf das Leben der Menschen." Erste Abtheilung.) — Correspondenz. (Aus Berlin. — Aus Wien.) — Notizen. — Anzeigen.

Alte und Neue Menschen.

Von

Robert Prutz.

„Die jetzigen Menschen sind freilich nicht gemacht, uns zu verstehen, die haben keine Kraft, kein Feuer, keine Begeisterung mehr — aber laßt nur erst ein neues Geschlecht herangewachsen sein, da sollt ihr schon sehen, wie die Welt anders und besser wird und wie wir endlich doch noch Recht bekommen, auch wenn wir selbst es nicht mehr erleben. Neue Principien brauchen auch neue Menschen, das ist so klar wie der Tag; die neuen Menschen, die Menschen der Zukunft sollen leben und die alten mag der Teufel holen, sobald es ihm gefällt!"....

Wer kennt sie nicht, und hat sie nicht unzählige mal gehört, zuweilen mit Unwillen, aber weit öfter noch mit Lächeln, diese Vertröstungen unserer jungen oder nach Gelegenheit auch alten Weltver-

besserer, die den Bankrott, den ihre philosophischen, politischen oder socialen Theorien bei der Gegenwart machen, damit zu verdecken suchen, daß sie Wechsel ausstellen auf eine unbegrenzte nebelhafte Zukunft? Ja, wer hat nicht mitten im Lächeln noch zuweilen etwas wie Wehmuth oder Mitgefühl dabei verspürt? Wer hat nicht in aller Stille an seine Brust schlagen und sich gestehen müssen, daß auch er seine geheimen Hoffnungen, vielleicht auch seine Leiden hat, mit denen er es ganz ähnlich macht wie Jene? Jenes Gelobte Land unserer Wünsche und Hoffnungen, das beim Antritt unserer Wanderung uns so nahe zu liegen scheint und dem wir anfangs mit so rüstiger Kraft entgegeneilen, wird nur von unendlich Wenigen erreicht; die Meisten von uns haben sich schon glücklich zu preisen, wenn sie nur im Augenblick des Hinscheidens gleich Moses einen letzten dämmernden Blick auf das Land werfen dürfen, das sie selbst nicht mehr betreten sollen, und wenn sie dabei zugleich ein Geschlecht um sich erblicken, auf das sie ihre Kämpfe, ihre Sehnsucht, ihre Hoffnungen vererben dürfen. Neue Zeiten brauchen neue Menschen, ganz gewiß: aber mit den neuen Menschen kommen auch neue Leidenschaften, neue Irrthümer, neue Krankheiten; die Weltgeschichte ist ein ewiger Fortschritt, ohne Zweifel: aber eben deshalb sind ihr auch immer neue, immer unerfüllte Aufgaben gestellt, locken immer neue Irrwege vom Ziel, die immer aufs neue berichtigt werden müssen. Gleichwie die Wonne des eifrigen und vorurtheilsfreien Forschers nicht die erreichte Wahrheit ist — denn hinter jeder erreichten Wahrheit dämmern ihm, gleich der Sternenwelt im Fernrohr des Astronomen, immer neue Wahrheiten auf, die zu neuer Forschung, neuer Arbeit nöthigen —, sondern die Forschung selbst ist sein Genuß und seine Befriedigung: ebenso liegt auch das eigentliche Ziel der Weltgeschichte nicht außerhalb ihrer, sondern vielmehr ihre eigene unendliche Entwickelung ist selbst das Ziel.

Und da ist es dem Menschen denn nun freilich ein Trost, Dasjenige, woran sein Herz gehangen und was ihm nur halb gelungen oder auch ganz mislungen ist, der Zukunft zur Vollendung anheimzugeben. Nur sollte sich dabei Jeder klar machen, daß es mit diesem Trost nicht anders steht als mit Allem, woran der Mensch sich tröstet: es ist ein Trost, o ja — aber nur für Den, der daran glaubt. Das Kind, das sein Borkenschiffchen dem Bache anvertraut, der mit spärlicher Welle sein väterliches Haus umfließt, freut sich auch bei dem Gedanken und wird nicht müde, sich das Erstaunen der Leute auszumalen, wenn sein Schiff nun weit, weit von hier, durch Dörfer und Städte, auf mächtig angewachsenem Strome dahinschwimmt, bis es endlich auf dem Meere anlangt, wo die großen Seeschiffe sich wiegen mit den riesenhaften weißen Segeln. — Gutmüthiges Kind! Es bedenkt nicht oder

weiß nicht, daß inzwischen tausend und aber tausend neue Quellen sich ergossen haben, tausend neue Borkenschiffchen, noch weit zierlicher geschnitzt, weit lustiger bewimpelt als seines, aufs Wasser gesetzt sein werden — und daß doch von allen kein einziges am Ziele ankommt, es sei denn als ein unansehnliches, unbeachtetes Stückchen Holz...

Auch in unserer Poesie hat die Tradition von den „Neuen Menschen", die endlich und endlich kommen müssen und unter deren Händen dann auch unsere Dichtung einen ganz neuen Klang gewinnen wird, von jeher eine große Rolle gespielt. Sogar scharfsichtige Kritiker hat es hier und da gegeben, die schon den Stern über der Krippe erblicken wollten, wenn sie nicht etwa gar bereits den Messias selbst gesehen zu haben glaubten. Aber ach, bei genauerm Hinblick war der Stern nur eine Sternschnuppe, vielleicht gar nur ein Schwärmer gewesen, den irgend ein schlauer Bursche in kluger Berechnung in die Höhe geworfen hatte, die vermeintlichen Messiasse waren bei näherer Bekanntschaft Menschenkinder wie Alle, der Strom der Literatur aber rauschte und strömte, neue Quellen öffneten sich, neue Namen tauchten auf — werden sie glücklicher sein als ihre Vorgänger?

Niemals jedoch ist das Gerede von der neuen Richtung und den „Neuen Menschen" in der Poesie lebhafter gewesen, noch ist es allgemeiner vernommen worden als in dieser jüngsten Zeit. Sehr natürlich. Wir haben so viel verschuldet und haben so viel zu bereuen, daß wir uns am liebsten ganz und gar vergessen und verleugnen möchten; wir gefallen uns selbst so wenig mehr, tragen so viel unausgesprochene schmerzliche Geheimnisse im Busen, daß jedes neue Gesicht und jeder neue Ton uns eine Erleichterung, eine Erlösung dünkt, blos weil er ein neuer ist und weil er uns ablenkt von unserer peinlichen Selbstbetrachtung.

Der Ton freilich, in dem man bei uns jetzt von diesem neuen Geschlechte spricht, ist etwas gemäßigter geworden, als es wol ehedem der Fall war; man kündigt die „Neuen Menschen" unserer Poesie nicht mehr mit Trompetenstößen an, setzt nicht mehr von sechs zu sechs Wochen einen neuen König der Literatur aufs Schild, glaubt nicht mehr, Goethe und Schiller wären beseitigt und der Respect vor unsern großen Classikern wäre nur noch ein Zopf — warum? weil wir in der Form mindestens ebenso classisch, in den Ideen aber noch ein gut Stück vorgeschrittener sind als sie. Im Gegentheil, es ist jetzt eine ordentliche Manie der Bescheidenheit ins Publicum gekommen, mit coketter Demuth rühmt man sich, wie anspruchslos der Geschmack wieder geworden, an wie Wenigem man sich begnügt, ein bischen Lenz, ein bischen Liebe, ein bischen Frömmigkeit — und wie friedlich still es wieder auf unserm Parnasse zugeht, demselben Parnaß, der vor kurzem noch so laut erdröhnte von Tumult und Waffen und Kriegsgeschrei. Jetzt

ist dergleichen verpönt und zwar nicht blos polizeilich, sondern auch vom Geschmack des Publicums; jetzt muß Alles klein, zart, niedlich sein, die Leidenschaft darf nur noch flüstern, nicht mehr sprechen, der Schmerz nicht mehr weinen, nur noch um stilles Beileid bitten, ja Amor selbst, dieser Amor, dessen Herrschaft so vollständig wiederhergestellt ist wie irgend eine, darf nur noch im Frack erscheinen oder noch besser in der Pfaffenkutte.

Auch dieser Rückschlag ist sehr natürlich. Was in diesem Augenblick bei uns die Literatur beherrscht und den Geschmack bestimmt, ist dasselbe satte, wohlbehagliche Philisterthum, das in allen übrigen Stücken wieder ans Ruder gelangt ist — oder dem doch wenigstens von Denen, die in der That am Ruder stehen, damit geschmeichelt wird, als ob Alles, was geschieht, um seinetwillen geschähe. Mit demselben feisten Schmunzeln, mit dem sie uns versichern, sich in politischen Dingen allerdings resignirt zu haben, Freiheit und Vaterland wären freilich ein paar respectable Gegenstände, aber es wäre doch auch viel abstracter Idealismus dabei und für einen praktischen Menschen bleibe es doch endlich die Hauptsache, wie er sich redlich durch die Welt schlägt und sich und die Seinigen ernährt — mit demselben feisten Schmunzeln und demselben ironischen Augenzwinkern gesteht man auch zu, daß die Dichter des Tages, diese allerliebsten, goldgeränderten Duodezpoeten, die Einem da so regelmäßig jeden Geburtstag und jeden Weihnachten ins Haus geschneit kommen wie ehedem Pfeifenköpfe oder Tabackbeutel — allerdings keine besonders großen oder tiefen Geister sind. Große Geister, sagt man, würden auch für solche kleinen Menschen, wie wir sind, und solche mittelmäßigen Zeiten wie die unsern gar nicht passen. Es ist bei uns wie in dem Märchen, wo die kleinen Leute auch ganz kleinwinzige Häusel und in dem kleinwinzigen Häusel auch ganz kleinwinzige Bettchen und Stühlchen u. s. w. haben müssen. So brauchen auch wir kleinwinzigen Menschen der Gegenwart, die wir uns unsere Nußschale mit Noth und Mühe wieder zurechtgeleimt haben, nur kleinwinzige Poeten mit winzigen Stimmchen, die ja nicht zu laut singen, und winzigen Gegenständen, die uns das bischen Blut ja nicht zu sehr in Bewegung setzen; es ist nur eine Poesie fürs Haus, was wir verlangen, aber wenn sie dauerhaft ist und die Farbe gut hält, so bezahlen wir sie theurer als die poetischen Phantasmagorien unserer Himmelsstürmer von ehemals. Und daß wir das eingesehen haben und daß auch unsere Dichter nicht zu hoffärtig sind, sich unserm Geschmacke zu fügen, daß sie Geschichte und Freiheit und Vaterland und andere solche unbequeme Dinge, die Einen blos mit der Polizei in Collision bringen können, wirklich dahinten lassen und uns dafür wie zu Vater Gleim's Zeiten von Wein und Liebe und Jugend, ja

ganz besonders von Jugend singen — das, fahren diese Philister der Aesthetik fort, das ist der Punkt, auf den es am allermeisten ankommt und wodurch ihr und unser Verdienst so groß wird wie irgend eines. Wie hat er doch gesagt da, der Goethe oder der Schiller — man kann diese alten Herren, bei denen Alles so voll Gedanken und Ideen ist, nicht mehr so im Kopf behalten; aber dafür kauft man sie sich als „billige Classiker", Band für Band 4 Groschen, und gibt ihnen den ersten Platz in der „Familienbibliothek" — wie hat er doch gesagt? „Wer den Besten seiner Zeit gelebt, der hat gelebt für alle Zeit." Nun, und wenn wir auch nicht besonders gut sind, so sind wir doch jedenfalls die Besten; wir sind das eigentliche Mark des Staats, wir zahlen unsere Steuern und Miethen regelmäßig, wir haben alles oppositionelle Gelüst möglichst besiegt, wir respectiren jede regierende Macht, am meisten aber diejenige, die unsern Geldbeutel respectirt — warum sollten die Poeten uns nicht auch respectiren? warum sollten sie nicht singen, was uns gefällt, zumal uns ja nur lauter angenehme Dinge gefallen, als da sind Wein und Weiber, Blumen und Vögel, Jugend und Liebe, Paradies und ewige Seligkeit? Das sind die richtigen „Neuen Menschen", das ist die wahre „neue Poesie", die das eingesehen hat und die darum auch nicht klüger noch edler noch tiefsinniger sein will als wir. Mögen die „Alten" unter unsern Dichtern, jene, die uns mit ihrer Poesie noch zu etwas „Höherm" zu führen gedachten und deren Lieder noch von Menschheit und Fortschritt und ähnlichen blassen Idealen träumen, mögen sie doch schwarz werden vor Neid! Denn es ist ja doch nur der pure Neid, weiter nichts, weshalb sie so schel sehen zu dieser neuen, naiven, gemüthlich kindlichen Richtung; sie ärgern sich, daß diese anspruchlosen Poeten in den prächtigen Gewändern so fleißig gekauft werden, während sie selbst mit all ihrer Weisheit und ihrem Schwung als graue Ladenhüter verschrumpfen. Aber „der Lebende hat Recht"! und darum sollen auch die „Neuen Menschen" leben, die Dichter der Leidenschaftlosigkeit und des heitern, friedlichen Genusses!

Wohlan denn, sehen wir diesen „Neuen Menschen" etwas näher ins Gesicht, prüfen wir die angebliche neue Richtung unserer Literatur, ob sie wirklich so jung, so ursprünglich ist, wie sie selbst und ihre Freunde uns versichern. Da hat sich im Lauf der letzten Monate wieder ein ganzer Berg alter und neuer Poesien auf unserm Schreibtisch angesammelt, ein wahrer Thurm zu Babel, in dem alle möglichen Zungen geredet, alle erdenkbaren Tonarten angeschlagen werden: horchen wir ein wenig zu, welche Melodien sich darin am bemerkbarsten machen und wohin die Strömung unserer heutigen Poesie am deutlichsten gerichtet ist. Selbst bei weitem noch nicht alt genug, um auf

das Vorrecht des laudator temporis acti Anspruch zu haben oder zu erheben, dürfen wir ja hoffentlich uns selbst so viel Unparteilichkeit zutrauen, um nicht vorsätzlich etwas Gutes zu übersehen oder etwas Gelungenes zu verkennen. Und sollte unser Urtheil über die „Neuen Menschen" schließlich doch nicht ganz so enthusiastisch ausfallen können, wie man vielleicht erwartet, ja sollten wir die wahre Jugend unserer neuesten Poesie, die eigentlich hoffnungsreichen Keime ihrer Zukunft wol gar in ganz andern Gegenden suchen und finden, als das Publicum und die Dichter selbst es thun — je nun, so denkt, daß es eben noch ein Mensch von der „Alten" Schule ist, der sich hier das Wort gestattet, und gönnt seinen veralteten Ansichten über Begriff und Werth und Aufgabe der Poesie ein ebenso geduldiges Gehör als er euren neuen schenkt!

Wir beginnen unsere Uebersicht mit zwei Dichtern, die recht eigentlich als die Vertreter der Jugend in der heutigen Poesie betrachtet werden dürfen, indem sie den Beifall, welchen sie beim Publicum gefunden, hauptsächlich der Unbefangenheit verdanken, mit der sie ihre Jugendlichkeit zur Schau getragen und selbst gar nichts weiter haben sein wollen als ein paar junge frische Dichterherzen: Otto Roquette und Julius von Rodenberg. Otto Roquette hat das „Liederbuch" (Stuttgart, Cotta), das er vor etwa Jahresfrist herausgegeben, ausdrücklich „der Jugend" gewidmet. Der Jugend, sagt er, die „selbst noch ringt", will er seine Lieder bringen, weil „nur sie zu singen verstehe"; die „mit den jugendgoldenen Locken", die noch mit „Jugendübermuth in die lebensbunte Urne lachend greifen", die noch „in seligen Wahns Gekose jedwede Blüte zur Frucht gereift sehen", die sollen „diese Liederernte" als ihr Eigenthum hinnehmen:

Und kann's dem Lied zu fesseln euch gelingen,
Mit froher Brust will ich es mit euch singen!

Dedicationen und ähnliche mehr oder minder officielle Gedichte gelingen, wie man weiß, nicht immer. Vielleicht rührt es daher, daß auch dies Roquette'sche Widmungsgedicht an die Jugend nicht eben besonders gelungen ist; trotz seiner enthusiastischen Sprache und trotz der Bilderfülle, mit welcher der Dichter darin um sich wirft, dreht es sich doch so ziemlich im Kreise und kommt über den etwas dünnen Gedanken: „Ich bin jung und ihr seid jung, so sind wir alle Beide jung", nicht eigentlich hinaus. Oder sollte der Grund vielleicht tiefer liegen und sollte die Schwäche dieses Eingangsgedichts vielleicht daher rühren, weil der Dichter in der That nicht mehr auszusprechen hat als blos dies etwas abstracte Bewußtsein seiner Jugend, und weil dies allein denn doch noch nicht hinreichend ist, einen wirklichen Dichter zu

machen? Allen Respect vor der Jugend, das versteht sich; sie ist die köstlichste und schätzbarste von allen Naturgaben, das kann Niemand tiefer empfinden als wer die Jugend selbst schon im Rücken hat. Junger Wein schmeckt immer gut, selbst wenn aus dem perlenden Most hinterdrein ein schaler, matter Krätzer werden sollte; selbst alte Tugenden sind oft nicht halb so liebenswürdig als junge Fehler. Aber so bereitwillig wir dies anerkennen, so fest müssen wir andererseits auch daran halten, daß wenigstens auf dem Gebiete der Kunst die Jugend allein noch nicht hinreichend ist. Auch die Jugend, wo sie sich will poetisch vernehmen lassen, muß einen Inhalt haben; es geht wol ein, auch zwei mal, aber es geht nicht immer, wie ein kleiner munterer Flachskopf, der die Schule hinter und vierzehn Tage Ferien vor sich hat, auf einem Beine tanzen und den Hut schwenken und dazu schreien: Hurrah, ich bin jung, ich habe nichts zu thun; — sondern erst wenn dieser Jugendsinn sich an großen und würdigen Gegenständen bewährt, wenn er die Wirklichkeit des Lebens, sei es genießend, sei es ringend, an sich preßt, mit einem Wort, wenn die Jugend zugleich als Jugendmuth und Jugendkraft auftritt, dann erst vermag sie uns poetisch zu interessiren und zu fesseln.

Diesen höhern Inhalt vermissen wir an dem Roquette'schen „Liederbuch". Es ist, mit wenigen Ausnahmen, ein äußerlich ganz angenehmes, aber innerlich leeres Quinkeliren, in meist ziemlich verbrauchten Weisen, bei denen es oft den Anschein gewinnt, als wäre die Seele des Dichters gar nicht einmal dabei gewesen und das Ganze wäre nur eine gewisse mechanische Gewöhnung, eine bloße zufällige Uebung der Stimme, wie etwa die Holzschläger im Walde jodeln und tremuliren, ohne dabei etwas Tieferes zu empfinden oder etwas Größeres ausdrücken zu wollen als ein gewisses allgemeines Gefühl der Existenz. Diese rohen Naturlaute aber haben mit der Kunst nichts zu thun. Wir gehören nicht zu den überkritischen Seelen oder glauben wenigstens nicht dazu zu gehören, an die der Dichter seine Parabel vom „Recensenten und Poeten" (S. 235) richtet und worin er den Erstern mit Recht verhöhnt, weil er angeblich gerathen, denselben Gedanken in zehn verschiedenen Gedichten zu bearbeiten, bis dann das zehnte gewiß gelungen. Aber daß er allerdings wohl thun würde, seine Poesie etwas ernster zu nehmen und nicht aus jeder zufälligen Stimmung, jedem alltäglichen Ereigniß sofort auch ein Gedicht zu machen, sondern seinen Sinn auf größere und werthvollere Gegenstände zu wenden, das können wir dem jungen Dichter auch bei dieser Gelegenheit wieder nicht verbergen und zwar um so weniger, je besser wir von seinem Talente im Ganzen denken und je bedeutenderer Leistungen wir ihn, bei strengerer Selbstkritik und größerm Ernst seiner poetischen

Studien, für fähig halten. Auch die vorliegende Sammlung enthält von diesem Talent verschiedene sehr artige Proben; „Vom Berg ergeht ein Rufen" (S. 5), „Da schmälen sie das Leben aus" (S. 7), „Jubelruf des Lebens" (S. 49), „Weißt du noch" (S. 57), „Zu deinen Füßen will ich ruh'n" (S. 65), „Nun laß dich halten, gold'ne Stunde" (S. 68), „Wer ein Herz treu eigen hält" (S. 217) und einige andere sind vortreffliche Stücke, von inniger und tiefer Empfindung und leichtem, glücklichem Ausdruck. Allein so lieblich sie sind, drohen sie doch dem Leser fast zu verschwinden in der Masse des Unbedeutenden und Inhaltlosen, das ihm das Bändchen übrigens bietet. Einiges davon, wie z. B. „Beim Wein" (S. 20), „Am Neckar und am Rhein" (S. 32), „Das alte Wort" (S. 53), „Sterne sind schweigende Siegel" (S. 63) ꝛc., können als wahre Musterkarte verbrauchter und bis zum Ueberdruß vernommener Phrasen gelten. Andere, wie namentlich die ganze Reihe „Aus dem Schwarzathal", sowie das Meiste von den sogenannten „Schwänken" erregt den sehr dringenden Verdacht, als wenn der Dichter über seine eigene Unbefangenheit und Natürlichkeit bei weitem nicht mehr so unbefangen und natürlich denkt, wie er uns möchte glauben machen. Auch mit Jugend und Natürlichkeit läßt sich cokettiren und der Dichter dieses „Liederbuch" scheint uns zuweilen nicht sehr weit davon entfernt. Wenigstens wüßten wir uns sonst nicht zu erklären, wie so viel unbedeutende persönliche Beziehungen und Abenteuer hineingekommen sind, es müßte denn etwa infolge einer augenblicklichen Selbstüberschätzung geschehen sein, die wir zwar einem jungen, vom Publicum so verwöhnten Dichter, wie es der Verfasser des „Waldmeister" ist, auch noch für kein Verbrechen anrechnen würden, von der wir indessen auch dann noch wünschen müssen, daß sie wenigstens nur eine augenblickliche sei.

Auch Julius von Rodenberg schwelgt hauptsächlich noch in dem Wonnegefühl der Jugend; auch er widmet seine kürzlich erschienenen „Lieder" (Hannover, Rümpler) seinen Altersgenossen, der deutschen Jugend, die „mit ihm gekämpft, mit ihm gerungen" und für die er denn auch diese seine Lieder gesungen. Doch tritt das Jugendgefühl bei ihm schon ein gut Theil männlicher, kräftiger, inhaltreicher auf, wie bei dem allzu zierlichen Dichter des „Liederbuch". Auch die Rodenberg'sche Muse ist noch etwas breit und geschwätzig und thut sich ebenfalls noch ein wenig zu viel darauf zugute, daß sie jung, jung und nochmals jung ist. Aber die Jugend sucht sich hier doch wenigstens ein würdiges Ziel, der Poet vergißt doch nicht ganz und gar, daß es noch größere Dinge gibt als Mädchenschürzen und Weinhauszeichen oder die Blümchen auf dem Feld und die Sterne am Himmel. Er läßt uns im Jüngling zugleich den werdenden Mann erblicken, und wenn er

auch in einem eigenen komischen Epos, das im Einzelnen recht viel lebendige und anmuthige Schilderungen enthält, im Ganzen aber doch nur ein etwas schwächlicher Nachklang des Roquette'schen „Waldmeister" ist, „Der Majestäten Felsenbier und Rheinwein lustige Kriegshistorie" besingt (ebenfalls in Hannover bei Rümpler): so zeigt er doch andererseits auch ein warmes und lebendiges Herz für die Kämpfe der Menschheit und die Geschicke seines Vaterlandes, dessen Zerstückelung und Erniedrigung er in den „Kriegsliedern für Schleswig-Holstein" (S. 211 fg.) mit schwungvollen und tief empfundenen Tönen besingt. Auch die Naturschilderungen, in denen er sich ebenso gefällt wie der Verfasser des „Liederbuch", tragen bei ihm nicht das Weichliche, Träumerische, Zerflossene wie bei Jenem. Schon daß er sich großentheils auf das Meer hinausbegibt, in das Tosen der Brandung, wo der verwegene Schiffer der empörten Flut sein Leben jeden Augenblick abringen muß, ist ein wesentlicher Vortheil für ihn, indem es seinen Schilderungen mehr Bewegung und Farbe und eine männlichere, kräftigere Stimmung verleiht. Besonders aus den „Liedern von Helgoland" (S. 145 fg.) weht es uns zuweilen allen Ernstes an wie eine frische, gesunde Seeluft, die die Nerven stärkt und das Blut gesund und frisch macht. Noch deutlicher zeigt die Vorliebe des Dichters für das Meer sowie sein Talent, die eigenthümliche Majestät desselben zu schildern, sich in einem kleinen Romanzencyklus, den wir früher schon ausführlich besprochen und auf den wir hier nur darum zurückkommen, weil gleichzeitig mit den gesammelten „Liedern" eine zweite Auflage davon erschienen ist: „König Harald's Todtenfeier. Ein Lied am Meere" (Marburg, Elwert). Der Verfasser hat die Rathschläge, welche die Kritik in Betreff dieser kleinen Dichtung ihm gegeben, mit mehr Sorgfalt benutzt, als unsere jungen (und alten) Dichter sonst zu thun pflegen, sodaß diese zweite Auflage auch als eine wesentlich verbesserte gerühmt werden darf.

Daß es freilich, um ein Lied am Meere zu schreiben, nicht genug ist, Wellen schäumen, Blitze zucken und alte Nordlands-Recken mit ihren Waffen klirren zu lassen, davon gibt „Sangkönig Hiarne. Ein nordisches Märchen" von Adolf Stern (Leipzig, Hinze), den wir hier um des verwandten Stoffes willen gleich einschalten wollen, ein überflüssig deutliches Beispiel. Der Verfasser ist nicht ohne Talent, er hat eine lebhafte und glückliche Phantasie und auch im Ausdruck trifft er das Richtige zuweilen recht geschickt. Doch scheint uns nach der vorliegenden Probe sein Talent sich, wenigstens für jetzt, noch mehr der Lyrik, sogar der sentimentalen Lyrik zuzuneigen und hat er daher, wie es uns scheinen will, nicht gut gethan, sich hier zu einem epischen Gedicht emporzustacheln, das theils aus Reminiscenzen, theils aus Bom-

bast und nur zum kleinern Theil aus einigen recht zarten und sinnigen, aber freilich nichts weniger als epischen Schilderungen besteht.

Wenden wir uns für einen Augenblick noch einmal zu Roquette und Julius von Rodenberg zurück. Man kann die liebenswürdigen Eigenschaften des Letztern noch höher anschlagen und die Schwächen des Erstern noch nachsichtiger beurtheilen, als es im Vorstehenden von uns geschehen, und wird doch niemals behaupten können, daß die süße Zierlichkeit des Einen oder der frische Sinn des Andern geeignet sind, eine „neue“ Epoche unserer Poesie herbeizuführen oder daß wir es hier überhaupt mit „Neuen Menschen“ zu thun haben. Im Gegentheil, was an diesen und einer großen Anzahl verwandter Dichter bei ihrem ersten Auftreten für neu gehalten wurde, und in diesem ersten Moment auch in der That wie ein neues Element wirkte, das war vielmehr in Wahrheit etwas recht Altes, etwas so Altes, daß es darüber schier in Vergessenheit gerathen war und somit denn freilich schon von Vielen für etwas Neues gehalten werden konnte: nämlich das uralte und doch ewig junge Thema von Liebeslust und Liebespein, von Lenz, Jugend und fröhlichem Wandermuth, mit einem Wort, alle jenen naiven und unverfänglichen Themen, die der Poesie und namentlich der Lyrik von Uralters her den reichsten Stoff geliefert und die der deutschen Poesie nur für einige Zeit verlorengegangen oder in den Hintergrund getreten waren in Folge jener politischen Aufregung, welche sich von Anfang der Vierziger Jahre an aller Gemüther bemächtigt hatte und die dann auch in der Poesie keine andern Götter neben sich wollte aufkommen lassen. Gewiß war es eine Thorheit, als man die Liebeslyrik ächtete, von der Pracht des Frühlings und der süßen Einsamkeit des Waldes zu singen für ein Verbrechen am Vaterlande erklärte, und statt vom Blut der Rebe nur immer vom Blut der Feinde hören wollte; es war das, sage ich, eine Thorheit, die sich mit den damaligen Zuständen allerdings entschuldigen ließ, ohne darum minder thöricht, minder naturwidrig zu sein. Aber für eine ebenso große Thorheit müßten wir es erklären, wollte Jemand von der Wiederaufnahme dieser einfachsten Elemente aller lyrischen Dichtung dieser Dichtung selbst oder wol gar unserer Poesie im Allgemeinen einen neuen Aufschwung und ein neues Leben prophezeien. Selbst mit denjenigen Richtungen unserer Zeit, welche dieser neuesten auf das Naive, das gemüthlich Unbefangene vorausgegangen, läßt dieselbe sich nicht vergleichen; sowol die Heine'sche Frivolität als der Lenau'sche Skepticismus oder das blendende Colorit der Freiligrath'schen Schule oder endlich die politische Poesie der Vierziger Jahre, was man auch im Einzelnen daran tadeln mag, waren doch ungleich bedeutendere Entwickelungsstufen und haben viel mehr „neues Blut“ in unsere Literatur

gebracht, als es diesem bloßen Zurückgehen auf Lenz, Liebe, Jugend jemals gelingen wird. Es ist eine Reaction, nichts weiter, vielleicht die liebenswürdigste und jedenfalls die unschuldigste unter all den zahlreichen Reactionen, die wir erlebten: aber doch immer nur eine Reaction, ohne positiven Inhalt, und darum auch ohne positive Frucht; sie kann uns möglicherweise sehr anmuthige, sehr liebenswürdige Poeten gebären, aber ganz gewiß keine „Neuen Menschen".

Schon ein gut Stück mehr von diesen „Neuen Menschen" verspüren wir in einer andern Gruppe junger Dichter, die vom Publicum freilich bei weitem nicht mit dem Beifall aufgenommen worden sind wie Roquette und Julius von Rodenberg: einer Gruppe von Dichtern, die im Gegentheil etwas Schroffes, Herbes, Unzugängliches haben und die doch gerade in dieser Herbigkeit uns weit eher als ein neuer Trieb am Baume unserer Poesie erscheinen als jene. Das sind M. Anton Niendorf, Edmund Höfer, Klaus Groth, der Dichter des „Quickborn" und Theodor Storm.

Ueber Anton Niendorf haben wir uns schon bei Gelegenheit seiner „Anemone" aussprechen müssen, leider nicht so günstig, wie wir bei unserer Theilnahme für das unzweifelhafte Talent des Dichters gern gethan hätten. Aber der Irrweg, auf den der Verfasser der „Anemone" sich begeben, war zu deutlich und für ihn selbst zu gefährlich, als daß wir ihn ungerügt lassen durften. Etwas von diesem Irrthum zeigt sich nun allerdings auch in seiner „Hegler Mühle. Ein Cyklus märkischer Lieder" (Berlin, A. Duncker). Und zwar ist das ein gewisser Hang zum Capriciösen, eine gewisse forcirte Originalität, die auch eine Geschmacklosigkeit und sogar noch Schlimmeres nicht scheut, immerhin, wenn es nur original ist oder aussieht. Sogar gegen die ganze Pointe der „Hegler Mühle" läßt sich dieser Vorwurf richten. Es ist eine sehr „alte Geschichte", an der nur eben dies neu ist, daß Demjenigen, dem „sie passirt, das Herz dabei nicht zerbricht": die Geschichte eines märkischen Bauermädchens, das von einem vornehmen jungen Brausekopf verführt und hinterdrein verlassen wird, an diesem Unglück aber keineswegs verkümmert, sondern sich tapfer wieder aufrafft und in der Ehe mit einem wackern Manne, dessen treu ausharrende Liebe das Vorgefallene verzeiht, noch glücklich und zufrieden wird. Wir räumen, wie gesagt, ein, daß diese Wendung ihr sehr Bedenkliches hat; es ist in dieser Situation etwas, wie Hebbel sehr richtig sagt, „über das kein Mann hinauskommen kann". Aber der Versuch jedenfalls ist neu und zeigt von einem merkwürdigen Umschwung in der Denk- und Empfindungsweise unserer dichtenden Jugend. Denken wir uns diesen Stoff von einem Poeten der ältern Schule behandelt, wie er denn in der That unzählige male von unzähligen

derselben behandelt ist — und die einzige Frage, um die es sich dabei noch handeln würde, könnte nur höchstens die sein, welches Todes die unglückliche Heldin sterben soll, ob im Wasser oder im Feuer, ob durch Gift, Dolch, Kugel, ob im Bett oder auf dem Schaffot oder wie sonst. Denn sterben müßte sie jedenfalls; obwol wir tagtäglich die Fälle vor Augen sehen, daß der Mensch dies und noch viel mehr übersteht, und obwol unser eigener Verstand und selbst unser Sittlichkeitsgefühl uns sagen, daß es so gut ist und daß es nicht blos vernünftiger, sondern auch sittlicher, einen begangenen Fehltritt zu überwinden, als in ihm müssig unterzugehen, so hätte doch nun und nimmer ein Dichter sich entschlossen, diesem Realismus zu seiner Poesie Zutritt zu gestatten. In der Thatsache, daß der Dichter der „Hegler Mühle" sich ein solches Problem gestellt, sehen wir den Fortschritt, ohne daß wir deshalb die Art und Weise, wie er dasselbe ästhetisch gelöst, durchweg billigen oder auch nur entschuldigen möchten. Doch ist auch das Erstere schon ein Beweis von realistischer Sicherheit und Natürlichkeit, den wir nicht hoch genug anschlagen können und der, richtig ausgebildet, unserer Poesie in der That ein „neues" Blut einimpfen kann. Derselbe Realismus spricht sich auch in den zahlreichen Natur- und Sittenschilderungen aus, die das kleine Gedicht übrigens enthält; auch hier ist die übliche Tradition der Poesie, gleichsam das Conventionelle der poetischen Sitte soweit abgethan, der Dichter geht so frank und frei, mit so gesundem, unbefangenem Sinn auf die Dinge los, dieser Jäger, dieser Fischer, dieser arme Steinklopfer singen ihre Liebe alle so wahr und so natürlich, daß Jeder, dem es auch in der Poesie auf den Kern, nicht blos auf die Schale ankommt, seine innigste Freude daran haben muß. Rechnen wir dazu, daß auch die Form meistentheils melodisch und wohlgebildet ist und nur erst wenig leise Spuren zeigt von jener capriciösen Geschmacklosigkeit und Entartung, durch welche leider die Sprache der „Anemone" entstellt ist, so wird man unser Urtheil hoffentlich nicht unbegründet finden, wenn wir die „Hegler Mühle" mit zu dem Vortrefflichsten rechnen, was die Poesie der letzten Jahre uns gebracht hat.

Ein ähnlicher realistischer Trieb geht auch durch die „Gedichte" von Edmund Höfer (Leipzig, Simion). Auch wird dies Niemand verwundern, der da weiß, daß der Verfasser zugleich einer unserer vortrefflichsten und gediegensten Erzähler ist; die „Geschichten aus dem Volk" von Edmund Höfer, die vor etwa zwei Jahren zu Stuttgart erschienen, müssen sowol durch das volksthümliche Interesse des Stoffs als durch die künstlerische Abrundung und Klarheit der Form dem Besten beigezählt werden, was unsere Literatur im erzählenden Fache überhaupt besitzt. Von einem Dichter mit diesem Scharfblick für die

Wirklichkeit der Dinge und diesem feinen plastischen Sinne ließ sich denn freilich voraussetzen, daß er nicht in die gewöhnliche „Sonne und Wonne, Lust und Brust" unserer Dutzendlyriker verfallen würde. Der Lyriker Höfer besitzt noch nicht dieselbe Durcharbeitung, er ist noch nicht so einig und fertig in sich wie der Erzähler Höfer: aber ein großes und hoffnungsreiches Talent, ein Talent, aus dem sich mit der Zeit wol ein „Neuer Mensch" entwickeln kann, begrüßen wir auch in ihm. Dieser Dichter fußt nicht blos auf seine Jugend, im Gegentheil, schon manchen Kampf des Lebens hat er bestanden, schon mancher Schmerz hat seine Brust durchzuckt, ja es sollte uns nicht Wunder nehmen, wenn seine braune Locke sich schon hier und da gebleicht hätte. Es ist eben ein dichtender Mann, der des Lebens Lust und Leid bereits an sich selber erfahren hat; viele Illusionen mögen ihm zerflattert sein, aber den Kern lebendiger, schöpferischer Poesie, den er im Herzen trägt, hat ihm keine Täuschung entfernen können, der ist gesund und frisch geblieben und treibt lustige, kecke Sprossen. Darum darf die Lyrik dieses Dichters sich auch an Stoffe wagen, die ganz in der Wirklichkeit des modernen geselligen Lebens stehen und die wir daher sonst auch nur der Novelle zugestehen, wie das „Rendezvous" (S. 151), „Arm und Reich" (S. 153), „Eine Gefallene" (S. 157), „Ein Fragment" (S. 163), sowie die Cyklen „Montour" (S. 231) und die köstliche, farbensprühende „Emanuele" (S. 253). Besonders aus diesen beiden letztgenannten Gedichten spricht jene tiefe verhaltene Leidenschaftlichkeit, jener dämonisch finstere, herbe Zug, jenes Herabkämpfen des Schmerzes, halb aus Liebe und halb aus Weltverachtung, in dem wir den interessantesten und eigenthümlichsten Zug in dem Charakter dieses Dichters erkennen und wodurch er sich denn allerdings von der fröhlichen Geschwätzigkeit unserer Jugenddichter par excellence sehr wesentlich unterscheidet. Wir zweifeln nicht, daß diese starke kräftige Dichternatur sich aus ihrer gegenwärtigen Verfinsterung noch zu völliger Klarheit hindurchringen wird; die Früchte, mit denen sie uns alsdann beschenken wird, werden von seltener, köstlicher Süße sein.

Denselben realistischen Trieb erblicken wir ferner in zwei Dichtern, welche dieselbe Heimat haben, nämlich jenes Schleswig-Holstein, an dem Deutschland so übel gehandelt hat und das ihm nun in seiner Großmuth noch zwei so herrliche Dichternaturen spendet, gleichsam als Mahnung, was wir da verloren haben oder doch bald auf immer verlieren werden: Klaus Groth und Theodor Storm. Aber wenn der Realismus bei Anton Niendorf zum Theil noch etwas Reflectirtes, Krankhaftes hat, und wenn er auch bei Höfer über das Gefühl der Entzweiung und des Kampfes noch nicht hinausgekommen ist, so begrüßen wir in den beiden eben Genannten vielmehr zwei vollkommen

reife, klare, in sich selbst gesättigte und befestigte Dichternaturen, die nicht blos nichts Gemachtes oder Unwahres mehr an sich tragen, sondern die auch die Narben der Reflexion längst ausgeheilt haben — frische, fröhliche Gestalten, voll Kraft und Grazie, stark und mild, mit festen Wurzeln den Boden der Wirklichkeit umklammernd und doch das Haupt stolz aufrecht in den Wolken, gleich den Buchen ihrer Heimat. Klaus Groth's „Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten dittmarischer Mundart" (Hamburg, Perthes-Besser und Mauke) ist sehr bewundert worden und hat auch in wenigen Monaten schon die zweite Auflage erlebt: aber im Ganzen mehr, weil es plattdeutsche Gedichte sind und weil die Freunde dieser Mundart sich von gerechtem Stolz daüber ergriffen fühlten, daß dieselbe einen solchen Dichter erzeugt. Nun wollen wir keineswegs behaupten, daß die eigenthümliche Naivetät der Mundart die Wirkung dieser Gedichte nicht um ein beträchtliches erhöhte. Allein wenn schon nach Lessing's bekanntem Ausspruch Rafael ein Maler geworden, selbst wenn er ohne Hände geboren wäre, so läßt sich noch mit größerer Bestimmtheit behaupten, daß der Dichter des „Quickborn" ein Dichter geworden, gleichviel in welcher Sprache er gedichtet, und wenn es am Ende auch gar dies Hochdeutsch gewesen wäre, auf das er in der Vorrede so vornehm mitleidig herabblickt. Es ist in der Mehrzahl dieser Gedichte eine unvergleichliche Innigkeit, Wahrheit und Tiefe der Empfindung, verbunden mit dem schlagendsten und glücklichsten Ausdruck; das Schalkhafte steht dem Dichter ebenso zu Gebote wie das Ernste und Erhabene, der Ton des Liedes so gut wie der Ton der Ballade, wenigstens soweit ein Laie des edeln Plattdeutsch, der aber allerdings als Pommer unter einigermaßen verwandten Klängen aufgewachsen ist, darüber urtheilen kann. Nur sehr selten stoßen wir auf fremde, im üblen Sinne moderne Elemente, die sich dann aber in dieser ehrwürdig altväterischen Kleidung auch freilich doppelt unangenehm machen, wie z. B. die „Grotmoder" (S. 155), die wir eher bei Heine oder Chamisso suchen würden als bei dem Dichter des „Quickborn". Ob die deutsche Poesie im Ganzen von diesen Gedichten viel Einfluß verspüren, oder ob die Schranke der Sprache sie verhindern wird, nach ihrem ganzen Werthe anerkannt zu werden, müssen wir zunächst dahingestellt sein lassen. Ja selbst über die literarische Berechtigung der plattdeutschen Mundart in unserer Gegenwart vermögen wir uns trotz der eifrigen Schutzrede des Verfassers nicht aller Zweifel zu entschlagen. Aber daß es der deutschen Poesie jedenfalls gut wäre, sie ginge an diesen „lebendigen Born" recht eifrig schöpfen und machte die Vorzüge dieses Dichters, seine Tüchtigkeit und Klarheit, seine Einfachheit und Treue, sein natürlich schlichtes und dabei doch so reiches, vielgestaltiges Wesen sich recht

sorgfältig zueigen, das scheint uns allerdings unzweifelhaft; wenn unsere Gebildeten es um Hebel's „Allemannischer Gedichte" willen nicht zu mühsam finden, den Dialekt des Schwarzwaldes zu studiren, so hat es auch dieser „Quickborn" ganz gewiß verdient, daß man um seinetwillen die plattdeutsche Mundart verstehen lernt.

Sein Landsmann Theodor Storm hat uns die Sache freilich noch leichter gemacht; er schreibt hochdeutsch und zwar ein so wohlgefeiltes und dabei doch so kerniges, so gesundes Hochdeutsch, daß auch der Dichter des „Quickborn" sich desselben nicht zu schämen brauchte. Aber auch seine Empfindungen zeigen dieselbe Innigkeit und Gesundheit wie jener. Es ist nur ein kleines Buch, diese „Gedichte von Theodor Storm" (Kiel, Schwers) und nur eine kleine, stille Welt, in die sie uns einführen, die Welt des Hauses, noch genauer die Welt des Ehe- und des Kinderglücks: also eine Welt, die den „jungen" Poeten, die das Glück der Wanderschaft noch für das höchste halten und denen der fruchtbarste Baum noch nicht halb so lieb ist wie der dürre Stecken, an dem sie die Welt durchziehen, noch sehr ferne liegt. Allein unser Dichter weiß diese kleine Welt mit so viel Innigkeit zu durchdringen, sein Realismus ist so harmonischer, so tief poetischer Natur, daß wir nach gar keinen pikantern Stoffen, keinen blendendern Farben Verlangen tragen. Auch dieser Dichter hat mehr finstere als heitere Stunden durchlebt, seine Seele ist erst in der zehrenden Glut des Schmerzes reif geworden; noch jetzt wendet er sich mit Vorliebe den Bildern des Todes und der Verwesung zu, ja gewisse entsetzliche Stunden des Abschieds, gewisse theure bleiche Mienen, die der Tod ihm auf ewig verhüllt, stehen so fest vor seiner Phantasie, daß er immer und immer wieder darauf zurückkommt und daß selbst seine Lust und Heiterkeit noch von einem leisen Hauch der Wehmuth durchzittert ist. Aber diese Wehmuth hat nichts Krankhaftes, nichts Gemachtes, noch hindert sie ihn die Schönheit der Welt und das Glück des Lebens übrigens mit dankbarem Herzen anzuerkennen. Von der Gruft, die ihm so früh so Theures verschlang, wendet er sich heimwärts zu seinen Kleinodien, seinen Kindern, seinem „Hävelmann", die er in Ernst und Spiel mit väterlicher Zärtlichkeit belauscht und denen er die lieblichsten Märchen zu singen weiß; man vergleiche namentlich außer dem classischen: „In Bulemann's Hause" (S. 90), das wir gern hier mittheilen würden, wenn der Raum es nicht leider verhinderte, die prächtige „Sturmnacht", die auch schon in den früher erschienenen, ebenfalls höchst empfehlenswerthen „Sommergeschichten und Liedern" (Berlin, A. Duncker) abgedruckt steht. Ja selbst von dem Grabe seiner patriotischen Hoffnungen erhebt er sich gefaßten Sinnes, wie es dem Manne geziemt, der da weiß, daß eine ewige

Gerechtigkeit in der Weltgeschichte lebt und daß wir dieser Gerechtigkeit nur in die Hände arbeiten, indem wir redlich wirken und schaffen, ein Jeder an seinem Theil. Will man sich des Fortschritts bewußt werden, den unsere Poesie in der That in den letzten Jahren gemacht hat und soll denn doch einmal von „Neuen Menschen" gesprochen werden, wohlan, so vergleiche man den gefaßten männlichen Schmerz dieses Dichters mit jenem Weltschmerz und jener schönthuerischen Zerrissenheit, wie sie durch Heine in unserer Literatur Mode geworden war und wie sie noch bis in die neueste Zeit hinein bei der Mehrzahl unserer Dichter umgeht; da wird man bald merken, um was es sich handelt.

Mit der dringenden Empfehlung dieses Dichters brechen wir unsere Uebersicht für heute ab, indem wir uns vorbehalten, sie recht bald wieder aufzunehmen. Wenn es aber an dem heutigen Tage erlaubt ist, auch der deutschen Poesie in corpore einen Neujahrwunsch darzubringen, so kann es nur der sein, daß so anmuthige und frische Talente wie Roquette und Julius von Rodenberg an Ernst und Tiefe immer mehr zunehmen, Dichter wie Anton Niendorf und Edmund Höfer sich zu immer größerer Klarheit hindurchringen, solche aber wie Klaus Groth und Theodor Storm uns noch recht viel so vortreffliche Gaben bescheren mögen wie ihre Erstlingswerke und dafür beim Publicum recht viel Liebe und Anerkennung finden; dann wird das Gerede von den „Neuen Menschen" vielleicht auch in unserer Poesie mit der Zeit eine Wahrheit werden.

Englische Zustände und Stimmungen.

Von

Lothar Bucher.

Es ist schon öfters bemerkt worden, und folgt von selbst aus der Richtung, die sich seit hundert Jahren mit immer größerer Schärfe in dem englischen Volkscharakter ausprägt, daß das Publicum von England sich auch in der Politik immer nur mit einer Frage zu einer Zeit beschäftigt. Die Engländer selbst becomplimentiren sich darüber. Und allerdings, wo die Umrisse des Staatslebens einmal zur Zufriedenheit aller Parteien feststehen, da ist es gewiß ganz richtig, die Thätigkeit immer nur auf einen Punkt zu concentriren. Meister Goethe hat uns das ja auch gelehrt. Aber damit ist nicht gesagt, daß sich auch das Auge, auch der Gedanke nur auf den einen Punkt richten, daß man auch das Gesichtsfeld so eng wie möglich nehmen, die Fäden, die den einen Gegenstand mit hundert andern verknüpfen, willkürlich zerreißen soll. Während die Hand den Meißel führt, muß dem Auge des Künst-

lers das Bild des Ganzen vorschweben, wenn die richtige künstlerische Harmonie herauskommen soll. Daran aber lassen die Engländer es gar sehr fehlen, und wer daher ihre Entwickelungsgeschichte sich in großen Zügen vergegenwärtigt, dem tritt auch der Mangel an Harmonie, der Widerspruch zwischen den Erfolgen der einzelnen Bestrebungen schlagend entgegen. Wirft man gleichzeitig einen Blick auf die äußere Geschichte, die neben den innern Entwickelungskämpfen herläuft, so erkennt man ferner, daß die Regierer diese Schwäche der Regierten sehr genau kennen, stets darauf speculiren und häufig mit Erfolg. Sobald die öffentliche Meinung eine Richtung zu nehmen droht, die den Regierern nicht gefällt, werfen sie dem Walfisch eine andere Tonne vor die Nase. Die äußere Politik dient in England als Ableitung für die innere, und umgekehrt. Geht man diese Beispiele durch, so findet sich eine merkwürdige Thatsache. Vor 1815 leitete man die Aufmerksamkeit von der innern Politik auf die äußere. Seit dem Wiener Frieden, mit andern Worten, seit Rußland seine Herrschaft über die europäischen Cabinete befestigt und in ein System gebracht hat, geschieht das Umgekehrte. Für die Walpole'sche Wirthschaft war der Siebenjährige Krieg die Ableitung, für Pitt der Kampf gegen die amerikanischen Colonien, und als die in diesem Kampfe angeregten Fragen eine sehr unangenehme Neigung zu Untersuchungen über die englische Verfassung erzeugt hatten, als der Herzog von Richmond 1780 im Oberhause einen Antrag auf allgemeines Stimmrecht und jährliche Parlamente eingebracht hatte, als die Französische Revolution im voraus von einer ganzen Schule englischer Staatsmänner und Schriftsteller geistig durchgemacht war, war der Krieg gegen Frankreich, wenn nicht ein absichtlich herbeigeführtes, doch jedenfalls ein sehr willkommenes Ereigniß. Seit dem Wiener Frieden kehrt sich das Verhältniß um. Die Nachwehen des Krieges, das Schwinden der alten Nationalvorurtheile, das Ueberhandnehmen des Materialismus lassen nicht daran denken, daß das englische Volk sich in einen Krieg gegen andere Leute verbeißen werde, weil sie nicht englisch sprechen oder Holzschuhe tragen, oder sich von dieser und jener Familie regieren lassen. Die Entwickelung der Presse ließ befürchten, daß das Publicum sich über das Recht und das Interesse in einer auswärtigen Verwickelung genauer und leidenschaftsloser informiren würde: eine Befürchtung, die sich allerdings nicht in ihrem ganzen Umfange bestätigt hat. Die russische Diplomatie wollte ihr Glück oder ihre Geschicklichkeit, die englische ihr Unglück oder ihre Ungeschicklichkeit nicht an den Brennpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit stellen. So finden wir während des Türkenkrieges 1828—29 die Katholikenemancipation, neben der Einverleibung Krakaus die Aufhebung der Kornzölle, neben dem Türken-

kriege 1852—53 die neue Reformbill. Allerdings war für diese innern Beschäftigungen eine Disposition vorhanden: aber das Ministerium kann viel dazu thun, ob eine solche Frage heute oder über ein Jahr auf die Tagesordnung kommt, und daß äußerer Einfluß bald die Entschlüsse des Ministeriums zeitigen, bald die Agitation steigern kann, dafür liefert wenigstens die Geschichte der Katholikenemancipation die unzweifelhaftesten Beweise. Die siebzigjährige Herrlichkeit an der Spitze der Geschäfte kam vor einigen Wochen ausdrücklich nach der City und unterzog sich den Strapazen des Lordmayorschmauses, um noch einmal zu erklären, daß sie eine Menge Reformen vornehmen wolle und dazu peace, peace, peace brauche. Es ist charakteristisch für die Zeit, daß in allen den amtlichen Erklärungen, zu denen die Russian aggression Veranlassung gegeben, von der Frage, ob Recht oder Unrecht, so gut wie gar nicht die Rede ist. Niemand sagt, daß er das Recht wolle, ausgenommen die Russen; der Eine will Frieden, der Andere Neutralität, der Dritte Solidarität der conservativen Interessen, der Vierte Erhaltung des Gleichgewichts.

Es hieße aber sich absichtlich gegen die Wahrheit verblenden, wenn man leugnen wollte, daß der größte Theil des englischen Volks ganz gleichgültig dagegen ist, wie England Verträge hält und seine Kräfte nach außen verwendet. Das große Capital will Frieden mit Gegnern, die gefährlich sind, oder die es wenigstens dafür hält, also namentlich mit Rußland, vor dem es eine abergläubische Scheu hat. Ein Krieg gegen Ava hat nichts zu sagen, wird ganz vergessen. Vor zehn oder zwölf Jahren machten einige talentvolle und vaterlandsliebende Männer den Versuch, den Kaufmannsstand zu überzeugen, daß seine Interessen mit der Handhabung der äußern Politik eng verknüpft seien. Es erschien eine Reihe höchst werthvoller Flugschriften unter dem Titel „Diplomacy and commerce“, und wenn man die Journale aus jener Zeit durchblättert, so stößt man auf Meetings und Festessen, auf denen die Frage eifrig discutirt wurde. Nachhaltige Wirkungen hat die Bewegung aber nicht gehabt. Der englische Kaufmann wird immer mehr zum Krämer. Seine Geschäfte erweitern sich ins Riesenhafte, sein Sinn schrumpft zusammen. Sykophanten sind bemüht, ihm allerlei Mäntel für seinen schnöden Eigennutz zurechtzumachen. „Erleuchtete Selbstsucht“ zum höchsten Princip zu machen, ist an sich gar nicht so schlechte Philosophie, wenn man nur den Kreis der Interessen weit genug zieht, daß auch noch ideelle Güter hineinfallen. Epikur's Philosophie ist edel und weise, wenn sie nicht das augenblickliche sinnliche Vergnügen, sondern für das ganze Leben das höchste Maß von Wohlsein erstrebt. Jede Philosophie ist gut in guten Händen. Aber die Herren von Manchester haben nur den nächsten Jahresabschluß im

Auge. England ist vor der Hand sicher und wird im Ganzen regiert, wie sie es wünschen. In der übrigen Welt soll Ruhe und Ordnung sein. Das ganze Staatensystem erscheint ihnen wie eine große Constabulatur, die ihre Actien und andern auswärts angelegten Capitalien bewacht. Man kann sich eines verächtlichen Lächelns nicht erwehren, wenn man sich erinnert, wie die Cottonlords sich um Kossuth drängten, und sieht, wie sie sich jetzt davondrücken, wenn es sich um eine Demonstration gegen Rußland handelt. Kossuth war ein Löwe, die Damen wollten ihn doch sehen, Oestreich dankte Gott, wenn es das Leben hatte, und daß England nicht für die ungarische Verfassung in die Schranken treten würde, nachdem sie zerstört war, darüber konnte man ziemlich ruhig schlafen. Jetzt könnte man beim Wort genommen werden. Es ist ein Glück, daß die Wortführer der Partei, die eben die Mäntel für den nackten Egoismus zu fabriciren haben, weder sehr unterrichtet noch sehr geistreich sind. In der londoner Presse wird sie eigentlich nur durch den „Economist" vertreten und über dessen auswärtige Politik — wollen wir schweigen. Dieser Theil des Blattes ist unter der Kritik. Indessen für den schlimmsten Fall bleibt immer noch ein weiter Mantel übrig — die Christlichkeit. Die Türken glauben ja an den Koran.

Wenn wir auch eine bedeutende Abrechnung dafür machen, daß die Tories in der Opposition sind und man auf der linken Seite des Sprechers allerlei sagt, was man auf der rechten vergißt, so dürfen wir doch behaupten, daß unter den Tories noch Spuren eines andern, bessern Geistes zu finden sind. Der Leser wird sich vielleicht wundern, einmal wieder von Tories zu hören, die er zu der vorsündflutlichen Fauna rechnet. Das Wort ist mit Bedacht gewählt. „Standard" und „Morning Herald" entfalten wieder die alte Fahne. Das ist sehr weise und der erste Schritt zur Wiedergeburt der Parteibildung. Sie wollen nicht mehr conservativ heißen, „wie sie in den dreißiger Jahren angefangen sich zu nennen, sie wußten selbst nicht weshalb". Sie haben ausfindig gemacht, daß sie damit in zu schlechte Gesellschaft gerathen. Man fängt ja jetzt auch auf dem Festlande an, darüber zu philosophiren und zu disputiren, was eigentlich conservativ ist — fängt an zu merken, daß die conservative Partei gar keine Partei ist. In England hat diese Erkenntniß schon länger gedämmert, wenigstens für den unbetheiligten Beobachter. Der Fall der ungarischen Verfassung war der Wendepunkt. Ich weiß nicht, ob in Deutschland aus dem conservativen Lager Stimmen für Ungarn laut geworden sind; ich glaube nicht. Die lautesten Conservativen wenigstens waren damals in inbrünstiger Anbetung des Standrechtsgalgens begriffen. In den englischen Tories empörten sich die alten Traditionen gegen diesen

neuen Cultus; die genannten beiden Blätter haben ohne zu schwanken bis auf diese Stunde die Herstellung der ungarischen Verfassung gefodert und Kossuth, wenn auch nicht in allen Einzelheiten, doch im Ganzen standhaft vertheidigt. Freilich ist gerade die ungarische Frage geeignet, ihnen die Einseitigkeit ihres Standpunkts und die Unanwendbarkeit auf auswärtige Verhältnisse zur Anschauung zu bringen. Sie fanden den Widerstand gerechtfertigt, den die Anhänger der Verfassung leisteten, und würden einen Kampf für die Wiederherstellung billigen, wenn er — bald unternommen würde. Wie aber, wenn der verfassungslose Zustand Jahrzehnde, wenn er Menschenalter dauert, wenn die Verhältnisse sich inzwischen so geändert haben, daß eine Wiederherstellung unmöglich und ein Anpassen der alten Grundsätze an die neuen Zustände nothwendig wird? Wo wollen sie dann die Grenzlinie zwischen Recht und Revolution ziehen?

Das Dilemma tritt ihnen auch in England, freilich nicht so scharf, entgegen. Ein Tory in dem guten Sinne des Worts, ein Tory, wie er in den Zeiten der Königin Anna war, will sich an der Verfassung nichts ändern lassen. Nun ist aber viel daran geändert und der Proceß geht immer fort. Wer sich auf den juristischen Standpunkt stellt, muß Vieles, was in England besteht und als Recht gilt, für Unrecht erklären. Es ist ja der Stolz der Engländer, daß die Continuität des Rechts — abgesehen von dem Taumel in der Mitte des 17. Jahrhunderts — gewahrt ist. Das Statut von Winchester, 1284, ist nicht längst einer richterlichen Entscheidung zugrunde gelegt und das gemeine Recht geht, anders als in Deutschland, dem Naturrecht vor. Wie steht es mit alle den „Reformen" — und ihre Zahl ist nicht klein — die gegen das gemeine Recht verstoßen? Mit all den boards und andern bureaukratischen Schöpfungen der Whigs?

Der Raum ist viel zu beschränkt, um alle die interessanten Fragen nur anzudeuten, die sich daran knüpfen. Nur eine Bemerkung noch. Die Tories treffen ganz mit den Radicalen zusammen, sobald diese so klug sind, was allerdings nicht häufig der Fall ist, „zurückzugehen". Die alte Verfassung, das gemeine Recht Englands sind so entsetzlich radical, daß die deutschen Conservativen, die auch zurückgehen, aber nur hinter die Schlacht bei Jena, die Hände über dem Kopf zusammenschlagen würden. Jene Begegnung hat in einzelnen Fragen wirklich stattgefunden; so in der jetzt schwebenden über die Reform der City. Die Verfassung der Altstadt London hat ihre tausendjährige Geschichte. Sie ist verunstaltet durch Misbräuche, die im Innern erwachsen, und durch Gewaltstreiche der Staatsgewalt: aber sie hat die Lebensfähigkeit und die Organe, selbst das Ungesunde auszustoßen. Freilich, wenn dieser Proceß, mit dem eine starke Partei in der City seit Jahren be-

schäftigt ist und mit dem sie nur vor dem Widerstande des Parlaments nicht hat zustande kommen können, durchgeführt würde, so käme eine Gemeindeverwaltung heraus, mit der der entschiedenste deutsche Demokrat zufrieden sein könnte. Dem conservativ-liberalen und liberal-conservativen Ministerium wäre damit schlecht gedient. Man hat eine königliche Commission eingesetzt, bestehend aus Hrn. Labouchere, der in frühern Ministerien alles Mögliche gewesen ist, in der Coalition aber nicht hat unterkommen können, mit noch zwei Herren, gleichfalls ohne große Gaben, die für so und so viel Guineen Diäten sich der Mühe unterziehen, allen kleinen Klatsch zusammenzutragen und sich von Philistern, „die sich nie viel um die Cityverwaltung bekümmert haben“, Reformvorschläge machen zu lassen. Jeder Zeuge hat seinen pet, sein Steckenpferd, und die bisher gemachten Aussagen, nebeneinander gehalten, gaben eine Masse von Oberflächlichkeit und Albernheit, die ihres Gleichen sucht. Die ganze Untersuchung ist ein Skandal.

Das bringt mich schließlich auf die Reformbill, von der die Presse sehr viel und das Publicum sehr wenig spricht. Sie soll kommen, weil Lord John Russell sie einmal versprochen und Aberdeen das Versprechen erneuert hat. Und Russell hat sie versprochen, weil die Bestechung und Einschüchterung in den letzten Jahren einen solchen Grad erreicht haben, daß früher oder später, namentlich unter dem Eindruck einer Calamität, ein heftiges Verlangen nach Abstellung des Unfugs laut werden muß. Damit dann nicht zu ernstlich reformirt werde, will man sich mit der den englischen Aristokraten eigenen Klugheit und Voraussicht bei Zeiten durch eine billige Abfindung loskaufen. Zweck der Reformbill ist das Ballot abzuwehren. Wie Lord John Russell es meint, hat er durch den Entwurf von 1852 gezeigt, der kurz darauf hinauslief, die 1832 beseitigten Burgflecken mit einem Stückchen platten Landes zu legiren und wieder lebendig zu machen. Die Sache war so grob angelegt, daß Russell zurücktreten mußte. Die Aufnahme, die seine Bill fand, war der wahre Grund des Zurücktretens, das Palmerston'sche Amendement zur Milizbill nur der Vorwand. Man wird es diesmal klüger anfangen. Ich will nicht bestreiten, daß auch manche gerechtfertigte Foderung erfüllt werden wird; ohne das geht es in England nicht. Aber es wird auch ein gutes Theil sham, Augenverblendniß, dabei sein. Die ministeriellen Blätter strotzen von Vorschlägen, natürlich alle „organischer Natur“, aber meines Erachtens ebenso willkürlich wie alle die Arten von Census, die auf dem Festlande erdacht sind. Ein seit mehren Jahren ventilirter Vorschlag, den Arbeitern, die eine bestimmte Summe in der Sparkasse haben, das Wahlrecht zu verleihen, scheint aufgegeben, weil die Arbeiter so unverständig gewesen sind, strikes zu machen.

Es ist allerdings unverständig, strikes zu machen, wenn die Lebensmittel enorm theuer und die Bestellungen sehr knapp sind. Der hohe Preis der nothwendigen Bedürfnisse vermindert an sich das Betriebscapital, die Fonds, aus denen die feiernden Arbeiter erhalten werden, reichen nicht so weit wie in billigern Zeiten, und den Arbeitgebern ist es ganz recht, wenn sie nicht mit Verlust oder auf Vorrath zu arbeiten brauchen und ihre vorhandenen Vorräthe durch die Besorgniß der Käufer in die Höhe getrieben werden. Das ist augenblicklich der Zustand der Dinge in Lancashire. Welchen physischen und moralischen Ruin das Feiern von 60,000 Arbeitern, darunter viele Tausend junger Mädcher, anrichten muß, ist leicht zu begreifen. Die Veränderung in den wirthschaftlichen Zuständen ist unermeßlich. Die vorjährige Thronrede hat das Gedeihen verrufen; die Phrasen zurechtzumachen, die in wenigen Wochen der Königin in den Mund zu legen, wird diesmal für „alle Talente" keine kleine Aufgabe sein.

Aus den Denkwürdigkeiten Joseph Frank's.

Mitgetheilt

von

Gottschalk Eduard Guhrauer.

Die Leser des „Deutschen Museum" entsinnen sich hoffentlich noch der Mittheilungen, die wir schon vor einiger Zeit an eben diesem Orte (Jahrg. 1852, S. 15 und 815 fg.) aus den nachgelassenen Memoiren der berühmten Aerzte Peter Frank und seines Sohnes Joseph Frank machten; dieselben befinden sich, wie bei jener Gelegenheit ausführlicher erzählt ward, in den Händen des bekannten Badearztes, Ritter de Carro in Karlsbad, von dem sie dem Verfasser dieser Zeilen zu auszugsweiser Veröffentlichung gütigst verstattet wurden. Indem wir diese Auszüge im Nachstehenden wieder aufnehmen, beschränken wir uns dabei zunächst auf einige bekannte politische Persönlichkeiten, mit denen Joseph Frank in der letzten Zeit seines Lebens in Berührung kam; was er über einige nicht minder bekannte künstlerische Notabilitäten berichtet, bleibe einem spätern Artikel vorbehalten.

Wir beginnen mit einer Anekdote vom Großfürsten Konstantin, die unsers Wissens noch nicht bekannt ist, Joseph Frank aber aus so zuverlässiger Quelle mitgetheilt ward, daß man sie wol als einen sichern Beitrag zur Charakteristik dieses Fürsten betrachten darf, besonders da sie dem Bilde, das man sich auch sonst von demselben macht, nur allzu gut entspricht. Nach seinem Abgange von Wilna (1824) war Joseph

Frank nach Wien zurückgegangen. Er bewarb sich daselbst, und nicht ohne Erfolg, um die Stelle eines Arztes bei dem Capitel der adeligen Frauen, bekannt unter dem Namen der „Savoyischen Stiftung", deren Oberin damals eine Gräfin Dietrichstein war. Obschon in dem hohen Alter von 70 Jahren, übte der Umgang dieser Dame einen besondern Reiz aus. Sie erzählte vortrefflich und war von jeher in der Lage gewesen, viel zu sehen und noch mehr zu hören; viele sonst unbekannte oder unklare Geschichten aus der höhern Gesellschaft wußte sie mit so viel Treue wie Geist zu erzählen und aufzuklären. So auch, als eines Tages die Rede auf den Großfürsten Konstantin und einen ihn betreffenden Vorfall kam, der zu seiner Zeit in den öffentlichen Blättern, doch nur in sehr allgemeiner und unbestimmter Art, erwähnt worden war. Der Sachverhalt war nach der Erzählung der Gräfin Dietrichstein abenteuerlich genug. Das östreichische Regiment Konstantin befand sich zur Zeit des Congresses zu Wien. Der Großfürst, welcher dem Congresse bekanntlich ebenfalls beiwohnte, hielt als Eigenthümer des Regiments eine Revue über dasselbe ab. Als er dabei ein gewisses Manöver ausgeführt wissen wollte, bemerkte ihm der Oberst des Regiments, Fürst Windisch-Grätz, daß dieses Manöver sich in dem östreichischen Reglement nicht finde. Konstantin erwiderte, ein gutes Regiment müsse Alles verstehen, was man irgend von ihm fodern könnte. Gewiß, mein Prinz, antwortete Fürst Windisch-Grätz, wenn man die Probe vorher gemacht hat; aber im Augenblick der Revue selbst könnte nur Unordnung daraus entstehen. Durch diesen Widerspruch gereizt, gab der Großfürst dem Oberst einen Schlag auf die Brust. Windisch-Grätz erwiderte nichts, als daß er mit seinem Degen den Großfürsten zwei mal salutirte, auf eine solche Art aber, daß der Gruß weit eher einer Drohung als einem Gruße ähnlich sah, und führte das Regiment sofort in die Kaserne zurück. Kaiser Franz ließ ihn arretiren; aber wenige Tage später wurde er der Haft entlassen und zum General ernannt. Der Kaiser von Rußland erfuhr den Vorfall kaum, als er seinen Bruder auf der Stelle von Wien fortschickte.

Auch vom Fürsten Alexander von Hohenlohe, der kurz vor der Zeit, da Joseph Frank sich in Wien aufhielt, durch seine angeblichen Wunderthaten so viel von sich reden machte, erfuhr er aus derselben Quelle einige pikante Historien. Sein Vater war Protestant und General in östreichischem Dienste unter Maria Theresia gewesen. Er hatte eine ungarische Witwe geheirathet, welche durch diese Heirath das ganze Vermögen verlor, das ihr erster Gemahl ihr hinterlassen. Sie hatten mehre Kinder, welche, um sie der Gnade des Hofes zu empfehlen, in der katholischen Religion erzogen wurden. Doch scheint dem Vater dieser Entschluß nicht ganz leicht geworden zu sein; er verfiel in eine

Gemüthskrankheit, in welcher er sich beständig einbildete, daß man ihm seine Kinder wegnehmen wollte. Der junge Alexander war inzwischen in das Collegium Theresianum zu Wien gegeben worden; zum Geistlichen bestimmt, setzte er seine Studien später in Tyrnau fort. Doch war seine Aufführung damals und später so wenig empfehlend, daß ihm das Kanonikat, um das er sich bewarb, auf Grund derselben versagt ward. Und gewiß nicht mit Unrecht, da selbst Graf Fries, sein Schwager, dem man zu große Sittenstrenge nicht vorwerfen konnte, sich von dem jungen Priester nicht mehr auf das Land begleiten lassen wollte, wegen seines allzu freien Verkehrs mit den Landmädchen. Da nun Hohenlohe sah, daß er in Oestreich sein Glück zunächst nicht machen würde, so begab er sich nach Bamberg. Und richtig, als er von dort zurückkam, war er nicht nur Kanonikus, sondern auch aus dem Roué war ein Heiliger geworden. Den Grund zu diesem Ruf hatte er gelegt, als die Prinzessin Mathilde Schwarzenberg, welche sich zu Bamberg in dem orthopädischen Institut des bekannten Heine befand, auf seine Auffoderung und nachdem er zuvor inbrünstig für sie gebetet, sich von dem Bett, auf dem sie seit langer Zeit infolge einer Verkrümmung der Wirbelsäule wie angenagelt gelegen, erhoben hatte, und zwar mit einer Sicherheit, welche der Arzt selbst kaum gehofft. Dafür wurde der Erfolg denn auch nicht dem Arzte, sondern dem Fürsten und der Kraft seiner Gebete zugeschrieben; das Wunder war fertig und von allen Seiten strömten die Wundersüchtigen herbei, sich von dem neuen Wunderdoctor curiren zu lassen. Allein auch hier wieder trat Kaiser Franz dazwischen. „Beten Sie", sagte er dem Fürsten, da dieser seine Gaukeleien auch in Wien fortbetreiben wollte, „beten Sie, soviel Sie wollen, aber in die Wunder mischen Sie sich nun weiter nicht!" Um den Fürsten aus der Hauptstadt zu entfernen, wurde er zum Kanonikus von Großwardein gemacht. „Für jetzt", setzt Joseph Frank hinzu, „fand ich in Wien den Glauben an die Wunder des Fürsten durch den Glauben an die Homöopathie Hahnemann's ersetzt."

Ein paar Anekdoten vom Fürsten Metternich wird man ebenfalls nicht ungern vernehmen. Eines Tages hatte Fürst Metternich den berühmten Buffo Ambroggi (von der ausgezeichneten Truppe Barbaja's, den man den „Napoleon der Theaterunternehmer" nannte) zur Tafel eingeladen, und machte sich den Scherz, ihn dem jüngern Grafen Zichy, welcher unter den Gästen soeben mit einer Mission von Berlin zurückgekehrt war, als einen Italiener von vornehmer Herkunft vorzustellen. Graf Zichy that einige Zeit lang, als ob er diesen sonderbaren Scherz für Ernst nehme; in dem Augenblick jedoch, da man vom Tische aufstand, wandte er sich an den Herrn des Hauses. „Mein Fürst", sagte er mit lauter Stimme, „wenn ich Ihrem italienischen Grafen einen

Rath zu geben hätte, so wäre es der, sich von Barbaja für die Opera buffa engagiren zu lassen."

Als Joseph Frank später im Sommer 1840 auf einem Landhause in Como lebte, hatte er Hrn. Thiers zum Nachbar; derselbe arbeitete damals eifrig an einer florentinischen Geschichte, verbrachte seine Mußestunden jedoch gern und häufig im Gespräch mit dem welterfahrenen und feingebildeten Arzt. Als nun zur selben Zeit Kaiser Ferdinand von Oestreich seine berühmte Huldigungsreise nach der Lombardei unternahm, fehlte es in Como an Raum, das zahlreiche Gefolge desselben unterzubringen. Sobald Hr. Thiers davon hörte, erbot er sich, den Fürsten Metternich in seine Villa aufzunehmen. Diesen Zug zuvorkommender Gastfreundschaft gegen den Repräsentanten des Princips der Legitimität von Seiten des Exministers der Revolution legt ihm Frank, gewiß mit Unrecht, als Mangel an Takt aus. Auch wurde das Anerbieten nicht angenommen. Doch hatte Thiers eine lange Conferenz mit dem Fürsten in der Villa Consigliacchi; er kehrte sehr befriedigt davon zurück, ja er erschöpfte sich fast in Lobeserhebungen über den Fürsten. Der Fürst Metternich, äußerte er unter Anderm, sei ein ebenso scharfsichtiger als gemäßigter Mann (aussi clairvoyant que modéré). Von 1815—30 sei er Herr von ganz Europa gewesen; von dieser Epoche ab beherrsche er es nur noch halb. Auch Graf Kolowrat galt bei Hrn. Thiers für einen hochbefähigten und tiefeingeweihten Staatsmann. Ob der Eindruck, den Hr. Thiers bei den östreichischen Diplomaten gemacht, ebenso günstig gewesen, steht dahin.

Ueber den Tod des Kaisers Alexander, den Joseph Frank als seinen ehemaligen Gebieter und Wohlthäter verehrte, verbreitet er sich mit großer Ausführlichkeit, besonders auch in medicinischer Hinsicht. Von Vergiftung, einem Gerüchte bekanntlich, das damals ganz Europa durchlief und noch jetzt hier und da auftaucht, selbst in geschichtlichen Werken, will er nichts wissen. Dagegen schreibt er der Gemahlin des Kaisers, der Kaiserin Elisabeth, einen gewissen, wenn auch sehr entfernten und sehr unwillkürlichen Antheil an seinem Tode zu. Die Kaiserin war, wie man weiß, von ihrem Gemahl lange aufs äußerste vernachlässigt worden; erst kurz vor seinem Tode hatte er sich ihr wieder genähert, ein Glück, dessen sie sich leider nur sehr kurze Zeit erfreuen sollte. Zu derselben Zeit litt die Kaiserin an einem Brustübel und die Aerzte von Petersburg, besonders Wyli, riethen ihr, den Winter in einem milden Klima zuzubringen. Dieser dem Anscheine nach (fährt Joseph Frank fort) so gute Rath war doch in der That verderblich, weil das Uebel keineswegs in den Lungen, sondern in dem Herzen saß, das zu ausgedehnt war und außerordentlich dünne Wände hatte, also vielmehr der Ruhe als einer Reise bedürftig war. Wie dem auch sei, die Kai-

serin wollte, um ihren Zweck zu erreichen, nicht aus Rußland gehen, indem sie voraussah, daß der Kaiser bei seiner neuerwachten Zärtlichkeit sie würde begleiten wollen, und sie befürchtete, eine neue Reise ins Ausland möchte der Nation misfallen. Sie bestimmte sich daher für das südliche Rußland, dessen fieberhaftes Klima dann den plötzlichen Tod Alexander's herbeiführte und zwar um so leichter, als die tiefe Kränkung, die er kurz vorher durch die Entdeckung einer Verschwörung in der Armee erlitten, ihn für jede endemische Krankheit ganz besonders empfänglich gemacht hatte.

Ausführlichen Betrachtungen überläßt Frank sich über den Aufstand in Warschau, den er als eine directe Folge der Julirevolution betrachtet. Er bestätigt dabei, was man auch sonst weiß, nämlich daß der Großfürst einen wahrhaft verhängnißvollen Stolz auf die polnische Armee, als seine Schöpfung, gesetzt und ihr deshalb auch eine über alle Versuche erhabene Treue zugetraut. Von seiner Gemahlin, der Fürstin Lowicz, geborenen Grudzinska, wurde er in dieser Täuschung noch bestärkt. „Mit Schmerz", heißt es weiterhin, „erfuhr ich damals auch die Aufhebung der Universität von Wilna, die ich anfangs nicht glauben wollte. Ich erwartete wol von der Weisheit und Energie des Kaisers Nikolaus, daß er alle Maßregeln ergreifen würde, um die Wiederkehr ähnlicher Unruhen zu verhindern: aber ich setzte nicht voraus, daß er den Anstalten des öffentlichen Unterrichts den Krieg erklären würde. Auch Alexander hatte gewiß nicht geahnt, als er die Bestätigungsurkunde der Universität Wilna mit diesen Worten schloß: «Indem wir also für ewig die Errichtung der Universität von Wilna bestätigen und die Gaben unserer Freigebigkeit auf sie verbreiten, empfehlen wir sie der hohen Fürsorge unserer Nachfolger» — er hatte, sage ich, gewiß nicht geahnt, daß schon der erste seiner Nachfolger nach weniger als 30 Jahren sein Werk zerstören würde..."

Während des Winters 1835, den Frank in Prag verlebte, machte er im Hause des dortigen Dr. Meißner, Vaters des Dichters Alfred Meißner und Sohn des Verfassers der „Skizzen", des „Alcibiades" ꝛc., die Bekanntschaft des Generals Skrzynecki, den er wegen seiner eigenen Beziehungen zu Rußland nur am dritten Orte sehen konnte. Sie brachten einen langen Winterabend miteinander zu, wobei die Gattin und die Tochter des Generals zugegen waren. „Der General", erzählt Frank, „war ungefähr 50 Jahr alt, hatte mich schon im Theater frappirt durch seinen hohen Wuchs, seine kleinen lebhaften Augen und seinen zu gleicher Zeit milden und sanften Ausdruck. Den Ausbruch der polnischen Revolution schrieb der General der Strenge und der Spionerie der russischen Polizei zu, worauf Frank ihm erwiderte, daß, wenn in der That Jemand sich über diese Polizei zu beklagen hatte,

dies nach seiner Meinung nur die Russen waren, die sie nicht einmal von Dem unterrichtet, was unter ihren Augen wider sie gesponnen wurde. O nein, versetzte der General, die Polizei hatte den Großfürsten wol in Kenntniß gesetzt: aber er wollte nichts davon glauben, weil man ihn schon zu häufig durch falsche Gerüchte betrogen hatte. Dagegen fehlte es dem Großfürsten nach Skrzynecki's Behauptung an Muth, und die russische Garde folgte seinem Beispiel. Ueber den Fürsten Adam Czartoryiski bemerkte er, daß derselbe zwar von schwachem Charakter sei, doch könne Niemand rechtschaffener sein noch bessere Absichten haben, als er damals hatte. Der arme Fürst, fuhr der General fort, wurde von Nowosilzow, für den er sogar die Schulden bezahlt hatte und der nun sein Nachfolger im Curatorium der Universität Wilna wurde, mit besonderer Undankbarkeit behandelt. Es ist abscheulich, aber was hilft es? Wir sind unterlegen, wir müssen uns resigniren und auf eine bessere Zukunft hoffen..."

Hier folgen in dem Frank'schen Manuscript einige Zeilen, die aber von einer spätern Hand unleserlich gemacht sind. Dann heißt es weiter: Diese Aeußerung kam in Prag herum und machte viel Aufsehen. Celakowski, provisorischer Professor der böhmischen Sprache und Herausgeber einer in derselben Sprache geschriebenen Zeitschrift, gab Bericht davon mit dem bedeutsamen Zusatze, es verdiente diese Aeußerung „in dem Archive des Khans der Tatarei niedergelegt zu werden", welcher im 15. Jahrhundert eine ähnliche über den Zaren von Moskau, der ihm damals tributpflichtig war, gethan hatte. Diese Bemerkung wurde Gegenstand einer Klage von Seiten des russischen Gesandten in Wien; obschon der Artikel das Imprimatur der kaiserlichen Censur erhalten hatte und der Verfasser dadurch vor jeder Verantwortlichkeit hätte geschützt sein sollen, wurde er dennoch von seinen Aemtern abgesetzt. Das Publicum erstaunte, daß die Strafe nicht den Präsidial-Secretär traf, der aus Unachtsamkeit die Bemerkung Celakowski's übersehen hatte. Die Gewißheit, daß diese Ungerechtigkeit bald gutgemacht werden würde, beruhigte das Opfer derselben; Fürst Rudolf Kinsky nahm ihn als Bibliothekar in seinen Dienst mit dem nämlichen Gehalt, den er früher genossen hatte. Auch der Oberstburggraf (Graf Karl Chotek) suchte ihn zu entschädigen, indem er ihm die Uebersetzung eines deutschen Werkes anvertraute, das ihm zu leben gab. Daß Celakowski späterhin als Professor der slawischen Sprachen an die Universität zu Breslau, 1849 aber an die Universität von Prag zurückberufen wurde, wo er 1853 gestorben, ist der Mehrzahl unserer Leser vermuthlich im Gedächtniß.

Wir schließen mit dem Besuch, den Joseph Frank während dieses prager Aufenthalts bei Karl X. und seinem Hofe machte, der damals bekanntlich ebenfalls in Prag residirte. Durch den Ritter de Carro

mit dem Leibarzt Karl's X., dem Dr. Bougon, bekannt gemacht, demselben, der dem durch Meuchelmord gefallenen Herzog von Berri den ersten Beistand leistete und dessen Hingebung schon damals so weit ging, daß er das Blut aus der möglicherweise vergifteten Wunde sog, erhielt er durch des Letztern Vermittelung die Ehre einer Audienz bei dem vertriebenen König. „Ich hatte", erzählt er, „mir unter Karl X. einen Mann vorgestellt, gebeugt unter der Last der Jahre und des Kummers, gebrochen und verstimmt, und ich fand im Gegentheil einen Greis, der mir frisch, heiter und freundlich entgegenkam. Er trug Frack und Pantalon von blauem Tuch und eine gelbe Weste." Die Unterredung selbst, wie Frank sie mittheilt, ist ziemlich unbedeutend und dreht sich theils um Fragen der Gesundheit, theils um die klimatischen und andere unverfängliche Zustände von Oberitalien, wo Frank damals seinen eigentlichen Wohnsitz hatte.

Gleichwol war Frank so davon befriedigt, daß er nun auch noch bei dem Dauphin, der Dauphine und dem Herzog von Bordeaux vorgelassen zu werden wünschte, ein Wunsch, der ihm auch ohne Schwierigkeit gewährt ward. Bougon führte ihn zu dem Herzog von Bordeaux. „Ich war", erzählt er, „verwundert, an seiner Thür zwei superbe ungarische Grenadiere zu erblicken, da ich doch keinen bei Karl X. gefunden hatte. Ich erfuhr später, daß die Furcht der königlichen Familie vor einem Anfall auf das Leben des Herzogs und die Vorsichtsmaßregeln mit Rücksicht auf ihn — mitten in Prag — unzählig, ich hätte bald gesagt, ungereimt waren. Die Vorsichtsmaßregeln konnten nur gegen französische Emissäre gerichtet sein; denn in Böhmen dachte buchstäblich Niemand weder an Karl X. noch an seinen Enkel, den Herzog von Bordeaux, außer Denjenigen, welche die Lebensmittel für die königliche Familie lieferten. Wir traten in den Salon, ohne uns im Vorzimmer aufzuhalten. Bald kam der Herzog in Begleitung des Grafen Bouillé, Pairs von Frankreich, ehemals Gouverneur von Martinique. Ich fand den Prinzen stärker, als man mit sechszehntehalb Jahren zu sein pflegt. Sein blendender Teint, seine schönen blauen Augen und sein schöner Mund erregten meine Aufmerksamkeit, und die ein wenig große Nase machte seine anmuthige Physiognomie imposant." Im Laufe des Gesprächs ließ Frank die Bemerkung fallen, daß er bei seinem langen Aufenthalte in Rußland viel weniger von der Kälte gelitten als hier in Prag. Dies führte zu einem Gespräch mit der Umgebung des Prinzen über das russische Reich, dem der Prinz mit Aufmerksamkeit zuhörte, indem er zuweilen eine treffende Bemerkung dazwischenwarf. Als der Graf Bouillé äußerte, daß er eine Hütte am Comersee einem Palast in Petersburg vorzöge, lächelte der Herzog. Nachdem auf diese Weise etwa eine Viertelstunde verplaudert war, sah der Graf auf

die Uhr ünd sagte, daß dies die Stunde sei, in welcher Se. königliche Hoheit zu dem Könige begeben müßten.

Dem Dauphin konnte Frank erst nach der Messe vorgestellt werden. Dr. Bougon bat ihn, unterdessen bei ihm einzusprechen. Frank glaubte ihn darauf aufmerksam machen zu müssen, daß er auf diese Art um die Messe komme und sich dadurch möglicherweise bei dem Könige schaden könnte. Aber Bougon erwiderte mit Lachen, daß es am Hofe Karl's X. keine Inquisition gäbe. Eine Stunde verstrich ihm in angenehmer Unterhaltung; endlich sahen sie durch das Fenster die Leute aus der Kirche kommen und begaben sich nun zu dem Dauphin. „Dieser", fährt Frank fort, „fragte mich unter Anderm, ob ich in Rußland gute Aerzte angetroffen habe? und obgleich ich dies bejahte, gab er seine Zweifel zu erkennen, wobei er bemerkte, daß er das Land bewohnt und sogar in meiner Nachbarschaft (in Mitau) gelebt habe. In Wilna hatte er sich nur während der Durchreise aufgehalten, wo die Juden seine besondere Aufmerksamkeit erregt zu haben schienen. Darauf sprach man über den Weichselzopf. Dr. Bougon hatte behauptet, daß es eine Krankheit der Haarzwiebeln wäre, worauf der Dauphin treffend erwiderte, daß es vielmehr eine Krankheit des ganzen Körpers, welche ihre Krise in den Haaren bewerkstellige. Er erzählte darauf, wie er zu Edinburg sich mitten in der Cholera befunden, und dies lenkte das Gespräch auf die Pest. Er ließ meiner Besorgniß Gerechtigkeit widerfahren, die Anti-Contagionäre würden eines Tages die Regierungen überreden, die Gesetze der Quarantäne zu modificiren oder aufzuheben, um Europa aufs neue diesem Verderben preiszugeben."

Frank blieb jetzt nur noch eine anziehende Bekanntschaft auf dem Hradschin zu machen. Dies war der Herzog von Blacas, ein großer und schöner Mann, welcher Frank daran erinnerte, daß sie sich schon 1806 in Petersburg gesehen hatten. Uebrigens schien er nicht alle Meinungen des Dauphin zu theilen, besonders in den Punkten, welche die physische Erziehung des Herzogs von Bordeaux betrafen.

Gedichte.

I. Drei Gedichte.

Von

Friedrich Bodenstedt.

1. Herbstlied.

Der Himmel ist grau umzogen,
Es glänzt kein Sonnenstrahl,
Aschgraue Nebel wogen
Feucht über Berg und Thal;
Kalt pfeift der Wind aus Norden,
Vom Baume weht das Blatt —
Nun ist es Herbst geworden,
Wir müssen heim zur Stadt.

Wie klingt so traurig heute
Der Heerde Glockengeläut,
Als ob es zu Grabe läute
Die schöne Sommerzeit!
Trüb hüllen Wiesen und Felder
Sich in den Nebelflor,
Nur Fichten- und Tannenwälder
Dunkeln daraus hervor.

Lebt wohl, ihr schlanken Tannen,
Ihr Wiesen frisch und hell!
Wir müssen nun von dannen,
Der Sommer floh so schnell;
Kalt weht der Wind aus Norden,
Die Blumen sind verblüht,
Herbst ist's im Lande geworden
Und herbstlich im Gemüth.

Die Lust wird sich erneuen,
Die Sonne wieder glüh'n,
Der Nebel sich zerstreuen,
Die Blumen wieder blüh'n;
Und klingen Waldeslieder
Von Lenzeslust und Glück,
Und kommt der Frühling wieder,
Kommen auch wir zurück!

2. „Es ist Alles eitel."

Der Prediger Salomo I, 2.
(Und er hatte siebenhundert Weiber zu Frauen, und dreihundert Kebsweiber; und seine Weiber neigten sein Herz.
1. Könige 11, 4.)

Wer niemals Grenzen kannte im Genuß,
Nie einen Wunsch sich brauchte zu versagen,
Dem wächst aus aller Freuden Ueberfluß
Einst sicher aller Freuden Ueberdruß:
Und lusterschöpft in seinen alten Tagen,
Wenn ausgebrannt das Herz und kahl der Scheitel,
Wird er in lebensmüder Weisheit klagen:
Alles ist eitel!

O glaubt an diese mürbe Weisheit nicht!
Sie macht die Jugend für das Alter büßen —
Sie geht, weil Kraft, nicht Willen ihr gebricht,

Für eig'ne Schuld mit Andern ins Gericht
Und tritt das Heiligthum der Welt mit Füßen;
Ein hohles Herz nur mag bei kahlem Scheitel
Sich späte Reue durch den Spruch versüßen:
Alles ist eitel!

Doch nichts ist eitel Dem, der im Genuß
Schon früh gelernt vor Thorheit sich zu schützen.
Schmäht man die Blume, weil sie welken muß?
Genießt! doch sucht das Glück nicht in den Pfützen
Der Leidenschaft, verwüstend Herz und Scheitel;
Nur dann mag Salomonis Spruch euch nützen:
Alles ist eitel!

3. Welt und Herz.

Das Herz ist bald gleichwie ein klarer Quell,
Darin die Welt sich spiegelt sonnenhell;
Bald wie ein Meer vom Sturme aufgewiegelt,
Darin sich grausig Erd' und Himmel spiegelt.
Doch, ob es stürmisch bald, ob sonnigklar:
Das eine wie das and're Bild ist wahr,
Und wer des Lebens Frieden will genießen
Den darf der Sturm nicht allzu sehr verdrießen.

II. Ben-Ali.

Von

Moritz Hartmann.

Ben-Ali zog mit seiner Schar rasch vor Orejas festes Schloß,
Das Don Alfons belagert hielt, der Christ mit starkem Heerestroß.

Und wie er anrückt zum Entsatz, ruft ihm der Christenkönig zu:
Ben-Ali, Sheikh, ein wahrer Held läßt einen Troß, wie der, in Ruh!

Du müh' dich um ein Schlößlein nicht und nicht um einen solchen Schwarm,
Nein, für Toledo spare auf, das ich besetzt, den Heldenarm!

Der findet wahr das Wort und eilt hin vor die waffenreiche Stadt,
Wo Berengetta, Alfons' Weib, seit Wochen Hof und Haushalt hat.

Und horch, vom Wall ruft sie ihm zu: Nicht gegen Weiber kämpft ein Held,
Du ziehe vor Oreja! dort mit Männern steht mein Mann im Feld.

Ben-Ali findet wahr das Wort, und um zu zeigen vor der Frau,
Daß er als Mohr die Frauen ehrt, hält er zum Preis ihr eine Schau.

Er läßt sein Heer an ihrem Hof vorbeizieh'n stolz, in Waffenglanz;
Die Königin sieht lächelnd zu und schickt als Preis ihm einen Kranz.

Auf raschen Wegen eilt er dann, und wie er vor Oreja kam,
Hatt' es der König schon besetzt; heim zieht Ben-Ali voll von Scham.

Und in Cordoba beuget er vor dem Khalifen das Genick:
Nimm diesen Kopf als Buße hin für Misgeschick und Ungeschick!

Doch der Khalife hebt ihn auf mit lächelnd mildem Angesicht:
Zwei Feinde haben dich besiegt, und gegen die sandt' ich dich nicht.

Zu siegen über reinen Sinn, wär' es an Einem schon genug:
Der eine Feind heißt Christenlist, den andern nennt man Weibertrug.

III. In das Album einer edlen Frau.

Von

Friedrich Hebbel.

In deiner Seele unbeflecktem Adel,
In ihrer Unschuld, wurzeln deine Schwächen,
Und was die Meisten vor gemeinem Tadel
Bewahrt, das ist ihr innerstes Gebrechen.

Es könnte Einer dir das Leben rauben,
Und wäre dir schon halb dein Blut entquollen,
So würdest du ihm noch im Sterben glauben,
Er hätt' dir blos die Ader öffnen wollen.

Will die Natur die Schönheit rein entfalten,
So darf sie nichts von ihrem Feind ihr sagen,
Sie kann nur dann das Herrlichste gestalten,
Doch muß sie seinen Untergang auch wagen.

Oft wünscht' ich dir zu deinem vollen Frieden,
Du möchtest in der Brust des Feindes lesen,
Doch weiß ich wohl, es wird dir nicht beschieden:
Denn dieser Mangel trägt dein ganzes Wesen!

Literatur und Kunst.

In den letzten Wochen des alten Jahres haben, wie es alle mal um diese Zeit der Fall zu sein pflegt, noch eine Menge interessanter Neuigkeiten die Presse verlassen, besonders im belletristischen Fach. An die Spitze stellen wir den vierten Band „Schwarzwälder Dorfgeschichten", (Manheim, Bassermann und Mathy), mit denen Berthold Auerbach das Publicum überrascht hat. Wir erhalten darin vier bisher ungedruckte Erzählungen, die zunächst den erfreulichen Beweis geben, daß der Dichter dem vielbehandelten Gegenstande noch immer neue Seiten abzugewinnen weiß. Die erste der mitgetheilten Erzählungen, „Der Lehnhold" ist, wie die umfangreichste, so auch die bedeutendste. Sie behandelt die wichtige Frage des Erbgangs und ob es wohlgethan, und zwar nicht blos in nationalökonomischer sondern auch in moralischer Hinsicht, an der Untheilbarkeit des ländlichen Besitzes, wie sie früher in den meisten Gegenden Deutschlands üblich war, und wie man sie an vielen Orten noch jetzt gern wiederhergestellt sähe, festzuhalten und die Vererbung in eine Hand, sei es auf dem Wege des Gesetzes, sei es durch Beschützung der Sitte, zu unterstützen. Die Frage ist, wie man sieht, von höchster Bedeutung und gibt dem Verfasser Gelegenheit, uns verschiedene höchst interessante Charaktere, sowie eine Reihenfolge spannender und erschütternder Situationen vorzuführen. Zum Theil sind diese Charaktere sogar so großartig, die Conflicte, in welche sie gerathen, so eigenthümlich und dabei so bedeutungsvoll für unsere gesammte sociale Entwickelung, daß wir im Interesse dieses wichtigen und fruchtbaren Stoffes nur bedauern können, daß die Behandlung desselben etwas skizzenhaft und ungleich ausgefallen ist. Namentlich der alte „Furchenbauer", der eigentliche tragische Held der Erzählung, der theils aus launischem Stolze, theils um ein geheimes Unrecht zu sühnen, sich gegen die Foderungen der Gerechtigkeit verhärtet und dadurch den Untergang seines Geschlechts wie seinen eigenen herbeiführt, ist eine Figur von erschütternder Wahrheit und Großartigkeit, die wol verdient hätte, etwas sorgfältiger ausgeführt zu werden, als es dem Verfasser beliebt hat. Dasselbe gilt auch von dem einäugigen Vinzenz, der trotz seiner äußerlich untergeordneten Rolle für den Gesammtorganismus der Erzählung doch zu wichtig ist, als daß wir uns mit der etwas blassen, schattenhaften Zeichnung desselben ganz einverstanden erklären könnten. Ueberhaupt scheint gerade ein Dichter wie Berthold Auerbach uns am wenigsten berufen, jene skizzenhafte, sprungweise Manier, die nach dem Muster der französischen Novellistik sich mehr und mehr auch in der deutschen Literatur einzunisten sucht, aber schwerlich zum Vortheil derselben, zur Ehre zu bringen; sowol die Wahl seiner Stoffe wie die Eigenthümlichkeit seines Talents, ja selbst diese Fülle von Gemüth, die ihn beseelt, und dieser treue sittliche Ernst, der seine Feder leitet, weisen ihn mit Nothwendigkeit auf die Detailmalerei und jenen stetigen Fortschritt der Erzählung hin, von dem er selbst erst kürzlich in seinem „Dietrich von Buchenberg" ein so bewundernswerthes Beispiel gegeben und den er daher auch nicht verlassen sollte. Auch auf die drei übrigen Erzählungen des Bandes findet diese Bemerkung mehr oder weniger Anwendung. Sie tragen

zum größern Theil etwas Eilfertiges, Unruhiges, das den Leser um so mehr überrascht, als sonst gerade die liebevolle Innigkeit, mit der Auerbach sich in seinen Gegenstand vertieft, und diese gemüthliche Theilnahme, ja diese Freude, die er offenbar selbst daran hat, einen ganz besondern Reiz seiner Erzählungen bildet. Selbst die kleine Anekdote „Hopfen und Gerste“ ist nicht mit der Rundung und dem humoristischen Behagen erzählt, mit dem der Verfasser dergleichen kleine Züge sonst zu beleben und zu verschönern weiß. „Ein eigen Haus“ fängt vortrefflich an, fällt dann aber zu sehr auseinander; auch kann die friedfertige Auswanderung nach Amerika uns nach so gewaltigen innern Zerwürfnissen nicht völlig befriedigen und scheint mehr aus einem sentimentalen Zugeständniß an die Lesewelt, die nun einmal die unglücklichen Ausgänge nicht liebt, als aus dem Stoffe selbst hervorgegangen. In „Erdmuthe“ erinnert der lebenslustige, prahlerische Cyprian ein wenig zu sehr an den „Dietrich von Buchenberg“ desselben Dichters, ohne denselben doch an Tiefe der Ausführung oder Lebendigkeit der Zeichnung zu erreichen. Die Auflösung der Geschichte scheint uns ebenfalls ein wenig zu übereilt. Daß nach Amerika auswandert, wer in Europa sonst nichts mehr anzufangen weiß, ist richtig genug; aber daß auch der Dichter Amerika als den allgemeinen Nothbehelf benutzt, wohin er alle ihm unbequem gewordenen Personen steckt, oder woher er alle zur Lösung seiner Geschichten erfoderlichen Katastrophen nimmt, vermögen wir nicht ganz zu billigen. — Daß übrigens alle vier Erzählungen trotz dieser und einiger ähnlichen Ausstellungen, welche die Kritik dagegen erheben könnte, doch wieder eine überwiegende Fülle der gelungensten und vortrefflichsten Züge enthalten und einen Schmuck unserer erzählenden Literatur bilden, versteht sich bei einem Dichter wie Berthold Auerbach von selbst. Der Band ist — eine Auszeichnung, deren sich gewiß nicht viele deutsche Dichter rühmen können — gleich stereotypirt erschienen: ein Beweis, wie groß das Publicum dieses Schriftstellers ist und auf welchen Absatz der Verleger bei dem Buche gerechnet hat. Auch wird diese Berechnung ihn ganz gewiß nicht täuschen; wie sie es verdienen, werden auch diese neuen Erzählungen die alten Freunde des Dichters erfreuen und ihm neue dazu erwerben, während insbesondere der Furchenbauer seine Stelle einnehmen wird neben dem Buchmaier, dem Lindenwirth, dem Lucifer, dem Dietrich und so manchen andern Charakteren, die der Dichter geschaffen und die wir als typisch betrachten, sowol für sein Talent als auch für das deutsche Leben selbst.

Neben Berthold Auerbach hat auch Josef Rank, der glücklichste unter Auerbach's zahlreichen Mitbewerbern um den Preis der Dorfgeschichte, sich mit einer neuen Erzählung eingestellt: „Schön-Minnele“ (Leipzig, Herbig). Josef Rank namentlich war jene skizzenhafte Manier, von der wir oben sprachen, bisher sehr nachtheilig geworden. Seinen Entwürfen lag meist ein richtiger und poetisch fruchtbarer, zuweilen selbst (wie im „Florian“) ein neuer und großartiger Gedanke zugrunde; seine Beobachtungsgabe ist scharf und lebhaft, sein Ausdruck zuweilen von überraschender Energie. Die wilde Hast jedoch, mit der seine Darstellung sich überstürzt, die Lockerheit seiner Compositionen, die sich zuweilen geradezu ins Zusammenhanglose und Unverständliche verirren, sowie das Flüchtige und Skizzenhafte seiner Zeichnung ließen sein schönes Talent bisher nur selten zur vollen Wirkung ge-

langen. Insoweit nun ist das „Schön-Minnele“ ein erheblicher Fortschritt des Dichters. Wir erhalten hier doch wirklich einmal eine Geschichte, die Kopf und Fuß, Anfang und Ende hat; die Charaktere sind nicht blos räthselhaft angedeutet, sondern mit einer gewissen Vollständigkeit ausgeführt, die Situationen werden nicht gleich einer blos aufgelösten Perlenschnur wild durcheinandergestreut, sondern auch in ihrer Anordnung und Entwickelung zeigt sich das Bemühen des Verfassers nach künstlicher Durcharbeitung und Reife. Leider jedoch entspricht dieser äußere Fortschritt dem innern Werth des Buchs nur in sehr geringem Grade; ja fast kann man sagen, er steht im umgekehrten Verhältniß dazu, und was das Buch an Fleiß und Form gegen früher gewonnen, das hat es an Interesse und poetischem Werth des Inhalts eingebüßt. In der That begreifen wir kaum, wie ein Dichter von dem gesunden sittlichen Gefühl und der allgemeinen Bildung wie Josef Rank auf einen so widerwärtigen und dabei zugleich so verbrauchten, so trivialen Stoff hat gerathen können, wie es in diesem Buche der Fall ist. Schön-Minnele ist ein armes Dorfmädchen, die Geliebte eines braven Bauernburschen, dessen reicher Vater jedoch die Ehe mit dem mittellosen Mädchen nicht zugeben will. Unter diesen Umständen geht sie in die Stadt, einen Dienst daselbst zu suchen; durch ihre Schönheit lenkt sie die verbrecherische Aufmerksamkeit eines alten reichen Wüstlings auf sich; in seinem Auftrage zieht eine verschlagene Kupplerin die arme Unschuld vom Lande in ihre Netze, und da es auch dieser nicht gelingt sie moralisch zu verderben, so werden die abenteuerlichsten und unglaublichsten Intriguen, eine angebliche Vermählung auf dem Todtenbett ꝛc. in Bewegung gesetzt, bis denn endlich die poetische Gerechtigkeit in Gestalt der Polizei die Verbrecher ereilt, Schön-Minnele aber ihren geliebten Bauernburschen, den wir seit dem Anfang der Geschichte glücklich aus dem Gesicht verloren, zuletzt doch noch zum Manne bekommt. Das ist denn eine Fabel, deren wesentlichste Partien schon seit Richardson und Ehren-Hermes so vielfach bearbeitet worden sind und die außerdem für den heutigen gebildeten Geschmack so viel Widerwärtiges und Abstoßendes hat, daß wir nur mit Bedauern einen Dichter wie Josef Rank sein Talent daran vergeuden sehen. Auch ist dies Talent gründlichst daran zu Schanden geworden. Einige ländliche Schilderungen zu Anfang der Erzählung ausgenommen, ist dieselbe ohne jeden poetischen Reiz; die Erfindungen sind unwahrscheinlich bis ins Lächerliche, die Situationen abgeschmackt und peinlich, die Charaktere zum größten Theil von einer Roheit des Entwurfs und einer Grellheit der Färbung, die ihre innere Abgeschmacktheit und Naturwidrigkeit nur um so bemerkbarer machen. Wir gestehen unsern Dichtern jeden Stoff zu und folgen ihnen willig auf jedes Terrain, das sie poetisch zu beherrschen wissen: aber drei Viertel eines starken Bandes hindurch sich in einem Bordell aufhalten und Zeuge sein müssen bei den ebenso dummen wie nichtswürdigen Experimenten, durch welche ein junges unschuldiges Mädchen in die Arme eines verliebten alten Gecken geliefert werden soll — das ist denn doch wirklich etwas hors de saison.

Auch der novellistische Versuch, der erste, soviel wir wissen, den Karl Beck in der „Mater dolorosa“ (Berlin, Schindler) gemacht hat, bleibt hinter den Erwartungen zurück, zu denen wir durch die vortrefflichen Leistungen, die der Dichter auf einem andern Gebiete seit Jahren geliefert, sowie durch

die wachsende Reife, die er dabei an den Tag gelegt hat, ohne Zweifel berechtigt waren. Soll der Titel des Buchs einen Sinn haben, so müssen wir als Hauptpersonen desselben die Gräfin Wanda, die Mutter des Helden, betrachten; die Aufgabe des Ganzen ginge alsdann dahin, die Leiden eines edlen, großsinnigen Weibes zu schildern, das, unbefriedigt und unverstanden in seiner Eigenschaft als Gattin, unerreichter und unerreichbarer Gegenstand der ehrerbietigen und keuschen Liebe ihres Schwagers, die ganze reiche Fülle ihrer Liebe auf ihren einzigen Sohn hinlenkt — und nun den furchtbaren Schmerz erleben muß, wie dieser Sohn sich nicht nur, dem allgemeinen Gesetz der Jugend gemäß, von dem mütterlichen Herzen mehr und mehr losreißt, sondern wie seine ungezähmte Leidenschaftlichkeit und der jugendliche Trotz, mit dem er sich den revolutionären Ideen der Zeit hingibt, ihn mit seinem Vater, ihrem Gatten, in den entsetzlichsten Zwiespalt bringt, in solchem Grade, daß er als Vatermörder auf dem Hochgericht endet. Gewiß wäre dieser Stoff zu einer poetischen Darstellung geeignet gewesen. Aber der Dichter hat ihn nicht ganz zu seinem Rechte kommen lassen; die Mutter mit ihrer stillen Entsagung, ihren Hoffnungen und ihrem Schmerz tritt zu sehr zurück gegen den äußerlichen Helden der Geschichte, den jungen Grafen Widimir, dieser selbst aber ist zu unbedeutend und zu sehr im gewöhnlichen Stil der Romanhelden gehalten, um unsere Theilnahme dauernd zu fesseln. Statt den Blick des Lesers in die heiligen Tiefen eines von Hoffnung und Furcht und Qual zerrissenen Mutterherzens zu versenken, sucht der Verfasser uns mit einer ziemlich leichtfertigen und ziemlich gewöhnlichen Liebesgeschichte zu unterhalten; die Märtyrerin tritt in den Hintergrund vor einer gefallsüchtigen Schönen, von welcher der junge Graf sich umstricken läßt und deren Eifersucht nachher die Veranlassung zu seinem Untergange wird, Beides auf so plumpe Weise, daß wir mehr Verdruß als Rührung dabei empfinden; statt der Herzensgeschichte, die der Dichter uns zu Anfang ahnen läßt, erhalten wir ein wüstes Abenteuer mit grellen und unschönen, zum Theil widerwärtigen Situationen, aus denen der Dichter sich und uns nicht anders zu befreien weiß als wiederum durch eine sehr grelle und widernatürliche Katastrophe. In den Schilderungen des polnischen Adelslebens ist der Localton recht gut getroffen; auch einzelne Naturschilderungen zeigen, daß es dem Verfasser keineswegs an Erzählungstalent gebricht. Nicht Dasselbe vermögen wir von der schönen Athenais und ihrer Liebschaft mit Widimir zu sagen; soviel Mühe sich der Verfasser auch sichtlich damit gegeben und so glänzende Farben er dazu gemischt hat — das ist doch keine französische Edeldame aus den letzten Jahren dicht vor der Revolution, das ist und bleibt (man vergleiche namentlich den Liebesbrief, S. 104) zum höchsten eine Dame aux camélias, und selbst diese haben wir schon weit wirksamer in Scene gesetzt gesehen. Den grellen und abenteuerlichen Schluß des Buchs erwähnten wir bereits; der junge Graf, der an seine Hinrichtung nicht glaubt, nicht glauben kann, läßt sich von seiner Mutter durch eine fromme Lüge beruhigen; die königliche Begnadigung, gibt sie vor, sei da, solle ihm aber erst in dem Augenblick mitgetheilt werden, da er das Haupt auf den Block legt und das Schwert über ihn geschwungen wird. In diesem Glauben besteigt der Verurtheilte mit Lächeln das Schaffot, er legt das Haupt auf den Block, das Schwert wird geschwungen — aber es trifft auch. Fühlte der Dichter nicht, wie

unwahr, wie innerlich unmöglich diese Art der mütterlichen Zärtlichkeit? Fühlte er vor allem nicht, wie tief er seinen jungen Helden selbst dadurch herabsetzt und wie ihm der letzte Rest von Mitgefühl darüber verloren geht? Ein junger Mensch kann einige Zeit wie ein Fant leben und Graf Widimir hat dies reichlich gethan; aber sich hintendrein auch noch wie ein Fant mit dem Zuckerbrot der Liebe in den Tod hätscheln lassen, das ist der Weichlichkeit und Schwäche denn doch etwas zu viel, das rührt den Leser nicht mehr, sondern erfüllt ihn mit Abneigung und Ueberdruß.

Wir schließen unsere diesmalige Uebersicht mit den neuesten Werken zweier jüngerer Schriftsteller, die sich, wenn auch in sehr verschiedenen Sphären, Beide in den letzten Jahren rasch einen Namen gemacht haben, sich aber auch Beide in Acht nehmen müssen, diesen Namen nicht durch übereilte Production aufs Spiel zu setzen: „Kleine Welt und große Welt. Ein Lebensbild. Von Robert Giesefe." (3 Theile, Leipzig, F. A. Brockhaus) und „Falk. Eine Erzählung. Von Siegfried Kapper." (Dessau, Katz). Hr. Giesefe behandelt in seinem neuen „Lebensbild" dasselbe Thema, wie in den „Modernen Titanen" und dem „Pfarr-Röschen": nämlich daß das genialisirende Drängen und Wogen der Zeit meist nur eine Krankheit ist, und daß das wahre Glück nur in der Beschränkung gefunden wird. Ein sehr richtiger Satz, ohne Zweifel; aber sei es, daß derselbe doch nicht so poetisch fruchtbar, wie der Verfasser zu glauben scheint, oder daß er selbst sich in seinen frühern Bearbeitungen desselben bereits erschöpft hat, genug, das Buch bietet bei manchen hübschen Einzelheiten doch im Ganzen nur wenig Interessantes und ist auch als Kunstwerk nur ziemlich oberflächlich gearbeitet. Es sind größtentheils nur Reminiscenzen des Dichters selbst aus seinen frühern Arbeiten, denen wir begegnen; dieser Maler Hans mit seinen kneipenden „Lumpen" erinnert stark an ähnliche, aber weit gelungenere Schilderungen in den „Modernen Titanen", während die Beschränktheit der häuslichen Idylle im „Pfarr-Röschen" ebenfalls schon viel anziehender geschildert ward. Vielleicht hat der Verfasser selbst ein Bewußtsein dieser Wiederholung gehabt und würden sich daher die vielfachen Uebertreibungen erklären, in die er nach beiden Seiten hin verfallen ist. Namentlich die „Kleine Welt" dieses Buchs athmet eine Treue, die mehr als holländisch und jedenfalls weniger als poetisch ist; man kann Trivialität und Langweiligkeit ja wol schildern, ohne darum selbst in Das zu verfallen, was man schildern will. Nach einer Lösung des Ganzen suchen wir vergeblich, die Geschichte hört eben auf, Einige sind gestorben, Einige verheirathet, der Held bleibt übrig und ist noch derselbe confuse, unruhige Kopf, mit denselben unklaren Ansprüchen an Lebensglück und Lebensthätigkeit wie zu Anfang. Auch sonst machen sich mancherlei Spuren von Flüchtigkeit bemerkbar; Figuren werden eingeführt und Fäden angeknüpft, die der Dichter späterhin unbenutzt fallen läßt, sodaß sie also für den Roman durchaus überflüssig und störend sind. So der arme Pantoffelmacher, der uns einen großen Theil des ersten Bandes hindurch durch seine Redseligkeit in gelinde Verzweiflung versetzt und noch am Schluß desselben in alle Welt zieht, um „gegen die Filzpantoffeln und Filzhüte für kaltes Wasser und heiße Liebe zum Herrn zu predigen"; so der Professor mit seiner Allerwelts-Renommisterei und seinen schwindlerischen Projecten, „an denen namentlich auch ein specula-

tiver Prinz betheiligt gewesen". Beide sehr wohl angelegte Figuren treten im Verlauf des Buchs auf eine Art und Weise in den Hintergrund, daß man sich nur schwer des Argwohns erwehren kann, als ob der Dichter bei ihrer Einführung selbst noch nicht gewußt, was aus ihnen und was aus seiner ganzen Geschichte so eigentlich werden soll.

Der Kapper'schen Erzählung könnte man im Gegentheil den Vorwurf einer zu sorgsamen Ausführung machen, wenn dieselbe nur nicht so ganz auf der Oberfläche geblieben wäre und sich meist nur in der ermüdenden Breite seiner Schiderungen äußerte. Ja die ganze angebliche Erzählung ist eigentlich nicht viel mehr als Schilderung, und zwar aus dem Innern des jüdischen Lebens, besonders des Familienlebens. Manches davon ist recht lebendig, auch nicht ohne poetisches Interesse; dem Meisten aber gebricht es nicht nur an letzterm, sondern auch an Eigenthümlichkeit und localer Färbung. Die eigentliche Geschichte ist sehr schwach; ein armer jüdischer Hauslehrer, der die Tochter eines reichen jüdischen Kaufmanns liebt, von dem Vater abgewiesen wird, geht nach Amerika, wird daselbst ein wohlhabender Mann, kehrt nach einer Reihe von Jahren in die Heimat zurück, findet seine alte Liebe noch unverheirathet und führt sie zu allseitiger Befriedigung und auch mit Erlaubniß des Alten, der inzwischen zur Vernunft gekommen, endlich doch noch heim. Da Hr. Kapper in seinen novellistischen Versuchen sich weniger als Dichter denn als Sittenschilderer gibt, so kann eine gewisse Schwäche der Fabel ihm vielleicht nachgesehen werden. In diesem Fall aber scheint er uns das erlaubte Maß denn doch überschritten zu haben; wo kein Kern, kann es auch keine rechte Schale geben. Und auch an dieser Schale — wir meinen an der sprachlichen Darstellung — machen sich hier und da Flecken sichtbar, die wir uns nur durch die Eilfertigkeit und Flüchtigkeit des Verfassers erklären können. Leichtigkeit der Production ist eine sehr schätzenswerthe Gabe, aber nur in dem Fall, wenn ihr auch die entsprechende Selbstkritik zur Seite steht. Und an dieser, will es uns scheinen, hat der Verfasser des „Falk" es diesmal ein wenig fehlen lassen. R. P.

Daß der Mensch und die menschliche Geschichte nicht blos das Product seiner Empfindungen und Entschlüsse, sondern daß auch der natürlichen Welt, die ihn umgibt, ja selbst dem Boden, auf dem er lebt, der Luft, die er athmet, der Nahrung, die er zu sich nimmt, ein wesentlicher Antheil an diesen Empfindungen und Entschlüssen gebührt, das galt noch vor zehn und zwölf Jahren bei unsern Philosophen für eine solche Ketzerei, daß sie Verrath an der Souveränetät des Geistes schrien und mit Händen und Füßen um sich schlugen, wo Einer etwas davon zu verlautbaren wagte. Jetzt, dank den Forschungen der neuern naturwissenschaftlichen Schule, ist dieser Einfluß so fest gestellt und so allgemein anerkannt, daß man umgekehrt Denjenigen auslachen würde, der den Versuch machen wollte, ihn abzuleugnen. Und so darf denn auch wol ein Buch wie das eben erschienene neueste Werk von Bernhard Cotta: „Deutschlands Boden, sein geologischer Bau und dessen Einwirkungen auf das Leben der Menschen. Erste Abtheilung." (Leipzig, F. A. Brockhaus), das sich zur Aufgabe stellt, diesen Einfluß in Betreff des Bodens nachzuweisen, den wir bewohnen, auf die lebhafteste und dankbarste Theilnahme des Publicums rechnen. In der

That sind die Fragen, die hier zur Erörterung kommen, zum Theil vom allerdringendsten politischen und nationalen Interesse; manches Räthsel der deutschen Geschichte aus alten und neuen Tagen fängt an sich zu lösen, wenn wir den Grund betrachten, auf welchem die deutsche Geschichte spielt und dessen natürliche Schranken wir zum Theil auch als die Schranken unserer Geschichte und unsers politischen Vermögens zu betrachten haben. Daß Deutschland trotz aller Anstrengungen noch immer zu keiner wirklichen Einheit gelangt ist, daß wir weder eine Alles beherrschende Hauptstadt noch einen selbständigen Handel haben und vieles Andere der Art wird vom Verfasser auf ebenso geistreiche wie überzeugende Weise mit den Bedingungen unsers localen Daseins in Verbindung gesetzt. Wie Deutschland dem Politiker meist nur ein geographischer Begriff ist, so gibt es auch für den Geologen allenfalls ein Böhmen, ein Baiern, aber kein eigentliches Deutschland; Deutschland ist nur die Grenze zwischen andern Ländern, ein geologisches Conglomerat, vielleicht wie der geistige so auch der geologische Centralpunkt für ganz Europa, ein breiter Mittelpunkt ohne Peripherie, aber kein einheitliches Land. Ebenso fehlen ihm auch die umgrenzenden Gebirge oder Meere; auch nach einem ganz und durchaus deutschen Hauptfluß, sowie nach einem großen centralisirenden Becken, in dem ein deutsches London oder Paris sich hätte ansiedeln können, sucht man vergebens. Natürlich kann das nicht so gemeint sein, als ob wir uns bei diesen localen Bedingungen nun ein für alle mal zu beruhigen und für alle Ewigkeit auf politische Einheit, auf Macht und Größe zu verzichten hätten. Der Mensch ist abhängig von der Natur, aber er ist nicht ihr Knecht; ist die Natur die eine Seite seines Daseins, so bildet der Geist die andere — und dieser Geist, was ist er selbst, als nur die höchste Potenz, die höchste freieste Thätigkeit der zum Selbstbewußtsein gekommenen Natur? Die Natur aber ist gegen Alle gerecht; indem sie dem Einen diesen, dem Andern einen andern Vorzug verlieh, hat sie doch Alle mit derselben Entwickelungsfähigkeit begabt und Alle zu demselben Ziel der Freiheit, der Wohlfahrt und des Glücks berufen. Weit entfernt also, uns durch die Erkenntniß unserer natürlichen Schranken in unserer nationalen Arbeit niederschlagen und entmuthigen zu lassen, zeigt uns dieselbe, richtig verstanden und benutzt, vielmehr den einzig richtigen Weg, unsere nationale Bestimmung zu erreichen und die Aufgabe zu lösen, die uns von der Geschichte selbst gestellt ist. Außer diesem natürlichen Wege gibt es kein Ziel, für den Einzelnen so wenig wie für ganze Völker; darum ist auch ein Buch, das uns eine so wichtige Seite unserer historischen Beziehungen kennen lehrt wie das Cotta'sche von allgemeinster Wichtigkeit und verdient weit über den Kreis der Geologen hinaus gelesen und studirt zu werden. — Die vorliegende erste Abtheilung hat es noch hauptsächlich mit Darlegung des Materials zu thun. Nach einer allgemeinen Betrachtung über den Einfluß des Bodenbaus überhaupt wird uns Deutschlands geologischer Bau und die Mannichfaltigkeit seiner Bodenbildung, nach innen wie nach außen, geschildert und eine ebenso anschauliche wie gründliche Beschreibung der verschiedenen deutschen Landschaften daran geknüpft. Ein eigener Abschnitt enthält in der Form von Beilagen theils die nöthigen Citate, theils specielle Ausführungen und Belege. Der Verfasser hat geglaubt die Lesbarkeit seines Buchs durch diese Einrichtung zu erhöhen. Wir erlauben uns der entgegengesetzten Ansicht zu

sein; diese Beilagen gleich mit in den Text verarbeitet, würden sowol das Interesse wie den Nutzen desselben noch erhöht haben und wenn auch die Beilagen selbst darüber an Umfang zum Theil verloren haben sollten, so würde auch dieser Verlust uns nicht allzu erheblich dünken. Auch die etwas steife und zopfmäßige Eintheilung in Paragraphen, nach Art akademischer Hand- und Lehrbücher, hätten wir gern gegen eine flüssigere, kunstmäßigere Form vertauscht gesehen; ein Buch von so reichem und gediegenem Inhalt sollte auch kein äußeres Hülfsmittel verschmähen, sich dem Publicum so angenehm und bequem zu machen wie möglich. Wr.

Correspondenz.

Aus Berlin.

Mitte December 1853.

N. O. Seit beinahe drei Wochen sind die Kammern wieder versammelt; abgerechnet jedoch den vermehrten Besuch gewisser eleganter Restaurationen und Vergnügungslocale hat man von ihrer Anwesenheit im Publicum noch nicht viel verspürt. Selbst die Eröffnungsrede, die, wie schon seit drei Jahren, nicht vom König in Person, sondern vom Ministerpräsidenten gehalten ward, hat nur geringe Aufmerksamkeit erregt. Nur zwei Punkte, in denen sie sich von ihren Vorgängerinnen wesentlich unterschied, wurden bemerkt und zwar angenehm bemerkt, ohne daß ich behaupten möchte, daß sie die Wichtigkeit, die ihnen das Publicum beilegt, nun auch wirklich haben: die Eröffnungsrede stellte zum ersten mal eine Verfassungsrevision nicht in Aussicht und ließ die auswärtige Politik nicht unberührt. Daß die Consequenzen davon nicht zu weit gehen, dafür wird einestheils durch die äußerste Rechte, die sich diesmal noch durch Hrn. Wagener, den frühern und, wie man behauptet, auch zukünftigen Redacteur der „Neuen Preußischen Zeitung" verstärkt hat und auf der schon einige sehr burleske Aeußerungen gefallen sind, andererseits durch die Macht der Umstände Sorge getragen werden, diesen eigentlichen Hauptfactor der heutigen europäischen Politik.

Uebrigens sollen Hrn. Wagener die verschiedenen nicht unbeträchtlichen Strafen, zu denen er wegen schwerer Injurien gegen hochgestellte und unbescholtene Beamte gerichtlich verurtheilt worden war, durch königliche Gnade nachgelassen sein. Dadurch, sowie andererseits durch die Entfernung des Hrn. Quehl dürften die persönlichen Steine des Anstoßes zwischen den beiden sogenannten Fractionen des Ministeriums denn wol beseitigt sein. Doch hört das Gerücht darum noch nicht auf, von fortdauernden kleinen Differenzen im Ministerium zu sprechen. In neuester Zeit sollen dieselben besonders die Stellung und das Ressortverhältniß der ministeriellen Presse betreffen, die man dem ausschließlichen Einfluß des Ministerpräsidenten zu entziehen und dem Ministerium des Innern unterzuordnen wünscht. Dabei, behauptet das Gerücht weiter, soll denn auch der „Staats-Anzeiger" wieder einmal reorganisirt, aus einem bloßen Nachrichtenblatt zu einer officiellen Zeitung umgeschaffen werden. Und Raum dafür wäre allerdings, seitdem Hr. Hermes, der vielgewandte

— πολύτροπος, ὃς μάλα πολλὰ πλάγχϑη — von der Redaction der „Zeit" zurückgetreten ist. Dem vorzubeugen, hat Hr. von Manteuffel mit raschem Entschluß eine officielle Lithographie, die „Preußische Correspondenz", entstehen lassen; dieselbe geht direct aus dem literarischen Cabinet hervor und wird also vermuthlich von des großen Hegel Sohn überwacht. Sie ist so gut und so schlecht, wie die officiellen Blätter des gegenwärtigen Ministeriums überhaupt gewesen sind und sein werden; Invaliden und Renegaten sind einmal nicht die Leute, um die Politik eines Cabinets zu vertreten, selbst wenn dieselbe so kräftig ist und so von Adressen getragen wie die Manteuffel'sche.

Von sonstiger Theuerung unentbehrlicher Lebensmittel rede ich nicht weiter. Es ist hier damit wie anderswo. Und mit den versuchten Gegenmitteln ebenfalls. Nur daß die Privatwohlthätigkeit hier mehr Sache der Ostentation ist als anderswo. Einige vornehme Damen treten für „verschämte Arme" auf, die Innere Mission sammelt für die christlichen Armen; gute Gesinnung und kirchliches Verhalten sind die unerläßlichen Bedingungen für jeden Armen, der sich unterstützt sehen will. Die podolischen Ochsen brüllen nicht mehr; man schweigt davon — das Beste, was man thun kann, ohne Zweifel, wenn eine Speculation verfehlt ist. Mehr von sich reden macht eine ebenfalls verfehlte Speculation, nämlich diejenige eines reichen Privatmanns, der kürzlich unter ziemlichem Eclat wegen Zolldefraude verurtheilt, sich jetzt plötzlich als Wohlthäter der Armen mit billigen Kartoffeln aufthut, mit dem einzigen Erfolge freilich, daß das boshafte Berlin nur um so genauer die Gerichtsverhandlungen seines Schmuggelprocesses studirt.

Das boshafte Berlin hat überhaupt in dieser Zeit viel Stoff zum Reden. Das sind, versteht sich, Unglücksfälle lieber Mitbürger, Bankrotte einiger, wie man glaubte, sehr wohl situirter Modehändler, sowie eines bedeutenden Vergnügungslocals, dessen Besitzerin jedoch, nach einem Arrangement mit den Gläubigern, ihr vergnügliches Geschäft vermuthlich ungestört fortsetzen wird. Auch von der Unterbrechung einer andern beliebten Unterhaltung, der Renz'schen equestrischen Productionen, ist Berlin mit dem bloßen Schreck davongekommen. Durch die vorwitzige Unvorsichtigkeit eines Arbeiters im Renz'schen Circus wurde das ganze Local ein Raub der Flammen; allein schon zwei Tage später kündigte Hr. Renz den Wiederbeginn seiner Vorstellungen an, die nun, freilich an einer etwas entlegenern Stelle, ihre alte Anziehungskraft bewähren und auch unter den Vergnügungen der Weihnachtszeit eine bedeutende Rolle behaupten werden.

Berliner Weihnachtsfreuden —! Aber dies Thema ist so reich, der Ausstellungen sind schon so zahlreiche theils angekündigt, theils eröffnet, daß ich dazu erst bei Gelegenheit frische Kräfte sammeln muß. Daher für heute nur noch einige Worte über die gewöhnlichen Vergnügungen, die auch ohnedies schon reich genug sind.

Opern, Schauspiele, Concerte — jede Gattung für sich bietet hinreichenden Stoff zu Berichten. In der Oper strahlt die Wagner mit Demantglanz und Demantglut. Unter den Concerten halten die berühmten Symphoniensoiréen der Singakademie, die Soiréen des Domchors mit allen Schätzen geistlicher Musik, die Triosoiréen, die Quartettabende u. s. w. reizenden Wettkampf. Im Schauspiel ist das Bedeutendste der Abgang des trefflichen Franz nach Wien, der, so wenig der Künstler bei uns persönlich

hervortrat, sich doch im Ganzen unserer Kunstanstalt noch schmerzlich fühlbar machen wird. Von neuen Stücken macht hauptsächlich die Birch-Pfeiffer'sche „Waise von Lowood", nach dem Currer-Bell'schen Roman „Jane Eyre" mittels „freier Benutzung" zu einem Schaustücke verarbeitet, Furore. Der Roman ist so bekannt und so beliebt, daß ich überhoben bin, über das Sujet ein Wort zu sagen. Jeder weiß, worin das anziehende Interesse desselben liegt: nämlich nicht in der äußerlichen Geschichte, sondern in der psychologischen Entwickelung der beiden Hauptcharaktere. Um gerecht zu sein, muß man sogar sagen, daß der blos erzählende Theil, soweit er den Aufenthalt der Jane bei dem frommen John und seinen Schwestern umfaßt, seine großen, echt englischen Längen hat, soweit er aber die Geschichte der tollen Lady Rochester und die Katastrophe des Romans enthält, abstoßend und widrig ist. Es kann demnach gar nicht zweifelhaft sein, daß der fragliche Roman zu einem Drama sich schlechterdings nicht eignet. Ein solches psychologisches Werden und Keimen läßt sich schildern, nicht darstellen, selbst nicht von einem Meister: denn es ist seiner Natur nach episch, nicht dramatisch. Daß Frau Birch-Pfeiffer sich darauf gar nicht einließ, war also nur eine richtige Bescheidenheit. Desto gründlicher dagegen hat sie sich in die gröbern Bestandtheile des Romans eingelassen; Seele und Leben, Nerven und Blut kamen nicht in Frage — dürre Knochen, klappernde Skelete, die lassen sich handhaben von solchen Händen. Denken Sie, was daraus geworden! Die schnöde Geschichte der tollen Nachtwandlerin ist freilich etwas gemildert, aber die andern haben für solche Milde büßen müssen. Aus dem vornehmen Lord ist ein derber Hauptmann außer Diensten geworden, aus dem fein- und tieffühlenden Weltmann ein Mischwesen, halb Naturbursche und halb Tyrann, aus der Jane, dieser Jane Eyre, ein widrig streitsüchtig, keifendes „Mädchen für Alles", eine — ja, der Ausdruck ist nicht schlimmer als die Sache — eine wahre Kratzbürste.

Und solch ein Stück, fragt der Leser verwundert, wird auf der berliner Hofbühne gegeben?! Jawol, gegeben wird es und wieder gegeben und jedesmal ist das Haus überfüllt und Billets sind so schwer zu haben, wie vollwichtige Brote, und wo man vom Theater spricht, von der Küche und dem Keller bis in die Boudoirs und Salons, ist mit Enthusiasmus die Rede von der „Waise von Lowood" und von Hendrichs' schönem Zobelpelz und was sonst dahin gehört. Zuerst stimmte auch die Kritik — will sagen: stimmten die Referenten, Ludovico Rellstabio duce — mit vollen Backen voran in dem Lobgedudel der Köchinnen und Scheuerfrauen; eine einzige einsame Stimme — im „Phönix" — versuchte umsonst, in dem allgemeinen Chor richtigen Takt zu halten. Erst seitdem der „Kladderadatsch", dieser mächtige Gewalthaber der hiesigen öffentlichen Meinung, auf die Seite des gutem Geschmacks getreten ist, scheint ein Umschlag des Urtheils sich vorzubereiten. — Die nächste Neuigkeit nach der Birch-Pfeiffer'schen „Waise" war Benedix „Lustspiel". Doch hat es nur geringen Erfolg gehabt; der talentvolle Verfasser macht es sich allmälig zu bequem, seine Muse muß zu viel Hausarbeit übernehmen; er würde gut thun, ihr einmal einige Ruhe zu gönnen, damit sie neue Kräfte sammeln und dann neue Erfolge erzielen kann.

Aus Wien.

December 1853.

R. D. Diesmal will ich den Anfang meines Berichts mit unserer wiener Literatur machen, damit Sie aus meinem Stillschweigen nicht etwa schließen, wir hätten gar keine Literatur mehr. Im Gegentheil sind die wiener Buchhandlungen seit dem Revolutionsjahre sehr unternehmungslustig und regsam geworden; an Autoren ist ebenfalls kein Mangel und so stellt Oestreich denn ein ganz ansehnliches Contingent, wenn dasselbe allerdings auch nur in den wenigsten Fällen über die Grenzen Oestreichs hinauskommt. Die Taschenbücher mit den Jelängerjelieber-Novellen und den Humoresken ohne Humor haben bei uns noch immer ihr Eldorado; auch junge Lyriker finden noch leicht ein Unterkommen, sogar an ein Drama werden hin und wieder ein paar Gulden gewagt. Auf wissenschaftliche Werke dagegen läßt ein wiener Verleger sich selten ein, sie müßten denn augenblicklichen Absatz versprechen, weil sie etwa von einem in Ansehen stehenden Lehrer der hiesigen Universität herrühren. Und daran ist denn freilich nicht allein eine gewisse naive Apathie unserer Buchhändler gegen tiefere Bestrebungen, sondern mehr noch der Miscredit schuld, mit dem östreichische Forschungen und Untersuchungen noch fortwährend im Ausland zu kämpfen haben. So sind also auch die interessantesten Novitäten der letzten Zeit hauptsächlich belletristischen Inhalts oder doch nahe damit verwandt: nämlich eine Novelle von Julius von der Traun, „Die Geschichte vom Scharfrichter Rosenfeld und seinem Pathen" und ein Beitrag unsers Epikers L. A. Frankl zu Nikolaus Lenau's Biographie. Hr. von der Traun tritt in seiner Vorrede mit außerordentlichem Selbstgefühl auf; seine Arbeit, die ihrerzeit um den bekannten, von dem „Illustrirten Familienbuch" ausgesetzten Novellenpreis concurrirte, scheint ihm selbst derjenigen, welche den Preis davontrug, weit überlegen. Uns jedoch scheint hierin eine nicht geringe Selbstüberschätzung zu liegen. Der „Scharfrichter von Rosenfeld" ist allerdings gut gezeichnet, aber Friedrich Uhl's „Taubstummer" ist es nicht weniger und hat dabei die Originalität der Erfindung voraus, während der von Julius von der Traun gewählte Stoff schon unzählige male behandelt ist. Dagegen tritt L. A. Frankl mit seinem Buche über Lenau mit einer Anspruchslosigkeit auf, die sofort für ihn einnimmt; seine Gabe ist jedenfalls wohlgemeint und auch keineswegs ohne Interesse und hätte daher auch nicht so herbe Abfertigungen verdient, als ihr in den hiesigen Journalen zutheil werden. Ist es denn so schwer, den schon von Lessing energisch gepredigten Hauptgrundsatz einer unparteiischen Kritik, daß nur das Buch und nicht der Verfasser den Recensenten kümmert, zu begreifen? Mag sein, daß das „Habsburg-Lied" und „Don Juan d'Austria" nicht das Zeichen der Unsterblichkeit an der Stirne tragen: aber soll der Dichter darum nicht ein brauchbares Buch über Lenau schreiben können? Nach meiner Meinung sind seine Aufzeichnungen höchst dankenswerth, wenn es auch wahr sein mag, daß sie sich ebenso gut und noch besser als Journalartikel hätten verarbeiten lassen; auch wird man ihn für die Unbill, die er hier erleiden muß, „draußen im Reich" ohne Zweifel entschädigen, wäre es auch nur der schnurrigen Anekdote halber, die er von Klopstock erzählt.

Von der Literatur mich zum Theater wendend, habe ich zuvörderst die wörtliche Erfüllung Desjenigen zu melden, was ich in meinem letzten Briefe

über den Uechtritz'schen „Alexander und Darius" voraussagte. Mit außerordentlicher Pracht in Scene gesetzt, konnte das Stück dennoch nur zwei mal gegeben werden und ruht nun sanft bei den Bauerfeld'schen „Löwen", die gleichfalls im Herrn entschlafen sind. Zunächst steht uns nun eine Birch-Pfeifferei bevor, der alle Welt glänzenden Erfolg verspricht, und an diese wird sich Hebbel's „Magellone" anschließen, soviel ich höre, eine Umarbeitung seiner „Genovefa". Auch Otto Prechtler und Samuel Mosenthal sollen mit neuen Stücken im Anzug sein. Auf den Vorstadtbühnen hat wieder einmal Terpsichore den Momus so gut wie die Melpomene verdrängt, und zwar abermals in Gestalt der Señora Pepita de Oliva; zur Abwechselung gehen daneben gymnastische Künste der Gebrüder Hutchinson und Cottrely. Wie ich es nicht anders erwartete, so sind die Erfolge der klugen Spanierin durch das Zwischengastspiel ihrer Collegin Frl. Petra Camara nicht im mindesten beeinträchtigt worden und in der That läßt sich auch nicht leugnen, daß in den Leistungen Beider ein gewisses, ihnen gemeinsames Element als Hauptagens vorwaltet, welches die Verehrer der Einen auch immer wieder zu Verehrern der Andern machen wird und umgekehrt. Was aber die Pepita für die kunstsinnige Männerwelt ist, das sind die allerdings durch besondere äußere Wohlgestalt sich auszeichnenden Gebrüder Hutchinson für unsere Damen, weshalb man sie auch hier allgemein die „Pepitos" nennt.

Auch sonst fehlt es uns nicht an allerlei Spielzeug für kleine und große Kinder; hier gibt es gelehrte Vögel zu sehen, dort einen Magier zu bewundern, der beweist, daß es mit den Gesetzen der Physik nichts ist, und Sonne, Mond und Sterne auf einmal verschwinden macht; ja es ist uns sogar ein non plus ultra-Künstler angekündigt, der sich damit produciren will, daß er auf dem Plafond eines Saales einhergeht, wie wir auf dem Parquet. Ein reelleres Interesse nehmen schon die Productionen des bekannten Mnemonikers Hermann Kothe in Anspruch. Dieser auch sonst nicht ungebildete Mann liefert in seinem Specialgebiet in der That das Unglaublichste, indem er z. B. nicht weniger als 80 — 90 ihm vom Auditorium zugerufene Zahlen, Namen, Sprüchwörter, Verse ꝛc. nach einmaligem Hören im Gedächtniß festzuhalten und sowol in chronologischer Reihe als sprungweise wiederzugeben vermag. Wenn aber Hr. Kothe glaubt, daß seine persönliche Bravour je von Andern systematisch erlernt und zum Gemeingut des Publicums erhoben werden könne, so ist er, nach meiner Meinung, in einem sehr großen Irrthume befangen. Das Gedächtniß ist eine Kraft wie jede andere und vermag als solche durch Uebung und mancherlei Hülfsmittel, deren sich wol schon jeder Schüler selbst gebildet hat, allerdings gehoben zu werden, aber niemals wird es im Stande sein, eine gewisse individuelle Grenze zu übersteigen. Außerdem bildet die Gedächtnißkraft auch gewissermaßen das Resultat des ganzen menschlichen Organismus und ist daher zum großen Theile ganz von diesem abhängig, ja es ist sogar die Frage, ob nicht der Ballast dieser unendlich combinirten mnemonischen Hülfsmittel für ein von Haus aus schwaches Gedächtniß eine schwerere Last wird als jene, welche zu erleichtern sie eigentlich bestimmt sind. Glücklicherweise bedürfen wir auch im gemeinen Leben eines so riesenmäßigen Gedächtnisses gar nicht, im Gegentheil, das Vergessen ist oft eine größere und angenehmere Kunst als das Behalten, namentlich auch bei uns. Ein Professor der Vergessenheit, der mit gewissen

Formeln gewisse Erinnerungen auf ewig bannen könnte, würde sehr willkommen sein bei Hoch und Niedrig, und bessere Geschäfte machen als der Mnemotechniker.

Mit unserer Oper sieht es kläglicher aus denn je; selbst öffentliche Verspottungen in den Zeitungen muß sie sich gefallen lassen, ohne daß sie selbst oder Jemand anders sie zu vertheidigen wagt. Seit einigen Tagen ist das Gerücht von dem bevorstehenden Rücktritt des Hrn. Cornet verbreitet; einstweilen zweifle ich noch an seiner Wahrheit, glaube aber auch nicht, daß damit allein geholfen wäre.

Notizen.

In Berlin ist ein Verein zusammengetreten, welcher zu Sammlungen für ein Denkmal auffodert, das Ludwig Tieck in seiner Vaterstadt errichtet werden soll. Unter den Mitgliedern desselben finden wir die bedeutendsten Namen der berliner Kunst und Wissenschaft; auch soll das Unternehmen sich der besondern Gunst des Königs von Preußen erfreuen. Um die Theilnahme möglichst allgemein zu machen, ist festgesetzt worden, daß der Beitrag der einzelnen Privatperson Einen Thaler Preußisch nicht übersteigen soll. Von der Größe der auf diese Art zusammenkommenden Summe wird die nähere Bestimmung des Denkmals abhängen.

Von den ungemein zahlreichen literarischen Neuigkeiten der letzten Wochen heben wir hervor: Varnhagen von Ense's „Leben des Generals Grafen Bülow von Dennewitz" (Berlin, G. Reimer); „Land und Leute" von W. A. Riehl (Stuttgart, Cotta); „Acht Tage zu Naumburg an der Saale im Frühjahr 1614. Eine Weihnachtsgabe von G. S. Göschel" (Berlin, Hertz); „Studien über Dante Allighieri. Ein Beitrag zum Verständniß der Göttlichen Komödie von Dr. Emil Ruth" (Tübingen, Fues); „Leben und Dichten Hartmann's von Aue", dargestellt von Karl Barthel (Berlin, Schindler); „Altdeutsches Lesebuch in neudeutscher Sprache. Mit einer Uebersicht der Literaturgeschichte. Von Karl Simrock" (Stuttgart, Cotta); „Dichtung und Dichter. Eine Anthologie von Ferdinand Freiligrath" (Dessau, Katz). Von L. Ranke's „Französischer Geschichte rc." (Stuttgart, Cotta) ist der zweite, von der vortrefflichen „Reise um die Welt in den Jahren 1844—47 von C. von Görz" (ebendaselbst) der dritte Band erschienen. Auch auf dem Gebiete der poetischen Literatur hat große Thätigkeit geherrscht; wir heben einstweilen nur die „Gedichte" von Ernst Förster (Leipzig, Brockhaus); „Zu allen guten Stunden. Dichtungen von Julius Hammer", die zweite Auflage der „Gedichte" von Julius Sturm (beide ebendaselbst), „Gedichte von Adolf Böttger. Neue Sammlung", (Leipzig, Dürr), sowie ein umfangreiches episches Gedicht „Der Tannhäuser" von Adolf Frankel (Weimar, Böhlau) hervor.

Eine Berühmtheit der französischen Bühne von ehedem, von der wol die Wenigsten wußten, daß sie überhaupt noch am Leben, ist plötzlich in

Paris wieder aufgetaucht. Mlle. Georges, die theatralische Heroine des Kaiserreichs (geboren 1788, zuerst aufgetreten in Amiens 1803), hat vom Théâtre français, dessen gefeierte und einflußreiche Theilnehmerin sie bis zum Jahre 1820 war, wo sie zur Porte St.-Martin und der Victor Hugo'schen Romantik überging, eine Benefizvorstellung erhalten. Die Zusammensetzung derselben (es ist ein buntes Gemisch von Tragödie, Komödie und Concert, unter Mitwirkung der berühmtesten und beliebtesten Schauspieler sämmtlicher pariser Bühnen — eine echte Benefizianten-Vorstellung) zeigt jedoch deutlich, daß der ehemals so mächtige Name der Künstlerin sehr an Zugkraft verloren und daß es mehr ein Act der Wohlthätigkeit als eine Huldigung der Kunst ist, wenn die Billets zu der Vorstellung seit Wochen im voraus vergriffen sind. — Daß diese Wandelbarkeit des Schicksals, die bekanntlich nirgends größer als bei der Bühne, einigen Eindruck auf Frl. Rachel (augenblicklich zum Gastspiel in Petersburg) machen wird, die gefeierte Königin der gegenwärtigen französischen Bühne, ist nach den neuesten pariser Nachrichten unwahrscheinlicher als je. Vielmehr soll dieselbe im Begriff stehen, ihr Verhältniß zum Théâtre français völlig zu lösen und Frankreich für längere Zeit den Rücken zu wenden — angeblich weil sie von einem zweiten Barnum gegen die runde Summe von einer Million Francs auf ein Jahr für Nordamerika gepachtet ist. Die pariser Blätter sind empört über diese „Treulosigkeit"; sie vergessen dabei nur, erstlich daß ihre maßlosen Vergötterungen es gewesen, die Frl. Rachel verwöhnt haben — und zweitens, daß sie selbst, wie sie da sind, für die runde Summe von einer Million Francs wol noch ganz andere Dinge thäten und wol noch von ganz andern Posten desertirten.

Von der schon früher erwähnten populären Zeitschrift, welche die Herren Schaller und Giebel in Halle im Verlag von T. O. Weigel in Leipzig erscheinen lassen, wurde soeben die erste Nummer versandt: „Das Weltall. Zeitschrift für populäre Naturkunde. Unter Mitwirkung der Herren Cotta, Eschricht, von Littrow, von Martius, Reichenbach, Schacht, Schmidt, Snell, F. von Tschudi, J. von Tschudi, Unger, Volkmann und Andere." Eine solche Namenreihe läßt allerdings Vortreffliches erwarten und wird die Fortsetzung der Zeitschrift diese Erwartung denn auch ohne Zweifel bestätigen. Die vorliegende erste Nummer ist noch ein wenig mager ausgefallen; der Anfang eines „Genrebild" von F. von Tschudi: „Die höhere Thierwelt des Urfernthales", nebst einem Artikel von Giebel über „Donnerkeile" und drei kurzen „Miscellen" bildet den ganzen Inhalt. Für ein Blatt, das vorzugsweise vom großen Publicum gelesen sein will, dürfte derselbe doch wol theils zu speciell, theils zu einförmig sein, besonders wenn man dabei die große Concurrenz erwägt, die sich dieses Gebiets bereits bemächtigt hat und durch die das Publicum mit den mannichfachsten Productionen wahrhaft überschüttet wird.

Von Franz Löher, der bisher nur als fleißiger und gründlicher Bearbeiter wissenschaftlicher Fächer geschätzt war, werden wir soeben durch ein größeres episches Gedicht „General Spork" (Göttingen, Wigand) überrascht. Wie wir dabei vernehmen, ist dasselbe keineswegs aus Löher's bekanntem Preisaufsatz gleichen Namens für das „Familienbuch des Oestreichi-

schen Lloyd" hervorgegangen, sondern eine schon früher begonnene selbständige Arbeit, aus der umgekehrt erst jene Skizze entstanden und der dieselbe denn auch wol jenen eigenthümlichen poetischen Hauch verdankt, durch welche sie mit Recht so beliebt geworden ist. — L. A. Frankl's Beitrag „Zu Lenau's Biographie" (Wien, Keck und Pierer) ist bereits in der wiener Correspondenz dieser Nummer erwähnt; von desselben Verfassers „Hippokrates" erscheint in diesen Tagen die fünfte, mit einem zweiten Theile „Die Charlatane" vermehrte Auflage.

Das königliche Hoftheater zu Berlin entwickelt zum Schluß des Jahres noch eine sonst ungewohnte Thätigkeit, in Betreff deren wir nur wiederholt bedauern müssen, daß sie nicht von besserm Erfolge begleitet ist. Denn auch die jüngste Neuigkeit der genannten Bühne, „Susanne und Daniel", Schauspiel in vier Acten von Werther, ein etwas gewagtes Experiment, die Bibel in verbesserter Ausgabe aufs Theater zu bringen, hat, trotz der prachtvollen Ausstattung und der vorzüglichen Darstellung, nur einen dürftigen succès d'estime erlangt. Einige kleinere Stücke, welche für die nächste Zeit in Aussicht stehen, wie „Ein schlechtes Gewissen" von Luise von Gall und „Schuldig", Posse von Hackländer, werden hoffentlich glücklicher sein. — In München hat Dingelstedt Tieck's „Rothkäppchen" auf die Bühne gebracht, und zwar als Weihnachtsstück, von Kindern dargestellt. Der Versuch soll sehr glücklich ausgefallen sein und verdient jedenfalls in ästhetischer sowol wie in sittlicher Beziehung den Vorzug vor den platten Gespensterstücken und Harlekinaden, welche die Intendanz des königlichen Theaters in Berlin auch diesmal wieder im Concertsaal des königlichen Schauspielhauses als Weihnachtsbelustigung von Kindern aufführen läßt.

Ludwig Uhland hat nicht nur den ihm vom König Maximilian von Baiern verliehenen Orden für Wissenschaft und Kunst, sondern auch den preußischen Friedensorden pour le mérite, in den er an Tieck's Stelle gewählt war, abgelehnt. Wir können also noch immer sagen wie vor zehn Jahren:

„Dreißig Männern dreißig Orden —
Aber Uhland unser Herz!"

Von der „Geschichte des deutschen Volks" von Jakob Venedey (Berlin, F. Duncker) ist die sechste Lieferung, den Schluß des ersten Bandes „vom ersten Auftreten der Germanen bis zum Untergange der Karolinger" enthaltend, erschienen; das Ganze ist auf vier Bände berechnet. — Auch von der „Geschichte Englands während des dreißigjährigen Friedens von 1806—40", von Harriet Martineau, übersetzt von L. J. Bergius (ebendaselbst), ist der dritte und vorletzte Band erschienen. Derselbe reicht bis zum Jahre Einundvierzig und empfiehlt sich durch eine Fülle interessanter und wohldargestellter Thatsachen. Dagegen ist die Uebersetzung etwas ungleich ausgefallen, indem sie an einzelnen, nicht eben seltenen Stellen, theils an Unklarheit und Nachlässigkeit des Ausdrucks, theils auch an Misverständnissen des Textes leidet.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Im Verlage von **Karl Rümpler** in Hannover erscheint und ist durch alle Buchhandlungen und resp. Postämter zu beziehen:

Deutsche Wochenschrift für 1854,

herausgegeben von Karl Gödeke.

Preis des Quartals 2 Thlr. Preuß. Courant = 3 Fl. 36 Kr.

Allwöchentlich erscheint ein Heft von 2 Bogen in Umschlag.

Inhalt der beiden ersten Hefte, welche als Probe in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Erstes Heft: Zur Einführung. Von **K. Gödeke.** — Lorelei. Eine Oper. Erster Act. Von **Emanuel Geibel.** — Englische Kritik. Von **H. Bode.** — Tony. Von **Fr. Schnell.**

Zweites Heft: Lorelei. Eine Oper. Zweiter Act. Von **Emanuel Geibel.** — Ueber populäre Vorträge. Von **A. Tellkampf.** — Ein Blick auf die französische Literatur. Von **C. Winter.** — Hector Berlioz. Von **Fr. Schnell.** — Alexander Puschkin. (Hoffmann von Fallersleben, Chamisso, Lippert, Bodenstedt.) — Märchen. Von **K. Gödeke.**

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Cotta (Bernhard), **Deutschlands Boden,** sein geologischer Bau und dessen Einwirkung auf das Leben der Menschen. Erste Abtheilung. 8. Geh. 2 Thlr.

Bernhard Cotta, einer der ausgezeichnetsten deutschen Geognosten, macht hier den ganz neuen Versuch, den Einfluß des innern Erdbaus auf das Leben der Völker nachzuweisen, indem er Deutschlands Boden in dieser Beziehung schildert. Das Werk ist eine der wichtigsten Bereicherungen der naturwissenschaftlichen Literatur.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Matthias Alexander Castrén's

Reisen im Norden.

Enthaltend:

Reise in Lappland im Jahre 1838. — Reise in dem russischen Karelien im Jahre 1839. — Reise in Lappland, in dem nördlichen Rußland und Sibirien in den Jahren 1841—44.

Aus dem Schwedischen übersetzt
von
Henrik Helms.

Mit einer Karte von dem nördlichsten Rußland.

8. Velinpapier. Geh. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Castrén's Reisen sind von hoher wissenschaftlicher Bedeutung für die Kenntniß des Nordens und gewähren dabei eine höchst unterhaltende Lecture für gebildete Leser aller Stände.

Leipzig, December 1853. **Avenarius & Mendelssohn.**

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 2.** 5. Januar 1854.

Inhalt: Vom Lech zur Iller. Von **Adolf Bock.** — Der Prophet im Exil. Von **Karl Grün.** — Literatur und Kunst. (Pott, „Die Personennamen, insbesondere die Familiennamen und ihre Entstehungsarten, auch unter Berücksichtigung der Ortsnamen". — Kahlert, „Angelus Silesius". — Förster, „Denkmale deutscher Baukunst, Bildnerei und Malerei". — Gerstäcker, „Aus zwei Welttheilen".) — Correspondenz. (Aus Berlin. — Aus Frankfurt a. M. — Aus Paris. — Aus London.) — Notizen. — Anzeigen.

Vom Lech zur Iller.

Von
Adolf Bock.

Seltsames Ding, diese Sehnsucht nach den Bergen! Beruht sie wirklich auf dem Drange des Menschen nach dem Erhabenen und nach dem Himmel? Und doch enthusiasmirt man sich unter Umständen ebenso sehr für die platte See, deren unabsehbarer Wasserspiegel vielleicht keine andere Abwechselung bietet als ein paar am Horizont verschwindende Segel! Betrachten wir denn auch die weite Ebene als erstarrtes Meer, ihre Runzeln als ehemaligen Wellenschlag, als Klippen und hervorragende Wracks, und schwärmen wir somit auch für das Lechfeld, auf welchem ein Reiter viele Stunden weit rechts und links darauf lostraben kann, ohne irgendwo auf eine nennenswerthe Höhe zu stoßen.

Wir schwärmen ferner für die Mannichfaltigkeit der bairischen Hochebene überhaupt, welche hier die üppigsten Saatfelder, dort die reine Steppe bietet. Zwischen Wertach und Lech schaut aus den fetten Wiesen und Feldern ein wahres Gewimmel von Dörfern, und aus den Dörfern schauen wieder die Bauern, welche die Silberzwanziger statt der Knöpfe auf dem Rocke tragen. Man sieht der Ortschaften zehn und zwanzig mit Einem Blick, sie stehen alle da, wohlgeordnet wie ein Kaffeeservice auf dem Präsentirteller: die schmucken weißen

Häuser wie die Tassen, das Amthaus und die Kirche wie Milchkanne und Kaffeetopf — ohne weitere Anspielung. Auch das Blumenbouquet fehlt nicht in dem sinnigen Arrangement, indem es bald durch einen Flieder, bald durch eine Linde repräsentirt wird; nur Obstbäume muß man möglichst wenig erwarten.

Rechts vom Lech dehnt sich dagegen die unverkennbare Haide aus. Aber auch sie hat ihren besondern Reiz; denn schon sehen die Nationalökonomen, wie sich auf diesem Grunde, gleich versunkenen Schlössern aus der Meerestiefe, ganze Fürstenthümer mit lachenden Feldern und Gärten erheben. Das Zaubermittel, welches diese Herrlichkeit hervorbringen soll, ist bereits gefunden: es besteht in Berieselung, Drainage, Pflug, peruanischem und vaterländischem Guano. Nur der Zeitpunkt, wo Aschenbrödel als Prinzessin heimgeführt werden wird, ist noch nicht festgesetzt. Wir erquicken uns daher vorläufig noch an der exemplarischen Dürre mancher Strecken, wo selbst der unvermeidliche Grensing und die Klette zu Liliputpflänzchen geworden sind, oder freuen uns in den romantischsten Sumpfgegenden an dem reichen Flor der Cyperaceen, sowie in den feuchten Moorgründen an den stundenlangen Sphagnumpolstern und den zarten Blüten des Vaccinium Oxycoccos. Dann kommen die fahlen Torfstrecken, von schwarzen Gräben wie von den Laufgräben des Todes nach allen Richtungen durchschnitten, um den münchener Landschaftsmalern menschenleere, laublose Skizzen, voll unendlichen Friedens und unendlicher Langeweile zu liefern. Denn der Menschen Hütten, bezeichnend genug „Einöden" genannt, liegen hier sparsam wie die Freudentage des Bettlers. Selbst die Heerden fehlen; nur die Biene sammelt auch die kleinsten Honigbeiträge, und die Föhre, der Esel unter den Bäumen an Farbe, Ausdauer und Genügsamkeit, bietet der Kargheit der Natur Trotz und siedelt in mancherlei Gruppen. Die Locomotive jagt wie das Gespenst einer andern Welt durch diese Regionen.

Meister Lenz hat es hier ungemein bequem. Er hat verhältnißmäßig wenig Blätter und Blüten zu besorgen, obwol auch an den Ufern der Paar und der Amber manch Alpenpflänzchen seiner harrt, das aus der Heimat herabgeschwemmt wurde. Während er in den Bergen oft wochenlang steigen muß, um eine und dieselbe Blume im Thal und auf der Höhe zu erwecken, öffnet er hier mit einem einzigen lauen Hauch all die Kelche und Dolden, welche die Jahreszeit erheischt. Und wenn sie dann kommen und gehen, der Huflattich und der wilde Thymian, der Wegerich und die Enziane, und wenn die Tage wachsen und abnehmen, so bleibt doch der Sonnenuntergang auf der Heide stets ebenso feierlich wie auf der Zugspitze oder auf dem Rigi. Auch die Fichten-, Föhren- und Birkenwälder von Althagnen-

berg und im Ammergrunde rauschen unter den Aequinoctialstürmen ebenso mächtig poetisch wie die auf den Alpenhöhen, und daß dort zu Gunsten der Forstcultur nicht so viele Stämme stürzen wie hier, hat unsere ästhetisch-nationalökonomische Zeit auch zu berücksichtigen. Einsam kann man auf der bairischen Hochebene überall sein, sehr einsam. Kein Mensch, keine Krähe, keine Fledermaus weit und breit; nicht einmal ein Echo antwortet dem Rufenden. Aber wo du auch stehst, die Alpenkette im Süden ragt dir mit ihren schneebedeckten Gipfeln wie eine ungeheure Mauer entgegen. Da möchtest du weilen! Da, jenseit der Berge? Warum nicht diesseit? Alpenrosen und Edelweiß möchtest du von den Bergen holen, die mit ihren Zacken und Spitzen in den Himmel ragen und so sonnige, wonnige Thäler bieten mögen! Inzwischen machen wir Prosaiker am Lechufer es uns bequemer und kaufen jene schönen Alpenkinder ohne Anstrengung auf dem Markte zu Augsburg um wenige Kreuzer; wem außerdem Alpenrosen nothwendig sind, der kann sie sich allenfalls auch im Topfe ziehen. Aber Erdbeeren und Preißelbeeren möchtest du selbst pflücken und in ihren heimlichen warmen Gründen aufsuchen? Indessen auch sie leuchten uns aus dem Korbe der Verkäuferin oder gar vom geschliffenen Glasteller auf der reichbesetzten Tafel eines Patricierhauses viel köstlicher entgegen, als wenn sie sparsam im Haidekraut stehen, du dich nach jeder einzelnen Beere bücken sollst und schließlich wol gar durch eine Waldnelke getäuscht wurdest.

Bleiben wir denn also in der Ebene! Alles wahrhaft Große und Weltgeschichtliche geschieht in der Ebene. In ihr werden die Völker- und Entscheidungsschlachten geschlagen und folglich auch die Herbstmanöver gehalten; da gedeihen die großen Städte mit ihrer Civilisation, mit Treibhäusern und Bibliotheken, und selbst die deutsche Ritterschaft hat sich von den Bergen, die nicht einmal sehr hoch waren, in die Thäler herabgelassen. Und der deutsche Adel weiß doch wahrhaftig, wo es gut ist!

Aber ein Sommerausflug ins Gebirge, der muß denn freilich doch gemacht werden. Auch konnte man schon letzten Herbst mitten darin sein, bevor man nur mit dem Reiseentschluß recht fertig geworden war, da die seitdem bekanntlich vollendete Eisenbahn von Augsburg nach Lindau schon damals zum größten Theil befahren ward. Wie über die flache Hand geht es von Augsburg nach Kempten, und die Strecke von 15 Meilen wird in kleinen vier Stunden zurückgelegt. Bis Kaufbeuren und Günzach blieb die Reisegesellschaft, unbeschadet ihrer Liebenswürdigkeit, ziemlich langweilig. Auf die Wegstunde, welche wir fuhren, kamen fünf Worte. Man unterhielt sich von den hundert-

tausend Spindeln der augsburger Baumwollenspinnereien, hinreichend, um in wenigen Tagen ein ganzes Königreich von mäßigem Umfange mit einem baumwollenen Altweibersommer zu überziehen; oder man sprach von dem münchener Octoberfest, dessen heurige Feier schon in den ältern Jahrgängen der „Neuesten Nachrichten" ganz genau beschrieben ist, indem es sich bei diesen Olympischen Spielen regelmäßig statt der Lorberkränze um Bratwürste und statt der Unsterblichkeit des Namens um die einzige Zuflucht der Baiern in Freude und Leid, in Gewissensbedrängniß und höchstem Uebermuth, um das Bier handelt.

Als die Berge jedoch näher rückten, vergaßen wir die Vorzüge des Blachfeldes. Die barocken Formen der Felsenmassen gaben selbst dem alltäglichsten Geist eine erhabenere Richtung. Alles spähte rechts und links zum Wagenfenster hinaus. Der eine Reisende wünschte die Namen der Zacken und Grate zu wissen, und der andere nannte auf das bereitwilligste den Seiling, das Wertacher Horn, den Grottenkopf, den Täumling und den Grünten. Andere Passagiere befanden sich plötzlich mitten in Jagdgesprächen; Auerhahn und Gemse, Steinbock und Lämmergeier flogen schon durch die Phantasie, wenn sie auch Lüfte und Dickicht noch nicht durchbrachen. Hohenschwangau, das Balmoral des bairischen Schottland in Duodez, das Feenschloß aller Loyalitätsmärchen, das Loretto von tausend Petitionen während des Sommersemesters, das zierlichste Modell des Spitzbogens und der Mauerzinne, mit den enkaustischen Schwanenrittern an den Wänden und den wohlgalonnirten Lakaien auf allen Gartenbänken, wurde zum tausendsten male beschrieben und gepriesen, ersehnt und bewundert. Auch stieg ein stattlicher Herr mit einem großen im Feuer vergoldeten Siegelringe ins Coupé, welcher gar nicht lange mit der Uhrkette tändelte, sondern uns sehr bald von den Hunden verschiedener Durchlauchten und königlicher Hoheiten, welche im Gebirge ihr Jagdrevier besitzen, angelegentlich unterhielt. Der Herr Landrichter hatte sogar gesehen, wie eine höchste Dame im reizenden Bergcostume den Alpenstock wohlgezielt einsetzte und über die Klippen kletterte, sodaß das Gefolge in respectvoller Athemlosigkeit nicht nachzukommen vermochte. Noch mehr. Der bairische Kadi mit dem im Feuer vergoldeten Siegelringe hatte sogar die Bemerkung eines erhabenen Herrschers mit eigenen loyalen Ohren vernehmen dürfen, daß Höchstderselbe jetzt tüchtig herumzusteigen habe, weil er nachher auch wieder viel sitzen müsse. Fast seufzte der Kadi, so lebhaft empfand er den Druck der Regentenpflichten; aber er hielt es für seine Pflicht, die allerhöchste Bemerkung zu verbreiten, um dadurch den monarchischen Sinn der Passagiere möglichst zu stärken. Auch verfehlte er nicht, uns hinterdrein der Reihe nach zu mustern,

ob die Mittheilung auch den entsprechenden Eindruck hervorgebracht.

Inzwischen hatten wir Kempten erreicht. Die alte Reichsstadt mit dem einst prächtigen, jetzt etwas mürrisch gewordenen Fürst-Abts-Schlosse liegt trotz des politischen Bannes, welcher wegen der dortigen Demokraten auf der Stadt ruht, ungemein schön an der fröhlich daherbrausenden Iller, deren wilde Romantik der Flußcorrectionscommission viel Sorgen und Unkosten verursacht. Schon werden hier in den Vorbergen die Saatfelder sehr sparsam, während die hellgrünen Matten, von den dunklern Fichtenwäldern malerisch umschlossen, beginnen. Für den Landwirth, dessen Auge lieber über die Stoppelfelder schweift, um den Ernteüberschlag zu machen und die Abgeschmacktheiten über Kornwucher gehörig zu verachten, wurde die Aussicht uninteressanter. Mit desto größerm Behagen sah dagegen der Viehhändler der diesjährigen großen Rindermesse in Sonthofen entgegen; nicht weniger als 9000 Stück erwartete er, von denen die Mehrzahl weit über die Grenzen Baierns nach Italien, dem nördlichen Deutschland, nach England und Schweden vertrieben wird.

Von jetzt an hatten wir fast alle fünf Minuten ein neues entzückendes Bild in den Bergen rechts und links von der Eisenbahn. Die Bahn windet sich, um das Thal zu behaupten, wie ein Diplomat durch die Hofintriguen. Die Matten dehnen sich mehr und mehr aus, und steigen höher und höher. Die Dörfer lösen sich fast gänzlich in Sennhütten auf, die überall ausgestreut liegen, in der Ferne jedoch lieblicher erscheinen als in der Nähe. Hier ein Weiher, worin sich die Höhen spiegeln, und ein Fischer senkt sein Netz hinein; dort das melancholische Gemäuer einer Burgruine, unter dem ein paar Holzhauer ihre Abendmahlzeit halten. Und überall, hoch oben auf den Bergen und tief unten im Thal, erscheinen größere oder kleinere Trupps des glänzendsten Rindviehs von jener fahlen und aschgrauen Farbe, welche als das Kennzeichen der echten Schweizerrace gilt. Ein Kloster liegt in einem lieblichen Bergkessel und das Glöcklein der Kapelle ruft zur Abendandacht, die wir in sausender Eile versäumen, indem der Eisenbahnreisende einer andern Glocke lauscht und andern Göttern huldigt. Immer höher steigen die Kämme, Geschliefe und Sättel, immer düsterer werden die Gründe, Schluchten und „Dobel", und über all den Graten, Gabeln und Zinken hängen die Wolkenmassen wie viellockige graue Allongeperücken, oder wie lange Beduinenburnusse mit silbernem Streif verbrämt, wie zerrissene Zigeunermäntel, oder auch wie Kinderwäsche, welche die Riesen zum Trocknen aufhängten.

Mächtig klapperten die Maschinen, so oft sich das Thal verengte, und an den Felsenwänden fand der Lärm seinen gewaltigen Widerhall.

Dann führte der Eisenbahndamm eine lange Strecke nur wenige Fuß hoch dicht neben der rasch dahereilenden Iller und wir waren mitten im bairischen Gebirge unter dem Grünten, dem Beherrscher des Algäu, angelangt. Die Civilisation bricht hier mit der Eisenbahn plötzlich ein, wie eine Schiffsmannschaft auf einer neuentdeckten Insel, ohne durch eine Chaussee und einen wachsenden Postverkehr allmälig auf sich vorbereitet zu haben. Vielmehr führte die bisherige Poststraße von Augsburg nach Lindau über Memmingen und die von Kempten ebendahin über Wangen. Nach Immenstadt kam nur ein Postbote zu Fuß, und einspännige Frachtwagen genügten, das Städtchen und die Umgegend von Lindau aus mit Luxusartikeln zu versorgen. Ebenso bedurfte der Export von Käse und Butter, Häuten und Holz keiner besondern Beschleunigung. Nur einen Luxusartikel liefert die Gegend, der bis Wien und Frankfurt, bis Berlin und Paris gesucht wird, und der besteht in — Menschenhaar. Wer verlegen wird, wenn in Gesellschaft von einer hohen Stirn, Heiligenschein, dünnem und grauem Haar und von falschen Locken die Rede ist, der vermeide das Algäu, um nicht vor Neid und Wehmuth umzukommen. Denn diese Gegend stattet ihre Kinder, die überhaupt gesund sind wie die Rehe, mit dem kostbarsten Haarwuchs aus, so prächtig braun, so stark und lang, wie man ihn im übrigen Deutschland nur vereinzelt sieht. Wie deshalb anderwärts die Weinreisenden zu Gunsten des Imports ihrer oft zweideutigen Feuchtigkeiten die Gegend unsicher machen, so ziehen im Algäu die Agenten der Perückenmacher umher, um Frauen und Mädchen gewöhnlich gegen dünnen Kattun und flitterhafte Modesachen die kostbaren Zöpfe abzuschwatzen, die sie sich dann selbst sehr theuer bezahlen lassen. Ich sah solche Zöpfe, die ein Händler, 15—20 an der Zahl, am Wurzelende sehr fest umwickelt, wie Flachsdocken aus einem Beutel zog. Für junge Herren, die danach schmachten, mit berauschter Hand in der kühlen Seide eines Mädchenkopfs zu wühlen, wäre die Gelegenheit günstig gewesen; sie hätten das Vergnügen hier billig haben können. Zwar ist es möglich und ich vermuthe sogar sehr stark, daß die ehemaligen Besitzerinnen der Zöpfe gar nicht schön waren; aber aus dem Glanz ihres wallenden Haares schloß man unwillkürlich auf schlanke, schmucke Gestalten, mit strahlenden Augen, lebhaftem Wesen. Stolz und kokett konnten die „Diandl" freilich nicht gewesen sein, sonst hätten sie ihre schönste Zierde um keinen Preis der Welt den Enkeln der Delila, die den Simson schor, preisgegeben, damit die verblühten Damen der großen Städte ihre falschen Eroberungsnetze daraus flechten können.

Vielleicht geben sie ihre langen Zöpfe nicht mehr her, wenn die Civilisation in ihren Bergen Fuß faßt und andere Ansprüche an sie

macht. Denn täglich braust jetzt diese Civilisation daher, um über das stille Martinszelt und Stein nach Immenstadt und von da über Brücken und ungeheure Dämme durch Einschnitte und auch durch die Berge hindurch, wenn es nämlich darum herum durchaus nicht mehr gehen will, über Staufen, an Herbatzhofen, Dreiheiligen, Metkaz, Muthen, Hergatz und Schlachters vorüber bis zum Bodensee vorzudringen. Vorläufig siedelt sich die moderne Cultur an den schmucken Stationshäusern in Schweizerbauart mit Postbureau und Güterstapel an. Neue Beamten wohnen hier und holten sich eine „Großstädterin" mit den bekannten leichten Schachteln statt der ehrwürdigen schweren Koffer als Frau in die Berge; neue Gastwirthschaften entstanden und die Dinge, welche zunächst für die Reisenden aufgestellt werden, beginnen auch den Einheimischen zu behagen. Anfangs gafften und staunten die Bergbewohner, aber schon staunen sie nicht mehr, lernten vielmehr für Dinge Geld zu nehmen, für welche sie sonst nur einen „schönen Dank" erwarteten und — das Papiergeld macht nicht blos seine Reise um die Welt, sondern auch schon in die verborgensten Winkel des Algäu.

In Immenstadt bemühte man sich wenigstens, die Begriffe des Landgerichtsbezirks, die früher nur bis Lindau, höchstens bis Augsburg und allerhöchstens bis München reichten, in aller Eile auszudehnen. Allein noch standen die Nothbrücken und schon kamen die Fremden aus Nürnberg und Koburg, aus Bremen und Braunschweig, wol gar aus Zwickau und Parchim mit Reisesäcken, Stockdegen, Hutschachteln, Koffern, Feldflaschen, Botanisirbüchsen, Frauenzimmern und Regenschirmen. Das Institut der Lohnbedienten und Straßenjungen von Eisenach, welche dem Fremden das Gepäck mit Gewalt entreißen, fehlte freilich noch; auch gab es noch keine Kellner, die „in den ersten Gasthöfen Frankfurts" conditionirten. Es fehlten ferner noch die Zimmermädchen in weißen Häubchen, die Eßglocke, der Speisezettel, die wenigstens auf der Rechnung paradirenden Wachskerzen — dafür aber auch jede Uebertheuerung. Im ersten Hotel von Immenstadt, dem „Engel", versahen ein Hausknecht und eine alte Magd Alles in Allem. Der Hausknecht bediente die Gäste im Erdgeschoß, die Holzknechte, Fruchthändler, Gendarmen und sonstigen Honoratioren des Orts und der Umgegend. Den mit der Eisenbahn angekommenen Fremden dagegen wies die Magd das Gastzimmer im ersten Stock an, wo eigentlich der Civil-Club von Immenstadt auf die Stühle abonnirt war, dieselben aber höflichst räumte. Ueberfluß an Leuchtern und Schlafzimmern herrschte in dem Hause nicht; allein die Nachbarschaft half bereitwillig aus und wenn die fünf Betten des Gasthofs besetzt waren, wurden die weitern Gäste von der unermüdlichen Magd mit der Kerze in der Hand und dem Stiefelknecht unter dem Arme über die Straße

zu Bett geleitet. — So geht's, wenn der Wein kommt, bevor die Fässer in Bereitschaft gesetzt wurden!

Auf dem Marktplatze, der noch keineswegs an Getümmel litt, wandelten mehre Enten, als wären sie die Senatoren der Stadt, gemüthlich auf und ab. Die Straßen gehörten noch unmittelbar zu den daran liegenden Häusern und dienten den Bewohnern derselben zum Sommeraufenthalt, wie es z. B. auch in Konstantinopel der Fall sein soll. Dort schneiderte ein Kleiderkünstler vor der Thür, hier verwaltete eine schon etwas ehrwürdig werdende Dame, noch ganz wie es bei den alten Deutschen der Fall war, die Heiligthümer, indem sie das Porträt des heiligen Bernhard von Clairvaux, welchem die Fliegen zu viel Ehren erwiesen zu haben schienen, säuberlich abwusch. Ein zukünftiger königlich bairischer Kürassier, noch barfuß, lediglich im Hemdchen, das er wie ein Römer die Tunica geworfen hatte, schlug mit tüchtigem Stock tapfer auf das ihm den Weg versperrende Hühnervolk des Nachbars ein, sodaß sich dieser zu einer kräftigen Strafpredigt ohne Vorbereitung genöthigt sah. Kühe sah, hörte, roch man überall, während das liebliche Schwein fast ganz fehlte und fehlen mußte, weil es nämlich kein Gras frißt.

Als ich nach den Sehenswürdigkeiten der Stadt fragte, hieß es, ich müsse die Berge betrachten und die Wasserscheide zwischen Donau und Rhein aufsuchen, da ich die fünf Kapuziner des Orts wol nicht zu sehen wünsche. Dennoch suchte ich die Letztern auf, aber allerdings mit schlecht belohnter Mühe, da in dem Kloster in der That nichts wahrzunehmen als fünf Bäuche, hinter deren jedem sich ein widriger alter Knabe befand, der zwar mein Benedictus sit Jesus Christus mit einem In aeternitatem beantwortete, jedoch über sonstige himmlische und irdische Dinge Rede und Antwort zu stehen nicht im Stande war. „Da mocht' es gar stille sein.“ — Von den Kapuzinern aus zog der Gottesacker den Blick auf sich, indem ihn eine ungeheure Felsenwand überragte, auf der man sich ein großes Memento eingeschrieben denken konnte. Auf der Stätte selbst waren der Bürgermeister und die Apothekerwitwe, der Bauinspector und der Arzt gerade ebenso gebettet wie auf andern Todtenhöfen auch. Nur eine Inschrift lautete: „Hier ruht in Gott der königliche bairische temporär quiescirte Revierförster Xaver Ignaz * * *.“ Während also alle übrigen dort Schlafenden für ewige Zeiten zur Ruhe gebracht waren, wartete der pflichteifrige Revierförster noch immer auf Reactivirung. Eigenthümlich war außerdem, daß hier Grab bei Grab fast ohne Ausnahme mit nicht allzu massiven eisernen Crucifixen von ein und derselben Höhe und Breite bepflanzt waren, sodaß das Ganze in einiger Entfernung wie eine große Käfersammlung aussah, und zwar wie eine Sammlung von

einigen hundert Exemplaren derselben Species. Später wurden die benachbarten Berge bestiegen, von denen namentlich der Rothenfels eine herrliche Aussicht bot; besonders köstlich war der Alpsee.

Als ich in den Gasthof zurückkehrte, hatte sich einige Gesellschaft gesammelt. Dieselbe würde zwar weder der ersten, zweiten oder dritten, noch der vierten, fünften oder sechsten Rangclasse angehört haben, wenn wir russisch rechnen müßten, aber dafür war sie desto zuvorkommender und artiger. Sie bestand außer einem von seinem Herrn Sohne pensionirten Kaufmann und einem Musikus, aus Subalternbeamten des Königreichs Baiern, einem ganz besondern Beamtenkaliber, welches sich zwar ebenso wenig überarbeitet wie seine Vorgesetzten, indem sie einen guten Theil ihrer Bureauzeit in Rückerinnerung an das genossene, sowie im Vorgeschmack des zu erwartenden Biers hinbringen, dem aber in Anbetracht des Aergers und Grams um manchen verdorbenen Stempelbogen, in Anbetracht der ihm zuerkannten Buße, wenn die Herren Obern sündigten, auch eine Erholungsreise zu gönnen ist, dem der Arzt auch etwas frische Luft, Bewegung, Wasser innerlich und äußerlich verordnete und das auch eine entfernte Ahnung von Baden-Baden und von einer sorgenfreien Existenz hatte. Registratoren, Revisoren, Inspectoren und sonstige Thoren, die sich mit der Feder plagen, siedelten hier: merkwürdige, theils zahnlose, theils harmlose Civilerscheinungen, in deren Gefolge und Dienste mythische Fracks mit verhängnißvollem zum Himmel strebenden Aufhängebande, Westen der fabelhaftesten Färbung und die riesigsten Schnupftabacksdosen zum Vorschein kamen, die ich je erblickte. Auch war unter ihnen weniger von den Naturschönheiten des Algäu die Rede, als von einem zu arrangirenden Tarok oder Landsknecht. Zum Theil waren die Frauen mitgebracht, welche hier fern von ihrem Reich und in Rücksicht auf die viele sauere Milch, die sie genossen, ungemein freundlich und zuvorkommend gegen ihre Eheherren, außerdem aber sehr verlegen erschienen, weil sie es für unanständig halten mochten, auf eine Erholungsreise irgend eine Beschäftigung mitzunehmen.

Am obern Tische suchte sich ein herzoglich * * *scher Rentmeister, der mit zwei leiblich schönen Töchtern eingetroffen war, bemerklich zu machen. Es war das ein pfennigkluger und guldennärrischer Herr, der vor nichts einen solchen Respect hatte, wie vor einer großen Zahl. Hohe Titel, berühmte Abstammung und vornehme Verwandtschaft, militärisches Verdienst, künstlerischer Name, selbst das Ritterkreuz des heiligen Michael hatten an sich bei ihm kaum die Hälfte der Wirkung, welche das reine Einkommen einer sichern Anstellung auf ihn ausübte. Die Rente von 500,000, ein Bankrott von 500,000 Gulden und eine Civilliste von einer Million — das

waren Objecte, die ihm imponirten. Zu seiner Erholung führte der Herr das Staatshandbuch des Königreichs Baiern mit sich; auch wußte er genau anzugeben, wie viel Staatsräthe und Hofchargen, wie viele Justiz-, Forst-, Post- und Steuerbeamten dasselbe enthalte, wie hoch der höchste Gehalt in einem Verwaltungszweige, wie klein die geringste Besoldung sei. Nach Tisch und an jedem Abend war das Staatshandbuch die angenehmste Lecture und alle Bekannte, d. h. dem Rentmeister bekannte Namen, waren darin roth unterstrichen, um sie schneller auffinden und übersehen zu können. Auch mir sollte die Ehre des Unterstrichenwerdens zutheil werden; da ich dieselbe jedoch ablehnen mußte, sank das Quecksilber im Respectsbarometer des Rentmeisters plötzlich bis zu gänzlicher Abkühlung.

Erquicklicher versprach die Unterhaltung mit einem Gymnasialprofessor zu werden, der mit Botanisirbüchse und rothem Regenschirm aus Thüringen hergekommen war, um das Alpenleben zu beobachten. Still und einsam saß er da und stellte mit freundlichen Augen die Bitte, man möge ihn anreden, da die Bescheidenheit ihm nicht erlaube, das erste Wort zu nehmen. Ich erzeigte ihm die Gefälligkeit und wurde dafür belohnt. Ich lernte einen milden Menschen kennen — ganz Jean Paulisch —, wie es nur wenige noch gibt, und erhielt eine Menge erprobter Rathschläge zur Makrobiotik. Von Pillen und Mixturen wollte der Professor ebenso wenig wissen, wie von Flanell und Revalenta arabica; seine Heiligen waren Prießnitz und Mohammed wegen der vielen Waschungen, welche sie verordneten. Aber fast mehr noch als vom Wasser hielt er von der Luft; in ihr erblickte er das wahre Universalmittel. Luftbäder, Luftveränderung, Selterswasser, Limonade mousseuse waren seine Verordnungen und bei Nennung des Champagners glänzten seine Augen ganz verklärt. Richtig stand Liebig's Krug in der Nähe, Weinstein und kohlensaures Natron führte der Professor stets in der Westentasche und in aller Eile bereiteten wir Schaumwein, bei welchem dann lange fortgeplaudert wurde. Der Freund war viel gereist; fast alle Kaltwasserheilanstalten kannte er aus eigener Anschauung. In Gräfenberg und Ilmenau, in Elgersburg, Kreischa, Hohenstein und Lauterberg war er gewesen. Er hatte in seinem Leben schon sehr viel Wasser getrunken, hatte Douche, Fluß- und Wellenbäder durchprobirt und sich überall reiben und bürsten lassen. Dann hatte er Nizza und Neapel, Helgoland und Ostende besucht. Vom Getümmel der Nationen war er dort weniger angezogen worden, aber gebadet hatte er in den südlichen und nördlichen Gewässern und die Seeluft hatte er bis zur Schwelgerei genossen. Im leichtesten Badeanzuge oder noch besser, ganz ohne Hülle hatte er sie mit Nase, Mund und allen Poren geschlürft. Die kühle Nordseeluft war ihm noch er-

quickender und stärkender vorgekommen als die laue der südlichen Gewässer. Um die Seeatmosphäre genauer kennen zu lernen, hatte er das Seewasser gekostet, gesiedet und verdunsten lassen, er hatte die Ueberbleibsel chemisch untersucht und glaubte nun so weit gekommen zu sein, die Seeluft künstlich für den Hausgebrauch nachmachen zu können. Auf welche Weise? Selbst das verhehlte der mittheilsame Mann mir nicht. Erstlich verschaffte er sich die leeren Heringstonnen, um daraus das Seesalz zu gewinnen. Nachdem dasselbe von den Fischresten gereinigt worden, goß er Wasser darauf, um da hinein sodann große Laken zu tauchen, durch die dann, namentlich zur Winterszeit im mäßig geheizten Zimmer, die Seeluft verbreitet wurde. Es lag nahe, dem Freunde zu empfehlen, er möge möglichst viele Seeromane zwischen den aufgespannten Segeltüchern lesen, um die Illusion zu vervollständigen, oder noch besser im Matrosencostume, in Wachstuchmütze und Theerjacke seine Kajüte auf- und abschreiten und die Luft durch tüchtige Seemannsflüche weiter mariniren.

Hier in den Bergen botanisirte der Professor theils, theils untersuchte er die Steinmassen und war entzückt über das köstliche Grün der Berge. Alles grün! Man bedurfte keiner grünen Brille. Alles grün bis hinauf zu den Bergesspitzen und prächtig durchflochten von den stolzesten Fichtenwäldern; Alles saftig und üppig, indem zahllose Gerinne, Bäche und Flüßchen die Berieselung besorgen und sich nirgends in der Welt so viele Seen und Weiher auf den Bergplateaux finden als im Algäu. Die nächsten Berge bestehen aus Formationen von Jura- und Liasschiefer, Molassesandstein und Nagelflue, und dahinter ragten dann die Kalk- und Dolomitschroffen des Biberkopfs, der Mädelesgabel und des Hochvogel bis zum Rauchhorn. Dort gedeihen die kostbaren Futterkräuter, in deren Ueppigkeit mein Professor förmlich schwelgte. Denn fand er nicht den anderwärts nur spannenlangen Mardaun hier kniehoch aufgeschossen? Als den eigentlichen Alpenmeister aber und den wahren Reichthum des Algäu stellte er mir den Rütz (Plantago alpina) vor. Derselbe steigt merkwürdigerweise nicht unter 4200 Fuß über der Meeresfläche herab, bemüht sich aber auch nur bis zu 6800 Fuß hinauf; deshalb wächst er im Algäu, wo ihm außerdem der Boden besonders zusagt, fast ausschließlich, gibt hier aber mit dem Mardaun, dem Frauenmäntelchen (Alchemilla vulgaris, pubescens und fissa) mit sehr großem Aldenostyles albifrons, mit dem sechs Fuß hohen, prächtig blaugeblümten Mulgedium alpinum und einer Menge süßer Gräser dem Rindvieh eine Weide, wie es sich dieselbe nicht besser wünschen kann. — Auch die so zu sagen poetische Flora hatte an dem thüringer Professor ihren Enthusiasten gefunden. Die gewimperte und die noch höhere Regionen liebende rostfarbene Alpen-

rose (hier Alpenrausch, Rhododendron hirsutum und ferrugineum) hatte er reichlich gesammelt; hoch von den Bergen hatte er die liebliche Braunella, oder wie sie im Algäu heißt, das Brändele (Nigritella angustifolia, braun mit Vanillegeruch), den Alpenaster, das schöne Alpenleinblatt, Calamintha alpina, Helianthemum ölandiscum, manche Steinbreche und das dunkelblaue, großblätterige Alpenvergißmeinnicht heruntergeholt. In seinem Schlafzimmer lag, wie die Wirthin sich ausdrückte, ein ganzes Fuder Heu, welches der eifrige Botaniker allmälig zusammengetragen hatte.

Keineswegs wurde dabei vergessen, in den Wäldern, auf den Höhen, in den Gründen Barometermessungen anzustellen und die Nase hoch zu halten, um die wahre Waldluft auszuspüren. Das Wichtigste war unstreitig die Probe, welche die Gesundheit des unermüdlichen Forschers selbst dabei bestand, indem er, der den verschiedenartigsten Bädern glücklich entronnen war, nun ebenso frei, tief und behaglich hier oben in der dünnern und dem häufigen und raschen Temperaturwechsel unterworfenen Atmosphäre athmete, wie in der mit Wasserdünsten erfüllten des Seeufers. Aber nachgemacht mußte natürlich auch die Waldluft werden. Fichtennadeldecoct spielte dabei die Hauptrolle: doch mischte er auch wilden Thymian, Quendel, Birkenlaub und manches andere Blatt hinein, um den wahren Duft hervorzubringen und dann auf der Moosbank oder in der Tannenzweighütte, die er in seinem Zimmer — natürlich einem Hagestolzenzimmer — anbrachte, von den sechs Schulstunden, welche er täglich zu geben hatte, auszuruhen.

Besuchte der Sonderling die Sennhütten, so ereiferte er sich regelmäßig, wenn er hier auf den Bergen sowol wie in den Thälern seiner Heimat die Zimmer im hohen Sommer wie im Winter verschlossen und die Luft darin verdorben fand, indem der Bewohner das Kostbarste und zugleich Wohlfeilste, was er besitze, gar nicht zu würdigen und zu genießen wisse. Das Erste, was der Luftfreund dann that, war, alle Fenster aufzureißen; und als ihm eine Sennerin einst verwundert entgegentrat und einwandte, er lasse alle Fliegen herein, erwiderte er ärgerlich: „Ihr wollt sie nur nicht hinauslassen.“ Dann ging's an die Untersuchung der Käsebereitung, wo der Professor wieder sehr unzufrieden war, daß die Algäuer keine eigenthümliche Methode bewahrten, vielmehr den Schweizern den Emmenthaler abgelernt hatten, sowie den „Backstein“ (Limburger) den Holländern. Diese Erörterungen hinderten jedoch nicht, überall Butter und Käse und noch specieller Molken, Schotten und Zieger durchzuprobiren. Dem Gerstenbrote der Senner zog unser Gutschmecker indessen doch das Roggenbrot seiner Wandertasche vor.

Endlich wurde auch noch den Sagen im Volke nachgespürt, jedoch

nicht, um diesen „Aberglauben“ aufzuzeichnen und literarisch zu verwerthen, sondern um ihn an Ort und Stelle zu widerlegen, den Hirten und ihren Weibern, welche ihre Legenden und Märchen gutmüthig auskramten, ernstliche Gegenvorstellungen zu machen und den „Wahn“ wo möglich auszurotten. Der Professor war ein Feind aller Füchse, Wölfe, Wiesel, Marder, Iltisse und folglich auch der Hermelinmäntel: aber noch mehr haßte er Kobolde, Gnomen, Wichtelmännchen, Hexen, Erlenmädchen und sonstiges Gesindel der Mythologie. Im Algäu machte ihm deshalb noch mancher Heiligenspuk und Kälberzauber Verdruß, sodaß er sich sogar mehrfach an die Pfarrer gewendet und sie um Abhülfe gebeten hatte. Doch waren sie ihm gewöhnlich mit Argwohn ausgewichen. Anstatt darüber nun zu lachen, wurde er verstimmt. Ja der Verstandeseifer des Mannes ging so weit, daß er es für Unrecht erklärte, von Sonnenuntergang und Sonnenaufgang zu sprechen; man solle, verlangte er, auch hierbei der Wahrheit treu bleiben und es hübsch deutlich ausdrücken, daß die Erde und nicht die Sonne sich drehe, weshalb er denn auch alles Ernstes bedauerte, daß Konradin Kreuzer in seinem unvergleichlichen Gesange „Die Erde ruht“ eine Unwahrheit verherrlicht habe! Großes und Kleines waren diesem Kopfe nur Dimensionsverhältnisse; gegen ein Haarbreit, meinte der Professor, sei eine Elle groß, sie sei aber nichts gegen den Umfang der Erde und dieser wieder nichts gegen einen Sonnenabstand; ein Berg imponirte ihm zwar nicht weniger als ein Infusionsthierchen, aber auch nicht mehr.

Bis tief in die Nacht hatte mich der eifrige Mann unterhalten; die kürzeste Frage hatte ihn zu der längsten Antwort veranlaßt. Aber am andern Morgen um vier Uhr war er schon wieder mit seinem Führer ausmarschirt, um das Oythal, die Spielmannsau und das Trettachthal mit ihrem finstern Charakter und ihren prächtigen Wasserfällen aufzusuchen.

Der Prophet im Exil.

Von

Karl Grün.

„An Wasserflüssen Babylon saßen sie und weineten.“ Nie ist eine solche geschichtliche Einkehr, Zerknirschung, Reue, Buße, Besserung am inwendigen Menschen gesehen worden, als seit dem verhängnißvollen Jahre 1848. Nicht nur daß die Einzelnen im Exil da draußen oder in der Einsamkeit da drinnen sich aller Phrasen und Prätensionen

entkleiden, um als nackte Menschen die Probe vor dem Allgemeinen, vor der Idee des Jahrhunderts zu bestehen; nicht nur daß die Parteien uns wahrhaft chorartig die Weisheit des Durchschnitts und des Mittelmaßes recitiren: Wir haben gefehlt, wir müssen uns läutern, Jeder trägt sein Theil an der allgemeinen Schuld — sogar die Völker, die Racen, ganze Ausschnitte der Menschheit sagen: pater peccavi, und suchen die Ursache des Unglücks und des Verfalls in dem innern Fatum, welches doch immer der Prototyp des äußern geschichtlichen Schicksals ist.

Auch in Edgar Quinet's soeben erschienenem neuen Buche „Les révolutions d'Italie, par Edgar Quinet, augmentées d'une introduction par Marc Dufraisse" (Brüssel 1853) ruft die ganze romanische Race Wehe, Wehe, Wehe! über sich selbst, schlägt der gesammte Südwesten Europas an seine Brust: Bessern wir uns, machen wir uns auf, oder die Geschichte sei uns gnädig! Edgar Quinet ist zwar mit deutschem Wesen vertraut und kennt die Schätze deutschen Geistes; wer aber seine Schriften gelesen hat, vom überschwänglichen „Ahasverus" an bis auf seine Vorlesungen am Collége de France, der wird stets bis in die metaphorische Phrase hinein den Romanen wiedergefunden haben. Und von diesem Gesichtspunkte aus ist das vorliegende Buch kein Buch, sondern eine That, ein geschichtlicher Act, ein Bruch mit jenen Traditionen, welche so beliebt waren und doch direct zum Verderben geführt haben. Das Buch von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, stehe ich keinen Augenblick an, es für des Verfassers gründlichste und gesündeste Schöpfung, für ein Werk ernster und erster Bedeutung zu erklären.

Man höre: „So begreift man denn, warum Italien, Frankreich und alle Völker, die im 16. Jahrhundert sich der religiösen Freiheit widersetzten, dafür durch die Unmöglichkeit bestraft worden sind, im 19. Jahrhundert in die politische Freiheit hineinzukommen. Diese Luft können ihre Lungen nicht mehr ertragen. Kaum haben sie einige Schritte hineingethan, so kehren sie um, sich wieder in der Knechtschaft zu verlieren. Ihre Denker scheinen ewigen Fehlgriffen ausgesetzt zu sein: denn sie wollen nicht einsehen, daß das Volk dort sich durchaus nicht für Das interessirt, was für sie die erste Bedingung des öffentlichen Lebens ist. Was liegt Dem an der Freiheit zu schreiben, der nicht lesen kann? an der Freiheit zu denken, wer ohne Ketzerei nicht denken kann? an der Freiheit des Gewissens, wer keine Vorstellung von Untersuchung und Discussion hat? Alle diese sogenannten Eroberungen des modernen Menschen werden stets nur Träumereien und Eitelkeiten für Völker sein, welche Sklaven des römischen Hohenpriesters sind. Da die Welt der Seele bei ihnen so zu sagen schachmatt ist, so muß

Digitized by Google

Derjenige, welcher panem et circenses verspricht, immer leichtes Spiel gegen Den haben, der von moralischer Freiheit redet."

„Bisweilen jedoch ergreift eine Freiheitssüchtelei diese Völker, und sie verfallen einer vorübergehenden Wuth; Alles, was sie antreffen, stürzen sie um. Ich selbst habe ganze Königreiche gesehen, die sie in einer Nacht umgekehrt hatten. Solange ihr aber die Zügel des Mittelalters in euren Händen haltet, laßt euch diese Wuth nicht allzu sehr beunruhigen. Es reicht in letzter Instanz hin, sie die alte Ruthe fühlen zu lassen."

„Da sie nicht einmal eine Vorstellung von religiöser Freiheit haben, von dieser Quelle aller Freiheiten, dem Princip aller Rechte, so arten ihre bodenlosen Revolutionen leicht aus und nehmen einen servilen Charakter an. Das heißt, sie trachten nicht nach der Würde des Geistes, sondern nur nach Befriedigung des Hungers, der sich unter stolzem Namen verbirgt, und das macht, daß sie mit der Knechtschaft leicht die Unverschämtheit verbinden. Und sie kommen leichter durch die Knechtschaft zum Ziele als durch die Freiheit; denn es ist wieder einer ihrer Charakterzüge, daß bei ihnen Wohlstand und Reichthum nicht zur sittlichen Erhebung führen. Je reicher sie werden, desto niederträchtiger; Jeder, in Angst um Das, was er besitzt, sucht in einem Herrn die Zuflucht gegen die Raubgier Aller."

„Ich habe solche Völker gekannt, die damit prahlen, daß sie an nichts mehr glauben, und doch bei den äußern Formen des Glaubens beharren. Als Vorwand für ihre Trägheit geben sie an, daß keine religiöse Revolution sie reizen kann, noch die Mühe der Veränderung werth sei. Keine der bisher vollbrachten Empörungen des Geistes genügt diesen Ungezähmten. Wenn sie sich nur einmal erheben und denken wollten — o, sie würden in drei Schritten die Grenzen des geistigen Universums durchmessen, sie würden unbekannte Regionen erobern! Unterdessen können diese stolzen Sicambrer nicht lesen; sie glauben sich frei von Allem, weil sie im Grunde den ausgehängten Glauben verachten, ohne zu merken, daß sie bei dieser Lüge die Angeführten sind. Damit die Völker auf den Zügel beißen, ist es durchaus unnöthig, daß sie glauben. Der Aberglaube, der den Glauben überlebt, reicht mehr als vollkommen dazu aus. Und darin sind wir, Gott sei Dank, wir Franzosen wieder einmal die Meister und Lehrer der Welt. Denn keine Nation, daß ich wüßte, hat besser gezeigt, wie leicht es ist, nach der religiösen Lüge alle andern zur Herrschaft zu bringen, und wie unter der Grazie die Angeberei, unter der Freiheit der Sklave, unter dem Ruhm die Schmach lauern kann."

De Profundis! Und in einer Sprache, die nicht nur an den Brüsten Latiums, sondern auch ganz besonders in der Schule des größten

politischen Prosaikers, des Niccolo Macchiavelli, groß und stark geworden ist.

„Les révolutions d'Italie" sind kein Pamphlet, keine Gelegenheitsschrift, sie sind eine zehnjährige historische Arbeit, auf Quellenstudium beruhend; der 24. Februar unterbrach den Verfasser beim „socialen Kampf" in Florenz (1378). Das Exil nach dem Staatsstreich gab ihm Muße, ein Kunstwerk zu vollenden, in welchem man vergeblich nach persönlichen Invectiven, nach Victor Hugo'schen Parforcetouren, nach einer wohlklingenden Polemik suchen würde. Es ist die geschichtliche, philosophische, methodische Antwort in 421 enggedruckten Seiten auf die Frage: warum ist Italien gefallen? warum konnte Italien es nicht bis zum Staate bringen? was ist der organische Fehler jenes romanischen Organismus gewesen? Und gerade zu derselben Zeit, wo von deutschen Forschern und Denkern den Franzosen nachgewiesen wird, daß ihre Geschichte der progressive Verlauf der Ausscheidung des germanischen Individualitätsprincips und das immer mehr überhandnehmende Wogenschlagen celtischer, gallisch-romanischer Massenhaftigkeit ist, weist ein Franzose am Beispiel Italiens nach, wie der Romanismus überhaupt nicht zur Individualität gelangen, wie er ohne germanische Beihülfe nie dazu kommen kann, weder im Großen noch im Kleinen Ich zu sagen, wie Italien nie eine staatlich ausgeprägte Nationalität, nie ein freies Bürgerthum, nie ein freies Gewissen, nie eine klare Philosophie, nie ein Attribut modernen Lebens gehabt hat noch auch haben konnte. Edgar Quinet in seiner Fresco-Darstellung, in seiner künstlerisch gruppirten Philosophie der Geschichte Italiens hat das große Werk Sismondi's nahezu antiquirt, das Feld der bisherigen italienischen Geschichtschreibung gesäubert und den künftigen Historiker mit Muratori, Macchiavelli und den übrigen Quellen allein gelassen.

Italien, führt er aus, laborirt seit der Völkerwanderung an einem Ideal, an einer Allgemeinheit, die bereits hinter ihm lag; es zwang alle lebendige Wirklichkeit in das Prokrustesbette dieses Ideals, es versäumte den Tag und die Gegenwart, verkaufte seine Lebensbedingungen über und gegen dieses Schema: das Cäsarenthum, die Weltherrschaft. Diese Idee theilte sich und schuf zwei Parteien, die bis ins 14. Jahrhundert vorhielten: Guelfen und Ghibellinen, Weltherrschaft durch den Papst, Weltherrschaft durch den Kaiser. Keine einzige war eine nationale Partei, keine wollte Italien, jede wollte das Universum, jede war kosmopolitisch. Als weder der deutsche Cäsar noch der Cäsar im Vatican das Ideal verwirklichte, als das heilige römisch-heidnische Reich durchaus nicht wiedererstehen wollte, geschah ein entsetzlicher Sturz. Mit dem Adel war es vorbei, die Ritter verschwanden mit dem ritter-

Digitized by Google

lichen Traum von der antiken Welt. Die hohe Kaufmannsbourgeoisie trat auf, die sich die Privilegien der niedergeworfenen Aristokratie offen beilegte. Die Arbeit ward geadelt, jedes Handwerk hieß Kunst. Die siegreiche Partei theilte sich sofort wieder, der popolo ging auseinander in popolani grassi, fette Bürger, und popolo minuto, mageres Volk, in große Künste und kleine: auf der einen Seite Richter, Notare, Bankiers, Aerzte, Tuchhändler, Pelzhändler, auf der andern Tuchscherer, Wäscher, Schmiede, Steinschneider, Holzschneider. Der Krieg zwischen diesen beiden Classen trat am Ende des 14. Jahrhunderts an die Stelle der Debatten und Kriege um die geistliche und weltliche Autorität. Dieselben Mittel galten, dieselben Verschwörungen, dieselben Proscriptionen, derselbe Appell an den Fremden. Der Ghibelline und der Guelfe, Karl V. und Clemens VII. reichen sich endlich die Hände zur Unterdrückung von Florenz. Im Jahre 1530 wird der Traum Italiens erklärt, Italien wird in seiner letzten Freistatt von den Repräsentanten seines falschen Idealismus erwürgt. Von jetzt an ist das Land stumm, und die Welt zählt eine Nation weniger. Als der Classenkampf beginnt, als Bourgeoisie und Volk sich um das Vaterland streiten, gibt es schon kein Vaterland mehr. Aber Italien, seiner Rolle des Idealisten getreu, entnationalisirt vom Papst, geknechtet vom Kaiser, baut sich ein neues Ideal in die Wolken, eine Lichtstadt aus Ton, Farben, Harmonie — die Kunst. Die Kunst muß ihm zuguterletzt die Weltherrschaft sichern, die ihm weder Kaiser noch Papst gewähren konnten; Dante, Petrarca, Boccaccio, Ariosto, Tasso, Leonardo da Vinci, Rafael, Michel Angelo, Palestrina sind die wahren italienischen Auguste, allezeit Mehrer des Reichs, und der Genueser Christoph Columbus vollendet als mystischer Entdecker die „Architektur der Erde", über welche Italien herrschen sollte, während es bereits fester und fester in sein tiefes Völkergrab eingemauert ward. Je entfernter die Wirklichkeit, desto gewaltiger die Anstrengung, je genialer die Schöpfung, desto unpolitischer, je idealer, desto falscher, je heroischer, desto weniger national: das ist das von Quinet entwickelte und in blühendster Sprache dargestellte Lebensgesetz Italiens.

Italien ist todt, wie Spanien todt ist, sie sind gestorben an ihrer Naturbestimmung, welche identisch war mit dem Katholicismus; sie sind nicht am Katholicismus gestorben, sondern sie repräsentirten die katholische Weltansicht von Hause aus, sie waren katholisch vor dem Katholicismus. Quinet meint zwar: „Sie sind müde, sie ruhen sich aus; sie sitzen, sie werden sich wieder erheben; wenn sie todt sind, sie werden auferstehen. Sie sind nothwendig, sie gehören zur Oekonomie der modernen Gesellschaft." Eitler Trost! Er glaubt selbst nicht an Das, womit er seinen Jeremiasschmerz einlullen möchte. Er schreit

verzweifelt in den geistigen Seelenschlummer seines Stammes hinein, er möchte wecken, was sich bereits ins Nichts hinüberträumt, er glaubt Scheintodte ins Leben zu rufen; aber das Höchste, das Schmeichelhafteste, was er zu sagen weiß, ist: „Noch habt ihr die Wahl zwischen dem Anfang des Verfalls und der Fortsetzung der Tage des Ruhms.“ Er fühlt, er weiß, er seufzt es vernehmlich in der temporären Stille des Welttheils: „Das Schiff, welches die lateinischen Nationen trägt, ist am Untergehen, man muß ein wenig alten Ballast über Bord werfen.“ Täuschung über Täuschung, der Ballast, das ist eure geistige Constitution, eure Unfähigkeit zu denken und selbst zu sein. Ihr seid nur „für Anderes“. Ihr habt nicht, wie euer Prophet selbst sagt, „Glauben und Zweifel in derselben Seele, die sich um dieselbe Epoche, um denselben Menschen streiten. In der Reformation, im Herzen der germanischen Race, brach der innere Krieg der Seele mit sich selbst aus, das heroische Ringen, die geistige Schlacht Luther's, die lange Schlaflosigkeit des Geistes, dem die Tradition nicht genügt, die sich selbst nicht genügt, die Gewissensangst, bis zur Blasphemie noch prophetisch.“ Ja, ja, das ist der Schrei in der englischen und deutschen Poesie, die productive, weltschöpferische und welterhaltende Unfertigkeit: Ihr aber seid fertig!

Jeremias und Jesaias meinten wenigstens ihr eigenes Volk, das sie verfluchten und dann zu erheben suchten; sie prophezeiten nicht über Arabien oder Syrien. Edgar Quinet bringt den Franzosen ihre eigene Verfallenheit unter dem Bilde Italiens bei. Noch mehr: an das erstorbene, begrabene, eingemauerte Italien geht der Auferstehungsruf, der doch an Frankreich gerichtet ist! Ja Italien soll Frankreich retten! Was ist Victor Hugo neben dieser schauerlichen Prophetie?

„Es ist Gerechtigkeit, daß eine ganze Generation auf ihrer Stirn das Mal trage von Dem, was sie im hellen Sonnenlichte hat geschehen lassen. Und wie wir ohne Unterscheidung unsere Väter in demselben Schalle des Ruhmes und der Größe zusammen begreifen, so ist es billig, gut, nothwendig, daß ihre Söhne für denselben Verfall, dieselbe Infamie solidarisch haften. Das ist die distributive Gerechtigkeit der Geschichte.“ Italien „nehme das von uns überlieferte, verrathene, verkaufte Banner auf, es erhebe die Lebensfackel, die wir erlöschen lassen, es trage sie dahin, wohin unsere ermattenden Hände nicht zu reichen vermochten! Diese Hoffnung bleibt ihm, das ist sein Leben, seine Zukunft.“

Hätte Edgar Quinet blos das Amt der Kassandra übernommen und wäre das sein größtes Unglück, daß er sieht, wie das Schicksal heranschreitet, ohne ihm den Schild entgegenhalten zu können, so würde uns ein namenloses Mitleid beschleichen: denn der Sterbende ist heilig. Nimmer hätten wir mit Wollust die Wunden aufgerissen, auch

den Schein der Schadenfreude hätten wir vermieden. Aber derselbe Prophet, der dem Unheil romanischer Natur so tief auf den Grund gesehen hat, der sich mit der Substanz seiner Race so grimmig zerschlägt, er verfällt rettungslos am Ende derselben Substanz und wird wie Einer der Ihrigen. Am letzten Gipfel der äußern Offenbarung faßt er seines Volkes Misgeschick, die Strafe von 1814 und 1815 wird ihm zum Rechte Frankreichs, das Recht zum Anspruch auf Rache. Die Invasion muß gerächt werden! Die Nation, das Romanenthum, eben erst aus der Schule der Buße und Besserung entlassen, soll das Fatum corrigiren und gegen den Lauf der Gerechtigkeit Fronte machen. „Wenn ein Wort nach meinem Tode die Stelle meiner Gebeine bezeichnen soll, so geschehe es deshalb, weil ich die Schmach einer Invasion und den Verfall, zu dem sie führt, tief gefühlt habe." Die Bibel in ihrer classischen Sprache nennt das „gegen den Stachel lecken". Und woher denn die Invasion? Sagt nicht derselbe Quinet, daß die Franzosen in Italien von Karl VIII. an nur Unverstand geübt, daß sie „ein halbes Jahrhundert lang die Halbinsel geplündert haben, ohne Plan, ohne Recht, ohne System, ohne Principien, verflucht von den Guelfen, verflucht von den Ghibellinen, endlich mit leeren Händen fortgejagt?" Oder soll Italien neuerdings dankbar sein, zur Apanage einiger Prinzen und Generäle gedient zu haben? Dankt das Italien Quinet's, das demokratische, revolutionäre Italien etwa für das Bombardement Roms und die Leibwache Pius' IX.? Ist man deshalb Geschichtsforscher, fleißiger Sammler, künstlerischer Gruppirer, energischer und eleganter Schriftsteller, um die „Mütter" des modernen Gesellschaftslebens, Oekonomie und Finanzwissenschaft, verachtet im Tiefen schlummern zu lassen, und eine Marotte wie die Rache für Waterloo mit der schülerhaften Ansicht zu stützen: „Eine Classe Elender ist in Frankreich dem Elende des Vaterlandes entsprossen. Der Proletarier, die Nation in der Nation, hat seine Wiege im Elende des Vaterlandes: er ist 1815 geboren. Die Knechtschaft des industriellen Volks und die Knechtschaft des Vaterlands sind gleichzeitig?" Man muß Edgar Quinet an Proudhon verweisen, ebensowol wie Proudhon mit erklecklichem Nutzen die Quinet'sche Philosophie des Romanenthums studiren könnte.

„Frankreich, gestopft mit Schmach, ist der Knechtschaft verfallen, die Invasion dauert nach wie vor fort, ihr Werk wird aufhören, wenn die aufgezwungenen Verträge, d. h. das Recht der Gewalt aufhört." Und die übrigen Racen, die nicht das Recht haben sollen, die Gewalt abzuwehren, die keine Rache für Jahrhunderte lange Invasion nehmen dürfen? Was wird aus ihnen in dieser romanischen Weltgeschichte?

Welchen bettelhaften Winkel werden die Herren Romanen ihr gnädigst überlassen?

Ich weiß nicht, ob ich es aussprechen soll: diese Unbußfertigkeit des Romanenthums, dieser absolute Mangel an jeder contritio animi, ist mir ein noch schlagenderer Beweis für die Quinet'sche These als der ganze Rest des großen, schönen Buchs. Die Rache für die französischen Unbilden ist sogar mit 1814 und 1815 vielleicht noch nicht erledigt, und es könnte eine Zeit kommen, wo alle alten Schulden bis zu Heinrich II. hinauf mit Zinsen zurückgezahlt würden. Lasse doch Hr. Quinet einem andern Volksstamm die Verwirklichung von Ideen, das Greifen zum Schwerte, einem Stamme nämlich, der noch Ideen hat, auf dessen Schwert noch eine weltgeschichtliche Parole einzugraben ist! Diesem Stamm steht es an und wird es anstehen, weil dann die That dem Worte folgen wird — ob auch Feinde rechts und Feinde links dräuen — zu sagen: „Mag man mich anklagen, der Philosophie meiner Zeit fremd zu sein, ich gestehe, zu jener Sorte altfränkischer Geister zu gehören, welche denken, daß eine Nation sich nicht aus der Knechtschaft einer andern Nation erlösen kann, als wenn das Schwert in den Dienst des Rechts gegeben wird. Nach allen Lehren, die mir meine Zeit gegeben hat, und die mir nicht erspart worden sind, bin ich fest überzeugt, daß der Heldenmuth der beste Kamerad der Philosophie ist, und daß in gewissen Lagen das Schwert in Einem Tage mehr Arbeit verrichtet als alle Weisheit der Erde in mehren Jahrhunderten." Doch soll es nicht schaden, wenn man mehre Jahrhunderte, z. B. vom 16. bis ins 19., die Weisheit der Erde aufgestapelt hat, und lieber witzig als vorwitzig ist.

Literatur und Kunst.

Von dem Professor August Friedrich Pott in Halle, bekanntlich einer der ersten Zierden, deren die allgemeine Sprachwissenschaft sich erfreut, hat soeben ein Werk die Presse verlassen, das aufs neue nicht nur den außerordentlichen Umfang und die Tiefe seiner Kenntnisse beweist, sondern auch höchst erfreuliche Proben gibt von dem gesunden Humor und der feinen Laune, durch welche dieser Gelehrte sich vor allen Uebrigen seines Fachs auszeichnet: „Die Personennamen, insbesondere die Familiennamen und ihre Entstehungsarten; auch unter Berücksichtigung der Ortsnamen. Eine sprachliche Untersuchung" (Leipzig, Brockhaus). Schon Goethe, wo er von den Neckereien erzählt, mit denen Herder zur Zeit ihres strasburger Aufenthalts ihn plagte:

Der von Göttern du stammest, von Gothen oder von Kothe —

thut den Ausspruch: „daß der Eigenname eines Menschen nicht etwa

wie ein Mantel ist, der blos um ihn her hängt, und an dem man allenfalls noch zupfen und zerren kann, sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja wie die Haut selbst ihm über und über angewachsen, an der man nicht schaben und schneiden darf, ohne ihn selbst zu verletzen." Nichtsdestoweniger ist es ein alter Trieb des Menschen, an dem Namen seines Nächsten wie auch an seinem eigenen herumzudeuteln, ihn etymologisch auszulegen und zu combiniren und solchergestalt in das scheinbar Zufälligste und Traditionellste einen vernünftigen, nach Umständen auch wol gar einen pikanten und witzigen Sinn zu bringen. So wild diese Versuche meist ins Kraut schießen (und bekanntlich gibt es kein tolleres Ding auf Erden als ein Laie, der zu etymologisiren anfängt), so liegt ihnen doch immerhin eine richtige Ahnung von Dem zu Grunde, was auch der Verfasser des vorliegenden gelehrten Werks als leitenden Gedanken an die Spitze desselben stellt und was in wissenschaftlicher Fassung so lautet, daß es „für den Etymologen principiell eigentlich gar keine Nomina propria gibt, nur Appellativa". Mit andern Worten: alle Eigennamen sind von bestimmten Dingen entnommen, sei das nun die Stadt oder das Land, aus dem Einer herstammt, sei es die Oertlichkeit, besonders die Lage seiner Wohnung, sei es sein Stand oder Gewerbe, sei es ein Thier, an das er erinnerte, eine körperliche oder sittliche Eigenschaft, durch die er sich bemerkbar macht, oder was sonst. Sie haben mithin alle auch ihren bestimmten Sinn, zu dem uns nur in den meisten Fällen der Schlüssel verloren gegangen ist. Diesen Schlüssel wiederzufinden, sind schon vor Pott einzelne Versuche gemacht worden, namentlich auch von Hoffmann von Fallersleben, der schon vor Jahren ein „Breslauer" sowie neuerdings ein „Hannoversches Namenbüchlein" herausgab. Doch verschwinden alle diese frühern Versuche gegen das große, schier riesenmäßige Werk, mit welchem Hr. Pott uns soeben beschenkt hat. Vollständig freilich in dem Sinne, daß alle Namen aller Zeiten und aller Sprachen darin ihre Erledigung fänden, ist auch dieses nicht, noch wird eine Vollständigkeit in diesem Sinne jemals erreicht werden können, so wenig wie man jemals die Haare auf dem Kopf, die Blätter am Baum oder die Sterne am Himmel Stück für Stück abzählen wird. Wem indeß an 20—30,000 Namen aus allen bekannten und einigen unbekannten Sprachen der Welt genügt, der wird auch in dem Pott'schen Werke vollständigste Befriedigung finden. Ja es gehören schon etwas feste Nerven und eine Art wissenschaftlicher Nüchternheit dazu, um bei der Lecture desselben, unter diesen Legionen von Namen, die wie Mückenschwärme aus allen Ecken und Enden über Einen herfallen und immer neue Nachzügler in unendlicher Perspective hinter sich herschleppen, nicht ein wenig schwindlig zu werden. Der Verfasser selbst schildert auf höchst ergötzliche Weise die Pein, die er während der Ausarbeitung seines Buchs ausgestanden. „Oft (sagt er) war nicht das Wild, vielmehr, so zu sagen, nach der verkehrten Welt, Er, der Jäger, — das Gehetzte. Von wie manchem gefeierten oder monstrosen Schatten in Gestalt eines Namens ward er bei Tag und, gespenstergleich, bei Nacht verfolgt, um den ihnen entflohenen Athem gleichsam von ihm zurückzufodern, und wie oft doch erfolglos! Ja, wohin sich, während Ausarbeitung des Buchs, Ohr und Blick wandten: auf ein Gespräch, in ein Zeitungsblatt, in Adreßbücher und Bücherkataloge, auf Häuserschil-

der oder — einen Grabstein; überall der unentfliehbare Eumenidenchor von Namen und wieder Namen ohne Ende, und, außer den alten wohlvertrauten, auch stets neue, abermals Deutung heischende. Vor Freunden, vor Frau, vor meinen Buben selbst lebte ich, halb willig, halb unwillig, nicht in Sicherheit: von allen Seiten mit Ernst oder lachenden Mundes trug man mir hübsche oder häßliche, gesunde oder sieche und krüppelhafte Namen zu, selten anders als mit dem summarischen Verlangen nach übermenschlicher Allwissenheit."

Einen einigermaßen ähnlichen Eindruck verursacht das Buch, wie gesagt, auch jetzt noch dem Leser. Doch nur beim ersten Angriff; je tiefer man eindringt, je mehr überzeugt man sich, daß auch dieses anscheinende Chaos seine sehr bestimmten, sehr nachweisbaren Regeln hat und daß auch hier ein gewisses System zu Grunde liegt, wenn es dem Verfasser, nach seinem eigenen Geständniß, allerdings auch noch nicht durchweg gelungen ist, dasselbe mit gleichmäßiger Klarheit zur Anschauung zu bringen. In der That ist die Systematisirung eines so ungeheuren Materials, wie wir es hier zusammengetragen finden und wie es dem nicht ganz unkundigen Leser dank diesem Buche nun gleichsam unter den Händen weiter wächst, ein Unternehmen, mit dem nur Oberflächlichkeit oder Unwissenheit so leicht fertig werden könnte, während jede ernstere Forschung sich bescheiden wird, zunächst eben nur das Material zusammenzustellen und die allgemeinsten leitenden Gedanken eines künftigen Systems danach zu zeichnen. Wir sind daher auch weit entfernt, dem gelehrten Verfasser einen Vorwurf daraus zu machen, daß sein Buch hier und da noch ein etwas unförmliches Ansehen hat und daß es überhaupt für die Mehrzahl der Leser angenehmer sein wird, darin zu blättern als es vollständig von vorn bis hinten durchzuarbeiten. Das Buch ist so reich an interessanten und belehrenden Notizen und gestattet selbst dem oberflächlichen Blick eine so anziehende Einsicht in die geheime Werkstatt der Sprache, daß wir ihm auch außer dem Kreise der Fachgenossen, die seinen Werth denn freilich werden zu schätzen wissen, auch recht viele blos blätternde Leser wünschen. Selbst die bloße Neugier braucht sich nicht zu scheuen, das etwas dickleibige Werk in die Hand zu nehmen; mit ebenso viel Ueberraschung als Befriedigung wird sie sich überzeugen, daß die vergleichende Sprachwissenschaft doch gar kein so trockenes Ding und daß man sich sogar recht gut dabei unterhalten kann — nämlich wenn sie bei so tiefer Gelehrsamkeit zugleich mit so viel Geist und Grazie geübt wird, wie es in diesem Buche Pott's der Fall ist. R. P.

So viel poetische und religiöse Freunde die unter den Namen des Angelus Silesius bekannten Dichtungen Johann Scheffler's (starb 1677) auch bisher schon unter uns gefunden haben, so ungewiß und lückenhaft war doch noch immer die geschichtliche Kenntniß seines Lebens und seiner Schriften. Um so dankenswerther ist daher die Mühe, welche der durch die Gründlichkeit und Sauberkeit seiner literargeschichtlichen Arbeiten rühmlichst bekannte Professor August Kahlert in Breslau diesem Gegenstande neuerdings zugewendet hat. Die Frucht seiner Forschungen, bei denen er sich nicht nur auf einen bibliographischen Apparat von seltener Vollständigkeit

stützen konnte, sondern für die ihm auch das schlesische Provinzialarchiv offen gestanden, in welches Johann Scheffler's eigener literarischer Nachlaß übergegangen, liegt uns vor in einer kleinen, aber inhaltreichen Schrift, betitelt: „Angelus Silesius. Eine literarhistorische Untersuchung von Dr. August Kahlert. Mit zwei urkundlichen Beilagen" (Breslau, Gosohorsky). Wir werden darin über Scheffler's Lebensumstände mit einer Vollständigkeit unterrichtet, die überall auf den zuverlässigsten Documenten beruht und von der man daher wol behaupten darf, daß sie uns diesen Dichter zum ersten mal gründlich und wahrhaft kennen lehrt. Aber auch über Scheffler's allgemeine Bedeutung und über sein Verhältniß zu den religiösen, poetischen und culturgeschichtlichen Richtungen seiner Zeit und seines schlesischen Heimatlandes erhalten wir hier eine Menge neuer und geistvoller Bemerkungen, während andererseits der seltsame Versuch, den Dr. M. Schrader in seiner kurz vorher erschienenen Abhandlung: „Angelus Silesius und seine Mystik" (Halle 1853), gemacht hatte und der dahin geht, Scheffler und Angelus Silesius als zwei ganz verschiedene Personen nachzuweisen, in seiner ganzen innern und äußern Haltlosigkeit dargethan wird. Da Angelus Silesius zu der sehr kleinen Zahl deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts gehört, die auch heute noch im Publicum gelesen werden, so darf auch wol die vorliegende Schrift nicht blos den Literarhistorikern von Fach, für die sie ohnehin unentbehrlich ist, sondern auch allen Denjenigen empfohlen werden, die sich überhaupt für deutsche Kunst und Bildung interessiren. Dem Verfasser selbst aber sprechen wir unsern lebhaften Dank für seine angenehme Gabe aus, mit dem selbstsüchtigen Wunsche, ihm recht bald wieder auf ähnlichem Gebiete zu begegnen. R. P.

Im Verlag von T. O. Weigel in Leipzig ist soeben der Anfang eines Werks erschienen, das dem Studium der deutschen Kunstgeschichte eine ebenso zuverlässige und fruchtbare Quelle eröffnet, als es selbst durch seine Ausführung eine Zierde der deutschen Kunst zu werden verspricht: „Denkmale deutscher Baukunst, Bildnerei und Malerei, von Einführung des Christenthums bis auf die neueste Zeit. Herausgegeben von Ernst Förster." Der außerordentliche Reichthum, den Deutschland aus alter und neuer Zeit an Kunstdenkmalen aller Art besitzt, ist bekannt; auch fehlte es unserer Literatur bisher nicht an Werken, in denen einzelne dieser Denkmale oder auch gewisse Gruppen derselben beschrieben und abgebildet wurden. Wol aber fehlt es ihr noch an einem Gesammtwerk, in dem uns ein vollständiges Bild der deutschen Kunst vorgeführt würde und auf das Lehre und Studium sich stützen könnten. Diesem Mangel abzuhelfen ist die Aufgabe des genannten Werks, welches (nach den Worten des Prospects) „die geschichtlich und kunstgeschichtlich wichtigsten, charakteristischsten und schönsten Werke deutscher Kunst aus allen Perioden in getreuen Abbildungen und mit historischen und kritischen Erklärungen vorführen wird". Allerdings eine sehr großartige, eine sehr schwierige Aufgabe; der Name des Herausgebers indessen, der nicht nur seit langem als einer unserer kenntnißreichsten und gründlichsten Kunstforscher anerkannt ist, sondern der auch sein Talent populärer Darstellung durch die in demselben Verlag erschienene und auch in die-

sen Blättern bereits rühmend besprochene „Deutsche Kunstgeschichte" bereits so glänzend bewährt hat, bürgt dafür, daß sie gleichwol erreicht werden wird. Auch die technische Ausführung macht, nach der vorliegenden Probe zu urtheilen, dem schon so oft bewährten soliden Kunstgeschmack des Verlegers alle Ehre. Da aus triftigen Gründen von einer chronologischen Folge in der Anordnung abgesehen worden ist, so finden wir in den ersten drei Heften sehr verschiedene Gegenstände, die zugleich einen Begriff von der Behandlung geben, welche die verschiedenen Gattungen der Kunst sich hier versprechen dürften. Das erste Heft enthält den Dom zu Speier, im Querschnitt und Grundriß, sowie einige merkwürdige Kanzelreliefs aus dem Dom zu Aachen, die nach der sorgfältigen Prüfung des Herausgebers aus der Zeit der Gründung des Doms durch Karl den Großen herzurühren scheinen und einen interessanten Beleg für die früheste Nachahmung der antiken Plastik in Deutschland geben. In der zweiten Lieferung wird uns die Vorhalle des Klosters Lorch nebst verschiedenen Details desselben, sowie ein Relief von der berühmten Goldenen Pforte in Freiberg vorgeführt. Die dritte bringt eine höchst malerische Ansicht vom Dom zu Limburg an der Lahn nebst den „Sieben Freuden der Maria" von H. Memling. Alle diese Blätter sind auf das vortrefflichste ausgeführt, wie sich dies allerdings bei den ausgezeichneten Kräften, die der Verleger für den artistischen Theil seines Unternehmens gewonnen, gewissermaßen von selbst versteht. Den architektonischen Theil hat nämlich J. Poppel übernommen, während die Gegenstände der Malerei und Plastik in der Schule von J. Thaeter gestochen werden. Der Text geht mit den Abbildungen nicht ganz parallel; in den drei ersten Lieferungen behandelt er den Dom von Speier sowie die bereits erwähnten aachener Kanzelbilder; er ist mit großer Klarheit und Schärfe geschrieben und verdient ebenso sehr für Das gelobt zu werden, was er gibt, als für die Enthaltsamkeit und Strenge, mit der aller unnützer Ballast, sei es in Citaten, sei es in Schilderungen, daraus weggelassen ist. Auch der Preis des Werkes, das aus 300 vierzehntägigen Lieferungen von je zwei Kupfern und durchschnittlich einem halben Bogen Text bestehen soll, ist verhältnißmäßig billig zu nennen und wird hoffentlich dazu beitragen, die sehr wünschenswerthe Verbreitung des ebenso gediegenen wie prachtvollen Werks zu befördern. r.

Friedrich Gerstäcker, der, wie man weiß, nicht blos einer unserer kühnsten Reisenden, sondern auch einer unserer beliebtesten und glücklichsten Erzähler ist, hat die Lesewelt soeben mit einer Sammlung kleinerer Schriften beschenkt, von denen zwar die Mehrzahl, oder vielleicht auch alle, schon früher gedruckt waren, die dem Publicum aber auch in dieser erneuten Gestalt eine willkommene Gabe sein werden: „Aus zwei Welttheilen. Gesammelte Erzählungen von Friedrich Gerstäcker" (Leipzig, Arnold). Freilich merkt man denselben ein wenig an, daß der Verfasser nur halb ein Schriftsteller, halb ein Mann der Praxis ist und daß seine Hand sich mindestens ebenso gut darauf versteht, Büchse und Jagdmesser zu führen als die Feder; es ist zum Theil ein wenig leicht hingeworfene Waare, an der namentlich die sprachliche Darstellung stellenweise wol mit mehr Sorgfalt hätte behandelt werden sollen. Doch verschwinden diese kleinen Mängel, die

überhaupt sämmtlichen Arbeiten von Gerstäcker mehr oder minder ankleben und somit gewissermaßen zu seinem literarischen Charakter gehören, gegen die Lebendigkeit und Frische, welche die Mehrzahl dieser Erzählungen übrigens auszeichnet und die wir wiederum nur bei einem Manne finden können, der sich in der Welt so umgetummelt und so vieler Menschen Länder und Sitten gesehen, wie der Verfasser. Besonders gilt dies von denjenigen Darstellungen, die in der Neuen Welt, in Amerika und Australien spielen, einem Boden also, den der Verfasser sehr gründlich kennt und dem er daher auch stets die interessantesten Farben und Situationen abzugewinnen weiß. Vorzüglich angesprochen hat uns in dieser Hinsicht „Die Schoonerfahrt" (S. 275), die kleine, aber vortrefflich durchgeführte Skizze „Die Wolfsglocke" (S. 27), beide im ersten Bande, sowie im zweiten Bande „Die Tochter der Riccarees" und „Der Deutsche und sein Kind". „Civilisation und Wildniß" (ebendaselbst, S. 220) stellt einen interessanten und bedeutenden Gegensatz auf, läßt das Thema aber zu rasch fallen und bleibt überhaupt zu sehr auf der Oberfläche, um eine tiefere Wirkung zu erzielen. Dagegen wird man die „Briefe aus dem Briefsacke des Packetschiffs Seeschlange" (II. 290), die, wenn wir nicht irren, zuerst in den „Fliegenden Blättern" erschienen, auch hier mit besonderm Ergötzen wiederfinden; unter der Maske des anspruchlosesten Humors werden uns da Wahrheiten offenbart, die man oft in ganzen dicken Büchern nicht so schlagend beieinander findet. Die „Schilderungen und Skizzen aus Deutschland" sind durchschnittlich schwächer, was wol theils der minder pikante Stoff veranlaßt hat, theils aber auch die größere Flüchtigkeit des Verfassers, der den scheinbar bekannten Zuständen vielleicht weniger Aufmerksamkeit schuldig zu sein glaubte. Einzelnes, wie „Der Freischütz" (I. 227) oder „Berlin und das königliche Schauspielhaus im Belagerungszustand" (ebendaselbst, am Schluß) oder „Der Klöppeldistrict des sächsischen Erzgebirges" (II, 369) ist geradezu unbedeutend und wäre wol besser weggeblieben. Dagegen sind „Herr Schulze" (II, 93) und die „Schicksale einer Nacht" (II, 189) ein paar vortreffliche Humoresken, von denen namentlich die letztere mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Lachmuskeln der Leser wirkt. mmr.

Correspondenz.

Aus Berlin.

Ende December 1853.

N. O. Meine neulich geäußerte Hoffnung, daß es bei der diesmaligen Kammersession ohne Verfassungsrevision und wesentliche Aenderung sonstiger Fundamentalgesetze abgehen würde, scheint sich nicht bestätigen zu wollen. Zwar die Regierungsvorlagen entsprechen dem schweigenden Programm der Eröffnungsrede, sie betreffen nur Eisenbahnen, Alimentation unehelicher Kinder, Aenderungen im Civilproceßverfahren und dgl. Aber was die Regierung selbst nicht thut, das geschieht von einer ihr befreundeten Seite. Die äußerste Rechte hat durch Stahl einen Antrag auf Restauration der veralteten und

vergessenen Rechtsansprüche der ehemals Reichsunmittelbaren eingebracht und so aufs neue ihren Hebel angesetzt an den Unterbau unsers Rechtslebens. Es handelt sich dabei um persönliche und dingliche Exemtionen. Die erstern können gleichgültig scheinen. Ob die Standesherren Steuern zahlen oder zum Militärdienst verpflichtet sind, besagt am Ende nicht viel; ob sie für sich eximirten Gerichtsstand haben, ist schon eher eine Unbequemlichkeit für manchen „Mitunterthanen": aber die dinglichen Exemtionen, deren Wiederherstellung beantragt ist, greifen sehr tief in die neue Ordnung der Dinge ein. Herstellung der standesherrlichen Regierungen, der standesherrlichen Gerichte — das sind Immunitäten, die dem modernen Staate ideell und factisch gründlichst zuwiderlaufen. Und selbst über diese directe Zerstörung neugewonnenen Gutes geht der Stahl'sche Antrag hinaus, seine eigentliche Absicht ist damit noch nicht ausgesprochen: denn die geht auf nichts Geringeres als auf Wiederherstellung der Patrimonialgerichtsbarkeit überhaupt. Nämlich so: sollte der Antrag in seiner jetzigen Form angenommen werden, so würde sich bald finden, daß das entsprechende Gesetz mit dem betreffenden Paragraphen der Verfassung in Widerspruch steht, daß demnach dieser Paragraph mit der Specialgesetzgebung in Einklang zu bringen ist, und — pendant que nous y sommes — muß die Gelegenheit benutzt werden, ihn auch sonst mit den Wünschen der Ritterschaft im Allgemeinen in Einklang zu bringen. Von vorbereitenden Schritten hört man schon jetzt; die Appellationsgerichte sind zur Berichterstattung über die Bewährung der neuen Gerichtsorganisation im Verhältniß zu der alten Gerichtsverfassung, Patrimonialgerichtsbarkeit eingeschlossen, aufgefodert worden — eine Auffoderung, über deren Sinn man kaum zweifelhaft ist.

Damit wäre denn das Wichtigste erledigt, was bisjetzt aus den Kammern zu berichten ist. Denn daß die Majorität in beiden Kammern ministeriell ist, braucht wol kaum berichtet zu werden; das versteht sich bei uns von selbst. Doch ist diese Majorität weder sehr groß noch sehr zuverlässig. Die katholische sowol wie die polnische Fraction sind nicht immer sicher zu berechnen, und in dem rechten Centrum sollen sich Neigungen kundgeben, mit dem altpreußischen Häuflein unter Hrn. von Bethmann-Hollweg zu sympathisiren. Das könnte den Aussichten der Junkerpartei allerdings gefährlich werden.

Eine gerichtliche Entscheidung, die für unser parlamentarisches Leben von Wichtigkeit ist, hat in diesen letzten Wochen stattgefunden. Es ist das Erkenntniß des Obertribunals in Sachen einer gegen den Abgeordneten Aldenhoven angestellten Klage wegen Verleumdung der Minister, die derselbe während der vorigen Session in einer Rede in der zweiten Kammer begangen haben sollte. Die Staatsanwaltschaft hatte, um gegen den klaren Wortlaut der Verfassungsurkunde die Klage anstellen zu können, die feine Nuance eines Unterschieds zwischen „Meinungen" und „Aeußerungen" ausgegrübelt; aber die Gerichte erster, zweiter und nun auch dritter Instanz haben für diese Finesse kein Verständniß gezeigt, sondern übereinstimmend die Klage abgewiesen. Damit ist die parlamentarische Redefreiheit in Preußen in einer unserer Gerichte würdigen Weise dauernd geschützt.

Von eigentlicher Politik ist sonst nichts zu melden; selbst Radowitz' Tod, der, wie Ihnen ohne Zweifel bereits bekannt, nach langwieriger Krank-

heit am ersten Weihnachtstage erfolgt ist, hat keinen Anspruch als ein eigentlich politisches Ereigniß zu gelten. Auch von den fortdauernden Schwankungen im Ministerkreise, in die man jetzt auch Bunsen in London hineinzieht, will ich lieber kein Wörtchen sagen, so unbestimmt ist all das Gerede darüber. Nur über die officielle Presse ist noch zu melden, daß die Regierung sich für die nächste Zeit auf die neubegründete „Preußische Correspondenz" — Oberleitung: Hegel; Mitarbeiter: Hermes, hoc genus omne — beschränken will; die „Zeit" hört auf, von oben her begünstigt zu werden; der Verleger will auf eigene Hand die „Zeit" benutzen und glaubt, wie man sagt, in dem — allmälig sehr vielseitigen — Hrn. Thiele, Redacteur des „Publicisten", einen Steuermann gefunden zu haben, der ihn durchbugsiren wird.

Die neuprojectirten Eisenbahnen, die ich schon oben erwähnte, werden das Netz in unsern östlichen Provinzen immer mehr vervollständigen. Sicher ist bereits der Bau der Eisenbahn von Posen nach Breslau. Ziemlich fest steht der Bau einer Abzweigung der Anhaltischen Bahn von Wittenberg aus über Bitterfeld nach Halle einerseits und Leipzig andererseits. Besprochen endlich und vielfach ventilirt wird eine dritte große Bahn, welche von hier aus über Zossen, Baruth, Luckau, Kottbus und Muskau die Lausitz bis Löbau durchschneiden, sich da an die Bahn nach Zittau anschließen, von da über Reichenberg und Gitschin die östreichische Nordbahn bei Pardubitz erreichen und so den Weg zwischen hier und Wien um 14 Meilen verkürzen soll. Diese Bahn soll sich der Protection hoher und höchster Herrschaften zu erfreuen haben.

Das Theater hat seit meinem letzten Briefe einige Novitäten gebracht, darunter aber nichts, was eigentlich durchgeschlagen hätte. Auf der Friedrich-Wilhelmstadt tanzt Señora Pepita wieder die Leute toll. Die Hofbühne brachte „Susanna und Daniel", Drama in vier Acten von einem Juristen, Hrn. Werther; wiewol das Stück nicht ohne Geschick ist und einen feinen Sinn für poetische Schönheit beurkundet, so ist der Erfolg doch ebenfalls nicht über einen succès d'estime hinausgegangen.

Die Weihnachtszeit ist bis auf die Nachfeier vorüber. Sie war weniger glänzend dieses Jahr als früher. Die Geschäftsleute sind nicht befriedigt. Namentlich die Buchhändler klagen — klagen so sehr und so einstimmig, daß etwas Wahres daran sein muß. Ein böses Zeichen ist auch, daß die Wechselklagen bei den hiesigen Gerichten zu einer unglaublichen Zahl angewachsen sind; die betreffende Deputation des Stadtgerichts hat keine Ferien machen können.

Aus Frankfurt a. M.

Ende December 1853.

x—x Frankfurt hat in seinem materiellen Leben sehr viel Glück gehabt; das größte darunter war, daß die Verkehrsströmungen der modernen Zeit freiwillig zu ihm herankamen, um zu seinem früher erarbeiteten, nachher mehr fortgeerbten als forterworbenen Reichthum immer neue Schätze heranzuschwemmen, ohne daß das politische und sociale Frankfurterthum nöthig gehabt hätte, seine Vergangenheit und Gewohnheit rücksichtslos hinter sich zu werfen. Dies Glück ist indessen auch Frankfurts Gefahr und vor allem

die Gefahr seines mittlern Bürgerstandes. Derselbe hat sich daran gewöhnt, den Boden seines materiellen Gedeihens im verrottetsten Zunft- und Innungswesen, in allem nur erdenkbaren Schutze gegen jede freie Concurrenz zu suchen. Auch die Factoren der neuen Zeit glauben immer und immer wieder dieses Universalmittel seiner Vergangenheit entgegensetzen zu können. Dadurch ist es bereits dahin gekommen, daß Frankfurt von den meisten benachbarten, wiewol kleinern Städten durchgängig in der Wohlfeilheit der Handwerksarbeiten, in vielen einzelnen Zweigen aber auch in Eleganz und Zweckmäßigkeit derselben überflügelt wurde. Bei den gegenwärtigen Verkehrsverhältnissen kann es nicht ausbleiben, daß nicht blos das große Bedürfniß des Handels sich auswärts befriedigt, sondern auch die Privatconsumtion sucht sich immer mehr von den Stadthandwerkern zu emancipiren. Diese dagegen glauben — wie etwa die Schutzzöller — durch immer steifere und schroffere Coalitionen zum Schutze der einzelnen Branchen den Verbrauch wieder zu sich hereinzwingen zu können. Und da sie verwandte Neigungen zur Abwehr moderner Lebensgestaltungen auf politischem und religiösem Felde verfochten sehen, so glauben Viele in diesen Elementen ihre natürlichen Bundesgenossen suchen und finden zu müssen. Gleichzeitig bedingt der schwindende Reichthum der Innungen und anderer Genossenschaften eine ängstlich genaue Abschließung jeder nicht streng zu ihnen gehörigen Persönlichkeit von den Witwen-, Armen-, Unterstützungs- und sonstigen Hülfsinstituten. So sammelt sich allmälig eine ungeheure Menge von Misstimmungen und Zerwürfnissen in einer immerhin verhältnißmäßig geringen, wegen der gegenseitigen bekanntschaftlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen noch in viel tausend persönlichen Conflicten durcheinanderwogenden Bevölkerung.

Diese socialen Verhältnisse sind es vor allem, welche den Agitatoren für confessionelle und politische Parteiung auch bei uns einen leider nur allzu weiten Spielraum geschaffen haben. Anstatt daß Frankfurt noch vor wenigen Jahren in seinem intellectuellen Leben dem zerrüttenden kleinstaatlichen Treiben ringsum mit einer sicherstolzen Selbständigkeit gegenüberstand, steht es heute daran, von diesen durcheinanderwirbelnden Strudelwellen abhängig zu werden. Wie sich die ultramontane Schürerei der Oberrheinischen Kirchenprovinz den Weg nach Frankfurt gebahnt hat, ist bereits in frühern Mittheilungen mit Beispielen belegt worden. Im Zusammenhang damit steht eine direct revolutionäre und staatsfeindliche Agitation gegen die gesetzliche Weiterentwickelung unserer Verfassungszustände. Es ist bekannt, daß diese Faction soweit gegangen ist, den Bundestag zu einem Machtspruche gegen die formell und materiell gesetzmäßige Ausbildung der von ihm sanctionirten Verfassung aufzufodern, wobei die diesfallsige Eingabe selbst Anklagen und Verdächtigungen unserer obersten Staatsmächte für ihren Zweck nicht scheute. Ebenso bekannt ist freilich auch, daß die Urheber dieser Eingabe schwerlich so weit gegangen sein würden, wenn ihnen nicht die wundersamsten Verheißungen und Vorspiegelungen von einer Seite gekommen wären, deren Streben offenkundig nach immer schrofferer Scheidung Süddeutschlands von Norddeutschland geht; und zwar einerseits durch Begünstigung des katholischen Romanismus, andererseits durch möglichste Verähnlichung der südwestdeutschen politischen Zustände mit denen Oestreichs und Baierns.

Dazu kommt nun noch, daß die allgemeine Geschäftsflauheit und Theuerung dieses Jahres natürlich auch uns bedrückt und mancherlei Unzufriedenheit schafft, wenn auch nicht in dem Maße wie in der Umgegend. Nur in geselliger Hinsicht läuft der Winter seinen gewohnten Gang; ja insofern die Abcirkelungen der Männer in lauter sogenannte „College" wenigstens einigermaßen in den Hintergrund getreten sind, hat während der letzten Jahre sogar ein Fortschritt stattgefunden und zwar ein erheblicher. Am vortheilhaftesten in dieser Beziehung wirkt der weder auf Rang und Würden noch auf Confession und Vermögensclassen Rücksicht nehmende „Bürgerverein" (1848 gestiftet). Es ist jetzt ungefähr ein Jahr, daß er aus den ältern zu eng gewordenen Räumen in das neuerkaufte Mühlens'sche Palais und die ehemals dem Reichsverweser zugetheilten Localitäten einzog; seitdem zählt er nahe an 2000 wirkliche und an 300 außerordentliche Mitglieder. Ein sogenannter „neuer" Bürgerverein, dem die äußern Formen der Gesellschaft vielleicht zu gehalten und die gänzliche Rücksichtslosigkeit auf die politischen Ansichten der Aufzunehmenden nicht gesinnungstüchtig erschien, schied sich schon 1848 ab, ist jedoch im Eingehen begriffen. Das aristokratische „Fürstencolleg" und das börsenaristokratische „Casino" versammeln allerdings noch ihre alten Kreise, haben aber wenig neuen Zuwachs. Sie sind im Ganzen hinsichtlich der dargebotenen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten eines Männerclubs vom Bürgerverein unnöthig gemacht, von der Eleganz seiner Einrichtungen aber weit überboten. Wer aber gedächte nicht beim Betreten dieser Räume einer allerdings buntwirren, doch hoffnungsvollen Zeit des deutschen Vaterlandes? Das letzte verkaufte Stück der deutschen Marine soll ein Sarg gewesen sein und der Auctionator, Hr. Fischer, bietet soeben als fürstlich lippescher Geheimrath jeder Intervention des heutigen deutschen Centralorgans zum Schutze der Angehörigen des zweitkleinsten Bundesstaats gegen ungesetzliche Vergewaltigung mit den stärksten Ausdrücken Trotz. Dagegen prangt noch in der Stiegenhalle des ehemaligen Residenzpalastes des Reichsverwesers jener Schiffsschnabel des Christian, den einst die nationale Begeisterung an den Nordgrenzen des Vaterlands in raschem Anlauf eroberte.

Sein Widerspiel findet diese beginnende Concentration der gebildeten Gesellschaft leider in den musikalischen Kreisen unserer Stadt. Da sind Museum, Cäcilienverein, Riehl'scher Verein, Germania, Liederkranz u. s. w. lauter vortreffliche Anstrebungen zu guten musikalischen Aufführungen; aber die zersplitterten Kräfte vermögen doch nur in sehr einzelnen Fällen so großartig aufzutreten, wie man es von Frankfurt erwarten sollte. Selbst an einem akustisch gutgebauten und genügend großen Concertsaal fehlt es; in die besten der vorhandenen, im Weidenbusch und Holländischen Hof, tönt unablässig der Gasthauslärmen herein. Unter den Quartettconcerten sind die Wolff-Siedentopf'schen obenan zu stellen. Im Allgemeinen aber sind die Eintrittspreise der hiesigen Concerte selbst für unsere wohlhabende Stadt zu hoch, als daß das Publicum derselben über einen verhältnißmäßig kleinen Kreis hinausreichen könnte.

Schließlich noch wenige Worte vom Theater. Hr. Hoffmann ist jetzt einziger Director und die Stadt hat ihm bedeutend größere Vortheile gewährt als seinem Vorgänger. Im Allgemeinen ist diesen Winter das Re-

pertoire besser als im vorigen Jahre, was indessen nicht eben viel sagen will. Im Personal des Schauspiels sind wir ebenfalls besser bestellt als vorm Jahr. Aber leider scheinen recht bedeutende jugendliche Talente, wie Hr. Devrient und Frl. Genelli, durch ein sehr wohlfeiles Journallob zu saloppem Sichgehenlassen und widerlich stereotypen Manieren verführt zu werden, welche die unabhängige Kritik lange nicht scharf genug rügt. In der Oper haben wir nur eine einzige Perle, Frau Anschütz-Capitain; Gesang und Spiel derselben könnte Vielen zum Muster dienen, besonders auch in ihrer eigenen Nähe. In die Stelle des nur theilweise genügenden Baritonisten Roberti scheinen ein Paar Anfänger eintreten zu sollen, deren Leistungen hinsichtlich des Gesanges sicherlich binnen kurzem sehr bedeutenden Anfoderungen entsprechen werden. Eine vortreffliche Stimme, nur leider noch allzu wenig dramatische Schule hat auch der Tenorist Auerbach. Im recitirenden Schauspiel hat man uns neuerdings „Lady Tartüffe" und „Rose und Röschen" (die schwächste Arbeit der Birch-Pfeiffer — und das will etwas sagen) bis zum Uebermaß vorgeführt. In der Oper ist Flotow's „Rübezahl" das Kassenstück; es fällt schwer zu entscheiden, ob man den Text matter, die Handlung unnatürlicher oder die Musik alltäglicher finden soll. Nur die Gesangskunst der Frau Anschütz vermag für eine Arie des letzten Actes einen wirklichen, keinen gemachten Beifall zu erringen. Die Hauptanziehungskraft jedoch übt die „galvanische Sonne", welche am Schlusse scheint; solange die gegenhält, wird auch die Oper sich halten — aber auch keine Woche länger.

Aus Paris.

December 1853.

K. S. Wie schwer es ist, von hier aus über Politik zu schreiben, können Sie unter Anderm auch daraus erkennen, daß eines der wichtigsten Ereignisse der neuesten französischen Staatsentwickelung uns erst vom Auslande her gemeldet ward und längere Zeit in keinem einzigen hiesigen Blatte mitgetheilt werden konnte. Ich meine die Fusion, die dessenungeachtet wol eher in Paris als in Frohsdorf und Wien fertig war. Wie dort die Herzogin von Orléans, so hält sich hier Hr. Thiers fern von dem Schauplatz der Verhandlungen. Man setzt mit diesen beiden Persönlichkeiten gleichsam eine kleine Summe auf die Chance der Popularität, und deckt sich einen möglichen Rückzug auch nach dieser Seite hin. Und in der That bedarf die Fusion desselben. Man will im Publicum mit Bestimmtheit wissen, daß der Herzog von Nemours, der Hauptanstifter des Ganzen, sich kurz vorher im russischen Hauptlager aufgehalten. Thatsache aber ist, daß die hiesigen fusionistischen und orléanistischen Zeitungen, also namentlich die „Assemblée nationale" und die „Débats", der katholischen Geistlichkeit zum Trotz, so russisch gesinnt sind wie möglich, was auch den „Débats" bereits eine leise Warnung zugezogen haben soll. Thatsache ist ferner, daß im neuesten „Almanac de Gotha", der bekanntlich in den koburgischen Staaten erscheint, die Bourbons wieder unter der Rubrik Frankreich stehen, während der „Almanac de l'Empire" den Grafen von Paris und dessen Familie unter „Mecklenburg" aufführt.

Man muß blind sein wie ein Börsenmensch, um sich darüber zu täuschen, daß Europa voll Zündstoff und daß es der Diplomatie trotz aller Anstrengungen noch keineswegs gelungen ist, die natürlichen Gegensätze des europäischen Staatslebens zu einem dauerhaften Statusquo auszugleichen; namentlich steht zu befürchten, daß die Dynastien, nachdem sie über die Völker glücklich triumphirt, nunmehr gegeneinander auftreten werden. Die Acteurs von Frohsdorf wissen vermuthlich nicht, was außer ihnen Jeder weiß, nämlich, daß sie nur untergeordnete Instrumente höherer Dirigenten sind, insbesondere des petersburger Cabinets, das von Persien bis Portugal eine ganze Reihe von Prätendenten bereit hält, als da sind die Obrenowitsch, die Stourdzas, die Wasas, die Braganzas, die Leuchtenbergs, die Bourbons und nun vielleicht auch noch die Orléans; vielleicht kommt ein Tag, wo das russische Cabinet mit ihnen ebenso umgeht wie einst Napoleon I. mit den unterdrückten Nationalitäten.

Und doch halten bei dieser ganzen großen Verwirrung, deren friedliche Lösung fast unmöglich scheint, die Capitalisten sich für völlig gesichert; weil dem goldenen Kalb ein Cultus geweiht ist, so glaubt es zu herrschen. Jeder Zweifel wird von unserer Börse für ein Manöver Uebelwollender, jeder zerrissene Rock für ein Verbrechen erklärt. Inzwischen häufen sich diese Verbrechen. Die Getreidenoth ist groß; im Süden Frankreichs hat sie bereits das Volk aufgeregt, freilich erst nachdem die Regierung Hoffnungen erregt hatte, die sie nachher nicht zu halten im Stande war. Selbst der „Moniteur" mußte vor einiger Zeit bekennen, daß die Regierung gegen die Größe des Deficits ohne Mittel sei und daher die Abhülfe desselben lediglich den Einwirkungen des freien Handels überlassen müsse. Diese Einsicht kam denn allerdings etwas spät; auch machte die „Presse" die so richtige als kühne Bemerkung dazu, daß dem Zugeständniß des „Moniteur" eine allgemeinere Anwendung gebühre. Dafür hat man die längst verheißene Herabsetzung der Eisen- und Kohlenzölle, namentlich für das Roheisen, zwar ausgeführt, aber in so geringem Maße, daß die Preise dieser Artikel unmittelbar darauf gestiegen sind, und daß die schutzzöllnerische „Assemblée nationale" die Maßregel beloben kann, während die freihändlerischen Blätter diesseit und jenseit des Aermelkanals (wie ihn die augsburger „Allgemeine Zeitung" nennt) sich nur bedingt darüber aussprechen. Am unzufriedensten ist freilich Belgien, dessen, bisher durch Differentialzölle begünstigter Einfuhr eine gefährliche Concurrenz daraus erwächst. Der belgisch-französische Handelsvertrag, von dem seit Jahren die Rede, und mit welchem seit Jahren Belgien in Angst und Abhängigkeit erhalten wird, ist noch immer nicht abgeschlossen und selbst die Hoffnung dazu ist geringer denn je. Während sonst die Diplomatie minder ängstlich zu sein pflegt als die Börse, ist es diesmal umgekehrt: die Diplomaten sind sehr kleinlaut, mit dem gut-russischen Lord Cowley dahier ist nicht viel anzufangen und so reist Walewski denn mit Anfragen unermüdlich hin und her. Desto lebhafter dagegen regt sich die Presse trotz ihrer gebundenen Verhältnisse; nach der neuesten Stempel- und Post-Statistik haben „Siècle" und „Presse" mehr Abonnenten als die drei großen Regierungsblätter zusammengenommen; die geringste Anzahl kommt auf die paar legitimistischen Fusions- und Confusions-Organe. — Ein kleines Witzblatt, das von Alphonse Karr und Gavarny herausgegeben wird und

bisher ziemlich unbeachtet geblieben war, hat durch einen Strafproceß einige Wichtigkeit erhalten; die Unglücklichen hatten sich erlaubt, die politische Energie des Gouvernements zu bezweifeln. Da nun auch Alexander Dumas ein Blatt, „Le Mousquétaire“ herausgibt, dessen tägliche Nummer nur 10 Centimes kostet, so werden wir bald eine neuere, höhere Phase von Puff, Blague, Réclame und Humbug erleben. Sein Sohn machte indessen Glück mit einem neuen Stück: „Diane de Lys“, das im Gymnase vortrefflich gespielt wird; es ist nach seinem Roman „La dame aux perles“, welcher die „Dame aux camélias“ in die vornehmen Stände übersetzt, gearbeitet und verräth ein nicht geringes Talent für das Detail.

Weil wir doch gerade von den Theatern reden, will ich auch eines theologischen Streits erwähnen, zu welchem dieselben kürzlich Veranlassung gegeben haben. Das Vaudeville-Theater studirte ein elendes allegorisches Vaudeville: „Les vins de France“, ein. Die verschiedenen Weine sollten darin von Weibern dargestellt werden, statt des berühmten Feigenblattes mit einem Weinblatt versehen. Diese Pointe, die allein schon hinreicht, die hiesigen Zustände in Kunst und Gesellschaft zu charakterisiren, war es hauptsächlich, auf die man den Erfolg des Stücks baute. Später ergab sich freilich, daß der Autor doch noch nicht richtig speculirt hatte. „In vino veritas“; die Sincérité sollte von einer Dame gegeben werden, die vielleicht ihren nackten Beinen nicht sittliche Kraft genug zutraute, und sich daher weigerte in diesem Costume oder Nichtcostume zu spielen. Es kam zum Proceß und die Handelskammer verurtheilte sie. Das war eine treffliche Réclame für das Stück; da aber unsere skrupulöse Actrice wahrscheinlich aus diesen oder jenen Gründen schlecht gespielt hätte, so verglich man sich gütlich, und sie debutirt jetzt in den Moralien des „Palais royal“. Das „Univers“ aber, welches von dem frommen Louis Veuillot dirigirt wird, griff — eine in Frankreich unerhörte Sache! — den Urtheilsspruch des Handelsgerichts an und kritisirte einen Zustand, in welchem „christlichen Schauspielerinnen“ wie Sklavinnen die freie Disposition über ihre Moralität (und ihre Waden) entzogen sei. Komisch war es allerdings, obgleich nicht neu, die Sache der Freiheit von Jesuiten vertreten zu sehen. Doch hat die Frage, abgesehen von all den höchst unwürdigen Repräsentanten der verschiedenen dabei aufgeregten Principien, allerdings auch ihre sehr ernste Seite. Ein Vertrag kann und darf nie zu einer Unsittlichkeit verpflichten; das war der Kern der Sache und über den hätten alle vernünftigen Menschen wol einig sein sollen. Allein es genügte, daß das „Univers“ einen Grundsatz der Freiheit vertreten, um alsbald das „Siècle“ und andere Blätter in dieser Polemik die liberalsten Ideen entwickeln zu sehen. Ein deutliches Spiegelbild unserer heutigen, vom Parteigeist bornirten Franzosen!

Aus London.

20. December 1853.

U. Die „Times“, die ich übrigens nicht liebe, hat gewiß vielen Lesern das Wort aus dem Munde genommen, indem sie sagt, der December müsse in Lord Palmerston's Horoskop eine besondere Bedeutung haben. Im December 1851 habe er mit den Whigs gebrochen, im December 1852 sich der Coalition angeschlossen, im December 1853 auch dieser Adieu gesagt.

Die Wendung ist deshalb so glücklich, weil in Palmerston's Laufbahn so viel unerklärt, wenigstens so verschieden erklärt ist, daß man sich versucht fühlt, die Sterndeutung zu Hülfe zu nehmen. Ueberdies ist er der Sprößling eines Tempelherrn. Ein künftiger D'Israeli wird die Geschichte des edlen Lord zu einer herrlichen Novelle verarbeiten und sich hoffentlich ein Motiv nicht entgehen lassen, das mir eben entgegenleuchtet. Wie viel Schuld auch die Habsucht der Fürsten an dem Untergange der Templer haben mochte, der Vorwurf der Ketzerei war auch begründet, wahrscheinlich mehr, als die Richter laut werden zu lassen für gut befanden. Die Templer hatten in Asien Weisheit gelernt, und der Satz, daß alles Licht aus Asien gekommen, ist noch in einem andern Sinne wahr als in dem, in dem er gewöhnlich ausgesprochen wird. Lord Palmerston ist ein Adept des Positivismus, von dem ich nachher zu schreiben habe. Darüber zu speculiren, weshalb er eigentlich ausgetreten, ist kein Thema für eine Revue. Jeder Tag wird neue Vermuthungen bringen, die Eröffnung des Parlaments eine authentische Erklärung. Es wird dann Zeit sein zu sagen, was wir davon halten. Nur soviel des Zusammenhanges wegen: die „Times" behauptet in einem wahrscheinlich vom Grafen Aberdeen geschriebenen Artikel, der Zurücktritt sei ganz unerwartet, das von den politischen Mitgliedern des Cabinets inspirirte „Morning Chronicle", er sei sehr erwartet gekommen. Beide versichern, der Grund zu dem Schritte sei die Abneigung des edlen Lord gegen jede Veränderung des Wahlsystems. Sein eigenes Organ, die „Morning Post", erklärt das für eine Unwahrheit und gibt zu verstehen, er sei mit der orientalischen Politik nicht länger einverstanden gewesen, wobei man fragen muß, weshalb er denn so lange damit einverstanden gewesen ist. Wenn die Minister abergläubisch sind und sich erinnern, wie nachdrücklich er sich im Februar 1852 für den December 1851 rächte, so muß es sie frösteln, um so mehr, als wir Schneefall und eine fast unerträgliche Kälte haben.

Ich wollte von dem Positivismus reden, der recht eigentlich ein Thema ist für Berichte, die mehr mit Zuständen als Ereignissen zu thun haben. Kennen Sie — ich meine den Leser — Comte's Philosophie? Es scheint, als ob die deutschen Gelehrten in einer stillschweigenden Verschwörung gegen den französischen Denker begriffen wären. Jedenfalls hat die deutsche Presse ihn wenig beachtet und doch würde der deutsche Leser sich sehr zu ihm hingezogen fühlen. Comte ist nicht deutsch, insofern er ungeheuer praktisch ist, aber wieder sehr deutsch in der rücksichtslosen Kühnheit des Gedankens. Dem englischen Publicum ist er gleichzeitig in zwei Bearbeitungen vorgeführt: Miß Martineau hat ihn, mit einigen Verkürzungen, übersetzt; Lewes hat einen populären Auszug geliefert. Ich halte das Erscheinen dieser Werke für eine Epoche in der englischen Entwickelung und wage der Comte'schen Philosophie in England ein großes Reich zu prophezeien. Ich glaube, daß sie überall Vielen Das bieten wird, wonach sie sich unklar gesehnt haben. Comte geht davon aus, daß es gewisse Dinge gibt, die der menschliche Verstand nicht ergründen kann. Der Mensch habe sich einige tausend Jahre daran abgearbeitet, erst in der theologischen, dann in der speculativen Behandlungsweise, und habe dabei das Erkennbare in das Unerkennbare hineingezogen und verdunkelt. Die Zeit sei gekommen, das Unbegreifliche aus den Gegenständen der Wissenschaft auszuscheiden, nicht nach den Ursachen zu

fragen, die nicht zu finden sind, nur nach den Gesetzen, die entdeckt werden können. Er beginnt mit der Astronomie, die gar keine Voraussetzungen erfodert, und schließt mit der menschlichen Gesellschaft, die alles Andere, Astronomie, unorganische Stoffe, organische Chemie und Physiologie voraussetzt. In diese fünf Gebiete zerlegt er alles Wissen. Die Mathematik ist gleichsam als Vorrede oder als Handwerkszeug vorausgeschickt. In dieser Reihenfolge will er den Unterricht ertheilt haben. Wenn er sagt, es gibt nur Eine Wissenschaft und es sollte nur Eine Methode geben, so ist das eine selbstverstandene Sache in Betreff der ersten vier Gebiete; aber von der Wissenschaft der menschlichen Gesellschaft hat Niemand vor Comte so bestimmt ausgesprochen, daß sie wie die Chemie studirt, sagen wir lieber, erst geschaffen werden muß. Damit geht er über Bacon hinaus. Durch die Einheit der Methode will er die Einheit des Bewußtseins wiederherstellen, die seit dem Sturz der theologischen Behandlung abhanden gekommen ist; seine Philosophie soll die Grundlage zu einem neuen Glauben werden. Aber das ist ja gar keine Philosophie! werden die Einen sagen. Immerhin, so nenne man es Methode; was ist an dem Wort gelegen? Aber das kann ja nie zum Glauben führen! werden Andere einwerfen. Wenn Glaube Befriedigung des Gefühls ist, doch. Comte lehrt, daß das Herz über dem Verstande steht; daß, erfahrungsmäßig, Gefühle, nicht Gedanken die Menschen beherrschen; daß der Verstand der Diener, nicht der Herr des Herzens sein soll; daß jedes Wissen todt und unwürdig ist, das nicht der Humanität dient. Die Humanität immer besser erkennen, ihr immer besser dienen, ist die Aufgabe und Befriedigung alles Wissens und Handelns. Es ist hier nicht der Ort, die Lehre anzugreifen oder zu vertheidigen. Ich habe diese dürftigen Andeutungen nur gegeben, um die Aufmerksamkeit auf die Thatsache zu lenken, daß die Lehre hier Eingang findet. Beide Bearbeiter predigen sie mit dem Feuereifer echter Jünger und die Gegner haben sich schon genöthigt gesehen, das Schweigen zu brechen. Was ihr in England eine günstige Aufnahme verspricht, ist die analytische Richtung des Engländers überhaupt, und insbesondere die Anerkennung, welche eine Wahrheit der Gesellschaftskunde, die volkswirthschaftliche, gefunden hat. Gegen diese Wahrheit hat die Orthodoxie bereits die Segel gestrichen. Gegen *£, s, d* kommt auch die englische Rechtgläubigkeit nicht auf. Es bedarf geringen Nachdenkens, um zu erkennen, daß eine Lehre, die ein ewiges Besserwerden verheißt, schnurstracks gegen die Orthodoxie läuft, die den Körper für ein bedauerliches Anhängsel, die Erde für ein Jammerthal und den Himmel für die wahre Heimat erklärt. Es hat seinen guten Grund, abgesehen von den Zehnten, daß die Kirche und ihre geliebte Tochter, die Universität Oxford, bis zuletzt so krampfhaft an der Schutzzöllnerei festhielten. Als sie in der Gesetzgebung und im Leben geschlagen waren, gingen sie über und nahmen die Sätze der Volkswirthschaft unter die teleologischen Beweise auf, wie sie es nach langem, vergeblichem Widerstande mit der Geologie gemacht hatten. Der Cardinal Wiseman hat in seinen „Essays", beiläufig bemerkt einem sehr lobenswerthen Werk, bewiesen, daß die neuesten Forschungen in der Geschichte der Erde mit der Kirchenlehre vollkommen harmoniren, und der populärste Docent des Freihandels ist zu einem englischen Bischofssitze aufgestiegen.

Comte's Lehre thut aber auch den Engländern mehr als einem andern

Digitized by Google

Volke noth. Gegen den Egoismus der Manchesterschule, der sich mit Wissenschaftlichkeit beschönigt, ist eine mechanische Religionsübung kein ausreichendes Gegengewicht; und je mehr fortschreitende Bildung die Halbheiten des Protestantismus aufdeckt, desto häufiger suchen weiche Gemüther in der Rückkehr zur katholischen Kirche die Befriedigung. Schlag auf Schlag kommen die Beweise, daß der Gemeinsinn und die Humanität auf bedrohliche Weise verschwinden. Es ist Zufall, daß gerade, während die auswärtige Politik Englands den Spott der Feinde und das Bedauern der Freunde immer lauter herausfodert, eine Menge von Thatsachen aufgedeckt werden, wie sie an sinkenden Reichen beobachtet sind. Aber daß die Thatsachen existiren, ist kein Zufall. Ein Volk, das die Vertragstreue für nichts achtet, das, wie Demosthenes den Athenern vorwarf, die Bequemlichkeit der Gegenwart mit Gefahr und Verlust in der Zukunft erkauft — ein solches Volk kann nicht gesund sein. Und umgekehrt ein Volk, das in seinem innern Leben von dem Gefühl der Verantwortlichkeit beseelt ist, das, mit andern Worten, Gemeinsinn und thätige Nächstenliebe hat, wird es auch nach außen hin verschmähen, eine Ersparung zu machen, für welche die Nachkommen zu bezahlen haben. Die Theorie des Sichabfindens droht den englischen Volkscharakter vollständig zu zerstören. Man findet sich gegen die Gemeinde und den Staat damit ab, daß man eine neue Steuer zur Besoldung von Beamten übernimmt — daher die zunehmende Centralisation — gegen die Mitmenschen durch die Theilnahme an oder die Subscription für eine wohlthätige Gesellschaft, gegen den lieben Gott oder sein eigenes Gewissen mit regelmäßigem Kirchenbesuch; und nachdem man sich so nach allen Seiten abgefunden, glaubt man ein Recht zu haben, mit ganzem Gemüthe dem Mammon zu dienen. Der letzte Proceß gegen Hudson, den Eisenbahnkönig, ist einer von den vielen Belegen. Der würdige Abgeordnete für Sunderland war auf einen Saldo von 52,000 Pfd. Sterl. verklagt. Er wies nach, daß er die Summe verwandt hatte, um Alles zu bestechen, was bei der Concession mitzureden hatte, auch das betreffende Comité des Unterhauses. Die Compromittirten haben nicht einen Laut hören lassen. Die „Times" schrieb einen tugendhaften Artikel; aber die Namen aus den Parlamentsverhandlungen zu ermitteln, der Mühe hat sich Niemand unterzogen. Wer wird denn gegen respectable Leute so etwas thun!

Ist es nicht ein Zeichen der Zeit, daß man die Männer durch sechsmonatliche Zuchthausstrafe zwingen muß, ihre Frauen gut zu behandeln, d. h. nicht viehisch zu behandeln? daß man, da das Zuchthaus nichts wirkt, alles Ernstes davon spricht, für dieses Vergehen die Prügelstrafe wieder einzuführen, die ganz außer Gebrauch gekommen ist? Diese Mishandlung der Frauen beschränkt sich aber keineswegs auf die niedern Stände. Kürzlich erst stand ein wohlhabender Gentleman vor Gericht, der seine Frau mit einem glühenden Schüreisen über den Arm geschlagen hatte. Die gefährlichsten Eheherren aber sind allerdings die Schneidergesellen. Unter den zahlreichen Fällen, die jede Woche vorkommen, ist wenigstens ein Nadelheld und man ist schon dabei, eine Weiberprügelmanie zu erfinden. Freilich wird Comte's Philosophie diese wilden Bestien nicht zu Jüngern der Humanität bekehren; aber sie wird die Ursachen der Brutalität finden und wegräumen helfen.

An dem Humanen fehlt es trotz aller Humaniora. Man will daher den

letztern im Ernst zu Leibe gehen. Sie erinnern sich, daß eine königliche Commission einen Blick hinter die Klostermauern von Oxford gethan, und daß Russell die Erwartung aussprach, die Universität werde sich selbst reformiren, damit sie nicht reformirt zu werden brauche. Die Häupter der Collegien haben sich dann auch zusammengethan und befunden, daß ein Lehrstuhl für das Chinesische eingerichtet werden müsse! Der Regierung hat diese Verbesserung nicht genügt, und am Tage vor seinem Austritt hat Lord Palmerston die „Dons" aufgefodert, im Ernst zu sagen, was sie zu thun gedächten. Man erfährt, daß „Universitätsreform" ein Hauptthema der Journale sein wird. Wenn das Parlament, wie es den Anschein hat, wider den Willen der Universitätsbehörden in die Verwaltung und den Unterrichtsplan eingreifen sollte, so wird man sich bei Zeiten die zwei Gesichtspunkte klar zu machen haben, unter denen der Conflict zu betrachten ist. Die Collegien, aus denen die beiden alten Universitäten bestehen, beruhen auf Stiftungen; es ist keine Frage, daß der Lehrplan den Anfoderungen der Gegenwart nicht entspricht, und daß die Stifter, wenn sie heute lebten und sich zur Gegenwart verhielten wie zu ihrer Zeit, in vielen Fällen andere Bestimmungen treffen würden. Aber ob das Parlament das Recht hat einzugreifen, ob nicht höhere Interessen unter diesen Angriffen auf die Corporationen leiden, ob nicht der „Staat", wenn er andere Universitäten braucht, gefälligst selbst dergleichen zu fundiren hat, das ist sehr die Frage. Haben Sie nicht einen conservativen Correspondenten?

Notizen.

Der düsseldorfer Künstlerverein hat einen empfindlichen Verlust erlitten: am 16. December ist Johann Peter Hasenclever gestorben. Derselbe war 1810 zu Remscheidt geboren und gehörte sowol durch seinen künstlerischen Ruf wie durch seine liebenswürdigen geselligen Eigenschaften zu den hervorragendsten und beliebtesten Persönlichkeiten des gedachten Kreises, während seine Scenen aus der „Jobsiade", seine „Weinprobe", seine „Spielbank" ic., durch Steindruck und Kupferstich vervielfältigt, ihn auch auswärts in ungewöhnlichem Grade bekannt machten. Wolfgang Müller in den neulich erwähnten „Düsseldorfer Künstlern aus den letzten 25 Jahren" bezeichnet Hasenclever als den eigentlichen Maler des deutschen Philisters; so kann der außerordentliche Beifall, den seine Gemälde beim Publicum fanden und der ihm noch auf lange hin ein ehrendes Andenken sichert, denn freilich nicht überraschen. — In Berlin ist Alexander von Lengerke gestorben, ebenfalls noch in den besten Mannesjahren. Zu Hamburg geboren, ein Bruder des bekannten königsberger Orientalisten und Dichters, war er seit einer Reihe von Jahren als Secretär des Landwirthschaftlichen Central-Vereins in Berlin angestellt; seine schriftstellerische Thätigkeit war außerordentlich groß und umfaßte beinahe sämmtliche Zweige der Landwirthschaft.

Auf dem Hoftheater in **Berlin** hat kürzlich die dreihundertste Aufführung von Mozart's „Don Juan" mit angemessenen Feierlichkeiten stattgefunden; zum ersten mal war die Oper im Januar 1790 über die dortigen Breter gegangen. Als die nächsten Stücke, die dem „Don Juan" mit dieser seltenen Jubelfeier nachfolgen werden, bezeichnen berliner Blätter den „Freischütz" (zuerst 1821 gegeben) und Schiller's „Jungfrau" (seit 1802). — In **München** werden Vorbereitungen zur Aufführung von Wagner's „Tannhäuser" getroffen, und zwar soll dieselbe unter der persönlichen Leitung von Franz Liszt stattfinden, dem bekanntlich auch das Verdienst gebührt, Wagner's neuern Opern überhaupt den Weg auf die deutschen Bühnen geöffnet zu haben.

Karl Gödecke, der fleißige Sammler und Forscher, hat eine Monographie über Burckard Waldis drucken lassen, jedoch nur als Manuscript für Freunde. In der That aber enthält der Aufsatz so viel Neues und Wissenswerthes, besonders auch in Beziehung auf die bisher noch ziemlich dunkeln Lebensumstände des berühmten Fabeldichters, daß eine größere Verbreitung des fleißigen und gründlichen Schriftchens wol zu wünschen wäre.

Unter dem Titel „**Belletristische Blätter aus Rußland**" hat der gegenwärtige Redacteur der officiellen deutschen „Petersburger Zeitung", Dr. Clemens Friedrich Meyer, einen Wiederabdruck von Aufsätzen aus dem Feuilleton des genannten Blattes veranstältet. Hr. Meyer war früher Docent an der Universität zu Dorpat und ließ als solcher verschiedene kleinere Schriften historischen und sprachwissenschaftlichen Inhalts erscheinen, die von Geist und Kenntniß zeigten und damals auch in diesen Blättern lebhafte Anerkennung fanden. Nach der vorliegenden Probe seiner jetzigen Wirksamkeit zu urtheilen, können wir nur aufrichtig beklagen, daß er seine frühere bescheidene, aber wissenschaftlich ungleich bedeutendere und ergiebigere Stellung verlassen hat; abgerechnet einige Uebersetzungen aus dem Russischen, Polnischen und Finnischen, die wenigstens literargeschichtliches Interesse in Anspruch nehmen können, gehört der größere Theil des dickleibigen Bandes einer sehr ordinären Sorte von Belletristik an, dergleichen wir in Deutschland selbst schon zum Ueberdruß besitzen und die man uns daher am wenigsten noch erst von Rußland her zuzuführen braucht.

Zu dem von uns schon mehrfach erwähnten **Beuth-Denkmal**, das man in Berlin zu errichten beabsichtigt, gehen die Beiträge so reichlich ein, besonders von Seiten des preußischen Gewerbstandes, daß man ernstlich daran denkt, nicht blos die Grabstätte des Verstorbenen zu schmücken, sondern ihm auch ein Standbild auf einem der öffentlichen Plätze der Stadt zu errichten. Ein Modell dazu ist bereits von Professor Kiß gefertigt und wird als vorzüglich gelungen gerühmt. — Auch mit dem **Denkmal**, welches zu Ehren **Platen's** zu Anspach errichtet werden soll, nimmt es eine ganz ähnliche günstige Wendung; dasselbe wird ebenfalls zu einer Statue des Dichters erweitert werden, und hat König Ludwig mit gewohnter Freigebigkeit bereits das Erz dazu angewiesen.

Der unermüdliche J. G. Kohl hat schon wieder den Anfang eines neuen Werkes vom Stapel gelassen: „Die Donau von ihrem Ursprunge bis Pesth" (Triest, literarisch-artistische Abtheilung des Lloyd). Dasselbe soll zwar eigentlich nur zur Erläuterung der Kupfer dienen, verspricht indessen auch von selbständigem Werth, für den Geographen sowol wie für den Geschichtsforscher zu werden. Die Kupfer selbst sind, soweit sich nach dem vorliegenden ersten Hefte urtheilen läßt, vortrefflich, der Preis außerordentlich billig und daher dem Ganzen ein bedeutender Absatz wol gewiß.

Alexander von Humboldt hat einen ersten Band „Kleiner Schriften" (Stuttgart, Cotta) erscheinen lassen; derselbe enthält die physikalischen und geologischen Aufsätze des berühmten Verfassers und ist dem kürzlich verstorbenen Leopold von Buch als Denkmal einer ungetrübten sechszigjährigen Freundschaft gewidmet. — Andere interessante Neuigkeiten des Buchhandels sind der erste und zweite Band eines neuen „vaterländischen Romans" von Wilibald Alexis, „Isegrimm" (Berlin, Barthol); Joseph von Görres' „Politische Schriften", herausgegeben von Marie Görres, erster Band (München, Literarisch-artistische Anstalt); Jeremias Gotthelf, „Erlebnisse eines Schuldenbauern" (Berlin, Springer); „Das Wesen des evangelischen Glaubens. Vorträge im Dienst der Innern Mission gehalten", von D. Schenkel (Frankfurt a. M., Brönner). Von Aurelio Buddeus' „Schweizerland, Natur- und Menschenleben" (Leipzig, Avenarius und Mendelssohn) ist der zweite Band, die Ost-Alpenschweiz enthaltend, erschienen. Macaulay's kürzlich erschienene „Reden" werden in einer Uebersetzung von Bülau nach der vom Verfasser durchgesehenen Ausgabe (Leipzig, T. O. Weigel) angekündigt.

Von des verstorbenen J. J. von Littrow bekannten „Wundern des Himmels" ist soeben die sechste und letzte Lieferung der vierten, von Karl von Littrow, dem Sohn und Amtsnachfolger des Verstorbenen, umgearbeiteten und vermehrten Auflage (Stuttgart, Hoffmann), erschienen. Das Buch trat zuerst 1834 ans Licht und hat sich seitdem eine ebenso große wie anhaltende Verbreitung erworben, und auch die gegenwärtige Bearbeitung, bei der alle neuesten Entdeckungen und Forschungen sorgsam benutzt sind, wird dieselbe nur noch vermehren. — Ein anderer ebenfalls bereits verstorbener wiener Schriftsteller hat es sogar schon zu einer zwölften Auflage gebracht: Ernst von Feuchtersleben mit seiner berühmten „Diätetik der Seele" (Wien, Gerold), die leider in die von Hebbel besorgte Gesammtausgabe der „Werke" (ebendaselbst) nicht mit aufgenommen ist.

Wie uns aus München mitgetheilt wird, findet Franz Trautmann's „Herzog Christoph der Kämpfer", über den wir vor einigen Wochen berichteten, daselbst den lebhaftesten Beifall, und zwar gleichmäßig bei allen Classen. Selbst von der königlichen Familie ist das Buch mit Interesse gelesen worden, was dem bescheidenen und liebenswürdigen Verfasser, zum großen Herzeleid einiger literarischer Concurrenten, sogar die Ehre einer Vorstellung bei Hofe verschafft hat.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Mit dem 1. Januar 1854 beginnt ein **neues Abonnement** auf diese Zeitung. Sie erscheint, mit Ausnahme des Montags, **täglich** in einem ganzen Bogen. Das vierteljährliche Abonnement beträgt für Sachsen 1 Thlr. 15 Ngr., für Preußen 2 Thlr. 9½ Sgr., für das übrige Deutschland und das Ausland 1 Thlr. 21 Ngr.

Bestellungen, die man **baldigst** zu machen bittet, werden von allen Postämtern des In- und Auslandes, in Leipzig von der Expedition der Zeitung angenommen. **Inserate** finden durch die Zeitung die weiteste Verbreitung und werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Leipzig, im December 1853.

F. A. Brockhaus.

Bei **A. Sorge** in **Osterode** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Pianist oder die Kunst des Klavierspiels in ihrem Gesammtumfange theoretisch-praktisch dargestellt. Ein Lehr- und Handbuch für Alle, welche Klavier spielen und diese Kunst lehren oder lernen, jedoch mit besonderer Rücksicht auf Dilettanten, von G. Schilling. Hoch 4. Geh. Preis 1 Thlr.

Da ich dem fraglichen Werke ein längeres Studium gewidmet und dasselbe seinem Zwecke ganz entsprechend gefunden habe, so unterziehe ich mich gern der Mühe, die dem Werke gebührende Anerkennung hier auszusprechen.

Es ist mir bisher noch nie ein Werk zu Gesicht gekommen, welches über den Gesammtumfang der Musik mit ihren Verzweigungen bis in die kleinsten Details so gründlich und ausführlich gesprochen hätte, als das Vorliegende. Da das ganze Werk in einer leicht faßlichen, aber dabei doch anziehenden Sprache geschrieben ist, so möchte ich dasselbe vorzugsweise den angehenden Musikern und Dilettanten, sowol in der Theorie, wie auch in der Praxis zum Studium, den Musikern vom Fach aber zum Nachschlagen empfehlen.

Der Verfasser, Hofrath Dr. G. Schilling, gehört nicht zu den neuerungssüchtigen Theoretikern, die sich kein Gewissen daraus machen, große Quinten oder verbotene Octaven auf einander folgen zu lassen. Es vertritt derselbe vielmehr in dem vorliegenden Werke die sich stets bewährenden Ansichten von Sebastian Bach, Emanuel Bach, Albrechtsberger, Türk, Gottfried Weber, Friedrich Schneider, Haydn, Mozart, Beethoven, C. M. von Weber, Spohr, Mendelssohn-Bartholdy u. s. w.

Da das ganze Werk — 396 Seiten stark — für den äußerst billigen Preis von 1 Thlr. zu haben ist, und sowol für den Theoretiker, wie auch Praktiker nichts zu wünschen übrig läßt, so möchte ich dasselbe hiermit nochmals angelegentlichst empfohlen haben.

F. A. Schulz.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wolff (Adolf Wilhelm), **Aus der Jugendzeit.** Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr.

Förster (Ernst) **Gedichte.** 8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Digitized by Google

Dichtungen von Julius Hammer.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zu allen guten Stunden. Dichtungen von **Julius Hammer.** Miniatur-Ausgabe Geh. 1 Thlr. 6 Ngr. Geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

Neue Dichtungen von Julius Hammer, die gleiche Theilnahme verdienen wie dessen allgemein freundlich begrüßte Gedichtsammlung „Schau um dich und Schau in dich". Nach dem Wunsche des Dichters sollen sie ebenso einer höhern Geselligkeit im idealen Sinne als dem individuellen Leben und der Einkehr in das eigene Gemüth förderlich sein und der menschlichen Entwickelung, Läuterung und Erhebung nach diesen beiden Hauptseiten hin dienen.

Hammer's frühere Dichtungen **„Schau um dich und Schau in dich"** erschienen kürzlich schon in zweiter Auflage (geheftet 24 Ngr., gebunden 1 Thlr.). Der bekannte Dichter Wolfgang Müller von Königswinter sagt über diese Gedichtsammlung: „Sie verdient den allerfreundlichsten und herzlichsten Geleitsbrief an alle gebildeten Menschen im deutschen Vaterland. Dies Buch ist in der That wie ein edles und reiches Schatzkästlein: die Gedanken liegen darin wie die farbigsten, funkelndsten Edelsteine und zeigen in ihren Formen so tadellose scharfgeschliffene krystallinische Gestaltungen, daß Herz und Sinn ihre aufrichtige Freude daran haben müssen. Friedrich Rückert in der «Weisheit des Brahmanen» und Leopold Schefer in seinem «Laienbrevier» sind seine Vorgänger, der Erstere aber ist redseliger, der Letztere schwulstiger als Hammer, bei dem man neben der Klarheit des Gedankens den präcisen und prägnanten Stil bewundern muß."

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sur

MOSES MENDELSSOHN
et sur la réforme politique des Juifs.

Par

le Comte de Mirabeau.

Nouvelle édition. In-8°. Broché. 18 Ngr.

In einer neuen und eleganten Ausgabe wird den Verehrern Moses Mendelssohn's die Denkschrift Mirabeau's geboten, welche einen Abriss des Lebens, eine Charakteristik der Schriften, der Sitten und des Lebenswandels dieses ausgezeichneten Philosophen enthält.

Die zweite Abhandlung *„über die politische Reform der Juden"* verlangt auf Grund des Dohm'schen Werkes die Emancipation der Juden und ist immer noch, namentlich in diesem Augenblicke, lesenswerth.

Leipzig. Avenarius & Mendelssohn.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rogge (Friedrich Wilhelm), **Musodoron.** 8. Geh. 15 Ngr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Gedichte. Vierte, stark vermehrte Auflage. 12. 2 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 3.** 12. Januar 1854.

Inhalt: Gedichte. Von **Emanuel Geibel.** — Ueber Griechenlands Zukunft und Athens Vergangenheit. I. Von **Philipp Jakob Fallmerayer.** — Adolf Schrödter's neuestes Bild. Von **Aurelio Buddeus.** — Ein Nachtrag. Von **Wilhelm Osterwald.** — Literatur und Kunst. (Müller, „Charlotte Ackermann“. — Vincke, „Rose und Distel“.) — Correspondenz. (Aus Königsberg.) — Notizen. — Anzeigen.

Gedichte.

Von

Emanuel Geibel.

Die Erde.

Wol hast du einst mit hoher Wonne
Mein junges Herz getränkt, Natur,
Wenn mich der Glanz der Frühlingssonne
Zur Ferne zog durch Wald und Flur;
Vertieft in mich, mit halbem Lauschen,
An deinen Wundern streift' ich hin,
Und wob in all dein Blüh'n und Rauschen
Der eig'nen Brust geheimsten Sinn.

Doch heilig ernster ist die Feier,
Damit du jetzt mein Herz umwebst,
Wenn du den falt'gen Isisschleier
Vom hohen Antlitz lüftend hebst;
Wenn du vom Reiz der bunten Schale
Mein Auge still zur Tiefe lenkst
Und aus des heut'gen Tages Strahle
Ins Dämmerlicht der Urzeit senkst.

Da offenbart im Schwung der Auen
In schwarzer Grotten Säulenschoos
Sich mir der Welle leises Bauen,
Des Feuers jacher Zornesstoß;
Da singt der Gurt zerborst'ner Schichten
Ein heilig Lied mir vom Entsteh'n,
Und läßt in wandelnden Gesichten
Die Schöpfung mir vorübergeh'n.

Und wieder schau' ich's, wie mit Toben,
Vom unterird'schen Dunst gedrängt,
Der flüss'ge Kern des Erdballs droben
Die meergebor'nen Krusten sprengt;
Wie er, ein Strom von zähen Gluten,
Bis in die Wolken rauchend stürmt,
Und über Thälern dann und Fluten
Zergipfelt zum Gebirg sich thürmt.

O Riesenkampf der Urgewalten,
Drin eine Welt sich gährend rührt,
Der durch den Kreislauf der Gestalten
Mich auf ein letzt Geheimniß führt!
Denn wie ich rastlos rückwärts dringe
Von Form zu Form, erlischt die Spur:
Ich steh' am Abgrund, draus die Dinge
Der erste Lebenspuls durchfuhr.

Da fällt ins zagende Gemüthe
Ein Glanz aus tiefsten Tiefen mir:
„Im Anfang war die ew'ge Güte,
Und tausend Engel dienen ihr."
Und wie sie licht in Flammen wallen,
In Fluten brausen allerorts,
Empfind' ich schauernd über allen
Den Hauch des unerschaff'nen Worts.

Ballade.

Herr Walther lag im Zauberthurm
In der Waldfrau schneeweißem Arm —
Frau Mechthild klagte bei tiefer Nacht
Ihres Herzens bittern Harm.

Sie saß auf ihrem verwitweten Bett
Und weinte Thränen wie Blut,
Zwei Monde war's, daß ihr Gemahl
Ihr nicht am Herzen geruht.

Und als der Morgen ins Fenster sah,
Vom Lager sprang sie empor,
Und als man im Münster die Frühmette sang,
Sie pocht' an des Bischofs Thor.

„Ach heiliger Bischof, nun rath' und hilf,
Groß Unheil sag' ich dir an:
Die Waldfrau hat meines Gatten Herz
Verzaubert mit Spruch und mit Bann.

Wol lebten wir Monden drei und vier,
Und die Zeit ward nimmer uns lang,
Tags klang aus dem Walde herüber sein Horn
Und es hüpfte mein Herz bei dem Klang.

Und bei Nacht, wie blühte so roth sein Mund,
Und er küßte mich tausend mal!
Nun hält ihn gefangen das teuflische Weib,
Und einsam verzehrt mich die Qual.

Ach Bischof, heil'ger Vater mein,
Und weißt du ein Sprüchlein nicht,
Das stark ist wider höllische Kunst,
Und solchen Zauber zerbricht?"

Den weißen Bart der Bischof strich;
Er griff in den Busen hinein:
„Da nimm die Kapsel von rothem Gold
Mit des Märtyrers heil'gem Gebein.

Und hältst du sie hoch in Sonn' und Wind,
Wenn von ferne die Glocken erschallen,
Und rufst drei mal seinen Namen dazu,
Der Zauber wird von ihm fallen."

Frau Mechthild schürzt' ihr langes Gewand,
Sie schritt in den Wald hinaus;
Und als auf den Wipfeln der Mittag lag,
Sie stand vor des Waldweibs Haus.

Da kam es geweht durch die stille Luft,
Die Glocken klangen so tief;
Sie hielt die Kapsel in Sonn' und Wind,
Herrn Walther's Namen sie rief.

Sie rief ihn zum zweiten und dritten mal,
Vor Thränen vermochte sie's kaum;
Herr Walther lag in der Waldfrau Schoos,
Er hob die Stirn wie im Traum.

„Nun sage mir an, mein schneeweiß Lieb,
Sag an, was soll es bedeuten?
Mir ist, als zöge mich was von hier,
Und Glocken hört' ich läuten.

Mir ist, ich müßt' mich besinnen auf was,
Was süß und theuer mir war" —
Da sah sie mit funkelnden Augen ihn an,
Und löst' ihr wallendes Haar:

„Sieh hin, sieh her, was willst du mehr?
Meine Locken sind güldene Schlangen,
Mein Leib ist weiß und mein Mund ist heiß,
Du bist und bleibst gefangen."

Und sie küßt' ihn wild auf den lechzenden Mund,
Da vergingen die Sinne ihm all,
Und als er zurück in den Schoos ihr sank,
Sie lachte mit lautem Schall.

Frau Mechthild hörte das Lachen wol,
Ihr schnitt's wie ein Messer durchs Herz,
Unter den Lindenbaum sank sie dahin,
Aufs Moos in tödtlichem Schmerz.

Sie wollte rufen und konnt' es nicht,
Ihr war die Brust so beklommen,
Sie rang und wand sich in stummer Qual,
Es war ihr Stündlein gekommen.

Und als die Sonne zu sinken kam,
Ein Knäblein lag ihr im Schoos,
Das schaute sie an mit Walther's Blick
Aus Augen blau und groß.

„O Kind, mein Kind, nun erbarme sich dein
Der Vater droben im Licht!
Mit Thränen wirst du getaufet sein,
Einen Vater hast du nicht.

Durch Wald und Wind, mein Waisenkind,
Komm, komm, nun trag' ich dich fort!"
Da that der Knab' einen hellen Schrei,
Als wollt' er nimmer vom Ort.

Herr Walther lag in der Waldfrau Schoos,
Er hörte des Kindleins Schrei —
Da war's, als spräng' ihm in tiefster Brust
Ein tönend Glas entzwei;

Und rings zerging's wie ein weißer Dampf
Und leicht ward Seel' und Leib:
„Laß los, Verfluchte, laß mich los,
Ich muß zu meinem Weib!

Zu meinem Weib, das ich vergaß
Zu meinem Fleisch und Blut —
O Gott im Himmel sei Preis und Dank,
Nun wird noch Alles gut!"

Den Teppich zerriß er und sprang hinab
Die Stufen zu vier und vier:
„Vergib, vergib mein treu, treu Lieb,
Nun scheid' ich nimmer von dir.

Und grüß dich Gott, mein Knab', mein Kind,
Und segne dich tausendfach,
Und segne dir auch dein Stimmlein hell,
Das all den Zauber zerbrach!"

Ueber Griechenlands Zukunft und Athens Vergangenheit.

Von

Philipp Jakob Fallmerayer.

Griechische Reiseskizzen, von Hermann Hettner. Braunschweig 1853.

I.

Sähe Einer Alles vor sich aufgehäuft, was die europäische Presse seit dem Ausbruch der hetäristischen Insurrection in Griechenland nur über Gegenwart, Vergangenheit und künftiges Geschick des armen, kleinen wiedererstandenen Hellas zu Markt gebracht, fürwahr es wäre keine unbedeutende Bibliothek, keine leicht zu bewältigende Bücherflut, vor welcher am Ende selbst der im Lesen nimmersatte „Chalkenteros" der ....schen Akademie erschrecken müßte.

Das Wenigste zu dieser Masse haben gewiß die Hauptveranlasser der gelehrten Epidemie, die Länder des anatolischen Glaubensbekenntnisses selbst geliefert, und natürlich ist das Meiste, wie fast in allen Zweigen der humanen Wissenschaft, auch hier aus dem hellasschwärmenden Germanien hinzugekommen. Werth und Brauchbarkeit der bändereichen Bescherung ist freilich verschieden. Ganz verdienstlos indessen würde nur Weniges sein, weil dem billigen Richter selbst in der ärmlichsten und geistlosesten Compilation meistens noch irgend ein guter und belehrender Gedanke entgegenspringt.

Haben bisher die Arbeiten eines Ernst Curtius und eines Ludwig Roß als besonders hervorleuchtend, ja gewissermaßen als epochemachend gegolten, so ist mit Hermann Hettner's „Griechischen Reiseskizzen" ein drittes, den Leistungen und dem Credit der beiden ebengenannten berühmten Literatoren vollkommen ebenbürtiges Werk hervorgetreten, von dem wir um so lieber eine kurze Meldung thun, als es an und für sich eine vortreffliche Arbeit ist und wir zu seiner Besprechung auch noch persönliche Gründe haben. Dürfen wir unserm Geschmacke vollkommen trauen und haben uns das warme Gefühl, das blendende Colorit dieser Hettner'schen Composition, besonders aber eine wesentliche Uebereinstimmung in Beurtheilung der byzantinischen Staatsidee nicht gar zu eindringlich bestochen, so wären die „Griechischen Reiseskizzen" allen frühern Versuchen ähnlicher Art bei weitem vorzuziehen, hauptsächlich weil der Verfasser für sich allein eine Mannichfaltigkeit von Gaben besitzt, die man gewöhnlich nur unter mehre Individuen vertheilt finden kann. Diese bevorzugte Ausrüstung des Verfassers ist aber auch nothwendig, wenn man zu den vielen vorausgegangenen Lucubrationen hellenischer Periegeten auch noch diese neue ertragen soll.

Classische Bildung, ohne welche man es in Deutschland eigentlich nirgends zu wahrer Geltung bringen kann, verrathen auch andere Wanderschriften durch Griechenland; seltener ist schon das Talent der Darstellung und der geschmackvollen Bewältigung des Gedankenstoffs; und besitzt Einer auch diese beiden Eigenschaften in ausreichendem Maße, so fehlt ihm doch häufig der Künstlerblick und sohin auch eine der wesentlichsten Berechtigungen, die Aufmerksamkeit der übersättigten Lesewelt noch einmal auf Hellas und seine verwitterten Monumente hinzulenken. Aber selbst alle drei Gaben miteinander im Bunde genügen heute nicht mehr, um gegen den wählerischen Ekel des Lesers Stand zu halten, wenn der Hellas-Perieget nicht auch noch Culturhistoriker und Adept des Byzantinismus ist.

Der „Peloponnes" von Ernst Curtius ist ein glänzendes Relief, dem auch misgünstige Nebenbuhler die Note der Vollendung nicht versagen dürfen. Der Noth des Augenblicks aber und dem europaquälenden anatolischen Bedrängniß mußte Ernst Curtius schon der Natur seines Werks zufolge das Herz verschließen. Curtius hat — wenn man es ohne Zorn eines berühmten Historikers sagen darf — seinen Gegenstand „rein objectiv" gehalten. Die aristokratische Feinheit und gemessene Selbstbeherrschung seiner Muse hat man übrigens schon bei einer andern Gelegenheit angerühmt. Wer immer Ernst Curtius liest, denkt unwillkürlich an jenen König von Taurosky-thien, welcher die innere Wärme seiner Brust Orestes und Iphige-

nie gegenüber unter der kühlen Außenseite höfischer Glätte zu verhüllen weiß.

Ludwig Roß dagegen, von Natur frostig, schneidend und correct, begnügt sich in seinen vielseitigen und vortrefflichen Arbeiten über Griechenland nicht mehr mit den Grenzen des Peloponnesos. Selbst die Marken τῆς ἐπικρατείας τῶν Ἑλλήνων sind ihm zu enge und er hält sich im Vertrauen auf ungewöhnliche Einsicht und Kraft für stark genug, seinen Ansichten vor allen übrigen Bestrebungen die ausschließliche Geltung in der Wissenschaft zu erstreiten, sie dann politisch zu incarniren und am Ende gar noch auf den Kaiserthron des Orients hinauf zu disputiren.

Hr. Roß ist vielleicht der gelehrteste und gefürchtetste Parteimann zu Gunsten eines politischen Gedankens, welchem die ideale Schönheit der platonischen Republik, aber auch die Unmöglichkeit ihrer Verwirklichung auf der Stirn geschrieben ist. Hr. Roß lächelt mitleidsvoll über die Rathlosigkeit der Diplomaten, die das einzige, leichte und naheliegende Auskunftsmittel, den „kraftstrotzenden, zukunftvollen, mit ungeschwächter Elasticität im Schutte schlummernden Neo-Hellenismus“ in die verfallenen Paläste von Blachernä und Bukoleon hineinzuoctroyiren, in stockischer Verblendung nicht sehen wollen. Hr. Roß hat neulich in der „Allgemeinen Zeitung“ mit fließender Beredtsamkeit wieder einmal seine bekannte Thesis vertheidigt, welche ihm und seinen Mitgenossen von jeher als eine „Actualität“, den Leuten entgegengesetzter Ansicht aber als eine optische Täuschung, als eine parteiische Verblendung und als ein gräkobyzantinischer Staatsroman erschienen ist. Im Wunsche, den Neuhellenen zu blühendem Dasein, zu nachhaltigem bürgerlichen Glücke und zu christlicher Freiheit zu verhelfen, ja selbst die verwelkte Kaiserpracht von Byzanz in ihrer Mitte wiederhergestellt zu sehen, meinten wir, sei der Occident nur eines Sinnes. Nur in der Frage über Möglichkeit und Wege dieser Wiederherstellung ist das civilisirte Europa in zwei wesentlich verschiedene und sich gegenseitig ausschließende Meinungen auseinandergefallen. „La Grecia farà da sè“, d. h. „So ihr es nicht hindert und in seinem stolzen Fluge lähmt, wird Neuhellas das Ding selber verrichten, sintemal noch der alte Geist und die Energie der alten Race im Lande ist. Könnt ihr aber eure Polypragmosyne, euer ewiges Einreden und eure Geschäftelei durchaus nicht zähmen, so decretirt oder jagt vielmehr die ungläubigen Türken über den Hellespont, wo nicht gar bis an den Altai zurück und übergebt zur Beschwichtigung aller Noth und zur Verhütung aller weitern Zwistigkeit das menschenleere Stambul und die verwaisten Landschaften von Anatolien und Rum-Ili den geschäfts- und regierungskundigen Heldensöhnen der «Marathono-

machen» als Xenium und Abschlagszahlung für die alte Schuld." So sagt Hr. Roß mit seiner romantischen Partei und beruft sich auf die gegenwärtige Kriegs- und Friedensblüte, auf die geheimnißvoll unter der Kruste schlummernde geniale Kraft des „kleinen, jungen und armen" Griechenlands.

Andere sagen gerade umgekehrt, die Neuhellenen für sich allein seien unvermögend irgend etwas Thatkräftiges zu schaffen, und Griechenland besitze durchaus nicht die nöthigen Mittel, die Verwaltung des erledigten byzantinischen Reichs zu übernehmen, wenn man es ihm auch, statt das Gewonnene selber zu behalten, gegen alle herkömmliche Sitte aus freier Hand schenken wollte. Griechenland, sagen diese Gegner der Roß'schen Politik, könne nur als Theil eines großen Ganzen und im engsten Anschlusse an das orthodoxe Moskau zur Blüte kommen und von neuem eine Rolle spielen. Und sonderbar genug berufen sich diese Zweifler und Realisten, wie die Romantiker und platonischen Schwärmer, ebenfalls, auf die gegenwärtigen Zustände des „jungen, kleinen, armen" Hellenenvolks. Wer von Beiden hat nun das Wahre getroffen und die Dinge so gesehen, wie sie wirklich sind? Russen und Türken ficht es wenig an, wenn man ihnen sagt, daß weder die Einen noch die Andern jemals ein Culturvolk waren. Aber den Beisatz: „daß auch die Griechen keineswegs mehr sind" (Diezel, „Rußland, Deutschland und die östliche Frage", S. 78), dürfte man ohne allzu großes Aergerniß wenigstens in Deutschland zur Zeit noch nicht wagen, wenn auch die ganze Zukunft von Neuhellas in diesem einzigen Gedanken verborgen wäre.

Mit Worten sind die feindseligen Gegensätze und Widersprüche hier nicht mehr auszugleichen; ihre Lösung ist den Ereignissen allein vorbehalten, die jedesmal in der Nothwendigkeit, nicht in den Meinungen und leidenschaftlichen Bestrebungen der Politiker ihre Quelle haben: „à la politique des hommes j'opposerai la nécessité des choses!" Was man in der Sache eigentlich selber meine, ward schon oft genug kundgethan. Hier will man nur die Rolle eines Berichterstatters übernehmen, weil wir das Hettner'sche Werk besonders in diesem Punkte für bedeutend halten.

Hr. Hettner ist kein Parteimann, er ist weder „Nationaler" noch „Nappist". Er sagt uns nur, wie ihm das Ding, welches man im Abendlande Hellas und Volk der Hellenen nennt und mit welchem man seiten der Schwärmer und Romantiker sich so großer Dinge unterfängt, überall auf seiner Wanderung eigentlich vorgekommen ist. In Griechenland, wie S. 305 richtig bemerkt wird, stehen sich statt aller europäischen Parteischattirungen nur „Nationale" und „Nappisten" gegenüber, von welchen die Einen mit stolzer Hindeutung auf

das glanzvolle Einst Freiheit und Blüte des hellenischen Königreichs, wie schon oben besagt, durch eigene Kraft zu erringen nicht verzweifeln, die Andern aber das ersehnte Ziel nur durch engen Anschluß und völliges Hingeben an den orthodoxen Zaren zu erreichen für möglich halten. „Was ist besser", sagen die Nappisten (S. 308), „elend und arm sein bei scheinbarer Selbständigkeit, oder Provinz eines großen Reichs sein und als solche reich und blühend?"

Statt der Continuität einer aus der Vergangenheit in die Gegenwart herabströmenden kryptogamen Fülle an Geist und Kraft sieht Hr. Hettner in Griechenland vielmehr eine unausfüllbare Kluft zwischen dem „glänzenden Einst" und dem „jammervollen Jetzt" (S. 150 und 299). „War das alte Griechenland selbst im Untergange noch erhebend, so hat dagegen das neue auch nach seiner vielgefeierten «Wiedergeburt» nur traurige und niederschlagende Eindrücke" (S. 296); „Griechenland, wie es jetzt ist, ist eine erkünstelte Schöpfung" (S. 45); „Griechenland kann sich nicht aus eigener Kraft, nicht aus sich selbst erholen; Griechenland ist zu arm dazu" (S. 44).

Dem Fleiße, der Betriebsamkeit und den häuslichen Tugenden der Griechen läßt Hr. Hettner zwar alle Gerechtigkeit widerfahren (S. 5). Aber alle Anstrengungen seien doch vergeblich, weil sie das Hauptübel, die aus Entwaldung und Wasserarmuth des Landes erzeugte Bevölkerungslosigkeit und mit dieser die Unmöglichkeit, Bodenreichthum und Capital zu erzeugen, nicht zu beseitigen vermögen (S. 300). Und eben weil der Grund des Uebels in der Entwaldung und Wasserarmuth des Bodens zu suchen ist, gilt dem Verfasser das Uebel selbst für „incurabel" und muß dem Wohnsitze der Hellenen alle innere Lebenskraft ein- für allemal abgesprochen werden (S. 301). Hellas ist nur noch Weideland für Schafe und Ziegen (S. 299). Boden und Menschen und ihre politischen wie ihre ökonomischen Bemühungen scheinen dem Verfasser gleich hoffnungslos. Die Bevölkerung Griechenlands habe sich seit Abschüttelung des türkischen Jochs — die Hauptstadt ausgenommen — wenig oder gar nicht vermehrt; sie betrage auf 900 Quadratmeilen noch nicht einmal eine Million. Die Einfuhr übersteige die Ausfuhr um jährlich sieben Millionen Drachmen, und diese entsetzliche Thatsache verschlimmere sich noch mit jedem Jahre (S. 44). Betriebsgelder seien nur zu 15—20 Procent zu erhalten und der größte Theil der ackerbautreibenden Bevölkerung sei genöthigt, den Ertrag der jährlichen Ernten vorauszuverkaufen oder zu verpfänden. Die alltäglichsten und nothwendigsten Lebensbedürfnisse werden aus dem Auslande eingeführt. Nirgends zeige sich eine Entwickelungsfähigkeit (S. 304); Griechenland könne weder leben noch sterben; Griechenland vegetire nur (S. 305).

Und eben weil die Bewohner des hellenischen Königreichs das Misliche und Wurzellose ihrer politischen Zustände selbst am besten fühlen, können sich die Gemüther der Qualen ewiger Unruhe und Gährung nicht erwehren. Das Schwankende und Unbestimmte in dem Geschicke Griechenlands, meint Hr. Hettner, könne nur mit dem endlichen Austrag der orientalischen Frage selbst zu sicherer Entscheidung kommen. „Griechenland fällt, sobald irgend ein tiefgreifendes Ereigniß eine wesentliche Aenderung in der Ländervertheilung des sogenannten Gleichgewichtsystems herbeiführt (S. 305).“ Und dieses bittere Gefühl lebt in aller Griechen Brust; daher die Gereiztheit der Stimmung, die Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit des griechischen Volks gegen alle Manifestationen der vom Occident octroyirten Staatsgewalt, ja der allgemeine Ueberdruß gegen die Constitution, die ihm so wenig als die politische Unabhängigkeit überhaupt den Segen gebracht hat, den es einst von ihr erwartete (S. 42 fg.).

Die Abneigung der Neuhellenen gegen die Fremden, d. h. gegen uns Abendländer, ist bekannt und die byzantinischen Gräken haben es selbst oft genug gesagt und durch auffallende Thaten auch bewiesen, daß sie die Türken für liebenswürdiger, herrschaftsfähiger, weiser, klüger und ehrenwerther, vor allem aber — und zwar mit Recht — für duldsamer und gerechter als uns Lateiner halten (S. 183). Deswegen hat sich auch die Sitte und Lebensweise im Innern des Landes seit dem Sturze der türkischen Herrschaft noch nicht im mindesten geändert (S. 297). Was man uns über religiösen Druck des weiland kaiserlich türkischen Regiments in Griechenland seit länger als 30 Jahren vorzujammern nicht müde wird und uns besonders jetzt wieder glauben machen will, zeigt sich wie vieles Andere überall als factiöses Gerede und eitel Fabelwerk (S. 258). Den besten Beweis, wie dankbar die griechische Nation selbst die religiöse Duldsamkeit und Milde der türkischen Staatsverwaltung anerkannte, liefert ein Sendschreiben, welches der byzantinische Patriarch Maximus um das Jahr 1480 zum Schutze der grausam gemishandelten orthodoxen Unterthanen der durchlauchtigen Republik auf Kreta an den Dogen von Venedig erlassen hat. Dieses merkwürdige Document hat der gelehrte Professor G. M. Thomas mit Einleitung, Uebersetzung und Commentar in den historischen Denkschriften der kaiserlich königlichen Akademie der Wissenschaften (1853) bekannt gemacht.

Dieses endliche Fallenlassen althergebrachter Vorurtheile ist aber auch natürlich, wenn man den Genius der beiden Nationalitäten kennt, und nebenher nicht vergißt, daß die anatolisch-katholische Kirche, wie sie aus dem Compromiß des halbabgöttischen Mönchthums und der kaiserlich byzantinischen Ikonoklastenstürme hervorgegangen, eigentlich

ein christlicher Islam ist. Mit dürren Worten sagt es der schonungsvolle Verfasser nicht, und auch sein Berichterstatter mag es ebenso wenig laut eingestehen: aber ein nothwendiger Folgesatz ist es, daß hartnäckige Unkunde und irrige Beurtheilung der gräkobyzantinischen Dinge über die Abendländer noch größern Schaden und noch größere Unehre bringen werden.

Es ist ein großes Glück für den Verfasser der „Griechischen Reiseskizzen", Dinge nicht loben zu müssen, die ihm des Lobes nicht würdig scheinen. Weit entfernt, mit galvanisirtem Enthusiasmus von neuhellenischer Bildung und von einer den Neuhellenen schon jetzt eigenthümlichen Kunst und Literatur zu reden, die es nach Behauptung abendländischer Griechenfreunde sofort den aufgeklärtesten Völkern des Abendlandes gleichthun würde, hätte man nur erst die Türken aus Europa getrieben und St.-Sophia hellenisch gemacht, glaubt der nüchterne Verfasser vielleicht mit gutem Recht, Bildung, Kunst und Literatur seien überall nur da möglich, wo man sich materiellen Wohlstandes und eines durch alle Schichten gleichmäßig hindurchgehenden Volksunterrichts zu erfreuen habe (S. 48). Von der ersten dieser beiden Vorbedingungen für geistigen Aufschwung ist in Hellas ohnehin noch keine Rede. Wie es aber mit dem Volksunterrichte von den Zeiten der Regentschaft bis zur gegenwärtigen Stunde gehalten wurde, muß man am angeführten Orte (S. 48) beim Verfasser selbst nachlesen; wir begnügen uns aus begreiflichen Rücksichten mit der höflichen Schlußbemerkung: „daß die Volksschulen im Jahre 1852 noch genau dieselben waren, wie sie der Präsident Kapodistrias im Jahre 1831 hinterlassen habe; ja, böser Leumund spreche nicht von einer Verbesserung derselben, sondern nur von einer Verschlimmerung."

Im Gemüthe mehr als eines Lesers werden nach diesen Citaten vielleicht Bedenken entstehen, ob Hr. Hettner nicht am Ende doch vielleicht ein Feind der Hellenen, oder, wie der gelehrte und redliche Surmelis sagen würde, ein „Misathenäos" sei und die Dinge Griechenlands trüber sehe, als sie wirklich sind?

Hr. Hettner ist nicht blos kein „Misathenäos", er gehört vielmehr zu den wärmsten Freunden und Wohlwünschern, welche Griechenland und das griechische Volk im lateinischen Abendlande haben können. Neben den Spuren sorgfältiger Studien des classischen Alterthums verräth die Schrift auch ein tiefempfängliches Gemüth und einen Reichthum edler Gefühle, wie man sie bei unterrichteten und dem Froste gehässiger Parteiumtriebe blosgestellten Menschen selten findet, sowol was die Naturschönheiten als was die Reste antiker Kunst und ihre feine und geistvolle Ergründung betrifft.

Die Haupternte hat dem Verfasser dabei wie bei seinem ganzen

Buche natürlich Athen geliefert und der Leser wird es begreiflich finden, daß der Stoff zur größern Hälfte des Inhalts aus diesem Herz- und Brennpunkte des alten Hellenenthums geflossen ist. An die geheiligten Namen von Athen und Attika knüpfen sich ja die erhebendsten Erinnerungen der Vergangenheit und was von den genialen Schöpfungen der kunstsinnigen Hellenenwelt noch übrig ist, findet der Wanderer am großartigsten und massenhaftesten in den Ruinen der alten Stadt des Perikles zusammengedrängt. Peloponnes und Nordgriechenland zusammengenommen stehen mit ihren monumentalen Trümmern weit hinter dem einzigen Athen zurück. Auch umfassen die „Reiseskizzen" nur den griechischen Continent, soweit sich Ueberbleibsel alter Monumente finden; die Inseln zu besuchen war keine Veranlassung und wird nach L. Roß' Periplus auch noch lange überflüssig sein.

Die Frage, wie und wann das alte große Pracht-Athen verschwunden und zu der Jammergestalt herabgesunken sei, in welcher es die neueste Zeit wiedergefunden hat, scheint so natürlich, daß ein sinniger Mann wie Hr. Hettner die Mühe, auf diese Frage eine Antwort zu suchen, nicht wol umgehen konnte. Der Verfasser bezieht sich kurz und bündig (S. 29) auf eine akademische Abhandlung, die vor bald 20 Jahren über diese nämliche Thesis in Süddeutschland erschienen ist und handschriftliche Bruchstücke mönchischer Notizensammlungen aus einem zerstörten Kloster in Athen zur Unterlage hat. Hr. Hettner — zu seiner Beruhigung sei es vorweg gesagt — hat ganz wohl gethan, sich an den Inhalt dieser anargyrischen Mönchschronik anzulehnen; sein scharfsinniger Beurtheiler in der „Allgemeinen Monatsschrift" (Juli 1853) dagegen hat ganz und gar Unrecht, wenn er den Verfasser der „Griechischen Reiseskizzen" über dieses Citat zu tadeln, das Citat selbst aber als inhaltlos und verfälscht zu verdächtigen und aus der Geschichte des griechischen Mittelalters, wo nicht völlig auszutilgen, so doch zum Theil auf die neuere Zeit, d. i. auf den Ausgang des 17. Jahrhunderts herabzuziehen sich bemüht.

Hr. Roß glaubt, er sei es der Ehre des hellenischen Volks und den Manen des großen Perikles gleichsam schuldig, die Beglaubigung der von uns zuerst aufgestellten und von Hrn. Hettner taktvoll in seine Skizzen verflochtenen Nachrichten über die mittelalterlichen Geschicke Athens und Attikas nach Kräften zu verhindern und wo sie sich bereits festgesetzt und als Errungenschaft der byzantinischen Studien Geltung erworben hat, sie durch kritische Analysen zu ersticken.

Man ist Hrn. Roß nicht wenig dankbar, daß er die fast vergessene und für Viele weiland so ärgerliche Streitfrage noch einmal zur Sprache bringt und eben dadurch ihrem Urheber auch seinerseits darauf zurückzukommen und einer lästigen Controverse ein- für allemal die

Wurzel abzuknicken das gute Recht verschafft. Hr. Roß bemerkt zwar am Ende seiner kritischen Beleuchtung, der Verfasser jener „verderblichen" Abhandlung habe in den „Fragmenten aus dem Orient" (II, 474 fg.) den Inhalt seiner frühern Schrift zwar in einigen Punkten modificirt, aber doch nicht so völlig zurückgenommen, wie es die „erwiesene Verfälschung und innere Nichtigkeit" jener mönchischen Aufschreibungen erfodert hätten. Hr. Roß hat zwar endlich selbst gemerkt, daß er seinen Sturmbock doch nur gegen ein offenes Thor losgelassen habe; Hr. Roß kann sich aber das unschuldige Vergnügen, ausgedroschenes Stroh noch einmal auf die Tenne zu legen und nach Kräften durchzuwalken nicht versagen. Wir eilen indessen mit der Erklärung, auf jener „ungenügenden" Modification nicht blos strenge zu bestehen, sondern statt weitere Concessionen zu machen, wie es uns zugemuthet wird, von den bereits gemachten vielmehr das Eine und das Andere wieder zurücknehmen zu müssen, weil sich nach sorglicher und strenger Prüfung der einzelnen Angaben herausgestellt, daß hier nichts falsch und irrthümlich ist als der Schluß, durch welchen Hr. Roß formeller Aermlichkeiten wegen auch den reellen Inhalt der anargyrischen Notizensammlung für untergeschoben und verfälscht erklärt.

Bei Lesern, die sich um solche Dinge kümmern, darf man voraussetzen, daß sie den Stand der Frage, d. h. unsere Abhandlung über Athen und Attika, dann Hettner's hierher bezügliche Stelle („Griechische Reiseskizzen", S. 29) und ihre kritische Anfechtung durch Hrn. Roß in der „Allgemeinen Monatsschrift" zur Genüge kennen. Wir dürfen uns deswegen doppelter Kürze befleißen und gleich zur Sache selbst gehen.

Als historische Thatsache und als von beiden hadernden Parteien gleichmäßig anerkanntes Facit steht fest:

1) daß Athen ungeachtet aller Verunglimpfungen und Minderungen, die es beim allgemeinen Verfalle Griechenlands unter der Herrschaft Roms und besonders durch die Einbrüche der Gothen im 3. und 4. Jahrhundert erlitten, bis gegen die Mitte des 6. Jahrhunderts und zum Zeitalter Justinian's I. herab, im Ganzen die zwar nicht mehr blühende und volkreiche, aber doch große, kunstreiche und wissenschaftliebende Stadt geblieben ist, die es früher war;

2) daß die große Musenstadt Athen mit Justinian I. und dem Beginn der nordischen Slawenstürme plötzlich gleichsam vom Schauplatze verschwindet und erst am Ende des 12. und zu Anfang des 13. Jahrhunderts aus dem Dunkel einer mehr als sechshundertjährigen Nacht völlig verwandelt und in Gestalt eines kleinen, armen, der Verödung nahen Bischofkastells wieder zum Vorschein kommt —

Hei mihi, qualis erat, quantum mutatus ab illo
Hectore qui redit exuvias indutus Achillis,
Vel Danaûm Phrygios jaculatus puppibus ignes!

Was ist nun in dieser langen Zwischenzeit mit Athen geschehen? Aus dem weiland barbarischen Occident ist über die Frage kein Bescheid zu erwarten und man muß vor allem die byzantinischen Griechen der letzten 1200 Jahre zu Rathe ziehen.

Aber auch die Gesammtliteratur von Byzanz, soweit man sie heute kennt, weiß von den Schicksalen Athens und Attikas während der dunklen Slawenperiode nichts von Bedeutung zu sagen. Kaum daß der Name Athen ein und das andere mal flüchtig und im Vorübergehen zu lesen ist.

Am besten wäre es nebenher freilich, wenn sich in Athen oder Attika selbst irgend eine hinlänglich beglaubigte Ueberlieferung aus jenen Zeiten erhalten hätte.

Und wirklich sind uns vor genau 20 Jahren im verödeten Athen handschriftliche Aufzeichnungen zu Gesicht gekommen, welche ein rühmlich bekannter Literat jener Stadt noch vor der Katastrophe in dem während des Aufstands völlig verschwundenen Kloster der „Anargyroi" entweder selbst vom Original copirt oder, wie er sagte, in dem Zustande überkommen hatte, in welchem sie uns zur Durchsicht und Benutzung überlassen wurden.

Es waren drei dem Stile nach ungleiche und miteinander in keinem Zusammenhange stehende Producte, deren erstes auf einer radirten Stelle den Namen „Anthymos" als Verfasser an der Spitze trug und eine kurze Geschichte der Stadt Athen von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1800 nach Christo enthielt. Es war aber bei nicht unbeträchtlichem Umfange doch nur eine dem Wesen nach magere, aus bekannten Druckschriften im Geiste Fanelli's oberflächlich abgehobene Compilation im vulgargriechischen Dialekt, ohne alles Talent und ohne alle historische Kunst.

Ueber die lange Periode von Justinian I. bis tief in das 13. Jahrhundert herab macht der Compilator (S. 106) eine Bemerkung, die in getreuer Uebersetzung also lautet: „Ebenso war auch Justinian der Aeltere geneigt Athen zu helfen; von dieser Zeit bis zum Belang von 700 Jahren findet man über Athen keine Nachricht, sei es, daß es keine Geschichtschreiber gab, oder daß Alles ruhig und glücklich war."

Nach der Katastrophe unter Morosini (1687), sagt der Compilator, sei Athen drei Jahre öde geblieben und die Einwohnerschaft auf die von den Venetianern noch besetzten Inseln und Gebietstheile von Morea entflohen.

Nach und nach, fährt er fort, seien wieder etwa 70 Familien,

Griechen und einige Türken, in die verlassene Stadt gezogen, zu denen sich nach Jahren durch die milde Regierung der Pforte aus verschiedenen Gegenden her theils alte, theils neue Siedler gesellten und eine Bevölkerung bildeten, die in der Hauptsache noch zu seiner Zeit (1800) bestand.

Wenn nun von der „anargyrischen" Sammlung das erste Stück mit seinem palimpsesten Anthymos-Titel den schlimmsten Feind und Verfolger der Minervenstadt in mönchischer Beschränktheit und Unkritik als Wohlthäter und Gönner preist und das siebenhundertjährige Stillschweigen der Geschichte über Athen entweder aus dem Mangel an Historiographen oder aus einem Uebermaße bürgerlicher Glückseligkeit erklärt und folglich die Hauptfrage unbeantwortet läßt: so bringt dagegen das zweite Bruchstück über die mehrbenannte Dunkelperiode Nachrichten von hoher Bedeutung und von entscheidender Wirkung, sobald sich ihr Inhalt dem Wesen nach gegen die Anfechtungen der Kritik vertheidigen und sicherstellen läßt.

Und was sagen diese vielbesprochenen und den Freunden byzantinischer Historie durch unsere Abhandlung schon längst bekannten Aufschreibungen der Anargyros-Mönche von Athen?

Sie sagen verständlich und trocken:

1) Im Jahrhundert Justinian's des Aeltern sei Hellas das Ziel feindlicher Einfälle gewesen und Attika infolge dieser Einbrüche gegen 400 Jahre öde geblieben.

2) Die Athenäer haben sich mit ihren Familien nach Salamis geflüchtet und sich dort städtisch angebaut.

3) Nur in der Akropolis und in einigen Thürmen der untern Stadt habe sich ein kleines Häuflein Attiker gegen die Angriffe der Fustä genannten Klephthen zu halten vermocht.

4) Im verlassenen Athen sei die Mehrzahl der Häuser eingestürzt, in den Straßen seien Bäume gewachsen und ein zusammenhängender Wald habe endlich die ganze Stadt jammervoll überwuchert.

5) Diesen Wald haben die Räuber (λησταί) in Brand gesteckt und mit dem brennenden Walde seien zugleich die Alterthümer zu Grunde gegangen oder beschädigt worden.

6) In der Sehnsucht nach ihrem verlassenen Vaterlande haben die auf Salamis angesiedelten Athenäer in Konstantinopel um gefahrlose Heimkehr unterhandelt und, ihrer Bitte theilhaftig, die zerstörte Stadt wiederhergestellt. Nebenher wird in einer besondern geistlichen Angelegenheit ein byzantinischer Patriarch Joannicius genannt.

Unmittelbar hinter diesen Angaben sind kurze, aber chronologisch genaue Notizen über die Zustände Athens und Attikas, sowie seiner Bewohner im 13., 14., 15. und 16. Jahrhundert angeführt, um das

Ganze mit dem großen Brande der Hymettuswälder gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts zu schließen.

Als drittes und letztes Actenstück der ganzen Sammlung erscheint endlich eine mit dem Vorausgehenden außer allem Zusammenhang stehende „Ἐπιστολὴ Ἀθηναίων πρὸς Πατριάρχην“: eine bußfertige Threnodie im altbyzantinischen Kirchenstil, ohne Datum, ohne Unterschrift, ja selbst ohne den Namen des um Mitleid angeflehten Oberhirten.

Unsere Conjectur, der Gegenstand dieser demüthigen Exulantensupplik der auf Salamis angesiedelten athenäischen Ueberbleibsel sei ein Patriarch Joannicius aus dem 10. Jahrhundert gewesen, hat sich bei näherer Prüfung schnell als unhaltbar und irrig herausgestellt, und gelehrte Athenäer haben uns (1842) mündlich aufmerksam gemacht, daß diese Epistel mit einer Verödung Athens im Mittelalter nichts zu schaffen habe, ja daß sie vielmehr auf die Folgen der Morosini'schen Katastrophe (1690) zu beziehen sei. Zu gleicher Zeit hat Hr. Dionys Surmelis, ein ebenso strebsamer und sorglich gebildeter als wahrheitliebender und rücksichtsvoller Literat von Athen, in einer besondern Abhandlung die Richtigkeit dieser Deutung unwiderleglich nachgewiesen, der Verfasser jener Abhandlung aber auf die Autorität und die unbestreitbaren Gründe dieses humanen Athenäers hin mit der größten Bereitwilligkeit in den „Fragmenten aus dem Orient“ (II, 474) die nothwendige Berichtigung seiner irrigen Voraussetzung angebracht.

Hatte durch diese gegenseitige Annäherung von den obenstehenden sechs Hauptgedanken des zweiten anargyrischen Bruchstücks der letzte seine vollständige Erklärung oder vielmehr Beseitigung gefunden, so blieben doch die eingefallenen Häuser, die baumbewachsenen Straßen und die in einen Wald verwandelte weiland große Stadt Athen, besonders aber die vierhundertjährige Verödung Attikas als ebenso viele Gegenstände des Grames und des ungläubigsten Zornes im Gemüthe des patriotischen Kritikers zurück.

Weil es nun mit der Ἐπιστολὴ Ἀθηναίων und dem sechsten Punkt des zweiten Bruchstücks so gut und vollkommen gelungen ist, versucht Hr. Surmelis und mit noch größerm Eifer Hr. Roß durch dieselben Streitmittel auch die übrigen fünf Punkte zu demoliren und ihren Inhalt zwar nicht ganz in Abrede zu stellen, ihn aber doch in allen Theilen zu mindern und aus der Nacht des Mittelalters in das Licht der verhältnißmäßig neuern Zeit des venetianischen Morosini-Kriegs (1687) herabzuziehen, um in dieser Weise ihrer Lieblingsthesis über einen alle Stürme des Mittelalters überdauernden Flor der byzantinischen Stadt Athen Stütze und Halt zu geben.

Eine kurze Unterbrechung attischer Glückseligkeit, eine vorübergehende Bedrängniß der Stadt durch die Fustanellenträger, auch etwas Ge-

strüppe in den Straßen, item Feuerbrand und Ruin der Alterthümer durch moderne Klephthen, ja selbst eine dreijährige Flucht der Einwohnerschaft nach Salamis wollen sie noch zugestehen; nur die im zweiten Stücke der anargyrischen Sammlung deutlich ausgesprochene vierhundertjährige Verödung der Minervastadt können sie nicht verwinden.

Hier hat aber andererseits alle Nachgiebigkeit ein Ende und beginnt der Widerstand. Zugleich verlassen wir aber auch die in ihrer ganzen Anlage gemäßigte, überall nur Gründe, Wahrheit und Belehrung suchende Gegenschrift des Hrn. Surmelis, um die Streitfrage mit seinem rüstigen Secundanten und begeisterten Meinungsgenossen, Hrn. Ludwig Roß, allein auszufechten. Der Streit dauert nun — in Deutschland wenigstens — schon in die zwanzig Jahre, und wie sollten die Leute eines so langen Geplänkels nicht müde sein! Doch Hrn. Roß antwortet man auch jetzt noch mit Vergnügen, während Einem das posthume, kurzathmige Gekläffe eines X. Y. aus Ekel an der unfruchtbaren Logomachie kein Wort der Erwiderung zu entlocken vermochte. Nur soll man nebenher nicht vergessen, daß „purus putus philologus" zu sein noch lange nicht hinreicht, um in diesem erbitterten Meinungskampfe als Schiedsrichter und inappellable Instanz aufzutreten. Hier bedarf es umfassendern Einsehens und schärfern Blickes in das Labyrinth der byzantinischen Verwickelungen, als es die grammatische Analyse mönchisch-corrupten Redesatzes erheischt: und dieses umfassendere Einsehen, dieser schärfere Blick, dieses Realverständniß eines historischen Zwischenacts ist es eben, was man im Argument des Hrn. Roß vermißt.

Doch bevor wir die Beweise liefern, wird es erlaubt sein, besonders einem solchen Gegner über, einmal Athem zu schöpfen und brechen wir daher hier ab, indem wir das Weitere auf einen zweiten, demnächst folgenden Artikel versparen.

Adolf Schrödter's neuestes Bild.

Von

Aurelio Buddeus.

Bilder beschreiben — das ist, als wollte man eine Symphonie notenweis ablesen, um die Musik erkennen zu lassen. Am ehesten gelingt es noch bei historischen Bildern. Da spricht man mit den Namen der Figuren schon Charaktere aus, die Jedem mehr oder minder geläufig sind, und im dargestellten Momente hat man eine Situation, die sich jede lebhafte Phantasie bereits in bestimmter Beleuchtung als Bild zusammengestellt hat. Aber in den tausendfachen Verzweigun-

gen geistreicher Arabesken mit gespitzter Feder den Andeutungen, Gedankenkeimen, Nebenblicken und Einfallsblitzen nachzuklettern, um sie in geschriebene Worte einzuschachteln? Es ist nicht möglich, oder doch meist ein trockenkaltes Bemühen. Dennoch kann man der Versuchung gerade da mitunter schwer entrinnen, man schmeichelt sich so gern: Anch' io sono pittore, und verfällt leicht in den Fehler, die eigenen wohlweisen Gedanken anstatt der Bilder zu geben. Wer aber möchte trotzdem widerstehen, wenn er vor dem „Rheinwein, Maiwein, Champagner und Punsch" gesessen, die A. Schrödter im Städel'schen Museum zu Frankfurt credenzt? Mit doppelter Hast greift man nach den berauschenden Gaben, da das bedrohliche Wort „Privatbesitz" ein baldiges Ende des frohen Genusses für das Publicum verkündet. Und man muß schon die Arbeitsstunden der fleißigen Frankfurter genau kennen, um sie überhaupt mit ruhigem Behagen erproben zu können.

Daß wir nicht gerade von wirklichen Weinen reden, ist nicht noch besonders zu erwähnen. Es sind vielmehr vier Lebensbilder des Weins, bei denen der strenge Aesthetiker sogar zweifelhaft sein könnte, ob er sie dem Genre, der Historie, dem Stillleben rc. einregistriren soll. Es geht ihm dabei, wie in der modernen Poesie, worin ebenfalls die Schulbegriffe nicht mehr ausreichen.

Es sind also Allegorien? Ja — nein. Der äußern Form nach scheinen sie es, aber das blutwarme Leben pulsirt in jedem Striche, Schatten und Farbenton, während von dem Allen in unsern modernen Allegorien sonst wenig zu verspüren. Man muß gewöhnlich die bogenlange Explication dazu lesen, und dann sagt man, ärgerlich über die eigene Begriffsschwerfälligkeit, ein höchst verwundertes Aha! .... Allein im Grunde liegt die Schwerfälligkeit nicht am Beschauer; bei den Schrödter'schen braucht es keiner Explication. Und die Schrödter'schen sind nicht einmal vollständig ausgeführte Gemälde, sondern vier leicht skizzirte Tafeln in Wasserfarben. Wer mit kurzsichtigen Augen ein Stück wegsteht, mag sogar zuerst nur die allgemeine Färbung erkennen. Doch auch darin liegt schon Allegorie. Darum im Rheinweinbild dies bunte Gefunkel, darum Frühlingsgrün im Maiweinbild bedingend, darum das Champagnerbild rosa überschimmert, darum Nordlicht- und Glührothschein vorleuchtend im Punschbild.

Man kann den „Privatbesitzer" ernstlich beneiden, in dessen Banketsaal die vier Bacchanalien leuchten sollen. Jedem muß seine besondere Wand gewidmet sein, jedes prange in künstlerischer Isolirung und erst in malerischer Entfernung sei jedes vom passenden Hofstaat seines Getränks, von den bestimmten Trink- und Credenzgefäßen für Rheinwein, Maiwein, Champagner und Punsch umrahmt. Dazu mögen aus den fernsten Zimmerecken hier Weinranken, dort Waldmei-

ster- und Maiblumensträuße, drüben Orangengeblätter und Zuckerrohrarabesken zu den Gefäßen hinanstreben. Und wahrlich, es müßten unverbesserliche Philisterseelen sein, aus denen nicht schon der künstlerische Mittelpunkt mit den decorativen Umgebungen des Lebens grauen Alltagsstaub hinweglächelte, um den gehobenen Stimmungen des Symposions fröhliche Triumphpforten zu ihrem Einzuge emporzuzaubern.

Aber auch hier wohlweise Gedanken anstatt der Bilder?.... Die Bilder selber sollen einfach beschrieben werden.

„Rheinwein" schwebt über dem ersten, wo auf dem reichverzierten Stückfaß des „Johannisbergers" ein lichtgrünes Römerglas aus Rebengewinden emporwächst. Hingegossen auf dessen Rande lagert die Lorelei, leicht gestützt auf ihre verführerische Märchenharfe; sie strählt ihr goldiges Haar mit goldenem Kamm. Unten am Stückfaß lagert dagegen Vater Rhein mit vergletschertem Bart und Haar um das götterruhige Jupiterhaupt. Mild schaut er nieder zum weingekrönten Bacchus-Rhein, der in wildem Knabenübermuthe sich auf seinem Schooße wiegt. Beide achten es nicht, wie aus dem Blättergrün zu ihren Füßen geschäftige Gnomen huldigend mit Krone und Scepter aufstreben. Zur Rechten des Vaters Rhein und etwas zurück blickt die „minnige Maid" tiefsinnig vor sich nieder, sich selber ein Räthsel und der wogenden unverstandenen Empfindungen im keuschen Busen doch kaum mehr mächtig. In weiterer Ferne halten ernste Rittergestalten Wacht; „Markobrunner", „Liebfrauenmilch" und „Rüdesheimer" ist in ihren Bannern zu lesen. Aber der Schalksnarr, der hinter dem Stückfaß hervorlugt, hat sich Alles nach seiner Weise ausgedeutet und raunt es zum Vater Rhein herab. Bacchus-Rhein scheint ihm einen verständigten Blick zuzuwerfen. Unbekümmert um die Welt der Wirklichkeit, von wundersamen Idealen und heißem Liebessehnen die Brust geschwellt, schreitet dagegen zur Linken der blonde Minnesänger aus den Arabeskenranken. Die Leier ruht in seinem Arm, des Griffs gewärtig, der den Sang begleiten soll; phantastische Blüten gaukeln und ringen sich um das liederfüllte Haupt, romantisch schattenhafte Burgruinen verschweben in weitester Fernsicht und aus näherm Mittelgrunde flattern die Banner „Asmannshausen" und „Steinberg", von den Eisenfäusten guter Ritter geschwungen. Das sind die Grundstriche zum Bilde vom Rheinwein.

Liebe, Lied und Musikant,
Eins geht mit dem Andern,
Muß selbander Hand in Hand
Durch die Welt hinwandern!

— ist es doch, als klänge die lustige Behaglichkeit dieses Textes fortwährend vor unserm Ohr, indem wir das goldgrüne Bild vom „Mai-

wein" betrachten! Ein Glashumpen ist dessen Mittelstück. Aus überüppiger Fülle waldesduftiger Maikräuter wächst er empor, hundert und aberhundert Blumengeister des Frühlings umschweben seinen in das Blätter- und Kräutergewirre verborgenen Fuß, hier an den Maiglöckchen läutend, dort Waldmeister sammelnd, da die erste Erdbeere heranbringend oder an den reifenden Früchten der Judenkirsche geschäftig. Weiter nach außen spendet hüben (links) Vater Rhein seine Gaben zum Tranke, drüben (rechts) streut der Frühling neue Blüten. Unter dem sich auswölbenden Kelche aber halten sich Minne und Dichtung selig umschlungen:

Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Knospen sprangen,
Da hab' ich ihr gestanden
Mein Sehnen und Verlangen.

Oder ist es Prinz Waldmeister, der die Prinzessin Tausendschön errungen hat? Euch bleibt die Wahl, ob die Gnomen, welche sich in anständige Musikanten verwandelt haben, ohne doch ihre ursprüngliche Gestalt ganz abstreifen zu können, der Verlobung zwischen Liebe und Lied oder der Vermählung Waldmeisters mit Tausendschön ihren Tusch mit Pauken, Posaunen, Zinken, Trompeten und allerlei alterthümlichen Instrumenten aus dem Arabeskengezweig erschallen lassen. Unterdessen klettert aber ein anderes geschäftiges Völkchen, dem vom Geisterhaften nur wenig anklebt, an Leitern und sprossenden Ranken zum Rande des Humpens empor und wirft immer neue Ingredienzen in den Wein. Seine Flüssigkeit schimmert durch das Glas, man erkennt auch die kleinen neckenden Geister darin auf- und niedertauchen. Wehe Dem, der arglos seinen Durst mit dem frühlingstollen Tranke löschen möchte! Unrettbar verfiele er dem Uebermuthe der narkotischen Rachegeister; und die auf den Orangenschalen umherrudern, sind die boshaftesten. Nachdenklich sitzt einer von ihnen auf dem Rande seines Nachens und ersinnt die prickelndste Pein für den Menschen, der sich zum Uebermaße des Maiweins verführen läßt.... Ein anderer hat es schon gefunden und faßt sich schadenfroh den Kopf — das wüste Haarweh und der allbekannte Jammer ominösen Namens wird die Völlerei züchtigen.

Wie aber das „Champagnerbild" schildern? Im rosigen Lichte schwirrt ein wunderliches Gewirr der feinsten Aethergestalten, die in unzähligen Scharen den überall rauschenden, sausenden, zischenden Champagnerschaum bevölkern, oder aus denen er vielmehr, wenn man ihn genau betrachtet, durchaus besteht. Du fassest hier eine Gruppe, aber ihr Anfang und Ende verschwimmt zu neuen Gebilden; du entdeckst dort eine besonders interessante Gestalt, aber du kannst sie von den kaum angedeuteten Umgebungen nicht ausscheiden, ohne ihr selbst

ein wichtiges Stück ihres Wesens zu nehmen und aus der Vergangenheit oder dem Werdeproceß der Nebelfiguren ein nothwendiges Element zu reißen. Vom untersten Rande des Bildes, wo auf stolzgeschwungenen Arabeskenstämmen die mit dem Schloß verwahrte Flasche neben der zerplatzenden liegt, bis in das Gipfelgerüst der Randverzierungen und die obersten Wolkenflocken des spritzenden Schaums wirbelt und quillt nicht nur Gestaltenleben, sondern auch ein ununterbrochener Zusammenhang des phantastischen Webens und Schaffens. Durch das Glas der verschlossenen Flasche erkennt man ihr Inneres. Da schlummern sie Alle, die Elfen und Necker und Nixen in reizender Regellosigkeit träumerisch hingelagert. Arglos und unschuldig, friedlich und lieblich sind sie anzuschauen; im heiterkindlichen Antlitz ist noch keine Spur vom Uebermuth ihrer zukünftigen Befreiung. In den ausgelassensten Bacchantensprüngen tanzen sie dagegen und wälzen sich aus dem Raume der eben platzenden Flasche; dem neugierigen Philister, welcher von der einen Seite in diese Lustemeute blicken will, schießt eine von ihnen eifrig bediente Batterie den benebelnden Schaum ins langweilig-altkluge Gesicht. Aus und über dem Getümmel leuchtet ein grellweißer Komet auf. Sein gigantischer Schweif schießt als übervolles Champagnerglas rosenfarbig in die Höhe. Aus den lichten Perlen seines Inhalts werden Kugeln, Köpfe, Gestalten, Gruppen, Engel, Kinder, Genien, Mädchen, immer toller, immer wilder und sinnlicher verschlungen, bis der immer neu gestaltete und durchgeistete Schaum des Glases Rand überquillt und in wolkigen Strömen einen wahren Elfenkatarakt hinausschleudert in die Luft. Wer aber schriebe all die Champagnerträume, welche des Künstlers Pinsel im Schaume verbildlicht? Wer gäbe selbst nur in leichten Umrissen die Gedanken, Anspielungen, Beziehungen, welche von der rosarothen Heiterkeit des perlenden Grundes in luftigem Wechsel und hundertfachen Verschlingungen über des Glases Rand hinaufrankt, um niedersinkend zu Nichts zu verflattern? Man kann stundenlang spähen und den einzelnen Gruppen nachdenken, und man hat doch nur Bruchstücke, deren gemeinsame Grundlage immer wieder das phantastische Element des Champagnerweins. Am Grunde des Bildes sehen wir zu beiden Seiten die geschäftigen Küfer und Weinhändler, wie sie nicht genug des königlichen Trunkes beschaffen können. Ueber ihren Kellern baut sich dann zur Linken in den Arabesken das Poetenstübchen unter dem Wappenzeichen des Pegasus. Zur Rechten brütet dagegen über der legitimistischen Lilie der greise Hofhistoriographus und möchte wol die begeisterungslose Feder ebenfalls in den erregenden Schaum tauchen, auf daß sie Haupt- und Staatsactiones wenigstens mit etwelchem Loyalitätsprunke solenniter ausstaffire.

Endlich der „Punsch". Höllenbreughelisch weht es uns an, wenn wir in die Glut blicken, die unter der eisernen Bowle von den Karfunkelwichten geschürt wird. Ingrimmig flieht der Winter vor dem glühenden Elemente auf der einen Seite, während Lucifer Arak von der andern triumphirend herantritt. Als Parodie auf das schilfumsäumte Ruder der Flußgötter, stemmt er sich auf den Punschlöffel, in dessen Grunde die Gnomen der Punschwirkung zusammengekauert lauern. Negersklaven schleppen von der einen Seite den Zucker aus der tropischüppigen Arabeskenvegetation; unter Sängen der Lust und Leidenschaft sammeln auf der andern Seite Neapels üppige Kinder die Ernte des Citronen- und Orangenwaldes. Aus der von Flammen umzüngelten Bowle aber steigt der Duft des Gebräues. Lachend eilen seine Geister mit Perücken und Zöpfen von dannen. Sie sind den ehrbaren Punschtrinkern abhandengekommen. Und wenn auch hier ein Elfchen mit etwas säuerlichem Gesicht die Citrone noch mehr auspreßt, dort ein Kobold die bittere Limonenschale in das brodelnde Getränk streut — wer denkt daran, während die ehrsamen Perücken fliegen, daß am andern Morgen der Winter, vielleicht auch der Lebenswinter wieder da ist, das Feuer verloschen und die Perücke auf dem schmerzenden Kopf in pedantischer Ordnung?

Das sind die Dithyramben von Weineslust und Trinkerseligkeit, die A. Schrödter mit Stift und Pinsel gesungen hat. Mit einer Meisterschaft wie Wenige versteht er es, im Bilde die Fülle des Genusses ästhetisch liebenswürdig zu machen und die Blüte seiner Wirkungen ohne ängstliche Verschleierung der Wahrheit zu idealisiren. Könnte er nicht zeichnen und malen, sein Lebelang hätte er Lieder von Wein und Lebenslust gesungen. Er aber singt mit der Künstlerhand die lustigen Gestalten und Farben und Gruppen. Die unmalbare „lachende Thräne" im Wappen des Humors hat er in den monogrammatischen Pfropfenzieher verwandelt. Der ist auch Schrödter's rechtes Malerzeichen, weil er mit seinem Künstlergeiste so recht in die unnahbaren Verschlossenheiten der Menschentiefe dringt. Dort sind die Menschen noch am originellsten, oft am komischsten, meistens noch echt menschlich. Und weil er im einzelnen Zuge das Allgemein-Menschliche immer so sicher packt, darum ist er ein wirklicher Volksmaler. Denn darin liegt ja das Wesentliche des Volksdichters, daß er Jedem verständlich, Jedem aus dem Herzen und zum Herzen dichtet. Er dichtet in Liedern, der Maler in Bildern und Beide müssen eben das rechte Herz haben, um die Welt zu lieben, die sie mit Farben und Gestalten widerspiegeln.

Ein Nachtrag.

Von

Wilhelm Osterwald.

Soeben, Hr. Herausgeber, kommt mir vom vorigen Jahrgang des „Deutschen Museum" Nr. 51 zu Gesicht, in der mein Schriftchen „Iwein, ein keltischer Frühlingsgott" in einem A. S. unterschriebenen Artikel besprochen ist. Es sei fern von mir, auf denselben, soweit er meine Auffassung der Iwein-Sage kritisirt, irgend etwas zu entgegnen. Da jedoch mein Recensent andeutet, daß ich mit meiner Widmung an San-Marte einen Widerspruch begangen habe, und mir zur Belehrung von dem hochverehrten Manne, der erst vor kurzem wieder durch seine „Sagen von Merlin" (Halle 1853) sich aufs neue als gründlichen Kenner des keltischen Alterthums bewährt hat, einen Ausspruch vorhält, den ich längst, und nicht etwa erst aus Gervinus' Anmerkung gekannt habe: so halte ich es für meine Pflicht, diesen Vorwurf mit San-Marte's eigenen Worten zurückzuweisen, aus denen Hr. A. S. und die Leser des „Deutschen Museum" ersehen mögen, ob derselbe in meiner Dedication etwas Unschickliches gefunden hat oder nicht. Denn derselbe San-Marte, der „über eine solche symbolisch-mythische Auffassung der Artus-Romane, wie sie von mir vorgelegt wird" nach der Ansicht meines Recensenten ohne Weiteres den Stab brechen müßte, hat mein Schriftchen in den „Blättern für literarische Unterhaltung" 1853, Nr. 25, S. 592 fg., einer eindringlichen Beurtheilung gewürdigt und spricht sich, nachdem er über die keltischen Sagen und ihre Deuter gesprochen und einen ausführlichen Auszug meiner Auslegung gegeben hat, am Schluß über meine Arbeit wörtlich folgendermaßen aus: „Wir übergehen die vielen überraschenden Aehnlichkeiten unserer Erzählung mit Zügen der deutschen und griechischen Götter- und Heldensage, welche zum Theil mit Hartmann's eigenen Worten sehr treffend belegt werden, und lassen der Sinnigkeit, Feinheit des Gefühls und Kunst der Auslegung des Verfassers volle Gerechtigkeit um so lieber widerfahren, als mit diesem Geist und zarten Tastsinn die Kritik bisher den alten keltischen und romantischen Dichtungen nur selten nahe getreten ist. Gewiß muthet solche phantasievolle Deutung das edlere Gefühl mehr an als der Ochsenstall des Hu, das Waschbecken der Ceridwen und Marke und Isalde als Roß und Stute gedacht. Freilich hat kein Beweis der Richtigkeit der Deutung durch Urkunden geliefert werden können; allein nicht ganz ohne Grund wirft dem desfallsigen Einwand der Verfasser entgegen, daß das Märchen von Dornröschen auch nichts davon weiß, daß es eine verwandelte Siegfried-Sage ist, wie ebenso wenig die Eddasänger der Siegfried-Sage ein Bewußtsein davon hatten, einen Göttermythus zu singen, weshalb wir auf ihn auch nicht den Goethe'schen Spruch: «Legt ihr nicht aus, so legt ihr unter» anwenden mögen. Denn die keltische Märchen- und Sagenwelt, aus welcher ein großer Theil der romantischen Ritterdichtungen des Mittelalters erwuchs, liegt noch in ebenso tiefer Nacht als die ganze keltische Mythologie. Von beiden sind erst verhältnißmäßig sehr wenig Bruchstücke zugänglich geworden und auch diese von einer gründlichen Kritik wenig oder gar nicht geprüft, oft augenscheinlich sogar auf das gröblichste entstellt. Ja der ganze Dichtergenius des wäli-

schen Volks bis zum 10. Jahrhundert liegt noch hinter einem dichten unerhobenen Schleier, und wenn ein begabtes Auge mit Sehergeist Gestalten dahinter entdeckt, die dem gewöhnlichen Auge verborgen bleiben, so ist dieses eben der echtwälischen und tief im Volksglauben wurzelnden Tradition gemäß, daß nur der besonders von den Elfen Begnadete an der gewissen verborgenen Stelle zur guten Stunde in ihr heimliches unterirdisches Reich, in ihr «seliges Reich der Jugend» blicken darf."

Ich erwarte von Ihrer Humanität, Hr. Herausgeber, daß Sie diesen Zeilen, die insofern auch von allgemeinerm Interesse sein dürften, als daraus deutlich hervorgeht, daß San-Marte nicht ein so einseitiger Gegner aller symbolischen Deutung ist, als Hr. A. S. will, die Aufnahme in Ihr Blatt nicht versagen werden.

Literatur und Kunst.

Von der kürzlich besprochenen „Deutschen Bibliothek, Sammlung auserlesener Originalromane", herausgegeben von Otto Müller (Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp.) liegt bereits ein zweiter Band vor: „Charlotte Ackermann. Roman von Otto Müller." Der Verfasser hat darin wiederum jenes Gebiet der deutschen Literatur- und Kunstgeschichte betreten, das er schon einmal in seinem „Bürger" mit so viel Talent und so viel glücklichem Erfolge ausgebeutet. In der Blütezeit des hamburger Theaters, in jenen siebziger Jahren, wo Schröder's Genius sich am kräftigsten und großartigsten entwickelte und wo durch ihn Shakspeare und Goethe zum ersten male über die deutschen Breter geführt wurden, gehörte Charlotte Ackermann, Schröder's jüngere Schwester (geboren 1758) zu den ersten Zierden dieser ersten Bühne Deutschlands; die Berichte der Zeitgenossen, von denen uns F. L. W. Meyer's vortreffliche, auch von Müller vielfach benutzte Biographie Schröder's manches Interessante aufbewahrt hat, können nicht lebhaft genug den Liebreiz schildern, von dem ihre Erscheinung umflossen war, sowie die tragische Kraft, die sie trotz ihrer Jugend und trotz ihres zarten Aeußern belebte. Aber noch größer als der Beifall, der ihren Leistungen gezollt ward, war die Bestürzung, die das hamburger Publicum ergriff, als dieser sein Liebling mit kaum siebzehn Jahren von einem plötzlichen Tode dahingerafft ward. Auch waren die Umstände, unter denen dieser Tod erfolgte, so eigenthümlicher Art, daß sie die Theilnahme des Publicums fast gewaltsam herausfoderten. Charlotte, hieß es, sei am gebrochenen Herzen gestorben; eine unglückliche Liebschaft, deren Gegenstand ihrer Zuneigung nicht werth, verbunden mit dem Künstlerneid ihres Bruders und der rohen Weise, mit welcher derselbe in seiner Eigenschaft als Theaterdirector das Talent des jungen, schwächlichen Mädchen aus schnöder Gewinnsucht zu immer neuen Anstrengungen veranlaßt, habe diese Blüte so frühzeitig, lange bevor sie ihre ganze Kraft entfaltet, gebrochen. Die letztern Beschuldigungen sind nun, wie auch schon Schröder's Biograph genügend dargethan hat, vollkommen unbegründet; zu jener Zeit jedoch wurden sie allgemein geglaubt, ja es wurden eigene Bücher und Schriften darüber

veröffentlicht und das Schicksal des jungen Mädchens schon damals zu einem förmlichen Romane ausgesponnen.

So hatte Otto Müller denn für seine neueste Dichtung den Vortheil, einen vollkommen fertigen Stoff vorzufinden, bei dem ihm fast nur noch die Mühe der Anordnung und Darstellung blieb. Allein so bequem dies auf der einen Seite, so viel Schwierigkeiten führt es auf der andern mit sich. Es sollte keine Biographie, es sollte immer noch ein Roman sein, was Otto Müller beabsichtigte: und gerade dies Ineinanderarbeiten überlieferten Stoffes und poetischer Erfindung erfodert einen ganz besondern Takt und eine sehr sichere Hand, wenn nicht Eines dem Andern im Wege stehen, nicht Eines vom Andern um seine Wirkung gebracht werden soll. Durch den vorliegenden Roman indeß hat der Verfasser aufs neue bewiesen, daß dieser Takt und diese Sicherheit ihm in ausgezeichnetem Grade zugebote steht; der historische Stoff ist überall vollkommen poetisch durchdrungen, der Dichter hat sich in die von ihm zu schildernden Zustände mit Ernst und Liebe eingelebt und weiß sie nun mit einer Anschaulichkeit und Lebendigkeit wiederzugeben, die auch seiner plastisch gestaltenden Kraft, dieser eigenthümlichsten Kraft des Dichters, ein höchst vortheilhaftes Zeugniß ausstellt. Die Charaktere sind sämmtlich mit großer Lebendigkeit gezeichnet; während der Kenner der deutschen Theatergeschichte sich an der Treue erfreute, mit welcher der Dichter dabei der historischen Ueberlieferung gefolgt ist, sowie an der Geschicklichkeit, mit der er tausend einzelne kleine Züge zu einem wirkungsreichen Ganzen ineinandergeschmolzen hat, wird auch der unbefangene Leser, dem das Buch eben nur ein Roman ist und nichts weiter, durch die Wahrheit und Lebhaftigkeit derselben ergriffen.

Und zwar erstreckt sich das nicht blos auf die Hauptfiguren des Romans, sondern auch die sehr zahlreichen Nebenfiguren sind alle mit Sorgfalt und künstlerischem Fleiß gearbeitet. Bei einigen derselben möchte es auf den ersten Anblick sogar scheinen, als ob der Verfasser sich im Verhältniß zum Ganzen zu viel Mühe damit gegeben, wie denn wol auch die Prüderie einzelner Leser an gewissen grellen Scenen und Schilderungen Anstoß nehmen wird. Wenn man jedoch erwägt erstlich, daß es der Zweck des vorliegenden Romans überhaupt ist, deutsches Leben und deutsche Sitte zu schildern, wie dieselben sich in den siebziger Jahren zu Hamburg gestaltet hatten, wobei ihm denn natürlich schon ein etwas breiterer Hintergrund verstattet werden muß — und wenn man ferner bedenkt, daß es eben Hamburg ist, das reiche, gebildete, aber auch üppige und leichtfertige Hamburg, was er uns schildern will: so wird man sich bald überzeugen, daß jene Ausstellungen unbegründet sind und alle Partien des Buchs in vollkommen richtigem Verhältnisse zueinander stehen. Eine etwas ernstlichere Erwägung möchte ein anderer Einwand verdienen: nämlich ob der Liebhaber der Heldin, der Major von Sylburg, in seiner etwas abstracten Wüstlingsnatur, das Interesse des Lesers genügend zu fesseln vermag. Möglich, daß der Verfasser diesen Charakter so und gerade nur so in der Geschichte vorfand; dennoch, glauben wir, wäre es gut gewesen, nicht blos ein Recht, sondern sogar eine Pflicht des Poeten, wenn er denselben in etwas größerm Stil gehalten und ihm namentlich bedeutendere Motive untergelegt hätte als diese bloße Frivolität des genußsüchtigen und dabei doch abgelebten Weltmannes. Anfangs scheint der Dichter auch wirklich etwas der Art im Sinne gehabt zu haben; wenigstens läßt

die bedeutende Art, wie er den Major einführt, die ausführliche Erzählung seiner Abenteuer in Indien ꝛc. dergleichen vermuthen. Im weitern Verlauf des Buches aber scheint die sittliche Abneigung, die man gegen den unwürdigen Geliebten eines jungen, anmuthsvollen Mädchen mit Recht empfindet, sich auch auf die künstlerische Theilnahme des Dichters selbst übertragen zu haben; er läßt ihn auf einmal fallen und der so mysteriös angelegte Charakter, hinter dem wir, wenn nicht viel Gutes, doch wenigstens etwas Bedeutendes, etwas Großartiges vermuthet haben, löst sich, wie gesagt, zu einem ganz gewöhnlichen Wüstling auf. Vortrefflich dagegen ist die Heldin selbst in ihrer dreifachen Mischung von natürlich mädchenhafter Schüchternheit, von künstlerischer Begeisterung und zärtlicher Leidenschaft gezeichnet; je schwieriger die Aufgabe hier war, je mehr Anerkennung verdient die Geschicklichkeit, mit welcher der Verfasser sie gelöst hat. Auch Schröder, Dr. Unzer mit seiner Mutter, der „klugen alten Frau" ꝛc., sind höchst interessante Figuren. Das Ganze ist ein echt deutsches Buch, voll deutschen Lebens, deutscher Sitte und deutscher Gesinnung; möge es denn dazu beitragen, der „Deutschen Bibliothek" im deutschen Publicum immer zahlreichere Freunde zu erwerben! R. P.

Aus demselben Verlage von Gebrüder Katz in Dessau, der uns die vortreffliche Uebertragung des Tennyson von W. Hertzberg brachte, ist gleichzeitig noch eine andere Uebertragung aus dem Englischen hervorgegangen, die dem Publicum ebenfalls zu lebhaftester Beachtung empfohlen werden darf: „Rose und Distel. Poesien aus England und Schottland, übertragen von Gisbert Freiherrn von Vincke." Wir erhalten darin eine Reihe von historisch-denkwürdigen und charakteristischen Liedern, von den ältesten, sagenhaften Zeiten, wo das Volkslied noch allein die ganze Poesie vertritt, bis auf die Gegenwart, zu den zierlichen Reimen eines Abraham Cowley, Moore und Tennyson herunter. Nicht nur eine Menge namhafter englischer Dichter finden wir darin vertreten, sondern auch eine reiche Anzahl anderweitiger historischer Persönlichkeiten, denen viele Leser hier wol zum ersten mal auf dem Gebiete der Literatur begegnen. So erhalten wir außer verschiedenen Liedern der berühmten Maria Stuart auch ein Gedicht ihres Vaters König Jakob V. sowie ihres Sohnes Jakob VI.; selbst ihre furchtbare Nebenbuhlerin, Elisabeth von England, fehlt nicht und ebenso wenig der unglückliche Günstling derselben, Walter Raleigh. Ebenso Karl I. mit dem von ihm geopferten Grafen Strafford, während ein prächtiges Sonett von Milton an Cromwell uns auch die entgegengesetzte Seite in der ganzen düstern Energie ihres Hasses und ihrer Begeisterung vor Augen führt. Im zweiten Buche überwiegen die Volkslieder; doch treffen wir auch auf einige schöne Gedichte von William Wordsworth, dem berühmten Stifter der Seeschule, sowie von der lieblichen Lätitia Elisabeth Landon, deren süße Melancholie auch in dieser Umgebung ihre Wirkung nicht verfehlt. Im dritten sind außer den beiden eben genannten noch in buntem Wechsel James Marriot, Ben Jonson, Allan Cunnigham, Oliver Goldsmith, Barry Cornwall, William Congreve, sowie die ebenfalls schon genannten drei Dichter der neuesten Zeit vertreten. Sämmtliche Uebersetzungen sind nicht nur mit einer seltenen Sprachgewandtheit, sondern auch mit

echt poetischem Sinne gearbeitet, und gibt sich dieser letztere auch in der durchweg geschmack- und sinnvollen Auswahl der einzelnen Stücke kund. Eine weitere sehr angenehme Zugabe sind die Anmerkungen, die uns in zweckmäßiger Kürze über Ursprung und Beziehung der einzelnen Lieder sowie über Zeit und Lebensumstände der Verfasser belehren. Auch die Ausstattung des Buchs ist allerliebst und dem innern Werthe desselben angemessen. nd.

Correspondenz.

Aus Königsberg.

Anfang Januar 1854.

TL. Königsberg erfreut sich der gewohnten Winterlustbarkeiten; Bälle, Concerte, Schlittenfahrten rc. drängen sich in buntem Wechsel und haben uns auch über die Jahresscheide so leicht und so ohne alle ernsthaftere Reflexion hinweggehoben, daß gewiß Niemand mehr Grund hat, uns die „Stadt der reinen Vernunft" zu schelten. Für Denjenigen freilich, der etwas tiefer zu sehen gewohnt ist, liegt unter dieser heitern Oberfläche viel ernster Stoff zum Nachdenken verborgen. „Wer unsere Stadt seit zehn Jahren nicht gesehen, der erkennt sie nicht wieder" — das ist ein Ausspruch, den man heutigen Tages in den meisten deutschen, ganz besonders aber in unsern preußischen Städten hören kann. Auch bei uns wird er häufig vernommen: aber leider in einem sehr andern Sinne als gewöhnlich. Denn wenn man für gewöhnlich nur die zunehmende Vergrößerung der einzelnen Städte damit bezeichnen will, sowie den Aufschwung, den der Wohlstand derselben genommen, so ist erstens bei uns von diesem zunehmenden Wohlstand nicht viel zu spüren, weit eher noch sein Gegentheil; dafür aber hat das geistige Leben unserer Stadt, die politische und sonstige Stimmung unserer Einwohner oder wenigstens die Art und Weise, wie dieselbe sich kundgibt, allerdings eine Umänderung erlitten, die kaum größer gedacht werden kann. Noch ist kein Jahrzehnd verflossen, daß unser Herzogthum und vor allem die Hauptstadt desselben wegen seiner Freisinnigkeit und seiner Intelligenz berufen war durch ganz Deutschland; wir hatten ein reges geistiges Leben, das nach den verschiedensten Richtungen hin und sogar weit über die Grenzen unserer Provinz hinaus befruchtend und aufmunternd wirkte; wir hatten Vereine und Gesellschaften, in denen noch andere Gegenstände als Kartoffelseuche und samländische Alterthümer discutirt wurden; wir hatten neben unabhängigen Zeitungen, die ihr Princip mit Geist und Freimuth vertraten, eigene belletristische Journale, an denen sich namhafte Talente, wie Lengerke, Gottschall, Gregorovius betheiligten und heranbildeten; wir hatten namentlich im Winter regelmäßige Vorlesungen von allgemeinem Inhalt, durch welche Professoren und Privatdocenten der Universität auch das außerakademische Publicum für wissenschaftliche Interessen empfänglich machten und zur geistigen und sittlichen Befreiung desselben beitrugen. Von dem Allen ist jetzt keine Rede mehr bei uns, Einer lebt am Andern kalt und gleichgültig dahin oder stürzt

sich mit krankhafter Gier in einen Strudel der trivialsten und oberflächlichsten Vergnügungen; ja wo irgend noch ein tieferes Interesse lebendig ist, da verbirgt es Einer sorgfältig dem Andern, wie eine verbotene Waare oder wenigstens wie einen Gegenstand, der hors de saison ist. Selbst die allergewöhnlichste politische Theilnahme, wie sie sich bei Kammerwahlen und ähnlichen Gelegenheiten kundgibt, sucht man bei uns jetzt vergebens. Auch Königsberg hatte kürzlich einen neuen Abgeordneten für die Kammer zu wählen, da Professor Burdach, der Träger eines berühmten Namens, sein Mandat niedergelegt hatte. Doch war von einer Wahlagitation oder von einer sonstigen politischen Aufregung auch bei dieser Gelegenheit keine Spur; der Preußenverein hielt sich seines Sieges so gewiß (und wie der Ausgang bewiesen hat, mit vollkommenstem Recht), daß er von der früher beobachteten Praxis, eigene Versammlungen abzuhalten und Wahlzettel mit den Namen der Candidaten den einzelnen Wählern ins Haus zu senden, dies mal ganz und gar abstand und einfach durch ein Inserat in den Zeitungen verkündigte, daß an Stelle des Professor Burdach der Stadtgerichts-Director Becker zu erwählen sei. Das nämliche kategorische Verfahren wurde auch bei den im December vorigen Jahres erfolgten Wahlen für die städtische Magistratur beliebt. Bekanntlich hatten bei den im Herbst vorgenommenen Wahlen einige constitutionelle Elemente im Gemeinderath die Majorität als Stadträthe erhalten, worauf die Regierung die Wahl wegen eines Formfehlers cassirt hatte. Als es nun kürzlich zur neuen Wahl kam, nannte der „Freimüthige“ die Namen derjenigen Männer, die auch im Fall einer Wiederwahl doch die Bestätigung der Regierung in keinem Fall erhalten würden, indem er zugleich ein Verzeichniß besser accreditirter Candidaten hinzufügte. Daß der Erfolg seinen Bemühungen entsprach und zwar auf das allervollkommenste, brauche ich nicht erst zu sagen.

Und auch das erlassen Sie mir wol näher auszuführen, wie und durch welche Mittel dieser Umschwung der öffentlichen Stimmung bei uns erreicht worden ist. Auch habe ich eines der einflußreichsten Werkzeuge dabei bereits genannt: den „Freimüthigen“ des Hrn. Lindenberg, dem, wenn in dieser Sache überhaupt ein Verdienst ist, jedenfalls die Krone desselben gebührt. Auch unser bisheriger Polizeipräsident, Hr. Peters, hat wesentlichen Antheil daran. Derselbe steht im Begriff, uns zu verlassen, indem seine seit längerm erfolgte Ernennung zum Regierungspräsidenten in Minden jetzt in der That erfolgt ist. Der „Freimüthige“ verliert in ihm nicht nur einen eifrigen Beschützer, sondern auch einen fleißigen Mitarbeiter. Denn es ist hinlänglich constatirt, daß nicht wenige Artikel in dem genannten Blatt, und darunter zum Theil die allereinschneidendsten, aus der Feder unsers bisherigen Polizeichefs geflossen sind.

Daß auch unsere Universität an dieser allgemeinen Erschlaffung und Verstimmung Antheil nimmt, habe ich vorhin schon angedeutet. Allerdings besitzt die Albertina noch immer einzelne vorzügliche Lehrkräfte; die Verdienste eines Lobeck, Drumann, Rosenkranz, Schubert sind über jeden Zweifel erhaben. Auch gebe ich gern zu, daß einzelne akademische Institute, wie z. B. das historische Seminar, vortrefflich geleitet werden, und auch für die Bibliothek, die Museen und Sammlnngen wird manches Zweckmäßige und Förderliche geleistet. Aber die Universität im Ganzen entbehrt doch derjenigen geistigen Lebendigkeit und jenes idea-

Digitized by Google

len Aufschwungs, der sie ehedem charakterisirte und den zu erwecken und zu nähren nach meiner Ansicht recht eigentlich die Aufgabe unserer Universitäten wäre. Den einzelnen Docenten ist kaum die Schuld davon beizumessen; es sind die Folgen eines Systems, das durch ganz Preußen, ja durch ganz Europa geht und das sich auch noch auf andern Stellen thätig zeigt als blos in der Wissenschaft. Im Uebrigen haben seit meinem letzten Briefe einige Veränderungen im Lehrpersonale der Albertina stattgefunden. Professor Olshausen, in Kiel seines Amtes entsetzt, erhielt bei uns einen neufundirten Lehrstuhl für orientalische Sprachen; auch ist ihm die Verwaltung der königlichen Bibliothek übertragen worden. Die philosophische Facultät hat in dem Privatdocenten Dr. Hasenkamp einen geschickten Historiker gewonnen; Aufsehen erregte die Verleihung des Professortitels an den jüdischen Privatgelehrten Dr. Saalschütz.

Eine verwegene Ideenassociation führt Ihren Correspondenten von der universitas literarum auf die universitas artium, wenn anders das Theater mit diesem Namen zu nennen gestattet ist. Ihn auf die hiesige Bühne anzuwenden, hat allerdings seine Bedenklichkeiten. Allerhand zufällige Umstände, unter denen das gelegentliche Auftreten unserer Operngesellschaft auf der königlichen Bühne in Berlin die erste Stelle einnimmt, haben in Verbindung mit der sehr eifrig betriebenen Reclame unserer Bühne einen Ruf verschafft, auf den sie in Wahrheit nur einen sehr geringen Anspruch hat. Es steht mit unserm Theater wie mit den meisten Provinzbühnen und sogar auch mit vielen Hoftheatern: es ist eine „Kunstanstalt", welche die Bedürfnisse des ästhetischen Proletariats befriedigt, in demselben Maße und auch mit denselben Mitteln, wie die Suppenanstalten der Noth des gesellschaftlichen Proletariats abwehren. Die Direction betrachtet das Theater als eine ausschließliche Sache der Geldspeculation, und wenn ihr dafür die Passepartout in hiesigen und auswärtigen Blättern Weihrauch spenden, so werden solche Urtheile (nach den bekannten Anschauungen des Hrn. von Gerlach) zwar auch für frei gelten wollen, wir aber sehen uns genöthigt, sie energisch zurückzuweisen.

Ich suche nach einem tröstlichen Schlusse für die lange Kette von Klagen und Tadel, die ich Ihnen wieder vorgeführt und ich finde ihn, indem ich einen Blick auf meinen Büchertisch werfe. Im Verlage der hiesigen Bon'schen Buchhandlung (Pfitzer und Heilmann) erhielten wir unlängst unter dem Titel „Königsberger Album'" eine sehr artige Sammlung von Genrebildern und Silhouetten. Der ungenannte Verfasser ist der bekannte Literat Walesrode. Walesrode verfügt über einen leichten, gefälligen Humor, der bei der tiefen Misère der Gegenwart nicht genug zu schätzen ist; auch sein neuestes Büchlein ist davon erfüllt und sollte namentlich von Allen, die sich irgendwie für Königsberg und königsberger Leben interessiren, nicht ungelesen bleiben.

Notizen.

Schon wieder hat die düsseldorfer Akademie einen Todesfall zu beklagen: Henry Ritter, einer der fruchtbarsten und talentvollsten Genremaler der Schule, ist am 21. December vorigen Jahres, kaum 37 Jahre alt, einem langjährigen Uebel erlegen. Im Jahre 1816 zu Montreal in Canada in Nordamerika von deutschen Aeltern geboren, hatte er sich der Kunst frühzeitig mit ebenso viel Ausdauer als Liebe gewidmet. Seine ersten Bilder waren, wie Wolfgang Müller sie in seinem mehrerwähnten Werke bezeichnet, bloße Zustandsbilder, größtentheils dem Strand- und Seeleben entnommen. Auch bei vorgeschrittener Bildung, da sein Talent sich größern und inhaltreichern Stoffen zuwandte, blieb er meistentheils dem Kreise des See- und Strandlebens treu; eines seiner vollendetsten Bilder zeigt uns das Innere einer Schifferhütte mit der Leiche eines jungen Seemanns, der als Opfer seines Berufs gestorben ist. Auch an den „Düsseldorfer Monatsheften" sowie an dem bekannten „Künstleralbum" nahm er lebhaften Antheil. Eine seiner letzten Arbeiten war eine Reihe von Vignetten zu den Werken seines berühmten Landsmanns Washington Irving, welche zur Ausschmückung einer neuen Ausgabe dieses Autors in Holz geschnitten werden sollten und dem Publicum hoffentlich unverloren sind. Wolfgang Müller rühmt von Ritter, daß er „unter den düsseldorfer Genremalern sich am besten auf eine feine, dabei durchaus natürliche Individualisirung versteht. Er hat offenbar in dieser Beziehung eine große Aehnlichkeit mit dem Engländer Wilkie, oder wenn wir in die Literatur hinübergehen wollen, mit Boz-Dickens, und besitzt also Eigenschaften, in welchen ihn kein anderer düsseldorfer Maler erreicht." — An demselben Tage mit Ritter starb noch ein anderer düsseldorfer Künstler, A. Thorn aus Neuwied, ein junges Talent, dessen Anfänge eine glückliche Entwickelung hoffen ließen. Dasselbe wird F. Sjösten nachgerühmt, einem jungen schwedischen Maler, der wenige Tage später demselben finstern Geschick erlag — der Fünfte aus dem düsseldorfer Künstlerkreise, den der Tod binnen wenigen Wochen dahinreißt.

Nach vollendetem Umbau des Innern ist das münchener Hoftheater am zweiten Weihnachtstag mit einer Darstellung des Goethe'schen „Faust" eröffnet worden; man rühmt die geschmackvolle Pracht in der Ausschmückung des Hauses wie auch die Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit in Anordnung des Zuschauerraums. — In Berlin ist Shakspeare's „Zähmung der Widerspänstigen" gleichzeitig auf der königlichen Hofbühne und auf dem Theater der Friedrich-Wilhelmstadt zur Aufführung gekommen; beide Vorstellungen sollen den Kräften angemessen gewesen und von dem zahlreich versammelten Publicum mit lebhaftem Beifall aufgenommen worden sein. — In Hamburg ist ein neues dreiactiges Drama von Benedix: „Paula", gegeben worden, aber mit ungünstigem Erfolg.

Die „Gedichte" von Julius Sturm, die 1850 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen, haben jetzt eine zweite Auflage erlebt: eine Auszeichnung, welche heutzutage sehr selten, aber doppelt erfreulich ist,

wenn sie ein Werk trifft von so gesundem Geist und solcher innern Tüchkeit wie diese gedachte Sammlung, die zwar in keine der jetzt üblichen Modeweisen einstimmt, dafür aber den sinnigen Leser durch eine reiche Fülle gemüthlicher und anmuthiger Empfindungen sowie durch eine geschmackvolle und sorgfältig gefeilte Form entschädigt.

Otto Müller in Frankfürt ist damit beschäftigt, seinen in der gegenwärtigen Nummer näher besprochenen Roman „Charlotte Ackermann" für das Theater umzuarbeiten; Hr. Mosenthal, der glückliche Bearbeiter des „Bürger", wird sich also beeilen müssen, wenn er dem ursprünglichen Verfasser auch diesmal den Vorsprung abgewinnen will. Einstweilen hat er ein Originalstück vollendet, „Der Sonnenwendhof", eine dramatisirte Dorfgeschichte im Geschmack (oder Ungeschmack) der „Deborah", die vom wiener Burgtheater bereits zur Aufführung angenommen sein soll.

Ein höchst interessantes Zeichen der Zeit ist der außerordentliche Eifer, den die bairische Regierung für die Universität München an den Tag legt, besonders wenn man damit die Richtung vergleicht, in der sich das akademische Leben in Preußen gegenwärtig bewegt. Es ist wahr, daß Baiern und insbesondere München schon einige Epochen dieser Art gehabt hat, die aber immer sehr rasch wieder vorübergingen, ohne der deutschen Wissenschaft oder auch nur dem Lande Baiern selbst irgend eine Frucht von Erheblichkeit zurückzulassen. Doch darf uns das weder in der Anerkennung Desjenigen stören, was jetzt aufs neue in dieser Hinsicht geschieht, noch auch in der Hoffnung, daß die diesmalige Saat einen bessern Boden finden und darum anch gesundere Früchte tragen wird. Veranlassung zu dieser Betrachtung bietet uns die soeben erfolgte Berufung des vortrefflichen Cultur- und Kunsthistorikers W. H. Riehl, des bisherigen Mitredacteur der augsburger „Allgemeinen Zeitung", zum Professor an der münchener Hochschule. Wenn Hr. Riehl sich als Docent ebenso talentvoll und tüchtig erweist wie als Schriftsteller, so ist das eine Ernennung, zu der man nicht blos der Universität München, sondern den deutschen Universitäten überhaupt zu gratuliren hat.

Todesnachrichten stehen an der Spitze unserer diesmaligen Notizen; mit Todesnachrichten müssen wir dieselben auch schließen. Nachdem die Universität Breslau durch das bereits am 3. Januar erfolgte Ableben des Geheimen Raths Professor Stenzel, des berühmten Verfassers der „Geschichte Preußens" (geboren zu Zerbst 1792) einen höchst schmerzlichen Verlust erlitten, ist demselben zwei Tage später, am 5., der plötzliche Tod des Professor G. E. Guhrauer nachgefolgt. Guhrauer, geboren 1809 im Posenschen, war für gewisse Gebiete unserer Literatur- und Culturgeschichte einer unserer fleißigsten und gewissenhaftesten Forscher; besonders um Leibniz und Lessing hat er sich Verdienste erworben, die ihm für immer ein ehrendes Andenken in der deutschen Wissenschaft sichern. Das „Deutsche Museum" hat seinen vorzeitigen Verlust noch ganz besonders zu beklagen, da er seit Gründung des Blattes demselben ein ebenso treuer wie fleißiger Mitarbeiter war.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von **Karl Gutzkow.**

Mit dem 1. Januar hat ein **neues vierteljährliches Abonnement** auf diese zu einer **Lieblingslecture des ganzen gebildeten Publicums Deutschlands** gewordenen, in den verschiedensten Familienkreisen fest eingebürgerten Zeitschrift begonnen. Der **Preis** beträgt **vierteljährlich nur 16 Ngr.** Wöchentlich erscheint eine Nummer. **Unterzeichnungen** werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Der **erste Band**, bereits in unveränderter **zweiter Auflage** erschienen, ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen (geheftet 2 Thlr. 4 Ngr., elegant gebunden 2 Thlr. 16 Ngr.).

Leipzig, im Januar 1854. **F. A. Brockhaus.**

Ein neuer Roman von A. von Sternberg.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Ritter von Marienburg. Drei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Der neueste Roman Sternberg's, ein historisches Gemälde aus dem 15. Jahrhundert, eins der bedeutendsten Werke des Verfassers.

Von A. von Sternberg erschien vor kurzem in demselben Verlage:

Macargan oder die Philosophie des 18. Jahrhunderts. Ein Roman. 8. 1853. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Roman beschäftigt sich mit den Zuständen des 18. Jahrhunderts, in deren Schilderung Sternberg anerkanntermaßen Meister ist.

Ein Carneval in Berlin. 8. 1852. Geh. 1 Thlr.

Diese pikante Skizze und Kritik der gegenwärtigen Gesellschaft Berlins hat daselbst das größte Aufsehen erregt und wird überall mit Interesse gelesen werden.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Die Redaction dieser vor 35 Jahren gegründeten, seit 27 Jahren unter ihrem jetzigen Titel erscheinenden und von **Heinrich Brockhaus** herausgegebenen Zeitschrift hat von diesem Jahre an **Hermann Marggraff**, ein langjähriger Mitarbeiter derselben, übernommen. Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erleiden damit keine wesentliche Aenderung in Inhalt, Richtung und Erscheinungsweise; sie werden sich vielmehr bestreben, die Stellung, die sie in der deutschen Journalistik einnehmen, auch ferner zu behaupten, alle bedeutendern Erscheinungen der in- und ausländischen Literatur zu besprechen und dadurch, ihrem Titel gemäß, literarisch zu unterhalten.

Bestellungen auf diese Wochenschrift werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Der **Preis** beträgt vierteljährlich 3 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. **Literarische Anzeigen** werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Leipzig, im Januar 1854. **F. A. Brockhaus.**

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 4.** 19. Januar 1854.

Inhalt: Die deutsche Einheit sonst und jetzt. I. Von **Robert Prutz.** — Ueber Griechenlands Zukunft und Athens Vergangenheit. II. Von **Philipp Jakob Fallmerayer.** — Er weiß es besser! Gedicht. Von **Ludwig August Frankl.** — Literatur und Kunst. (Reichlin-Meldegg, „Heinrich Eberhard Paulus und seine Zeit". — Roßmäßler, „Flora im Winterkleide". — „Argo. Belletristisches Jahrbuch, herausgegeben von Fontane und Kugler.") — Correspondenz. (Aus Baden. — Aus Brüssel.) — Notizen. — Anzeigen.

Die deutsche Einheit sonst und jetzt.

Von
Robert Prutz.

I.

O Deutschland, meine ferne Liebe
Gedenk' ich deiner, wein' ich fast!...

Wer kennt nicht dies Heine'sche Motto? Und wo wäre ein Deutscher, auf den es nicht paßte? Selbst auch wenn er mitten in Deutschland lebt. Wir wollen hier nicht an die erweiterte Anwendung erinnern, die man einem bekannten Metternich'schen Ausspruch gegeben hat, und wonach auch Deutschland weiter nichts wäre als ein „geographischer Begriff". Aber so viel ist gewiß, daß auch Deutschland, das „einige Deutschland", wie man noch vor kurzem sagte, dem Deutschen selbst noch immer sehr fern liegt und schon ganzen Generationen vergebliche Thränen der Sehnsucht ins Auge getrieben hat. Man hat gut klagen oder auch spötteln über den deutschen Idealismus, der über den Wolken besser zu Hause ist als auf der Erde und über den wir, gleich dem Hunde der Fabel, schon mehr als einmal auch das kärgliche Stückchen Wirklichkeit eingebüßt haben, das uns allenfalls noch beschieden war.

Kein Mensch kann aus seiner Haut und der Deutsche wird, weil als Deutscher, darum auch nothwendig als Idealist geboren; sein Vaterland selbst, das Land, nach dem er sich nennt, dessen Sprache er spricht, in dessen geschichtliche Erinnerungen er sich vertieft, ist nur ein Ideal, nur ein Geschöpf der Abstraction, eine schöne, lieblich täuschende Fata Morgana, die ihm aus der Wüste seines Daseins entgegenwinkt — oder wie Andere meinen, auch nur ein bösartiges Spukeding, das die Sinne des Wanderers bestrickt und ihn von der sichern Straße, die freilich oft nur ein Knüppeldamm ist, in gefährliche Untiefen und Moraste verlockt.

Deutschland ist die wahre Jugendliebe unsers Geschlechts; wie wir in der ersten Liebe, die unser Herz beschleicht, selbst erst gewahr werden, daß wir überhaupt ein Herz haben und daß überhaupt solch ein rastlos pochendes Ding, voll süßer Unruhe, schmerzlicher Freude, bittern Genusses, in unserer Brust vorhanden ist, so pflegt auch unser politisches Bewußtsein zuerst in der Begeisterung, der Sehnsucht, dem Kummer zu erwachen, mit dem der Gedanke eines einigen, durch seine Einheit freien, durch seine Freiheit glücklichen Deutschland uns erfüllt. Die erste Jugendliebe richtet sich meistentheils auf Gegenstände, die unserer Leidenschaft unerreichbar sind. Unsere politische Jugendliebe schlägt ganz dieselbe Richtung ein; auch sie wendet sich auf einen Gegenstand, den wir blutwenig Hoffnung haben jemals zu besitzen, ja von dem es zweifelhaft ist, ob er nicht zu jenen Dulcineen gehört, um derenwillen schon bessere Männer als wir zu Don Quixotes geworden sind; auch sie ist ganz so rein, so selbstlos, so schwärmerisch, wie erste Jugendneigungen zu sein pflegen, aber allerdings auch ebenso unklar, ebenso nebelhaft, ebenso resultatlos.

Und selbst diese abstracte, schattenhafte Begeisterung, die bei manchen unserer Zeitgenossen und unter manchen Umgebungen bereits ein so greisenhaftes Aussehen annimmt und sich in der Praxis durchweg so ohnmächtig erweist, ist bei alledem noch von ziemlich jungem Datum. Was sind hundert Jahre im Leben eines Volks? Und doch sind es knapp hundert Jahre, daß der Gedanke eines einigen Deutschland, eines Deutschland, an dem Alle Theil haben sollen, welche in deutscher Zunge reden, bei uns überhaupt wieder lebendig geworden ist. Im Zeitalter der Reformation allerdings war dieser Gedanke schon einmal aufgetaucht; Ulrich von Hutten, dieser edelste Vorkämpfer der neuern Zeit und ihrer Ideen, hatte auch ihm einen ebenso verständlichen wie mächtigen Ausdruck zu geben gesucht. Aber die Woge der Zeit hatte ihn rasch wieder verschlungen, wie er kaum aufgetaucht war. Es sollte dem Gedanken eines einigen und mächtigen Deutschland nicht besser ergehen, wie seinem Verkünder, dem Flüchtling von Uffnau selbst: er

wurde ebenfalls geächtet, verfolgt, vernichtet und Jahrhunderte erst waren nöthig, um mit dem Andenken jenes edelsten Märtyrers auch ihn wieder in dem Bewußtsein der Menschen zu erneuern.

Und auch diese Erneuerung fand anfangs nur in sehr bescheidener, um nicht zu sagen schüchterner Form statt. Von den Großen der Erde zurückgestoßen, von seinen Freunden verlassen, gescheitert und verunglückt in seinen praktischen Entwürfen, hatte Ulrich von Hutten für seine deutschthümelnde Agitation (wenn dieser etwas zweideutige Ausdruck verstattet ist für eine so ernste und tüchtige Sache, wie Hutten dieselbe vertrat) endlich nur das Mittel der Literatur übrig behalten; nachdem seine gelehrten Staatsschriften und Deductionen ohne Erfolg, seine rhetorischen Prachtstücke ohne Widerklang geblieben waren, hatte er sich mit volksthümlichem Wort und Reim an die Masse der Nation gewendet und in fliegenden Blättern und Liedern und populären Scherzspielen seine Propaganda für Deutschland fortgesetzt. Es hat etwas unendlich Rührendes und gehört zu den schönsten und ergreifendsten Momenten unserer Literaturgeschichte überhaupt, wie dieser gelehrte Ritter, so hochberühmt unter den lateinischen Verskünstlern seiner Zeit, nicht achtend des Lorbers, den der Kaiser selbst ihm auf die Stirn gedrückt hat, plötzlich classischen Stil und gelehrte Bildung und diesen ganzen Schatz der Wissenschaft, den er sich so mühvoll errungen, bei Seite wirft und die vom Wohllaut Latiums verwöhnte Lippe zwingt, deutsche Verse und deutsche Reime zu stammeln. Sie sind, auf der Wage der Poesie gewogen, herzlich hölzern, diese Hutten'schen Lieder und Episteln, durch die er die Nation zur Theilnahme für seine Ideen und Pläne aufzustacheln suchte, und erheben sich in ästhetischer Hinsicht nur sehr wenig über die ungeschicktesten Reimereien der gleichzeitigen bürgerlichen und geistlichen Dichter. Allein wer ihre culturhistorische Bedeutung ins Auge faßt und sich das Opfer vergegenwärtigt, welches Hutten selbst damit brachte, nämlich das Opfer einer bevorzugten, anmuthvollen, feinsinnigen Bildung, dem müssen sie unendlich ehrwürdig und wichtig erscheinen. Namentlich für unsere Zeit enthalten sie eine große und verhängnißvolle Lehre, deren Nichtachtung sich bereits auf das allerempfindlichste an uns gerächt hat. Hätte die deutsche Glehrsamkeit von Anno Achtundvierzig sich auf die Bedürfnisse des Volks — und nicht blos auf seine Bedürfnisse, auch auf seinen Geschmack, seine Neigungen, selbst seine Vorurtheile so bereitwillig eingelassen, wie Hutten in den letzten Jahren seines Lebens that, wären wir ebenso bereit gewesen, den Flitter der Bildung (denn nur von diesem ist die Rede, nicht von ihrem Kern) für einige Zeit bei Seite zu legen und die wohlgerundete, tief durchdachte, der Masse jedoch unverständliche, zum Theil sogar anstößige Beredtsamkeit

der Schule mit der schmucklosen, mitunter auch etwas ungeschickten Sprache des Volks zu vertauschen — wer will die Möglichkeit leugnen, daß unsere jüngste Bewegung eine ganz andere Richtung genommen, zu ganz andern Resultaten geführt hätte?!

Inzwischen blieb das Samenkorn, das Hutten in unsere Literatur gelegt, nicht ohne Frucht, wenn dieselbe auch erst langsam, erst nach Jahrhunderten aufging. In die Literatur hatte Hutten jene Ideen eines einigen und starken Deutschland geflüchtet, für welche die Wirklichkeit ihm keinen Raum und kein Verständniß mehr bot — und so ist es denn auch die Literatur, in der diese Idee zuerst wieder nach Jahrhunderte langer Vergessenheit lebendig wird.

Gerade auf der Literatur aber hatte auch der Druck der Fremdherrschaft am allerempfindlichsten gelastet; gerade in ihr war die Erstarrung und Verdumpfung, welche sich nach den ersten unvollkommenen Anfängen der Reformation des deutschen Lebens bemeistert hatte, am allersichtbarsten geworden. Auf dem ganzen Entwickelungsgange unserer Literatur gibt es bekanntlich keine ödere und trostlosere Strecke als die anderthalb Jahrhunderte von der Mitte des 16. bis in den Anfang des 18. Wie von einem heimtückischen Frost befallen, waren alle jene geistigen Keime, welche die Reformation soeben erst ins Leben gerufen hatte, in kürzester Frist wieder verkümmert und abgestorben. Während die Theologie zum zweiten mal zu einem gemüthlosen, unwahren Dogmatismus zusammenschrumpfte, war der Staat einem Absolutismus anheimgefallen, der die frühere naive Gewaltherrschaft an Härte bei weitem übertraf und auf den Völkern mit um so größerer Schwere lastete, je mehr er selbst sich seiner göttlichen Herkunft bewußt war. Selbst die köstlichen Quellen des Alterthums, diese wahren Brüste, an denen die Reformation emporgewachsen, werden verschüttet und getrübt; der edle, geistesfreie Humanismus der Reformationszeit entartet zu einem geist- und herzlosen Pedantismus; aus den „Lehrern Deutschlands" (magistri Germaniae, bekanntlich der ehrende Beiname der ersten deutschen Humanisten, eines Rudolf Agricola, eines Konrad Celtes, Johann Reuchlin ꝛc.) werden kurzsichtige, geistesarme Schulmeister, die den Katechismus an die Stelle der Alten, den Stock an die Stelle des lebendigen Beispiels setzen. Die Literatur endlich erlahmt, stirbt ab, zerbröckelt, selbst bis auf das Material der Sprache hin, die bekanntlich im Laufe des 17. Jahrhunderts durch fremden Mischmasch dermaßen verunstaltet und entwürdigt ward, daß es einige Zeit hindurch schien, als sollte mit deutschem Geist und deutscher Bildung auch die deutsche Sprache ausgerottet werden.

Allein ein ewiges Gesetz geschichtlicher Entwickelung führt es mit sich, daß jedesmal da, wo das Uebel am größten und gefährlichsten ist,

auch das Mittel zur Heilung auftritt. Weder Geschichte noch Natur kennen ein Aufhören und Untergehen, nur immer ein Wiederaufleben zu neuen, höhern Formen, und darum ist auch gerade da, wo die Noth am größten, immer die Hülfe am nächsten; gerade „aus dem Riß gesprungner Särge" muß die Freiheit ihre Fahnen am siegreichsten schwingen. Gerade weil die deutsche Sprache des 17. Jahrhunderts so verunstaltet und entwürdigt war, mehr ein Kauderwälsch, in welchem alle Zungen der Erde sich kreuzten, als eine Sprache, so bietet sie auch den Punkt dar, an dem die ersten nationalen Bestrebungen sich wieder anknüpfen, und wo das Gefühl deutscher Volksthümlichkeit und deutscher Zusammengehörigkeit wieder erwacht. Die deutschen Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts, ein Palmenorden in Weimar und Köthen (1617), eine Deutschgesinnte Genossenschaft (1643), ein Blumenorden zu Nürnberg (1644) &c., mögen in ihren poetischen Leistungen ganz so geschmacklos, in ihren sprachlichen ganz so kleinlich und pedantisch gewesen sein, als die gewöhnliche Meinung es sich vorstellt: den Ruhm wird man ihnen doch immerhin lassen müssen, daß sie ein lebhaftes Gefühl für den Werth und die Würde einer unbefleckten und unverfälschten deutschen Muttersprache besessen haben, und ob ihre Formen auch noch zehn mal kindischer, ihr Geist noch zehn mal höfischer gewesen als es in der That der Fall. Es war noch lange nicht genug, daß nur erst der Klang des Wortes den Deutschen daran erinnerte, welches Blut ursprünglich in seinen Adern fließe und mit welchen fremdartigen, welchen feindseligen Elementen er dasselbe vermischt hatte: aber es war doch schon wenigstens etwas. Sehen wir nicht täglich an unsern Kindern, wie das Bemühen, fehlerlos und richtig zu sprechen, sie auch zu richtigem und fehlerfreiem Denken nöthigt? Sehen wir nicht, wie die Sorgfalt, mit der sie über ihrem sprachlichen Ausdruck wachen, sie allmälig auch in andern Stücken sorgfältig und achtsam macht und eine Reife und Gediegenheit des Wesens befördert, die sie ohnedies vielleicht noch lange nicht erreicht hätten? Auch das deutsche Volk, nachdem es erst einmal in der Sprache wieder angefangen hatte auf seine nationale Eigenthümlichkeit zu horchen, mußte allmälig Bedacht darauf nehmen, dieselbe auch noch in andern Stücken zur Geltung zu bringen; war uns nur einmal wieder bewußt geworden, welches Band der Einheit wir in unserer Sprache besaßen, so mußten Gefühl und Bedürfniß dieser Einheit bald auch noch in andern Regionen lebendig werden.

Und so sehen wir denn in der That, wie das Wort auch hier Fleisch wird und neues fruchtbringendes Leben erzeugt. Auf Ludwig von Anhalt, den Patron des Palmenordens, folgt Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der deutsche Tapferkeit und deutsche Staatskunst noch

rascher zu allgemeinem Ansehen bringt als der Palmenorden die deutsche Literatur; Philipp von Zesen will nur die fremden Wörter aus der deutschen Sprache vertreiben, die Schlacht von Fehrbellin aber vertreibt auch die fremden Schwerter von der deutschen Erde und purificirt, so zu sagen, den deutschen Boden; Pegnitzschäfer und Deutsche Genossen zerbrechen sich noch die Köpfe, wie sie Einheit und Reinheit der deutschen Sprache herstellen wollen, und siehe da, kaum fünfzig Jahre später macht Leibniz schon seinen kühnen Entwurf, selbst die Spaltung der Religion zu beseitigen und dadurch eine Einheit Deutschlands vorzubereiten, vollständiger und gründlicher, als sie noch in diesem Augenblick unsere enragirtesten Deutschthümler zu träumen wagen.

Auch noch ein anderer Name ist hier zu nennen, der freilich beim großen Publicum nicht besonders gut angeschrieben steht: Gottsched. Ein beinahe tragisches Verhängniß hat es mit sich geführt, daß von diesem Manne, dessen Einfluß auf die deutsche Literatur für gewisse Epochen des vorigen Jahrhunderts gar nicht groß genug gedacht werden kann, nur die Schwächen und Schattenseiten im Gedächtniß geblieben sind, während das Gute das er beabsichtigt, das Löbliche das er geleistet hat, dem Andenken des Publicums vollständig entschwunden ist und höchstens hier und da von einzelnen Fachgelehrten mehr mit Achselzucken zugestanden als mit gebührendem Nachdruck hervorgehoben wird. Ja selbst seine Verdienste und Tugenden haben in dem Bilde, welches dem Publicum von ihm vorschwebt, sich in ebenso viel Fehler und Schwächen verwandelt; seine Betriebsamkeit heißt noch heute Eigennutz, seine Ausdauer Trotz, sein Fleiß Pedanterei.

Nun wollen wir keineswegs behaupten, daß dies Schicksal ganz unverdient; der Instinct der Massen kommt damit, wie es zuweilen geschieht, bei einem ganz richtigen Ziele an, wenn auch der Weg, auf welchem dasselbe erreicht wird, keineswegs überall zu billigen ist. Gottsched's gelehrter Nachruhm muß die Zeche bezahlen für die sittlichen Fehler, die er verschuldet hat. Bis auf den heutigen Tag noch hat man immer nur den Gottsched im Gedächtniß, der allenfalls seinen Zeitgenossen lästig und gefährlich sein konnte, nur den Gottsched, der Klopstock verspottete und Hrn. von Schönaich krönte, aber nicht den überlegten und weltkundigen Autor, der der deutschen Literatur zuerst, per fas et nefas, die Aufmerksamkeit der Großen zuwandte, nicht den scharfsinnigen Theoretiker, den aufmerksamen Schüler Wolf's, der die öden Steppen der deutschen Literatur- und Sprachkunde zuerst anbaute, nicht den unermüdlichen Sammler, der seine Thätigkeit fast auf alle Gebiete der damaligen Literaturgeschichte ausdehnte und sie auf einigen derselben so nützlich und so ergiebig machte, daß wir noch bis auf diese Stunde nichts Besseres darin haben, als was von Gottsched geleistet worden.

Und unter diesen Leistungen ist nun eine von solcher Bedeutung und von so unzweifelhaftem Werth, daß wir sie auch hier nothwendig zur Sprache bringen müssen. Selbst die misgünstigste Kritik wird Gottsched niemals das Verdienst absprechen können, daß er es gewesen, dem der Begriff einer deutschen Literatur als solcher, als eines allgemeinen einheitlichen Organismus, zuerst aufgegangen und von dem derselbe sofort mit großer Geschicklichkeit verbreitet und zu Ansehen und Geltung gebracht worden ist. Bis auf Gottsched hatten wir wol verschiedene Literaturrichtungen in Deutschland, aber keine deutsche Literatur selbst gehabt. Die allgemeine Entzweiung unsers nationalen Lebens, in welcher wir uns befanden, hatte sich auch in der Entwickelung unserer Poesie sowie in dem Geschmack des Publicums kundgegeben; wir hatten wol eine schlesische, sächsische Poesie &c., aber noch keine deutsche; von ober- und niederdeutschen Schriftstellern wußten wir, selbst von ober- und niedersächsischen, aber nicht von deutschen. Es gibt Zustände, in der Literatur sowol wie in der Politik, welche die starke Hand eines Gewaltherrschers unentbehrlich machen. Die Gewaltherrschaft selbst wird dadurch nicht süßer für Den, der sie empfindet, das versteht sich, noch auch edler für Den, der sie ausübt: aber wie ja edle Früchte zuweilen auch auf ungesundem Boden wachsen, so kann auch die Frucht der politischen und literarischen Zukunft zuweilen nur von dem spröden Holz des Despotismus geerntet werden.

Das paßt auch auf Gottsched und seine Zeit, unter welchem letztern Ausdruck wir hier, beiläufig bemerkt, immer nur die ersten 12—15 Jahre seiner leipziger Thätigkeit verstehen, also nur etwa bis zur Mitte der dreißiger Jahre; was danach folgte, war eben nicht mehr Gottsched's, das war schon die Zeit einer neuen, glücklichern Generation, und daß er selbst sich dieser Einsicht verschloß, bildet eben seine geschichtliche Schuld. Für die Zeit jedoch, die wir soeben angegeben, hatte er in der That einigen Grund, sich als Schöpfer und Meister der deutschen Literatur zu betrachten. Als geborener Preuße nach Sachsen verschlagen, umgeben von Neid und Eifersucht der Land- und Stadtkinder, hatte er die beste Gelegenheit gehabt, sich von dem engherzigen Provinzialismus, der damals noch die deutsche Literatur und Wissenschaft beherrschte, frei zu machen und seinen Geist auf das Ideal einer allgemeinen deutschen Bildung zu richten und einer allgemeinen deutschen Literatur, in der alle Besonderheiten der einzelnen Stämme und Landschaften vor derselben unerbittlichen Regel verschwinden sollten. Gottsched's Anmaßung nach unten war ebenso zeitgemäß und vortheilhaft für die fernere Entwickelung unserer Literatur als seine Fügsamkeit nach oben; durch diese gewann er die Gunst der Großen, ohne die dazumal in Deutschland nichts Mode werden konnte (und darum handelte es sich in diesem

Augenblick ja eben, den französischen Modegeschmack zu verdrängen und die deutsche Literatur an seine Stelle zu setzen), während er durch jene den provinzialen Dünkel der einzelnen Schriftsteller brach und ihnen einen heilsamen Schrecken vor den Aussprüchen der Kritik einjagte.

Denn wie die deutsche Literatur, so verdankt auch die deutsche Kritik, wenigstens insoweit dieselbe sich mit der schönen Literatur beschäftigt, ihr Dasein diesem vielgescholtenen Gottsched. Seine kritisch-moralischen Wochenschriften, so unerträglich langweilig und geschmacklos sie uns jetzt auch erscheinen, gaben doch in der That den ersten Tummelplatz her, auf dem die deutsche Kritik ihre ersten Turniere hielt; durch sie wurde eine Theilnahme an literarischen Dingen geschaffen, die sich bald durch alle Classen der gebildeten Gesellschaft erstreckte und in Betreff deren man nur darüber zweifelhaft sein kann, ob sie nicht im Laufe der Zeit im Gegentheil zu groß geworden und die übrigen Interessen zu sehr verschlungen hat. Man weiß, was die Gottsched-schweizerischen Kämpfe, sowie späterhin die kritischen Schriften und Streitigkeiten eines Lessing, Nicolai, Herder ꝛc. für die Entwickelung des deutschen Geistes geworden sind und wie die vielfach getheilte, schmählich zersplitterte Nation gerade in dem literarischen Interesse, das diese Kämpfe entzündete, zuerst wieder zusammenwuchs. Aber diese Kämpfe selbst wären unmöglich gewesen, noch hätte das Interesse daran jemals in diesem Maße erwachen können, wenn nicht jene frühesten Gottsched'schen Journale den Boden dafür bereitet hätten oder wenn er überhaupt nicht der Mann dafür gewesen wäre, auf Dasjenige, was er nun einmal trieb und that, die Aufmerksamkeit des Publicums hinzulenken, sollte es auch in 90 von 100 Fällen nur aus persönlicher Eitelkeit geschehen sein.

Ebenso irrthümlich stellt man sich in der Regel auch Gottsched's Verhältniß zum Auslande vor, namentlich zu den Franzosen. Auch hier ist es immer noch eine ganz verbreitete Ansicht, als wäre er ein bloßer handwerksmäßiger Schmeichler und Speichellecker des Auslandes gewesen und hätte, halb aus Unwissenheit, halb aus Eigennutz, die Ehre der deutschen Literatur an die Fremden verkauft.

Allein so verbreitet diese Ansicht, so irrthümlich ist sie auch. Nicht von weitem kommt es uns in den Sinn, jeden einzelnen Schritt zu rechtfertigen, den Gottsched in Beziehung auf die französischen Berühmtheiten seiner Zeit gethan oder unterlassen hat, noch wollen wir in Abrede stellen, daß persönliche Eitelkeit und Misgunst, daß Anmaßung, Herrschsucht und Intrigue dabei vielfach im Spiel gewesen sind. Wenn er jedoch einige Zeit hindurch die deutsche Literatur in der That in die Schule der Franzosen schickt, wenn er namentlich dem französischen Drama Thor und Thür gar nicht weit genug öffnen zu können meint, und mit fast spaßhaftem Eifer alle Federn in seiner Umgebung

in Bewegung setzt, um nur immer neue Zufuhr von der Seine nach Deutschland herüberzuschaffen: — so ist das erstlich in Beziehung auf eine Literatur geschehen, welche der damaligen deutschen sowol an Reichthum und Tiefe der Gedanken, wie an Schärfe und Zierlichkeit des Ausdrucks ganz unermeßlich überlegen war, besonders in derjenigen Gattung, für die Gottsched das Muster der Franzosen am lautesten und dringendsten empfahl. Man kann sehr gering und sogar sehr ungerecht denken von den Zierden des damaligen französischen Parnasses, einem Racine, einem Boileau, einem Crébillon ꝛc. Aber so ungerecht, diese französischen Dichter einem Happel, Henrici, Postel, ja selbst einem Drollinger, Triller, König und andern deutschen Poeten jener Epoche gleichzustellen, wird doch ganz gewiß Niemand sein.

Und zweitens sollte diese Nachahmung der Franzosen auch nach Gottsched's eigener Absicht nur eine gewisse Zeit und nur so lange dauern, wie er selbst sie zum Vortheil unserer Literatur nöthig hielt; sie war ihm niemals Zweck, immer nur Mittel. Er selbst hat das sehr nachdrücklich, wenn auch zum Theil in sehr barocker Form ausgesprochen. So z. B. in der Vorrede zum ersten Theil seiner „Deutschen Schaubühne" (von 1742), wo er Deutschlands „muntere Dichter" mit ausdrücklichen Worten lobt wie über ein gut vollbrachtes Pensum und von der französischen Dienstbarkeit gleichsam freispricht; seitdem dieselben so gute Muster vor Augen hätten (nämlich wie ihnen in dieser Sammlung geboten werden), da könnte ihr Geschmack sich schon so bilden, daß sie „weiter keiner fremden Hülfe bedürften", und sei es daher nicht mehr nöthig, unsere Schaubühne „mit Uebersetzungen zu überhäufen".

Nun kann man gegen diese Schlußfolge allerdings einige wohlbegründete Zweifel erheben, besonders wenn man die Muster der Gottsched'schen „Schaubühne" selber kennt und weiß, wie mangelhaft dieselben in der That noch waren. Man kann es auch sehr thöricht finden und sehr spaßhaft, wenn er in einer andern ungefähr gleichzeitigen Stelle („Kritische Dichtkunst" vom Jahr 1741) nicht nur den „Theuerdank" und „Froschmäusler", sondern auch Hohenberg's „Habsburgischen Ottobert" und „Geraubte Proserpina" und Postel's „Sächsischen Wittekind" mit Marino, Ariosto, Chapelain, St.-Amand und Milton vergleicht und sie wenigstens „nicht schlechter" findet als diese. Aber dem Zusatz, den er sofort an diesen Vergleich anknüpft, nämlich daß „man sich nur über die sklavische Hochachtung des Ausländers erheben müsse, die uns Deutschen bisher mehr geschadet als genützt", sowie überhaupt dem patriotischen Selbstgefühl, das sich in allen diesen Aeußerungen kundgibt, wird gewiß Niemand seine aufrichtige Hochachtung versagen. Ja wo die Ehre der deutschen Literatur ihm verletzt schien, konnte der sonst gegen das Ausland so devote und zuvorkommende

Mann nach Umständen auch sehr grob werden; ein französischer Schriftsteller jener Zeit, der die Fähigkeit der Deutschen, in der schönen Literatur etwas Eigenes und Selbständiges hervorzubringen, in Zweifel gezogen hatte, mußte sich von ihm frischweg einen „frechen Ausländer“ schimpfen lassen und auch sonst ließ er keine Gelegenheit vorüber, die „Galluli, die für Geld schreibenden hungerigen Franzosen“ zu striegeln.

Dies Alles beweist wol hinlänglich, wie verkehrt die gewöhnliche Ansicht, welche Gottsched zu einem blinden Anhänger und Verehrer der Franzosen, zu einem Sendboten und Propheten des französischen Geschmacks macht, nicht weil dieser französische Geschmack für uns Deutsche damals wirklich ein Fortschritt, sondern weil es der französische war. Gottsched steht in dieser Hinsicht ähnlich wie Thomasius, der berühmte Schöpfer der halleschen Universität, mit dem man überhaupt einige Lust spüren könnte, ihn zu vergleichen, wenn nicht zwischen den sittlichen Eigenschaften beider Männer eine so große, für Gottsched so nachtheilige Kluft wäre.

Und dies mag denn hier über diesen merkwürdigen Mann genug sein, wenn es nicht vielleicht sogar schon zu viel ist, wenigstens im Verhältniß zu dem übrigen Umfang dieser Betrachtung. Aber wenn der Geschichte sonst nur allzu häufig die dornenvolle Aufgabe zutheil wird, erborgten Ruhm zu zerstören und vielbewunderte Größen in ihrer ursprünglichen Nichtigkeit bloszustellen, so darf der Historiker ja wol auch auf Nachsicht rechnen, wenn er mit Vorliebe da verweilt, wo ihm die ebenso seltene wie wohlthuende Gelegenheit wird, vergessenes Verdienst wiederherzustellen und die Lichtseiten einer Erscheinung hervorzukehren, die man sich gewöhnt hat, sonst nur immer im finstersten Schwarz zu erblicken.

Auch ist ja die Entwickelung, welche unsere Literatur demnächst nimmt, so allbekannt und steht so fest in der öffentlichen Meinung, daß wir uns dabei wol auf das Allgemeinste beschränken dürfen. Es genügt, Namen zu nennen, wie Klopstock, Kleist, Lessing, Herder und unzählige Andere, um sofort in jedem Leser ein deutliches Bild des Aufschwungs hervorzurufen, den unsere Literatur unmittelbar nach Gottsched nimmt, und durch die sie nun auf reichlich zwei Menschenalter hin der eigentliche Mittelpunkt unsers nationalen Lebens wird. Gottsched stirbt in Geringschätzung und Vergessenheit, das Ziel aber, das ihm vorgeschwebt, ist erreicht: eine deutsche Literatur, ebenbürtig den übrigen Literaturen der gebildeten Völker Europas, ist herangewachsen; sie lebt nicht mehr blos in Büchern und Journalen, nein, sie lebt auch im Herzen des Volkes und ersetzt ihm das Selbstgefühl und die nationale Einheit, für die in den politischen Verhältnissen Deutschlands leider kein Raum ist. Selbst die Kluft der religiösen

Spaltung wird von der Literatur überwuchert; Katholiken und Protestanten, Lutherische und Reformirte, Christen und Juden (man denke an Mendelssohn!) finden sich in der Literatur als in dem wahren Brennpunkt des damaligen Einheitsbewußtsein zusammen. Wir haben noch keine Nationalhelden oder sind wenigstens noch nicht einig über sie — dafür aber haben wir Nationaldichter und verehren und lieben sie mit derselben Begeisterung; wir haben noch keine Nationalgeschichte — dafür aber haben wir eine Nationalliteratur und freuen uns ihrer Schätze und rufen mit gerechtem Stolz die Nationen Europas heraus, wer von ihnen mit uns sich vergleichen könnte!

Besonders lebhaft ist dieser patriotische Stolz und dies Einheitsbewußtsein bekanntlich in Klopstock und seiner Schule; nicht nur verdanken wir demselben einzelne Klopstock'sche Oden, die für alle Zeit als Kleinodien unserer Poesie werden anerkannt bleiben, sondern auch die ganze Klopstock'sche Odendichtung selbst verdankt dieser Richtung ihren edelsten Schwung und ihre frischesten, leuchtendsten Farben.

Doch sollte eben dies gesteigerte Nationalgefühl Klopstock und seine Anhänger andererseits auch auf einen Abweg führen, der zunächst zwar nur dem guten Geschmack gefährlich zu werden drohte, in der Folge aber sich auch als ein verderblicher Abweg für unser Nationalgefühl selbst zu erkennen gab.

Wir meinen die Klopstock'sche Bardenpoesie. Getrieben von dem an und für sich höchst lobenswerthen Drange, die deutsche Poesie in jeder Hinsicht auf eigene Füße zu stellen und sie mit dem Mark der vaterländischen Geschichte zu nähren, verfiel Klopstock bekanntlich in den Irrthum, erstens diese nationale Selbständigkeit in allerhand kleinlichen und geschmacklosen Aeußerlichkeiten zu suchen, namentlich in einer vermeintlichen deutschen Mythologie, die jedoch in dieser Form niemals existirt hatte und somit als ein durchaus willkürliches, in sich selbst unklares und unvernünftiges Product antiquarischer Laune Herzen und Köpfe der Leser so gut wie der Dichter nur mit schattenhaften Gebilden, mit hohlem Bombast und Prunk erfüllte.

Zum Zweiten aber und noch beträchtlicher irrte Klopstock darin, daß er die historischen Quellen der Poesie nicht da aufsuchte, wo dieselben in der That sich befanden, das heißt also in der lebendigen Gegenwart, namentlich und ganz besonders in den Thaten und Kämpfen, mit denen Friedrich der Große eben damals den Erdkreis erfüllte und durch die das verachtete, vergessene Deutschland mit einem male wieder zu kriegerischem Ruhm und politischer Geltung gelangte. Statt dessen flüchteten Klopstock und sein Anhang sich in eine fabelhafte Vergangenheit, in eine Urgeschichte der deutschen Nation, die nicht viel besser war, wenigstens nicht viel klarer und zuverlässiger, als jene poe-

tische deutsche Mythologie, die er uns wohl oder übel octroyirt hatte. Auch Hutten hatte wol gelegentlich an den alten Arminius erinnert; doch war es von ihm eben nur gelegentlich geschehen, nur als ein Beispiel unter mehren, die er alle mit demselben und zum Theil mit noch viel größerm Nachdruck hervorhob. Für Klopstock dagegen schien von der ganzen deutschen Geschichte nichts mehr vorhanden zu sein als Hermann mit seiner blonden Thusnelda; alles Uebrige verschwand ihm oder trat doch in Schatten gegen diesen ersten ungewissen Anfang unserer vaterländischen Geschichte; auf ihn, der doch im Grunde so unfruchtbar ist und der künstlerischen Plastik gerade so sehr ermangelt, wurde der ganze Eifer der Poeten, der ganze Enthusiasmus der Jugend, der ganze Stolz der Patrioten hingelenkt. Diese unklaren fabelhaften Regionen wählte das deutsche Nationalgefühl sich zum Lieblingssitz. Was Friedrich der Große, was Roßbach, was Leuthen! Wir hatten Hermann und das Feld von Idistavisus; das waren uns Moses und die Propheten, und nun brauchten wir weiter nichts als diesen mythischen Besitz, um davon in alle Ewigkeit zu zehren und uns allezeit als große Nation dabei zu fühlen.

Brauchen wir erst noch zu sagen, wohin diese Richtung nothwendig führen mußte und welche Verirrungen der spätern Zeit deutlich darin vorgebildet liegen? Wie Klopstock persönlich, in seiner exclusiven, dictatorisch-kunstrichterlichen Haltung, in seiner Vorliebe für Weiberumgebung und kleine bewundernde Cirkel, als ein Vorläufer betrachtet werden darf zu der gesellig poetischen Stellung, welche sodann die Romantik des 19. Jahrhunderts bei uns einnimmt, so erblicken wir auch in seinen poetisch-politischen Genossen die unzweideutigen Anfänge der spätern politischen Romantik, insbesondere soweit dieselbe sich mit dem Gedanken der deutschen Einheit, mit der einseitigen Verehrung des deutschen Mittelalters und Aehnlichem beschäftigt.

Namentlich der sogenannte Göttinger Dichterbund, als die eigentliche Phalanx des Klopstock'schen Ruhmes, stellt sich uns als ein ebenso interessantes wie deutliches Vorbild der spätern Burschenschaft, dieser edelsten Blüte unserer politischen Romantik dar. Es ist genau derselbe patriotische Enthusiasmus, dasselbe Entzücken an Allem, was die Vergangenheit der deutschen Geschichte groß, ehrwürdig und ruhmvoll machte, dieselbe Begeisterung für Freiheit und Vaterland, derselbe „Männerstolz vor Fürstenthronen". Selbst der sittliche Rigorismus unserer spätern Burschenschaft fehlt nicht; was unsern Burschenschaftern von Anno Neunzehn der frivole, unsittliche, unpatriotische Kotzebue ist, das ist den jungen göttinger Brauseköpfen Wieland, der faunische Widerpart der seraphischen Dichtung Klopstock's, der Schmeichler der Vornehmen, der Bewunderer und Nachahmer der Fremden. Freilich

ließen die göttinger Dichter es dabei bewenden, Wieland nur im Bildniß zu verbrennen und seine Schriften nur zu Fidibus zu verbrauchen. Allein auch der Mordstahl, zu dem Karl Sand greift, war, wie gegenwärtig zur Genüge herausgestellt ist, nur das Product eines vereinzelten krankhaften Gehirns und darf keineswegs der Burschenschaft als solcher zugeschrieben werden.

Doch wollen wir auch die Kehrseite der Münze nicht verheimlichen. Es ist derselbe Enthusiasmus und dieselbe edle Begeisterung, hier wie dort, allerdings — aber auch dieselbe Unklarheit, dasselbe müssige Schwelgen in nur halb verstandenen Anspielungen und Bildern, dieselbe Unkenntniß der Welt, verbunden mit derselben Ueberschätzung der eigenen Kraft; endlich dieselbe Maßlosigkeit der Ausdrücke und dieselbe himmelstürmerische, dabei doch innerlich so hohle Beredtsamkeit. Man hat sie auch von ästhetischer Seite hart verdammt, die Lieder und Reden unserer Burschenschafter, die sich oft so ingrimmig geberden und mit den Köpfen, namentlich mit den gekrönten, zuweilen sehr unsanft umgehen, während die Verfasser der Mehrzahl nach hinterdrein die ruhigsten und solidesten Bürger wurden. Allein das prophetische Gesicht, das z. B. Friedrich Stolberg, bekanntlich ebenfalls ein Genosse des Göttinger Bundes, in seinem „Freiheitsgesang aus dem zwanzigsten Jahrhundert" von dem Rhein entwirft, wie „der Tirannen Flucht" die Wellen des Stromes hemmt, die sich färben von

Der Tirannen Blut,
Der Tirannen Knechte Blut,
Der Tirannen Rosse Blut,
Der Tirannen Blut!
Der Tirannen Blut!
Der Tirannen Blut!

— das, dächte ich, wäre auch nicht bitter. Und von dergleichen grausigem Schwulst findet sich noch mehr und noch Stärkeres, und nicht blos bei den göttinger Dichtern, sondern auch bei den übrigen Dichtern der Zeit, zum Theil sehr zahmen, wie Claudius, Pfeffel, Gleim.

Ja damit gar keine Aehnlichkeit zwischen dieser Klopstock'schen und der spätern Romantik fehle, so begegnen wir auch hier schon jenen Apostaten, deren die Romantik des 19. Jahrhunderts dann eine so klägliche Menge erzeugt. Dieselben Stolberge, die während ihrer göttinger Epoche und als Klopstock's Schüler den Mund, wie wir soeben gehört haben, nicht voll genug nehmen und Freiheit und Vaterland nicht stürmisch genug preisen können, fallen dann hinterher, wie man weiß, von den Principien ihrer Jugend oder was sie selbst in jugendlicher Naivetät dafür gehalten hatten, auf die eclatanteste Weise ab und eröffnen damit jene lange Reihe von Ueberläufern und Abtrünnigen, an denen das Lager der deutschen Freiheit und Einheit so

reich ist, und deren Zahl besonders in der jüngsten Zeit dermaßen zugenommen hat, daß sie dreist verkehrte Welt spielen und sich selbst als die ehrlichen Leute, die ehrlichen Leute aber als Spitzbuben ausgeben dürfen.

Ueber Griechenlands Zukunft und Athens Vergangenheit.

Von

Philipp Jakob Fallmerayer.

II.

Am Schlusse unsers ersten Artikels standen wir im Begriff, die Einwürfe zu beleuchten, welche Hr. Roß unserm athenäischen Mönchsfunde und der durch denselben bezeugten vierhundertjährigen Verödung Athens im Mittelalter entgegenstellt. Wir wollen dabei gar nichts verheimlichen und auch nicht, wie es in solchen Fällen häufig geschieht, unvermerkt und gleichsam im Stillen über die Hauptpunkte, auf die unser Gegner sich stützt, hinwegschlüpfen; vielmehr soll das ganze Gewicht gegnerischer Schärfe und Gelehrsamkeit auf die verfemte Thesis niederfallen, um ihre innere Stärke und ihre unanfechtbare Kraft Jedermann erkenntlich hinzustellen.

Weit entfernt, dem byzantinischen Mittelalter anzugehören, sagt Hr. Roß, zeigen Satzbau und Wortbildung des mönchischen Concepts ganz die Merkmale des Verfalls und der barbarischen Entartung, in welche die alte classische Hellassprache zur Zeit ihrer tiefsten Erniederung im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts herabgesunken war. Einen besonders triftigen und, wie Hr. Roß meint, unwiderleglichen Beweis, daß die anargyrische Chronik kein mittelalterliches Werk, sondern eine jämmerliche Compilation der angedeuteten corrupten Epoche sei, findet der Kritikus in gewissen Ausdrücken, welche selbst die media graecitas von Byzanz nicht kenne, als da seien z. B. φαμιλλα, φοῦσται (Fustanellen), Ἀρχαιώτης (in der Bedeutung unserer „Alterthümer"), Γυμνάσιον τοῦ Πτολεμαίου, Ἀμπελάκια, hauptsächlich aber in der Orthographie des Substantivum κλέφταις statt κλέπταις sowie in der Bedeutung des Wortes Δάσος, welches im corrupten Griechisch der letzten Zeit nicht mit „hochstämmiger Wald", sondern mit „niedriges Gestrüppe" zu übersetzen sei. Ist aber, fährt Hr. Roß im Argumente fort, das anargyrische Bruchstück für sich selbst, grammatisch und formell nur ein Product des 17. oder 18. Jahrhunderts, so kann

auch der geschichtliche Inhalt der Diatribe nur dieser nämlichen späten Epoche angehören und auf keine andere Begebenheit als auf die vorübergehende Verödung Athens im Morosini-Kriege zu beziehen sein.

Scheinen auch beim ersten Anblick die φούσταις, die κλέφταις und die nachgesuchte Patriarchal-Intercession mit andern Nebenumständen auf eine nachbyzantinisch-christliche Zeit hinzudeuten und folglich die Auslegung des Hrn. Roß zu begünstigen, so bilden doch die „vierhundertjährige Oede von Stadt und Landschaft" sammt dem hochstämmigen Baumwalde auf dem Weichbilde Athens ein mehr als bedenkliches Hinderniß gegen die feindliche Exegese.

Hr. Roß fühlt es selbst und sagt deswegen geradezu und ohne vieles Bedenken, die Cardinalzahl jener Stelle sei verfälscht und es habe im anargyrischen Manuscript statt τετρακοσίους σχεδὸν χρόνους ursprünglich um so gewisser blos τρεῖς σχεδὸν χρόνους geheißen, als von einer Jahrhunderte langen Verödung Athens und Attikas in keiner andern Aufschreibung der byzantinischen Epoche je etwas zu finden gewesen sei. Hr. Roß glaubt sogar unzweideutige Spuren des Radirgriffels gerade auf der fraglichen Stelle der Handschrift bemerkt zu haben und hätte folglich nicht übel Lust, die Schuld des Falsums dem gegenwärtigen Besitzer der Bruchstücke, dem patriotischen Hrn. Pitakis aufzubürden, der aus purem Hasse gegen seine Vaterstadt und von teuflischem Muthwillen angetrieben, mit Hülfe des Scalpmessers im ursprünglichen Concepte das τρεῖς in τετρακοσίους verwandelt habe. Nur Schade, daß wir selbst außer dem palimpsesten Namen „Anthymos" an der wichtigen Stelle auch nicht die leiseste Spur einer Textverfäschung entdecken konnten! Aber auch zugegeben — was aber durchaus nicht geschieht —, daß es mit allen diesen Voraussetzungen des Hrn. Roß seine volle Richtigkeit habe und der ehrenwerthe Hr. Pitakis ein muthwilliger Falsarius sei, so mußte der scharfsinnige Kritiker doch auch noch bedenken, daß auf den Ruinen einer verlassenen Stadt im Laufe von weniger als drei Jahren noch kein Baumwald wachsen kann und daß folglich hier von einem viel umfangreichern Misgeschicke die Rede ist, als er uns zugestehen will.

Hr. Roß ist auch über diese neue, sehr ernsthafte Schwierigkeit nicht im geringsten verlegen und sagt mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart, das Wort „Bäume", δένδρα, komme im Bruchstücke gar nicht vor und es heiße nur δάσος ἐλεεινὸν, was nicht mit Wald, sondern mit „ärmliches Gestrüppe" zu übersetzen sei. Aermliches Gestrüppe, meint Hr. Roß, könne sich im Laufe dreijährigen Oedeliegens der Stadt allerdings auf dem Schutte gebildet haben, und folglich sei das Wesentlichste, was wir aus den anargyrischen Aufschreibungen über das tragische Schicksal Athens im frühesten Mitelalter gefolgert

haben, als grober Irrthum, als absichtliche Erdichtung und gewissenlose Fälschung eines modernen Sinon-Pitakis zurückzuweisen und dagegen unverbrüchlich an der Ueberzeugung festzuhalten, daß der alte Flor und die alte Pracht der Stadt des Perikles ohne Unterbrechung bis Anno 1687 herabgekommen sei.

Dieses Endergebniß hat Hr. Roß in seinem kritischen Artikel gegen die Gewohnheit deutscher Philologen mit einer Ruhe und einer Mäßigung niedergelegt, die es Einen wirklich bedauern lassen, die Stichhaltigkeit seiner Einreden noch einmal und zwar ernsthaft anzufechten.

Daß die Sprache der anargyrischen Bruchstücke ganz verdorben sei und die Fassung, in welcher sie uns zu Gesicht gekommen, völlig der neuern Zeit angehöre, hat man der Hauptsache nach ja gleich anfangs selbst erkannt und schon vor zwanzig Jahren deutlich genug eingestanden. Daß aber dem vulgär-barbarischen Compilator nicht correct geschriebene, jetzt verlorene Notizen und Ueberlieferungen aus frühern Zeiten als Quelle und Unterlage seiner Chronik gedient haben können, wird Hr. Roß doch etwa nicht leugnen wollen? Mit gleichem Rechte könnte dann auch die ursprünglich in der classischen Redeweise des großkomnenischen Kaiserhofes von Trapezunt geschriebene Chronik des Michael Panaretos in der Realität ihres geschichtlichen Inhalts angefochten werden, weil sie in ebenso corrupter und niedrig griechischer Diction wie die anargyrische Mönchschronik in der berühmten Handschriftensammlung von San-Marco gefunden ward.

Welcher Kritikus hätte übrigens etwa das Recht und den Muth, den in der griechischen Volkssprache des 16. Jahrhunderts geschriebenen und in Venedig gedruckten Bericht des Hypodiakonus Damascenus über das Concilium von Nicäa (325 n. Chr.) deswegen für Dichtung, Fälschung und eitel Fabelwerk zu erklären, weil der Verfasser mit greulicher Verunstaltung des eleganten kaiserlichen Hof- und Kirchenstils seinen orthodoxen, aber barbarisch versunkenen Zeitgenossen erzählt, Kaiser Konstantin habe nach der Niederlage des arianischen Symbolums unter andern Sendungen seine Eilboten mit dieser Siegesbotschaft auch nach Morea (εἰς τὸν Μωρεᾶν) geschickt, da doch Jedermann weiß, daß die slawische Benennung Morea statt Peloponnesos erst mehre Jahrhunderte nach Konstantin in Uebung kam?

Gegen die Möglichkeit alter, correct griechisch geschriebener und auf Thatsachen beruhender Vorlagen zu den anargyrischen Bruchstücken wäre demnach aus Gründen ihrer modernen und corrupten Wortfügung nichts einzuwenden, wenn auch nebenher alle einzelnen Ausstellungen des Hrn. Roß gültig wären. Sollte Hr. Roß z. B. wirklich glauben, das Wort φαμιλία habe sich erst im Laufe des 17. oder 18. Jahrhunderts in die neugriechische Sprache eingeschlichen, so könnte ihn ein

einziger Vers der Chronik von Romanien aus der ersten Hälfte des 14., wo nicht gar aus dem letzten Decennium des 13. Jahrhunderts vom Gegentheil überzeugen:

> Εἰς τὴν Συρίαν ἀπέρχονται εἰς τοῦ Χριστοῦ τὸν τάφον·
> Συμφάμιλοι ὑπαγένασιν ἐκεῖ.
>
> Chronique de Romanie. Edit. Buchon. Pag. 44, v. 3.

Wir wollen Hrn. Roß mit diesem Worte φαμιλία nicht weiter bedrängen und bemerken nur, daß man den skandalösen Ausdruck vielleicht schon in der byzantinischen Gräcität des Konstantin Porphyrogenita aus dem 10., oder seines gelehrten Vaters Leo VIII. aus dem 9., wenn nicht gar schon bei den Juristen aus der Aera Justinian's I. im 6. Jahrhundert finden könne. Nicht viel besser als mit dem leidigen φαμιλία fährt Hr. Roß mit dem „ἐλεεινὸν δάσος" der athenäischen Compilation. Δάσος bedeutet im Neugriechischen nicht etwa ausschließlich „Gestrüppe", wie Hr. Roß behauptet; es bezeichnet im Gegentheil auch den hochstämmigen Baumwald, wie aus der so hart angefochtenen Composition der Anargyroi selbst am deutlichsten zu ersehen ist. Der Bericht über den Brand der prachtvollen Hochwälder des Hymettos schließt mit dem tragischen Ausrufe: Φεῦ τὰ δάση, was Hr. Roß mit Beiseitelassung seines „ärmlichen Gestrüpps" natürlich durch „O Jammerschade für die Wälder" übersetzen mußte. Selbst wenn δάσος wirklich nur Gestrüppe bedeutete, was durchaus nicht zugestanden werden darf, so wäre der Beisatz ἐλεεινὸν doch nicht mit „ärmlich, jämmerlich" im Sinne der Verkleinerung und Geringschätzung zu übertragen. Ἐλεεινὸν (ἐλεεινῶς) ist ein feiner Byzantinismus und drückt das Gefühl der Wehmuth, der Klage, des Schmerzes und der peinlichen Beklommenheit des Redenden aus, was man einem so scharfsinnigen Kenner des Griechischen wie Hrn. Roß natürlich nicht erst zu sagen braucht.

Bei der Classification gewisser moralischer Verirrungen sagt eine byzantinische Casuistik: „Wenn Einer seinen Gegenstand der Sünde «ἐλεεινῶς» so und so behandelt, so ist das Vergehen nicht weniger verdammenswerth als wenn er 2c." Hrn. Roß kann es nicht entgehen, daß ἐλεεινῶς in dieser Stelle nicht das Kurzgehaltene, Ungenügende und Verkrüppelte der sündhaften Bestrebung, sondern das sittliche Mitleiden und den sittlichen Schmerz des orthodoxen Casuistikers über die Versunkenheit seiner Mitchristen bezeichnet. Il povero! ha avuto la disgrazia di ammazzare . . . sagt der Italiener beim Anblick eines Erschlagenen und seines Mörders. Dieses povero, dieses disgrazia ist das ἐλεεινὸν der Byzantiner. Feinheiten dieser Art sind von der Höhe des classischen Olympos, auf welchem Hr. Roß seinen philologischen

Thron aufgeschlagen hat, freilich weniger leicht zu unterscheiden als wenn man demüthig und mühevoll im Schutte verfallener Reiche und abgeblaßter Idiome wandert.

Den besten Beweis, daß unsere Auslegung die grammatisch richtigere sei, liefert aber die fragliche Anargyros-Stelle selbst, in welcher gegen die Behauptung des gelehrten Hrn. Roß der Terminus „δένδρα“ ausdrücklich und zwar wiederholt zu lesen ist: Οἱ δρόμοι, heißt es, ἐγέμισαν ἀπὸ δένδρα. καὶ ἡ πόλις κατήντησεν ὅλη ἕνα δάσος ἐλεεινὸν .... ἔβαζον φωτιὰν εἰς τὰ δένδρα.

Im Morosini-Kriege, auf welchen Hr. Roß die Stelle beziehen möchte, war die Stadt Athen nur vom Monat März 1688 bis in die Mitte des Jahres 1690, d. i. etwas über zwei Jahre von den Bewohnern verlassen und den feindlichen Streifereien preisgegeben. In so kurzer Zeit wachsen aber keine δένδρα über einer menschenleeren Stadt, was uns Hr. Roß hoffentlich zugestehen wird und was er auf seinen Wanderungen im verheerten Griechenland auch oft genug selbst bemerkt haben muß. Unser Einer hat z. B. auf den Trümmern des Anno 1824 zerstörten Tripolizza, Anno 1833, also volle neun Jahre nach der Katastrophe, nicht ein mal „elendes Gestrüppe“ geschweige δένδρα und δάσος entdecken können. Es müssen also über Athen schon in weit frühern Zeiten Dinge der schlimmsten Art ergangen sein, deren Andenken, ohne daß man seine Zuflucht zu posthumer Fälschung und Erdichtung zu nehmen braucht, sich wol in Hellas erhalten haben konnte und sich auch wirklich erhalten hat, in das Bewußtsein des lateinischen Occidents aber erst durch unser Zuthun eingedrungen ist.

Wollte nun Hr. Roß das einstige Dasein solcher in die frühern Zeiten von Byzanz hinaufreichenden Ueberlieferungen und alten Aufschreibungen durchweg leugnen, so wäre auch dieses Ausfluchtsmittel als ein höchst unglückliches und der wohlgegründeten Reputation des berühmten Hellenisten völlig unwürdiges zu bezeichnen, sintemal ihn seine geliebten Argiver selbst das Irrthums überführen könnten. Ein volles Jahrhundert vor der Morosini-Katastrophe und folglich über 200 Jahre vor dem angeblichen Fälschungsact der anargyrischen Mönche oder am Ende gar noch des redlichen Hrn. Pitakis selbst, schrieb der moraitische Philolog Theodosius Zygomalas aus Nauplion an den tübinger Philhellenen Martin Crusius als ein in Griechenland bekanntes und seinerzeit von Niemand angestrittenes Factum „daß Athen gegen 300 Jahre öde gelegen habe (ἔρημοι ἔμειναν Ἀθῆναι χρόνους περίπου τριακοσίους: Surmelis a. a. O., indem wir es nämlich vorziehen, unserm Argumente statt des Originals im Martin Crusius die Streitschriften des sehr ehrenwerthen und gelehrten Gegners unterzulegen).

Dieser Morait ist für sich allein am Ende noch ein weit schlim-

merer Kumpan als die Anargyroi-Mönche zusammengenommen, weil diese Letztern das Wüstliegen der Stadt zwar etwas verlängern, aber bei allem Unglück doch wenigstens die Akropolis und einige Streitthürme unterhalb die ganze Zeit über in den Händen der Attiker lassen, der Morait aber diesen wichtigen Umstand völlig übergeht, und mit der größten Schonungslosigkeit für die schwärmenden Germanen eine dreihundertjährige Verödung der Minervastadt nach Deutschland meldet. Dafür nennt aber der freundliche und sehr gelehrte Surmelis — versteht sich mit vollem Beifall des Hrn. Roß — diese Handlung des Theodosius Zygomalas κακεντρέχειαν d. i. Arglist; ihn selbst nennt er eine „Schmeißfliege“ und einen Feind der Athener (βρωμομυία und Μισαθήναιος), seine historische Notiz aber eine Erdichtung und ein auf der That ertapptes Falsum.

Da vom Ausgang des 12. bis zum Schlusse des 16. Jahrhunderts, wo Theodosius Zygomalas seine tübinger Correspondenz verfaßte, die Nachrichten über Athen keine wesentliche Unterbrechung leiden, so muß sich das dreihundert- bis vierhundertjährige Wüstliegen der Stadt nothwendig auf die für Hellas so unheilvolle Periode von Justinian I. bis zur Zertrümmerung des byzantinischen Imperiums durch die Abendländer beziehen.

Wie kann denn aber auch, schreibt Hr. Surmelis voll Unwillen, dieser lügenhafte Morait behaupten, Athen sei (während der Slawen-Periode) 300 Jahre lang öde gelegen, da doch während eben dieser benannten Frist der Name Athen sechs mal, d. h. im 7. Jahrhundert zwei mal (Anno 602 und 680), im 8. ein mal (Anno 780), im 9. wieder zwei mal (Anno 802 und 850), ein mal im 10. und ein gutes mal im 11. Jahrhundert theils politisch, theils kirchlich in den byzantinischen Schriften gefunden wird?! Eine Stadt aber, welche Bischöfe auf Concilien schickt und wiederholt dem Kaiserhofe zu Konstantinopel Bräute liefert, kann doch nicht eine menschenleere Oede gewesen sein!

Diese Einwürfe sind zum Theil nicht unerheblich und mögen jedenfalls das Beste sein, was man unserer Denkschrift über die Schicksale der Stadt Athen im Mittelalter bisher entgegenzustellen hatte. Es freut uns übrigens, daß die kräftigsten und bedeutungsvollsten Gegenargumente von den Neuhellenen selbst gekommen sind und folglich ihre germanischen Beschützer sich nur im Stillen unserer Verlegenheit freuen können — ein Vergnügen, welches wir den gelehrten Herren von Herzen gönnen und auch nicht mehr als nöthig stören wollen. Leider aber beweisen diese Heraufbeschwörungen des Namens Athen für die Sache unserer Gegner theils wenig, theils gar nichts, in keinem Falle

aber mehr, als sich in Uebereinstimmung mit den anargyrischen Bruchstücken rechtfertigen und erklären läßt.

Wenn Anno 680 und Anno 850 ein Bischof von Athen die Acten der ökumenischen Kirchenversammlungen unterzeichnet, so beweist das nur, daß sich zur benannten Epoche im byzantinischen Reiche Jemand „Bischof von Athen" nannte, nicht aber, daß Athen, wie Hr. Surmelis will, damals eine große und blühende Stadt gewesen oder überhaupt noch bestanden habe.

Oder was würde man z. B. von der kritischen Schärfe eines Literaten denken, der noch immer die Verödung von Ninive, Babylon, Seleucia, Ktesiphon und Karthago leugnen wollte, weil er in den Kirchenacten von Rom, Konstantinopel und Edschmiazin noch heute Bischöfe von Babylon, Ninive, Seleucia, Ktesiphon und Karthago unterschrieben findet? Der „Heilige von Athen" konnte auf Salamis oder am Bosporus oder in irgend einem Kloster auf der anatolischen Küste residiren. Die Kirche erkennt keine politische Revolution an und in Byzanz hat und hatte man ebenso gut wie in Rom seine Bischöfe in partibus.

Womöglich noch schwächer als die beiden vorgehenden ist des Surmelis Citat vom Jahre 602. Der orthodoxe Imperator Mauritius (582—602) legte seinem Kriegsheere große Entbehrungen mit großen Lasten auf, hielt aber dafür strenge Zucht bei karger Löhnung und sprach selbst die legitimen Profite seiner streitenden Milizen dem kaiserlichen Fiscus zu. Darüber kam es zum Aufstande, in welchem der fromme, aber sparsame und goldliebende Kriegs- und Brotherr sammt seinen sechs Söhnen unter das Henkerbeil eines erfolgreich insurgirenden Generals gerieth. In der Threnodie, welche der byzantinische Mönch Theophylaktos Simokatta über den tragischen Vorfall hinterlassen hat, fand nun Hr. Surmelis die pathetische Stelle: „Fort mit dem Applaus der Rednerbühne! fort mit dem Musensang! fort mit den weißen Mänteln von Athen! der Tugendwagen trauert um seine Lenker! die Erinnyen bilden den Chor zur Ilias unsers Jammers!"

Weil nun zum Zeichen der öffentlichen Trauer auf den Ruf des Dichters die Musen verstummen, die Erinnyen chorsingen und die athenische Philosophie den weißen Mantel ablegen soll, glaubt Hr. Surmelis in diesem byzantinisch-dichterischen Passus den schlagendsten Beweis zu entdecken, daß sich Athen bis dahin in seinem Wesen noch immer ungeschwächt erhalten und in der Fülle seines irdischen Wohlstandes sich vorzugsweise mit Metaphysik beschäftigt habe!

Für uns haben diese drei Citate des gelehrten Surmelis nur sehr geringen Werth und soviel als gar keine Beweiskraft.

Die erste politische Thatsache, welche das Dasein einer während der Slawenperiode bewohnten Ortschaft Athen unwiderleglich beweist,

gehört dem Jahre 780 an. In diesem Jahre ist die schöne, geistreiche, gelehrte und herrschsüchtige Irene als Kaiserbraut von Athen nach Byzanz gekommen. Vom Ausgange Justinian's I. (563) bis zur athenischen Brautfahrt vom Jahre 780 sind genau genommen 217 Jahre des verhängnißvollsten Stillschweigens über die Geschicke der Minervastadt verronnen. Und wie es in dieser Trauerperiode um Hellas im Allgemeinen und um Attika natürlich insbesondere stand, mag der Leser mit Beiseitelassung der „Geschichte von Morea" aus der vortrefflichen Zusammenstellung der einzelnen Thatsachen durch unsern gelehrten Gegner Zinkeisen („Geschichte Griechenlands", I, 164 fg.) des umständlichern ersehen.

Nur oberflächlichen und parteiisch verblendeten Forschern kann es entgehen, daß die Surmelis-Citate mit den Angaben der anargyrischen Bruchstücke nicht blos in keinem Widerspruche stehen, sondern daß sie sich gegenseitig sogar ergänzen, erklären und bestätigen, und daß folglich die Fälschungsanklage des Hrn. Roß eitel, nichtig und lediglich im Mangel nöthiger Sachkenntniß und Unbefangenheit ihre Quelle hat. Unsere ehrenwerthen Gegner gehen nämlich insgesammt von der ganz unhistorischen Vorstellung aus, als sei Athen mit seiner alten Pracht und Fülle ohne Minderung bis zum Schlusse der Philosophenschulen durch Justinian I. herabgekommen und als habe die Verödung der ungeheuren Stadt nicht schon mit der jammervollen Katastrophe unter Sulla angefangen. Nennt denn nicht bereits Horaz „vacuas Athenas" (Epist. II, 281)? Das Leben entschwand unaufhaltsam und das bewohnte Areal ward immer enger, sodaß man zur Zeit des Dio Chrysostomus (starb 117 n. Chr.) bereits innerhalb der Mauern säete und selbst auf der Agora Heerden weiden ließ, ja im Gymnasium zuweilen das hochgewachsene Korn die Bildsäulen der Götter und Heroen verdeckte (Dio Chrysostom. Εὐβοϊκός, pag. 103, 105, 106). *)

Bei den mehrhundertjährigen Drangsalen, die mit Justinian I. über Hellas hereingebrochen sind und erst nach Wiederbezwingung des slawisirten Landes durch die erstarkte Centralgewalt von Byzanz ihr Ende erreichen konnten, ward außer dem platten Lande auch die ohnehin halb menschenleere Stadt — mit Ausnahme der Akropolis und einiger Thürme unterhalb — vom Rest der Bevölkerung völlig verlassen und dem Waldanfluge preisgegeben, gerade wie es in den glücklich geretteten Fragmenten der anargyrischen Chronik von Athen geschrieben steht und sonst nirgends in dem byzantinischen Kanon zu lesen

---

*) Athen wird im Εὐβοϊκός zwar nicht ausdrücklich genannt, aber doch so gut bezeichnet, daß über den Sinn des Redners kein Zweifel ist.

ist: ἀπὸ τοὺς κατοίκους τῆς Ἀττικῆς ὀλίγοι εἶχον μενει εἰς την Ἀκρόπολιν καὶ ἄλλοι τινὲς εἰς μερικοὺς πύργους τῆς πόλεως· οἱ δρόμοι ἐγέμισαν ἀπὸ δένδρα καὶ ἡ πόλις (nicht Ἀκρόπολις) κατήντησεν ὅλη ἕνα δάσος ἐλεεῖνὸν ..... Schildert diese Stelle den Stand der Sache nicht deutlich? und warum wollen die Gegner nicht zufrieden sein, wenn sie mit Preisgebung der schon vorher halböden Unterstadt die Citadelle mit dem Parthenon noch gerettet sehen?

Jahrhunderte war bei der innern Auflösung der byzantinischen Monarchie Attika und Groß-Athen der Tummelplatz wilder Horden, die, wie schon Procopus sagt, im Reiche ungehindert gingen und wiederkamen, um von neuem zu vernichten, was etwa in ruhigen Augenblicken unter dem Schutze der Akropolis von den Ausgewanderten geschaffen oder von der Natur selbst aus dem Schooße der Erde hervorgetrieben ward, ἔβασον φωτίαν εἰς τὰ δένδρα. Denn mit einem dünnen Bande, wie der Leser selber sieht, blieben die Entflohenen noch immer mit dem heimischen Boden im Zusammenhange. Wäre Hr. Roß wenigstens in diesem Punkte ein billiger und vorurtheilsfreier Mann, so müßte er, statt sich zu erzürnen und die Leute einer ihm lästigen Stelle wegen der Fälschung anzuklagen, den attischen Mönchen für die Erhaltung und Ueberlieferung einer so wichtigen Notiz — des Schlüssels zur Lösung peinlicher Widersprüche — vielmehr geneigt und dankbar sein.

Trägt aber der anargyrische Notizensammler in seiner Unkritik die attischen Bedrängnisse seiner Epoche und sogar den Terminus φοῦσται auf die traurigen Zeiten der Slawenüberfälle zurück, so ist das ebenso viel, als wenn die Mönche des abendländischen Mittelaltees auf den Randzeichnungen ihrer Weltchroniken den erschlagenen Hektor durch Benedictiner zu Grabe tragen, oder wenn niederländische Maler den Erzvater Abraham den jungen Isaak mit einer gespannten Pistole tödten lassen.

Wer wüßte denn aber auch nicht, daß es im Reiche des Priamos noch keine Benedictiner und zu Abraham's Zeiten in Palästina noch keine Feuerwaffen gegeben habe? Dagegen wissen wir aber noch nicht, was es mit dem Worte φοῦσται für eine Bewandtniß habe, wie weit dieser Ausdruck in die byzantinischen Zeiten hinaufreicht und wie er im Originale eigentlich gelautet hat. Soviel man sich noch erinnern kann, ist der Ausdruck Φοῦσται für Albanesen weder im Bücherstil noch in der Umgangssprache der Byzantinerrace jemals üblich gewesen und wir möchten wissen, welche Gründe Hr. Roß für eine entgegengesetzte Meinung habe. Ἀλβάνοι, Ἀλβανῆτες oder Ἀρβανῆτες und Ἀρβανήτιδες sind die von jeher in Griechenland gebräuchlichen Benennungen des Volks, welches in seinem Heimatlande sich selbst mit dem

Worte „Schkipetar“ bezeichnet. Ueberdies hätte Hr. Roß bedenken sollen, daß zur Zeit der anargyrischen Mönchscompilation ganz Attika mit mehr als der Hälfte des alten Hellenenlandes nicht mehr von griechisch redenden Byzantinern, sondern von Fustanellen tragenden und Schkypi sprechenden Albanesen bewohnt war, wie es auch noch bis zu dieser Stunde ist. Ausländern, Räubern und Fremdlingen hätte der Chronikschreiber gewiß keine Benennung gegeben, unter welcher, wo nicht er selbst, doch seine Landsleute, das gesammte attische Bauervolk, mitinbegriffen waren. Bis zu weiterer Aufklärung bleibt wahrscheinliche Leseart der anargyrischen Fragmente noch immer das am Ende auch noch incorrecte Vroustae oder Φροῦσται der byzantinischen Dunkelzeit.

Athen war in dieser Zeit, was es unter Kekrops und vor dem schöpferischen Genius eines Theseus gewesen: Athen war wieder die Akropolis. Während der Morosini-Verödung sind aber weder in der Burg noch in Streitthürmen der Unterstadt Gräken zurückgeblieben; letzteres schon deswegen nicht, weil es in der Unterstadt damals überhaupt keine Streitthürme gab, was Hr. Roß in der Hitze des Gefechts auch übersehen hat. Daß sich aber nicht der unansehnlichere und ärmere Theil der Bevölkerung in der Burg und in den Streitthürmen der Unterstadt festgesetzt und eingesiedelt habe, versteht sich ohnehin, und Hr. Surmelis darf sich beruhigen, wenn man die beiden athenäischen Kaiserbräute Irene (780) und Theophano (802) aus der Akropolis und aus der Säulenhalle des Parthenon nach Byzantium ziehen läßt.

Hier ist keine erzwungene Erklärung, keine erkünstelte, verdächtige und auf Schrauben gestellte Deutelei; hier ist Alles natürlich und durch Beweisstellen gekräftigt, deren Echtheit wirksam anzufechten Talent und Kraft selbst eines Roß nicht genügen.

Wann wird denn etwa das harthörige Volk der deutschen Philologen endlich einmal begreifen, daß während der traurigen Slaweneinbrüche in Hellas das Binnenland überall entvölkert wurde und nur befestigte Küstenorte, denen mit der Seemacht nachzuhelfen war, in der Gewalt der Byzantiner geblieben sind? Solche Küstenpunkte waren namentlich die Akropolis von Athen, die Burg Hohenkorinth und das feste Schloß von Patras, deren gleichnamige Städte insgesammt verlassen und eingefallen waren

Vom großen, reichen, gewerbthätigen und liederlichen Patras (Pausanias VII, Cap. 21) wissen wir aus der neugriechischen Chronik von Monembasia sogar ausdrücklich, daß die Stadt von Anno 588—805 öde lag und die Einwohnerschaft sich beim Anzug des großen Sturms und der allgemeinen Verzweiflung nach Rhegium in Calabrien geflüchtet hatte (καὶ ἡ μὲν τῶν Πατρῶν πόλις κατῳκίσθη ἐν τῇ τῶν

Καλαβρῶν χώρᾳ τοῦ Ῥηγίου). Nach dieser positiven Angabe ist zu berichtigen, was wir in der „Geschichte der Halbinsel Morea" schüchtern und zu kurzgreifend von Erhaltung der griechischen Bevölkerung in Stadt und Landschaft Patras (und Argos) gemeldet haben. Das Uebel war größer, weitgreifender und einschneidender, als wir damals selbst vermuthen und beweisen konnten. Statt zu viel hat man überall zu wenig gesagt und alle übelbegründeten Concessionen werden hiermit zurückgenommen.

Oder wird etwa Hr. Roß diese Stelle der Chronik von Monembasia auch für erdichtet oder durch den Erzbischof Dorotheus verfälscht erklären? Bequem wäre es freilich, aber soviel ich glaube, nicht besonders gelehrt und wissenschaftlich!

Nachdem die byzantinische Restauration in Hellas die Ordnung wiederhergestellt und für Sicherheit der Person und des Eigenthums überall so weit gesorgt hatte, daß in den wieder an das Reich gebrachten Landschaften der kaiserliche Fiscus allein das Recht zu plündern hatte, kamen die Ausgewanderten nach und nach wieder zurück und bauten sich von neuem auf den Trümmern des heimatlichen Bodens an. Nur ist das Jahr der Auswanderung und der Heimkehr der Bürger von Athen nicht genau zu ermitteln, wie bei der in Calabrien angesiedelten Bewohnerschaft von Patras. Es war die Recolonisation eines ganz barbarischen Landes. Daß es dabei namentlich im restaurirten Athen höchst ärmlich bestellt war und sich nur der Schatten einer gold- und nahrungsarmen kleinen neuen Stadt um die Akropolis gebildet hatte, das wird am Schlusse des 12. Jahrhunderts in einer Darstellung des athener Erzbischofs Michael von Chonä an den kaiserlichen Hof deutlich genug ausgesprochen. Michael von Chonä war nicht blos geistlicher Oberhirt, er war auch Festungscommandant, Finanzminister und Diplomat von Klein-Neu-Athen. In dieser Eigenschaft supplicirte er beim kaiserlichen Hofe um Nachlaß des in einem goldenen Kranze bestehenden Thronbesteigungsgeschenks, weil die vermögenslose, an Umfang und Bürgerzahl gewaltig eingeschrumpfte Stadt die zum Kranze nöthige Summe durchaus nicht erschwingen könne: ἀχρήματος γὰρ ἡ πόλις καὶ πενιχρὰ καὶ τοῦ κύκλου διαγραφῇ καὶ τῶν πολιτῶν (Tafel, Thessalonica etc., S. 459). Der Kirchenfürst erklärt dem Autokraten unverhohlen, daß Armuth der Bürger und unersättliche Begehrlichkeit des Fiscus die entvölkerte Stadt mit gänzlicher Verödung bedrohe. (Tafel, a. a. O. S. 462).

Ein noch weit schlimmeres Zeugniß für die Aermlichkeit der wieder aufgebauten Stadt gibt auch noch der Umstand, daß sich von den zahlreichen Judenschaften, die als Gutsbesitzer, Ackerbauer und Gewerbsleute auf allen günstigen Punkten im wiedereroberten Hellas

saßen, nur in Neu-Athen kein Ablager bilden wollte. Israel, scheint es, hat im geld- und gewerblosen Bischofcastell von Attika seine Rechnung nicht gefunden. Wie wäre es sonst möglich, daß Benjamin von Tudela, der auf seiner Wanderschaft durch Hellas sogar Ortschaften aufsuchte, wo nur zwanzig Juden wohnten, ohne einzukehren dicht bei Athen vorüberzog?

Diese Andeutungen mögen vor der Hand genügen, um die Verdächtigungen, welche Hr. Roß von seinem Standpunkte aus gegen die Echtheit der anargyrischen Bruchstücke sowol als gegen die literarische Redlichkeit des Hrn. Pitakis schleudern zu müssen glaubte, als nicht hinlänglich begründet zurückzuweisen. Indessen hat Hr. Roß durch das Scharfe, Einschneidende und selbst Ungerechte seiner Kritik, ohne es vielleicht zu wollen, der Wahrheit doch einen wesentlichen Dienst gethan, weil er auch uns zu genauerer Sichtung und gründlicherer Wurfelung der mönchischen Compilation genöthigt hat. Jetzt ist der Weizen von der Spreu gesondert und die historische Erkenntniß um eine gewichtvolle Thatsache reicher.

Er weiß es besser!

Von

Ludwig August Frankl.

Die Tannen wogen schlank und morgenduftig,
Grüngolden spielt das Licht in ihren Aesten,
Ringsum Gesang von leichtbeschwingten Gästen;
Im Walde weht und rauscht der Frühling luftig.

Ein Jäger geht in Thau und Schatten drinnen,
Das Feuerrohr gesenkt auf seinem Rücken,
Heut' wird er's nicht dem Wild ins Leben drücken,
Auf eine andre Jagd scheint er zu sinnen;

Prüft manchen Baum vom Grund bis zu den Kronen,
Und rüttelt auch an manchem stark und mächtig —
Thautropfen blitzen diamantenprächtig
Auf ihn herab, den Händedruck zu lohnen.

Er aber schneidet ein mit scharfem Messer
Ein Kreuz als Zeichen, ihn im Herbst zu fällen,
Und denkt vom stolz aufragenden Gesellen:
„Träum' du von Lenzen noch, ich weiß es besser!“

Digitized by Google

So schreitet er, ein Tod, durch Frühlingsräume,
In manche Rinde kerbt er noch das Zeichen,
Und mit den scharfgeschnitt'nen Kreuzen gleichen
Bald einem Friedhof in dem Wald die Bäume.

Im Menschenwald ein unsichtbarer Jäger
Geht lauernd auch umher und kerbt in Herzen
Die Zeichen ein, oft ohne daß sie schmerzen,
So weich, so sanft – doch ist er ein Erleger!

Gewiß, er war mir nahe schon als Kummer,
Als Glück wol auch, als Sorge schon im Traume;
Die Lippen küßt' er mir im Becherschaume,
Und war die Nacht, die hinging ohne Schlummer.

Er schnitt ins Leben mir mit seinem Messer,
Oft merkt' ich's kaum, ein leises, leises Zeichen;
Ich meine manchen Lenz noch zu erreichen,
Noch manche That zu thun — Er weiß es besser!

Literatur und Kunst.

Von dem schon früher besprochenen Werke des Hrn. Karl Alexander Freiherrn von Reichlin-Meldegg: „Heinrich Eberhard Paulus und seine Zeit“ (Stuttgart, Verlagsmagazin) ist soeben der zweite Band erschienen, die Zeit von Paulus' Uebersiedelung nach Heidelberg bis zu seinem Tode im Jahre 1851 umfassend. Dem Verfasser haben dabei dieselben reichlich fließenden Quellen zu Gebote gestanden, wie bei dem ersten Bande. Besonders hat Paulus' ausgedehnter und mannichfacher Briefwechsel ein ebenso ergiebiges wie interessantes Material geliefert; wir machen beispielsweise auf die zahlreichen Briefe von August Wilhelm und Friedrich Schlegel, sowie von des Letztern Frau, Dorothea geb. Mendelssohn, aufmerksam, durch die uns höchst frappante Einblicke in das innere Treiben der Romantik eröffnet werden. Wenn der zweite Band im Ganzen nichtsdestoweniger hinter seinem Vorgänger an Interesse zurücksteht, so liegt das zum Theil allerdings an der Einförmigkeit der Begebenheiten, welche hier zu berichten waren. Denn während der erste Band in dem vielfachen Orts- und Amtswechsel, zu welchem Paulus in der ersten Hälfte seines Lebens veranlaßt war, Gelegenheit zu den mannichfachsten Schilderungen darbot und den Leser mit einem raschen Scenenwechsel unterhielt: so sehen wir den berühmten Vorkämpfer des modernen Rationalismus im Beginn dieses zweiten Bandes mit der Berufung nach Heidelberg an einem Ziele anlangen, das er nun bis zu seinem Tode nicht mehr verläßt und über das er auch innerlich nicht mehr hinausgewachsen ist. Paulus' Aufenthalt in Heidelberg ist die Zeit

seiner geistigen Ernte; seine Thätigkeit ist noch immer erstaunlich, sein Ruf, bei Freunden und Feinden, noch immer im Zunehmen: aber seine Thätigkeit geht (wozu überhaupt die Anlage im Charakter des Mannes war) doch mehr in die Breite als in die Tiefe und auch sein Ruhm zehrt eigentlich nur noch von dem früher erworbenen Capital. Doch kann gerade ein solcher Lebensabend, von diesem Reichthum und dieser behaglichen Fülle, ein höchst angenehmes Bild darbieten; es ist so selten in dieser unvollkommenen Welt, daß Jemand das Ziel, nach dem er gestrebt hat, wirklich erreicht, daß wir bei den Wenigen, denen diese Gunst des Schicksals zutheil wird, jederzeit gern verweilen, auch wenn das Ziel selbst, dem sie ihre Kräfte widmeten, von der fortschreitenden Zeit inzwischen überholt sein sollte. Wenn der vorliegende Band uns diesen Eindruck der Behaglichkeit und des ruhigen, gesättigten Friedens gleichwol vermissen läßt, so ist daran wol weniger die bekannte Kampf- und Streitlust des alten Rationalisten schuld, die ihn bis in sein höchstes Alter hinein in immer neue Fehden verwickelte, als die eigenthümliche Darstellungsweise des Biographen, dem auch hier wieder, wie im ersten Bande, das überreiche Material über den Kopf gewachsen ist. Statt das Bild seines Helden aus der Fülle des Stoffs mit wenigen genauen und kräftigen Strichen herauszuarbeiten, benutzt der Verfasser eifrigst jede sich ihm darbietende Gelegenheit zu Abschweifungen und Episoden, die an sich nicht immer ohne Werth sind, an dieser Stelle jedoch und indem sie von dem Hauptgegenstande ablenken, nur eine fortdauernde Unordnung und Verwirrung erzeugen. Schon bei Besprechung des ersten Bandes hatten wir Gelegenheit, auf einige derartige Auswüchse hinzudeuten; auch die gegenwärtige Fortsetzung des Werks bietet zahlreiche verwunderliche Beispiele dieser geschmacklosen und zweckwidrigen Breite. Geographie und Statistik sind zwei sehr edle Wissenschaften: aber Paulus' Berufung nach Heidelberg zu einem Excurs über Grenzen, Größe und Einwohnerzahl des Großherzogthums Baden zu benutzen (S. 7), scheint uns doch ebenso wenig am Orte, wie die seitenlange Erzählung vom Frankfurter Parlament, von dem Unionsproject, dem Reichstag zu Erfurt ꝛc. (S. 406—410), mit welcher der Verfasser, anknüpfend an einige Sentenzen Paulus' über gewisse Begebenheiten der neuesten Zeit, uns überrascht. Auch der Stil ist mehr als billig vernachlässigt; Sätze wie: „Am bedeutendsten neben diesen war der Privatdocent Neander, der später als Kirchenhistoriker so bedeutend wurde" (S. 28) oder: „Als Praktiker war er, eine gewisse, genialen Naturen oft nicht seltene Zerstreutheit abgerechnet" ꝛc. (S. 30), hätten der Feile des Verfassers nicht entgehen sollen. Das Ganze ist auf diese Weise eine wüste Masse geworden, in der es zwar an einzelnen interessanten, namentlich für den Literarhistoriker wichtigen Partien keineswegs fehlt: aber Dasjenige, was das Buch uns eigentlich zu liefern verspricht, nämlich ein wirkliches Lebensbild des berühmten Theologen, bleibt es uns trotz seiner Dickleibigkeit dennoch schuldig.

Wie die Lichter am Weihnachtsbaum erlöschen, ist auch das Meiste von Dem, was die Literatur zu den Gaben des Weihnachtsbaums geliefert hat, todt und vergessen; es sind die wahren Winterschmetterlinge, diese meist so zierlich ausgestatteten Schriftchen, mit denen unsere Verleger den Weihnachtstisch umlagern, ebenso bunt und ebenso vergänglich wie ihre sommer-

lichen Geschwister. Eine ebenso seltene wie angenehme Ausnahme davon bildet **Emil Roßmäßler's „Flora im Winterkleide"** (Leipzig, Costenoble). Man braucht eben nicht den kritischen Dreifuß zu besteigen, man braucht nur ein aufmerksamer und dankbarer Leser zu sein, um diesem neuen, auch äußerlich höchst saubern Büchlein des bekannten und fruchtbaren Verfassers eine lange und segensreiche Dauer, weit über das Ziel seiner nächsten festlichen Bestimmung hinaus, zu prophezeien. Roßmäßler's Talent für populäre Darstellung ist bekannt; mit einer gediegenen und umfassenden Kenntniß seines Gegenstandes vereinigt sich bei ihm Klarheit der Anordnung, Gefälligkeit der Darstellung und ein gewisses gemüthliches Element, das wir um so höher anzuschlagen haben, je weiter es sich von aller Sentimentalität und aller süßlichen Schönthuerei, wie sie leider auch in der populären Darstellung der Natur wieder üblich werden, entfernt hält. Auch war der Stoff, den der Verfasser sich zu diesem neuesten Werke ausgewählt hat, zu einer solchen gemüthlich liebevollen Behandlung ganz besonders geeignet. Es ist das Leben der Pflanzenwelt im Winter, das er uns schildert, zu einer Zeit also, wo das profane Auge überhaupt kein Leben mehr in den Pflanzen zu erblicken vermag, ja wo die ganze Natur im Winterschlafe, oder wie Andere sagen, unter dem Leichentuche zu ruhen scheint. Die Thätigkeit in dieser anscheinenden Ruhe, das Leben in diesem vermeintlichen Tode zu schildern, ist die Aufgabe des Buchs. Mit besonderer Vorliebe verweilt der Verfasser bei der niedern Pflanzenwelt, bei Flechten, Pilzen, Moosen ꝛc.; mit dem Mikroskop in der Hand enthüllt er uns den wunderbaren Reichthum dieser anscheinend so ärmlichen, so unfruchtbaren Formen, indem er uns zugleich die Bedeutung derselben und ihre Nothwendigkeit für das höhere Pflanzenleben nachweist. Von da geht der Verfasser weiter zu den Nadelhölzern, dieser einzigen grünen Zierde unserer winterlichen Fluren, die uns zugleich die Zierden unserer Weihnachtstische liefert. Auch hier wieder wird das wundersame Gesetz, das ihren Bau bestimmt, im Einzelnen nachgewiesen und daran eine Menge belehrender und gemüthlich anregender Bemerkungen angeknüpft. Den Schluß macht eine Abhandlung über das Knospen der Laubhölzer; der Winter geht zu Ende, das nie rastende Leben sprengt die Hülle und neue Knospen, neue Blätter laden uns zu neuem Genuß und neuer Thätigkeit. Wie wir vernehmen, steht der Verfasser, erst kürzlich von einer wissenschaftlichen Reise nach Spanien zurückgekehrt, im Begriff, den deutschen Boden für längere Zeit zu verlassen, um sich in der Schweiz einem mehr praktischen Berufe zu widmen. Die „Flora im Winterkleide" wird dadurch zu einer Art von Abschiedsgeschenk, dessen Vortrefflichkeit uns jedoch den Wunsch einflößt, daß die Trennung nicht allzu lange währen und daß der Verfasser in seinem neuen Berufe der Literatur, die ihm bereits so viele werthvolle Gaben verdankt, erhalten bleiben möge. kl.

Die berliner Belletristik steht auswärts nicht im besten Rufe; der dürre Sand, behauptet man, aus dem die „Metropole der deutschen Bildung" sich erhebt, ist der poetischen Fruchtbarkeit nicht zuträglich, während der scharfe Wind, der die langen, geraden Gassen der Königsstadt durchweht, die Herzen erkältet und

wenig oder nichts von jener Gemüthlichkeit aufkommen läßt, ohne die ein deutscher Poet noch immer nicht zu existiren vermag. Diese Vorwürfe zu widerlegen, hat ein berliner Dichterverein, von dem auch wol sonst schon öffentlich die Rede gewesen, die sogenannte Literarische oder Tunnelgesellschaft, neuerdings einen beachtenswerthen Versuch gemacht: „Argo. Belletristisches Jahrbuch für 1854. Herausgegeben von Theodor Fontane und Franz Kugler" (Dessau, Katz). Daß ein derartiges Sammelwerk nicht lauter Meisterstücke enthalten kann, versteht sich von selbst. Auch in der „Argo" ist die Mittelmäßigkeit ziemlich reichlich vertreten, selbst auch die anspruchsvolle Mittelmäßigkeit. Zu dieser letztern Gattung rechnen wir das Meiste, was Bernhard von Lepel, Leo Goldammer und W. von Merckel beigetragen. Selbst Merckel's in den Zeitungen viel besprochene Novellette: „Der Frack des Hrn. von Chergal", müssen wir derselben Kategorie beizählen; ein dünner Gedanke, der nicht einmal das Verdienst der Neuheit hat, ist da mit ermüdender Weitschweifigkeit zu einem Product ausgesponnen, so fadenscheinig wie der Frack, den es verherrlicht. Recht viel Interessantes und Werthvolles dagegen haben die beiden Herausgeber Franz Kugler und Theodor Fontane beigesteuert. Besonders die kunstwissenschaftlichen Aufsätze des Erstern haben wir mit großer Befriedigung gelesen; sie enthalten eine Fülle neuer anregender Ideen, denen wol eine gelegentliche Verwirklichung zu wünschen wäre. Auch sein Text zu der Truhn'schen „Kleopatra" ist ein schwungvolles, echt dramatisches Gedicht, das wol einen glücklichern Componisten verdient hätte, als es bisjetzt gefunden hat. Theodor Fontane hat einige vortreffliche Balladen, theils eigene, theils Uebersetzungen geliefert; seine novellistischen Versuche dagegen sind unbedeutend. Bei Paul Heyse ist es gerade umgekehrt; seine „Lieder aus Sorrent" entsprechen den Erwartungen, an die uns dieser reichbegabte Lyriker gewöhnt hat, nicht, während seine Erzählung „La Rabbiata" eine recht anmuthige Lecture gewährt. Den „Gedichten in niederdeutscher Mundart" von Friedrich Eggers haben wir keinen Geschmack abgewinnen können und auch die „Gedichte" von Theodor Storm können wir wenigstens mit den großen Lobsprüchen, welche dem Dichter neulich in diesen Blättern gespendet wurden, nicht ganz vereinigen. So ist denn das Ganze bei seinem mannichfachen und abwechselnden Inhalt als eine recht geschickte Neuerung der sonst üblichen belletristischen Taschenbücher zu begrüßen und wünschen wir namentlich den Herausgebern, daß die Mühe, welche sie sich um das Unternehmen gegeben, durch eine freundliche Aufnahme beim Publicum belohnt werden möge. Wenigstens den Vorwurf, daß es in der berliner Literatur keine Gemüthlichkeit mehr gebe und daß die Dichter an der Spree nicht zusammenzuhalten wüßten, haben sie durch die „Argo" widerlegt; ob sie in dem andern Punkt ebenso glücklich gewesen sind, stellen wir dem persönlichen Geschmack des Lesers anheim. mm.

Correspondenz.

Aus Baden.

8. Januar 1854.

Chs. Wenn ich heute die Feder ergreife, an Sie zu schreiben, so geschicht es im Grunde nur, um die Erfüllung meiner neulichen Zusage nicht allzu weit hinauszuschieben. Denn in der wichtigen Angelegenheit selbst, die jetzt jedes andere Interesse bei uns verschlingt und auf unser kleines Baden die Aufmerksamkeit von ganz Europa hinlenkt, ich meine in dem Streite zwischen der weltlichen und kirchlichen Gewalt, dieser allgemeinen Krankheit unserer Zeit, die auf so unerwartete Weise in unserm Ländchen zum Ausbruch gekommen, ist seit meinem letzten Briefe noch keine irgend wesentliche Aenderung eingetreten. Das Gerücht von einer angebotenen oder auch wol gar erbetenen östreichischen Vermittelung, das beim Schluß meines letzten Briefes verbreitet war, hat sich, wie ich gleich damals vermuthete, als resultatlos erwiesen und auch mit der preußischen Vermittelung, von der seit einiger Zeit wieder die Rede ist, wird es sich, wie ich allen Grund habe zu glauben, nicht anders verhalten.

Dagegen soll, wie man sich hier und da zuraunt, ein anderer auswärtiger Einfluß höchst thätig sein, nur daß man denselben leider nichts weniger als vermittelnd nennen darf. Das ist der Einfluß Frankreichs, das sich dieser unseligen Angelegenheit mit einem Eifer bemächtigt haben soll, welcher nur allzu deutlich beweist, daß die Traditionen des Rheinbunds wenigstens bei unsern Nachbarn im Westen noch nicht vergessen sind. Selbst was sich von diesem Einfluß öffentlich kundgibt, die Geldsammlungen nämlich und Hirtenbriefe der französischen Geistlichkeit, sollte, wenn es auch scheinbar zunächst nur als Privatsache auftritt, von der deutschen Presse doch nicht so unbeachtet bleiben oder mit der Gleichgültigkeit aufgenommen werden, wie es leider geschicht. Denken wir uns den Fall einmal umgekehrt; denken wir uns, daß ein ähnlicher Conflict Frankreich in Bewegung setzte und daß deutsche Geistliche es wagten, sich auf diese Weise in die innersten Angelegenheiten eines fremden Staats zu mischen und einen nicht unbeträchtlichen Theil seiner Einwohner zu offenem Widerstande gegen die Autorität der Regierung zu ermuthigen — was würde wol die Folge davon sein? Ich will gar nicht einmal sagen in der Diplomatie — nein, nur in der Presse? Würde nicht die ganze französische Journalistik, ultramontan oder gallikanisch, aufgeklärt oder strenggläubig, sich gegen diese Anmaßung erheben wie Ein Mann und dem unberufenen Rathgeber die Thüre weisen?

Aber das hängt mit der frostigen Haltung zusammen, welche ein großer, um nicht zu sagen der größere Theil der deutschen Presse in dieser Angelegenheit überhaupt annimmt und die ich noch sehr mild zu bezeichnen glaube, wenn ich sie eine unkluge und unpatriotische nenne. Gegen die specifisch katholischen Blätter, wie die „Deutsche Volkshalle" und ähnliche Schildträger des crassesten Ultramontanismus, sollen diese Vorwürfe natürlich nicht gerichtet sein; die thun nur, was sie müssen und wozu man sie ins Dasein gerufen hat. Bedenklicher schon ist es, wenn Blätter, welche aus der Loyalität übrigens ein sol-

ches Gewerbe machen, wie es von der „Neuen Preußischen Zeitung" und einigen andern norddeutschen Blättern desselben Schlags geschieht, ihren eigenen Standpunkt in dieser Angelegenheit so völlig vergessen und verleugnen, daß sie die offenbarste Auflehnung gegen die Regierung mit einer wahrhaft eisernen Unbefangenheit vertheidigen und lobpreisen. Sie selbst zwar sagen, sie thun es aus Rechtsgefühl; die katholische Kirche in Baden, behaupten sie, ist vom Bureaukratismus geknechtet und in ihren Rechten gekränkt. Das ist möglich, wir sagen hier nicht Ja, nicht Nein dazu und brauchen es nicht, da es sich um diese Rechte für den Augenblick noch gar nicht handelt. Vielmehr um was es sich handelt und worauf es bei dem ganzen gegenwärtigen Streite allein ankommt, das ist, ob es der katholischen Geistlichkeit gestattet sein soll und darf, Rechte, die ihr nach ihrer Meinung gebühren, ihr jedoch durch die augenblicklich bestehenden Verträge und Gesetze noch nicht zugesprochen sind, nichtsdestoweniger thatsächlich und unter Verspottung der bestehenden Gesetze bereits in Anspruch zu nehmen. Das ist eine Art der Selbsthülfe, die schon im Privatleben streng verboten ist; wo sie innerhalb des Staats auftritt, nennt man sie Revolution. Was wandelt denn die Großsprecher der Reaction an, daß sie jetzt auf einmal als Fürsprecher der Revolution auftreten? Soll eine Revolution aufhören eine Revolution zu sein, weil sie von Pfaffen gemacht wird? Das Gift der Aufreizung, des Ungehorsams, der offenen und heimlichen Agitation — ist es jetzt auf einmal Balsam geworden, weil es uns nicht mehr von „Franzosen, Polen und Juden", sondern von Rom oder Mainz zugesandt wird? Wahrhaftig, uns Badensern, die wir die Hefe der Revolution so gründlich gekostet haben — uns am allerwenigsten ist es zuzumuthen, daß wir neue Revolutionsexperimente sollen mit uns anstellen lassen, noch dazu wenn dieselben uns so gewaltsam aufgedrängt werden und in so völlig fremden Interessen wurzeln, wie in diesem Falle. Wir wollen überhaupt keine Revolution mehr, wir ziehen, durch Schaden gewitzigt, die langsamere, aber auch wohlthätigere allmälige und naturgemäße Entwickelung allen plötzlichen Segnungen vor, mit denen die Revolution uns überschütten könnte; wir haben Geduld gelernt, wie bitter sie sein mag. Und darum verlangen wir nun auch von unsern Katholiken, daß sie ebenfalls Geduld haben; auch sie sollen, vorausgesetzt, daß sie wirkliche Rechte und Ansprüche haben, welche gegenwärtig noch nicht oder nicht gehörig befriedigt werden, dieselben ebenfalls diesem ruhigen und rechtlichen Entwickelungsgange anvertrauen, nicht aber durch einseitige Pflichtverletzung einen Zustand der Unsicherheit und Aufregung verbreiten, der bei unsern kaum erst beruhigten Zuständen nicht nur doppelt empfindlich, sondern auch doppelt gefährlich ist. Diese Sätze sind alle so einfach und müssen jedem Unbefangenen dermaßen einleuchten, daß die feindselige und aufreizende Haltung, welche jene angeblich so loyale Presse in dieser Angelegenheit annimmt, wahrhaft unbegreiflich sein würde, wüßte man nicht längst, daß die Partei der Kreuzzeitung, trotz Lutherthum und orthodoxem Eifer, wesentlich katholisch ist, in der Religion so gut wie in der Politik, und daß ihre Organe daher auch in diesem Streite nur pro aris et focis kämpfen.

Ueberraschend dagegen, und zwar recht schmerzlich überraschend ist uns hier zu Lande die halbe, theilnahmlose Stellung, welche auch viele übrigens

liberale und aufgeklärte Blätter zu diesem Streite einnehmen. Daß unser gegenwärtiges Regierungssystem die Sympathien des liberalen Deutschlands nicht für sich hat, begreifen wir vollkommen und auch das erscheint uns völlig in der Ordnung, daß die zum Theil sehr bureaukratischen und gewaltsamen Mittel, zu denen unsere Regierung in diesem Streite nothgedrungen greift, da ihr nach der vorhandenen Organisation keine andern zu Gebote stehen, sich der allgemeinen Billigung nicht erfreuen. Allein bis dahin sollte man den Haß gegen die Bureaukratie und die Abneigung gegen eine Regierung, die sich bisher leider nur auf die Bayonnete des Belagerungszustandes hat stützen können, denn doch nicht ausdehnen, daß man darüber das Recht des protestantischen Staats, das Recht der Freiheit und Bildung überhaupt vergißt. Kennt man denn außerhalb Baden die hiesigen Zustände und Persönlichkeiten so wenig, und hat man auch auf die jüngsten Bewegungen der katholischen Kirche in Deutschland überhaupt so wenig Acht gegeben, daß man wirklich nicht weiß, wohin dieser ganze Streit zielt und daß er günstigenfalls nur den ersten Act eines Intriguenspiels bildet, das sich binnen kurzem über ganz Deutschland ausbreiten und vielleicht als blutige Tragödie enden wird? Unsere liberalen Blätter legen doch sonst (und mit vollem Recht) so viel Gewicht auf die öffentliche Meinung: entgeht ihnen denn, wie dieselbe sich bei uns von Tag zu Tage deutlicher gestaltet, sodaß selbst die Gegner genöthigt sind, die Thatsache anzuerkennen?

Denn auch in dieser Hinsicht haben die Voraussagungen meines neulichen Briefes sich durchaus bestätigt. Ich schrieb Ihnen neulich, daß das herausfodernde und gewaltsame Benehmen der Geistlichkeit selbst bei der Mehrzahl der gebildeten Katholiken keinen Anklang finde und daß die ultramontane Agitation, soweit die weltliche Bevölkerung davon mit ergriffen sei, sich überhaupt nur auf die alleruntersten, einsicht- und bildunglosesten Kreise beschränke. Die Ereignisse der letzten Wochen haben die Richtigkeit meiner Behauptung seitdem auf wahrhaft glänzende Weise nachgewiesen, selbst auch in Freiburg, dem eigentlichen Sitz und Herd der katholischen Agitation, wo dieselbe doch nothwendig auch die meisten und eifrigsten Freunde haben müßte. Und gerade hier in Freiburg ist, wie Ihre Leser bereits aus den Zeitungen wissen, der mit dem Bann belegte Stadtdirector Burger mit außerordentlicher Stimmenmehrheit zum Vorstand des Museum gewählt worden, einer Gesellschaft also, die gerade aus den gebildetsten und einflußreichsten Elementen unserer Stadt zusammengesetzt ist. Die Bemühungen der bischöflichen Partei, die Bedeutung dieser Wahl nachträglich herabzusetzen, müssen Demjenigen, der die Ortsverhältnisse kennt, geradezu lächerlich vorkommen und zeigen im Gegentheil nur, daß man die Schwere des Schlags auf der getroffenen Seite sehr wohl empfindet. Dazu kommt nun als ein zweites und nicht minder wichtiges Zeichen von der Stimmung, die in Freiburg, sowie unter unsern Gebildeten überhaupt vorherrscht, die Wahl des Universitätsbibliothekars in Freiburg. Einem alten, wenn auch durch nichts begründeten Gebrauch zufolge wurde diese Stelle, die durch Wahl der Universität besetzt wird, gewöhnlich einem Professor katholischen Bekenntnisses übertragen, angeblich, weil nur ein Katholik im Stande sei, die Büchermanschaffungen der Bibliothek gehörig zu überwachen und den etwaigen Misbrauch der vorhandenen ketzerischen Werke zu verhüten. Dieser sehr ober-

flächliche Grund hatte, wie gesagt, längere Zeit für stichhaltig gegolten und die Praxis der Wählenden bestimmt. Aber gerade dies mal hat man sich davon emancipirt: statt des Professor Gfrörer, auf dessen Wahl seine Partei mit Bestimmtheit rechnete, ist der protestantische Professor Berg, der einstweilige Stellvertreter des verstorbenem Anselm von Feuerbach, gewählt worden. Die katholische Partei tröstet sich zwar, wie ich höre, noch mit der Hoffnung, daß die Regierung die Wahl des Professor Berg nicht bestätigen werde — oder wie die ipsissima verba lauten: daß sie nicht wagen werde, sie zu bestätigen. Wir dagegen leben der gerechten Hoffnung, daß die Regierung zu gut berathen ist und die wahre Beschaffenheit der öffentlichen Meinung zu wohl kennt, um sich zu einem derartigen Schritt verleiten zu lassen, der den wohlmeinenden Theil der Bevölkerung nur irre machen, die Feinde und Gegner der Regierung aber in ihren thörichten Siegeshoffnungen nur bestärken würde.

Noch deutlicher jedoch zeigt die eigentliche Lage der streitenden Parteien sich, wenn wir mit Vorfällen, wie die beiden eben besprochenen, die Personen und die Mittel vergleichen, welche die Ultramontanen für sich ins Gefecht führen. Ich will gar nicht einmal so weit gehen, wie das Publicum allerdings bei uns thut: ich will die bekannte mysteriöse Erscheinung in dem Zimmer unsers Prinz-Regenten in keine Verbindung mit dem vorliegenden Streite setzen, obschon der Regierung selbst, wie die vorgenommenen Haussuchungen und sonstige Nachforschungen vermuthen lassen, ein solcher Zusammenhang nicht außer dem Gebiet des Möglichen zu liegen scheint. Jene geheimnißvolle Person, die da auf einmal wie aus dem Boden gewachsen, dem Fürsten gegenübersteht, ihn anreden will, das Wort nicht findet und dann beim Hülferuf des Prinzen auf ebenso geheimnißvolle Weise verschwindet — diese seltsame Person, sage ich, kann ein Sendling der Ultramontanen gewesen sein, die unsern Regenten auf diese Weise haben wollen einschüchtern oder in Verwirrung setzen; es kann aber ebenso gut ein völlig unbefangener Bittsteller gewesen sein, dem blos der Muth gefehlt hat, Se. Hoheit anzureden; es kann auch ein Vorwitziger, ein Dieb, ja ein Blödsinniger gewesen sein und der ganze Schlüssel des Geheimnisses liegt vielleicht zuletzt nur in einer Nachlässigkeit der großherzoglichen Bedienten.

Allein es gibt auf jener Seite noch eine Reihe anderer Ereignisse, die keine solche entschuldigende Deutung zulassen. Ich rechne dahin namentlich die Verbreitung der höchst frechen und aufwiegelnden Schrift: „Katholiken, paßt auf!“ zu der soeben noch ein zweites Pamphlet unter ähnlichem Titel, aber wenn möglich mit noch frecherm Inhalt, hinzugekommen ist. Die Strenge, mit welcher die Regierung gegen die Verbreitung dieser und ähnlicher Machwerke einschreitet, ohne dabei auch Beamte und andere sogenannte Hochgestellte zu schonen, findet bei allen Einsichtigen und Wohlmeinenden die lebhafteste Billigung; gerade je gebildeter Jemand ist oder sein will und je einflußreicher seine Stellung, um so weniger sollte er sich auch herbeilassen, eine Agitation zu unterstützen, die zu so schmuzigen und strafbaren Mitteln greift. Auch hat eine derartige heimliche Presse bei uns ja in frühern Jahren Schaden genug gestiftet; wir vermögen wiederum nicht einzusehen, wie diese gehässige und gefährliche Waffe jetzt auf einmal gefahrlos und ehrenhaft geworden sein soll, nämlich weil nicht mehr die Demokraten, sondern die Ultra-

montanen sich ihrer bedienen. Auch der karlsruher Dienstmädchenverein mit seiner an den Prinz-Regenten gerichteten Petition ist ein nicht unwichtiger Beitrag zur Charakteristik der Parteien, besonders wenn man denselben mit den oben besprochenen freiburger Vorgängen zusammenhält.

Und wie die Mittel der Partei, so auch die Persönlichkeiten, welche sie benutzt. Hr. J. Chowanetz erläßt zwar soeben in verschiedenen Zeitungen eine Bekanntmachung, welche die Vortrefflichkeit seiner Person, sowie die Gediegenheit und Uneigennützigkeit seines schriftstellerischen Wirkens über allen Zweifel erheben soll. Ob ihm dies gelingen wird, wenigstens bei Denen, die ihn persönlich kennen, steht dahin; will Hr. J. Chowanetz die öffentliche Meinung, die bei uns über ihn herrscht, wirklich umwandeln, so wird er nach Allem, was mir darüber zu Ohren gekommen, wol noch andere und kräftigere Beweismittel beibringen müssen als diese seine Erklärung in den Zeitungen. Doch brauche ich über diesen Punkt gegen Sie am wenigsten weitläufig zu werden, da Hr. J. Chowanetz, vorausgesetzt, daß er identisch ist mit dem Hrn. J. Chownitz, der Anfang der vierziger Jahre in Leipzig lebte und schriftstellerte, in Ihrer Gegend ja ebenso und vielleicht noch besser gekannt ist als bei uns.

Allein gerade diese Unlauterkeit der Mittel und Werkzeuge, zu denen die ultramontane Partei zu greifen sich genöthigt sieht, verbürgt uns den Sieg. Welche Mühe man sich auch von katholischer (und kryptokatholischer) Seite geben mag, den Streit immer weiter auszudehnen und den Stoff zu immer neuen Verwickelungen nöthigenfalls bei den Haaren herbeizuziehen — die Wahrheit, daß im geordneten Staat Rechte nur durch Gesetze geschaffen werden und daß jeder Versuch, sein Recht einseitig geltend zu machen, eine Auflehnung gegen die Heiligkeit des Staats und der Gesellschaft im Allmeinen ist, und zwar eine Auflehnung, die von ihrem gesetzwidrigen und revolutionären Charakter auch dadurch nicht verliert, daß sie im Namen der Kirche unternommen wird — diese einfache Wahrheit, die auch kein augenblicklicher Erfolg des Gegentheils zu erschüttern vermag, wird auch in diesem Falle das Bewußtsein des Volks mehr und mehr durchdringen und dadurch der scheinbar so verwickelten Angelegenheit einen so natürlichen wie glücklichen Ausgang bereiten.

Aus Brüssel.

Am Sylvester 1853.

E. H. Nicht die orientalische noch die Theuerungs-, sondern die Karten- und Visitenfrage bildet hier seit vierzehn Tagen den Hauptgegenstand des Gesprächs und der Journalpolemik. In Rücksicht auf die diesjährige Noth beantragte der Bankier und Stadtrath Bischoffsheim in einem an den Bürgermeister gerichteten Schreiben die Einführung der deutschen Sitte, wonach man sich durch eine für die Armen bestimmte Geldspende von den lästigen Neujahrsvisiten und der Kartenabgabe loskaufen kann. Dem Schreiben war eine 1000-Francsnote beigelegt, als praktische Anwendung des gegebenen Raths. Der Bürgermeister veröffentlichte das Schreiben in allen Journalen, den Antrag Bischoffsheim's befürwortend und sein Beispiel zur Nachahmung empfehlend. In den höhern und in den Beamtenkreisen, die am Neujahrstage eine

wirklich lästig werdende Unzahl von Besuchen zu machen und zu empfangen haben, fand der Vorschlag zahlreiche Zustimmung. Nicht so in den mittlern und untern Volksschichten. Die Fiaker welche am Neujahrstage vom frühen Morgen bis zum späten Abend vollauf beschäftigt sind und die Lithographen, welche sonst hunderttausende von Neujahrsvisitenkarten anzufertigen haben, fühlten sich am unmittelbarsten in ihren Interessen verletzt und erhoben sich zuerst gegen diese „Neuerung", welche Hunderten einen Verdienst raubte, um ihn an Andere als Almosen zu vertheilen. Bald machte die gesammte Classe der Gewerbtreibenden, der kleinen Handelsleute und Arbeiter mit ihnen Chorus, Alle von der Ansicht ausgehend, daß mit den Neujahrsbesuchen auch die „Etrennes" schwinden würden, diese aber für sie eine Hauptquelle des Verdienstes und Gewinns im Winter bilden. Diese Rücksicht, daß die Loskaufungssumme der Neujahrsbesuche die Mittel der Armen nicht vermehren, sondern ihnen nur einen ehrlichen Verdienst nehmen würde, um ihnen denselben in der entehrenden und demoralisirenden Form von Almosen zukommen zu lassen, hat bedeutenden Eindruck gemacht, und es ist kaum glaublich, daß die Anzahl der Neujahrsbesuche und der abgegebenen Visitenkarten morgen um ein Bedeutendes geringer sein werde als am ersten Tage der frühern Jahre.

Die obenangedeutete Ansicht macht sich auch in anderer Beziehung geltend und legt jedenfalls ein Zeugniß ab von dem gesunden Sinne unserer mittlern und untern Classen. Der belgische Adel und das reiche Bürgerthum sind nichts weniger als verschwenderisch; weit eher sind sie geneigt, nach der entgegengesetzten Seite hin zu sündigen. Immerhin ergreifen sie gern jede Gelegenheit, wo sie, ohne ihrer Würde zu vergeben, oder gar unter einem schönen und hochklingenden Vorwande sparen können. So beginnen sie die Festlichkeiten, Bälle, Abendunterhaltungen ꝛc., welche sonst im Winter gegeben werden, dieses Jahr zu verringern, aus dem Grunde oder unter dem Vorwande, daß sie bei der durch die Theuerung herbeigeführten allgemeinen Noth es vorziehen, die sonst auf Unterhaltungen verausgabten Summen als Almosen zu verwenden, und daß sie andererseits nicht durch glänzende Festlichkeiten der Noth der untern Classen hohnsprechen wollen. In andern Ländern, wo die ärmere Classe wirklich an den Unterhaltungen und Genüssen der Reichen Anstoß nimmt, mag letzterer Grund seine Richtigkeit haben. Hier aber ist dies durchaus nicht der Fall. Unsere Arbeitsbevölkerung will Arbeit und Brot, nicht Almosen und Gnadengeschenke. Wollt ihr wirklich — ruft sie den begüterten Ständen zu — unserer durch die Nahrungskrisis veranlaßten Noth zu Hülfe kommen, so vermehrt eure Feste und Belustigungen, die uns Arbeit und Verdienst geben, anstatt sie zu verringern; nicht eure Unterhaltungen, die den Verkehr beleben und uns ernähren, sondern eure Enthaltsamkeit und eure Almosen sind für uns „verletzend"; wir sehen in euch viel lieber die verdienstgebenden Reichen als die almosenspendenden Philanthropen, weil wir unser Auskommen lieber verdienen als erbetteln.

Es wäre sehr zu wünschen, daß dieser Ruf Erhörung fände und die mittlern und höhern Classen nicht durch eine übel angewendete Sparsamkeit und Philanthropie die Noth der untern Classe noch verschlimmerten. Diese ist wahrlich schon an sich bedeutend genug. In den beiden Flandern z. B.

sind die Bettler bereits in förmliche Banden organisirt, die, 30—50 Personen stark, umherziehen und namentlich die vereinzeltstehenden Pächterwohnungen aufsuchen, wo sie das Almosen mehr erzwingen als erbitten. Selbstmorde aus Noth sind schon mehre constatirt worden; und selbst an den Thoren Brüssels, in den umliegenden Vorstädten, sind schon Fälle vorgekommen, daß ganze Familien am Hungertode gestorben, was unsere Presse allerdings beschönigend „mort d'inanition" und nicht „de faim" nennt. Und doch sind erst wenige Monate seit der Ernte verstrichen und wir befinden uns noch am Anfang des Winters, der freilich diesmal sehr frühzeitig begonnen und eine seit Jahrzehnden nicht vorgekommene Strenge entfaltet hat. Welch trauriges Schauspiel steht uns, wenn diese Strenge anhält, erst für die nächsten Monate bevor! Die öffentliche und Privatwohlthätigkeit machen bedeutende Anstrengungen, um dem Uebel zu steuern; aber bei dem täglich steigenden Umfang desselben scheinen die bisher angewendeten Mittel unzureichend.

Die eben versammelten Kammern bleiben ihrerseits diesen Uebelständen gegenüber nicht unthätig. Wie sie im November die Korneinfuhr freigegeben, so haben sie in den letzten Decembertagen der Regierung einstimmig die Ermächtigung ertheilt, den bisher auf Einfuhr der englischen Kohlen bestandenen überaus hohen Zoll nach ihrem Gutdünken herabzusetzen oder aufzuheben. Da mehre mit Dampf arbeitende Gewerbe wegen Kohlenmangel stocken, was unter den gegenwärtigen Verhältnissen um so drückender, und da auch die Consumenten im Allgemeinen bei dem strengen Winter leiden, so wird die Regierung wahrscheinlich nicht säumen, von der ihr ertheilten Erlaubniß Gebrauch zu machen, damit durch die Concurrenz der englischen Kohlen die belgischen billiger werden. Die Regierung hat außerdem die Verpflichtung übernommen, den Kammern schon im Januar 1854 eine allgemeine Gesetzvorlage vorzulegen, durch welche die Einfuhrzölle auf mehre Artikel erster Nothwendigkeit herabgesetzt oder aufgehoben und diese dadurch verwohlfeilert werden sollen. Im Ganzen weht seit einiger Zeit ein starker freihändlerischer Wind in Belgien, und Katholiken und Liberale suchen einander in Anträgen zur Entfesselung des Gewerbes und Handels zu überbieten. Diese Thatsache ist um so bemerkenswerther und erfreulicher, wenn man sich erinnert, daß der Unmuth gegen die Freihandelspolitik Hollands einen sehr bedeutenden Antheil an der belgischen Erhebung von 1830 hatte. Die im Juni 1854 bevorstehenden Kammerwahlen lassen der klerikalen Partei das Ringen nach Popularität als erste Nothwendigkeit erscheinen; und daher rührt allerdings zum großen Theil ihre plötzliche Freisinnigkeit in Zoll- und Handelsangelegenheiten.

Diese materiellen Fragen, welche die Kammern diesmal vorzugsweise in Anspruch nehmen, geben der diesjährigen Session einen rein geschäftlichen Charakter und einen ungewöhnlich friedlichen Verlauf. Die im December verhandelten Budgets der öffentlichen Arbeiten und des Kriegs, welche in den letzten Jahren gewöhnlich sehr lange und leidenschaftliche Debatten herbeiführten, sind diesmal in wenigen Sitzungen und ganz geräuschlos erledigt worden. In Gegenwart der äußern Kriegs- und der innern Nahrungskrisis fühlen beide politische Parteien die Nothwendigkeit, jede Spaltung zu vermeiden, und vertagen deshalb die Parteifragen und Kämpfe bis auf bessere

Zeiten. Ob ihnen freilich die Aufrechthaltung des bisherigen guten Einvernehmens auch bei den, in den nächsten Monaten zur Verhandlung kommenden Fragen des mittlern Unterrichts und der öffentlichen Wohlthätigkeit gelingen werden, zweier Gegenstände, welche für die katholische, wie für die liberale Partei eigentliche Lebensfragen bilden, ist mehr als zweifelhaft, und erklärt es sich daraus auch, daß die Regierung die Mittheilung der betreffenden Gesetzvorlagen möglichst weit hinauszuschieben sucht. Aber einmal wird der verhängnißvolle Tag doch kommen müssen und dann, wie gesagt, wird die Bombe platzen; für meine Correspondenzen wird das vielleicht von Vortheil sein, für Belgien selbst aber ganz gewiß nicht.

Notizen.

Aus England wird der Tod des Dr. William Hodge Mill, Professor zu Cambridge, gemeldet; derselbe wurde den berühmtesten englischen Orientalisten der Gegenwart beigezählt und hat sich namentlich durch seine Sanskritübertragungen biblischer und anderer Bücher, welche in Indien vielfach verbreitet sind, ein nicht unerhebliches Verdienst erworben. — Auch Deutschland hat noch in den letzten Tagen des alten Jahres einen seiner berühmtesten Namen auf dem Gebiet der morgenländischen Sprachen verloren, den Oberschulrath Grotefend in Hannover, vornehmlich bekannt durch seine Versuche zur Entzifferung der sogenannten Keilschrift. — In Paris ist der Marchese Visconti, der Erbauer der Napoleons-Gruft, dem auch der gegenwärtige großartige Umbau des Louvre anvertraut war, gestorben; ebenso in Hamburg Alexander de Chateauneuf, Wiederhersteller der dortigen St.-Petrikirche, sowie durch sonstige geschmackvolle und tüchtige Bauwerke bekannt.

Von der bekannten „Becker'schen Weltgeschichte" wird eine Fortsetzung: „Geschichte der letzten vierzig Jahre", von Eduard Arnd (Berlin, Duncker und Humblot), dem wir bereits ein gediegenes Werk über die französische Staatsentwickelung verdanken, angekündigt. Trotz der außerordentlichen Concurrenz, die sich auch der populären Geschichtschreibung bemächtigt hat, nimmt die Becker'sche Weltgeschichte unter den Werken dieser Art doch noch immer einen der ersten Plätze ein; auch lassen die Fortschritte, welche die Geschichtschreibung bei uns gemacht, sich kaum an einem zweiten Buche so deutlich nachweisen wie an diesem, das durch die Umarbeitungen von Loebell, Max Duncker, Menzel ꝛc. ein völlig neues Werk geworden ist, und zwar ein Werk, das neben seinem populären Zweck auch den gegründetsten Anspruch auf wissenschaftliche Beachtung hat. Wir zweifeln nicht, daß auch die neueste Arnd'sche Fortsetzung sich diesen Mustern würdig anschließen und den Werth des Buchs dadurch aufs neue erhöhen wird.

Im Verlagscomptoir zu Hamburg erscheint eine Reihe von Volksschriften des deutsch-amerikanischen Vereins: „Amerika wie es ist"; „Atlantis, amerikanische Erzählungen und Geschichten"; „Die Welt der Verbrechen; merkwürdige Criminalgeschichten und interessante Strafrechtsfälle der

Alten und Neuen Welt aus Vorzeit und Gegenwart" ꝛc. Doch scheint das Ganze nach den vorliegenden Heften zu urtheilen nur ziemlich handwerksmäßige Arbeit, die daher auch trotz des billigen Preises (die Lieferung kostet nur einen Silbergroschen) noch immer zu theuer bezahlt wird.

Nach dem Beispiel der berliner Hofbühne hat auch das Stadttheater zu Leipzig kürzlich einen Versuch mit Uhland's „Ernst von Schwaben" gemacht; wie indessen vorauszusehen war, hat derselbe trotz einer verhältnißmäßig recht tüchtigen Aufführung doch nur einen succès d'estime erreicht, und auch dieser scheint mehr dem Namen des Dichters im Allgemeinen als dem Stücke selbst gegolten zu haben. Auch die auf derselben Bühne nach langer Zögerung endlich erfolgte erste Aufführung des Wagner'schen „Lohengrin" hat aller Erwartung zuwider nur eine laue Aufnahme gefunden. Dagegen soll „Ein Lustspiel" von Benedix, das anderwärts meist nur mit mehr oder minder unsicherm Erfolg gegeben war, auf dem Burgtheater in Wien Furore gemacht haben.

Ludolf Wienbarg, der lang Verschollene, ist an die Spitze einer seit Beginn des Jahres zu Hamburg erscheinenden Zeitschrift für die reifere Jugend „Armin" getreten. Ebendaselbst wird noch eine andere neue Zeitschrift angekündigt: „Die Controle", herausgegeben von dem bekannten „Chevalier" Wollheim. Der Zweck dieser Zeitschrift soll, wie auch in dem Titel angedeutet liegt, vornehmlich darin bestehen, die Kritik der übrigen hamburger Journale und zwar hauptsächlich die Theaterkritik derselben zu controliren und somit gewissermaßen die höhere Instanz des hamburger kritischen Forums zu bilden. Ob dergleichen überhaupt ausführbar, sei es in Hamburg, sei es anderwärts, lassen wir dahingestellt; daß aber wenigstens der „Chevalier" Wollheim der richtige Mann dazu nicht ist, das scheint uns nach den hinlänglich bekannten Antecedentien desselben außer Zweifel zu sein. Schon ein altes Sprüchwort warnt, den Bock zum Gärtner zu setzen; die hamburger Journalistik wird jetzt Gelegenheit haben, zu erfahren was das heißt.

Im Nachlaß des verstorbenen Generals von Radowitz sollen sich noch höchst interessante schriftstellerische Arbeiten, theils vollendet, theils in Bruchstücken vorgefunden haben, darunter auch umfangreiche Anfänge zu einer Geschichte Friedrich Wilhelm's IV. Doch wird an eine Veröffentlichung dieses Nachlasses für die nächste Zeit wol schwerlich zu denken sein. Dagegen sieht ein anderer viel bestrittener Punkt der neuern preußischen Geschichte demnächst seiner, wie man hoffen darf, positiven Erledigung entgegen: Hr. Stawitzky, ein preußischer Offizier, der, irren wir nicht, seinen schriftstellerischen Beruf bereits durch einige interessante Beiträge zur Geschichte des jüngsten polnischen Aufstandes nachgewiesen hat, ist mit einer quellenmäßigen Geschichte des Lützow'schen Freicorps beschäftigt. Das Werk ist auf drei Bände berechnet und da dem Verfasser (zum ersten mal zu diesem Zweck) die königlichen Archive in Berlin geöffnet sind, so darf man sich ebenso viel neuen wie gründlichen Aufschluß versprechen.

Auch Böhmen hat in den letzten, an Todesfällen so reichen Wochen, einen seiner verdientesten Männer verloren: den Gutsbesitzer und Fabrikanten

Anton Veith, der am 18. December v. J. auf seiner Herrschaft Liebnitz bei Prag einer längern Krankheit erlegen ist. Veith war nicht nur einer der ersten Industriellen Böhmens, der durch seine kolossalen und wohlberechneten Unternehmungen vielen Tausenden Arbeit und Unterhalt gewährte, sondern er war auch ein Kunstfreund vom großartigsten Maßstabe, der seinen fürstlichen Reichthum mit Vorliebe für Gegenstände der Kunst, besonders der bildenden, verwendete. Unter den zahlreichen Bauten, mit denen er seine Besitzungen schmückte, ist besonders der „Böhmische Ruhmestempel" hervorzuheben, eine Walhalla im Kleinen, mit Statuen von Schwanthaler und andern namhaften Künstlern — ein Unternehmen, so kostspielig und von so patriotischem Zweck, wie es in neuerer Zeit selten oder wol nie von einem Privatmanne versucht worden ist. Leider war dasselbe trotz mehr als zehnjähriger Arbeit bei Veith's Tode noch unvollendet und dürfte somit die Gefahr naheliegen, daß es auch überhaupt unvollendet bleibt.

Auch die Stadt Leipzig hat einen ihrer reichsten und kunstsinnigsten Bürger verloren, den Kaufmann und ehemaligen Consul Schletter, bekannt durch den Besitz einer Gemäldesammlung, die, besonders was das Fach der neuern französischen Malerei betrifft, zu den reichsten und werthvollsten auf dem Continent gehört. Und diese in vieler Hinsicht unschätzbare Sammlung hat der Verstorbene der Stadt Leipzig testamentarisch vermacht; er hat sogar noch ein Haus von bedeutendem Werth hinzugefügt, unter der einen Bedingung, daß die Stadt Leipzig binnen einer bestimmten Zeit ein eigenes städtisches Museum erbaue, wo dann neben der Schletter'schen Galerie auch die übrigen der Stadt gehörigen Kunstsammlungen einen würdigen Aufstellungsort finden werden. Seit dem berühmten Städel'schen Vermächtniß in Frankfurt a. M. dürfte eine solche Vereinigung von Kunst- und Bürgersinn in Deutschland wol nicht wieder vorgekommen sein; der Verstorbene hat dadurch nicht nur seinem eigenen Namen ein ebenso unvergängliches wie großherziges Andenken gestiftet, sondern auch seiner Vaterstadt, ja der Kunst selbst ein Besitzthum erhalten, dessen Zersplitterung unter dem Hammer des Auctionators besonders im Interesse der letztern höchst beklagenswerth gewesen wäre.

Eine der gediegensten und inhaltreichsten Zeitschriften ihrer Art, die „Münchener Hauschronik", auf die wir unsere Leser deshalb auch zu verschiedenen malen aufmerksam machten, hat noch vor Schluß des Jahres mit Vollendung des zweiten Bandes ihr Ende erreicht. Dagegen sind bei zwei wohlbekannten ältern Zeitschriften Veränderungen eingetreten, die denselben eine zunehmende Blüte in Aussicht stellen: die „Blätter für literarische Unterhaltung" (Leipzig, F. A. Brockhaus), die seit 35 Jahren zu den gelesensten Blättern Deutschlands gehören, haben in Hermann Marggraff einen selbständigen Herausgeber erhalten; das Eggers'sche „Kunstblatt" aber, das aus dem Weigel'schen Verlag in Leipzig, wo es bisher erschien, in den Verlag von Heinrich Schindler in Berlin übergegangen ist, wird von jetzt an in eigenen halbmonatlichen Beilagen auch kritische Besprechungen der neuesten poetischen und belletristischen Erscheinungen bringen.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Claußberg (Amalie von), **Schloß Bucha.** Roman. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Das Erstlingswerk einer Schriftstellerin, das die Beachtung der deutschen Lesewelt in vollem Maße verdient.

Conversations-Lexikon.

Zehnte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften.

In allen Buchhandlungen werden fortwährend Bestellungen auf diese neue Auflage des bekannten Werks angenommen und ist das bereits davon Erschienene (**Band 1—11**) daselbst zu erhalten. Monatlich erscheinen in der Regel drei Hefte von 6—7 Bogen. Das **Heft** kostet 5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rh. Das Werk wird auch in **Bänden** zu 1⅓ Thlr. ausgegeben; in einer **Prachtausgabe** kostet der Band 3 Thlr.

Leipzig, im Januar 1854. **F. A. Brockhaus.**

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bremer (Frederike), **Leben im Norden.** Eine Skizze. — **Morgen-Wachen.** Ein Glaubensbekenntniß. 10 Ngr.

Das „**Leben im Norden**" ist eine anziehende Reiseskizze aus Dänemark. Die „**Morgen-Wachen**" enthalten das religiöse Glaubensbekenntniß der Verfasserin. Beide Skizzen werden deshalb von allen Verehrern **Frederike Bremer's** in Deutschland mit Interesse gelesen werden.

Diese Schrift bildet den zwanzigsten Theil von

Skizzen aus dem Alltagsleben. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. Erster bis zwanzigster Theil. 12. Jeder Theil 10 Ngr.

Einzeln sind zu erhalten:

Die Nachbarn. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Töchter des Präsidenten.** Vierte Auflage. — **Nina.** Dritte Auflage. Zwei Theile. — **Das Haus.** Vierte Auflage. Zwei Theile. — **Die Familie H.** Zweite Auflage. — **Kleinere Erzählungen.** — **Streit und Friede.** Dritte Auflage. — **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. — **In Dalekarlien.** Zwei Theile. — **Geschwisterleben.** Drei Theile. — **Sommerreise.** Zwei Theile. — **Leben im Norden. Morgen-Wachen.**

☞ Bei **elegant gebundenen** Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 5.** 26. Januar 1854.

Inhalt: Eine Lustreise in Kleinasien. Aus dem Tagebuche eines deutschen Malers. — Die deutsche Einheit sonst und jetzt. II. Von **Robert Prutz**. — Literatur und Kunst. (Gotthelf, „Erlebnisse eines Schuldenbauers" und „Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz". — Blum, „Gedichte"; „Fünfzig Jahre Stillleben"; Storch, „Gedichte". — Buddeus, „Schweizerland. Natur und Menschenleben". Zweiter Theil.) — Correspondenz. (Aus Oldenburg.) — Notizen. — Anzeigen.

Eine Lustreise in Kleinasien.

Aus dem Tagebuche eines deutschen Malers.

.... Unser Aufenthalt in Brussa hatte schon geraume Zeit gewährt. Endlich Anfang September (1853) entschlossen wir uns, eine kleine Reise in das Innere zu unternehmen; daß man dergleichen Gedanken nicht blos fassen, sondern auch ohne Gefahr ausführen kann, ist, beiher gesagt, ein neuer und gewiß vollgültiger Beweis für die verhältnißmäßige Sicherheit, deren die Fremden selbst noch unter diesen kritischen Zeitumständen hier genießen.

Am 8. September um 3 Uhr Morgens, es war noch dunkle Nacht, bestiegen wir, unser kaufmännischer Freund und einer von seinen Commis, sodann ein dritter Bekannter und ich, unsere Rosinanten; voran ritt der Kavaß und ganz an der Spitze der Pferdeverleiher (Süredschi), der zugleich als Führer und Stallknecht diente. Jeder hatte eine Flinte über den Rücken geworfen, theils als nothwendiges Requisit bei Landreisen im Orient, theils um gelegentlich einige Vögel zu schießen. Unterwegs holte uns noch ein Armenier ein, der, ein Geschäftsfreund unsers Kaufmanns, uns in Muhalidsch, dem Ziel unserer Reise, in seinem Hause beherbergen wollte. Wir waren also eine ganz stattliche Karavane, und hatten die Wegelagerer um so weniger zu fürchten, als wir durch den Kavaß gleichsam unter den Schutz des Pascha gestellt waren. Etwas mühsam und halsbrecherisch war der

Ritt in der tiefen Dunkelheit, die abschüssigen und engen Straßen hinab, in denen die Thiere keinen sichern Schritt thun konnten, allerdings; als wir aber erst das Thor erreicht, hatten wir gewonnen Spiel; auch dämmerte es bereits so weit, daß wir wenigstens unsern Weg sehen konnten. Eine Stunde später stieg die Sonne hinter den Hügeln auf, welche die weite Ebene im Osten begrenzen, an deren westlichem Rande wir jetzt hinritten. Bald hatten wir die warmen Bäder erreicht, welche, der Sage nach schon von Hercules besucht, Brussa das ganze Alterthum hindurch zu einer berühmten und großen Stadt machten; in ihrer jetzigen Gestalt, in dem den Türken so geläufigen Kuppelbau, sind sie von Murad, dem Sohne Osman's, des Eroberers von Brussa und Stifters der osmanischen Dynastie, erbaut. Am Persischen Brunnen, dem ersten Halt auf der Karavanenstraße nach Smyrna, bewunderten wir eine herrliche Ahorngruppe; zur Ruhe einladen durfte dieselbe uns jedoch noch nicht, da wir weder müde noch von der Hitze gedrückt waren. Als die Sonne aber über den Bergen emporstieg, hatten wir bereits den Nilufar erreicht, das Flüßchen, das die älteste Grenze zwischen dem osmanischen und byzantinischen Reiche bildete. Nach der Sitte der Orientalen, an die auch ihre Pferde schon so gewöhnt sind, daß der Reiter sie nur mit Gewalt davon abbringen könnte, ritten wir neben der Brücke her mitten durch den Fluß, wobei wir von unten bis oben besprützt wurden: ein Vergnügen, das sich auf unserer Tour noch mehrmals wiederholte.

Ohne etwas Bemerkenswerthem zu begegnen, zogen wir nun mehre Stunden lang erst durch die Ebene, dann bergauf, bergab unsers Wegs hin, durch das schöne Land, das noch heute wie im Alterthum Hunderttausende bequem ernähren könnte, während es jetzt, dank der Fahrlässigkeit und der schlechten Regierung der Türken, verödet daliegt, ohne daß ein Dorf, ja auch nur ein Haus oder hier und da ein menschliches Wesen die Einsamkeit des Weges unterbräche. Nur Adler, Geier und Falken kreisen über den Häuptern der Reisenden und spähen nach dem Aase eines Kameels oder Pferdes, die ihnen, wie sie dem Alter, den Strapazen oder der Hitze erliegen, überall hingeworfen werden, um wenigstens die Mühe des Verscharrens zu ersparen; ein widerlicher Geruch verkündet schon viertelstundenweit die Nähe eines solchen Leichnams, während Knochen und Gerippe überall zerstreut liegen, als herrliche Düngung für künftige Bebauer dieses Bodens. Nach zweimaliger Rast und sechsstündigem Ritt, und nachdem wir von einer Anhöhe das Ziel unserer heutigen Reise, den See von Apollonia, in der Ferne erblickt, erreichten wir ein einsames Kaffeehaus, wo wir eine Stunde zu ruhen beschlossen, da die Hitze und das Reiten uns nachgerade ein wenig angegriffen. Unsere Mundvorräthe wurden ausgepackt, Teppiche

ausgebreitet, eine Tasse schwarzer Kaffee getrunken und ein Narghile geraucht; erst nachdem wir uns so auf echt orientalisch restaurirt hatten, wurde wieder aufgesessen. Wir verließen hier die Straße nach Smyrna, um uns links nach dem See von Apollonia oder Ulubad zu wenden. Nach weitern zwei Stunden war derselbe erreicht; doch fühlten wir uns von der entsetzlichen Hitze und der ungewohnten Anstrengung des Rittes arg mitgenommen. Weitläufige Ruinen, sprechende Zeugen der Größe und Pracht des alten Apollonia, führen hinüber nach der jetzigen Stadt desselben Namens. Dieselbe liegt äußerst malerisch auf einer Insel des Sees, durch einen Damm mit dem Festlande verbunden. Die elenden Häuser des meist von Griechen bewohnten Nestes stehen noch auf den alten soliden Fundamenten; in der Mitte der Insel erhebt sich ein kegelförmiger Hügel, auf dem, nach den erhaltenen wenigen Resten von Treppen und Mauerwerk zu schließen, wol einst ein Tempel Apollo's gestanden haben mag, während jetzt einige melancholische Cypressen schon von weitem den türkischen Friedhof verrathen.

Das Auf- und Abklettern in den elenden Straßen war für Roß und Reiter so gefährlich, daß wir vorzogen abzusteigen und die Thiere am Zügel zu führen; so erreichten wir das Haus, in welchem unser Armenier uns eine Unterkunft für die Nacht versprochen. Wirthshäuser gibt es in der Türkei bekanntlich nicht, einige der größten Städte, wie Konstantinopel, Smyrna ꝛc. ausgenommen, und auch Khans nur in größern Ortschaften oder an den Karavanenstraßen. Und so hätten wir denn ohne die Vermittelung unsers Freundes hier im Freien campiren müssen. Durch ihn indeß wurde Rath geschafft, wenn auch nur ziemlich dürftiger. In einem halbverfallenen Holzhause wurden wir in ein großes Zimmer des ersten Stockwerks hineingeschoben, dessen einziges Ameublement in den vier nackten, schmuzigen Wänden und einem Fußboden bestand, durch dessen klaffende Spalten man beobachten konnte, wie unter uns die Familie des Hausbesitzers wirthschaftete, die aus einem alten Weib, einem ebenso alten Mann und einigen nackten froschähnlichen Kindern zusammengesetzt war. Bei uns oben machten Spinnen, Wanzen und Flöhe die Honneurs; sonst überließ man uns getrost unserm Schicksal. Doch schickte jede Familie des Nestes, in dem sich die Nachricht von der Ankunft einer fränkischen Reisegesellschaft wie ein Lauffeuer verbreitet hatte, ihren Repräsentanten, um sich vor unserer Thür aufzustellen und zu beobachten, wie wir uns in unser Schicksal ergeben würden. Und da gab es natürlich nur einen Weg, nämlich den des Humors; wir breiteten die mitgebrachten Teppiche über den durchlöcherten Boden und dehnten unsere steifgewordenen Gliedmaßen mit einem Wohlbehagen darauf aus, als wären wir wenigstens im kaiserlichen Winterpalast in Petersburg einquartiert. Vor dem Hunger-

tode, der Einem bei solchen Wirthen allerdings ziemlich nahe, waren wir durch unsere eigenen Speisevorräthe gesichert; ein Schnupftuch voll köstlicher Trauben, die der Kavaß aufzutreiben gewußt, gab unserer Mahlzeit sogar einen Anstrich von Luxus und Schwelgerei. Die Schönheiten der Stadt, die wir schon bei der Ankunft genügend kennen gelernt hatten, noch weiter zu erforschen, spürten wir durchaus keine Lust; das Baden im See aber, worauf wir uns schon den ganzen Tag gefreut hatten, verging uns bei dem Anblick des grünen, schlammigen Wassers, dessen widerwärtige Ausdünstung bis zu unsern Fenstern hereindrang. Bis Sonnenuntergang vertrieben wir uns daher die Zeit mit heitern Scherzen, und streckten uns dann Jeder auf seinen Teppich, Kaufleute, ein Reisender von Profession, Maler, Kavaß und Stallknecht bunt durcheinander. Die stechenden Bewohner des Schlosses hatten diese Nacht hohen Festtag; so wohl war es ihnen lange nicht ergangen, uns lange nicht so qualvoll. Mit den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne waren wir daher auf den Beinen, erzählten Einer dem Andern die ausgestandenen Leiden und eilten hinunter an das Ufer, wo schon eine große Barke unser harrte, um uns nach der größten der zahlreichen Inseln zu bringen, die aus dem See aufsteigen. Der Morgen war herrlich, die Hitze noch erträglich, das Ufer des Sees, die Lage der Stadt, besonders in dem weichen Morgendufte, reizend. Das Wasser, das, wie es scheint, zu wenig Abfluß hat, ist am wenigsten schön; es ist dick, trüb und schlammig. Und doch ist es das einzige Trinkwasser der Stadt, in der demnach an Fiebern kein Mangel sein muß. Unzählige große Vögel, Pelikane, Reiher, wilde Schwäne, Gänse und Enten, durchfurchen seine Oberfläche oder durchschneiden die Luft mit den mächtigen Schlägen ihrer weiten Schwingen. Von unserer Barke jedoch hielten sie sich wohlweislich immer in ehrerbietiger Entfernung, sodaß wir nicht zum Schuß kommen konnten. Ebenso schlau waren auf der Insel selbst die wilden Esel, denen zwei von uns auf den Leib gingen, während ich mein Skizzenbuch mit einigen Erinnerungen an den Apolloniasee bereicherte. Im weiten Schatten einer mächtigen Tamarinde gelagert, mundeten uns die Reste unserer von Brussa mitgeführten Vorräthe vortrefflich.

Inzwischen aber war die Sonne höher und höher gestiegen, die Hitze nahm immer mehr zu und wuchs während der Rückfahrt bis ins Unerträgliche; mitten in einem Süßwassersee wären wir beinahe vor Durst verschmachtet, da das sumpfige Wasser zu widerlich schmeckte, der Wein aber ausgetrunken war. Zum Glück hatten wir noch einige Wassermelonen bei uns, mit deren Saft wir uns von Zeit zu Zeit erfrischten, obgleich die Wirkung nur momentan war und der Durst infolge der Süßigkeit sich sogar steigerte.

Endlich, zwei Stunden vor Sonnenuntergang, näherten wir uns der Mündung des classischen Rhyndacus, der im Alterthume das Reich des Krösus durchströmte. Von dem damaligen Reichthum des Landes ist freilich wenig geblieben; die Flußmündung selbst zeigte sich dermaßen verschlammt, daß unsere Bootführer ausstiegen, und bis an die Knie im Schlamme watend, das Boot wol eine halbe Stunde lang flußaufwärts schieben mußten, bevor sie es wieder mit ihren Stangen und Rudern regieren konnten. Wir hatten hier Gelegenheit, einige Becassinen und anderes Gevögel zu schießen; auch sahen wir einen Zug Kameele mit gravitätischem Schritte durch die Fuhrt ziehen, während andere zu beiden Seiten lagerten und weideten, einige mächtige Büffel aber, deren es hier so viele gibt wie in den Pontinischen Sümpfen, es sich in dem tiefen Schlamm ungemein wohl sein ließen. Eine Stunde vor Sonnenuntergang kamen wir in Ulubad an, von dessen früherer Bedeutung die mächtigen Pfeiler einer zerstörten steinernen Brücke aus der byzantinischen Zeit, sowie die Reste einer griechischen Kirche nebst den Trümmern des von Osman zerstörten Schlosses noch jetzt Zeugniß geben. Im Uebrigen ist es eines der elendesten Nester, die mir je vorgekommen; einige Lehmhütten, mit Stroh bedeckt, beherbergen die wenigen fieberkranken Bewohner, deren kümmerliches Dasein zu fristen der Erwerb von der Tasse ungenießbaren Kaffees, welche sie dem Reisenden bieten, schwerlich ausreicht. Wir fanden hier unsern armenischen Freund wieder, der von Apollonia aus zu Land nach Muhalidsch vorausgeeilt war, um in seinem Hause Quartier für uns zu bestellen, und dann mit unsern Pferden nach Ulubad geritten war, um uns an das Ziel unserer Reise zu geleiten. Wir waren herzlich froh, von der ermüdenden Wasserfahrt befreit zu sein, auf der wir von der furchtbaren Hitze noch viel mehr gelitten hatten als bei dem gestrigen Ritte. So setzten wir uns denn guten Muths auf unsere Thiere und erreichten zu unserer großen Befriedigung vermöge eines tüchtigen Trabes mit Sonnenuntergang das ersehnte Muhalidsch.

In seinem neuen freundlichen Hause (das aber doch nur ein Holzhaus war, was sich hier zu Lande allerdings von selbst versteht) wurden wir von unserm armenischen Freunde Danes (Johannes) vortrefflich aufgenommen und bewirthet; war auch noch Manches, was unsern abendländischen Begriffen widerstritt, so wußten wir doch nach den Erfahrungen des vorhergehenden Abends die echt orientalische Gastfreundschaft, welche uns hier zutheil ward, um so besser zu würdigen. Küche und Keller strengten sich nach Möglichkeit an, unsere erschöpften Lebensgeister wieder aufzufrischen. Auch gelang das so vortrefflich, daß wir noch bis spät in die Nacht beisammenblieben, um nach Landessitte Kef zu machen. Aber um diesen letztern Ausdruck zu verdeutlichen,

muß ich unser ganzes Mahl etwas ausführlicher beschreiben, was zugleich als Beitrag zur Kenntniß türkischer Sitten und Gebräuche dienen kann, da die Armenier, obwol bekanntlich zur Rajah, d. h. zu den ungläubigen Unterthanen der Pforte gehörig, doch in diesem wie unzähligen andern Stücken sich den türkischen Sitten vollkommen angeschlossen haben.

Um also unser Mittagsessen einzunehmen, oder vielmehr unser Abendessen, da es hier durchaus gebräuchlich, die Hauptmahlzeit Sommer und Winter um Sonnenuntergang zu machen, setzten wir uns im Hofe unter einer Veranda von Weinlaub im Kreise, auf ganz niedrige, plumpe Rohrstühlchen ohne Lehne. Und schon das war ein bedeutender Fortschritt in der Civilisation, da Eingeborene sich lediglich mit untergeschlagenen Beinen auf Teppiche kauern würden. In die Mitte des Kreises wird ein Stühlchen von gleicher Beschaffenheit gestellt, und nun erscheint ein Diener mit einem Cabaret voll Rakigläschen, nebst ebenso viel Gläsern Wasser. Raki heißt im Allgemeinen jeder Branntwein, gewöhnlich aber wird darunter der hier fast allein übliche wasserhelle Mastixbranntwein verstanden, der jedem Mittagessen vorausgehen muß und in bedeutender Stärke, vier bis fünf Gläschen hintereinander, getrunken wird. Das geschieht von den Armeniern so gut wie von den Türken, welche Letztern zwar keinen Wein trinken sollen, obgleich sie es auch damit nicht so genau mehr nehmen: dafür aber trinken sie diesen Raki flaschenweis, und selbst Seine Majestät der Beherrscher der Gläubigen soll darin nicht Unerhebliches leisten. Auch wir nahmen Jeder sein Gläschen, setzten einen Schluck Wasser darauf, und Diener und Gläser verschwanden. Gleich darauf erscheint der Erstere wieder und zwar mit einem Riesencabaret, das auf besagtes Stühlchen in unsere Mitte gestellt wird. Auf ihm befinden sich so viel Teller, als Esser da sind, und außerdem zwei oder drei Gerichte, so viel die Küche eben hergibt und sich auf dem Brete anbringen lassen. Die Teller sind wieder blos Ehrenbezeigung für uns Franken; die Türken betrachten sie als ein äußerst überflüssiges Möbel, das nur den Raum für weitere Schüsseln versperrt. Ein Holzlöffel, der bei jedem Teller liegt, läßt vermuthen, daß auch eine Schüssel kommt, die nicht mit den Fingern gegessen werden soll, und diese höchst erfreuliche Schüssel ist allemal der bekannte Pilaf, ein dick und sehr fett gekochter Reis, das türkische Nationalgericht. Bei diesem, aber auch nur bei diesem, darf man, um sich nicht die Finger zu verbrennen, mit dem flachen Holzlöffel in die Schüssel und von dieser direct in den Mund fahren. Doch muß man für diese Vergünstigung des Löffels wieder mit dem Verlust des Tellers büßen, während derselbe für alles Andere nach Belieben als Zwischenstation benutzt werden kann. Dagegen beruht die Ver-

mittelung zwischen dem Teller und dem Munde lediglich auf den fünf Fingern der rechten und aushülfsweise auch der linken Hand; damit fährt man getrost in die Schüssel, wagt in den Salat, in Fisch, in Fleisch mit und ohne Sauce die kühnsten Griffe, erfaßt das Geflügel unbarmherzig bei dem Flügel, theilt die eine Hälfte dem Nachbar, die andere sich selber zu, beißt hinein, um zu wissen, ob es gar ist, und legt, wenn man es nicht nach seinem Geschmack findet, den angenagten Knochen höchst unbefangen wieder in die Schüssel. Ja es gilt sogar als eine besondere Gunst und Aufmerksamkeit, einen so mit den Fingern abgerissenen Fetzen Fleisch dem Nachbar zu überreichen; das Nonplusultra von Wohlwollen aber ist es, ihm den Bissen eigenhändig gleich in den Mund zu schieben. Will man zum Schluß der Mahlzeit dem Wirthe bezeugen, wie vortrefflich man sich die vielen fetten Schüsseln hat schmecken lassen, so — bläst man einige mal recht herzhaft über Stuhl und Speisen hin; dann steht man auf, macht dem Wirthe den orientalischen Gruß, indem man die rechte Hand nach Brust und Stirne führt, und geht darauf zum Brunnen, um sich die von Fett triefenden Hände zu waschen. Ist dies geschehen, so zieht man sich in ein Zimmer zurück, kauert mit untergeschlagenen Beinen auf den Divan und läßt sich von dem Diener Tschibuck und schwarzen Kaffee bringen, wobei zu besserer Verdauung von der Redefreiheit ein sehr geringer, von allen übrigen Freiheiten ein sehr ausgedehnter Gebrauch gemacht wird.

Nachdem nun die Verdauung einigermaßen in Gang gekommen, beginnt der Kef, d. h. man fängt an, sich zu amusiren und es sich wohl sein zu lassen; dies sind die beiden Begriffe, die in dem kurzen Worte liegen, das hier zu Lande eine Hauptrolle spielt, namentlich bei den Armeniern. Die Art der Unterhaltung ist ziemlich einfach und immer dieselbe; man setzt sich auf den Divans oder im Freien im Kreise herum und läßt einige Musikanten kommen, die mit Clarinette und Geige, allenfalls auch noch einem Mitteldinge zwischen großer Trommel und Pauke eine wahrhaft barbarische und Ohren zerreißende Musik aufführen, ohne Takt, ohne Pausen, ohne Pianos bewegt dieselbe sich in wenigen hohen, schrillen Tönen, daß dem Fremden Hören und Sehen vergeht, besonders wenn von Begeisterung hingerissen Einige aus der Gesellschaft noch anfangen, die Musikanten durch ihren Gesang zu unterstützen, einen Gesang, der wieder nur aus wenigen grellen, schreienden, harmonielos aneinandergereihten, hohen Nasentönen besteht. Bei besonders feierlichen Gelegenheiten, wie z. B. bei Hochzeiten, kommen dann noch bezahlte Spaßmacher und erzählen unzüchtige Anekdoten oder führen eben solche Tänze auf. Das ist denn der „Kef“, der auf diese Weise oft bis an den frühen Morgen dauert,

während die Versammlung in behaglicher Ruhe einen Tschibuck nach dem andern raucht und abwechselnd Kaffee schlürft oder sich mit übersüßen Confituren Zähne und Magen verdirbt.

Unser Kef an jenem Abend war nun freilich etwas einfacher. Hr. H. hatte eine Violine mitgebracht, auf der er einige Stücke „alla franca" zum besten gab; dann sangen wir einige deutsche Lieder und tanzten einige von unsern Tänzen. Als Revanche dafür wurden wir mit armenischem Gesang und Tanz und einigen Marafets (Kunststücken), als Tellerdrehen und ähnlichen brotlosen Künsten, regalirt, bis die Müdigkeit nach den Strapazen der zwei letzten Tage ihre Rechte geltend machte und wir in recht guten Betten alle Leiden und Freuden des Lebens vergaßen.

Den folgenden Tag hatten wir zur Erholung bestimmt, deren wir um so mehr bedurften, als wir für den Heimritt, den wir von Muhalidsch direct nach Brussa unternehmen wollten, uns auf eine sehr anstrengende Tour vorbereiten mußten. Auch thaten wir daran um so besser, als gerade an diesem Tage ein heftiges Gewitter, das uns, wären wir unterwegs gewesen, tüchtig durchnäßt hätte, die seit Monaten anhaltende Hitze und Dürre endlich brach und uns eine angenehme Heimreise vorbereitete. Wir saßen beim Ausbruch des Gewitters in dem Khan, in welchem unser Freund Danes sein Magazin hatte, und rauchten friedlich unser Narghile, als ein fürchterlicher Donnerschlag uns plötzlich fast von unsern Stühlchen hinunterwarf. Allem Anscheine nach hatte es ganz in unserer Nähe eingeschlagen; wir liefen eiligst hinaus und hörten, daß in dem Hause nebenan der Blitz einen Mann erschlagen; es war ein griechischer Bäcker, der mit einem Andern ruhig bei seiner Arbeit stand, als der Blitz einige Schritte von ihm in den Pfosten der Hausthür fuhr und diesen von oben bis unten spaltete, den Mann aber nur durch den sich rings ausbreitenden Schwefelqualm dermaßen betäubte, daß er besinnungslos hinfiel. In eine Bodenkammer gebracht, wurde er auf die Erde niedergelegt, sein blau und schwarz angelaufenes Gesicht mit einem Tuche bedeckt, ein weiterer Versuch aber, ihn wieder ins Leben zu rufen, aller unserer Vorstellungen unerachtet, nicht gemacht. Allah hatte ihn einmal erschlagen, und obgleich wir beinahe überzeugt waren, daß der Mann noch keineswegs todt war, so wurde er dennoch, der Landessitte gemäß, wenige Stunden später hinausgetragen, um im Cypressenhain eingescharrt zu werden.

Der Vorfall machte an sich sowol wie durch die dabei an den Tag gelegte Barbarei einen tiefen und peinlichen Eindruck auf uns; für den Augenblick suchten wir uns einigermaßen davon zu befreien und unternahmen deshalb, als der Regen aufgehört, noch eine Jagdpartie, auf der namentlich ein prächtiger schneeweißer Reiher erlegt ward. Den Rest

des Abends brachten wir in ähnlicher Weise zu wie den vorigen. Doch war unsere Gesellschaft noch größer, indem mehre armenische Honoratioren der Stadt, die von unserer Ankunft gehört, sich bei uns eingefunden; da wir jedoch den nächsten Morgen schon vor Tagesanbruch aufbrechen mußten, so dauerte der Kef diesmal nicht eben lange.

Dafür waren wir aber auch mit dem ersten Hahnenrufe auf den Beinen; als es im Osten anfing zu dämmern, hatten wir in dem hier zu Lande auf Reisen üblichen kurzen Trabe Muhalidsch bereits weit im Rücken. Die Thiere liefen nach der Ruhe des vorhergehenden Tages vortrefflich; der Rhyndacus war bald durchwatet, rechts sahen wir Ulubad liegen, das wir zwei Tage früher halb verschmachtet erreicht hatten, heute aber nicht berührten, da wir weder den See noch Apollonia zum zweiten mal besuchen, sondern die ganze zweitägige Tour direct auf der smyraner Straße bis zum Abend zurücklegen wollten. Glücklicherweise war die Luft durch das Gewitter so weit abgekühlt, daß die Hitze uns nicht allzu sehr belästigte. Wir ritten also wacker am See hin, sahen die Inseln, die schönen Vögel, die Stadt Apollonia aus der Ferne wieder, und machten alle zwei bis drei Stunden, wo wir gerade einen Brunnen trafen, einen kurzen Halt, um uns und die Pferde ein wenig zu erfrischen. Zu Mittag langten wir wieder an demselben Kaffeehause an, wo wir auf der Hinreise die Karavanenstraße verlassen; wir ruhten daselbst zwei Stunden aus und ließen uns die paar gebratenen Hühner, die Freund Danes uns mitgegeben, nebst Kaffee und Narghile vortrefflich schmecken. Dann ging es wieder zu Pferd, den schon bekannten Weg zurück, der uns diesmal nur durch den Anblick einiger Straßenräuber etwas pikanter gemacht wurde; die Kerle spähten von einer Höhe herab, der Eine auf einem Baume, die andern Zwei hinter dem Gebüsch hervor nach der Landstraße aufwärts und abwärts; vor unserer zahlreichen und wohlbewaffneten Karavane indeß hatten sie doch wol zu viel Respect, besonders da wir sie, solange sie in unserm Gesichtskreise waren, nicht aus dem Auge ließen. Am Persischen Brunnen machten wir den letzten Halt; Pferde und Reiter waren von dem angestrengten Ritt tüchtig müde und steifbeinig geworden, als wir endlich mit Sonnenuntergang das Thor von Brussa erreichten. Hier fanden wir für gut abzusteigen und trotz unserer steifen Beine zu Fuß den dreiviertelstündigen Weg bis nach Hause zu machen, da bei den steil ansteigenden Straßen, dem schlechten Pflaster und der hereinbrechenden Finsterniß auf unsere müden Thiere kein Verlaß mehr war. Vierzehn Stunden waren wir unterwegs, davon zwölf zu Pferde, und das ist selbst für einen geübten Reiter keine unbedeutende Anstrengung. Aber ohne derartige Mühen läßt sich hier zu Lande das Vergnügen einer Reise nun einmal nicht erkaufen.

Die deutsche Einheit sonst und jetzt.

Von
Robert Prutz.

II.

Im ersten Abschnitt unsers Aufsatzes hatten wir die Entwickelung des deutschen Einheitsgedankens bis dahin begleitet, wo derselbe, als ein Product der deutschen Literatur und Wissenschaft, in den Köpfen unserer Dichter und Schriftsteller zu rumoren anfängt, also bis in die siebziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Mittlerweile aber hatten die politischen Begebenheiten außerhalb Deutschlands eine Wendung genommen, die auch auf Deutschland selbst nicht ohne die lebhafteste Einwirkung bleiben konnte. Nordamerika hatte sich losgerissen; Frankreich, so lange der Musterstaat Europas in geselliger wie literarischer Hinsicht, lag in den ersten Wehen der Revolution. Die Wirkung davon auf Deutschland war, wie gesagt, lebhaft, aber bei weitem anders, als man hätte erwarten sollen, insofern nämlich der Gedanke der deutschen Einheit durch den Anblick dieser Staatsumwälzungen und die dadurch hervorgerufene Vergrößerung des politischen Interesse keineswegs gestärkt und befördert ward, sondern im Gegentheil, die erste Wirkung war sogar eine abschwächende und hemmende.

Unsere Teutonen um jeden Preis, wo deren noch übrig sind, werden freilich nicht in Verlegenheit sein, dieses Phänomen zu erklären; da sieht man, werden sie sagen, die entsittlichenden Einflüsse der Revolution und das böse Beispiel dieser Franzosen, von denen noch nie etwas Gutes gekommen ist und die auch die deutsche Staatsentwickelung stets nur gehemmt und beeinträchtigt haben.

Wir lassen diese Vorwürfe an ihrem Orte und bemerken dagegen nur, daß, wenn die erste Regung des wiedererwachenden politischen Bewußtseins sich bei uns nicht für, sondern gegen die deutsche Einheit wandte, daran keineswegs die Franzosen schuld waren und auch nicht einmal die Revolution als solche, sondern lediglich der elende und ohnmächtige Zustand, in welchem die deutsche Einheit sich der Welt bis dahin präsentirt hatte. Das Deutsche Reich des 17. und 18. Jahrhunderts, das Deutsche Reich mit seinem Kaiser, dessen Einnahme von Seiten des Reichs sich auf 30,000 und etliche Gulden belief; mit seinem regensburger Reichstag, der noch nie in der Welt das Geringste ausgerichtet, wol aber die nöthigsten und dringendsten Angelegenheiten

jederzeit verschleppt und vertrödelt hatte; mit seinem Kammergericht zu Wetzlar, wo die Acten Häuser hoch lagen und Processe, die durch vier Menschenalter reichten, die Regel bildeten; mit seiner Reichsarmee, deren Namen man seit dem Tage von Roßbach nicht mehr nennen konnte, ohne Gelächter zu erregen — dieses ganze wurmstichige, ohnmächtige, lebensunfähige Deutsche Reich, der Spott nicht blos Derer, die ihm angehörten, sondern selbst auch Derer, die es regierten — nun in der That, sollte das etwa eine große volksthümliche Begeisterung erzeugen? Das alte mächtige England mußte ein Stück seines Besitzes herausgeben, drei mal so groß wie ganz Deutschland, die alte Monarchie Ludwig's XIV. sank in Trümmer — und man hätte den Deutschen zumuthen wollen, sich für diese Rumpelkammer des alten Reichs zu interessiren und bei ihr einen Halt- und Stützpunkt gegen die Stürme der Zeit zu suchen?

Im Gegentheil, wer die deutsche Einheit liebte, ja wer selbst nur ihr Schattenbild im Herzen trug, mußte gerade um der Einheit willen diejenige Form der Einheit bekämpfen, welche Deutschland zur Stunde hatte und die in Wahrheit nur das Gegentheil aller Einheit, die systematisirte Verwirrung und Auflösung war. Hält man dies fest, wie es festgehalten werden muß, so wird man auch geneigt sein, die Bestrebungen unserer politischen Literatur, die in den siebziger und achtziger Jahren laut werden, und die sämmtlich die Auflösung des alten Reichsverbandes in Vorschlag bringen, als das einzige Mittel, dem deutschen Volk zu politischer Wohlfahrt und Größe zu verhelfen — man wird, sage ich, geneigt sein, auch diese Bestrebungen etwas kaltblütiger zu beurtheilen und selbst jener unglücklichste Märtyrer unserer allgemeinen politischen Unreife, der aus Vaterlandsliebe zum Vaterlandsverräther ward, selbst Georg Forster wird alsdann auf ein milderes Urtheil rechnen können.

Das völlige Preisgeben freilich, welches dem Deutschen Reich zu Anfang unsers Jahrhunderts von seinem eigenen Oberhaupte widerfuhr, das hatte Niemand von diesen Schriftstellern beantragt noch gerathen. Vielmehr hatten auch die weitgehendsten und zu ihrer Zeit anstößigsten Vorschläge, wie z. B. die von Weckherlin (in seinem „Grauen Ungeheuer" und sonst), sich immer nur darauf beschränkt, die Abschaffung der Kaiserwürde, als eines nichtigen und bedeutungslosen Prunks, zu empfehlen und dafür andere, dem Bedürfnisse der Zeit besser entsprechende Formen der Vereinigung in Vorschlag zu bringen.

Das hatte man nun versäumt, solange vielleicht noch die Möglichkeit dazu gewesen wäre, gerade wie unzähliger Mahnungen ungeachtet auch der Bundestag vor dem Jahre Achtundvierzig versäumt

hatte, sich auf zweckmäßige Weise zu reconstruiren, bis denn die Schrecken der Revolution über den Bundestag und über ganz Deutschland hereinbrachen.

Aber welch ein Zephyr war diese Revolution bei alledem noch, verglichen mit dem Orkan, der Deutschland seit den neunziger Jahren von Westen her erfaßte und es mehr denn 20 Jahre hindurch erdbebenähnlich zusammenrüttelte! Man hat hoffentlich noch nicht vergessen, wie es damals in Deutschland aussah: seine schönsten und fruchtbarsten Landschaften, seine edelsten und kräftigsten Stämme waren der Fremdherrschaft verfallen, französische Marschälle regierten als deutsche Fürsten, während von den deutschen Fürsten selbst auch nicht Einer an seinem eigenen Hofe sicher war vor fremder Spionerie oder Gewaltthätigkeit. Es war die Wiederholung Dessen, was wir im 17. Jahrhundert in der Literatur erlebt hatten: wie damals die Sprache, so kam jetzt der Bestand des Volks selbst in Frage; dieselben Franzosen, die damals unsere Literatur beherrschten, beherrschten jetzt auch unser öffentliches Leben; dieselbe Feilheit und Nichtswürdigkeit, die damals nach fremden Lorbern geizte, kroch jetzt auch schweifwedelnd vor dem Thron des Eroberers und küßte den Staub von seinen Schuhen.

Allein auch hier wieder bewährt sich jenes große historische Gesetz, dessen wir schon früher gedachten: gerade aus dieser tiefsten Nacht der Schande und Selbsterniedrigung geht der Gedanke der deutschen Einheit am hellsten und glänzendsten hervor.

Und zwar ist es wiederum die Literatur, in der er zuerst lebendig wird und von wo aus er sich durch das übrige Leben der Nation verbreitet. Daß wir keine Bewunderer und Freunde sind jener mittelalterlichen Sympathien, welche die Romantik so angelegentlich verbreitete, haben wir vorhin schon ausgesprochen. Doch soll und darf uns das nicht verhindern, die Bedeutung anzuerkennen, welche das Wiederaufleben unserer mittelalterlichen Literatur für jene Zeit hat selbst auch in politischer Hinsicht. Wie der flüchtige Hutten, allverlassen, allvertrieben, schiffbrüchig treibend auf den Trümmern seiner edelsten Entwürfe, sich an den Busen des Volks flüchtet und in der Sprache des Volks Trost und Kräftigung und neue Waffen findet: so flüchtet auch der Genius unsers Volks selbst aus Irrthum und Schuld und Schicksalsschlägen sich in seine eigene Vergangenheit zurück, er gräbt die Wurzeln seiner Geschichte auf und entdeckt unter ihnen Quellen neuer Kraft und neuen Lebens. Die Romantik hat viel gesündigt am deutschen Volke, aber sie hat auch viel gut gemacht. Und hätte sie uns nichts weiter hinterlassen als nur die deutsche Sprachforschung und Alterthumswissenschaft (denn bekanntlich hat sie auch zu dieser, wie überhaupt zur Erweiterung und Belebung unserer

literargeschichtlichen Studien, den wesentlichsten Anstoß gegeben), so wäre dies allein schon genügend, ihren Schuldbrief zu zerreißen.

Wenigstens soweit derselbe die Literatur betrifft. Nur dem überwundenen Feinde darf man verzeihen; so werden auch die politischen Irrthümer der Romantik erst dann auf Nachsicht rechnen dürfen, wenn sie selbst aufgehört haben werden, uns den Stachel in die Seiten zu setzen und unser bestes Blut gleich Vampyren auszusaugen.

Und ein Vampyr war denn auch jene mittelalterliche Begeisterung und jener Enthusiasmus für die Herrlichkeit des alten Deutschen Reichs, welche die Romantik in den Herzen unserer Jugend entzündete und der namentlich in der Gründung der Deutschen Burschenschaft Gestalt und Ausdruck gewann. Behüte uns der Himmel, daß wir irgend einem Volke Frivolität oder Gleichgültigkeit predigen wollten gegen seine Vergangenheit, selbst wenn dieselbe weniger ruhmvoll wäre und weniger erhabene Gestalten aufzuzeigen hätte als z. B. die Epoche der Hohenstaufen bei uns. Von jedem wohlgesitteten Menschen verlangen wir, daß er das Andenken seiner Aeltern und Voraltern werth hält, ihre Verdienste preist, ihre Schwächen verschleiert; ja wir setzen diese Pietät ohne weiteres voraus in tausend kleinen Gewöhnungen und Rücksichten des geselligen Lebens — was sollten wir denn halten von einem Volke, das diese erste und natürlichste aller Pflichten vernachlässigen und gleich dem häßlichen Vogel, dem Wiedehopf, sein eigenes Nest verunzieren wollte?

Aber so weit allerdings darf der Enthusiasmus für die Vergangenheit bei keinem Volke gehen, daß es darüber die Bedürfnisse und Pflichten der Gegenwart vergißt; so tief dürfen wir uns niemals einspinnen in den Zauber ehemaliger Größe und Herrlichkeit, daß wir darüber den Blick verlieren für die offenen Schäden an diesem unserm gegenwärtigen, lebendigen Leibe; so darf der Glanz großer historischer Epochen, so die Bewunderung einzelner alter, ruhmreicher und bedeutender Institutionen unsern Verstand niemals gefangen nehmen, daß wir diese Epochen und Institutionen ohne weiteres in die gegenwärtige Zeit übertragen und unter ganz veränderten Umständen wiederderholen wollen.

Dies aber allen Ernstes gewollt zu haben, ist ein Vorwurf, der sich von unserer burschenschaftlichen Romantik auf keine Weise wegräumen läßt und den auch die ehemaligen Mitglieder derselben, soweit sie sich überhaupt noch am geistigen Leben erhalten haben, schwerlich in Abrede stellen werden. Sage man nicht, daß das eine bloße und unschädliche Spielerei gewesen. Strafbar freilich in dem Sinne, wie die HH. von Kamptz und Tzschoppe sie fanden, war sie nicht; was Diese verfolgten, war nur das Schreckbild ihres eigenen bösen Gewissens

und die stille Anerkennung, die sie selbst der unbefriedigten Sehnsucht des Volks in der Tiefe ihres Herzens nicht versagen konnten. Aber auch eine Spielerei können wir nicht schuldlos finden, die Tausende von edlen begeisterungslustigen Jünglingen jahrelang in nichtige Illusionen einwiegt, ihre Thatkraft durch hohle Träumereien abschwächt, sie an der unbefangenen Kenntniß der Gegenwart hindert, einzelne von ihnen zu thörichter Anmaßung und Selbstüberhebung verleitet, bei der Mehrzahl aber nach kurzem Aufflackern nichts zurückläßt als jenes armselige Phlegma, das uns heute aus allen Ecken entgegenqualmt und das in dieser Zeit allgemeiner Entnüchterung und Abspannung wol gar noch den Anspruch erhebt, die wahre Panacee des Jahrhunderts zu sein!

Auch haben wir diesen Irrthum schwer genug büßen müssen. Die Tausende jugendlicher Herzen, die in Gefängniß und Flucht und Zurücksetzung theils gebrochen, theils gealtert, sind furchtbar genug; furchtbar genug jene unzähligen ausgebrannten Geister, die mit dem romantischen Jugendrausch sich ein für alle mal abgefunden zu haben wähnen mit Freiheit und Vaterland und jeder edlern idealistischen Regung überhaupt. Aber was sind sie gegen das Elend, welches das Gesammtvaterland infolge dieser Irrthümer überkommen hat? Was will der Untergang dieser Einzelnen sagen gegen die Verluste, die vielleicht unwiederherstellbaren, die ganz Deutschland darüber erlitten?

Man klagt gewöhnlich nur die Diplomaten an, daß die erhabene Begeisterung der Freiheitskämpfe so kläglich zu Ende gegangen und diese Zeit großartigsten Aufschwungs für das Volk selbst und namentlich für die politische Einigung desselben nur ein so winziges Resultat gehabt hat. Was hat es, fragt man, den Deutschen genützt, daß sie so einmüthig — einmüthig zum Theil sogar gegen den Willen ihrer Führer und Fürsten — in den Tod gingen und die neu gewonnene Einheit, die Einheit der Gefahren und des Schlachtfeldes, mit ihrem Blut besiegelten, da der Friede sie doch wieder auseinander riß? Was hatte sie genützt, diese Glut der Begeisterung, die so einträchtiglich, so himmelhoch aus Aller Herzen emporschlug, da sie doch nicht im Stande gewesen ist, den Ring der deutschen Einheit fester zu schmelzen?

Wir wollen die Diplomaten nicht entschuldigen; ihre Federn sind zahlreicher und gewandter als die unsern und außerdem ist ein richtiger Diplomat ein solch hartgesottenes Geschöpf, daß alle Anklagen der Art ihn ziemlich kühl lassen, ja ihm wol gar noch zum Plaisir gereichen. Aber ganz verhehlt darf doch der Antheil nicht werden, den auch die Stimmung des Volks selbst an dem damaligen Scheitern einer festern deutschen Einheit gehabt hat. Die eine Hälfte der Nation war zur Zeit des Wiener Congresses überhaupt noch gegen den Gedanken der Einheit gleichgültig; die andere, verlockt von romantischen Erinnerungen, ver-

mochte diese Einheit nicht anders als in der Wiederherstellung eines deutschen Kaiserthums zu sehen. Nun und daß diese Form in Deutschland unmöglich ist, wenigstens solange uns Gott nicht einen Mann erweckt, der Alexander, Friedrich und Napoleon zugleich wäre, das hat die Erfahrung der jüngsten Jahre denn wol zur Genüge bewiesen.

Aber auch daß die Diplomaten nicht wenigstens etwas Besseres zustande gebracht als den Staatenbund in seiner gegenwärtigen losen und unorganischen Form, dürfen wir ihnen nicht allzu schwer anrechnen. Wir wollen uns gar nicht auf die Erfahrungen der neuesten Zeit berufen, wo das Volk ja einige Zeit das Heft in Händen hatte, und zwar so vollständig, wie sich nur immer denken und wünschen läßt, und wo wir nach einem unendlichen Aufwand von Zeit und Kraft und edelstem Willen doch wieder nur beim Staatenbund, genau in derselben lockern und unkräftigen Form wie ehemals, angelangt sind. Wol aber wollen wir darauf hinweisen, und Alle, die jene Zeit entweder selbst noch mit Bewußtsein durchlebt oder sie sich nachträglich aus den seitdem veröffentlichten Memoiren und Briefwechseln klar gemacht haben, werden es uns bestätigen — nämlich daß die öffentliche Meinung über die demnächstige Gestaltung Deutschlands dazumal ebenso unklar gewesen und ebenso voll innerer Widersprüche wie später und daß mithin, für welches Project man sich auch in Wien entschieden und welchen Weg man auch eingeschlagen hätte, doch schließlich keiner davon die Nation würde befriedigt haben. Noch jetzt, wenn wir die verschiedenartigen Entwürfe durchlesen, die damals gestellt wurden, theils von officieller Seite, theils von Seiten der Literatur — die Hand aufs Herz, ist wol nur einer darunter, selbst die Reichskreise Wilhelm von Humboldt's nicht ausgenommen, dem wir unsere Zustimmung ertheilen oder von dem wir behaupten möchten, daß wir besser dabei gefahren wären als bei Staatenbund und Bundestag? Andere aber deshalb mit Vorwürfen zu überhäufen, daß sie nicht schon vor 40 Jahren gewußt haben, was wir selbst heutigen Tages auch noch nicht wissen, scheint uns weder billig noch verständig.

Nach dem Wiener Congreß wiederholt der Kreisgang sich nun aufs neue; wieder flüchtet der Gedanke der deutschen Einheit, dem die Wirklichkeit keine Existenz gegönnt hat, sich in die Literatur und macht von hier aus, in unablässiger Wiederkehr und unter den verschiedenartigsten Formen, die ausgedehntesten Eroberungen im Publicum. Die deutsche Einheit wird ein Axiom, ein Lehrsatz der deutschen Bildung, den namentlich kein Poet und kein Künstler mehr in Zweifel zu ziehen wagt; es ist die selbstverständliche Voraussetzung für Jeden, der von Deutschlands Zukunft reden oder die politischen Bedürfnisse des Volks erörtern will. Selbst durch den Spott, den einzelne mehr vorwitzige

als tiefe Geister über diesen Gedanken ausschütten, leuchtet noch etwas wie Schmerz oder Sehnsucht hervor; es ist mehr Witz der Verzweiflung als Witz des Uebermuths.

Zwar was man sich bei diesem Gedanken so eigentlich denken sollte, oder welche Gestalt er annehmen, in welche Bahn er gebracht werden müßte, um sich zu verwirklichen, das wußte man noch immer nicht; es war eben nur eine Einheit in abstracto, die Einheit als solche, unbekümmert um Raum und Zeit. Selbst die mittelalterliche Form, in welcher man sich dieselbe bis dahin vorzugsweise gedacht hatte, fing allmälig an zu verblassen und in den Hintergrund zu treten; man sprach und schrieb wol noch viel von deutscher Einheit, aber nur noch sehr wenig von einem deutschen Kaiser. Sehr natürlich: da ja auch jene romantische Literatur unter deren Einfluß sich diese Vorstellung hauptsächlich verbreitet hatte, damals bereits theils in der Abnahme war, theils wenigstens die Form dermaßen gewandelt hatte, daß nur der kleinere Theil sie noch erkannte.

Und wie hätte die Literatur der Romantiker nicht sollen in Abnahme gerathen, da es ja der Literatur im Ganzen damals nicht besser ging? Es ist eine alte und bis zum Ueberfluß vernommene Klage, daß die classische Epoche unserer Literatur nur von so kurzer Dauer gewesen ist und daß mit der Fähigkeit unserer Dichter auch die Theilnahme unsers Publicums so jählings abgenommen hat. Diese Klagen mögen sehr wohlgemeint sein und aus recht ästhetischen und patriotischen Herzen kommen; die Einsicht jedoch in das Wesen geschichtlicher Entwickelung, welche sich darin ausspricht, ist nur gering. Auch die Blüte einer Literatur ist nichts Zufälliges, noch kann sie nach Willkür erhalten oder erneuert werden; der angestrengteste Eifer der Poeten, die theilnehmendste Hingabe des Publicums sind ohnmächtig, wenn die Geschichte einmal ihren Spruch gefällt hat.

Dieser Spruch der Geschichte aber lautet dahin, daß die sogenannte Blütezeit einer Literatur nur immer da eintritt und nur da möglich ist, wo eine bestimmte Weltanschauung ihren Gipfel erreicht, ein bestimmtes Volk unter bestimmten lokalen Bedingungen aufs äußerste und vollständigste durchdrungen hat. Da, auf ihrer letzten, reifsten Stufe, im äußersten Moment ihres Abschlusses, geht diese Weltanschauung dann auch in die Poesie über und erreicht hier, eben weil sie so ganz reif, so ganz vollendet und in sich abgeschlossen ist, auch jenen vollendeten Ausdruck, den wir als den classischen zu bezeichnen pflegen und dessen Eigenthümlichkeit eben darin besteht, daß Wesen und Erscheinung, Form und Inhalt sich hier vollständig decken und völlig ineinander aufgehen. Es ist die äußerste, höchste Verklärung einer weltgeschichtlichen Idee, diese Verklärung in der Schönheit; wie die Raupe sich zum

Schmetterling entpuppt, so ist auch dies farbenreiche Gewand der Kunst die letzte und höchste Gestalt, in welcher die weltgeschichtlichen Ideen auftreten.

Aber der Schmetterling ist auch sprüchwörtlich durch die Kürze seines Daseins. Die Weltgeschichte steht nie still; jede Höhe, die sie errungen, ist ihr nur eine Stufe zum weitern Fortschritt. Darum kann auch die sogenannte classische Epoche einer Literatur niemals von Dauer sein; es wäre Dasselbe, als ob man eine nie welkende Blüte, einen ewigen Frühling, das heißt einen Stillstand der Natur verlangen wollte.

Vielmehr wo ein solcher Gipfel erreicht ist, da sehen wir die Geschichte sofort zu neuen Entwickelungen den Anlauf nehmen. Dieselben treten ihrer Natur nach zuerst in unfertiger, unreifer Gestalt auf; erst wie sie allmälig wachsen und sich ausdehnen, gehen sie auch in die Kunst über. Aber auch ihre künstlerische Erscheinung ist anfänglich nur unvollkommen und unreif; der Mund der Kunst kann das richtige Wort für den Inhalt der neuen Zeit noch nicht finden, sie stammelt gleichsam, lallt, stottert und müht sich ab in unzulänglichen Versuchen. Kurzsichtige reden dann von einem Verfall der Literatur; bei lebensfähigen Nationen dagegen ist es vielmehr der Ansatz zu einer neuen Literatur, die sich erst neue Formen, neue Anschauungen, neue Organe schaffen muß, die aber, wenn anders die Lebenskraft des Volks ausreicht, die Idee selber zur Reife zu bringen, auch unzweifelhaft einer neuen classischen Epoche entgegengeht.

So hatte denn auch bei uns Deutschen die Idee der schönen Persönlichkeit, welche unser 18. Jahrhundert erfüllt, sich vollendet und ausgelebt; Goethe und Schiller, namentlich der Erstere, sind die classischen Repräsentanten dieser Entwickelung, die eben mit diesem classischen Ausdruck ein für alle mal beendet und abgeschlossen ist. Der Mensch des 19. Jahrhunderts soll die bloße Persönlichkeit überwinden; er soll aus sich heraustreten, soll sich selbst erst wieder finden, soll erst zu seinem eigentlichen Bewußtsein, seinem eigentlichen Dasein gelangen in der Totalität des Staats und der Geschichte. Das praktische Leben verdrängt das ästhetische; nicht mehr die Literatur, sondern der Staat und die bürgerliche Gesellschaft mit ihren unentbehrlichen praktischen Voraussetzungen, mit Handel, Gewerbe &c. bildet die wahre historische Aufgabe unserer Zeit. Auch diese Epoche, wir zweifeln nicht, wird dereinst ebenfalls ihre poetische Verklärung finden und eine neue classische Poesie erzeugen, eine Poesie der Wirklichkeit, des Kampfes, der Arbeit, wie jene classische Poesie der neunziger Jahre eine Poesie des Idealismus, des Selbstgenusses und der schönen Beschaulichkeit war. Ja die Anfänge dazu sind zum Theil schon gemacht und nur ein blödes Auge kann den Kern ver-

kennen wegen der unansehnlichen Schale, in welcher derselbe zur Zeit noch auftritt; in unsern politischen Dramen, unsern socialen Novellen und Gedichten liegen die Anfänge dazu bereits vorhanden, und es wird nur darauf ankommen, daß Deutschland frei und mächtig, der deutsche Handel reich und blühend, das deutsche Gewerbleben fruchtbar und glücklich wird, um auch diese Poesie der Wirklichkeit einer neuen und classischen Epoche entgegenzuführen.

Das muß denn nun der Zukunft überlassen bleiben. Worauf es uns hier ankam, war nur den Nachweis zu liefern, daß es thöricht ist, eine bestimmte Zeit des Rückfalls anzuklagen und gering zu denken von einer bestimmten Nation, aus keinem andern Grunde, als weil die Poesie bei ihr aufgehört hat, der Hauptträger des nationalen Lebens zu sein, und weil andere prosaischere, aber auch praktischere Mächte an ihre Stelle getreten sind. Es kann dies sogar umgekehrt unter Umständen ein ganz entschiedener Fortschritt der nationalen Entwickelung sein — und von unsern gegenwärtigen deutschen Zuständen möchten wir das allen Ernstes behaupten.

Und so wird ja auch hoffentlich der Gedanke der deutschen Einheit selbst nichts dadurch an seinem Werthe verloren haben, daß er im Laufe der zwanziger Jahre allmälig aus dem poetischen und literarischen Gebiet, dessen Grenzen sich also von jetzt an überhaupt enger zusammenziehen, übergeht in das Gebiet der praktischen, oder wie Andere lieber sagen, der materiellen Interessen. Freilich sind Zollregister und Mauthabschlüsse minder interessant zu lesen als Romanzen vom Kaiser Rothbart, oder poetische Klagen um die gesunkene Herrlichkeit des alten Deutschen Reichs; ein Geschlecht, das die deutsche Einheit bisher immer nur im Theaterschmuck gesehen, im langwallenden Kaisermantel, lautenschlagende Jünglinge zur Seite, mußte sich freilich ein wenig überrascht fühlen, als es dieselbe plötzlich im Waarenlager des Kaufmanns, zwischen Kaffeesäcken und Tabacksballen, oder in der niedrigen Stube des deutschen Handwerkers wiedererkennen sollte. Und doch ist der preußisch-deutsche Zollverein, den wir hier im Sinne haben, ein besserer Grundstein künftiger deutscher Einheit gewesen und ein zuverlässigerer Schritt zu ihrer Erlangung als alle Wartburgsfeiern und alle Hambacher Feste miteinander. Der Zollverein ist neuerdings hart angegriffen worden, von politischer sowol als von nationalökonomischer Seite, und hat, wie man weiß, seine Existenz nur mühsam, und wie es scheint, nicht ohne Einbuße des öffentlichen Vertrauens gegen die beiderseitigen Angriffe behauptet. Auf die politischen Angriffe vermögen wir hier gar keinen Werth zu legen, weil sie notorisch von einer Seite gekommen sind, wo man ein für alle mal von deutscher Einheit nichts wissen will noch wissen darf. Aber auch das nationalökono-

mische Princip des Vereins, ob es schutzzöllnerisch oder freihändlerisch, falsch oder richtig ist, kümmert uns an dieser Stelle nicht, da wir es hier lediglich mit der Thatsache zu thun haben, daß der Zollverein auf einem unleugbar wichtigen Gebiet, dem Gebiet der kaufmännischen und gewerblichen Interessen, eine Menge von Schranken und Spaltungen niedergeworfen und eine Einheit herbeigeführt hat, von der wir in Deutschland früher nicht einmal eine annähernde Vorstellung besaßen. Auch die Allgemeine deutsche Wechselordnung, die Post- und Telegraphen-Conventionen, sowie die ganze Masse unserer wissenschaftlichen und gewerblichen Vereine und Versammlungen, als da sind die Versammlungen der Forst- und Landwirthe, der Aerzte, der Geschichts- und Sprachforscher, der Lehrer, der Gärtner rc., ingleichen die großen Industrieausstellungen, die seit einiger Zeit auch bei uns in Deutschland stattfinden, endlich und vor allem die deutschen Eisenbahnen gehören hierher. Gern würden wir auch die Militärconventionen dazu rechnen, welche in jüngster Zeit zwischen Preußen und einigen kleinern Staaten abgeschlossen wurden, sowie die seit 1843 eingeführten Bundesinspectionen und -Manöver, wenn nicht die einen infolge politischer Eifersucht größtentheils wieder aufgehoben und vereitelt wären, die andern aber sich in ein Dunkel hüllten, das kein genaueres Urtheil über ihren Werth und ihre nationale Bedeutung zuläßt.

Diese Einheit ist denn nun freilich, wie gesagt, sehr unpoetisch; auch gehen ihre Früchte etwas langsamer auf, als etwa ein Lied gedichtet, gedruckt und verbreitet wird. Dafür aber sind sie auch nicht blos schöne Illusionen, sondern an seinem steigenden Wohlstand merkt sie der Kaufmann, der Gewerbtreibende an seinem gesteigerten Absatz, der Gelehrte an der Erweiterung der Ideen, die ihm aus dem erweiterten persönlichen Umgang zuströmen, der Reisende an der Leichtigkeit seiner Beförderung — und so auf allen übrigen Gebieten unsers praktischen Lebens. Der Gedanke der Einheit (mit Einem Wort) ist aus der poetischen Abstraction herausgetreten ins Leben; er wird Geld, wird Absatz, wird Wissenschaft; er tritt an Kreise heran, denen er bis dahin vollkommen fremd geblieben war, und verbreitet die Ueberzeugung von seiner Nothwendigkeit und Nützlichkeit durch Mittel, die Jedermann verständlich und nicht blos verständlich, sondern auch angenehm und ersprießlich sind.

Wundere sich Niemand, daß wir dabei die große Katastrophe des Jahres Achtundvierzig mit ihren so anspruchsvollen und doch so fruchtlosen Experimenten ganz übergangen haben. Es ist nicht der Zweck dieser Seiten, alte Wunden aufzureißen und Klagen oder gar Vorwürfe zu erneuern, die zum Vortheil Aller besser der Vergessenheit übergeben werden; im Gegentheil, unsere Darstellung will aufklären, will versöhnen. Auch ist die Stellung, welche das gedachte Jahr in der Entwickelung der

deutschen Einheit einnimmt, nach dem bisher Mitgetheilten sehr einfach und leicht zu übersehen. Die Idee der deutschen Einheit war in den 30 Jahren, die seit den Befreiungskriegen verlaufen, aus der Literatur in das allgemeine Bewußtsein übergegangen; sehr natürlich daher, daß auch sofort bei Ausbruch der Bewegung sie es war, die sich an die Spitze stellte und in der alle übrigen Fragen gleichsam zusammenliefen.

So weit war die Entwickelung also ganz berechtigt und nothwendig; ja man braucht kein Prophet zu sein und kann sich von dem Wahn politischer Allwissenheit sehr fern halten, und doch mit Bestimmtheit voraussagen, daß jede neue Bewegung und auch die allerfriedlichste, die Deutschland in Zukunft wieder ergreifen sollte, nothwendig denselben Ausgangspunkt nehmen und auf dasselbe Ziel hinarbeiten wird.

Aber nicht blos an die Spitze der Bewegung trat die Idee der deutschen Einheit, sondern sie that es auch genau wieder in jener romantisch-mittelalterlichen Form, welche sie während der Fremdherrschaft angenommen und die sich dann vorzugsweise in unserer Burschenschaft ausgebildet hatte. Und das war denn die unberechtigte Seite der Bewegung, die geschichtliche Schuld, durch welche sie mit Recht dem Untergange verfallen ist.

Auch hatte das Publicum darüber einen sehr richtigen Instinct. Jetzt, wo die Herzen wieder so kühl, die Köpfe so nüchtern, ach nur zu nüchtern geworden sind, jetzt entsinnt man sich wol wieder der Befremdung, welche der erste Entwurf der sogenannten Vertrauensmänner, gleich im April Achtundvierzig, erregte, wo die Idee des deutschen Kaiserthums sich schon deutlich an die Spitze gestellt fand — selbst bei Denjenigen erregte, deren Stammeseitelkeit sich hätte davon geschmeichelt fühlen sollen oder die doch wenigstens keine Gefahr liefen, durch das neue Kaiserthum an Macht oder Ansehen einzubüßen. Es dauerte, wie man sich entsinnen wird, einige Zeit, bevor das Publicum (um vom Volk gar nicht zu sprechen) sich mit dem Gedanken befreundete; auch war es jederzeit, wie der Erfolg bewiesen hat, nur eine sehr kühle Freundschaft, mehr eine Tochter der Noth, ein Pis-aller, als ein wirklicher Zug des Herzens, den der Verstand und die praktische Einsicht gebilligt hätten.

Auch hier wieder sind wir sehr weit entfernt Anklagen oder Vorwürfe zu erheben gegen die Männer, von denen jener Entwurf ausgegangen und die dann auch später das Meiste gethan haben, ihn zu halten und zu fördern. Die Uneigennützigkeit und patriotische Absicht dieser Männer ist über jeden Argwohn erhaben; wären alle Fragen der damaligen Zeit mit dieser Gewissenhaftigkeit, dieser Hingebung und dieser zähen Ausdauer behandelt worden, wahrlich, der Schiffbruch, den

wir erlitten, hätte wenigstens ein nicht so allgemeiner, nicht so rettungsloser werden können.

Aber die Wolke wird darum noch nicht zur Juno, wenn man sie auch mit noch so viel Inbrunst und Treue umarmt; wer in den Wind säet, dem nützt weder die Güte der Aussaat noch die Geschicklichkeit der Hand, mit der er säet. Dies mittelalterliche Kaiserthum, das man wiederherzustellen dachte, nicht nur gegen oder doch gewiß ohne die Sympathien und Neigungen der Nation, sondern auch im offenbarsten Widerspruch mit der thatsächlichen Lage Deutschlands sowol wie des ganzen übrigen Europa — dieses Kaiserthum, so sehr es unsern literarischen Reminiscenzen schmeichelte, war doch nur ein Wolkenbild, eine Truggestalt, die niemals zum Dasein gelangen konnte, noch jemals gelangen wird. Es war das letzte poetische Aufleuchten einer Idee, welche die Jugend jener Männer verklärt hatte und die sie nun stolz waren, mit ergrauendem Haupt und gebeugtem Nacken dennoch ins Leben zu führen. Das Schicksal hat dieser Idee das Schönste und Höchste vergönnt, was ihr nur immer zutheil werden konnte — einen tragischen Untergang; statt an ihrer eigenen Schwäche klanglos zu verkümmern, ist sie wenigstens auf freiem Felde einen wackern Soldatentod unter den Händen ihrer Feinde gestorben und hat den Ruf ehrlichen Willens und redlicher Absicht nachgelassen. Das mag Diejenigen trösten, welche an ihre Verwirklichung die Arbeit und Hoffnung ihres Lebens gesetzt hatten. Auch für ein Dunstgebild mit Aufopferung und Tapferkeit zu streiten, ist mit dem Begriff der Ehre sehr wohl verträglich; so haben sie denn wenigstens die Ehre gerettet — das ist unendlich mehr, als manche Andern aus jener Zeit sich rühmen können.

Aber weil nun dieses Dunstgebild zerronnen, sollen wir darum auch an der Sache selbst verzweifeln? Weil die Form zerbrach, sollen wir darum auch den Kern auf die Gasse werfen? Weil das deutsche Kaiserthum nicht zu Stande kam, noch nach menschlicher Einsicht jemals zu Stande kommen wird, sollen wir darum auch an der deutschen Einheit verzagen und verzweifeln? Sollen namentlich die Schriftsteller, diese eigentlichen Stimmen und Zungen des Volks, aufhören der Nation das Ziel ihrer Zukunft vorzuhalten und ihr Muth und Begeisterung einzuflößen für den schweren Kampf, der wie vor jedes edlere Ziel, so auch vor dieses gelegt ist?

Ach, die Meisten haben es schon gethan; sie thun sogar noch mehr, sie schämen sich ihrer ehemaligen Leidenschaft als einer Thorheit, vielleicht gar eines Verbrechens, und suchen vor der Welt und vor sich selbst zu verheimlichen, daß sie jemals so schwach gewesen. Wir haben die deutsche Einheit im Eingang dieser Betrachtungen als die Jugendliebe der deutschen Nation bezeichnet. Gut denn, so theilt sie auch das Schicksal, das

den Jugendliebschaften in der Regel zutheil wird, das Schicksal, verspottet, vergessen, verleugnet zu werden. Die Liebe ist in Grimm, die Wehmuth in Hohn, die Sehnsucht in Schadenfreude, der Schmerz in Selbstverspottung umgeschlagen. Redet dem heutigen deutschen Publicum von der Türkei, redet ihm von China, redet ihm von allen Dingen der Welt — es wird zuhören, sich wenigstens so anstellen, als ob es zuhörte; aber redet ihm von deutscher Einheit, und es hält sich die Ohren zu und läuft weg, rückwärts blinzelnd, ob auch kein Gendarm oder Schutzmann hinter ihm ist!

Und doch ist das kein ritterlicher Geist und kein Ehrenmann, der nicht der Liebe seiner Jugend, und ob sich Berge und Meere zwischen sie und ihn gethürmt haben, und ob er sie selbst hätte als einen Irrthum erkennen müssen, nicht stets ein ehrerbietiges und dankbares Andenken bewahrt. Dies Gekeife und Gezische, das sich jetzt von allen Seiten erhebt, wo nur der Name der deutschen Einheit genannt wird, stellt den sittlichen Eigenschaften Derjenigen, von denen es ausgeht, ein sehr schlechtes Zeugniß aus und sollte am allerwenigsten mit dem Anspruch auftreten, als die wahre Loyalität und der richtige Patriotismus gepriesen und nach Umständen auch belohnt zu werden. Nicht blos „die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist geweiht für alle Zeiten", sondern noch viel mehr ist es jeder Gedanke, der irgend einmal Tausende von Herzen in edler, reiner Freude entzündet und ihnen Muth und Begeisterung gespendet hat, selbst auch wenn er veraltet, ja wenn er auf einem Trugschluß beruhen sollte.

Was aber die deutsche Einheit betrifft, so erstreckt der Trugschluß, wie wir gesehen haben, sich nur auf die bestimmte Form, in welcher man dieselbe, befangen in poetischen Reminiscenzen, zu verfolgen und darstellen zu müssen glaubte; der Gedanke selbst ist ein urewiger, schlechthin berechtigter, unvertilgbarer; alle Richtungen des deutschen Lebens laufen in ihm als ihrer nothwendigen Spitze zusammen; er ist der richtige göttliche Idealismus, der über all unserm Thun und Denken schwebt und ohne den wir sofort politisch wie geistig zu Heloten herabsinken würden. Denn was ist die Einheit einer Nation anders als das Selbstgefühl ihrer Individualität? Und was wäre demnach eine Nation, die auf ihre Einheit verzichtete? Der einzelne Mensch, der sich selbst aufgibt, wird ein Nichtswürdiger; eine Nation, die Dasselbe thun wollte, würde auch Dasselbe werden.

Allein was nützt, fragt man uns, der bloße Idealismus, wie schön er sei, wenn er das Leben niemals durchdringen und erfüllen soll? Was nützt es, uns das Festhalten an der Idee der deutschen Einheit zur Pflicht zu machen, wenn man uns doch selber keine Mittel und Wege, keine Form zu bezeichnen weiß, wie dieselbe sich jemals verwirklichen soll?

Die Mittel und Wege sind angegeben, noch mehr sogar, sie sind

bereits betreten; es sind jene materiellen Vereinigungen, deren wir oben gedachten und deren Zahl und Bedeutung von Jahr zu Jahr zunehmen wird, weil sie auf dem praktischen Bedürfniß der Nation beruhen und weil auch ihr Nutzen von dem praktischen Verstande der Masse eingesehen wird. Laßt diese Mittel und Wege denn nur weiter wirken, gewöhnt euch nur in ihnen noch mehr als blos die nächste praktische Befriedigung eines materiellen Bedürfnisses zu sehen, lernt sie begreifen als die vielleicht etwas schwerfälligen, aber darum auch um so festern Grundsteine der nationalen Einheit — und wenn die Zeit gekommen, wird aus den erfüllten Bedingungen des Wesens sich die Form von selbst in organischer Nothwendigkeit ergeben. Selbst die lange Perspective, die uns damit gesteckt wird, könnte nur Thoren oder Selbstsüchtige schrecken. Kaum hundert Jahre sind es in diesem Augenblick, daß der Gedanke der deutschen Einheit zuerst wieder emportauchte, wir haben gesehen, in welchen vereinzelten, schüchternen, gleichsam vor sich selbst versteckten Anfängen — und wie ist er in diesen hundert Jahren, in diesen Jahren des Widerstandes, der Unruhe, der Zerrüttung, wie ist er bei alledem gewachsen! welche Eroberungen hat er gemacht, welche praktischen Fortschritte sind ihm gelungen! Der flüchtigste Blick auf die Karte oder auch ein Blick auf jenes Eisennetz, das Deutschland in diesem Augenblicke von Königsberg bis an den Bodensee, von Hamburg bis Triest verbindet, ist hinreichend, die Wahrheit dieses Ausrufs zu bestätigen. Und nun erst die stille Revolution der Geister! Wer wußte vor hundert Jahren von deutscher Einheit? und wer wüßte jetzt nicht davon? Es ist damit, wie es im Wort der Bibel heißt: Selbst aus dem Munde der Spötter hat sie sich ihr Lob bereitet.

Vertrauen wir denn dem Weltgeist, daß er uns auch weiter führen wird auf der betretenen Bahn! Vertrauen wir vor allem uns selbst und unserer eigenen nüchternen, entsagungsvollen Arbeit, die uns, und sei es auf noch so weiten Umwegen und durch noch so viel Mühseligkeiten, endlich doch zum Ziele führen wird! Die Geschichte läßt nichts halb fertig liegen; noch sind im deutschen Leben zu viel halberschlossene Keime, noch warten unser in dem großen Haushalt der Geschichte zu wichtige und werthvolle Arbeiten, als daß sie schon jetzt ihre Hand von uns ziehen und uns in Zerrüttung und Untergang zurücklassen könnte. Weil der Ring der modernen Welt erst vollständig sein wird, wenn ein großes, freies, einiges Deutschland darin Platz genommen hat, darum wird Deutschland auch groß, frei und einig werden; thue denn ein Jeder dazu an seinem Theil, und wenn die Blume der Poesie verwelkt, die goldenen Wölkchen der Romantik verflattert sind, gut, so wollen wir einen Versuch machen mit der ernsten, nüchternen, aber unerläßlichen Prosa des praktischen Lebens.

Literatur und Kunst.

Es ist ein peinlicher Anblick, einen Schriftsteller zu sehen, der durch verkehrte und einseitige Anwendung eines unzweifelhaften Talents einen wohlerworbenen Ruf leichtfertig verzettelt und zerstört. Noch peinlicher wird dieser Anblick, wenn der Schriftsteller, der auf diese Weise gegen sein eigenes Fleisch wüthet, kein literarischer Neuling ist, dem der Duft seiner ersten Lorbern zu Kopfe steigt, sondern ein gereifter, praktischer Mann, dem es auch bei seiner schriftstellerischen Thätigkeit weit weniger um literarische als um praktische und sittliche Erfolge zu thun ist. Dieses doppelt peinliche Schauspiel wird uns schon seit geraumer Zeit von Jeremias Gotthelf geboten, dem ehemals und mit Recht so hochgefeierten Volksschriftsteller. Wäre Fruchtbarkeit allein hinreichend, einen großen Schriftsteller zu machen, so müßte Jeremias Gotthelf ohne Widerspruch als eine der ersten Größen unserer Literatur bewundert werden. Leider aber sind mit der Fruchtbarkeit dieses Autors nur seine Fehler, nicht auch seine Vorzüge gewachsen; im Gegentheil, die letztern haben sogar in demselben Maße abgenommen, wie seine Fruchtbarkeit sich steigert. Der große Beifall, den der Verfasser der „Erzählungen und Bilder", der „Freuden und Leiden eines Schulmeisters", des „Uli" ꝛc. auch in Deutschland fand, hat ihn mehr und mehr verleitet, dem Publicum ohne Auswahl und ohne Ueberlegung Alles vorzusetzen, was ihm eben in die Feder kommt, einerlei wie geschmacklos, wie willkürlich und vor allem wie langweilig es ist. Auch auf die beiden neuesten Erzeugnisse des Verfassers: „Erlebnisse eines Schuldenbauers" und „Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz. Vierter Band" (Berlin, Springer) passen diese sämmtlichen drei Prädicate, besonders wenn wir sie nicht blos als schweizerische, sondern als deutsche Volksschriften betrachten, als welche sie uns auch offenbar geboten werden. Der Gegenstand des ersten Buchs ist an sich ganz glücklich gewählt: ein Bauer, der in die Hände von betrügerischen Güterhändlern geräth und trotz allen Fleißes und aller Tüchtigkeit darin zu Grunde geht. Allein nach der unglücklichen Manier, die der Verfasser sich in den letzten Jahren angeeignet, hat er diesen Stoff wieder so lang ausgesponnen und mit einer solchen Menge von grellen und geschmacklosen Schilderungen ausstaffirt, daß eine ungewöhnliche Geduld dazu gehört, sich durch den mäßig starken Band hindurchzuarbeiten. Wollte man alle Stellen daraus entfernen, in denen der Verfasser in ein ganz zusammenhangloses und ganz willkürliches Radotiren gerathen ist, das Buch würde zu ebenso viel Blättern zusammenschwinden, wie es jetzt Bogen zählt. Jeremias Gotthelf ist einer von den gefährlichen Autoren, die keinen Gedanken, ja keinen Schatten eines Gedankens können auftauchen sehen, ohne ihm sofort nachzusetzen und zu verfolgen durch Dick und Dünn, viele Seiten lang, bis er glücklich zu Tode gehetzt ist, Leser und Autor aber sich viele Meilen vom Ziel in einem Dickicht wiederfinden, wo denn bei der ersten Gelegenheit die alte Hetzjagd sogleich aufs neue beginnt. Das ist eine Manier, die immer unerträglich wäre und vor der gerade ein Volksschriftsteller, der Maß und Ordnung predigen will und also Maß und Ordnung auch in seiner eigenen Composition beobachten sollte, sich am allermeisten zu hüten

hat. Wenn jedoch ein Autor dazu nun noch einen so über alle Beschreibung geschmacklosen und barbarischen Stil schreibt, wie Jeremias Gotthelf, so wird diese Weitschweifigkeit zu einer wahren Marter, sowol für den Verstand wie für den Geschmack des Lesers. Ganz Dasselbe gilt auch von dem politisch-religiösen Fanatismus, in den Jeremias Gotthelf sich seit einer Reihe von Jahren immer tiefer hineingeschrieben hat. Auch in dem „Schuldenbauer" ist seine Polemik gegen die liberalen Tendenzen der Zeit wieder so roh und dabei mit so viel Ungerechtigkeit versetzt, die Farben, deren er sich dabei bedient, sind so grell, seine Uebertreibungen so handgreiflich und absichtlich, daß der Eindruck, ganz abgesehen von dem politischen Standpunkt des Lesers, immer nur abschreckend und widerwärtig sein kann. Ganz gewiß gibt es in der Schweiz wie anderwärts viel gewissenlose Speculanten und manchen leichtfertigen und sogar betrügerischen „Schreiber". Aber dies Unwesen, wo es existirt, allein und lediglich den „subversiven Tendenzen" der neuen Zeit zuschreiben und dagegen das patriarchalische Alter von ehedem rühmen, wo mit der einen Hand Prügel, mit der andern Almosen ausgetheilt wurden — das heißt denn doch der Leichtgläubigkeit des Lesers mehr zumuthen, als sie vertragen kann. Auch die „Erzählungen und Bilder" sind der Mehrzahl nach höchst unbedeutend, theils durch Weitschweifigkeit, theils durch rohe Parteifärbung entstellt. Nur der „Sonntag des Großvaters" macht eine erfreuliche Ausnahme; das Uebrige hätte in den Taschenbüchern und Kalendern, wo es zuerst erschien, immerhin können begraben bleiben. lrn.

Wir lasen in diesen Blättern kürzlich einen Aufsatz, der sich der „alten" Poeten gegen die „neuen" annahm; der Verfasser hätte sich dabei auch auf drei Gedichtsammlungen berufen können, die in den letzten Wochen erschienen sind und die alle drei, obwol sie von Verfassern herrühren, deren Haar sich schon längst gebleicht hat und die zum Theil längst verschollenen Dichtergenerationen angehören, doch eine bemerkenswerthe Frische und Jugendlichkeit des Inhalts zeigen. Die erste: „Gedichte von Karl Ludwig Blum" (Heidelberg, Winter), hat den berühmten Juristen gleichen Namens, der zuletzt als kaiserlich russischer Staatsrath in Dorpat docirte und jetzt in der Zurückgezogenheit in Heidelberg lebt, zum Verfasser. Man macht der Jurisprudenz wol sonst den Vorwurf, daß sie das Herz austrockne und die Quellen der Phantasie mit Actenstaub und Moder verschütte. Aber davon ist diesen Gedichten nichts anzumerken; es sind glückliche Kinder eines gesunden poetischen Talents, das auf besondere literarische Geltung allerdings keinen Anspruch hat, dafür aber nur um so geeigneter ist, ein einfach glückliches Privatleben mit poetischem Schmuck zu verschönen. Wenn ja noch etwas an den juristischen Ursprung dieser Verse erinnert, so ist es die Eleganz und Präcision der Form, bei der theils Schiller, theils und hauptsächlich Goethe zum Muster gedient haben. Doch artet auch sie nirgends in todten Formalismus aus, sondern ist überall von naturwahrer und anmuthiger, wenn auch nicht gerade sehr eigenthümlicher oder großartiger Empfindung erfüllt. Die Liebe, dieses Urthema der Poesie, das weder Politik noch Kritik haben ausrotten können, bildet auch den Hauptinhalt der vorliegenden Sammlung. In drei Büchern: „Knospe", „Blüte" und „Frucht", von 1811—50 reichend, führen sie uns durch eine Reihe anmuthiger, poetisch-fruchtbarer Situationen, in deren

mannichfachem Wechsel sich ein ganzes Menschenleben, mit seiner Lust, seinem Leid und seinen Hoffnungen, in lieblicher Weise vor uns abrollt. Besonders das letzte Buch enthält viel Gelungenes, wie der Verfasser denn überhaupt allemal da am glücklichsten ist, wo er gemäßigte Empfindungen in entsprechender Form darzustellen hat. Weniger Gelungenes bietet das folgende Buch: „Romanzen, Balladen und Erzählungen"; hier weiß der Dichter meistentheils nur fremde Eindrücke zu verarbeiten, und auch dabei mangelt ihm diejenige schöpferische, gestaltende Kraft, ohne die das epische Gedicht so wenig bestehen kann wie das dramatische. Doch finden wir in den „Vampyren" wenigstens einige kräftige und wohlgelungene Schilderungen. Auch der letzte Abschnitt: „Welt, Wissenschaft und Kunst", enthält manches recht Anziehende; es sind meistentheils Gelegenheitsgedichte, aus persönlicher Berührung mit bekannten deutschen Dichtern und Gelehrten früherer Tage hervorgegangen. Das ganze Buch macht einen behaglichen und angenehmen Eindruck, indem es uns in ein Leben blicken läßt, das von aller Last und Mühe des Tages sich im Dienst der Musen immer wieder aufzurichten weiß und das daher auch in hohem Alter noch nichts von seiner innerlichen Jugendlichkeit verloren hat; wir zweifeln sehr, ob unsere jetzigen jungen Dichter am Abend ihres Lebens noch im Stande sein werden, solche Sammlung herauszugeben.

Von nahverwandtem Charakter ist eine zweite Sammlung, die gleichzeitig unter dem Titel „Fünfzig Jahre Stillleben im Drange der Zeit und der Geschäfte (1801—50). Poetische Aufzeichnungen eines greisen Hof- und Staatsmannes, der seine Rechnung mit der Welt abgeschlossen" (Berlin, A. Duncker) die Presse verlassen hat. Natur und Herz, Leben und Liebe, Welt und Zeit, Kunst und Poesie sind die Regionen, aus denen der Verfasser sich seine Stoffe gesammelt hat. Im Ganzen überwiegt bei ihm die Reflexion und nur bei gewissen besondern Gelegenheiten, namentlich in der Politik, die in diesem Büchlein überhaupt eine größere Rolle spielt als man von dem poetischen Tagebuch eines Diplomaten erwarten sollte, erhebt er sich zu leidenschaftlicherm Ausdruck. Ueber die Gegenstände, denen er seine Sympathien dabei widmet, könnte man einigermaßen mit ihm rechten; insbesondere hat der begeisterte Cultus, den er Napoleon (dem Ersten natürlich) zuwendet und der ihm den Stoff zu zahlreichen Gedichten geliefert hat, für einen deutschen Poeten immerhin etwas Bedenkliches, das auch durch die berühmten Vorgänger, auf die der ungenannte Verfasser sich dabei berufen kann, nicht ganz hinweggeräumt wird. An Gediegenheit des Ausdrucks und Anmuth der Form, sowie überhaupt an künstlerischer Haltung, steht die Sammlung hinter der Blum'schen zurück; auch würde ihr eine etwas strengere Sichtung nichts geschadet haben.

Das Bedeutendste endlich von allen Dreien ist das Buch eines Dichters, der sich bis dahin nur als fruchtbarer, vielleicht nur zu fruchtbarer Romanschreiber gezeigt hatte, während sein lyrisches Talent dem großen Publicum so gut wie unbekannt geblieben war. Und doch weisen die eben erschienenen „Gedichte von Ludwig Storch" (Leipzig, Keil) dem Verfasser auch als Lyriker einen nicht unerheblichen Rang an. Ja wir möchten behaupten, daß dieses Bändchen Gedichte das Beste ist, was er überhaupt geliefert hat, und daher auch seinen Namen am sichersten auf die Nachwelt bringen wird. Mit

freudiger Ueberraschung finden wir hier alle jene Eigenschaften höherer Bildung und ernstern Kunststrebens, die der Romanschreiber Storch, der Industrie des Marktes verfallen, uns nur allzu häufig vermissen ließ. Am schwächsten sind die Liebes- und die Erzählenden Gedichte; dagegen enthalten die Lieder und die Vermischten Gedichte vieles Vortreffliche. Ob der einfache Klang derselben freilich dem jetzigen Zeitgeschmack zusagen wird, wagen wir nicht zu entscheiden. Aber daß es wenigstens ein Klang ist voll Wahrheit und Wohllaut und poetischer Innigkeit, das können wir mit gutem Gewissen versichern. Möge denn das Publicum, dem der Romanschreiber Storch so manchen langen Abend angenehm, wenn auch nicht immer auf classische Weise verkürzt hat, sich dem Lyriker Storch dankbar dafür erweisen! Der Lebensabend des Dichters ist, wie wir hören, vereinsamt und trüb, wie es deutschen Dichtern zu begegnen pflegt; möge denn wenigstens die freundliche Aufnahme, die diesem Büchlein, gleichsam seinem poetischen Testamente widerfährt, einen erheiternden Strahl in seine Einsamkeit werfen!

Aurelio Buddeus' „Schweizerland. Natur und Menschenleben" (Leipzig, Avenarius und Mendelssohn) haben wir bei Gelegenheit des ersten Theils so ausführlich charakterisirt, daß wir jetzt, wo der zweite Theil des vortrefflichen Werks vorliegt, uns darauf beschränken dürfen, nur den reichen Inhalt desselben in Kürze namhaft zu machen. Es ist die Ostalpenschweiz, welche wir diesmal an der Hand unsers kundigen und liebenswürdigen Führers betreten. Durch ein Eingangscapitel „an der Schwelle des Hochgebirgs" vorbereitet auf die Wunder, welche uns erwarten, gelangen wir zuerst in das Thal von Glarus, das uns in landschaftlicher, politischer und industrieller Hinsicht erschöpfend geschildert wird, während das „Glarner Bundesjubelfest" vom Anfang Juni 1852 willkommene Veranlassung bietet zu einem jener lebendigen und farbenreichen Genrebilder aus dem schweizer Volksleben, durch die der Verfasser sich auszeichnet und deren wir schon bei Gelegenheit des ersten Bandes rühmend gedachten. Demnächst lernen wir das hintere Linththal kennen, das Sernfthal und den Panizerpaß, ferner Graubündten mit seinen Höhen und Tiefen sowie den Vorderrhein und das Kloster Dissentis. Zwei recht interessante und zeitgemäße Capitel sind auch „Der Lukmanier", der bekanntlich in diesem Augenblick in der Eisenbahnfrage zwischen der Schweiz und Italien eine so große Rolle spielt, und „Im Tessin". Das letztere Capitel namentlich zeichnet sich durch Gründlichkeit und Unparteilichkeit aus und wird nicht wenig dazu beitragen, das öffentliche Urtheil in Betreff der zwischen der Schweiz und Oestreich schwebenden Differenzen zu berichtigen und aufzuklären. Den Schluß bildet „St.-Gotthard und Reußthal": eine landschaftliche Schilderung, bei der jedoch auch die politische und commercielle Wichtigkeit des berühmten Passes nicht unerörtert bleibt. Die Darstellung ist, wie im ersten Theile, lebhaft und blühend, leidet jedoch stellenweise an einer Gezwungenheit und Unnatur (wir verweisen beispielshalber auf die Schilderung des graubündtner Volkscharakters S. 158), die an einem übrigens so geschmackvollen und verständigen Autor doppelt befremdlich und unangenehm ist. Fkg.

Correspondenz.

Aus Oldenburg.

Mitte Januar 1854.

Dl. Das neue Jahr hat unserm Lande ein schönes Geschenk gebracht: Preußen wird seinen Kriegshafen an der oldenburgischen Küste anlegen. Bei der vor einigen Tagen stattgefundenen Eröffnung des Landtags hat das Ministerium demselben den darüber geschlossenen Vertrag zur Bestätigung mitgetheilt, die denn auch sofort mit Stimmeneinigkeit und unter lebhafter Acclamation der Versammlung erfolgt ist. Auch außerhalb des Landtags ist die Nachricht überall mit wahrem Jubel aufgenommen worden. Auch ist derselbe vollkommen gerechtfertigt, selbst wenn wir nur unser nächstes oldenburgisches Interesse im Auge behalten. Die Vortheile, die unserm Ländchen mit Sicherheit aus dem Vertrag erwachsen werden, versprechen demselben eine ganz neue Zukunft; eine allgemeine Steigerung aller Werthe, lohnende Beschäftigung der arbeitenden Classen, Zunahme des Handels und der Schifffahrt, Aufblühen zahlreicher Gewerbe rc. stehen uns durch die Anlage eines preußischen Kriegshafens in sicherer Aussicht. Auch unsere Handelsflotte, die im Verhältniß zu dem kleinen Lande sehr beträchtlich ist, wird durch die preußische Seemacht einen Schutz finden, an der es ihr bis dahin völlig mangelte. Noch größer aber als alles dieses ist der Vortheil, den Oldenburg dadurch gewinnt, daß es nun endlich und mit geflügelten Schritten heraustreten wird aus der grauenhaften Isolirung, in die es theils durch seine Lage an einer verlorenen Ecke Deutschlands, gleichsam am Ende der Welt, theils aber auch durch die freundnachbarliche Gesinnung Hannovers gekommen war. Wir waren schon ganz darauf gefaßt, für ewige Zeiten von allem leichten Verkehr mit dem übrigen Deutschland ausgeschlossen zu bleiben. Hannover gestattete uns keinen Anschluß an seine Eisenbahnen; es baute dieselben absichtlich so, daß unser Land von der großen Verkehrsstraße ausgeschlossen blieb. Nicht einmal die Durchleitung eines Telegraphendrahts vom oldenburgischen Hafenorte Brake nach Bremen durch sein Territorium, das nur auf eine ganz kurze Strecke berührt zu werden brauchte, gestattete es. Jetzt wird das Alles anders werden und zwar in Kürze. Eine Eisenbahnlinie, die seinen Kriegshafen mit einer seiner Festungen (ohne Zweifel Minden) in Verbindung bringt, ist für Preußen eine Nothwendigkeit, und damit gewinnt denn auch unser Ländchen den directen Verkehrsweg in das Herz Deutschlands, den wir so lange und schmerzlich vermißten. Der ehrwürdige Schlosser in Heidelberg, unser Landsmann, nannte einmal sein Vaterland „den finstern Winkel Deutschlands". Hoffentlich wird dieser Ausspruch nun bald seine Wahrheit verloren haben. Auch das tiefe Geheimniß, aus dem die für uns so freudige Nachricht plötzlich, wie eine gewappnete Athene, fix und fertig heraustritt, ergötzt hier ungemein und erhöht noch die tiefe Befriedigung, mit der sie vernommen wird. Anderthalb Jahre lang ist über den Vertrag zwischen Preußen und Oldenburg unterhandelt worden, schon im Juli vorigen Jahres soll der Abschluß erfolgt sein. Und doch ahnte bis vor wenigen Wochen selbst hier Niemand, daß eine solche Unterhandlung im Werke sei. Allerdings waren schon seit dem Jahre 1848, als der Gedanke,

eine deutsche Marine zu gründen, rege wurde, alle hiesigen Sachkundigen der festen Ueberzeugung, daß der einzige Ort, der sich zur Anlegung eines deutschen Kriegshafens eigne, die oldenburgische Küste sei. Als sich dann später die preußische Marine entwickelte, tauchte wieder die Ansicht auf, daß Preußen, da ihm ein Kriegshafen an der Nordsee nun einmal unentbehrlich, keinen gelegenern Punkt zur Anlegung desselben finden könne, als den Jahdebusen. Daß dieser Plan aber wirklich ernsthaft berathen würde, das fiel Niemand ein, bei uns so wenig wie anderwärts; bona fide lasen wir in den Zeitungen die Nachricht, daß Preußen einen Kriegshafen in Curhaven anlegen wollte, und das zu einer Zeit, wo, wie sich jetzt ergibt, der Vertrag zwischen Preußen und Oldenburg schon abgeschlossen war! Wie es heutzutage möglich gewesen, so wichtige und langwierige Unterhandlungen, bei denen doch auf beiden Seiten zahlreiche Personen haben ins Geheimniß gezogen werden müssen, so durchaus verborgen zu halten, ist fast unbegreiflich. Wo das Resultat indessen so angenehm, kann man sich solche geheime Politik schon gefallen lassen. Auch war das Geheimniß in diesem Falle dem Zweck selbst gewiß nicht wenig förderlich, da sonst wol von nah und fern manche hemmende Einmischung würde stattgefunden haben. Der fertigen Thatsache gegenüber bleibt nun nichts übrig, als mit saurer Miene sich in das Geschehene zu fügen und nur allenfalls in der Stille die Faust zu ballen über diese „pfiffigen Preußen", die Einen richtig wieder hinters Licht geführt haben.

Von sonstigen Neuigkeiten in unserer Stadt erwähne ich nur noch die kürzlich stattgefundene erste Aufführung von Gutzkow's neuestem Stück „Philipp und Perez". Schon mehre Wochen vor der Darstellung hörten die dem Theater Näherstehenden von den ungewöhnlichen Anstrengungen, welche die Intendanz machte, um die Tragödie des beliebten Dichters würdig zur Darstellung zu bringen; man erzählte sich von den zahlreichen Proben, von der Herstellung glänzender Garderobe und neuer Decorationen. Als der Abend denn endlich erschien, war das Haus auch sehr gefüllt; besonders hatte das Sonntagspublicum, vermuthlich aus Begierde, die ihm aus „Don Carlos" wohlbekannten Charaktere des Philipp und der Eboli von einer neuen Seite zu sehen, sich ungewöhnlich zahlreich eingefunden. Dennoch entsprach der Erfolg weder jenen Vorbereitungen noch diesen Erwartungen. Die Aufmerksamkeit war gespannt, auch wurden mehrfache Zeichen des Beifalls gegeben; von einer durchgreifendern Wirkung jedoch, von einem eigentlichen Ergreifen und Packen des Publicum war nichts zu spüren. Bei der zweiten Aufführung, die an einem Wochentage stattfand, war die Aufnahme sogar noch weniger lebhaft und läßt sich daher mit Sicherheit voraussetzen, daß „Philipp und Perez" in unserm Repertoire keine bleibende Stelle einnehmen wird.

Schließlich bitte ich um Erlaubniß, einen kleinen Nachtrag zu Ihrem Aufsatz „Die deutsche Belletristik und das Publicum" zu liefern, den wir kürzlich in diesen Blättern lasen. Mein Beruf führt mich täglich in die Wohnungen der verschiedensten Stände; von der Dachstube der Näherin wandere ich in die Kaserne, von der Kaserne in das Boudoir einer Dame oder das Arbeitszimmer eines Angestellten. Seitdem ich Ihren Aufsatz gelesen, erlaube ich mir so oft wie möglich einen Blick in die Bücher, die ich

auf den Tischen finde. Und da sehe ich denn mit Erstaunen, wie Recht Sie haben: unter zehn Büchern sind regelmäßig neun Uebersetzungen, und das zehnte, original deutsche gehört mindestens nicht zur classischen Literatur. Doch hat in den höhern Ständen, soviel ich bemerkt zu haben glaube, Auerbach neuerdings viel Terrain gewonnen, während in den niedern Ständen Gerstäcker und Hackländer die Räuber- und Ritterromane, die früher fast die einzige Lecture derselben bildeten, mehr und mehr zurückzudrängen anfangen. Ich notire von nun an gewissenhaft alle Titel der Bücher, die ich in den verschiedenen Häusern finde, in die mein Beruf mich führt, und bemerke dabei die Lebensverhältnisse der jedesmaligen Leser; ich denke Ihnen ein solches Verzeichniß übers Jahr zu schicken und hoffe, daß Sie es nicht ganz ohne Interesse finden sollen.

Notizen.

Wilibald Alexis, auf dessen neuesten erschienenen Roman „Isegrimm" wir bereits aufmerksam machten, steht den Zeitungen zufolge im Begriff, Berlin, seine Vaterstadt und vieljährigen Aufenthaltsort, gänzlich zu verlassen, um nach Arnstadt in Thüringen überzusiedeln. — Auch Jakob Venedey hat seinen bisherigen Aufenthalt in Bonn verlassen und sich nach Zürich begeben, wie hinzugesetzt wird, um sich bei der dortigen Universität als Lehrer der Geschichte zu habilitiren. — Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch zugleich das vor einiger Zeit verbreitete Gerücht, als sei Moritz Hartmann die Rückkehr nach Oestreich gestattet, widerlegen. Dasselbe entbehrt, wie wir aus bester Quelle versichern können, jeder Begründung; ja es steht sogar zu bezweifeln, ob es nur die Freunde des Dichters gewesen sind, die es in Umlauf gesetzt haben!

Gutzkow's „Philipp und Perez" ist vom berliner Hoftheater zur Aufführung angenommen; es muß also mit den Mittelmäßigkeiten, die man daselbst seit einigen Jahren protegirt und aus denen man vermuthlich einen neuen dramatischen Anwuchs von ebenso viel Loyalität wie Anspruchlosigkeit zu erzielen hoffte, doch wol auf die Dauer nicht recht gehen wollen. — In Darmstadt ist Dräxler-Manfred zum Dramaturgen des dortigen Hoftheaters ernannt. Was wir von der Wirksamkeit solcher blos berathenden Dramaturgen halten und nach eigener trübseliger Erfahrung halten müssen, nämlich daß sie fast überall nur das fünfte Rad am Wagen sind, darüber haben wir uns schon öfter ausgesprochen und vermögen wir daher auch in dieser Ernennung, bei allem Respect vor dem guten Willen des Ernannten, keinen Gewinn für die deutsche Bühne zu erblicken.

Einer der ältesten deutschen Gelehrten, ja vermuthlich der älteste, der uns überhaupt noch aus dem vorigen Jahrhundert übrig war, ist unlängst in Göttingen gestorben: nämlich der Philolog C. H. W. Mitscherlich, besonders durch seine mehr elegante als wissenschaftlich bedeutende Ausgabe der

Horazischen Oden bekannt. Derselbe war 1760 geboren, und also Alexander von Humboldt, dem Nestor der europäischen Wissenschaft, fast noch um ein ganzes Decennium voraus. Anfänglich Lehrer in Ilefeld, war er sodann volle 69 Jahre lang Professor in Göttingen gewesen, das sich überhaupt (einer alten Bemerkung zufolge) durch das hohe Alter auszeichnet, das seine Professoren erreichen. Ob das an den berühmten göttinger Würsten liegt oder an der besondern Innigkeit und Gemüthlichkeit des dortigen Lebens, darüber schweigt die Chronik.

Sainte-Beuve, der berühmte französische Kritiker und Literarhistoriker, steht den Zeitungen zufolge im Begriff, eine neue literarische Revue zu gründen; dieselbe soll den Titel „Le spectateur" führen und im Sinne des gegenwärtigen Systems redigirt werden. — Das „Journal des débats" hat seinen langjährigen Hauptredactur Armand Bertin durch den Tod verloren. Der Verstorbene war ein Mann von feinem Geschmack und anmuthiger geselliger Bildung, der besonders auch von deutschen Gelehrten vielfach aufgesucht ward und sich ihnen stets nach Kräften hülfreich und theilnehmend erwies.

Oskar von Redwitz hat einen Concurrenten erhalten, einen Hrn. Edmund Böhringer, dessen soeben erschienenes „Ein Felsenkreuz" (Würzburg, Stahel) „Amaranth" und „Märchen" an „Christlichkeit" noch zu übertreffen scheint. Die „Siegelinde" wird davon natürlich nicht berührt; dafür hat der Verfasser genügend gesorgt durch die unvergleichliche Schwäche und Trivialität dieses Products, das, wie wir hören, sogar von den Parteigenossen des Dichters mit Seufzen perhorrescirt wird.

Flotow's „Rübezahl" hat auf der königlichen Bühne in Berlin eine gründliche Niederlage erlitten. Nicht viel besser ist es den „Kreuzfahrern" von Benedict in München ergangen, trotz der glänzenden Ausstattung, in der sie dem Publicum vorgeführt wurden, und obwol der Componist der Aufführung in Person beiwohnte. Dagegen ist die Wiederaufführung des Mozart'schen „Idomeneo" auf der Hofbühne zu Dresden mit großem Beifall aufgenommen worden.

Von François Arago's Schriften wird eine Gesammtausgabe angekündigt. Die Leitung derselben hat der Verstorbene seinen Söhnen übertragen; doch wird Alexander von Humboldt, bekanntlich der langjährige und vertraute Freund des berühmten Franzosen, eine Einleitung dazu schreiben. Die Sammlung wird in zwölf Bänden, gleichzeitig französisch, englisch und deutsch erscheinen, und zwar die deutsche Ausgabe im Verlag von Otto Wigand in Leipzig. — Auch von Thiers' „Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs" werden die drei letzten Bände als nahbevorstehend angekündigt.

In München hat Dingelstedt den „Oedipus auf Kolonos" zum Besten des in Weimar beabsichtigten Goethe-Schiller-Denkmals aufführen lassen. Soviel wir uns entsinnen, ist es die erste Vorstellung, die zu diesem Zwecke stattfindet; wir sind begierig, welche Bühnen sich dem vortrefflichen Beispiel demnächst anschließen werden.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Vollständig erschien im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bunsen (Christian Karl Josias), **Hippolytus und seine Zeit.** Anfänge und Aussichten des Christenthums und der Menschheit. Zwei Bände. (Erster Band. Die Kritik. Zweiter Band. Die Herstellung.) 8. Geh. 7 Thlr.

Dieses mit dem soeben erschienenen zweiten Bande jetzt auch in der deutschen Ausgabe vollständig vorliegende neueste Werk des berühmten Gelehrten und Staatsmanns **Bunsen** ist eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern theologischen Literatur. Der nicht blos für das gelehrte theologische und historische, sondern für das ganze gebildete Publicum interessante Inhalt und die anziehende Behandlungsweise haben dem Werke in England wie im Vaterlande des Verfassers bereits die allgemeinste Aufmerksamkeit zugewandt.

Für Lesezirkel.

Durch alle Buchhandlungen sind **Probenummern** zu erhalten von dem

Literarischen Centralblatt für Deutschland.

Herausgegeben von **Dr. Fr. Zarncke.**

welches auch für **1854** in unveränderter Weise, wöchentlich eine Nummer von 1—1½ Bogen gr. 4., in unserm Verlage erscheinen wird. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine Reihe der bedeutendsten Gelehrten Deutschlands ist zur Mitwirkung an diesem Blatte gewonnen, welches durch Vollständigkeit und Schnelligkeit in seinen Referaten, durch die Tüchtigkeit der in denselben ausgesprochenen Urtheile sich bereits einen großen Leserkreis erworben hat, der sich immer mehr erweitert, wo es wünschenswerth ist, eine bequeme und zuverlässige Uebersicht der neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur zu gewinnen. Der Inhalt der bedeutendern, insbesondere der wissenschaftlichen Zeitschriften findet sich ebenfalls im „Centralblatt" angegeben.

Leipzig, im Januar 1854. **Avenarius & Mendelssohn.**

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kleine Schul- und Haus-Bibel.

Geschichten und erbauliche Lesestücke aus den heiligen Schriften der **Israeliten.** Nebst einer Auswahl aus den Apokryphen und der Spruchweisheit der nachbiblischen Zeit. Von **Dr. Jakob Auerbach.** Zweite Abtheilung. — A. u. d. T.: **Lesestücke aus den Propheten und Hagiographen.** Zur Belehrung und Erbauung für Schule und Haus. Aus dem Grundterte übertragen. Nebst einer Auswahl aus apokryphischen Schriften und einer Sammlung von Lehren und Sprüchen der nachbiblischen Zeit. 8. Geh. 24 Ngr.

Die Erste Abtheilung dieses Werks: „Geschichten aus den heiligen Schriften der Israeliten", erscheint demnächst. Die Zweite Abtheilung ist früher ausgegeben worden, um mit derselben dem dringendsten Bedürfnisse für den Religionsunterricht in den höhern Classen der jüdischen Schulen zu begegnen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 6.** 2. Februar 1854.

Inhalt: Scenen aus: Herzog Bernhard. Trauerspiel von **Julius Mosen.** — Ein verbotenes Buch. Von **Karl Grün.** — Neue erzählende Gedichte. I. Rudolf Gottschall's „Carlo Zeno". — Das goldene Gebet an die Jungfrau Maria. Von **Georg Friedrich Daumer.** — Literatur und Kunst. („Hessisches Jahrbuch für 1854"; Arend, „Alte und Neue Lieder" und „Athelstan". — Ebert, „Handbuch der italienischen Nationalliteratur".) — Correspondenz. (Aus Berlin. — Aus Meiningen. — Aus London. — Aus Paris.) — Notizen. — Anzeigen.

Scenen aus:

Herzog Bernhard.

Trauerspiel
von
Julius Mosen.

Joseph. Bernhard. Oxenstierna.
(An einem mit Landkarten bedeckten Tisch sitzend.)

Joseph. So offen handelt Frankreich gegenüber
Den alten Freunden. Frankreich könnte jetzt
Bei der bedenklichen Verlegenheit
Der schwed'schen Macht — ich will nicht Ohnmacht sagen,
Vergebt, Ihr Herrn, Ihr kennt ja Eure Lage! —
Klug zögernd theuer seine Hülfe machen;
Doch liegt uns nur daran, Euch bald zu helfen.
Oxenstierna. Und Frankreich hat in Zeiten klug erwogen,
Daß unser Vortheil auch der seine ist.
Bernhard. Schlagt Euren Beistand zu dem Marktpreis an,
Wir schenken Euch die Großmuth und die Worte.
Joseph. Vernichtet ist die schwed'sche Infant'rie,
Die Reiterei geschlagen, das Geschütz
Verloren an den Feind, die Bundeskasse
Erschöpft bis auf den Grund, und triumphirend

Fast übermaßen kaiserliche Sache; —
Und nicht genug, daß Feindesheere schon
Sieg-, muth- und waffenreich bis an die Elbe
Die protestant'schen Länder überfluten,
Zieht Götz, der große General des Kaisers,
Fünf neue Regimenter aus Italien,
Sabelli furchtbar her aus Spanien;
Was meinen Excellenz und Eure Hoheit?

Oxenstierna. Vorm Kriegsrath soll darauf der Schuldige
Die Antwort geben.

Bernhard. Ich bedaure Euch;
Vorm Kriegsrecht und vor Gott müßt Ihr verstummen.
Des Krieges Ende lag in meiner Hand
Bei Lützen schon, vernichten konnte ich
Die Heere Wallenstein's. Ihr wußtet Rath —
Das Directorium ward Euch vertraut —
Das herrliche und sieggewöhnte Heer
Des großen Königs warft Ihr auseinander
Und mich mit zwölf Schwadronen an den Main.

Oxenstierna. Schad', daß wir Euch das oberste Commando
Der evangel'schen Stände nicht vertraut,
Um wieder heimzuschiffen dankgerührt,
Daß Ihr uns nicht mit Kugeln heimgejagt.

Bernhard. Das hätt' die schwedische Armee gethan,
Als sie im Lager an der Donau sich
Aus Noth und Hunger gegen Euch empört,
Hätt' ich mich Eures Unglücks nicht erbarmt
Und zum Gehorsam sie zurückgeführt.

Oxenstierna. Ich schenkte Euch ein Herzogthum dafür.

Bernhard. Ein Herzogthum, das ich erobert hatte.
Doch jetzt galt's die Vereinigung Feria's
Mit Altringer zu hindern, und ich bat
Euch um Befehl an Horn und Birkenfeld;
Taub blieb der schwed'sche Kanzler meiner Mahnung,
Er zögerte, bis Biberach gefallen.
Ich stürzte nun mit Macht nach Regensburg —

Oxenstierna. Und ließ Kursachsen Wallenstein zur Beute.

Bernhard. Warf den von Werth mit seiner Reiterei
Und lag vor Regensburg, und mit Kanonen
Sprengt' ich das Thor, und Regensburg war mein,
Das Tilly noch auf seinem Sterbelager
Das Kleinod Maximilian's genannt —
Den Schlüssel Baierns, Oesterreichs und Böhmens,
Das eh'rne Schild von Oberpfalz und Franken,
Die Herrscherin der Donau nannt' ich mein,
Und jählings abwärts stürzt des Kaisers Glück.
Vergeblich klagt er seine Noth Italien
Und Spanien und seinen Niederlanden,

Verlassen steht er da von allen Freunden,
Entwichen ist die Zucht aus seinen Heeren
Und Wallenstein lag über finstern Planen.
Und jetzt verlangt' ich nur geringen Beistand,
Denn aufgebrochen war ich schon nach Passau
Um in das Herz von Oesterreich zu dringen —
Joseph. Bis zu der Kaiserkrone?
Oxenstierna. Die wir schon
In Majestät auf Eurem Haupt erblickten.
Joseph. Ermordet wurde Wallenstein in Eger:
Der letzte Griff zur Krone ist gefährlich.
Bernhard. Ihr spielt mit Euren eigenen Gedanken!
Genug, Ihr habt den großen Augenblick,
Wo wir entscheiden konnten das Geschick
Der heil'gen Sache, sorgsam hingezaubert;
Unwiederbringlich war er bald verloren.
Ich schickt' Kuriere Tag und Nacht an Horn,
In Oberschwaben lag er müßig stille;
Ich eilte hülfeflehend selbst nach Dresden,
Und dann nach Frankfurt an die Bundsversammlung,
Ich bat, ich flehte: rettet Regensburg!
Des Kanzlers Antwort blieb ein kühles Lächeln
Und Regensburg, mein Kleinod, geht verloren,
Und die Armee der Liga und des Kaisers
Rollt bis nach Schwaben und vor Nördlingen.
Oxenstierna. Und da ließt Ihr, der uns're ganze Macht
Bis vor des Kaisers Hofburg schleudern wollte,
Euch schlagen auf das Haupt.
Bernhard. Als Axel Oxenstierna
Viel lieber mich als Oestreich stürzen wollte,
Ließ Gott zur Strafe seines argen Sinnes
Geschehen, was er wünschte; seine Hand,
Und nicht des Kaisers Macht schlug uns zu Boden.
Joseph. Ihr hohen Herrn, erwägt, daß alle Welt
Glück für Verstand, Unglück für Thorheit hält.
Doch lernt man erst den Klugen daran kennen,
Wie er benutzt des Schicksals Wechselfälle;
Und er benutzt sie, daß die Gegenwart,
Wie sie sich gibt, er schnell zu packen weiß.
Des schwedischen Reichskanzlers Excellenz
Hat so bereits mit Frankreich abgeschlossen.
Bernhard. Hör' ich auch recht?
Joseph. Ganz recht!
Bernhard. Und die Bedingung?
Joseph. Den Schweden bleibt Norddeutschland überlassen,
Sie decken Magdeburg und Halberstadt.
Bernhard. Ich träume wol?
Joseph. Und Frankreich überläßt man

Kolmar und Schlettstadt und das ganze Elsaß
Und über Mainz und sonst Protectorat.
Und Euch will Frankreich ganz besonders wohl,
Es streckt die Arme zärtlich nach Euch aus,
Europas Helden an sein Herz zu drücken.

Bernhard. Das hat gewagt Herr Axel Oxenstierna
Und hinterm Rücken aller Bundsgenossen?
Und scheut sich nicht vor mir und meinem Volk?

Oxenstierna. Wir haben nach Ermessen hier gehandelt;
Wem's nicht gefällt, der laß' es sich gefallen. (Geht stolz ab.)

Bernhard. Mein Blut steht still vor dieser Felonie,
Die der Reichskanzler hier begangen hat.
Mein Herz erstarrt vor diesem Seelenraub,
Den man an dir verübt, mein deutsches Volk!
Ich hebe meine Hand zum großen Richter,
Und klage gegen Axel Oxenstierna
Auf Hochverrath an uns'rer heil'gen Sache!
Herr Gott, nimm unser Recht in Deine Hand!
Doch Frankreich wisse, über meine Leiche
Geht erst der Weg zum Heil'gen deutschen Reiche. (Ab).

Marie (tritt auf). Joseph.

Marie. Du aber mußt für Frankreich ihn gewinnen
Um jeden Preis, und wär's um eine Krone!

Joseph. Wir machen ihn nicht feil.

Marie. Ich will es wagen!
Folgt mir, beliebt es Euch, ins Cabinet;
Ich werde Euch dictiren in die Feder
Die Punkte des Vertrags mit Herzog Bernhard.
Denn Ihr wißt nur mit Leuten umzugehen:
Doch einen Helden könnt Ihr nicht verstehen. (Beide ab.)

Verwandlung.

Saal im landgräflichen Schlosse. Im Hintergrunde kann man, wenn die Thüre geöffnet wird, auf einen freien Platz sehen. Die Landgräfin Elisabeth kommt aus der Thüre im Mittelgrunde links, von welcher einige Stufen in den Saal gehen, herunter. Bernhard ihr entgegen.

Bernhard. Elisabeth.

Bernhard. Elisabeth!

Elisabeth. O, Bernhard! gib mir Muth,
Zu Dir zu sprechen wie an jenem Tag,
Wo Du in Koburg von mir Abschied nahmst.

Bernhard. Wirf einen Strahl von jenem Augenblick
In meines Schicksals gramumwölkte Nacht!

Elisabeth. Und Du hast nicht vergessen diese Stunde?

Bernhard. Wo Du mir endlich mitgabst eine Hoffnung,
So reich ein ganzes Leben auszufüllen?

Und meiner Bitte einen gold'nen Ring;
Ein Zeichen meines Glückes blieb er mir,
Bis in das Grab hinunter trag' ich ihn.
Doch wenn vorher ich noch mein Ziel erreiche,
Darf ich Dich mahnen an ein heil'ges Wort?
Elisabeth. Ich gab darin Dir meine Seele mit
Im Uebermaß des Kummers bei dem Abschied —
Sprichst Du es aus — doch Gottes Will' geschehe!
Bernhard. Ich spreche dieses Wort, wenn meine Bahn
Zu Ende geht beim Throne oder Sarg;
Bis dorthin ruh' es still in meinem Herzen.
Du blickst mich an so angstvoll und so traurig?
Elisabeth. Mein Herr und Freund, ich träumte schwer von Dir,
Und meine Seele quälet sich um Dich.
Mir kam es vor, als ständest Du vor mir,
Auf Deinem Haupte eine Lorberkrone
Und einen Purpurmantel um die Schulter;
Du reichtest mir die Hand und sprachst dabei:
Laß uns zum Tanz antreten, denn es harren
Auf uns die Gäste in dem Krönungssaale;
Doch hinter Dir erblickt' ich einen Jüngling,
Vom Haupte bis zum Fuße schwarz verhüllt
Und einen Lilienkelch in seiner Hand —
Wer folgt Dir, Bernhard? fragt' ich voll Entsetzen;
Es ist mein Schattenbild, gabst Du zur Antwort.
(Marie als Famulus nähert sich langsam aus dem Hintergrunde; — Elisabeth bemerkt ihn.)
Elisabeth. Ha! dort!
Bernhard. Was ist Dir?
Elisabeth. Kennst Du diesen Boten?
Bernhard. Des Paters Diener! und wir werden hören,
Was er von Frankreich uns zu melden hat.
Elisabeth. So muß ich Dich verlassen und das Unglück
Hat über Dich Gewalt! Mein Gott! Mein Gott! (Ab.)

Der Famulus (Marie). Bernhard.

Der Famulus. Den großen Helden Deutschlands grüßet Frankreich.
Es übergibt Euch diese Documente,
Gleichlautend beide, unterzeichnet ist
Das eine von Richelieu's eig'ner Hand,
Es ist für Euch; vollzieht Ihr nun zugleich
Das andere, so ist verpflichtet Frankreich
Euch die Mannschaften und Subsidien,
Wie Eurer Hoheit sie bezeichnet werden,
Zu liefern für den Feldzug an dem Rhein,
Und Eurem Schwert gehört das reiche Elsaß.
Bernhard (nachdem er gelesen). Ich werde mich bedenken, dunkler Bote;
Harr', bis ich mich entschieden, in dem Vorsaal. (Famulus ab.)
Bernhard (allein). Großmüthig ist der Antrag und verlockend.

Verloren ist mit Regensburg die Donau,
Und könnte ich dafür den Rhein gewinnen,
Ich riß die Kette Oestreichs auseinander.
In Spanien ist seine Lebensquelle,
Wo schnell es seine Kräfte sich erneut,
Die Vorrathskammer seine Niederlande,
Und die Vorlande an dem Rhein die Straße,
Die unermüdlich die Armeen ihm
Zuführt zu dem endlosen Völkerkriege.
Und könnt' ich ihm abschneiden diesen Weg,
Es wär' ein unermeßliches Geschick!
Und was gewinnt denn Frankreich? Welchen Trug
Der Cardinal auch in dem Herzen trägt,
Er könnte dennoch sich in mir verrechnen.
Und Oestreichs Leben hütet dort ein Drache,
Das Bollwerk Breisach, Deutschlands eh'rnes Thor,
Und könnte ich dort bauen meinen Horst —
Seid ruhig, hastig quellende Gedanken,
Ihr stürzet mich und Euch aus allen Schranken!

Taupadell (tritt auf). Bernhard.

Taupadell. Mein Herzog —
Bernhard. Sei willkommen.
Taupadell. Doch ich bringe
Nicht Sieg zurück, nur Wunden von Gefechten!
Bernhard. Und Deine Treue?
Taupadell. Herr, bis in den Tod!
Bernhard. Lohn' Dir das Gott, ich bin ein armer Mann.
Taupadell. Ich bin belohnt, verzeiht Ihr mir mein Unglück.
Bernhard. Schau' nicht so finster drein, mein tapf'rer Oberst;
Des Glückes Laune müssen wir vertragen,
Solang' wir Menschen und Soldaten sind.
Taupadell. Ihr wißt noch nicht —
Bernhard. Ich las in Deinen Mienen
Die Nachricht, daß mein fränk'sches Herzogthum
Gefallen ist.
Taupadell. Ich wollt' erschlagen sein,
Könnt' nein ich sagen.
Bernhard. König Ferdinand
Hatt' Beide, Götz und Piccolomini,
Mit ihrer ganzen Macht auf Dich geworfen
Und ich — mußt' Dich verlassen in der Noth; —
Sie haben Dir wol tüchtig zugesetzt?
Taupadell. Herr, Euer alter Bär bekam zu thun,
Er mußt' der Meute seine Tatzen zeigen,
Es werden die Kroaten an uns denken!
Und hätten nicht die Franken uns verrathen,
Ich hätte wahrlich ihrer mich erwehrt.

Bernhard. Ist Würzburg auch dahin?
Taupadell. Und Rothenburg
Und Schweinfurt; Herr, es fielen alle Städte
Wie Kartenhäuser um und ab von Euch.
Bernhard. Es ist von Vielen Gottes Geist gewichen.
Taupadell. Doch unser kleines Häuflein schlug sich durch;
Wir zogen wie die Wölfe in der Nacht
Und brachen durch die Wälder mit der Axt.
Doch nur Fünfhundert bring' ich Euch zurück.
Bernhard. Sag' Deinen Tapfern, daß aus ihrem Rückzug
Ein lust'ges Vorwärts wieder werden soll,
Denn ich hätt' einen eigenen Gedanken.
Taupadell. Durchlaucht, lehrt mich die Kunst, dem Misgeschick
So scharf zu blicken in den Augenstern,
Daß es vor Schreck und Angst zum Glücke wird.
Bernhard. Es drängt die Zeit zum Abmarsch. Reit' ins Lager
Und Erlach soll zum Aufbruch blasen lassen.
(Taupadell will gehen, Bernhard ruft ihm nach.)
Mein Generalmajor!
Taupadell (macht soldatisch die Front). Versteh' ich recht?
Bernhard. Noch heute sollst Du das Patent erhalten.
Taupadell. So wahr beim Schall der schmetternden Trompeten
Mein Roß und Herz mir noch vor Jubel springen,
Will ich die neue Ehre mir verdienen
Und mich bedanken mit Victoria! (Ab.)
Bernhard (allein). Fahr' hin, du schwed'scher Lohn für so viel Mühe
Und Waffenthat und mörderische Schlachten,
Für so viel Siege und Eroberungen —
Fahr' hin, du schönes Herzogthum von Franken,
Das erst mir Gustav Adolf zugesagt
Und Oxenstierna schwer verwilligt hat;
Du galt'st mir einst so viel, ich nahm Dich an
Als ersten Baustein zu dem neuen Deutschland —
Fahr' hin, fahr' hin, noch bleibt uns Muth und Eisen!

Hortleder (tritt auf). Bernhard.

Hortleder. Das ist noch Bernhard! Nur gewaltiger
Und heldenhafter, als ich mir's gedacht:
Bernhard der Große, Deutschlands Trost und Hoffnung!
Bernhard. Mein alter Lehrer, Rath und Freund, willkommen,
So weite Fahrt habt Ihr zu mir gethan?
Ihr kommt von Weimar und von meinen Brüdern?
Ihr solltet Ruhe Eurem Alter gönnen!
Setzt Euch in meinen Armstuhl, anders nicht
Kann ich Euch ehren!
Hortleder. Gott will reiche Gnade
Dem Menschenkind verleihen, weltliche
Und geistige, und jedem Menschen andre;

Mich aber hat unendlich er beglückt,
Daß ich Euch noch geseh'n vor meinem Ende.

Bernhard. Was an mir ist, das ist Dein gutes Werk.
Du lehrtest mich mein Vaterland zu lieben,
Die Tapferkeit, die Tugend und die Freiheit,
Und zu verachten jede Niedertracht,
Die Feigheit und die dräuende Gefahr,
Wie Cäsar meinem Glücke zu vertrauen,
Und nichts zu fürchten als das Auge Gottes.

Hortleder. Wol hab' ich selbst die edle, schlanke Tanne,
Die mit der Krone nun zum Himmel ragt
Und ihre Zweige über Deutschland streckt,
In ihrer Heldenjugend treu gepflegt.
Und ich wär' auserlesen, mit der Axt
Zu wagen einen Mordhieb gegen sie?

Bernhard. Ihr bringt mir schlimme Botschaft von den Meinen;
Was zögert Ihr? Ich bin gefaßt auf Alles.

Hortleder. Weh' einem Volk, das sich von fremden Völkern
Die Freiheit bringen läßt auf Degenspitzen;
Und schwer auf unserm Herzen kniet der Schwede.

Bernhard. Ein falscher Freund ist schlimm, doch schlimmer noch
Die leibliche und geist'ge Tyrannei.

Hortleder. Doch die Verzweiflung ist das Gräßlichste.
Ich kam durch Städte, wo kein Mensch mehr lebt,
Durch andere, wo Pest und Raub und Mord
Ein Abbild von den Höllenqualen geben,
Nicht Bürger sah ich mehr, nur wüste Banden.

Bernhard. Gott sucht sie heim um ihre Missethaten,
Sie sollten mir vertrauen schon seit Lützen;
Ich konnte Alle vom Verderben retten!
In einer Zeit, wo zwei Extreme kämpfen,
Muß untergehen, was dazwischen liegt.
Wie Wenigen war's Ernst um ihre Sache!
Langmüthig rief sie Gott zu seinem Werke,
Sie zögerten in Eigennutz und Kleinmuth;
Vergebens stürzte ich von Sieg zu Sieg,
Doch Neid fraß ihnen ab das Herz vom Leibe.
Was wundern sie sich nun, daß über sie
Das schlechtgestützte Haus zusammenbricht
Und sie begräbt im Sturze der Ruinen?

Hortleder. Verargt es ihnen nicht, wenn aus der Noth
In ihrer Weise sie die Rettung suchen.

Bernhard. Auf rechte Art gelingt das rechte Werk.

Hortleder. Ganz Sachsenland und mit ihm Eure Brüder
Und Braunschweig, Lüneburg und Mecklenburg,
Brandenburg und Pommern, Lübeck, Hamburg, Erfurt
Haben in Prag den Frieden abgeschlossen.

Bernhard. Den Frieden? — Hab' ich recht gehört, den Frieden?
Um welchen Preis?
Hortleder. Er mag gering erscheinen,
Sie haben vierzig Jahre Toleranz
Und Einige besondern, kleinen Vortheil.
Bernhard. Verzeih' mir, Oxenstierna, daß ich Dich
Geziehen des Verraths an Deutschlands Völkern!
Sie hatten früher sich verkauft den Feinden
Und aufgegeben uns're gute Sache.
Die Unglücksel'gen, die Verblendeten!
Und meinen sie, die Schweden werden nun,
Treulos verleugnet und so tief beleidigt,
Die Fahnen senken und von hinnen ziehen?
Die Hunde, die Ihr erst zur Jagd gebraucht,
Habt Ihr in wüth'ge Wölfe nun verwandelt,
Und ein Gericht wird über Euch ergehen,
Daß meine Seele schaudernd ab sich wendet.
Mein Gott, zerdrück' mir nicht das Herz im Busen
Und schenke meinen Augen eine Thräne,
Nur eine Thräne, Du barmherz'ger Gott —
Nein! Nein! sie müßte wie geschmolz'nes Blei
Ausbrennen mir des Auges helle Sterne;
Schenk' lieber Deiner armen Welt Vernunft!
Hortleder. Ihr gebt nur Worte meinen eig'nen Schmerzen.
Bernhard. Und welche Stellung weisen sie mir an,
Mir und dem Heer?
Hortleder. Von Euch schweigt der Vertrag
Bernhard. Sprich, Greis, bin ich ein Traum, nichts Wirkliches?
Hab' ich denn nie gelebt? Bin ich schon todt?
Und wenn sie wirklich mich vergessen haben,
So zeuget mir, Ihr Hunderttausende,
Die Ihr beim Rufe meines Feldgeschreies
Mit Eurem Blut getauft die deutsche Erde!
Hortleder. Doch Eure hohen Brüder sind der Meinung,
Daß Ihr auf Euren Theil am Herzogthum
Beitretend unterzeichnen könnt den Frieden,
Wie er in dieser Abschrift ist punktirt. (Er überreicht Bernhard eine Schrift.)
Bernhard (zerreißt sie). Und so cassire ich den span'schen Frieden,
Gemacht aus Arglist, Feigheit, Schmach und Lüge;
Wenn nicht das Glück, die Ehre soll uns bleiben
Und mit dem Schwert will ich den Frieden schreiben.
Hortleder. Ihr habt entschieden. Meine Seele schaudert
Vor Leid und Freud',
Ich denk' an Hannibal und an sein Ende.
So laßt mich von Euch, daß ich weinend schweige
Und still zur dunkeln Gruft hinuntersteige. (Hortleder ab.)

Bernhard, (bald darauf) ein Page, (später) der Famulus (Marie).

Bernhard (unterschreibt den Vertrag mit Frankreich). Da steht mein guter Namen! und er macht
Richelieu zu meinem Bundsgenossen. (Er läutet mit der Handglocke, ein Page kommt.)
Der Bote des französischen Agenten!

(Page ab.)

Es müssen oft die Fürsten und die Völker
Bündnisse schließen, wie ich jetzt gethan,
Und mein Verstand sieht keinen andern Ausweg!
Doch ist mein Herz befangen wie noch nie
Und meine Seele bis zum Tod betrübt.

Famulus (Marie) kommt.

An Pater Joseph bring' die Schrift zurück,
Von mir genehmigt und vollzogen.
Noch heute rücken aus die Regimenter,
In Mainz erwart' ich Marschall Feuquieres
Und die Subsidien.
Famulus. Heil Euch, mein Herzog!
Gedenkt an mich, bald grüßt Euch auch mein Mund
Als König von dem Rheinland und Burgund! (Ab.)

Bernhard (gedankenvoll über eine Landkarte gebückt). Elisabeth (tritt auf, zuerst nicht bemerkt).

Elisabeth. Brich ab mit Frankreich, Bernhard!
Bernhard. Meinst Du auch?
Und doch hätt' Frankreich, wenn ich meine Schlachten
In seinem Dienst geschlagen, nicht an mir
Gehandelt wie mein Volk und meine Freunde.
Elisabeth. Nicht Dich, sich selber haben sie verlassen!
Doch Du, ich weiß es, bleibst mit Herz und Hand
Bei Deinem Gott und Deinem Vaterland.
Bernhard. Bis dieses Herz zu schlagen aufgehört.
Elisabeth. So hast Du Frankreich schon zurückgewiesen?
Bernhard. Wie Frankreich auch gesinnt ist, das Verhängniß
Stellt es zu uns als Freund und Bundsgenosse.
Elisabeth. Es ist Dein ärgster Feind, der Feind des Reiches,
Der Dich benutzen will nach seiner Absicht.
Bernhard. Ich werde Frankreich, es wird mich gebrauchen,
Und die Gewalt der Waffen gibt den Ausschlag.
Elisabeth. Und fürchtest nicht Richelieu's Trug und List?
Bernhard. Ich weiß, was ich von Frankreich halten kann; —
Und bin auf meiner Hut. Eins ist gewiß,
Daß uns're Feinde auch dieselben sind.
Elisabeth. Weil sie auch deutsche Fürsten sind wie Du;
Erhebe hoch das eigene Panier,

Wir wollen uns're Kraft zusammenraffen
Und all mein Erbgut steuere ich Dir;
All die Juwelen, in der Zeiten Noth
Sprich fröhlich zu den Steinen: werdet Brot!
Das Silber nicht, das Gold will ich nicht wägen,
Laß es zu Geld mit Deinem Bildniß prägen.

Bernhard. Du füllst nicht aus den Abgrund dieses Krieges.

Elisabeth. Brauchst Du Soldaten, laß die Trommel rühren,
Sechs Regimenter will ich zu Dir führen.

Bernhard. Es kommt die Stunde, wo Dein reiches Opfer
Entscheidend in die Wage fallen kann:
Dies ist der Augenblick, wo frei von Frankreich
Ich meine eig'ne Macht zusammenfasse.

Elisabeth. Sind meine Thränen ganz umsonst geflossen?

Bernhard. Ich habe, weil ich mußte, abgeschlossen.

Elisabeth. Barmherz'ger Gott, ich konnte ihn nur warnen,
Und sollt' er irren, nimm von ihm die Schuld!

(Marschmusik erst aus der Ferne, dann näher.)

Bernhard. Schon rücken aus die braven Regimenter —
Es stürzt mein Wort sie bis zum deutschen Rhein.

Elisabeth. Ich seh' Dich an mit namenlosen Leiden.

Bernhard. Elisabeth, leb wohl!

Elisabeth. O, tödte mich,
Daß meine Seele betend Dir zur Seite
Kann geh'n und steh'n im mörderischen Streite!

(Musik vor dem Schlosse.)

Bernhard. Sie machen halt vor Deines Schlosses Stufen,
Auf seinen Feldherrn wartet schon der Stab,
Horch, die Trompeten! ihre Stimmen rufen
Mich an die Spitze der Armee hinab!
Des Krieges Schicksal treibt mich zu beginnen
Den dritten Act vom deutschen Trauerspiel;
Mit meinem Glücke scheide ich von hinnen
Und in der Burg von Breisach steht mein Ziel: (abgehend)
Denn dort will ich mit scharfen Degenklingen
Das stolze Oesterreich zum Frieden zwingen! (Ab, während Elisabeth auf die Knie fällt und sich mit ihrem Schleier das Gesicht verhüllt.)

Ein verbotenes Buch.

Von

Karl Grün.

Erschrick nicht, theurer Leser, es handelt sich blos von einem französischen Buche, keineswegs von einem deutschen. Trügt mich übrigens nicht Alles, so ist das Regiment der verbotenen Bücher in Deutschland nahezu erledigt; das Volk scheint die Zweckmäßigkeit derselben nicht mehr recht einzusehen, und so ist den Schriftstellern die Lust dazu vergangen. Das weiland einmal so pikante Interesse an diesen verbotenen Früchten ist nach Frankreich gewandert, wo die halbe Literatur kryptogamisch geworden ist. Natürlich! der Unterschied zwischen einem verbotenen und einem erlaubten Buche ist dieser: das verbotene Buch handelt von Eigennamen, das erlaubte von Gattungsnamen, auch von jenen Gattungen, die Platon die Spiegelbilder der Dinge oder Ideen nannte. Als das arme Frankreich so urplötzlich und urgewaltig aus der Idee „Republik" auf den Eigennamen „Bonaparte" geschleudert ward, entstand die Literatur der Eigennamen, die aber ist apokryph, d. i. verboten.

Der größte und erbittertste Feind der in Frankreich herrschenden Eigennamen ist der romantische Dichter Victor Hugo, dessen Lebensaufgabe es bis auf weiteres geworden zu sein scheint, für Frankreich verbotene Bücher zu schreiben. Es liegt ein gewisser Ruhm darin, unter den vielen Feinden der heutigen Patronymika in Frankreich als der erste genannt zu werden, der Welt gegenüber dafür zu gelten, heute etwas Pikantes, morgen etwas Pikanteres, übermorgen das Allerpikanteste zu finden, was sich auf die Vettern und Basen des 18. Brumaire bezieht. Als ich aber die athem- und ruhelose Polemik der „Züchtigungen" durchgelesen hatte, erschien mir diese unendliche Arbeit des Geiferns denn doch wie eine Sklavenmission, wie die höchste denkbare Unfreiheit des Götterfreundes Poet, und ich sagte mir, daß ich auch nicht einmal in der Republik der Götter als Eumenide angestellt sein möchte.

Nicht das Interesse des Kitzels, kaum ein literarisches Interesse im gewöhnlichen Sinne drückt mir die Feder in die Hand. Ich hoffe aber, es wird gestattet sein, eine culturgeschichtliche Offenbarung anzudeuten, die mir beim Lesen der „Züchtigungen" oder „Rächerinnen" aufgegangen ist. Das neue Victor Hugo'sche Buch mit der Firma „Genf und Newyork" hat wirklich eine universale Seite, die weit über seine beabsichtigte Einseitigkeit hinausragt. Mit Einem Worte, es ist hart, aber es muß heraus: Victor Hugo schreibt beinahe die nachträgliche Rechtfertigung des 2. December.

„Ist es nicht wahr, Dante, Aeschylus und ihr, Propheten! daß niemals aus der Faust der Dichter, niemals, beim Kragen gefaßt, die Missethäter entrannen? Hinter diesen hier habe ich mein rächendes Buch geschlossen, die Riegel vor die Geschichte geschoben, die Geschichte ist heute eine Galeere.“ Ja sicher, der Dichter, der Prophet hat das göttliche Recht, die Geißel zu schwingen, auf ewig an den Schandpfahl zu schweißen, und gleich Michel Angelo die Hölle selbst nach seiner Inspiration zu bevölkern. Sebastian Brandt und der größere Rabelais und Ulrich Hutten haben ein Gericht über die mittelalterliche Pfafferei gehalten, vor dem es keinen Appell gab. Miguel Cervantes und Montaigne und Montesquieu haben die Schwächen und Verbrechen ihres Jahrhunderts auf Einen Scheiterhaufen zusammengetragen, der durch die Weltgeschichte brennt. Shakspeare hat die verkehrte Welt auf dem Kopfe schreitend dargestellt. Swift und Paul Louis Courier und Ludwig Börne sind berüchtigte Flagellanten. Und du, düsterer und dunkler Persius, du, eleganter Bösewicht Juvenal! Ihr seid die providentiellen Vollender von des Tacitus Annalen. Aber was schildern sie, was greifen sie an, besonders die Letztern, die auch unter dem Cäsarismus seufzten, die auch zu einem „souveränen Volke“ gehörten, dessen Consul sogar ein Pferd war? Ist es der Cäsar, der Caligula, der Claudius, der Nero, der Domitian, denen ihre Satiren gelten? Thun sie dem Sejan, der Poppäa Sabina, dem Petronius die geschichtliche Ehre an, sie für die Cloake verantwortlich zu machen, in der sich die Nachkommen des Brutus und der Scipionen herumwälzten? Dachten sie nur einen einzigen Augenblick, ein Tigellinus sei Schuld an der rettungslosen Entsittlichung der Ewigen Stadt? Nein, Persius und Juvenal streichen ihre Zeit, ihre Zeitgenossen, wie Aristophanes das gesammte ultrademokratische Athen geißelte, und weit entfernt, auf Sokrates Hymnen anzustimmen, in ihm gerade die sophistische Auflösung der griechischen Lebenssubstanz mit der beißendsten Erbitterung verfolgte. Victor Hugo in seinen Satiren hat es stets nur mit einigen Leuten zu thun, welche Frankreich erniedrigen, beschimpfen; er ahnt gar nichts von der allgemeinen Verrottetheit der Zustände, deren Product diese Leute sind, welche den Statusquo lediglich ausbeuten, und im höhern Sinne völlig unschuldig genannt werden müssen. Victor Hugo, anstatt über den Zuständen zu stehen, sinkt selbst zum Zustande herab; sein Buch, anstatt pathetisch zu sein, ist pathologisch, und während er dem Gotte Komus als Priester zu dienen glaubt, gehört er selbst mit zu der komischen Masse, die auf ihren Aristophanes wartet.

Ich kenne nur Einen stichhaltigen Maßstab für den Poeten, ob tragisch ob komisch, ob lyrisch, episch oder dramatisch: er soll mich befreien, er soll mich von der Misère erlösen, die mich umdrängt; er soll

ein Bildner und Schöpfer sein, kein Rhetor. Die didaktische Poesie ist allemal Matthäi am Letzten.

„Die Idee hält immer ihre Principien aufrecht.“ „Man muß den Fortschritt selbst in der Züchtigung festhalten.“ Das ist möglich, wiewol es bestritten werden kann; das ist ein synthetischer und ein analytischer Gedanke. Mir vollkommen gleichgültig, wenn ich erbaut sein will.

Frankreich ist für Victor Hugo noch immer das Kanaan der Weltgeschichte, Paris das Bethlehem der Menschheit. Wer von da ausgeht, der muß über den Staatsstreich um so eher den Verstand verlieren, als er überhaupt vorher nicht viel besaß. Das kann unmöglich eine Satire hervorbringen, das wird höchstens selbst zur Satire. „Titan dreiundneunzig! Nichts Größeres konnte nach dir kommen.“ Und doch war dieser Titan bekanntlich die Mystification der Revolution, der Verrath des Fortschritts aus Marius' Händen an Cäsar. So kann es nicht bleiben: „Die entzückte Kirche holt sich einen Blutklumpen, der noch ganz raucht, zum Tintenfaß für Veuillot.“ Das mag schauderhaft genug sein, aber wo ist das Gegenwicht? „Jesus und Voltaire hätten also umsonst geredet!“ Soll das 18. Jahrhundert das 19. retten? Ewig dieselbe Renommage mit der Gloire, mit den Kriegen der Republik und des Kaiserreichs. Aber das Verdächtige dieser Gloire, die soldateske Demokratie, ist ja gerade das Beet, das Mistbeet der heutigen Zustände geworden. Der Satiriker bläst in dasselbe Horn mit seinen Gegnern, und er hört gar nicht einmal, daß dieselbe Melodie herauskommt.

Der Widerspruch und Widerschein wird immer ärger, je tiefer man in das Buch hineinliest. Wenn Ludwig Bonaparte das von Victor Hugo geträumte Frankreich 1851 vor sich gehabt hätte, so wäre er der größte Hexenmeister der Weltgeschichte, und alle Helden von Alexander bis Napoleon würden gleich Zwergen neben ihm einschrumpfen. Wo war doch 1851 das Victor Hugo'sche Frankreich? „Frei und stolz, die Eintracht singend, schreitet Frankreich auf sein Ziel los.“ Oder: „Jeden Tag schmelzen Haß und Leiden zusammen. Das Menschengeschlecht will den heiligen Fortschritt, Frankreich schritt voraus, die Flamme auf der Stirn — da sind diese Menschen gekommen.“ Ach nein, ihr wart noch einmal wieder das alte von Factionen zerrissene Gallien des Julius Cäsar, vier Parteien wollten herrschen, und da nur eine den Stuhl der Herrschaft besetzen kann, so mußten die drei andern glücklich verhetzt sein, damit die Energie der vierten ohne viele Umstände zum Ziele schritte. Wenn „diese Menschen“ wirklich über Nacht so viel geworden sind, so beweist das lediglich die geringen Dimensionen von euch Andern und die gelungene Verwickelung, in welcher sich drei Un-

bedeutendheiten befanden. Die wahre Satire lautet: Volk, Republikaner, Socialisten, Bildung, was seid ihr in Frankreich, da „diese Menschen" euch als Stufen, als Schrittsteine gebrauchen können? Große Nation, wie unendlich groß bist du in deiner Kleinheit!

Und nun gar erst die Nationalversammlung, die gesprengte Legislative! „Der erhabene Tempel, wo für die Welt die Morgenröthe aufging!" Kann der wahre Satiriker, der zugleich der wahre Beobachter und Mensch ist, auch nur einem Dupin herzhaft zürnen, daß er nicht auf seinem curulischen Stuhle zu sterben vorzog? War dieser Dupin ein Verräther an Victor Hugo'schen Ideen und Träumereien, er, der Präsident der Majorität, der Thiers, Odilon-Barrot, Montalembert und Berryer? Wozu macht man einen Calembourg und einen Staatsprocurator zum Präsidenten der Nationalversammlung? Deshalb kann ich auch nicht lachen über die auf Dupin bezüglichen Stellen, die gegenwärtig zu Paris in Aller Munde sind, und die der Bonapartismus wie die Frondeurs gleichmäßig goutiren; sie sind zermalmend, o ja — aber wer will einen Schwamm zermalmen?!

Wenn der allgemeine Eindruck der Hugo'schen „Züchtigungen" somit ein trüber, pathologischer ist, so wäre es doch unbillig, wollten wir auch die Lichtseiten, die dieser dunkele Körper ebenfalls darbietet, verschweigen. Victor Hugo ist immer ein Stück Poet, wenn auch ein romantischer; er muß sich freilich widersprechen, um uns hin und wieder frei zu erscheinen. Aber es leben solche Widersprüche. Und warum sollte sich's nicht widersprechen? Das lange brillante Gedicht „Die Buße" hat des Versöhnenden mancherlei. Der Büßende ist nämlich Napoleon Bonaparte, der sein politisches Gewissen mit einem Verbrechen beladen hatte. Auf der Umkehr von Moskau, in dem unendlichen Schneegrab, wo seine herrlichste Armee eingescharrt ward, fragt der Kaiser: Ist das die Buße? Eine Stimme antwortet: Noch nicht. Bei Waterloo, als die stolze Garde im englischen Kanonenfeuer schmolz, als Blücher statt Grouchy erschien, als der Unglücksruf erscholl: Sauve qui peut! fragt der Kaiser wieder: Ist das die Buße? Noch nicht! war die Antwort. Als er einsam auf St.-Helena zu sterben kam, auf fernster Insel, unter Hudson Lowe's lauernden Blicken, wieder fragt er: Ist das die Buße der Schuld, mein Gott? Noch nicht, lautet die unerbittliche Antwort. Erst als er unterm Invalidendom ruht, als die Welt nur noch den ruhmvollen, siegreichen Cäsar in ihm erblickt, als die Weltgeschichte mit ihm abgerechnet zu haben scheint: da weckt ihn ein nächtliches Phantom, erzählt ihm, was draußen vorgehe, wie sein Name dabei mitspiele. Das ist die Buße für den 18. Brumaire! Hier liegt der Dichtung ein großer historischer Gedanke zu Grunde von der Heimsuchung aller Schuld, von dem Gerichte, dem Niemand entgeht, von

den Skorpionen, die sich ein Volk erzieht, wenn es die Gedanken solcher Größe nährt, wenn es andere Götter neben dem alleinigen Gott der Cultur und der Arbeit hat.

Es finden sich sogar Lichtblicke über den sittlichen Zustand Frankreichs, die mit dem Frühern sich nur schlecht reimen, die wir aber zu Ehren des Dichters constatiren wollen. So heißt es z. B.: „Dieses Volk, dessen Hauch gleich dem Rauche Könige und Armeen wegwirbelte, das im Zorn unter seinem Stabe den Riesen Robespierre und den Titanen Danton zerbrach — ja, dieses unbesiegbare, stolze Volk (mag wegen der Antithese Alles hingehen) zittert heute, ist blaß, bebt wie ein Halm, klappert mit den Zähnen und spricht kein Wort mehr vor Magnan, dem englischen Reiter, und Troplong, dem A-b-c-schützen." Wahrheit und Irrthum, alte Flausen und neue Ahnung vereinigen sich in folgenden Stellen:

Der Zar geht auf die Donau los,
Ihr bleibet fern vom Rhein.

Ihr werdet nicht die Mähnen eurer Rosse
Im Strahl des Ruhms vergolden seh'n.

Die Fanfare stammelt und stirbt, heimkehrt die Flotte
Zum Hafen, der Adler zu dem Hühnersteig.

Ziemlich frei und daher bei weitem wohlthätiger ist Victor Hugo auch in den auf der Insel Jersey gedichteten Stanzen an Juvenal, wie sehr er immerhin den Römer verkenne. In diese Stanzen spielt die Allversöhnerin Natur hinein, das Meer, der Wald, der Vogel, der Stern, die erstarrten, im politischen Gewühle erstorbenen Gefühle thauen im Dichter auf; und er wird schier natürlich in und mit der Natur. Es ist fast horazisch, wenn ihn plötzlich die Vögel, Bäume, brüllenden Stiere, die Wiesen anwidern, wenn ihm die Nemesis mitten im tiefen Walde mit ihrer Furienbrust begegnet, und er ausruft: „Ach, die Pflicht fodert heute den ganzen Menschen, das Vaterland will ihn ganz!"

Einmal erwacht der Dichter am nächtlichen Meeresstrande, der Morgenstern leuchtet ihm ins Auge, den die Blume Bruder nennt, und der Stern spricht, freilich etwas Victor Hugoisch und hypersternlich: „Ich bin der Gold- und Feuerkiesel, den Gott gegen die schwarze Stirn der Nacht schleudert. Hinter mir kommt der Engel Freiheit und der Riese Licht!"

Wer aber vergäße nicht ganz die Kritik und das störende Gefühl des Verkehrten, wenn ihm hier und da, einfach und schlicht, Perlen begegnen wie das nachfolgende Gedicht, in Betreff dessen ich schließlich

nur bedaure, daß es bisjetzt noch keinen gewandtern Uebersetzer gefunden hat:

Ihr Pfade, wo das Gras sich neiget,
Ihr Thäler, Hügel, Schattenwald!
Sprecht, warum trauert ihr und schweiget?—
Dieweil des Wand'rers Tritt verhallt.

Warum steht Niemand an den Scheiben?
Warum der Garten schmucklos so?
Du Haus, wo mag dein Herr nur bleiben?—
Ich weiß nicht, er ist anderswo.

Hund, wach', sei du des Hofes Rather! —
Nicht nöthig, leer ist dieser Ort. —
Kind, wen beweinest du? — Den Vater! —
Frau, wen beweinst du? — Er ist fort. —

Wo ist er hin, o sprecht? — Ins Leere. —
Was grollst du, Flut, am Schiff so arg?
Wo kommst du her? — Von der Galeere. —
Was bringst du mit dir? — Einen Sarg.

Neue erzählende Gedichte.

I. Rudolf Gottschall's „Carlo Zeno“.

Auch die Muse der erzählenden Dichtung hat auf den Weihnachtstisch der Literatur wieder sehr reichliche Gaben gestreut. In dem Augenblick zwar, da wir dies schreiben, wird das Meiste davon das bekannte Schicksal der vergoldeten Aepfel und Nüsse schon längst getheilt haben. Doch befindet sich auch Einiges darunter, dem man eine längere Dauer prophezeien darf und dem daher auch von Seiten der Kritik eine größere Beachtung gebührt.

So namentlich „Carlo Zeno. Eine Dichtung von Rudolf Gottschall“ (Breslau, Trewendt und Granier). Gottschall's Vorzüge sind in diesen Blättern schon mehrfach besprochen worden; wir haben der lebhaften Phantasie, der Ideenfülle und sittlichen Energie des Dichters unsere volle Anerkennung gezollt, indem wir zugleich auf die Großartigkeit seiner Entwürfe, sowie auf die ganze, im besten Sinne ideale Richtung seines Strebens aufmerksam machten.

Doch haben wir freilich auch die Schattenseiten seiner bisherigen Leistungen nicht unberührt lassen können; also namentlich nicht die Unklarheit und Inconsequenz, die nicht selten seine besten Entwürfe kreuzt, die Vorliebe für das Barocke und Seltsame, die ihn auszeichnet, vor allem aber die Ungleichheit seines poetischen Ausdrucks, in dem wir neben einzelnen wahrhaft schönen und gelungenen Stellen wieder andern begegnen und leider sehr zahlreichen, die geradewegs aus Lohenstein entlehnt zu sein scheinen.

Von beiden, den Vorzügen sowol wie den Schwächen des Dichters, bietet auch sein neuestes Werk wiederum zahlreiche Proben. In dem Plane zeigt sich ein erfreulicher Fortschritt zum Einfachen und allgemein Verständlichen. Der Dichter will uns das Ideal eines Mannes zeich-

nen, der im Vollgefühl seiner Thatkraft, gleich gewaltig an Körper wie an Geist, von keiner Reflexion entnervt, tapfer, klug, großmüthig, Held der Arbeit wie des Genusses, dieses Namens in der That noch würdig ist und dem matten, kraftlosen Geschlecht unserer Tage zum beschämenden Spiegelbilde dienen kann:

Der Mann, der volle, ganze,
Der Mann aus einem Guß,
Den mit geweihtem Kranze
Geschmückt der Genius;
Der muthig ohne Wanken
Den Opfertod erwählt;
Der Thaten und Gedanken
Und Geist und Herz vermählt;

Der, gleich an würd'ger Tugend,
Die Helden Roms begrüßt,
Den Irrthum seiner Jugend
Mit großen Thaten büßt;
Der fest am Vaterlande
In bösen Zeiten hält;
Dem Undank selbst und Schande
Nicht edeln Sinn vergällt;

Der noch mit grauen Locken
Bewährt die Jugendkraft,
Im Kampfe unerschrocken,
Im Denken unerschlafft,
Vom Schicksal schwergetroffen,
Noch fest im Busen hält
Des Friedens heil'ges Hoffen,
Den Traum der bessern Welt.

Zu diesem Zweck benutzt der Dichter die historische Figur des Carlo Zeno, eines venetianischen Edeln aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, der, nachdem er durch kühne und glückliche Handelsunternehmungen sich selbst reich und mächtig, durch eine Reihe glänzender Siege aber sein Vaterland groß und triumphirend gemacht hat, plötzlich auf der Höhe seines Glücks den Wechsel alles Irdischen erfahren muß; seiner Güter beraubt, verfolgt und verrathen von Denen, die er selbst erst gerettet, endet er in der Verbannung, arm und elend, aber ungebrochenen Herzens, bis zum letzten Augenblick in Handeln und Dulden ein richtiger Mann. — Mit großer Gewandtheit hat Gottschall die zahlreichen Episoden benutzt, zu denen dieser Stoff ihm Gelegenheit bot; in einer Reihe glänzender Schilderungen zieht die ganze Pracht und Fülle des altitalienischen Lebens an uns vorüber; Schlachtgemälde, Trinkgelage, Liebesscenen lösen sich in buntem Wechsel ab und bevölkern die Phantasie des Lesers mit einer Fülle bald anmuthiger, bald erschütternder Bilder.

Aber auch des Guten kann man bekanntlich zu viel thun und der Dichter des „Zeno" hat es gethan. Es mag sehr verdrießlich sein in einer Zeit, die wahrhaftig nicht an Ueberfülle von Kraft und Feuer leidet, sondern weit eher am Gegentheil, sich von der Kritik fortwährend zurufen lassen zu müssen: Maß, Maß! den Becher nicht so voll geschenkt! nicht so freigebig mit dem Feuerwein deines Talents! Aber da das Maß

nun einmal der wahre Gürtel der Schönheit ist und da Rudolf Gottschall übrigens so viele von den Eigenschaften besitzt, aus denen ein vortrefflicher und mustergültiger Poet sich bildet, so darf er auch diese wiederholten Warnungen der Kritik nicht übel deuten; sie geben nur die Achtung zu erkennen, welche sie im Uebrigen vor seinem Talente hegt, sowie die Hoffnungen, die sie in ihn setzt und die er auch ganz gewiß erfüllen wird, sobald es ihm nur erst einmal gelingt, sich zu befreien von diesen Uebertreibungen und Maßlosigkeiten, die ihm jetzt noch ankleben. Der „Carlo Zeno" besteht, bei Lichte besehen, allein und lediglich aus Schilderungen; darunter finden sich, wie gesagt, sehr schöne und sehr vortreffliche. Aber es sind der Schilderungen überhaupt zu viel. Fortwährendes Gewürz stumpft den Gaumen ab; ein Maler, der keine Mitteltöne anwenden wollte, würde bei allem Fleiße und aller Pracht der Farben doch niemals eine befriedigende Wirkung erzielen. Diese nothwendigen, dem epischen Gedicht doppelt nothwendigen Ruhepunkte fehlen dem „Carlo Zeno"; es ist ein unaufhörliches Jagen und Hetzen, das nicht mehr anregt, nicht mehr unterhält, sondern nur noch ermüdet. Das Gedicht ist überhaupt zu lang, der Poet ist zu ausführlich, zu vollständig gewesen; schon in der Mitte fühlt der Leser sich erschöpft und abgespannt, sodaß, wenn er endlich den Schluß erreicht, er schon längst in jene gereizte Stimmung, die natürliche Folge der Uebermüdung gerathen ist, in der man sich nur noch der überstandenen Mühseligkeiten erinnert, nicht mehr aber des dargebotenen Genusses.

Und zu diesen Mühseligkeiten gehört denn nun auch die Sprache des „Carlo Zeno". Alle die Ausstellungen, die wir soeben an der Composition des Gedichts gemacht haben, wiederholen sich in der Sprache desselben und zwar noch in erhöhtem Grade; die Masse der Bilder ist so groß und es befinden sich darunter so viel falsche und unnatürliche, daß die einzelnen gelungenen, ja glänzenden Stellen nicht aufzukommen vermögen. Gottschall hat sich übrigens in zahlreichen ästhetischen Aufsätzen als ein feiner kritischer Kopf, ein Mann von Geschmack und Bildung kundgegeben, der sich in Aesthetik und Literaturgeschichte gründlich umgesehen hat und sehr wohl weiß, worauf es in der Poesie eigentlich ankommt. Um so unbegreiflicher ist uns die Hartnäckigkeit, mit der er trotz dieses bessern Wissens und trotz der unermüdlichen Warnungen der Kritik festhält an dieser unglücklich schwülstigen Sprache, die er sich ganz expreß zurecht gemacht hat und die in ihrer Erzwungenheit und Abgequältheit mit der Ursprünglichkeit und Frische seines Talents im seltsamsten Widerspruche steht. Es wäre ein Leichtes, auch aus diesem „Carlo Zeno" wieder eine Sammlung von Redensarten und Gleichnissen zusammenzustellen,

in denen gesunder Menschenverstand und Grammatik gleichmäßig mishandelt werden; wir unterlassen es, da Gottschall diese Dinge natürlich ebenso gut versteht und in ruhiger Stunde ganz gewiß ebenso darüber urtheilt wie seine Kritiker. Aber daran erinnern müssen wir ihn doch auch bei dieser Gelegenheit wieder, daß Einfachheit und Natürlichkeit die unentbehrlichen Grundlagen aller wahren Kunst sind und daß eine Sprache, welche hartnäckig jede nächste und natürliche Bezeichnung eines Gegenstandes vermeidet und sich unausgesetzt nur immer in Bildern und Gleichnissen bewegt, darum noch lange keine poetische Sprache ist. Im Gegentheil, das ist Bombast, nicht Poesie, nicht poetische Fülle ist das, sondern nur Ueberfülle von Geschmacklosigkeit.

Auch mit der Art und Weise, wie Gottschall das Metrum seines neuesten Gedichts wechseln läßt, vermögen wir uns nicht einverstanden zu erklären. Daß zur Einheit des Kunstwerks auch die Einheit der Form gehört und daß namentlich ein episches Gedicht, das auch eine epische, nicht blos lyrische oder lyrisch-dramatische Wirkung hervorbringen will, auch nothwendig Ein Versmaß festhalten muß, haben wir schon öfters erinnert. Doch scheint der überreizte Geschmack der gegenwärtigen Generation diese Einheit der Form, die sich seinen abgestumpften Sinnen nur als Einförmigkeit darstellt, allerdings nicht mehr vertragen zu können. Und darum wollen wir denn auch Gottschall keineswegs einen Vorwurf daraus machen, daß er sich dieser allgemeinen Sitte oder Unsitte ebenfalls angeschlossen hat. Aber wie bunt immerhin der Wechsel der Formen sei, den man dem modernen Dichter verstattet — daran, daß die Form dem jedesmaligen Inhalt entsprechend sei und in innerer Beziehung dazu stehe, daran müssen wir denn doch als an einer Haupt- und Grundbedingung aller Kunst festhalten. Diese Uebereinstimmung aber vermissen wir an dem Gottschall'schen Gedichte. Wir vermögen uns z. B. weder die Knittelverse des ersten Buchs noch den gereimten anapästischen Tetrameter des dritten (den wir überdies, um dies beiläufig zu bemerken, für ein sehr unglückliches, bei längerer Anwendung sogar unerträgliches Versmaß halten) aus Gründen poetischer Nothwendigkeit zu erklären, oder warum der zweite Abschnitt im Jambus der Tragödie, der fünfte aber in der Nibelungenstrophe abgefaßt ist. In der That scheint der Dichter auch gar keinen innern Motiven dabei gefolgt sein; es ist dieselbe abstracte Formenschwelgerei, wie sie auch dem übertriebenen Bilderreichthum zu Grunde liegt; wie dort das innere Auge, so soll hier das Ohr des Lesers nur durch immer neuen Wechsel beschäftigt und angeregt werden. Das aber ist ein sehr gefährliches Princip, das in diesem Falle noch einen ganz besondern Uebelstand mit sich geführt hat. Hätte der Dichter nämlich durch das ganze Gedicht Ein Versmaß festgehalten, so würde die übermäßige Ausdehnung desselben ihm ver-

muthlich selbst bemerkbar geworden sein und wir dürfen annehmen, daß er mit geschickter Hand das Ueberflüssige entfernt haben würde.

Indem wir aber nach einem versöhnenden und doch gerechten Schluß für diese Anzeige suchen, fallen uns jene Goethe-Schiller'schen Xenien ein, die zwar in der Regel nur noch als literargeschichtliche Curiosität bewundert werden, in der That aber einen ganz vortrefflichen praktischen Cursus der Aesthetik abgeben könnten, selbst auch noch für unsere Tage. Wir finden da ein Distichon, das ursprünglich auf Jean Paul gemünzt ist. Aber auch auf den Dichter des „Carlo Zeno" paßt es so vortrefflich und spricht unsere Meinung über ihn so vollständig aus, daß wir uns nicht versagen können, es hierher zu setzen; möge nur auch der geschätzte Dichter selbst die Lehre, die für ihn darin liegt, recht bald und recht ernstlich beherzigen! Das Distichon lautet, mit einer geringfügigen Aenderung, die jedoch seinem Sinne keinen Eintrag thut:

Hieltest du deinen Reichthum nur halb so zu Rathe, wie And're
Ihre Armuth, du wärst unsrer Bewunderung werth.

R. P.

Das goldene Gebet an die Jungfrau Maria.

Mitgetheilt
von
Georg Friedrich Daumer.

Das Gebet, von dem wir im Nachstehenden eine Uebersetzung geben, ist ursprünglich in lateinischer Sprache abgefaßt und rührt her von Georg Pirkhamer, Prior des nürnberger Karthäuserklosters, der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts lebte. Dasselbe war vor der Reformation in der nürnberger Sebalduskirche bei der Statue der heiligen Anna, welche Tochter und Enkel in den Armen hält, angeschrieben, und zwar mit goldenen Buchstaben, wie ein katholischer Schriftsteller, Chr. Erdtmann berichtet, der uns auch das Gebet selbst in einem 1629 gedruckten Werkchen: „Norimberga in flore avitae romano-catholicae religionis ex antiquissimis variorum monasteriorum bibliothecis veteribusque monumentis graphice delineata et expicta", aufbewahrt und so eine große religionsgeschichtliche Merkwürdigkeit vom Untergange gerettet hat. Auch in Roth's „Geschichte der nürnberger Karthause" (Nürnberg 1790), S. 108, ist es zu finden, jedoch mit der falschen Lesart hospitatrix statt sospitatrix. Das Gedicht hat die Ueberschrift: „Ad castissimam Jesu Christi matrem, intemeratam virginem, quam

Diva Anna cum nepote in ulnis gestat, dulcissimi patris Georgii Pirckameri, carthusiani Norimbergensis religiosa et pia precatio." Schon aus der prunkhaften Aufstellung kann man auf die Anerkennung schließen, deren es sich von Seiten der katholischen Kirche zu erfreuen hatte. In der That war dieselbe weit entfernt davon, irgend etwas Anstößiges und der christlichen Glaubenslehre Widersprechendes darin zu finden; vielmehr betrachtete sie es auch noch nach der Reformation als ein kostbares und glänzendes Zeugniß altchristlicher Frömmigkeit, auf welches sie allen Grund hatte, stolz zu sein. Ein desto größeres Aergerniß freilich nahmen die Protestanten daran, wie man aus Roth a. a. O. sieht. Ein neues Interesse scheint es uns in der gegenwärtigen Zeit für alle Diejenigen zu haben, die auf dem freiern und unbefangenern Standpunkt stehen, welcher dieser Zeit in religiöser Hinsicht eigen und die daher auch dergleichen Denkmale der Vergangenheit noch mit einem andern als dem beschränkten Maße des protestantischen Kirchenglaubens zu messen im Stande sind.

Die Merkwürdigkeit des Gedichts besteht aber namentlich in folgenden zwei Momenten. Erstlich wird hier die Maria des katholischen Cultus bis gegen das Ende hin, wo auch ihr göttlicher Sohn in einige beiläufige Erwähnung kommt, mit der größten Unbefangenheit und Ausdrücklichkeit als die alleinige Weltmacht und Lenkerin der Dinge bestimmt, sodaß jede sonstige Vorstellung von einem weltbeherrschend Göttlichen verschwindet, was, beiläufig gesagt, an den zweiten Theil von Goethe's „Faust" erinnern kann, wo zuletzt im Himmel auch nur eine mater gloriosa und sonst keine Gottheit erscheint. Zweitens wird dieselbe mit offenbarer Vorliebe und prachtvoll rhetorischer Ausführung als das wirkende Naturprincip, als Natur in einem gewissen höhern Sinne des Wortes, als diejenige universale Causalität geschildert, durch welche die Sterne leuchten, die Gewässer rinnen, die Pflanzen sprossen, durch welche mit einem Wort alle wohlthätigen Naturphänomene begründet, alle gegentheiligen beseitigt, und so im Ganzen wie im Einzelnen die kosmische Ordnung der Dinge erhalten wird. Es beweist dies, zumal in Verbindung mit anderweitigen Manifestationen des kirchlichen und volksthümlichen Katholicismus, an denen es keineswegs fehlt, daß dieser auf dem progressistischen Wege gewesen, innerhalb des Mariendienstes, als des einzigen wesentlichen Bestandtheils seines Cultus, wogegen alles Andere füglich in den Hintergrund trete, einen geistvollen Naturalismus herauszubilden, von dem nur zu bedauern ist, daß er nicht zu seiner vollständigen Entwickelung gediehen. Ich habe auf diese interessante Thatsache, die so viel zu denken gibt und die vielleicht einmal auch in praktischer Hinsicht noch von Wichtigkeit werden dürfte, schon vor Jahren meine Aufmerksamkeit

gerichtet; denn schon im Jahre 1841 habe ich unter dem Titel: „Die Glorie der heiligen Jungfrau Maria. Legenden und Gedichte nach spanischen, italienischen, lateinischen und deutschen Relationen und Originalpoesien" (Nürnberg, Bauer und Raspe) eine Sammlung von marianischen Gedichten herausgegeben, welche zum Zweck hat, jene bedeutungsvollen Momente hervorzuheben und ihre historische Realität zu documentiren. Das in Rede stehende Gebet des Karthäusers Pirkhamer, das seiner ausdrucksvollen und documentalen Natur wegen so ganz vorzüglich in diesen Kreis von Belegen und Nachweisungen gehört, habe ich erst später entdeckt; ich hoffe, daß es den Lesern dieser Zeitschrift nicht unangenehm sein wird, dasselbe hier mitgetheilt zu finden. Es lautet in einer zwar nicht sklavisch nachgebildeten, dem Sinn und Geiste nach jedoch durchaus getreuen und unverfälschten Uebertragung folgendermaßen:

Große Herrin! Heil'ge Jungfrau, dich,
Die so reich an Huld- und Heilbescher,
Sonder Ende menschlichem Geschlechte,
Als es selber an Bedarfe reich;
Dich, die mütterliche, zärtliche
Trösterin in jedem uns'rer Leiden,
Fei're meiner Grüße Weiheklang!
Nicht ja geht ein Tag,
Eine Nacht dahin, auch nicht der kleinste
Zeitmoment, der nicht der Gnade voll,
Die du spendest. Deines hehren Schirmes
Sind die Lande, sind die Meere froh.
Deine stets bereite, mächtige,
Liebevolle Hand, sie beut sich uns
Dar in allen Stürmen, allen Nöthen
Uns'rer vielbedrohten Pilgerschaft.
Mildiglich ermäßiget durch dich
Wird die Strafe, welche zu erleiden
Die Gerechtigkeit, die strenge, heischt;
Uns'rer Seele Flecken, seien sie
Noch so schwarz, das Fesselband der Sünde,
Welches sie umschlungen, noch so stark,
Dir verdankt sie Rettung, Reinigung.
Graungeschicke, Lüfte, welche Pest
Hauchen und Verderben — du gebeutst,
Und sie haben aufgehört zu dräu'n.
Dich als seine Herrscherin verehrt,
Was da wohnet in dem Aetherlande;
Dich als seine Meisterin erkennt,
Was da hauset in der Finsterniß.
Es bewegt durch dich in ihrem Gleise
Sich die ungeheure Weltensphäre;
Der Beleuchtungsstrahl, der sonnige,
Welcher sie erfüllt, er kommt von dir.
Wie du es, der Dinge dieses Seins
Allgemeine Lenkerin, verordnest,
Also wandelt der Gestirne Heer,
Also ändert die Gestalt das Jahr.
Dienstbar unterwirft
Deinem Winke sich das Element;
Unter deine Füße machtberaubt
Schmieget die zertret'ne Hölle sich.
Wenn die gold'nen Lichter im Azure
Freundlich auf die Erde niedergrüßen;
Wenn belebend frische Winde wehen,
Ströme wachsend durch die Lande wogen,
In der Erde Schoos der Same keimt,
Sich der Keim zu off'ner Pracht entfaltet —
Deiner Macht und Güte Wirkung ist's.
Es erfüllet deiner Majestät
Jede Brust durchbebendes Gefühl
Das Gevögel in dem Luftbezirk,
Das Gethier in Waldung und Gebirg,
Das Gewürme, das im Staube kreucht,
Das Gewimmel in dem Flutbereiche.
Denn es ist dir Alles unterthan,
Der Gebieterin im Weltenall. —
Doch wie schwach ist, was ich stammle hier!
Doch wie arm die Gabe, die ich biete,
Für so ungemess'ne Huldbeweise!
Allzu groß ja ist die Schranke, die
Meiner Einsicht, meiner Kraft gesetzt.
Wol ein Ahnen deiner Größe heg' ich
Im Gemüthe, deiner Herrlichkeit;

Nicht jedoch zahllose Rednerzungen,
Nicht äonenlange Preisgesänge
Reichten hin, es würdig auszusprechen.
Was da möglich einem dir geweihten,
Sonsten aber tiefgeringen Knecht,
Nicht ermangeln will ich, es zu thun.
Eingeprägt in tiefster Seele wahren
Deinen Namen, deine Würde will ich;
Dich, die hehre Gottgebärerin,
Wie die Kirche dich zu grüßen eifert,
Ohne Schluß, solang' ich bin, mit ihr
In gebührend frommer Weise feiern;
Dir, der hohen Königin des Himmels
Und der Erden, in Gemeinschaft aller
Creatur inbrünstiger Verehrung
Endelose Glutgebete weih'n.
Sei mir gnädig, gloriose Jungfrau,
Und verleihe mir, wenn ich am Ziele
Meiner Tage, deines göttlichen
Sohnes Angesicht zu schauen. Amen.

Literatur und Kunst.

Bei Bertram in Kassel ist unlängst erschienen: „Hessisches Jahrbuch für 1854. Mit Beiträgen von Bernhardi, Berkenbusch, Grimm, Koenig, Lyncker, Landau, Mittler, Luise von Ploennies, Schmitt, J. von Rodenberg und Andern." Ein literarisches Jahrbuch aus Kurhessen hat für den ersten Augenblick etwas Bedenkliches; ohne gerade an ein bekanntes, wenig schmeichelhaftes Sprüchwort erinnern zu wollen, sind doch die öffentlichen Zustände in Kurhessen schon seit längerm von so niederschlagender Beschaffenheit, daß wir uns nirgends in Deutschland einen unfruchtbarern Boden denken können für literarisches Leben und geistige Thätigkeit, als gerade hier. Doch genügt allerdings schon ein Blick auf die stattliche Namenreihe der Mitarbeiter, dieses Vorurtheil zu zerstören, und noch mehr thut es der Inhalt des Buches selbst. Dasselbe ist unstreitig das gediegenste und inhaltreichste von allen derartigen Unternehmungen, welche die letzten Jahre uns gebracht haben. Gott verläßt bekanntlich keinen Deutschen; auch der Musengott thut es nicht. Gerade die trübe politische Lage, in welcher Kurhessen sich befindet, hat, so scheint es, den Trost, welchen Kunst und Wissenschaft gewähren, um so lebhafter empfinden lassen; gerade bei der Vereinsamung, an welcher das öffentliche und gesellige Leben dieser schwer heimgesuchten Landschaft leidet, mußte diese ideelle Vereinigung, welche das Zusammenwirken in Literatur und Kunst darbietet, desto höher im Werthe steigen; während die Wirklichkeit der politischen Zustände den altberühmten hessischen Patriotismus auf immer neue und immer härtere Proben stellt, vertiefen Kunst und Wissenschaft sich nur um so eifriger in die Geschichte des Vaterlands und suchen aus den Erfahrungen der Vergangenheit Trost, Kraft und Ausdauer für die Gegenwart zu schöpfen. Das „Hessische Jahrbuch" führt seinen Namen mit doppeltem Recht; nicht nur ist es ausschließlich von hessischen Schriftstellern geschrieben, sondern auch der Inhalt der einzelnen Beiträge steht fast ohne Ausnahme in nächster Beziehung zu Hessen und der hessischen Geschichte. Heinrich Koenig, dessen Meisterschaft in Schilderung der geselligen Zustände des vorigen Jahrhunderts allgemein anerkannt ist, eröffnet unter dem Titel „Althessische Silhouetten" eine Galerie interessanter Persönlichkeiten zur Geschichte Kurhessens in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Gewissermaßen als Fortsetzung schließen sich daran zwei „Historische Skizzen aus den Zeiten des Königreichs West-

falen" von Karl Lyncker. Die erste ist König Jerome und seinen Ministern gewidmet, die andere schildert uns die Franzosen in Kassel und die Kasselaner; beide sind nicht nur mit großer Sachkenntniß, sondern, was damit freilich nahe verbunden zu sein pflegt, mit rühmenswerther Nüchternheit und Unparteilichkeit des Urtheils geschrieben. G. Landau theilt ein pikantes Fragment aus dem Leben des Oberst Emmerich mit, jenes berühmten Parteigängers, der sich noch als 72jähriger Greis an die Spitze des hessischen Aufstandes vom Jahre Neun stellte, aber freilich nur, um gleich darauf unter den Kugeln der Franzosen zu verbluten. Demselben Kreise hessischer Specialgeschichte gehört auch „Hessens Antheil an der Weltgeschichte" von Dr. Karl Bernhardi an, gleichsam eine Philosophie der hessischen Geschichte, die aber nicht blos dem Philosophen, sondern auch dem Politiker wie dem Patrioten Manches zu denken gibt. Ebendahin gehören ferner die „Fünf Volkslieder zur Geschichte Philipp's des Großmüthigen" von F. L. Mittler, die „Beiträge zur Geographie Kurhessens" von Berkenbusch, sowie die Proben kurhessischen „Volkswitzes in Schwänken, Spitznamen, Redensarten" 2c. gesammelt von Karl Lyncker, welche die deutschen Sagen- und Alterthumsforscher sich nicht entgehen lassen mögen. Ueberhaupt ist es etwas sehr Erfreuliches an diesen Zeugnissen hessischer Vaterlandsliebe, daß dieselbe darin zugleich so echt deutsch erscheint, ohne jene provinzielle Bornirtheit, die sich sonst so gern für Patriotismus gibt. Diesen Männern dagegen merkt man es an, daß sie nur darum so gute Hessen, weil sie zugleich so gute Deutsche sind; ihr Horizont ist überall frei, hell und geräumig, von keinen separatistischen Gelüsten und keinen Nebeln provinzieller Eitelkeit verdüstert. — Auch der poetische Theil des Jahrbuchs trägt zum Theil dieselbe patriotische Farbe; so die „Vaterländischen Balladen" von Karl Schmitt, unter denen besonders das Gedicht von „Heinz von Lüder" sich durch Natürlichkeit und Frische auszeichnet. Luise von Ploennies hat zwei schwungvolle Gedichte: „Zwei Aehren" mitgetheilt, und auch Julius von Rodenberg, dieser jüngste, aber wahrlich nicht mindest begabte Dichter des Hessenlandes, hat das Buch mit verschiedenen anmuthigen Liedern und Sprüchen ausgestattet. Sehr verunglückt dagegen ist „Schnacke und Schnibberndorf", ein dreiactiges Lustspiel von H. Grimm. Ist der Dichter, wie wir vermuthen, derselbe mit dem Verfasser des „Demetrius", der mit nächstem über die berliner Breter gehen soll, so wollen wir wenigstens wünschen, daß die tragische Muse ihm geneigter sein möge, als es die komische in diesem Stücke wenigstens gewesen ist. Das ganze Buch gereicht sowol dem Geschmack wie dem Unternehmungsgeist der Verlagshandlung zur lebhaften Empfehlung und wird auch außerhalb Hessens mit Theilnahme und Befriedigung gelesen werden.

Nicht ganz so glücklich ist dieselbe Firma mit zwei andern Neuigkeiten ihres Verlags gewesen: „Alte und Neue Lieder von Karl Arend" und „Athelstan. Ein Gedicht von Karl Arend." Beide Bücher sind gewiß recht wohl gemeint; doch haben wir der unfähigen Dilettanten in der deutschen Literatur schon zu Viele und die Zudringlichkeit derselben ist zu groß, als daß wir dem guten Willen die poetische Ohnmacht verzeihen könnten. Der „Athelstan" ist eine Geschichte in der Tendenz der „Dolores" und auch an künstlerischem Werthe stehen beide Producte sich ungefähr gleich; „Athelstan" ist vielleicht etwas weniger

confus und verschroben, aber dafür noch eine gute Portion langweiliger. Die „Alten und Neuen Lieder“ sind schlecht gerathene Variationen auf allerhand bekannte Tonarten; am meisten ist Schiller mishandelt worden. Ein einziges Beispiel wird genügen; wir schlagen die „Klage der Venus“ (S. 70) auf und stoßen da unter andern herzbrechenden Tiraden, welche die „treue Braut“ ihrem „guten Jüngling“ nachseufzt, auf folgende Strophe, die uns natürlich jeder weitern Kritik überhebt:

Oftmals hab' ich ihn begleitet
Durch des Waldes finst're Nacht,
Durch Gefahren ihn geleitet,
Und so oft für ihn gewacht;
Und in einer, einer Stunde
Muß ich ferne von ihm sein,
Da bekommt er eine Wunde
Und der Hades schließt ihn ein!!

N. P.

Die italienische Literatur hat schon seit Jahren aufgehört ein Lieblingsstudium unserer Gebildeten zu sein; selbst die ehedem so beliebte, wegen ihres Wohllauts so gefeierte Sprache wird in den meisten Fällen nur noch so weit getrieben, um allenfalls eine italienische Arie zu verstehen oder nach Umständen sich auch nur den Anstrich zu geben, als ob man sie verstände. Eine um so erfreulichere Erscheinung ist das „Handbuch der italienischen Nationalliteratur von Dr. Adolf Ebert“, das vor kurzem in Marburg bei Elwert erschienen ist. Auf ein besonders zahlreiches Publicum freilich darf der kenntnißreiche und fleißige Herausgeber unter diesen Umständen nicht hoffen; doch werden die Wenigen, welche der italienischen Literatur noch ein wirkliches Studium widmen und die dabei bisher mit einem empfindlichen Mangel an geeigneten Hülfsmitteln zu kämpfen hatten, ihm für seine Gabe um so dankbarer sein. Das Buch darf auf keine Weise mit der sonst üblichen Fabrikarbeit verwechselt werden; aus einer gründlichen und umfassenden Kenntniß der italienischen Literatur hervorgegangen, empfiehlt es sich ebenso sehr durch die geschmackvolle Auswahl der einzelnen Mittheilungen als durch die Treue und Gewissenhaftigkeit, mit der dieselben hier zum Abdruck gebracht sind. Daß der Herausgeber allemal möglichst ein Ganzes zu geben gesucht hat, ist vollkommen richtig und kann nur gebilligt werden. Bis zum völligen Ausschluß der dramatischen Literatur jedoch hätte er seine Consequenz nach unserm Dafürhalten nicht treiben sollen. Allerdings stehen ihm auch dafür berühmte Autoritäten zur Seite, z. B. Wilhelm Wackernagel, der in seinem „Deutschen Lesebuch“ aus denselben Gründen dasselbe Verfahren angewendet hat. Aber in der deutschen Literatur, bei unserm Ueberfluß an Anthologien, gleicht sich diese Lücke aus; wo die Hülfsmittel dagegen so spärlich sind wie bei uns für die italienische Literatur, da wird sie als ein Mangel empfunden, der der praktischen Verbreitung des Buchs leicht hinderlich werden kann und den auch das in Aussicht gestellte eigene „Dramatische Supplement“ nicht völlig ersetzen wird. Eine höchst schätzenswerthe Zugabe dagegen bilden die literarischen Einleitungen und Uebersichten, welche der Herausgeber seinen Mittheilungen vorangeschickt hat. Daß dieselben nicht ganz gleichmäßig gearbeitet sind, lag zum Theil in ihrer nächsten Bestimmung; mislicher ist

es, daß Proben von Dichtern mitgetheilt werden, die in der literarischen Uebersicht nicht vorkommen, und wird der Herausgeber bei künftigen Auflagen auf Abstellung dieses Uebelstandes Bedacht nehmen müssen. Auch die Unabhängigkeit seines Urtheils sowie die Prägnanz des Ausdrucks muß rühmend hervorgehoben werden, besonders wenn man erwägt, wie schwer es hält und welche Selbstüberwindung dazu gehört, sich in so engen Grenzen mit kurzen und doch schlagenden Worten über Gegenstände auszusprechen, denen man vielleicht ein jahrelanges specielles Studium gewidmet hat und über die man daher am liebsten gleich eine ganze Monographie edirte. A. B.

Correspondenz.

Aus Berlin.

Mitte Januar 1854.

NO. Das große Ereigniß des Tages bildet noch immer die neue Eroberung, welche Preußen gemacht hat, die erste, die auch den Wahlspruch der Hohenzollern „vom Fels zum Meer" zur Wahrheit zu machen verspricht. Preußen hat einen Hafen an der Nordsee erworben. Durch einen Staatsvertrag zwischen Preußen und Oldenburg ist das oldenburgische Dorf Heppens an der Jahde mit einem angrenzenden Gebiete von ungefähr 4000 Morgen, unter voller Staatshoheit zur Anlegung eines Kriegshafens und der dazu nöthigen Festungswerke an Preußen abgetreten. Von den 4000 Morgen sind 1500 Morgen festes Land, 500 Morgen Watt, die übrigen 2000 sind Hafen- und Wassergebiet; daneben sind weitere nothwendige Gebietsausdehnungen vorbehalten. Für die Verbindung des Kriegshafens mit dem preußischen Binnenlande ist durch den Vorbehalt dreier Etappenstraßen wie auch der Anlage einer Eisenbahn von der Festung Minden an das Meer Sorge getragen. Preußen übernimmt für diese Rechte seinerseits die Verpflichtung, Oldenburg den See- und Küstenschutz zu gewähren und zahlt außerdem eine halbe Million baar. Das ist der wesentliche Inhalt des Vertrags, der jetzt zur Ratification den hiesigen Kammern und andererseits dem oldenburgischen Landtage, an beiden Stellen in geheimer Sitzung und zu vertraulicher Berathung, vorgelegt ist. Die betreffende Commission unserer zweiten Kammer hat bereits einstimmig den Vertrag gutgeheißen. Das Publicum desgleichen, ja unbesehends. Seit Jahren, darf ich sagen, hat hier keine Maßregel der Regierung eine so einstimmige Anerkennung gefunden wie der Abschluß dieses Vertrags. Geht doch sogar die „National-Zeitung", bei dem Rückblick auf den traurigen Ausgang der maritimen Bestrebungen Deutschlands seit 1848 über Preußens Mitschuld an der Auflösung der deutschen Flotte mit dem Stoßseufzer hinweg: „Und Gott hat es gelitten! wer weiß was der gewollt?!"

Und was die Hauptsache dabei ist: die öffentliche Meinung hat Recht mit ihrer instinctiven Anerkennung dieser friedlichen Eroberung. In richtigem Sinne benutzt, muß und wird sie die segensreichsten Folgen bringen, nicht nur für Preußen, sondern auch für Deutschland, ja für die ganze Welt.

genialen und großartigen Natur. Und was macht nun Hr. Vehse aus diesem wohlbekannten und wohlverdienten Fürsten? Es wird uns ein kleiner Tyrann geschildert, zufahrend, ungeschickt, geschmacklos. Und auf welche Autorität hin? Es ist wahrlich zum Lachen: die einzige Quelle beinahe, die Hr. Vehse benutzt hat, ist — ein hamburger Tourist Baron von Heß, der sich vor Jahren einmal einige Tage in Meiningen aufgehalten! Dazu kommen dann noch einige Briefstellen von Jean Paul und Schiller; aber auch deren Verhältnisse zum Herzog kennt Hr. Vehse nur sehr oberflächlich. Wußte Hr. Vehse in der That keine geeignetere Quelle zu finden als die Autorität des Hrn. Baron von Heß? Dann wäre es doch wohlgethan gewesen, sich erst etwas weiter umzusehen und einige geeignete Hülfsmittel, wäre es auch ein Conversations-Lexikon gewesen, zu Rathe zu ziehen. Oder Hr. Vehse hätte sich im vorigen Sommer ein paar Tage abmüssigen sollen von seiner gewaltigen Federarbeit, um uns in unserm Werrathale zu besuchen; da würde ihm jeder beliebige Bürger und Bauer eine ganz andere Geschichte von Herzog Georg erzählt, ein ganz anderes Bild von diesem Tyrannen entworfen haben. Und um eine fünfzigjährige Tradition ist es doch eine schöne Sache! Ein Fürst eines kleinen Landes, der nach einem halben Jahrhundert noch in einer Unzahl von Anekdoten und Erzählungen im Munde des Volks fortlebt — „der alte Jörg", wie ihn noch heute das Volk nennt, und nie ohne Liebe nennt, obgleich gegen den längst Verstorbenen von „Kriecherei" wol nicht die Rede sein kann — dieser kleine Tyrann hat, glauben wir, einigen Anspruch, trotz des Barons von Heß, trotz Hrn. Vehse's einige Aussicht, auch fernerhin für einen freisinnigen und im höchsten Grade wohlwollenden Regenten zu gelten. Wenn aber endlich Hr. Vehse ihn auf eigene Faust den „biedern, wenn auch etwas langweiligen Herzog" nennt, so ist das eine Windbeutelei, die nur Hrn. Vehse's Unwissenheit maskiren soll, jedem leidlich Kundigen aber den Beweis liefert, daß Hr. Vehse auch nicht die entfernteste Ahnung von Dem hatte, was Georg anerkanntermaßen besaß und war. Und dennoch unterfing er sich, die Geschichte desselben zu schreiben! Das Buch nach dem Vorgang anderer Länder zu verbieten, scheint unsere Regierung nicht zu beabsichtigen; ebenso wenig ist ein Verbot von der koburgischen Regierung zu erwarten, obgleich die Art, wie Hr. Vehse über den regierenden Herzog spricht, Jeden, der den jüngsten Ereignissen der deutschen Geschichte gefolgt ist, in die lebhafteste Entrüstung versetzen muß. Wir freuen uns über diese Enthaltsamkeit der Regierungen, glauben aber, daß es gerade dabei um so mehr die Pflicht jedes Einzelnen ist, gegen solche Entstellungen der Geschichte zu protestiren und den sittlichen Abscheu kundzugeben, mit dem diese klägliche Speculation auf die Frivolität des Publicums jeden Besserdenkenden erfüllt. Ja gerade den Organen der liberalen Presse, glaube ich, liegt diese Pflicht am allernächsten: sie, die die Freiheit vor ihren Feinden vertheidigen wollen, müssen es sich ebenso sehr angelegen sein lassen, auch den falschen Freunden derselben die Maske vom Gesicht zu reißen.

Aus London.

Mitte Januar 1854.

V. Ich habe neulich Recht gethan, mich bei Lord Palmerston's Austritt nicht zu lange aufzuhalten. Nachdem sein Portefeuille zehn Tage lang wie

saures Bier ausgeboten, nachdem Russell und Grey abgelehnt, hat er sein Entlassungsgesuch zurückgenommen. Die „Times“, die ihn als einen Reactionär, einen Faselhans, einen unpatriotischen Menschen schlecht gemacht und jeden Morgen versichert hatte, man könne zehn Ersatzmänner statt eines haben, besann sich über Nacht, daß er eigentlich doch ein ausgezeichneter Mann sei und daß man sich auf allen Seiten übereilt habe. Die „Morning-Post“, die Palmerston vor einigen Jahren dadurch für sich gewann, daß er ihren Eigenthümer zum Generalconsul in Petersburg machte, gab deutlich zu verstehen, daß ihr Patron in beiden Streitfragen, der Reformbill und der auswärtigen Politik, seinen Willen durchgesetzt, und die Organe der andern Minister haben dazu geschwiegen; das Dunkel ist also nur dichter geworden...

Kaum aber daß diese Sache abgemacht war, so brach ein neuer Lärm in dem Generalcommando, den Horse-Guards, aus. Der Generaladjutant, General Brown, nimmt den Abschied, entweder weil der Oberbefehlshaber Lord Hardinge eine seiner Verfügungen aufgehoben, oder einen zu argen Nepotismus getrieben, oder den bureaukratischen Schlendrian zu unangenehm gestört oder sonst irgend etwas verübt hat; die verschiedensten Erklärungen werden mit gleicher Zuversicht gegeben. Der Nächste im Avancement wird bei der Wiederbesetzung der Stelle übergangen und nimmt gleichfalls den Abschied. Nachdem die Presse eine zeitlang einen wüsten Lärm gemacht, reicht auch Lord Hardinge seine Entlassung ein, nimmt aber das Gesuch sofort wieder zurück. Was hinter dem Vorhange geschehen, weiß Niemand zu sagen. Aber darüber ist die öffentliche Stimme merkwürdig einig, daß in den Horse-Guards wie in Downing-Street Prinz Albert der Unruhstifter sei. Alle Blätter, mit Ausnahme der „Times“ und des „Chronicle“, haben direct oder indirect den Vorwurf ausgesprochen, und das Schweigen der beiden Regierungsblätter wird nachgerade als ein Eingeständniß gedeutet. Die Sache ist wichtig, viel wichtiger, als man vielleicht auf dem Festlande glaubt. Ich bin überzeugt, daß die Folgen, zu denen sie früher oder später führen wird, es rechtfertigen werden, daß ich, sine ira et studio, dabei verweile. Für gewisse Dinge gibt es keinen sicherern Exponenten der öffentlichen Meinung als „Punch“. Wenn er, der mit ritterlicher Schwärmerei an seiner kleinen Königin hängt, als Ankläger gegen ihren Mann auftritt, so kann man versichert sein, daß die große Mehrheit, daß der Kern des Volks an die Anklage glaubt. „Punch“ hat seit mehren Wochen Warnungen gebracht, erst ganz zart, in der letzten Nummer sehr grob. Da gerade die Sonne scheint, übersetze ich Ihnen das Gedicht:

Hypothese und Wink.

Gesetzt, ein Mann aus fremdem Land,
Nicht überschwer an gold'nem Erz,
Setzt seinen Fuß an unsern Strand,
Gewinnt des bravsten Mädchens Herz:

Gesetzt, des Mädchens Freunde geben,
Ihm, ihr zu Liebe, jedes Jahr
Zu völlig kostenfreiem Leben
An dreißigtausend Pfunde baar:

Gesetzt, sie feiern ihn mit Festen,
Und bitten ihn zu Schmaus und Tanz,
Beschenken ihn mit ihrem Besten,
Beladen ihn mit jedem Kranz:

Gesetzt, man läßt zu jedem Bau
Den ersten Hammerschlag ihn führen,
Nimmt's mit der Syntax nicht genau,
Bereit, den Sinn zu applaudiren:

Gesetzt, daß Alle sich bemüh'n,
Auch pünktlich zahlen am Quartal,
Und nie vergessen, daß auf ihn
Gefallen ihrer Dame Wahl:

Wie ehrt ihn da das ganze Land!
Doch nun gesetzt den Fall, es bringe
Ein Jemand, der uns wohl bekannt,
Den jungen Mann auf schlechte Sprünge:

Gesetzt, das Vormundschaftsgericht
Hätt' ihr ein Amt vertraut, an Bürden
Nicht grade reich, doch groß an Pflicht,
Wie Jarndyce gab der Dame Durnden:

Er lasse sich auf Dingen finden,
Allwo aus richtigem Gefühl,
Wenn nicht aus zwingenderen Gründen,
Er besser bliebe aus dem Spiel:

Gesetzt nun ferner, daß die Dame
Ihr Amt so meisterhaft versteht,
Daß Vormund — Master Bull sein Name —
Entzückt für sie durchs Feuer geht:

Er rede in des Vormunds Sachen,
Die seine Frau so gut besorgt,
Woll' gar ein schief Gesicht ihr machen,
Wenn sie nicht seinem Rath gehorcht:

Gesetzt', ihr junger Ehemann
Spielt anfangs lauter Trümpfe aus,
Gibt treffliche Gedanken an,
Hält Friede im und außerm Haus:

Er riethe ab, wenn mit dem Schwerte
Dem Recht sie helfen will zum Recht,
Weil seine Sipp', die hochgeehrte
Es lieber mit der Feder möcht':

Und reitet, rudert, angelt, jagt,
Zieht Kälber recht nach Landessitt',
Bis Master Bull befriedigt sagt:
Der Fremd' ist mal kein Ränkeschmied:

Verscherze schnell den guten Namen,
Den ihm die Offenheit gewann,
Beginn' geheimnißvolles Kramen,
Was Master Bull nicht leiden kann:

Gesetzt, das sollte sich so finden,
Ganz oder auch nur mancherlei,
So möchte „Punch" dem Herrn verkünden:
Das Sommerwetter ist vorbei!

Und das ist ganz richtig. John Bull hat in Betreff des „fremden Einflusses" seine ganz absonderlichen Schrullen. Er ist lange ungläubig, ja blind, weil er meint, seine glorreiche Constitution sei fest gegen dergleichen; hat er aber einmal Verdacht geschöpft, so stachelt das Bewußtsein der erlittenen Täuschung seinen Unmuth und er ist leicht geneigt, nach der andern Seite zu weit zu gehen. Er vergibt seinen Fürsten Alles, nur nicht daß sie mit dem Auslande gegen ihn complotiren. Schwerer als alle andern wog die Anklage gegen Johann, daß er das Land dem Papst zu Lehn auftrug. Marie Tudor war weniger wegen ihrer Henkereien gehaßt, als weil sie England an Spanien bringen wollte. Wenn der Vertrag von Dover nicht so geheim geblieben wäre, hätte die Geschichte der Restauration eher eine Wendung genommen. Wilhelm von Oranien sah man seine holländischen Interessen nur nach, weil sie wenigstens protestantische waren, und in dem Enthusiasmus, der die junge Königin Victoria begrüßte, wirkte wesentlich der Umstand mit, daß sie mit Hannover nichts mehr zu thun hatte. Der Prinz Albert hatte diese Empfindlichkeit schnell kennen zu lernen. Nach Weise deutscher Prinzen erzogen, machte er sich mit den Uniformen zu schaffen, erfand eine neue Militärkopfbedeckung. Aber „Punch" machte so grausame Witze über den neuen Hutmacher, daß die Reform aufgegeben wurde. Die Lehre war nicht verloren. Der Prinz Albert hat seitdem jede ostensible Einmischung in die Verwaltung vermieden. Die Engländer sind

im Allgemeinen sträflich gleichgültig gegen die äußere Politik, und waren blind gegen gewisse Erscheinungen, die sie längst hätten zum Nachdenken bringen können. Man mußte es a priori für unwahrscheinlich, ja für unmöglich erklären, daß ein Prinz mit so ausgedehnten Familieninteressen eine so einflußreiche Stellung nicht benutzen werde. In den höhern Kreisen lächelte man auch, schmerzlich, schon seit Jahren über das populäre Vorurtheil, daß der Prinz Albert sich nur mit seiner Landwirthschaft bei Windsor und mit den Zeichenschulen beschäftige. Aber man hütete sich, etwas davon laut werden zu lassen, weil man nichts dagegen anzufangen wußte, und von einer Aufregung gegen den Hof auch unangenehme Folgen für die Aristokratie befürchtete. Die parlamentarisch hoffnungslose Lage der Tories hat endlich über die Vorsicht den Sieg davongetragen. Prinz Albert — denn daß er das Aberdeen'sche Ministerium zustandegebracht, ist eine ausgemachte Sache — hat in dem Coalitionsministerium alle Namen und alle Talente vereinigt. Abgesehen von der Manchesterpartei, die noch nicht reif für Portefeuilles ist, auch so bald nicht werden wird, stehen dem Ministerium nur ein Name und ein Talent gegenüber: der Name ohne Talent, das Talent ohne Namen, Derby und D'Israeli. Das Coalitionsministerium ist ein sinnreicher Versuch, die parlamentarische Regierung zu zerstören durch Zerstörung ihres wesentlichen Elements, einer regierungsfähigen Opposition. Man hat unzweifelhaft darauf gerechnet, daß lange Jahre vergehen würden, ehe sich eine neue Opposition organisiren könne, und hat gewiß den guten Willen, diese kostbaren Jahre zur Entwickelung der Centralisation, zur Pflege eines ästhetischen Bonapartismus zu benutzen, für den nur zu viel Disposition in den Mittelclassen vorhanden ist. Nach Ablauf der Jahre war man vielleicht stark genug, eine andere Seite zu zeigen. Um der Coalition ein langes Leben zu sichern und gründlichere Reformbestrebungen zu ersticken, wurde eine Ausdehnung des Stimmrechts in das Programm aufgenommen. In dem Bewußtsein, daß sie im Parlamente machtlos sind, haben die Tories draußen Bundesgenossen gesucht und richten ihre Angriffe weniger gegen das Geschöpf, die Coalition, als gegen den Schöpfer, den Prinzen Albert. Es werden eine Menge Dinge zur Sprache gebracht, die man früher nicht gekannt oder nicht beachtet hat: daß Prinz Albert sehr früh das Recht in Anspruch genommen hat, bei den Audienzen gegenwärtig zu sein; daß Lord Melbourne, der noch eine Art von vormundschaftlicher Autorität über die Königin besaß, das Ansinnen fast abgelehnt; daß Sir Robert Peel und nach ihm alle Minister nachgegeben; daß der Prinz einen dritten Schlüssel zu dem Depeschenkasten besitzt; daß man die Entlassung Palmerston's 1851 in Wien, 1853 in Berlin eher gekannt hat als in London. Ueber einen Punkt, die Thätigkeit des Hrn. von Stockmar in der frankfurter Versammlung, sind vielleicht von Deutschland interessante Beiträge zu erhalten. Er ging aus dem Cabinet des Prinzen Albert in die Paulskirche und aus der Paulskirche wieder in das Cabinet. Indessen steht der Prinz in einer außerordentlich günstigen Position, aus der ihn ein Bischen Zeitungslärm nicht vertreiben wird. Er ist Feldmarschall; Feldmarschälle sind Mitglieder des Geheimraths, Privy council; der Geheimrath ist verfassungsmäßig zur Berathung aller wichtigen Landesangelegenheiten berufen. Seine Competenz ist durch kein Gesetz eingeschränkt oder aufgehoben, nur durch eine

verhältnißmäßig neue und vage Praxis. Sie wurde in dem Act of settlement ausdrücklich anerkannt und eingeschärft, und wenn auch eine Acte aus dem vierten Jahre der Königin Anna jenen Paragraphen des Act of settlement wieder aufhob, so hat sie doch nichts an die Stelle gesetzt. Die übrigen Mitglieder des Geheimraths haben sich der Praxis gefügt, weil sie ihrem Interesse zusagt, weil das Cabinet das Instrument der Oligarchie ist. Der Prinz Albert hat ein anderes Interesse und fügt sich nicht. Was thun? — Seit kurzem hat man noch eine Anklage — Verdächtigung muß man sagen, solange nicht Beweise vorliegen — gegen ihn erhoben: er neige sich zu Rom. Die Familie Koburg ist religiös emancipirt. Sie hat in ihren verschiedenen Zweigen verschiedene Religionen angenommen. Es mag sein, daß der Prinz Albert eine theologische Richtung begünstigt, die das Volk in das Gängelband der Priester bringt; aber sicher nicht ohne den Hintergedanken, die Priester selbst an der Kette zu haben. Und auf solche Geschäfte geht Rom nicht ein. Aber es ist nicht zu leugnen, daß aus dieser Anschuldigung eine furchtbare Waffe gemacht werden kann. Die irischen Priester haben ihm den sehr schlechten Dienst erwiesen, sich seiner besondern Huld zu rühmen und ihn nach Maynooth — ein Name, bei dem jeder gute Tory Gliederzucken bekommt — zum Besuche einzuladen.

Das Alles sind keine freundlichen Auspicien für die bevorstehende Parlamentseröffnung. Der glücklicherweise bisjetzt noch immer locale Krebs, der an der Industrie nagt, der Strike in Preston, gibt auch keine Anzeichen der Besserung. Die Bewegung unter den Arbeitern hat ihren ursprünglichen, wirthschaftlich berechtigten Charakter ganz verloren. Im Sommer verlangten sie Erhöhung der Löhne wegen der ungewöhnlichen Prosperität des Geschäfts und des nicht durch Mangel an Gütern, sondern durch den Ueberfluß an Geld erzeugten Steigens aller Lebensbedürfnisse. Die Voraussetzungen haben sich seitdem sehr geändert; die Geschäfte gehen schlechter und das Korn wird knapper. Die beiden streitenden Parteien haben sich verbissen und erklären beiderseits den Kampf als einen Kampf um die Herrschaft. Die Arbeiter erhalten wöchentlich 2—3000 Pfd. St. Beiträge von den Arbeiterverbindungen, Trade's Unions und theilnehmenden Privatpersonen, und man munkelt allerlei davon, daß sie die bedeutendste Beisteuer aus einer höchst conservativen ausländischen Quelle erhalten. Daß die irischen Unzufriedenen sich einer ähnlichen Unterstützung zu erfreuen hatten, ist eine ausgemachte Sache. Auch Ludwig Philipp machte einmal die Entdeckung, daß die Republikaner Dukaten hatten, und — entschuldigte sich bei einem gewissen Gesandten, daß er die Entdeckung gemacht!

Die Baumwollenfabrikanten aus ganz Lancashire haben in Manchester eine Versammlung gehalten und beschlossen, ihre Collegen in Preston nicht fallen zu lassen. Welcher Art die Unterstützung sein wird, darüber schwebt ein gewisses Dunkel. Es sah danach aus, als wolle man die Trade's Unions zwingen, sich aufzulösen oder wenigstens den feiernden Arbeitern keine Zuschüsse mehr zu geben. Aber es ist plötzlich ganz still davon geworden. Vielleicht hat die Regierung den Herren einen Wink gegeben, nicht jetzt einen Schritt zu thun, der das ganze gewerbthätige England in zwei feindliche Lager zerreißen würde.

Wegen der Methode, nicht wegen des zu hoffenden Erfolgs ist ein Sühneversuch bemerkenswerth, den die Society of arts beabsichtigt. Im Mittelalter suchte man theologische und metaphysische Fragen durch Concilien und akademische Disputationen zu lösen. Die genannte Gesellschaft versucht etwas Aehnliches; sie ladet Vertreter beider Parteien, der Arbeiter und der Lohngeber, zu einer Versammlung ein, auf der die wichtigsten der gegenwärtigen Streitfragen, namentlich über das Recht- oder Unrechtmäßige von Verbindungen, geschlossen von Arbeitern oder Arbeitgebern zum Zweck, auf den Preis der Arbeit einzuwirken, über Strikes und Lockouts, d. h. verabredete Einstellung der Arbeit und Schließung der Fabriken, über Stückarbeit oder Zeitlöhne rc. erörtert werden sollen.

Der Beginn dieses nicht ökumenischen, aber ökonomischen Concils ist auf den 24. Januar angesetzt.

Aus Paris.

Januar 1854.

K. S. Von jeher ließ sich das geistige Interesse, das Paris und Frankreich belebt, und die politische Situation des Landes in wenig Stichwörtern zusammenfassen. Die Centralisation der Verwaltung hat längst auch die Geister ergriffen, Frankreichs Anmuth macht, daß sich der Ausdruck seines socialen Lebens in einem einzelnen und concisen Ausdruck zusammenfaßt, der dann als Mode die Welt beherrscht. Wir leben wieder recht in solch einem französischen Frankreich, ja sogar in einem französischen Europa. Welch ein Land, in dem es nach 66 Revolutionsjahren nicht blos gefährlich, sondern auch lächerlich, mauvais genre ist, von Garantien persönlicher Freiheit, von innern Reformen, von socialen Fortschritten zu sprechen! — — Frankreich, das auf der Oberfläche schwimmende, dem Blicke erreichbare, die officiellen, besitzenden Classen begreifende — ist blasirt, und zwar blasirt für Alles, was sonst die Menschenbrust höher schlagen macht: blasirt für die Liebe, die Poesie, die Freiheit, ungläubig gegen die Zukunft, belachend die Träume des Fortschritts. In solch einem Momente — und vielleicht ist es nur ein Moment, wie die Weltgeschichte deren viele hat, an denen das kurzathmende Individuum verzweifelt — in solchen Momenten pflegen die Franzosen, diese vornehmen Herren der Mode, die sich nie wie wir bescheidenen Deutschen vor andern Nationen schämen — sich ein künstliches Interesse zu schaffen, welches ihre Gedanken, ihre Pointen und Witze, ihre Emotionsfähigkeit absorbirt. Meistens ist das die Börse; jetzt ist es die Börse und der Orient. Fern von Paris, aufgewachsen in Thiers und den Ueberlieferungen des „National", könnte man glauben, daß die Nationalehre bei der östlichen Krisis ins Spiel kommt. Doch habe ich wenig davon bemerkt. Das kaiserliche Cabinet hat in dem Bedürfniß, sich und die öffentliche Meinung zu beschäftigen, in diese Verwickelungen sich eingelassen; es hat das Schiff bestiegen ohne Anker, Mast und Compaß, und weiß sich nun in der treibenden Flut nicht zurechtzufinden. Die Andern sind müßige Zuschauer, neugierig wie wettende Engländer bei einem Hunde- und Rattengefecht — ihre Wette auf der Börse interessirt sie jedenfalls mehr als der Ausgang des Kampfes selbst. Nachdem sich in den letzten sechs Jahren die politischen Parteien mit sämmtlichen Theorien und

Doctrinen als unfähig und überlebt erwiesen haben, kam endlich auch die Reihe an die einzige, noch durch einen gewissen Nimbus täuschende Macht, an die Diplomatie. Ja, meine Herren, auch die Diplomatie hat sich endlich blamirt und ich bin herzlich froh, des Respects vor diesem geheimnißvollen Monstrum entledigt zu sein. Der einzige Mann in Europa, der weiß was er will und eine That an sein Wollen setzt, ist der Kaiser aller Reussen; vielleicht, wenn Bem noch lebte, gäbe es solcher Menschen zwei. Die Franzosen, welche stets alle Meinungen haben, die ihnen schmeicheln, reden sich ein, daß sie als Nation gar kein unmittelbar praktisches Interesse an der östlichen Frage haben, daß sie nur zum Schutze des bedrohten Völkerrechts die Sache der Türkei ergreifen, kurz „qu'ils font de la chevalerie errante". Und mir ist doch, als hätte Jemand, der jetzt nicht ohne Einfluß ist, einmal erklärt, das Mittelländische Meer müßte ein französischer See sein oder werden! Un lac français! Und dann erinnert man sich, daß derselbe Mann sich als Protecteur des lieux saints proclamiren ließ. Es ist schön von ihm, daß er die Heiligen Orte nicht durch rohes Blutvergießen schänden will, daß er besonnener, mäßiger, weiser ist als die rauhen Barbaren des Ostens. „Der Klügste gibt nach" und „Gehorsam ist des Christen Schmuck". Wenn so viel geschieht wie heuer, haben die meisten Leute ein kurzes Gedächtniß, und so hat man es in Europa fast vergessen, daß die berühmte orientalische Frage, wovon schon unsere Ammen gesungen, mit einer Arie über die Heiligen Orte und das französische Protectorat begonnen. Man gab sich in Petersburg der Hoffnung hin, daß die Ohrfeige, welche Mentschikow am Bosporus austheilen sollte, am Seinestrande widerhallen würde. Hr. Drouin de Lhuys hat das nicht vergessen: mit dem ganzen Selbstgefühl des Autors beginnt er jede seiner Noten mit einer Recapitulation seiner Mémoires über die Heiligen Orte und den verrosteten Schlüssel zu jener apokryphen Krypta.

Die Börse hat seit Neujahr ein panischer Schrecken ergriffen; doch flüstere ich Ihnen vertraulich ins Ohr, daß Rothschild, der alte Antipode der Foulds, der primus inter non-pares, schon seit acht Tagen so viel Fonds aufkauft, als sich nur in der Stille auftreiben lassen. So ist die Welt! selbst bei Feuersbrünsten sucht noch Jeder zu gewinnen. Ein gewisser Mann, den ich nicht nennen mag, dachte, aus dem ganzen Spectakel würde ein europäischer Congreß herauskommen, auf dem man ihn als „frère et compagnon" oder „frère et cousin" — ich habe die Formel vergessen — begrüßen müßte.

Je mehr Zeit die Völker für Literatur und Kunst übrig haben, desto weniger schaffen sie; es geht ihnen wie den Individuen: wer gar nichts zu thun hat, hat niemals Zeit übrig. Man dachte gewiß in China und Persien, daß die Mitteleuropäer, seitdem ihnen das lästige Selfgovernment wieder abgenommen ist, sich ganz auf die schönen Künste werfen und unendlich viel classische Dramen, Heldengedichte nebst den Helden dazu, Komödien und Narren hervorbringen würden. Nichts von alle dem. Paris entzückt sich für des jüngern Dumas Dramen und zischt in Sandeau's und Augier's neuem Stücke. Dessen Intrigue ist allerdings unbedeutend, naiv und inconsequent, aber eine anständige, wenn auch nicht neue, Idee geht durch das Ganze und der Dialog ist witzig. Auch nach diesem Stücke mußte ich mir sagen, was ich mir nach der Aufführung der „Diane de Lys" von Dumas gesagt habe, daß wenn heutzutage den Franzosen ein Iffland erschiene, die dramatische Größe

nur darum keine Anerkennung fände, weil sie für die Umgebung zu groß wäre. Ich fürchte nicht, daß mich und meinen Ausspruch Leon Gozlan's neues Stück, „Louise de Nanteuil", das nächstens im Vaudeville gegeben wird, beschämen werde.

Vor einigen Tagen sahen wir in der komischen Oper Goethe in Musik gesetzt. Die HH. Barrière und Carre hatten die Güte „Die Geschwister" für den Compositeur Reber in ein halb komisches Libretto zu verwandeln. Um ihr Ziel zu erreichen, mußten sie Fabrice in einen guten, alten, etwas komischen Hagestolzen mit sonderbaren Grillen, in eine Art Bonhomme Jadis verwandeln. Wir machen den Bearbeitern keinen ernsthaften Vorwurf daraus, da sie es mit Geschick gethan und Reber's Musik, selbst einer Goethe'schen Dichtung würdig, es überdies vergessen läßt. Reber, der neue Akademiker, ist eines der bedeutendsten, vielleicht das bedeutendste musikalische Talent Frankreichs; er hat das auch in diesen „Papillots de Monsieur Bénoit" bewiesen, obwol ihm hohle französische Kritiker auch dieses mal den Vorwurf machen, daß er nur „de la musique rétrospective" hervorbringe. Ins Verständige übersetzt, will das nichts Anderes sagen, als daß Reber sich mehr an die alten Meister hält als an die HH. Adam und tutti quanti, und daß er seine Kunst an den besten Quellen, die zufällig die alten sind, studirt hat. Von andern Tonproductionen ist noch des talentvollen Gounod neue Oper „La Nonne sanglante" zu erwähnen, die bald aufgeführt werden soll, und des lyrischen, tiefsinnigen, doch anmuthigen Stephen Heller „Nuits blanches": eine Anzahl einzelner Stücke, die, wenn er nicht schon diesen Platz einnähme, Stephen Heller unter die ersten Compositeurs fürs Klavier reihen würden. Auch die Concerte haben begonnen und zwar diesmal auf würdige Weise mit Wilhelmine Clauß, die sich in diesem Augenblicke in Deutschland befindet und die Sie auch in Leipzig hören sollen. Leipzig, das von jeher das Gute in der Musik liebte, wird diese ganz außerordentliche Künstlerin, diese geist- und gemüthvolle Auslegerin der größten Meister wahrscheinlich mit Enthusiasmus aufnehmen und es wird sich darin nur consequent bleiben.

Notizen.

Dr. Max Schasler in Berlin, der sich zuerst im Sommer 1848 als politischer Agitator bekannt machte, seitdem jedoch sich in Literatur und Kunstgeschichte zurückgezogen hat, hält daselbst gegenwärtig einen Cyklus von Vorlesungen über die vielbesprochenen Kaulbach'schen Fresken im Neuen Museum; die Vorträge werden als geistvoll und lebendig gerühmt und sollen auch im Publicum nicht ohne Anklang bleiben. — Dagegen werden die zu ihrer Zeit so vielbesuchten Vorlesungen des wissenschaftlichen Vereins, gewöhnlich „Vorlesungen in der Singakademie" genannt, durch deren Gründung Friedrich von Raumer sich vor 12 oder 13 Jahren ein nicht unerhebliches Verdienst erwarb, das jetzt freilich längst antiquirt ist, mit diesem Winter für immer zu Ende gehen; die allzu ängstliche Neutralität, welche dieselben in Betreff aller wichtigern Fragen des Tages beobachten, hat endlich

auch die Theilnahme des Publicums neutralisirt und auch die fremden Gastredner, die man seit einiger Zeit daselbst auftreten läßt, haben den Verfall des Instituts nicht aufhalten können.

Einer Zeitungsnachricht zufolge wird auf dem Hoftheater zu Schwerin Roquette's „Reich der Träume" einstudirt; ein sehr mislicher Versuch, glauben wir, der im Interesse des Dichters wol besser ganz unterbliebe. — Dagegen hat man in Berlin Raupach's „König Enzio" aus jahrelanger Vergessenheit wieder hervorgeholt und zwar wie die Zeitungen versichern, zu großer Befriedigung des Publicums. Nun entscheidet der Erfolg allerdings viel, besonders beim Theater; ob damit jedoch die Erneuerung eines Stücks gerechtfertigt ist, das selbst unter den Raupach'schen zu den schwächsten und kraftlosesten gezählt werden muß, und welche Aussicht das in die Zukunft der deutschen Bühne überhaupt gewährt, wenn von den beiden größten und einflußreichsten Theatern Deutschlands das eine Müllner's „Schuld", das andere Raupach's „Enzio" wieder aufwärmt, während für Ausbildung und Förderung der gegenwärtigen Kunst von beiden so gut wie nichts geschieht — das scheint uns denn doch einiger Ueberlegung werth. Aber freilich, wo die „Waise von Lowood" Furore macht, da muß „König Enzio" sogar schon als ein Fortschritt betrachtet werden. Das ästhetische und sittliche Niveau beider Stücke ist ungefähr dasselbe; Raupach ist langweiliger, ohne Zweifel, hat aber dafür wieder den Vorzug der gebildetern Form, und bei der unsaglichen Verwilderung, die gegenwärtig wieder auf dem deutschen Theater herrscht, mag das immerhin schon als ein Verdienst betrachtet werden, obschon es in Wahrheit in einer Literatur, die Goethe und Schiller besessen, nur das Allermindeste sein sollte, was man von einem Poeten verlangt, der sich öffentlich produciren will.

Eine dicke Haut ist unter Umständen eine höchst schätzenswerthe Gabe und kann sogar manches andere Talent ersetzen. Das ist z. B. bei Hrn. Dupin der Fall, dem bekannten Expräsidenten der Constituante ꝛc. Uneingeschüchtert durch die furchtbaren Angriffe, welche Victor Hugo in seinen neuesten Gedichten gegen ihn geschleudert, steht derselbe, wie aus Paris geschrieben wird, in Begriff, seine Autobiographie herauszugeben. Wie man sich erinnert, gab Hr. Dupin schon vor einigen Monaten eine Sammlung parlamentarischer Reden und Einfälle zum besten, die jedoch nur wenig Glück machte; so scheint er denn die Kritik jetzt zum zweiten male herausfodern zu wollen. — Interessanter sollen die Memoiren sein, die man in dem Nachlaß des Hrn. von Peyronnet gefunden hat. Derselbe war bekanntlich Mitglied des Polignac'schen Ministeriums und Mitunterzeichner der verhängnißvollen Juliordonnanzen; man erwartet von seinen Memoiren neue Aufschlüsse über diese denkwürdige Epoche und sieht daher der baldigen Veröffentlichung derselben mit Spannung entgegen.

C. M. Kertbény, ein junger Schriftsteller, der sich seit einigen Jahren in Deutschland aufhält und sich bereits durch verschiedene Schriften über die ungarische Literatur vortheilhaft bekannt gemacht, hat neuerdings ein „Album hundert ungarischer Dichter in eigenen und fremden Ueber-

setzungen" (Dresden, Schäfer) herausgegeben. Das umfangreiche Buch enthält viel Interessantes, besonders auch in seinem biographischen Theil, und wird allen Denen, die sich einen Ueberblick über diese bis dahin so wenig bekannte und doch neuerdings so fruchtbare Literatur zu verschaffen wünschen, eine willkommene Gabe sein.

Von dem „Leben Stein's" von Pertz wird in diesen Tagen der fünfte Band erwartet; ein sechster und letzter soll baldmöglichst nachfolgen. Möchte das sehr verdienstliche, aber etwas formlose Werk dann nur auch recht bald in einem kurzen, volksthümlichen Auszuge erscheinen; wie es jetzt vorliegt, ist es nur den Gelehrten vom Fach zugänglich, während doch gerade das Leben Stein's ein Gegenstand ist, der von Allen gekannt werden sollte, weil Alle daraus Belehrung, Trost und Ermuthigung schöpfen können. Aus derselben gelehrten und gründlichen Feder steht der Literatur der Befreiungskriege noch eine andere Bereicherung bevor: nämlich ein „Leben Gneisenau's", bearbeitet nach den eigenen Aufzeichnungen des berühmten Feldherrn, die Hrn. Pertz zu diesem Zweck von der Gneisenau'schen Familie anvertraut sind.

Ueber die Thätigkeit des münchener Hoftheaters im verwichenen Jahre liegt uns ein officieller Bericht vor. Danach hat dasselbe während des gedachten Jahres an 232 Theaterabenden im Ganzen 145 Schauspiele und Possen, 119 Opern und Singspiele, 22 Ballete, also in Summa 286 Stücke zur Aufführung gebracht. Darunter sind 21 Novitäten nebst 15 neu einstudirten Stücken. Von den erstern nennen wir „Die Journalisten" von Freytag, „Mathilde" und „Ein Lustspiel" von Benedix, „Zenobia" von May, „Richard II" von Shakspeare, „Philipp und Perez" von Gutzkow und „Rothkäppchen" von Tieck. Am reichlichsten in dem gesammten Repertoire ist Shakspeare vertreten, nämlich mit 13 Stücken, die zusammen 25 mal aufgeführt worden sind. Demnächst kommt Schiller mit 7 Stücken und 12 Aufführungen; Goethe treffen wir 8 mal mit 5 Stücken, Lessing 2 mal mit 2 Stücken, Gutzkow 4 mal mit 3 Stücken, während von Kotzebue nur zwei kleine Nachspiele gegeben wurden, Frau Birch-Pfeiffer aber die münchener Breter im ganzen Jahr nur ein einziges mal (mit „Dorf und Stadt") beschritten hat. In der Oper begegnet uns Mozart am häufigsten, nämlich mit 6 Opern und 12 Vorstellungen; dieselbe Zahl von Vorstellungen hat auch Meyerbeer erreicht mit 3 Opern, während Weber ebenfalls mit 3 Opern 4 mal aufgeführt ist. Eine Eigenthümlichkeit des münchener Opernrepertoire vom vergangenen Jahre ist ferner der besondere Fleiß, der den Méhul'schen Opern gewidmet worden; während Méhul von den meisten Theatern beinahe völlig verschwunden ist, hat er hier mit drei Opern („Jakob und seine Söhne", „Die Schatzgräber", „Die beiden Füchse") nicht weniger als zehn Vorstellungen erlebt. Dagegen ist Beethoven nur zwei mal, Gluck, Rossini und Spontini nur je einmal aufgeführt worden. Auch in den Gastspielen gibt sich eine sehr verständige Beschränkung kund, wie sie mit den Interessen der Kunst auch allein vereinbar ist; wir wären begierig, die Gastspielliste des berliner Hoftheaters damit zu vergleichen.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Unterzeichnung nehmen alle Buchhandlungen an auf das

Kleinere Brockhaus'sche

Conversations-Lexikon,

das in 4 Bänden oder 40 Heften

zu dem Preise von

5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rh. für das Heft

in dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint.

Der erste aus zehn Heften bestehende **Band** dieses Werks, das auf das günstigste aufgenommen worden ist und bereits einen großen Absatz gefunden hat, ist **vollständig** erschienen; er ist nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu erhalten. Monatlich werden in der Regel zwei Hefte erscheinen, sodaß in ungefähr zwei Jahren das Werk beendigt sein wird. **Die Verlagshandlung garantirt, daß der Umfang 40 Hefte zu dem Preise von 5 Ngr. nicht überschreiten wird, jedenfalls aber die mehr erscheinenden Hefte gratis von ihr geliefert werden.**

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Schweizerland.

Natur und Menschenleben

von

Aurelio Buddeus.

2 Theile. 8. Velinpapier. Geh. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Leipzig. **Avenarius & Mendelssohn.**

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Pott (August Friedrich), Die **Personennamen**, insbesondere die **Familiennamen** und ihre Entstehungsarten; auch unter Berücksichtigung der **Ortsnamen.** Eine sprachliche Untersuchung. 8. Geh. 4 Thlr.

In diesem ebenso gelehrten als gründlichen Werke bestrebt sich der berühmte Verfasser, der im In- und Ausland zu den ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Sprachforschung zählt, die Gesetze und leitenden Principien darzulegen, welche der Bildung der Personennamen, theilweise auch der Ortsnamen, bei den verschiedensten Völkern der Erde zu Grunde liegen. An einer grossen Anzahl von Beispielen, unter denen man wol die Erklärung keines nur einigermaassen bekannten Namens, vorzüglich Deutschlands, vermissen wird, zeigt er, dass auch in dem gewöhnlich todt geglaubten Eigennamen Leben wohnt, dass auch diese Wortgattung lebendiger, wenngleich oft in Schlummer versenkter und wie gebundener Geist durchwallt. Ist auch das Werk zunächst nur zur Befriedigung eines tiefern wissenschaftlichen Bedürfnisses bestimmt, so wird dasselbe doch auch bei dem grossen und eigenthümlichen Interesse, welches die Namendeutung gewährt und von jeher gewährt hat, nicht blos den Beifall des Sprachgelehrten finden, sondern wegen der Fülle von glücklichen und zuverlässigen Namenserklärungen gewiss sich auch in weitern Kreisen Freunde erwerben.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 7.** 9. Februar 1854.

Inhalt: Gedanken über ältere und neuere Malerei. Aus einem hinterlassenen Manuscripte des Malers Joseph Koch. Mitgetheilt von **David Friedrich Strauß.** I. — Der Husar. Gedicht von **Alexander Puschkin.** Uebersetzt von **Friedrich Bodenstedt.** — Literatur und Kunst. (Venedey, „Geschichte des deutschen Volks". — Freiligrath, „Dichtung und Dichter". — Elsholtz, „Schauspiele", dritter Theil.) — Correspondenz. (Aus Wien. — Aus dem westlichen Mecklenburg. — Aus Marburg. — Aus Berlin.) — Notizen. — Anzeigen.

Gedanken über ältere und neuere Malerei.

Aus einem hinterlassenen Manuscripte des Malers Joseph Koch.

Mitgetheilt
von
David Friedrich Strauß.

I.

Vorerinnerung.

Der im Jahre 1839 im Rom verstorbene Tiroler Joseph Koch ist Allen, die sich für Kunst interessiren und ihre Geschichte kennen, als einer der Väter der neuern deutschen Malerei wohlbekannt. Arbeiten seiner rührigen und kräftigen Hand, Landschaften und historische Stücke, Oel- und Aquarellgemälde, Zeichnungen und Radirungen, sind in manchen öffentlichen und Privatsammlungen zu sehen, und zeigen den seltenen Verein von Tiefe und Vielseitigkeit eines naturwüchsigen Talents. In den Briefen und Denkwürdigkeiten fast aller deutschen Künstler und Kunstfreunde, die sich im ersten Drittel des Jahrhunderts in Rom aufgehalten haben, begegnet uns Koch's Name, und nirgends ohne daß der frischen Originalität seines Wesens, der Biederkeit seines Sinnes rühmende Erwähnung geschähe. Noch neuerlich hat der inzwischen gleichfalls verstorbene Kestner, vieljähriger hannoverscher Gesandter in Rom, in seinen „Römischen Studien" dem vorange-

gangenen Freunde ein eigenes Denkmal gesetzt, das Beide ehrt. Hier erfahren wir unter Anderm, wie bewandert Koch nicht blos in alten und neuern Dichtern, was schon aus seinen Werken hervorgeht, sondern auch in Geschichte, Länder- und Völkerkunde gewesen ist. Erhellt doch aus einem Briefe seiner Hand, der dem Verfasser dieser einleitenden Zeilen vorliegt, daß der Mann selbst für Philosophisches sich interessirte, Schelling's Rede über das Verhältniß der bildenden Kunst zur Natur mit Verständniß und Befriedigung gelesen hatte.

Wie gern und offen er sich im Umgange mündlich mittheilte, wie gehaltreich, lebendig und anregend seine Rede war, davon legen Alle, die ihm im Leben nahe kamen, Zeugniß ab. Weniger bekannt ist dagegen, obwol es bei seiner Geistes- und Bildungsart nahe genug liegt, daß er wol auch einmal nach der Feder griff, um — nicht blos in Briefen, sondern in eigentlichen Abhandlungen, seine Herzensmeinung von sich zu geben. Vor dem Verfasser liegen aus dem Nachlasse eines Kunstfreundes, der in Rom Koch's Freund fürs Leben geworden war *), eine größere und eine kleinere Arbeit dieser Art von Koch, letztere mit dem Titel: „Der Ruhm, ein Traumgesicht", erstere mit der Aufschrift: „Gedanken eines in Rom lebenden deutschen Künstlers über die Kunst in den letzten Decennien des vorigen und dem ersten des laufenden Jahrhunderts" (Rom 1810).

Motiv und Tendenz beider Abhandlungen lassen sich mit den gelegentlichen Worten der zweiten angeben: „Daß unter der unermeßlichen Zahl von Künstlern meistens die elendesten den Preis des Jahrhunderts erhalten, kommt daher, weil ihre Arbeiten dem Jahrhunderte ähnlich sind; denn nur Gleiches mit Gleichem gesellt sich gern." In dieser Richtung wird in dem „Traumgesicht" insbesondere Lord Bristol als unwissender und unwürdiger Kunstmäcenas, der von Mäklern und Charlatans geprellt, allen Plunder zusammenkauft, nicht eben säuberlich durchgezogen. Aber in zahlreichen Abschweifungen sind schon in dieser Humoreske gediegene Bemerkungen über Ziel und Abwege der Malerei, über Maler und Malerschulen niedergelegt.

Noch viel reicher in dieser Hinsicht ist die größere Abhandlung, die in einer von obgedachtem Kunstfreunde veranstalteten Abschrift aus Koch's ziemlich unleserlichem Original, im Umfang von 106 Folioblättern vor uns liegt. Schon dieser Freund beabsichtigte in Uebereinstimmung mit ihrem Verfasser, sie herauszugeben, und hatte sie zu diesem Behufe mit Vorrede und Anmerkungen begleitet. Aber die Absicht ward nicht ausgeführt. Wer die Abhandlung liest, begreift Bei-

*) Des verstorbenen Freiherrn C. F. E. von Uerkyll; siehe den Artikel in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 31. October 1853.

des gleich gut: sowol warum der urtheilsfähige Freund sie zu veröffentlichen wünschte, als warum es dennoch unterblieb. Den Schatz von Beobachtungen eines denkenden Meisters über seine Kunst und Kunstgenossen, den sie enthält, wollte er mit Recht nicht vergraben wissen, und doch war die Abhandlung, worin dieser Schatz steckte, schlechterdings nicht dazu angethan, ein Buch vorzustellen. Sie gleicht ganz einem mündlichen Ergusse des überquellenden Mannes, wobei es, wie eben jener Freund sich ausdrückt, je nachdem man ihn auf gewisse Materien brachte, war, als hätte man eine Stellfalle aufgezogen, wo dann der Strömung nicht so bald wieder Einhalt gethan werden konnte. So wird er auch hier von Einem zum Andern fortgerissen, die Abhandlung hat keinen Plan, keinen Anfang und keinen Schluß, ungerechnet noch, daß auch Ausdruck und Satzbildung nicht selten hinken oder doch stolpern. Mit allen diesen Mängeln jedoch, und ungeachtet des Umstandes, daß manche auf jetzt vergessene Zeiterscheinungen bezügliche Bemerkung für die Gegenwart ihr Interesse verloren hat, ist doch die Wirkung des Schriftstücks auf den Verfasser dieser Vorerinnerung im Wesentlichen die gleiche gewesen wie auf den erwähnten Kunstfreund vor 40 Jahren: daß sie auch in ihm den Wunsch rege machte, dasselbe für die mitlebende Kunstwelt wie für Koch's Andenken nicht ganz verloren zu sehen.

Hierzu zeigt sich ihm aber nur Ein Weg. Der Zusammenhang der Abhandlung, der, ohne logische Anordnung, ihre Theile nur in schiefe Stellungen brachte, mußte aufgelöst, Unbedeutendes oder Unklares, Wiederholungen und Ausfälle weggelassen, das Gehaltvolle und noch immer Ansprechende zusammengedrängt und in Gruppen nach einer gewissen Folge vereinigt, dem Ausdruck hier und da nachgeholfen werden, ohne doch das originelle Gepräge von Koch's Eigenthümlichkeit zu verwischen.

Was hiernach übrig blieb, enthält zwei Hauptbestandtheile: Beschreibungen und kritisch-theoretische Erörterungen. Von erstern wird man die Schilderungen der Gemälde des Benozzo Gozzoli im Campo-Santo zu Pisa, des Michel Angelo in der Sistina gewiß mit Vergnügen lesen; unter den letztern in den Bemerkungen über Wesen und Bestimmung der Kunst und Malerei im Allgemeinen, dann im Besondern über die alten Florentiner, über Rafael und Michel Angelo, über ältere und neuere französische Malerei, vornehmlich über die Manier der damals herrschenden David'schen Schule manches wohl Gedachte und treffend Ausgedrückte finden. Das Absonderliche und wol auch Irrige, was dabei mitunterläuft, wie die ungerechte Abschätzung der holländischen Maler, die Ueberschätzung der Staffage bei der Landschaft

und dgl., hat man, als bezeichnend für den Standpunkt und beziehungsweise die eigene Praxis Koch's, absichtlich aufgenommen, zugleich jede Berichtigung für überflüssig gehalten.

Doch es ist Zeit, den würdigen Altmeister selbst zum Worte kommen zu lassen.

Steigen und Sinken der Malerei, vor und nach Rafael und Michel Angelo.

Bis auf Rafael und Michel Angelo stieg die Kunst, im Wechsel von Ebbe und Flut kleinerer Vor- und Rückschritte, allmälig gegen ein Gebirg empor, von dessen Höhe sie sich sofort mit ungleich größerer Geschwindigkeit wieder herabstürzte, bis sie sich zuletzt in schlammigen Tiefen verlor.

Was den Geist der Kunst betrifft, so achte ich jene Wiedererwecker der Malerei gewaltig hoch, besonders einige der allerersten, als da sind Duccio di Buoninsegna, Giotto, Orcagna, Taddeo Gaddi und Andere mehr. Man sehe die kleinen Tafelgemälde des Erstern in Siena: selbst Rafael, was die Erfindung betrifft, hat die Gegenstände nicht besser aufgefaßt. Eine Abnahme Christi vom Kreuz von ihm zeigt Alles, was ein wahrhaft gerührtes Gemüth darzustellen fähig ist: der Leichnam wird heruntergelassen, seine leidensvolle Mutter umfaßt ihn küssend, in den übrigen Weibern ist der tiefste Schmerz ausgedrückt; wer hier das Pathetische und das Gemüth Durchdringende nicht findet, wird es in Rafael ebenso wenig finden. Die Gestalten dieser Maler haben weder Rundung, noch zeigen sie Kenntniß der Anatomie, der Harmonie des Lichts u. s. f., und dieser Mängel ungeachtet sieht man in ihnen die Idee der Schönheit und den das Gemüth ansprechenden Ausdruck; deshalb achte ich sie höher als alle Kunstschulen nach Rafael. Die der Caracci hatte wol unendlich mehr Kunst der Ausführung, aber sie steht tief unter diesen von Vielen so gering geachteten Anfängern der Malerkunst; denn Diese waren von der höhern Kunstidee beseelt, Jene von der Praktik (Domenichino weniger als die Andern, in vielen seiner Arbeiten zeigt er das Bestreben, sich an den Geist der ältern Kunst anzuschließen).

Luca Signorelli verließ schon ganz das Magere der ältern Maler; er war einer der Ersten, welche das Nackte gut zeichneten, gab seinen Figuren mehr Leben und stärkere Bewegung, und sein Stil hat eine Größe, welche an den Michel Angelo erinnert, der ihn auch sehr zu schätzen wußte. Kurz vor Rafael und Michel Angelo war eine Kunstebbe eingetreten; Zeichnung, Colorit, Fertigkeit des Malens schritt fort, aber die hohe Kunst stand still oder ging rückwärts; viele dieser Maler waren, die herrschende gute Manier, die einmal da war, abgerechnet, für die Kunst gleichsam todt: Einer machte es wie er es von

dem Andern gelernt hatte. So sind Filippo Lippi, Paolo Uccello, Ghirlandajo, selbst Pietro Perugino, beinahe auf derselben Stufe: einer guten Praktik, aber leblos, nicht in den Gegenstand eindringend; mehre von ihnen belasteten ihre Gemälde mit ungeheurem Goldaufwand in Kleidern und Verzierungen, ihr Geschmack, ihre Zeichnung war vielmals kleinlich und steifer als die des Giotto und des Duccio di Buoninsegna.

So stieg und fiel die Malerei des Mittelalters wie die Ebbe und Flut; bald näherte sie sich dem Ideale, bald ergriff sie das natürlich Schöne, aber nie sank sie zum rohen Naturalismus und ebenso wenig zur gedankenlosen Manier oder Musterhaftigkeit herab. Diese Künstler umfaßten die Kunst mit Liebe, und wenn sie auch zum Theil mittelmäßig waren, so herrschte doch selbst in ihrer Mittelmäßigkeit der Geist eines höhern Bestrebens als nachher, wo jeder Dummkopf mit dreistem Pinsel und geübter Faust in den Tag hinein fegte, um Wände und Kirchen vollzuschmieren und die Augen zu blenden. Damals achtete man die kecken, gedankenlosen Pinselzüge, die fingerdicken Farbenlagen, die colpi di effetto und dergleichen Plunder nicht sonderlich; wenn auch mitunter ein Bild nicht genialischen Ursprungs war, so erfreut es doch durch die Liebe für das Schöne, mit welcher es unternommen ist; daher ist auch ein schlechtes Bild jener Periode noch eher ein gesundes Kunstwerk als die von der spätern und letzten Zeit gekrönten Malereien.

Zusammenhang der verschiedenen Künste unter sich.

In Epochen der Kunstblüte florirten meistens alle Künste zusammen; denn ohne das kann die einzelne Kunst sich nicht auf den Punkt der Vollendung erheben.

Die Dichtkunst ist die Mutter von allen; ohne sie müssen sich die andern zum Naturalismus wenden, oder Künste des Bedürfnisses d. h. Handwerk werden. Mit den griechischen Poeten lebten gleichzeitig die größten Künstler; sobald die Dichtkunst sich verlor, fingen auch die übrigen zu sinken an. Da in Italien Dante, Petrarca, Ariosto lebten, blühten auch die übrigen Künste; mit Torquato Tasso hat in Italien die Poesie ein Ende, ebenso die bildende Kunst. Zu Dante's Zeit fehlte es der Malerei zwar noch an Ausbildung und Fertigkeit; aber in ihrem hauptsächlichsten Elemente, insofern sie poetisch ist, war sie schon fähig, der Dante'schen Poesie die Hand zu reichen, ja sie hatte damals einen tiefern Sinn, als sie in der Periode nach Rafael, bei so großer Vervollkommnung ihrer äußern Mittel, zeigt. In Vergleichung mit Dante erscheint Tasso wie die Caracci gegen Michel Angelo.

Insbesondere hängen Bildnerkunst und Malerei mit der Architek-

tur eng zusammen, ohne daß man doch sagen dürfte, sie seien nur Verzierungen dieser letztern. Der Olympische Jupiter war nicht des Tempels wegen da; vielmehr hatten Statue und Tempel den gleichen Zweck, sie machten Ein Kunstwerk aus.

Vermöge dieses Zusammenhangs der Künste unter sich ist es natürlich, Maler zu treffen, welche Bildhauer und Architekten, ja auch Dichter zugleich waren; wenn der Geist der Dinge richtig gefaßt ist, ist es nicht unmöglich, alle Künste zu umfassen, da sie aus Einem Princip entspringen, wie die Philosophie alle Kenntnisse übersieht und belebt.

Campo-Santo in Pisa. Benozzo Gozzoli.

Mit dem größten Vergnügen ließ ich mich im Campo-Santo in Pisa drei Tage lang einschließen; in den meisten Bildergalerien Europas würde ich nicht den reinen Genuß gehabt haben wie dort.

Ein Maler einziger Art ist hier merkwürdig durch die originelle Weise, die Gegenstände der heiligen Geschichte aufzufassen. Wollte man die Geschichte der grauen Vorzeit in dem poesielosen Geiste unserer Tage darstellen, so würde dies Jedem lächerlich erscheinen, dieweil unser von Natur und Dichtung entblößtes Jahrhundert außer aller Kunst liegt. Dahingegen ist es gar nicht anstößig, die Geschichte des Alten Testaments im Geiste der Heldenzeit des Mittelalters dargestellt zu sehen. Auch Giulio Romano, selbst Rafael hatten bei mythologischen Darstellungen nicht so sehr den Geist der Griechen als den ihrer Zeit im Auge; diesem gemäß sind die griechischen Mythen von ihnen aufgefaßt und lebendig dargestellt.

Aus diesem Gesichtspunkt sind die Gemälde des Benozzo Gozzoli im Campo-Santo zu Pisa aufzufassen. Die bekannten Namen der dargestellten Personen aus dem Alten Testament dienen mehr, die Darstellung kenntlich zu machen, als diese biblischen Geschichten so darzustellen, wie wir sie im Costume und Geiste der Bibel uns denken müssen; sie sind ganz der Abdruck des Mittelalters, romantisch aufgefaßt und dargestellt.

Der Anfang der biblischen Geschichte ist von einem andern Maler (Buffalmaco) und unbedeutend; die Gemälde des Gozzoli fangen mit der Geschichte des Noah an, wie er Wein pflanzt. Auf rankenumschlungenen Geländen sind die Weinleser, welche die Trauben den Mägdleins in die aufgehobenen Körbe werfen; ein Junge von fröhlichem Anblick tritt die Kelter, beide Hände in die Hüften gestützt; eine Gegend voll Fröhlichkeit, eine Gesellschaft, nicht durch bürgerlichen Kummer gedrückt. Selbst däuchte mir, daß ich den Gesang der Vögel zwischen den Aesten hörte, wie er sich mit dem Jauchzen der Winzer vermischte.

Das Patriarchengeschlecht des Noah steht da, sein Weib, seine Kinder; er versucht die Süße des Weins, seine Augen zeigen, daß das durch ihn entdeckte Getränk die Sinne erfreut. Im zweiten Gemälde ist der Vater des übriggebliebenen Menschengeschlechts betrunken, liegt entblößt; seine beiden Söhne Sem und Japhet, rücklings gekehrt, bedecken ihres Vater Scham, aber lachend macht Cham die Andern aufmerksam; es erscheint la vergognosa di Pisa. Im dritten Bilde siehet der Vater furchtbar seinen Sohn an, ihn verfluchend; die Mutter erbebt; die beiden andern Brüder ergreifen Einer des Andern Hand, gleichsam als wollte Einer bei dem Andern Kraft finden, denn ihres guten Gewissens ungeachtet sind sie erschrocken; der vom väterlichen Fluch getroffene Sohn ringt die Hände.

Die Geschichte Abraham's, wie er mit Lot und all seiner Habe auf einem Maulthier nach Chaldäa zieht, der Vater der Israeliten. Hinter ihm kommt die Sippschaft in schönen Gruppen, liebliche romantische Gestalten ziehen daher. — Ein anderes Seitengemälde zeigt den Abraham, der die Engel empfängt; er liegt auf den Knien, Sara mit Mägden öffnet das Zelt, ersieht die Gäste und ist im Begriff, ihre Bewirthung zu veranstalten. — Die himmlischen Gäste sitzen unter den Eichen von Mamre. Der Patriarch an ihrer Seite, hörend ihre göttliche Verheißung; unter der Thüre hört Sara, welche Gnade Gott ihr verheißen; sie ist deshalb verwundert und kann sich des Lachens nicht enthalten. O glückliches patriarchalisches Zelt, schöne Umgebungen, wer wollte hier nicht wohnen? welch schöne Zeit, welch romantisches Leben fesselt uns hier! Benozzo! der auf diesen Mauern mit dem Pinsel der Anmuth Wüsten von Beerseba belebt, die Hagar gemishandelt, dann fliehend, dann schmachtend mit Ismael, dann vom Engel erquickt, schildert. — Lot zieht mit seinen zwei Töchtern, die ihr Gepäck auf dem Haupte tragen, aus Sodom; die Stadt ist von dem Feuerregen entzündet, die Einwohner wollen entfliehen, jedoch alle Rettung ist hin. — Das Opfer des Isaak. — Elieser sucht ihm ein Weib, er findet solche bei dem Brunnen zu Nahor, bringt sie nach Kanaan. Das Fest der Hochzeit beginnt; Schalmeien und allerlei Saitenspiel ertönt, schöne Jünglinge und Mägdlein von der Gegend tanzen, Liebe, Gastmahl und Lust erfüllen eine glückliche Gegend mit unschuldiger Freude; ein goldenes Alter der Menschheit, welche sich des schönen Lebens erfreut; man denkt hier nicht an den zauberischen Künstler, nein, man ist in der Wirklichkeit, in der verherrlichten Zeit des Hirtenlebens, im Stande der kindlichen Menschheit, im irdischen Paradies.

Die ganze Historie geht bis zu Josua (David?); es würde zu viel Raum erfodern, aller dieser Darstellungen zu gedenken, welche beinahe eine ganze innere Seite an dem Campo-Santo in oberer und unterer

Abtheilung ausfüllen. Das Wunderbare ist hier mit dem Schönen in lieblicher Vereinigung; wenn je die Landschaftmalerei eine eigene Gattung der Malerkunst sein soll, so sind solche Historien zu ihrer Belebung höchst angemessen; denn ohne menschliche Belebung, ohne Beziehung der todten oder vegetabilischen Natur auf das Lebendige kann diese Gattung Malerei sich nicht füglich zum Kunstwerk erheben. Die Individualität, die Natürlichkeit in den Bewegungen und Mienen der Figuren des Benozzo Gozzoli ist wie von der Wirklichkeit abgedruckt; der Geschmack ist nicht im großen Stil, aber er ist von höchster Anmuth und an alle Gemüther lebendig sprechend; nur erscheinen viele Porträtfiguren von damals lebenden Pisanern, deren Einmischung dieses großen Künstlers Werken nicht vortheilhaft ist und wenig Unterhaltung gewährt, da sie gewöhnlich wie stumme Personen in einer Reihe dastehen.

Michel Angelo. Die Sixtinische Capelle.

Michel Angelo's Schöpfungen tragen den mächtigsten Charakter der epischen Kunst in aller Majestät, ohne alle Zierrath und dem Großen widerstrebende Eleganz; es sind Urgestalten der ersten Kraft, der höchsten Macht; seine Darstellung ist selten dramatisch handelnd, die Dinge sind geschehen oder führen in die Zukunft; die Gestalten lassen die unerhörte Thatkraft, so ihnen inwohnt, nur ahnen, indessen sitzen sie furchtbar schweigend da, nur ihre Blicke verkünden, was geschehen soll.

Wer in die Capella Sistina tritt, der bereite sich, mit Ehrfurcht hineinzugehen, denn der Ort ist heilig, nur das Heiligste ist hier abgebildet, deshalb sei man ruhig und still wie die Gestalten, zu denen man sein Haupt gen Himmel erheben muß, um sich zu ihnen in die allgemeine Schöpfung mit den Flügeln der Begeisterung hinaufzuschwingen. Diese Art Malerei ist nicht für Jedermann; wer sie nicht faßt und hinausgeht, sollte wenigstens sein Haupt neigen.

Der Anfang und das Ende der Welt, eine außerirdische Schöpfung, eine Geschichte des Menschengeschlechts von Anbeginn bis in die graue Zukunft der Ewigkeit ist hier dargestellt. Der Geist Gottes schwebt über dem Wasser, er scheidet die Elemente, er schafft das Licht, und fliegt, einer andern Schöpfung das Dasein zu geben. Der Mensch ist schon geschaffen; die Fingerspitze der Allmacht von Ewigkeit berührt die Fingerspitzen der zuvor unbelebten menschlichen Gestalt, um ihr den Geist des Lebens mitzutheilen. Der Mensch sündigt, indem er, durch die Schlange verführt, die Frucht des verbotenen Baums genießt. Hierauf folgt die Strafe: die Stammältern des Menschengeschlechts werden aus dem Paradies getrieben; die Sündflut; der betrunkene

Noah wird von seinem Sohn Cham gehöhnt. Dies ist die Geschichte der Schöpfung; das Wunderbarste und Größte, was die Malerkunst je dargestellt hat. Die Schlange, so der Eva den Apfel reicht, ist eine schöne Weibergestalt bis auf die Hüfte, anstatt des Schenkels winden sich zwei Schlangenschweife um den Baum. In der Schöpfung der Eva ist diese Mutter der Mütter eine Gestalt von wunderbarer Schönheit; sie strebt, die Hände zusammengelegt, dem Erschaffer aller Wesen entgegen, in einer Stellung, als wollte sie anbeten Denjenigen, so lebt von Ewigkeit zu Ewigkeit, der alle Dinge erschaffen hat. Das leichte Schweben des allmächtigen Vaters aller Dinge, in Begleitung seiner Engel, in ein einziges Gewand gehüllt, ist eine Erscheinung, welche man mit nichts vergleichen kann, das eine würdige Idee davon geben könnte.

Die Allmacht Gottes, welcher sein Volk verschiedene mal errettete, ist in vier Historien abgebildet: in der Genesung durch das Anschauen der ehernen Schlange; der Esther, welche Haman's grausame Anschläge vereitelte; dem David, welcher den Goliath erschlägt; der Judith, welche dem Holofernes das Haupt abgeschlagen hat. In Verbindung mit diesen vier Historien stehen die ersten Stammväter der Juden und die Verkündiger der Erlösung des gefallenen Menschengeschlechts durch Christus, sammt den Sibyllen, welche in die Zukunft schauen. Diese Propheten und Sibyllen gehören zu den furchtbar schönsten Gestalten, welche die Malerkunst hervorgebracht hat. Jesaias scheint auf ein Gesicht zu warten; Hesekiel sieht ein solches; Daniel hat es gesehen und ist im Begriff, es aufzuzeichnen; Jeremias sitzt in sich gekehrt, das Unglück des gefallenen Jerusalems bedenkend, mit einer Hand das Kinn und den Bart umfassend, da. Jonas, gerade aus dem Bauch des Walfisches ausgeworfen, scheint sich zu erinnern, der Stadt Ninive zu predigen. Zacharias liest in einem Buch, seine Gestalt ist eine der erhabensten, seine Bekleidung das Schönste, was die Kunst je in drapirten Gestalten ehrfurchtgebietend dargestellt hat. Die Sibylla Delphica ist in Begeisterung, sie scheint ihre prophetische Stimme erheben zu wollen. Die Libyca liest in einem aufgeschlagenen Buch, mit umgewandtem Blick, als wollte sie vorhersagen, was künftig geschehen soll. Die Persica und Cumana sind alt, aber von einem Alter, welches durch keine Geburten gebeugt ist; es sind wahre Kraftgestalten, welche im Alter nicht die Baufälligkeit, sondern den Lauf der Zeit anzeigen; es ist das Alter des Methusalah.

Die von den Propheten und Sibyllen verkündigten Siege sind geschehen, Alles ist vollbracht. Der Sohn Gottes erscheint, die Lebendigen und die Todten zu richten. Dieses ist der Beschluß des Gemäldes der Sixtina, welches ein zusammenhängendes Kunstwerk ausmacht.

Es ist der Anfang und das Ende, der da lebt von Ewigkeit zu Ewigkeit, der zu Gericht sitzt, die Gebenedeiten in sein Reich ruft und die Vermaledeiten in das ewige Feuer stößt.

Rafael und Michel Angelo. Ihre Nachkommen.

In dramatischer Darstellung ist Michel Angelo weit unter Rafael; in oben beschriebener symbolisch-mystischer weit über ihm. Auch unter Rafael's Werken finden sich solche, die mehr symbolischer als eigentlich dramatischer Art sind: wie der Streit über das Sacrament, der Parnaß und die Schule von Athen — eine dichterische Versammlung außerordentlicher Personen, allwo die Handlung auf keinen Hauptpunkt sich zu fixiren vonnöthen hat wie bei der dramatischen Darstellung.

Aber ewiges Muster ist Rafael in dieser letztern: die Messe zu Bolsena, der Burgbrand, der Attila, die Predigt des heiligen Paulus in Athen, die Anbetung der Weisen, der bethlehemitische Kindermord sind die ausgezeichnetsten Stücke dieser Art.

Nachdem Rafael die Arbeiten der Sixtina gesehen hatte, wollte er den Stil des Michel Angelo annehmen, malte daher ebenfalls einen Propheten, in St.-Agostino, den Jesaia, welcher eine schön gezeichnete Figur ist. Aber aller Bemühung ungeachtet fehlt diesem Bilde der Geist des Michel Angelo, und noch obendrein der des Rafael selbst, dieweil die Gestalt nicht aus seiner Seele entsprang, und er war sehr klug, diese Manier wieder zu verlassen, um seinen eigenen Stil im Gedanken zu entwickeln. So viel nutzte ihm das Anschauen der Arbeiten des Michel Angelo, daß sein eigener Stil größer wurde; dabei war er aber kein Nachahmer, sondern diese Verbesserung seines Stils erhielt er durch die begeisterte Anschauung der Sixtina, welche seinen Gestalten mehr Hoheit und Würde gab.

Uebrigens ist in den letzten Arbeiten Rafael's bereits ein Sinken bemerklich: indem sein Pinsel freier und geübter, seine Formen derber, seine Gruppen breiter werden, beginnt Zartheit des Gemüths und Grazie zurückzutreten. Beweise hiervon sind mehre Gestalten dieser Art in der Geschichte der Psyche und in den Tapeten; auch die Madonna della Seggiola, ist mehr eine der Erde angehörende schöne Mutter, als eine Idealgestalt; in dem Gemälde der Transfiguration spürt man schon eine Hinneigung zu der Caracci'schen Schule. Rafael's mittlere Epoche ist die seiner unerschöpflichsten Geistestiefe, der reichsten Ernte seiner wunderbaren Werke, welche die Malerei des Mittelalters in allen Theilen auf den höchsten Gipfel der Vollendung führten. Die Schule von Athen, Heliodor, die Disputa, der Parnaß, Attila, das Wunder zu Bolsena gehören hierher, aber besonders auch ein

großer Theil der Tapeten, welche in Größe des Stils die Stanzen manchmal übertreffen. Die Predigt des heiligen Paulus in Athen, das Wunder zu Lystra, die Bestrafung des Ananias, die Erblindung des Elimar, die Auferstehung Christi, der bethlehemitische Kindermord sind wahre Wunder der Malerei, sowol an malerisch-dramatischer Darstellung als an lebendigem, tiefgefühltem und schön dargestelltem Ausdruck und erhabener Zeichnung. Rafael's Colorit ist öfters so schön wie das des Tizian, besonders in dem Wunder zu Bolsena.

Ueberhaupt, in ihm war die ganze Malerkunst vereinigt, er umarmte sie mit allmächtigen Armen, belebte sie mit einer allbelebenden Anmuth, sein Geist überschwebte sie, daß er sie in allen Theilen durchblickte, Alles im Ganzen erkannte und demgemäß würdig darstellte, ohne durch einseitige Ansicht und Ausbildung eines einzelnen Theils sie zu verkleinern, wie seine Nachfolger späterhin gethan haben.

Rafael ist natürlich schön, nur zu Zeiten ideal; Michel Angelo ist immer im höchsten Reiche der Phantasie und der idealen Schöpfung, daher ist er nur für wenige Menschen, so des Großen empfänglich sind, verständlich. Dies ist die hauptsächlichste Ursache, warum die Nachahmer dieses großen Geistes viel schlechter geworden sind als die des Rafael, weil sie, unfähig, in seiner hochfliegenden Begeisterung fortzufahren, sich an das Aeußere seiner Manier hielten. Die Nachahmer Rafael's konnten außer seinen Regeln noch durch das Anschauen der Natur auf die Bahn des guten Geschmacks geleitet werden: einem Nachahmer des Michel Angelo half die Anschauung der Natur nichts, wenn er von dem Ideenreichthum dieses riesenmäßigen Geistes nichts besaß. Daher haben solche Nachahmungen zwar etwas, das dem großen Meister ähnlich sieht, aber nur im Groben, ja man möchte sagen in Caricatur. Eine übertriebene Anstrengung der Muskeln, verdrehte Bewegungen, verwirrte, ineinander geworfene Massen, Compositionen ohne weitere Bedeutung als die der Gruppirung, Bombast und Ueberladung sind die Mittel, wodurch die Nachahmer des Michel Angelo die Augen zu blenden und ihre Gedankenlosigkeit zu verdecken suchten.

Der Husar.

Gedicht von Alexander Puschkin.

Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt.

Er striegelte sein gutes Thier
Und brummte mehr, als sich's gebührte:
„O du vermaledeit' Quartier,
Wohin der böse Geist mich führte!

Hier hält man sparsam uns're Reih'n,
Alswie im türkischen Gefechte —
Von Schnaps darf nicht die Rede sein,
Kohlsuppe gibt es, aber schlechte!

Wie eine wilde Bestie sieht
Der Hausherr bissig auf dich immer —
Und sie! kein Fleh'n, kein Drohen zieht
Das Weib hervor aus ihrem Zimmer.

O Kiew, wie gedenk' ich dein!
Da flogen die gebrat'nen Tauben
Uns in den Mund; da gab es Wein
Und Mädchen — nein! 's ist nicht zu glauben!

Ja, ja! von solchem Schelmgesicht
Läßt man sich gern und leicht bethören;
Nur Eins dabei gefällt mir nicht..."
— Was denn, Husar? Sprich, laß uns hören!

Er strich den langen Schnurrbart krumm
Und sprach: „Müßt mich nicht misverstehen;
Freund, bist vielleicht nicht feig, nicht dumm,
Doch Unsereins hat was gesehen!

Nun hör': es war am Dnjégobord,
Wo wir uns im Quartier befanden;
Die schönste Wirthin fand ich dort,
Ihr Mann war todt schon, wohlverstanden!

Wir wurden bald bekannt genug
Und lebten wie ein Paar in Liebe,
Und ziemlich still; wenn ich sie schlug,
Ertrug Maruschka ihre Hiebe.

Und kam ich Nachts betrunken heim,
Durch sie ward ich bald wieder nüchtern;
Kurz, zwischen uns blieb nichts geheim,
Und sie that bei mir gar nicht schüchtern.

Ich konnte glücklich sein, bei Gott!
Nichts fehlte mir zum Wohlbehagen.
Doch nein! mir selbst zum Hohn und Spott
Muß plötzlich Eifersucht mich plagen.

Schon eh' der Hahn kräht früh am Tag,
Kann sie nicht mehr im Bette bleiben...
Denk' ich: was die wol haben mag!
Wohin mag sie der Teufel treiben?

Ich spähe nach ihr. Einst zur Nacht
— Die Nacht war finst'rer als ein Kerker —
Lieg' ich, vom Winde aufgewacht —
Im Hofe stürmt es immer stärker.

Vom Bett erhob Maruschka sich,
Macht' sich ganz leise auf die Sohlen,
Sah nach, ob ich auch schlief, und schlich
Zum Ofen dann, blies an den Kohlen,

Bis eine Kerze angebrannt.
Dann nahm das sonderbare Wesen
Ein kleines Fläschchen von der Wand,
Bestieg beim Ofen einen Besen,

Und splitternackt that sie drei Schluck
Aus ihrem Fläschchen, daß es zischte;
Dann durch die Luft mit Einem Ruck
Ritt sie zum Schornstein und entwischte.

Hm! Eine Hexe ist mein Lieb'!
Rief ich, und auf vom Lager stand ich,
Und wie ich mir die Augen rieb,
Vor mir das Zauberfläschchen fand ich.

Ich roch daran, doch eilig schwang
Ich's fort von mir, so roch es übel:
Und sieh: hoch auf zum Schornstein sprang
Die Ofengabel sammt dem Kübel!

Ein Kater schlief dort bei der Bank,
Er roch, und hoch den Rücken zog er —
Brrist! rief ich, gab ihm von dem Trank,
Und — plötzlich auf zum Schornstein flog er.

Ringsum im Zimmer goß ich drauf
Die Tropfen — überall verfing es:
Tisch, Topf und Bänke sprangen auf,
Und Marsch! hinauf zum Schornstein ging es.

Was Teufel! dacht' ich, dies Gericht
Muß ich doch selbst einmal erproben.
Ich trank und — glaubt es oder nicht! —
Ward federleicht emporgehoben!

Weiß selbst nicht mehr wohin, doch fern
Und hoch flog ich wie auf Gefieder,
Traf auf dem Wege manchen Stern,
Rief: Platz gemacht!... und stürzte nieder.

Ein Berg lag vor mir; oben braut'
Man Zaubertränke. Geig' und Flöte
Erklang: ein Jude ward getraut
Beim Hexenfest mit einer Kröte.

Ich wollte sprechen, spuckte aus...
Da kommt Maruschka, ruft verwegen:
Man frißt dich hier! Pack' dich nach Haus!
Ich aber fluchte ihr entgegen:

Was Teufel! Weib, ich soll nach Haus?!
Wie find' ich hin? Willst mich begleiten?
Hier — rief die Hexe lachend aus —
Kannst auf der Ofengabel reiten!

Ich, ein geschworener Husar,
Soll auf der Ofengabel reiten?
Weib! hast du doppelt Haut und Haar?
Hab' ich je Furcht gezeigt im Streiten?

Ein Pferd her! — Da, so nimm, du Thor! —
Wahrhaftig, kommt ein Pferd geflogen,
Mit hohem Schweif, mit feinem Ohr,
Den Hals gekrümmt gleichwie ein Bogen.

— Sitz auf! — Ich suche nach dem Zaum,
Doch keiner hängt vom Halse nieder;
Wild fliegt das Pferd, ich athme kaum
Und — bin zu Haus beim Ofen wieder.

Ich schaute um mich: Gott sei Dank,
Rings Alles war wie vor dem Reiten —
Doch statt zu Pferd — auf einer Bank
Saß ich: das kommt wol vor zu Zeiten!"

Er strich den langen Schnurrbart krumm
Und sprach: „Mußt mich nicht misverstehen
Freund, bist vielleicht nicht feig, nicht dumm,
Doch Unsereins hat was gesehen!"

Literatur und Kunst.

Möser's Bestrebungen für eine nationale Geschichtschreibung tragen ihre Früchte. Möser war bekanntlich der Erste, welchem die Idee der bei den germanischen Völkern in ihren Urzuständen ausgebildet gewesenen demokratischen Verfassung in ihrer folgenschweren Wichtigkeit in der Seele aufging, und welcher auch nach ihr bereits das Schema einer deutschen Geschichtschreibung entwarf. Jakob Venedey hat in seiner reichhaltigen, lebendigen und überall treu an die Quellenschriftsteller angeschlossenen „Geschichte des deutschen Volks von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart" (Erster Band, Berlin, F. Duncker) diesen glücklichen Gedanken aufs neue ergriffen und weiß damit dem Leser ein Interesse für die Urzustände unsers Volks einzuflößen, welches vom dem gewöhnlichen der bloßen Wißbegierde oder des Triebes nach einer unerläßlichen Orientirung sehr verschieden ist. Die Ermuthigung und Erwärmung, welche der Verfasser aus seinen reichen Studien für sich selbst zu schöpfen verstand, theilt sich auch dem Leser mit, und prägt sich um so tiefer ein, als der Grundgedanke nicht so sehr in abstracter Form vor Augen tritt, als aus der Gruppirung der Thatsachen und dem Entwickelungsgange der Ereignisse selbst herausgelesen wird. Nach Venedey's Anschauung hatten die Germanen nach dem Untergange des römischen Reichs einen doppelten Beruf. Es galt die Wiedergeburt der Völker des römischen Reichs und zugleich die Selbsterhaltung des germanischen Wesens. Jene Wiedergeburt hatten die ostgermanischen Wanderstämme vorzugsweise übernommen, und haben sie auch im Wesentlichen überall auf dem von ihnen eroberten römischen Boden erfüllt. Roms Zerstörung, die Zurückwerfung der Hunnen nach Asien, der Sarazenen nach Afrika waren die ersten Erfolge des deutschen Volks, sie würden genügen, das Leben anderer Völker glanzvoll auszufüllen; sie waren die Jugendthaten der Germanen. Dabei wurden Italien, Spanien, Frankreich, England und von England aus eine neue Welt von den Germanen und ihren Nachkommen wiedergeboren. Das Germanenthum zu wahren und zu hegen war mehr den Westgermanen zugefallen; und einer der westgermanischen Stämme, die Angelsachsen, hat den Keim des germanischen Wesens fruchtbar bis in die neueste Zeit, und zuletzt selbst in eine neue Welt überzutragen vermocht. Die Function des Ostens ist im Mittelalter die vorherrschende, das noch rohe Germanenthum bildet mit dem überfeinerten Romanismus unreife vorläufige Mischungen als Durchgangszustände; die Function des Westens wird zur überwiegenden in der Neuzeit, wo der Germanismus sich mit Abwerfung des als Bildungsmittel verbrauchten römischen Wesens seine Selbständigkeit wiedererobert. Der Grundgedanke der Staatsregierung, wie er stets bei den Germanen gewaltet, bestand in der Uebertragung des höchsten Friedensamts an einen Oberrichter, des höchsten Kriegsamts an einen Herzog, oder beider zusammen an einen König-Herzog, verantwortlich dem Gesetze, unterworfen dem Rath und dem Willen des Volks. Diese Einrichtung wurde aber im Frankenreiche durch Ansteckung mit römischer Sitte und Politik verändert, und zwar zuerst bei den über Gallien herrschenden Salfranken, welche schon im römischen Solddienste verkommen waren, während die Ripuarier oder Rheinfranken länger ein nationales Gepräge bewahrten,

bei Sachsen, Alemannen und Baiern. Diese wahrten der Entartung, welche über die Merowinger und die Salfranken gekommen war, gegenüber noch lange die Wildheit, die Kraft, die Zucht, den Ernst und die Freiheitsliebe der Germanen. Das Volk, die Gemeinfreien blieben bei den Rheinfranken der Ausgang alles Rechts und aller Gewalt. Hier bestanden vor wie nach die gesetzgebenden jährlichen Volksversammlungen auf dem Märzfelde, die im gallofränkischen Reiche immer mehr verschwunden waren und dem Hofrath und den Synoden, die der König nach Willkür berief, Platz gemacht hatten. Die Könige selbst wurden hier, wenn auch stets aus der herrschenden Familie genommen, dennoch gewählt und vom Volke bestätigt, sowie die Könige dann ihrerseits die Rechte des Volks bestätigten und zu wahren sich verpflichteten. Die Königsmacht war hier nicht zu der Höhe einer orientalischen Majestät hinaufgeschraubt, dagegen aber viel sicherer, gerade weil sie in gemeinsamen Rechten und Pflichten zwischen Volk und König, und nicht in einer überschwänglichen, einseitigen Allgewalt beruhte. Hier in Austrasien bestand auch noch die allgemeine Dienstpflicht des ganzen Volks, während in Neustrien bei den Salfranken sich die mächtige Aristokratie und Geistlichkeit immer mehr zwischen den Staat und das Volk zu drängen gewußt hatte. Als dann aber mit den Karolingern die Macht von den Salfranken auf die Rheinfranken überging, so wich auch bei den Letztern die germanische Sitte immer mehr dem Romanismus, bis zuletzt die echte germanische Auffassung des Herrscherverhältnisses mit Karl dem Großen gründlich umgestoßen, und eine andere, die göttliche Vollmacht für die weltliche Herrscherwillkür, an ihre Stelle gesetzt, dadurch aber das Deutsche Reich zum Stellvertreter Christi, von welchem diese Vollmacht ausging, in ein Verhältniß der Abhängigkeit gebracht wurde. Dieser babylonische Bau ohne volksthümliche Grundlage mußte zusammenbrechen. Mit dem Beginn seines Sturzes, mit der Auflösung des karolingischen Reichs, beginnen auch zugleich die ersten Schritte zu einer volksthümlichen Wiedergeburt des deutschen Wesens. Dennoch, und obgleich sie die Epoche des Sinkens ist, erscheint nach dieser Auffassung die erste Epoche der germanischen Geschichte als die großartigste, die thaten- und lehrreichste, welche die Geschichte aller Völker und aller Zeiten aufzuweisen hat; das deutsche Volk erscheint in ihr als der Retter der Welt, als der Schöpfer einer neuen Zeit, als der Träger alles Großen und Edlen im Sturme einer untergehenden Menschheit, und eben hierin liegt zugleich die Bürgschaft einer schönen und großen Zukunft für die Zeit, wo das deutsche Volk zum gereinigten und geläuterten Urquell seines eigenen Wesens und Strebens zurückgekehrt sein wird. Der bis jetzt erschienene erste Band des auf vier Bände berechneten Werks enthält die Geschichte der deutschen Stämme vom Anfange ihrer Berührung mit dem römischen Volke bis auf den Untergang des karolingischen Reichs. Denn mit diesem schließt nach der Auffassung des Verfassers der erste große Abschnitt der Geschichte des deutschen Volks. C. F.

Bei Gebrüder Katz in Dessau ist erschienen: „Dichtung und Dichter. Eine Anthologie von Ferdinand Freiligrath." Das Buch soll nach der Absicht seines berühmten Herausgebers keine Anthologie im gewöhnlichen Sinne sein, deren wir allerdings auch genug und übergenug besitzen. Viel-

mehr soll es sich denjenigen poetischen Sammelwerken anreihen, welche, wie Simrock's „Rheinsagen", Schücking's „Helvetia" ꝛc. nur ein besonderes Gebiet, einen speciellen Gegenstand poetisch zu erläutern suchen und ihre Auswahl darum auch lediglich mit Rücksicht auf diesen Einen Gegenstand treffen. Und zwar ist das Gebiet, das wir hier an der Hand der Muse durchschreiten, kein geringeres als das Land der Dichtung selbst. Die erste Abtheilung enthält ein Dichterbrevier, in welchem sich eine Reihe tiefsinniger und bedeutungsvoller Aussprüche unserer vorzüglichsten Dichter über das Wesen der Dichtung und ihre vornehmsten Gesetze zusammengetragen findet; Klopstock, Schiller, Goethe, Rückert und Platen sind hier am zahlreichsten vertreten. Noch eigenthümlicher im Plan und noch interessanter in der Ausführung ist, die zweite Abtheilung: nämlich eine Geschichte unserer poetischen Literatur aus dem eigenen Munde der Dichter, von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Daß dabei noch nicht alle Partien gleichmäßig vertreten sind, oder daß man auch wol hier und da streiten kann über das Charakteristische und Passende einzelner Sentenzen, liegt in der Natur eines ersten Versuchs; namentlich hätte die Zopfperiode unserer Literatur, das 17. Jahrhundert bis in das erste Drittel des 18. hinein, wol etwas lebendiger geschildert werden sollen, die Farben dazu sind bei einzelnen Dichtern jener Zeit sehr reichlich zu finden und zum Theil auch von wirklicher poetischer Frische, z. B. in den Günther'schen Satiren und Episteln, die überhaupt für die Geschichte unserer Poesie noch lange nicht genügend ausgebeutet sind. Im Ganzen indeß ist die Auswahl vortrefflich und bestätigt vollkommen jenen feinen und sinnigen Geschmack, von dem die Freiligrath'schen Uebersetzungen bereits so viele Proben gegeben haben; die Belesenheit, welche sich darin kundgibt, ist recht anerkennenswerth, besonders wenn man die ungünstige äußere Lage erwägt, in welcher der Verfasser, verbannt aus dem Vaterlande und abgeschnitten von den üblichen Hülfsmitteln unserer Literatur, sich befindet. Mit um so größerer Freude nehmen wir seine Gabe entgegen, als ein Unterpfand, daß er, wenn auch fern vom Vaterlande, sich demselben noch keineswegs entfremdet hat, sondern im Guten, Wahren, Schönen auch von der Ferne aus treu mit uns zusammenhält. R. P.

Die gemüthliche Witterung, die jetzt auf dem deutschen Parnaß herrscht und die von Einigen sogar als ein neuer Frühling angepriesen wird, während sie doch in Wahrheit nur ein richtiger Alterweibersommer ist, ermuthigt, wie es scheint, auch einzelne literarische Veteranen, aus ihrem Versteck hervorzukommen und sich dem Publicum, das sie längst aus den Augen verloren, wieder ins Gedächtniß zurückzurufen. So die „Schauspiele von Franz von Elsholtz. Dritter Theil" (Leipzig, F. A. Brockhaus). Hr. von Elsholtz debutirte vor beiläufig 30 Jahren mit einem Lustspiel „Die Hofdame", welches dazumal von dem alten Goethe lebhaft empfohlen ward und dem Verfasser eine glänzende Laufbahn als Dichter, namentlich als dramatischer Dichter, zu eröffnen schien. Aber sei es daß Goethe das Talent seines Schützlings zu hoch angeschlagen, sei es daß die Verhältnisse, die in Deutschland für angehende Dramatiker nie besonders günstig gewesen sind, auch seine Entwickelung zurückhielten — genug, Hr. von Elsholtz

schenkte der deutschen Bühne zwar noch zwei allerliebste kleine dramatische Scherze, das bekannte „Komm her!“ mit seinem Gegenstück „Geh hin!“, die noch jetzt hier und da nicht ungern gesehen werden, die erwarteten Meisterwerke jedoch wollten sich nirgends zeigen. Im Gegentheil, so oft der Poet den Anlauf zu größern, umfangreichern Schöpfungen nahm, wie namentlich in dem Trauerspiel „Die Cordova“, da machte sich allemal ein auffallender Mangel sichtbar, nicht nur an poetischer Selbständigkeit und Productivität, sondern auch an Sicherheit des Geschmacks und höherer künstlerischer Bildung. Hr. von Elsholtz war ein Dilettant, dem ein paar Kleinigkeiten recht hübsch gelungen waren; aber die deutsche Poesie ist groß und hat der Dilettanten gar viele — wer kann sie alle behalten? So widerfuhr denn auch Hrn. von Elsholtz das Unangenehmste, was einem Poeten widerfahren kann, und doch etwas sehr Natürliches: er wurde vergessen. Mit dem vorliegenden dritten Bande seiner Schauspiele (die beiden ersten erschienen in demselben Verlag 1835) macht der Verfasser nun den Versuch, sich dem Publicum wieder in Erinnerung zu bringen; ja mit der bloßen Erinnerung nicht zufrieden, scheint er auch den Anspruch, welchen das Lob des alten Goethe ihm verliehen, allen Ernstes wiederherstellen zu wollen; von Bühnen und Bühnenleitern, wie er glaubt, nicht nach Gebühr gewürdigt, appellirt er an die Lesewelt und erwartet von ihr die Billigung, welche die praktische Bühne ihm bisher versagt hat. Doch müssen wir nach Durchlesung des Bandes bezweifeln, daß Hr. von Elsholtz seinen Zweck erreichen wird; die drei Stücke, die uns darin mitgetheilt werden, sind sehr unerheblich, so unerheblich, daß, wenn Hrn. von Elsholtz nichts Bedeutenderes zu Gebote stand, womit er sich beim Publicum wieder einführen konnte, er offenbar besser gethan hätte, seine literarische Einsiedelei überhaupt nicht zu verlassen. Wir erhalten erstlich den Text zu einer romantischen Oper „Die Hand der Vergeltung“; es ist dieselbe Oper, die jetzt unter dem Titel „Tony“ mit der Musik des Herzogs von Koburg auf einigen Theatern gegeben wird, mehr, wie es scheint, aus Galanterie gegen den fürstlichen Componisten als um ihres eigenen Werthes willen. Wir selbst kennen die Musik nicht; aber woher es kommt, daß die Oper es nirgends zu einem rechten Effecte bringt, das ist uns nach diesem Text denn allerdings vollkommen begreiflich. Es ist halb „Freischütz“, halb „Abällino“: eine durchweg triviale, fast kindische Geschichte von einem edlen Räuber und einem nichtswürdigen Grafen, der dem edlen Räuber die Geliebte entführt hat und dafür von diesem ums Leben gebracht wird. Und selbst diese einfachste und gewöhnlichste aller Fabeln ist der Poet nicht im Stande gewesen, mit leidlicher Consequenz und Klarheit durchzuführen; das Stück ist zusammenhanglos, trotz einer Scribe'schen Oper, und dabei so nüchtern und so ohne alle dramatische Effecte, wie ein Gelegenheitsstück für höhere Töchterschulen. Auch die Sprache ist nichts weniger als sangbar und können wir in dieser Hinsicht dem abfälligen Urtheil des berliner Comité, das Hrn. von Elsholtz so sehr gekränkt zu haben scheint, nur beistimmen; Verse wie:

> Selbst ist, wer da wohnt, ein Knecht,
> Wo's nach Knechten riecht

oder:

Hoch, dem Schicksal zum Verdruß,
Das . . . .
Spreu uns zumaß als Genuß,
Wie dem Stier am Trog

dürften sich wol weder von Seiten der Grammatik noch der Aesthetik empfehlen und sollten am wenigsten in einem Gedicht begegnen, das zur musikalischen Composition bestimmt ist und also Verständlichkeit der Sprache sowie einen gewissen lyrischen Schwung mit Nothwendigkeit voraussetzt. Das zweite Stück, „Die Procurations-Heirath", Lustspiel in vier Acten, spielt am Hofe des Prinzen Heinrich zu Rheinsberg; es ist nach einer bekannten historischen Anekdote bearbeitet, die, wenn wir uns recht entsinnen, auch schon von A. von Sternberg in einem seiner Romane benutzt worden ist. In einen, höchstens zwei Acte zusammengedrängt, hätte es vielleicht ein ganz ergötzliches Stück geben können, wenigstens solange dies Rococogenre beim Publicum beliebt war. In dieser Ausdehnung dagegen ist es langweilig geworden; wir durchschauen die Verwickelung beim ersten Blick und auch über die Art der Lösung bleibt uns kein Zweifel, müssen uns aber nichtsdestoweniger durch vier ganze Acte hindurchquälen, und selbst die abgebrauchtesten Theatereffecte, wie Duelle, Arretirungen ꝛc. werden uns nicht erlassen. Doch ist der Charakter des Prinzen ziemlich gut gehalten und auch die Sprache trägt wenigstens theilweise die Farbe der Zeit. Den Schluß des Bandes bildet „König Harald", Trauerspiel in fünf Acten. Der Verfasser beklagt sich im Vorwort, daß man das Stück beim berliner Hoftheater zehn Jahre liegen lassen und es dann unter den ungünstigsten Verhältnissen gegeben habe, sodaß es freilich habe durchfallen müssen. Ein Stück zehn Jahre lang liegen lassen, bevor man es aufführt, ist allerdings arg und kann eben nur einem deutschen Poeten widerfahren. In diesem Fall aber war es doch noch nicht das Schlimmste, was man dem Verfasser angethan; das Schlimmste vielmehr und worüber er sich allen Ernstes beklagen könnte, ist dies, daß man sein Stück überhaupt jemals gegeben und es ihm nicht sogleich zurückgeschickt hat. „König Harald" ist eine matte und kraftlose Nachahmung der Müllner-Houwald'schen Richtung, der auch das beste Spiel und die sorgfältigste Inscenirung nicht hätte auf die Beine helfen können; wenn der Verfasser sich von dem gegenwärtigen Abdruck desselben noch irgend einigen Erfolg verspricht, so verräth das einen sehr bedenklichen Mangel an Selbstkenntniß sowie an Kenntniß der gegenwärtigen literarischen Cultur. Außer der Fortsetzung dieser Sammlung verheißt Hr. von Elsholtz, der längere Zeit selbst Intendant eines Hoftheaters war, im Vorwort auch noch „Theatralische Denkwürdigkeiten", welche demnächst erscheinen und die Erfahrungen veröffentlichen sollen, die er in dieser Stellung gemacht hat. Pikant kann dies letztere Buch bei der gereizten Stimmung, in welcher Hr. von Elsholtz sich zu befinden scheint und von der das mehrerwähnte Vorwort einige überraschende Proben liefert, schon werden. Doch bleibt zu wünschen, daß es dabei auch etwas gediegener ausfalle als die poetischen Producte dieser Sammlung, nach deren Fortsetzung wir unter diesen Umständen nicht besonders begierig sind. R. P.

Correspondenz.

Aus Wien.

Ende Januar 1854.

RD. Wie allerorten, schwingt Prinz Carneval nun auch bei uns sein allgewaltiges Scepter; Hunderte von Sälen sind ihm geöffnet zu fröhlichem Einzug, Tausende von leichtbeschwingten Herzen schlagen ihm entgegen; ja daß sich das Verhältniß auch einmal umkehre, werden ihm, dem Allersehnten, von den anmuthigsten und lieblichsten Damen, von Dame Flöte und Clarinette, Violine und Viola luftige und lärmende Ständchen dargebracht. Carneval ist vielleicht das einzige Fest bei uns, von welchem alle Schichten der Gesellschaft ihren, wenn auch freilich sehr ungleich gemessenen Theil bekommen; von den Hofbällen angefangen bis herunter zu den Fiacre- und Wäschermädchen-Bällen führt eine Stufenleiter, auf der Jeder ein Plätzchen findet, wo es ihm wohl werden kann. Zwar haben wir keinen pariser Opernball und keine jener öffentlichen, tumultuarischen Festlichkeiten, wie sie anderwärts vielfach gebräuchlich sind: aber dafür haben wir das „Elysium", jenes Elysium, von welchem Ihnen Frau Fama gewiß schon Mancherlei erzählt hat und das in der That das Eldorado der untern Volksclassen ist. Der diesjährige Carneval ist nun von ungewöhnlich langer Dauer, dafür aber verspricht er auch ungewöhnlich genußvoll zu werden; die Zahl der neuerrichteten Tanzsäle ist größer denn je, und wenn die orientalische Frage überall so wenig Störung hervorbrächte wie in unsern Zurüstungen zum Carneval, so wäre es um die Ruhe und den Wohlstand Europas gut bestellt. Und warum sollten wir hier an der Donau den flüchtigen Schaum des Lebens nicht noch in aller Hast wegzuschlürfen suchen, da man es ja am Herd der Feuersbrunst, in Konstantinopel selbst, nicht anders macht? Wenigstens lasen wir erst kürzlich in den Zeitungen, daß eine eigene wiener Musikbande nach Konstantinopel verschrieben worden, um die dortigen Wintervergnügungen zu erhöhen: ein schmeichelhaftes Zeugniß sowol für den guten Muth der Türken als für die vortreffliche wiener Musik.

Ad vocem Musik: unsere Concertsaison ist bereits in vollem Gange und hat schon recht viel Interessantes und Bedeutendes gebracht. Das Interessanteste und Bedeutendste indessen steht noch in Aussicht: nämlich Händel's „Messias", Beethoven's neunte Symphonie, eine Symphonie von Robert Schumann und Richard Wagner's Ouverture zum „Tannhäuser". Letztere wird zwar gegenwärtig von dem Orchester des jungen Strauß, den man als Erben seines Vaters gelten läßt, viel in Gasthauslocalitäten gespielt, sogar in das Carl-Theater hat er sie kürzlich verpflanzt; ich will aber doch lieber erst die Aufführung im dritten Spiritualconcert abwarten, bevor ich Ihnen ein Wort darüber schreibe. Die Oper selbst wird demnächst in Gratz in Scene gehen, ebenso der „Lohengrin" in Pesth, während wir in Wien, mit einer kaiserlich-königlichen Oper, die zu den bestausgestatteten in ganz Europa gehört, uns an Balfe's „Keolanthe" und Thomas' „Sommernacht" erquicken, welche beide gelinde durchgefallen sind. Für diese wiederholten Niederlagen sucht Hr. Cornet sich nun durch Frl. Adele Plunkett schadlos zu halten, eine graziöse Tänzerin mit einem niedlichen Figürchen.

Das Burgtheater hat inzwischen gleichfalls einige Novitäten gebracht, von denen die „Waise von Lowood“, sowie Benedix' „Lustspiel“ sich einer beifälligen Aufnahme zu erfreuen hatten. Als ein Ereigniß ist jedoch die Darstellung von Hebbel's „Magellona“ zu betrachten, sowie besonders die Aufnahme, welche dieses Werk beim Publicum fand. Denn wie man weiß, sind es nicht die längstgebahnten Straßen, auf denen Hebbel wandelt, noch arbeitet er nach der Schablone; wenn er also trotzdem so bedeutende Erfolge beim Publicum erringt, so muß das nicht nur ihm selbst zur Freude, sondern auch jedem echten Talent zur Ermunterung gereichen. Daß die „Magellona“ kein neues Stück, sondern eine für die Bühne eingerichtete und aus localen Gründen mit einem andern Titel versehene Bearbeitung der „Genovefa“ ist, die also hier zum ersten mal vor den Lampen erschien, wird Ihnen bereits bekannt sein. Gerade in der „Genovefa“ aber sind Vorzüge und Fehler des Dichters so nahe aneinander gerückt, daß man sie kaum zu scheiden vermag; um so mehr hat, nach meinem Dafürhalten, der glänzende Erfolg zu bedeuten, den das Stück bei uns gefunden. Ich möchte das ganze Werk mit einer Jugendoper von Mozart vergleichen: es hat seine Stärke im Detail, welches das Totalgebilde zu sehr überwuchert, aber dafür freilich auch durch unendliche Schönheit und Frische entschädigt. Im Bau des Ganzen zeigt sich noch eine gewisse kindliche Unbehülflichkeit, die aber doch mit naiver Zuversicht gepaart ist, weil sie nicht aus einem Mangel des Genius hervorgeht, sondern nur aus seiner Unfähigkeit, den ihm zu Gebote stehenden Reichthum gehörig zu bewältigen. Der Wirkung des Gedichts von der Bühne herab thut dies indeß, wie der Erfolg gelehrt hat, keinen Eintrag; im Gegentheil, der Eindruck dort ist gewaltig und sogar noch mächtiger als bei der „Judith“ und der „Maria Magdalena“. Hebbel wurde am ersten Abende nach jedem der sechs Acte und auch den zweiten Abend noch drei mal hervorgerufen. Auch die Darstellung war großentheils vorzüglich; doch gebührt die Palme unstreitig der Frau Hebbel als Darstellerin der Titelrolle, die das allgemeinste Entzücken hervorrief. Auch Laroche in der schwierigen Rolle des tollen Klaus war meisterhaft. Wagner als Bruno (Golo) und Löwe als Siegurd (Siegfried) wirkten sehr verdienstlich, ebenso Frau Rettich als Margaretha und Hr. Frantz als Kaspar. Auch die Scenirung des Stücks durch Laube, der, wie ich vernehme, auch um die Einrichtung großes Verdienst hat, war vortrefflich. Unsere Provinzbühnen, die dem Burgtheater immer wie Raben auf dem Fuße folgen, machen sich auch bereits eifrig über die „Magellona“ her; in Prag wird sie zum Benefiz des Regisseurs einstudirt und in Gratz bereitet man sie ebenfalls vor.

Zum Schluß wollte ich Ihnen eigentlich noch von den Predigten schreiben, die von mehren Emissairen der Gesellschaft Jesu, darunter auch von dem als Redner berühmten Pater Klinckowström, gegenwärtig bei uns gehalten werden und zwar unter dem ungeheuersten Zulauf. Doch erinnere ich mich noch zur rechten Zeit, daß fromme Seelen an dieser Zusammenstellung — erst Carneval, dann Concerte, dann Theater, dann Jesuitenpredigten — vielleicht Anstoß nehmen könnten und lasse ich daher dies Thema unberührt, zumal da das „Deutsche Museum“ ja erst unlängst eine ausführliche und anschauliche, auch hier mit Interesse gelesene Charakteristik dieser Jesuitenpredigten gebracht hat.

Digitized by Google

Aus dem westlichen Mecklenburg.

Januar 1854.

IIN. Ich habe lange geschwiegen, vielleicht weil wenig mitzutheilen war, vielleicht auch weil das Schweigen hier zu Lande mit einiger Kunstfertigkeit geübt wird. So wohldisciplinirt und oppositionsfrei wie in Mecklenburg ist die Presse im ganzen weiten deutschen Reiche nicht, auch Wien oder Kassel nicht ausgenommen. In dem „tollen Jahre" und seinen nächsten Nachfolgern war das auch bei uns anders. Es wurde damals viel geschrieben und gelesen; es gab sogar eine weitverbreitete „rothe" Presse. Aber drei kleine Gesetze haben dem ein Ende gemacht. Zuerst das Preßgesetz im Jahre 1850, das Sie sich mutatis mutandis in Baiern besehen können, von wo es importirt worden ist. Was sich damit machen läßt, hat die dortige Erfahrung gelehrt. Zur Ehre der Gutmüthigkeit, vielleicht auch der Bequemlichkeit meiner lieben Landsleute muß ich jedoch eingestehen, daß eine rein chicanöse Anwendung des Preßgesetzes bei uns noch nicht vorgekommen ist; man schlägt ab und zu darein und das ist Alles. Die Polizei hatte nur die Ouverture zu besorgen, war aber auch dazu in der Regel zu bequem. Zu den wenigen Fällen jedoch, in welchen sie auf schweriner Anordnung einen oder den andern unglücklichen Literaten packte, ging die Angelegenheit sofort an die Justiz über, die allerdings mit nur sehr geringen Ausnahmen verurtheilte. Aber trotz dieser ziemlich milden Anwendung — das Gesetz war einmal da und Niemand hatte Lust, sein Geld und seine Freiheit der Möglichkeit einer Verurtheilung auszusetzen. Die Gesinnung besserte sich nicht, aber man lernte besser schreiben, zwischen den Zeilen und sonst wo anders. Da erblickte denn eine neue Verordnung das Licht der Welt; nach ihr kann die Regierung ohne jede vorherige Verordnung, ohne jede Angabe von Gründen jede inländische Zeitung an jedem beliebigen Tage unterdrücken. Das gab in der Journalistenwelt einen um so heilsamern Schrecken, als fast unmittelbar nach dem Erscheinen der Verordnung zwei Blätter wirklich unterdrückt wurden. Seitdem ist denn allmälig die Presse immer stiller und behutsamer geworden; über inländische Sachen besonders wagt sie um so weniger sich auszulassen, als endlich eine dritte Verordnung vom vorigen Sommer jede inländische Behörde und jeden inländischen Beamten vor jedem directen oder indirecten Angriff durch die Presse schützt. So ist denn Schweigen die größte Kunst, die ein Journalist hier zu Lande ausüben kann.

Auch sieht man das unsern Zeitungen an. Die „Rostocker Zeitung", die freilich in unsere Gegenden wenig kommt, aber im östlichen Mecklenburg allenthalben gehalten wird, hatte früher echt demokratisch gewühlt und hat wahrscheinlich auch jetzt noch so einige demokratische Neigungen; aber ihre Leitartikel, ihre politischen und handelspolitischen, ihre Besprechungen der innern Zustände hat sie fallen lassen. Nach den Versuchen, die sie dann und wann zur Wiedererwachung macht, scheint ihr dieser Winterschlaf gerade nicht zu behagen. Es ist jetzt ein sehr unschuldiges Blatt, dessen Haupttendenz, wie die Welt sagt, nur noch darin besteht, durch große Abonnentenzahl und viele Insertionen dem Verleger eine brillante Einnahme zu verschaffen. Beiläufig gesagt, ist die „Rostocker Zeitung" eine der ältesten in Deutschland bestehenden, mindestens tragen die Nummern des Jahres 1853 die Bezeichnung „143. Jahrgang", was also auf das Jahr 1710 als Ge-

burtsjahr hinweist. Die nächste nach ihr an Verbreitung, wenn sie ihre Abonnentenzahl auch nicht entfernt erreicht, ist die in Schwerin erscheinende „Mecklenburgische Zeitung"; einst constitutionnell, ist sie jetzt gleichfalls farblos. Leitende Artikel sind niemals ihre Hauptstärke gewesen. Papier und Druck sind besser als die der „Rostocker Zeitung", dafür datirt sie auch ihre Existenz erst aus dem Jahre 1848.

Und nun komme ich auf den „Norddeutschen Correspondenten", einen Ableger der berliner Kreuzzeitung, so viel ich weiß, der einzige dieser Art, der sich in Norddeutschland hat halten können. Allerdings hat er der Ritterschaft Mecklenburgs ein Capitälchen von ungefähr 50,000 Thlrn. gekostet und wäre dennoch den Weg seiner Genossen gegangen, wenn die Regierung ihm nicht durch eine Art von Annoncen-Privilegium beigesprungen wäre. Der Kreuzzeitung hat der „Norddeutsche Correspondent" abgesehen, wie „sie sich räuspert und wie sie spuckt"; im Uebrigen ist sie gut östreichisch gesinnt und druckt der augsburger „Allgemeinen Zeitung" alle Türkengräuel nach unter obligatem Schelten auf Die, so nicht daran glauben. Das sind nach der Abonnentenzahl die drei Hauptblätter des Landes; neben ihnen bestehen noch etwa ein Dutzend Localblätter, die ihr Leben aus Löschpapier, nachgedruckten Novellen und Anekdoten sowie aus Localanzeigen fristen. Es ist übrigens keiner nichtmecklenburgischen Zeitung zu rathen, sich misliebig über unsere innern Zustände auszudrücken, sie würde sofort verboten werden. Namentlich haben ein paar hamburgische Blätter dies Schicksal erlebt. Auch der gesammte Verlag von Hoffmann und Campe vom 1. Januar 1853 an, auch die embryonischen, ja selbst die noch nicht gedachten Werke desselben mit eingeschlossen, ist in Meckenburg-Schwerin verboten. Es war der „Neujahrsgruß aus Mecklenburg", ein nicht sehr gelungenes Pronunciamento der Ueberbleibsel der mecklenburgischen Demokratie, der dies herbeiführte. Wenn nur nicht dies, übrigens in vielen Beziehungen ganz unschuldige Werk den Uebergang der rostocker Demokraten nach den bützower Criminalgefängnissen mit hat vermitteln helfen!

Ueber das Schicksal dieser Verhaftungen, die in ganz Deutschland so viel Aufsehen erregt haben, möchte ich Ihnen wol etwas Näheres schreiben — wenn ich nur etwas darüber wüßte! Seit drei Vierteljahren sind sie begraben in den Zellen und Acten des Criminalcollegiums, ein volles Dutzend; der Dreizehnte ist nach England entkommen. Man sagt, daß die Regierung ihnen eine besondere Rücksichtnahme geschenkt, als sie dem letzten Landtage eine neue Ordnung für das Criminalcollegium vorlegte, das zwar den alten, heimlichen Untersuchungsproceß beibehielt, aber auch die Staatsanwaltschaft einführte, das Untersuchungsgericht zugleich zur ersten rechtsprechenden Instanz machte und die Erhöhung der Strafe in zweiter Instanz ermöglichte. Die Ritterschaft erklärte auch mit großer Stimmenmehrheit ihre Einwilligung zu diesem Gesetz; die Landschaft jedoch, mit dem schnellen Verurtheilen weniger einverstanden, hat sich als separater Stand constituirt und das Gesetz abgelehnt.

Da bin ich denn beim Landtage, der vor Weihnachten fünf Wochen hindurch in Sternberg getagt hat. Die Zeiten sind vorüber, als bürgerliche und adelige Gutsbesitzer sich über die rothen Landtagsröcke, die Betheiligung an den Klöstern und dgl. mehr stritten, auch die im Jahre 1848 vom Landtage bewiesene Neigung zu Reformen hat gänzlich nachgelassen; wir sind

Digitized by Google

gerade so weit wieder in die Ruhe und Ordnung zurückgekehrt wie andere deutsche Gebiete. Wie soll ich Ihnen aber ein Bild der Landtagsverhandlungen geben? So moderne Einrichtungen wie Geschäftsordnung sind ihr fern geblieben, es sprechen nicht mehr zur selben Zeit, als gerade wollen, nicht eine Präsidentenklingel, sondern acht Marschallstäbe rufen zur Ordnung, wenn die Debatte einmal „lebhaft" wird: und schließlich wird das Resultat alles Sprechens zu Protokoll genommen. Der diesmalige Landtag hat die gewöhnlichen Steuern beschlossen und eine ziemliche Anzahl geringerer Dinge erledigt. Ich mag Sie damit nicht behelligen, so wenig wie mit dem Antrage einiger Ritter, welche den Sitz der Landtagsausschüsse von Rostock verlegen wollten, als gerechte Strafe für die dort angeblich grassirende Demokratie. Der Antrag ist, wie vorauszusehen war, nicht durchgegangen. Aber da ich bei diesem Capitel bin, will ich mit einer kleinen Geschichte aus dem wirklichen Leben schließen. Gleichfalls als Strafe für demokratische Vergehen hatte eine reiche Gräfin beschlossen, kein Getreide mehr nach Rostock zu bringen und lieber den Hamburgern den Verdienst der weitern Verschiffung zu gönnen. Sie ließ ihre Pächter berufen und stellte denselben unter Angabe der erwähnten Frevelthaten dieselbe Maßnahme anheim. Allgemeine Zustimmung — neben der kleinen Bedingung jedoch, daß gräfliche Gnaden die etwaige Gelddifferenz in baarem Gelde entrichten möge... Das Getreide der Pächter soll, wie man sagt, noch immer nach Rostock kommen.

Aus Marburg.

Januar 1854.

FR. Nach dem alten Spruch, daß Jeder vor seiner Thüre kehren soll, entsage ich jeder Versuchung, so verlockend sie in der That auch ist, mich von hier aus über die allgemeinen, auch von uns tief empfundenen Zustände unsers hessischen Vaterlandes zu verbreiten, und beschränke mich lediglich auf einige Notizen über unsere Universität. Und auch diese werden flüchtig genug ausfallen, da dieselben, trotz mancher namhafter und ausgezeichneter Kräfte, deren wir uns noch erfreuen, doch schon längst aufgehört hat, von eingreifender Bedeutung für die deutsche Wissenschaft und ihre Entwickelung zu sein. Natürlich ist damit, wie die Zustände in Deutschland dermalen sind, noch immer nicht gesagt, daß Marburg nicht dreist den Vergleich mit der Mehrzahl unserer deutschen Hochschulen aushalten könnte. Ja, wenn die Frequenz einer Universität ein Maßstab für wissenschaftliche Bedeutung derselben wäre, so müßte Marburg in zunehmender Blüte stehen, indem die Zahl unserer Studenten im Laufe des gegenwärtigen Semesters in der That einigen Zuwachs erfahren hat. Um so auffälliger ist es, daß gerade diejenige Facultät, die sonst die besuchteste und blühendste bei uns war, die juristische, dessenungeachtet eine wesentliche Verminderung erlitten hat. Der Grund davon möchte wol nur zum Theil in dem Umstande zu suchen sein, daß die Regierung einen namhaften Theil der bisherigen Gerichte ganz aufgehoben hat, wodurch denn natürlich die Aussichten für die Juristen in Kurhessen lange nicht mehr so anlockend sind wie früher. Zum andern Theil liegt er auch darin, daß die Kräfte unserer juristischen Facultät nicht mehr ganz auf der Höhe der Zeit stehen und einer gelegentlichen Auffrischung recht sehr

bedürfen. Der Nestor unserer Juristen, der Geheime Hofrath Platner, zog in frühern Zeiten durch die Frische und Gediegenheit seiner Vorträge selbst manchen Ausländer nach Marburg; jetzt werden seine Vorträge über Rechtsphilosophie und Geschichte des römischen Rechts zwar noch immer von einem Theil der jungen Juristen besucht, im Ganzen aber ist der Tribut, den auch er dem Alter hat zahlen müssen, doch sehr fühlbar geworden. Die strebsamern Studenten, deren Mittel es gestatten, eine auswärtige Universität zu besuchen, hören ihre Pandekten lieber bei Vangerow in Heidelberg oder bei Keller in Berlin, sodaß unser hiesiger Pandektist, Professor Büchel, sich nur auf die unbemittelten Inländer beschränkt sieht. Und auch von denen fühlen die geistig Regsamern und Bedeutendern sich von Büchel, sowie überhaupt von unsern ältern Professoren nur selten befriedigt, sodaß sie sich in den meisten Fällen jüngern Docenten zuwenden und die ältern nur gerade so viel hören, als die Examennoth es erheischt. Vicekanzler Loebell war bisher durch seinen Sitz in der Ersten Kammer des Landtags verhindert, die von ihm angekündigten Vorlesungen über Criminalrecht zu halten, eine Lücke, die um so schmerzlicher empfunden ward, als Loebell nicht nur einer unserer bedeutendsten Criminalisten ist, sondern sich auch vor Vielen auszeichnet durch die Offenheit seines Charakters sowie durch die Festigkeit, mit der er das einmal als richtig Erkannte stets auch durchzufechten sucht. Einen durch Vielseitigkeit des Wissens hervorragenden Docenten hat Marburg an Professor Rothe verloren, der einem Rufe nach Rostock gefolgt ist, wohin Professor Wetzel ihm schon von hier aus vorangegangen war; von der Wiederbesetzung der dadurch erledigten außerordentlichen Professur hört man noch nichts. Eines bedeutenden Beifalls, namentlich von Seiten der ältern Studenten, erfreuen sich die Proceßpraktiken des Dr. Fuchs; derselbe war früher Assessor in Hanau, nahm aber im Jahre 1850 seinen Abschied und habilitirte sich fast gleichzeitig mit dem jetzt von Basel an das Spruchcollegium nach Lübeck berufenen Dr. Zimmermann als Docent der hiesigen juristischen Facultät. Von den andern jüngern Docenten ist besonders Dr. V. Schmidt beliebt. Dr. Arnold ist in den letzten Semestern weniger als Docent denn als Schriftsteller thätig gewesen, indem er seine ganze Zeit Forschungen über die Verfassungsgeschichte der deutschen Reichsstädte, im Anschluß an die Verfassungsgeschichte der Stadt Worms, widmete; der bereits erschienene erste Theil läßt sowol durch die Gründlichkeit des Studiums als durch die Klarheit der Bearbeitung ein höchst bedeutendes Werk erwarten. Einen ungewöhnlichen Zuwachs hat die medicinische Facultät in diesem Semester erfahren, sodaß ihre Zahl bis auf 76 gestiegen ist. Roser als Chirurg und Heusinger als Patholog sind dabei ohne Zweifel die Hauptanziehungspunkte gewesen. Um so erfreulicher ist es, daß das zu Anfang des Semesters verbreitete Gerücht, als werde Roser einem Rufe nach Berlin Folge leisten, sich nicht bestätigt hat; sowol als Docent, wie in seiner Eigenschaft als Director der chirurgischen Klinik und ebenso auch durch seine collegialischen und geselligen Eigenschaften würde er für uns schwer zu ersetzen sein. Dem Studium der Philosophie scheint an unserer Hochschule von Seiten der Studenten in neuerer Zeit mehr Aufmerksamkeit geschenkt zu werden, als es früher der Fall war, wo diese Wissenschaft von der Mehrzahl unserer Studirenden mit unverzeihlicher Gleichgültigkeit behandelt wurde. Das Verdienst dieser Um-

Google

wandlung gebührt ohne Zweifel dem vortrefflichen Zeller, an dem unsere Hochschule in jeder Hinsicht eine ausgezeichnete Acquisition gemacht hat. Zeller ist zwar eigentlich Theolog; die große Klarheit seines Vortrags jedoch, verbunden mit der Unparteilichkeit und Selbständigkeit seines Urtheils, haben ihn auch in der Philosophie zu einem unserer beliebtesten und einflußreichsten Docenten gemacht. Von Halle wurde Anfang dieses Semesters der dortige Privatdocent Dr. Weißenborn hierher berufen und sogleich als ordentlicher Professor angestellt; seine Vorlesungen über Theismus und Pantheismus werden von beinahe 60 Zuhörern besucht, über den wissenschaftlichen Werth derselben jedoch sind die Stimmen sehr getheilt. Professor Vorländer, der vor einigen Jahren von Berlin zu uns kam, liest auf besondern Wunsch der Studirenden über Schleiermacher; ob mit durchgängiger Befriedigung der allerdings hochgespannten Erwartungen, wage ich nicht zu entscheiden. Für Geschichte und verwandte Wissenschaften fehlt es an allem Sinn; nur so weit werden sie gehört, als das eine oder andere Examen sie nöthig macht. Auch über den philologischen Studien schwebt ein trübes Gestirn. Bekanntlich wurde von der Regierung der Gymnasialdirector Weber in Kassel in Bergk's Stelle zum Director des philologischen Seminars ernannt. Weber verließ Kassel ungern; dennoch widmete er sich seinem neuen Berufe mit einem Eifer und wurde dabei von so viel Talent und so viel gediegener Kenntniß unterstützt, daß er gewiß höchst Bedeutendes geleistet haben würde, wenn nicht leider eine gefährliche und hartnäckige Krankheit seine so höchst nützliche Thätigkeit schon seit längerm unterbrochen hätte. Die Zahl der Theologen ist, wie fast überall in Deutschland, auch bei uns im Abnehmen. In der Facultät selbst ist keine Veränderung eingetreten; die Unterhandlungen, die Professor Heppe um Ebrard's Lehrstuhl in Erlangen angeknüpft hatte, haben, wie bei der gegenwärtig in Erlangen vorherrschenden Richtung vorauszusehen war, zu keinem Resultate geführt.

Unser geselliges Leben beschränkt sich fast nur auf Privatgesellschaften; jene öffentlichen Vergnügungen und Zusammenkünfte, deren Marburg in frühern Wintern auch für Studenten so viele bot, sind fast völlig ausgestorben. Auch zu Vorlesungen für das außerakademische gebildete Publicum, wie sie sonst fast auf allen kleinern Universitäten stattfinden, haben wir es noch nicht zu bringen vermocht; woran das liegt und daß daran viel mehr allgemeine hessische als specielle marburgische Zustände die Schuld tragen, wissen Sie auch ohne meine Erinnerung.

Aus Berlin.

Ende Januar 1854.

NO. In den letzten Wochen hat sich die große Frage der auswärtigen Politik wieder sehr in den Vordergrund gedrängt. Man hört so viel von der Beschäftigung ausländischer Blätter mit der Stellung der beiden deutschen Großmächte in Sachen des europäischen Gleichgewichts, daß selbst die Leser der „Voß'schen Zeitung" nicht umhinkönnen, in eine gewisse Nachdenklichkeit zu verfallen. Da geht denn auch der Wellenschlag des öffentlichen Gesprächs wol höher als gewöhnlich. Und Gevatterin Fama wiegt sich darauf mit voller Behaglichkeit, dumpfe Sage murmelnd von Rüstungen und Mobilmachung. Daran ist aber bisjetzt kein wahres Wort. Sicher

freilich ist — und darin fühlt der allgemeine Instinct richtig —, daß die ernste Lage der Dinge mit allem Ernst an entscheidender Stelle erwogen wird. Die Anwesenheit des Prinzen von Preußen steht, wie ich aus guter Quelle versichert wurde, damit in engstem Zusammenhange. Es ist diesmal kein bloßer gelegentlicher Besuch, sondern ein dauernder und wichtigen Angelegenheiten gewidmeter Aufenthalt. Allgemein setzt man große Hoffnungen darauf. Von dem gesunden Verstande und dem preußischen Sinne des Prinzen erwartet man die Unterstützung und Sicherung einer gesunden, preußischen Politik, deren Aufgabe es ist, mindestens nicht für Rußland zu sein. Der gute Einfluß der Prinzessin auf ihren Gemahl wird bei dieser Erwartung sehr in Anschlag gebracht und auch die mündlichen Aeußerungen, die der Prinz zu einer privaten Deputation der Ersten Kammer neulich gethan haben soll, dienen dazu, dieselbe zu befestigen, Ein trübes Zeichen der Zeit bleibt es freilich immerhin, daß wir auf solche persönliche Hoffnungen angewiesen sind in einer Sache, bei der so viel sachliche Gründe von schwerstem Gewichte laut dafür sprechen, daß Preußen gar keine Wahl, nur die Möglichkeit einer einzigen Entscheidung hat. Aber wahrlich! die öffentliche Meinung hatte sehr nöthig, durch jene persönlichen Hoffnungen aufgefrischt und belebt zu werden. Breiter als je macht sich die russische Partei und auch bei Hofe reicht sie höher hinauf als je. Es ist so weit gekommen, daß das Organ dieser Partei, die Kreuzzeitung, von dem bekannten Hrn. Nikolaus Gretsch in einem russischen Blatte wegen ihrer „offenen Parteinahme" für Rußland neulich vor der ganzen Welt öffentlich belobt wurde, während daneben selbst — selbst! — die augsburger „Allgemeine Zeitung" mit dem bedingten Lobe der „Unparteilichkeit" zufrieden sein mußte. Da bedarf es wol keines weitern Beweises für die Art des Patriotismus, welchen die hochgestellten Gönner dieses Organs bei Hofe vertreten und also keiner weitern Motivirung für die Freude, mit der das Publicum dem Könige zur Seite den Prinzen von Preußen sieht, besonders in einem Augenblicke, wo Graf Orlow eben ausgesandt ist, den letzten Sturm auf die deutschen Cabinete zu versuchen.

Noch nach einer andern Seite hin ist das Auftreten des Prinzen in der letzten Zeit vielfach anerkannt und mit froher Hoffnung begrüßt worden. Er hat seinen Sohn, den künftigen Thronerben, in den Freimaurerorden, dessen Logen bekanntlich unter seinem Protectorat stehen, aufgenommen. Das geschah zwar schon im vorigen December, aber die nähern Details darüber kommen erst jetzt zu Tage. Um es kurz zu sagen, was es damit auf sich hat: die Familie des künftigen Königs hat damit dem Pietismus, oder wenn Sie lieber wollen, dem protestantischen Ultramontismus einen starken Schlag versetzt. Und zwar mit bestem Wissen und Willen und voller, klarer Absicht. Nicht allein die Rede beweist das, welche der Prinz-Protector bei der Aufnahme in seinem Palais, in Gegenwart der als Zeugen berufenen „Brüder", gehalten hat und die seitdem, gewiß nicht ohne Genehmigung, ihrem Wortlaute nach veröffentlicht ist: sein rechtes volles Licht erhält der Vorgang erst durch die Veröffentlichung einer Erklärung, mit der die hiesige Freimaurerloge dem seinerzeit vielfach besprochenen wüthenden Angriffe der Hengstenberg'schen „Kirchenzeitung" entgegengetreten ist. Darin werden die Vorwürfe der „Unchristlichkeit", der „Unkirchlichkeit" zurückgewiesen, die humanitäre Richtung des Ordens hervorgehoben, und zwar, wie besonders be-

Google

tont ist, unter ausdrücklicher Billigung des Protectors, dem diese Erklärung vorgelegt worden.

In gleicher Richtung bewegt sich, und gleichen Anklang findet daher auch die Rede, welche Böckh vor kurzem zur Feier des Geburtstags Friedrich's des Großen in der Akademie gehalten hat. Natürlich berührt sie das Gebiet der Tagespolitik noch indirecter, noch schonender als die eben besprochene Rede und Erklärung; es ist eben eine Oppositionsrede, wie sie Böckh zu halten pflegt, und wie nur dieser Redner, in dem attischer Witz und attische Urbanität sich mit echtem deutschen Patriotismus vereinigen, sie unter uns halten kann: sanft und doch verwundend, objectiv und doch voll Beziehungen, eine Gelegenheitsrede und doch etwas ungelegen. Die Rede hat hier die größte Sensation gemacht und sieht man mit Begier ihrer Veröffentlichung entgegen. *)

Von preußischer Politik zu reden, ohne der Kammern wenigstens zu gedenken, wäre doch gar zu abnorm. Auch treffen ihre Verhandlungen und Beschlüsse Fleisch und Bein des preußischen Staatslebens oft tief genug und verdienten daher wol, daß die öffentliche Aufmerksamkeit sich etwas mehr mit ihnen beschäftigte. Aber unter den Umständen, die einmal bestehen, wäre Alles, was in dieser Beziehung gesagt werden kann, doch nur in den Wind gesprochen. Das Gesetz über Competenzconflicte bei Civilklagen gegen Beamte habe ich schon in meinem letzten Briefe erwähnt. Man darf behaupten, daß in all diesen Jahren kein zweites Gesetz gegeben worden ist, das mit den bewährtesten und unverbrüchlichsten Traditionen der preußischen Rechtspflege in so grellem Widerspruche steht wie dieses; die welthistorische Anekdote von der Windmühle bei Sanssouci, der Stolz jedes preußischen Juristen, wäre unmöglich gewesen, wenn in der Gesetzgebungscommission des großen Königs schon so competente Schlauköpfe gesessen hätten, wie jetzt in gewissen Regionen der Kammern. Und doch — wer kümmert sich um das neue Gesetz? ja wer spricht nur davon? Niemand. Die Presse hat bei uns längst aufgehört, der Vorkämpfer der Tribune zu sein, auch ihr Nachhall ist sie nicht mehr, und so ist mit den gründlichen und scharfen, aber wie immer fruchtlosen Reden der Linken auch der letzte Hauch von Opposition verstummt.

Doch vielleicht wird eine Ausnahme gemacht durch den Beschluß, den die Zweite Kammer jetzt gefaßt hat. Zu Anfang der jetzigen Session war von Seiten der Linken abermals an die Aufhebung der Grundsteuerbefreiungen erinnert und ein entsprechender Antrag, von Harkort und Andern sogar schon ein vollständiger Gesetzentwurf eingebracht worden. Die Zweite Kammer hat nun nach lebhafter Debatte beschlossen, diesen Antrag in Erwartung anderweiter Gesetzesvorlagen behufs endlicher Ausführung des Gesetzes vom 24. Februar 1850, betreffend die Aufhebung der Grundsteuerbefreiungen, an die Regierung abzugeben. Unmittelbare Folgen hat auch das nicht, das versteht sich; aber es ist immer gut, an die Zahlung alter Schulden zu mahnen.

---

*) Die Redaction des „Deutschen Museum" freut sich ihren Lesern bei dieser Gelegenheit anzeigen zu können, daß die erwähnte Rede des berühmten Gelehrten nebst derjenigen, die er am 15. October vorigen Jahres in der Universität gehalten, demnächst in diesen Blättern erscheinen wird.

Von den Kammern mit leichter Buchstabenveränderung zu den Kaffern. Ja, es sind echte Kaffern, veritable Zulu-Kaffern, die bei Kroll zu sehen sind. Professor Lichtenstein, der vor 50 Jahren einmal das Cap bereiste, hat sie selbst examinirt und approbirt. Große, kupferfarbene Gestalten, ein ganzes Dutzend mit einer Frau und einem Kinde — das sind jetzt die Löwen der Saison. Alle Tage zwei mal, bei Sonnen- und Lampenschein, produciren sie sich und ihre wilden Künste, ihr gellendes Lachen, ihr entsetzliches Geheul, ihr quadrupedisches Gestampfe, das mit so geringen Mitteln — nämlich blos mit den nackten Füßen — geübt wird und doch so furchtbar lärmt auf dem Podium der Kroll'schen Bühne, daß es Rellstab's ganze Verwunderung erregt hat. Der Zulauf zu diesen Productionen ist unglaublich; namentlich die Weibsleute sind rein toll, die Wilden zu sehen. Eine rasch gearbeitete Gelegenheitsposse „Schulze und Müller bei den Kaffern" hat diesen Enthusiasmus noch erhöht. Schulze und Müller wandern darin nach dem Kafferlande aus, leiden Schiffbruch, landen an verschiedenen Stellen, nationalisiren sich rasch, treffen verkaffert wieder zusammen, ohne einander zu erkennen, wollen Einer den Andern in angeblicher Kaffernsprache schrecken, die wirklichen Kaffern kommen dazu ꝛc. Ihren Gipfel erreicht die Burleske, wenn das Kafferweib ihr mühsam gelerntes „Na nu?!" zwischen Schulze und Müller hineinruft; die Wirkung davon auf ein berliner Publicum ist leicht zu denken.

Auf den Theatern nicht viel Neues. Von Hermann Grimm's „Demetrius" sind die Rollen vertheilt; die Aufführung wird also nicht lange mehr auf sich warten lassen. Ein neues Ballet „Aladin oder die Wunderlampe" hat die oft gesehene „Satanella" verdrängt; die Kosten der Inscenirung sollen sehr beträchtlich sein, werden aber durch den enormen Zulauf, den das Stück findet, bald wieder eingebracht werden. „Der Widerspänstigen Zähmung" in der Deinhardstein'schen Bearbeitung hat sich rasch in die Gunst des Publicums gesetzt und wird sich, bei vortrefflicher Besetzung, gewiß dauernd darin erhalten. — Nicht ohne Interesse ist das officielle Verzeichniß der vom 1. December 1852 bis dahin 1853 von der hiesigen Hofbühne gebrachten Novitäten, das kürzlich ausgegeben worden; ich entnehme demselben folgende Notizen und bezeichne dabei, um zugleich meinen wiederholten Tadel gegen die Leitung dieses Theaters näher zu begründen, die durchgefallenen Stücke mit einem Todtenkreuz (†), die mit zweifelhaftem Erfolge aufgeführten, mit einem Fragezeichen: Opern: „Kleopatra", lyrisches Monodrama von Truhn (†); „Indra", von Flotow; „Joggeli", komische Oper von Taubert (†); „Gute Nacht, Herr Pantalon" von Grisar (?). — Trauerspiele, Dramen, Lustspiele: „Mathilde", von Benedix (?); „Die Makkabäer", von O. Ludwig (†); „Lady Tartüffe", von Madame de Girardin, bearbeitet von Jerrmann; „Karoline Huber", von F. Ritter (†); „Rose und Röschen", von Charlotte Birch-Pfeiffer (†); „Machiavelli", von Elise Schmidt (†); „Ernst Herzog von Schwaben", von Uhland; „Gelbe Rosen", von Itzenplitz (?); „Die Waise von Lowood", von Charlotte Birch-Pfeiffer; „Der kategorische Imperativ", von Bauernfeld; „Ein prächtiger alter Knabe", nach dem Französischen von Hiltl (?); „Eine schöne Schwester", von Wilhelmi (? oder †); „Zu Hause", von Bauernfeld; „Ein gescheiter Hausvater", von Mand (?); „Krisen", von Bauernfeld; „Er muß

beweisen", von O. Prechtler (†); „Magnetische Curen", von Hackländer; „Vetter Raoul", von Goier (?); „Am Klavier", von Grandjean; „Ein Mann oder der Liebe Wagniß", von Max Kurnick (?). Danach mag Hr. von Hülsen in allen andern Punkten ein vortrefflicher Intendant sein; aber wenigstens seine Divinationsgabe für den vermuthlichen Erfolg einer dramatischen Novität vermögen wir solchen Thatsachen gegenüber nicht hoch anzuschlagen.

Vom musikalischen Gebiete erwähne ich, daß Frau von Bock (Schröder-Devrient) seit einigen Wochen hier verweilt und mit ihrem genialen Vortrage Schubert'scher Lieder immer neue Triumphe feiert. Erwartet werden Jenny Lind und Wilhelmine Clauß. Die classische Musik der Symphonien und Ouverturen wird dem größern Publicum, das in den berühmten Soiréen der Singakademie schon längst nicht mehr Platz hat, jetzt in einem Cyklus von Concerten zugänglich gemacht, die der strebsame Liebig im Mäder'schen Saale gibt.

An der Universität hat sich Friedrich von Raumer nach langjähriger Thätigkeit zur Ruhe gesetzt; von einer Wiederbesetzung seiner Professur ist vorläufig keine Rede, da er seinen vollen Gehalt als Pension zu beziehen berechtigt ist. Und an übergroßer Dotirung hat die Wissenschaft in Preußen nie gelitten oder doch höchstens unter Umständen, wo es nicht sowol auf die Wissenschaft ankam als auf andere außerwissenschaftliche Richtungen: vide Schelling, Huber, Gelzer und Andere, theils verschollene, theils verschwundene Größen.

Notizen.

Das wiener Burgtheater hat eines seiner ältesten und berühmtesten Mitglieder durch den Tod verloren: Maximilian Korn. 1782 zu Wien geboren, betrat derselbe 1802 zum ersten mal die Breter des Burgtheaters und zwar mit solchem Erfolg, daß er sofort engagirt und in kurzer Zeit der erklärte Günstling des Publicums wurde. Er spielte jüngere Heldenrollen, in spätern Jahren auch Charakterrollen und feine Intrigants; am vorzüglichsten aber soll er in den Jahren seiner Blüte als Liebhaber im bürgerlichen Schau- und Lustspiel sowie in sogenannten Anstandsrollen gewesen sein.

Von Klaus Groth's „Quickborn", über den auch diese Blätter vor kurzem ausführlich berichteten, wird bereits eine dritte Auflage, mit Illustrationen von Otto Speckter, vorbereitet. Dem Dichter selbst ist, wie wir aus einer Notiz in der literarischen Beilage des „Deutschen Kunstblatt" von Eggers entnehmen, vom König von Dänemark ein Jahrgehalt verliehen worden, das er zunächst zu einer Reise nach Italien benutzen wird. — Theodor Storm, der Verfasser der „Sommergeschichten und Lieder", die wir bei derselben Gelegenheit und mit gleicher Auszeichnung erwähnten, hat seine schleswigsche Heimat verlassen und ist als Assessor in den preußischen Justizdienst übergetreten.

In Betreff Lenau's wird schon wieder eine neue Schrift, die vierte seit wenigen Monaten, angekündigt; sie wird den Titel „Lenau in Döbling" führen und sich somit hauptsächlich mit der letzten jammervollen Epoche des unglücklichen Dichters beschäftigen.

Professor Kiß hat das schon früher erwähnte Modell zur Statue des verstorbenen Beuth jetzt vollendet und öffentlich ausgestellt; bei der außerordentlichen Theilnahme, welche die Auffoderungen des betreffenden Comité in allen Theilen der Monarchie gefunden haben und die jetzt durch Kiß' meisterhaften Entwurf sich voraussichtlich noch steigern wird, ist die Ausführung als gesichert zu betrachten. Das Standbild wird seinen Platz vor der Schinkel'schen Bauakademie erhalten; es verspricht nach Idee wie Ausführung eine der schönsten und würdigsten Zierden der Residenz zu werden. — Auch zu dem Denkmal für Ludwig Tieck sollen die Beiträge so reichlich eingehen, daß man ebenfalls daran denkt, statt des Grabsteins oder der Gedenktafel, auf die der Plan sich ursprünglich beschränkte, die Statue des Dichters auf einem der öffentlichen Plätze Berlins zu errichten.

Das jüngst erschienene 105. Heft der Brockhaus'schen „Gegenwart" enthält den Anfang eines größern Artikels über die Geschichte Preußens seit Ende 1850 bis Mai 1851. Derselbe schließt sich einer Reihe ähnlicher Aufsätze an, welche in den frühern Heften des genannten Werks erschienen sind und zusammen eine gedrängte, aber vollständige Geschichte Preußens seit dem Jahre 1840 bilden. In demselben Heft erhalten wir auch den Schluß einer Abhandlung über „Die Pyrenäische Halbinsel und ihre politischen Schicksale seit Beendigung des Bürgerkriegs", der ebenfalls mit vieler Umsicht und Sachkenntniß geschrieben ist und als ein willkommener Leitfaden auf diesem verwickelten und im Ganzen so wenig gekannten Gebiete dienen wird. — Dieselbe Empfehlung gebührt auch einem ausführlichern Werke, das vor einigen Monaten unter dem Titel: „Spanien seit dem Sturze Espartero's bis auf die Gegenwart (1843—53). Nebst einer Uebersicht der politischen Entwickelung Spaniens seit 1808" (Leipzig, Weidmann) erschienen ist. Irren wir nicht, so lasen wir den größern Theil des Werks bereits früher in den „Grenzboten"; es ist ebenfalls mit großer Sachkenntniß und Klarheit abgefaßt, und auch die Darstellung ist von einer gewissen Wärme durchdrungen, die bei dem einigermaßen entlegenen, ja zum Theil höchst unerquicklichen Gegenstande doppelt angenehm wirkt, indem sie dem Leser zugleich manche verhängnißvolle Parallele aus der nächsten Nähe vor die Seele ruft.

Ein interessantes Werk, besonders durch den Reichthum seiner Detailangaben, auf das wir Alle aufmerksam machen, die sich für den Entwickelungsgang der europäischen Presse interessiren, ist die kürzlich in Paris erschienene „Histoire du journal en France par Eugène Hatin". — Von dem berühmten Isabey, dem Nestor der französischen Maler, werden Memoiren erwartet, von denen man sich interessante Aufschlüsse für die französische Kunstgeschichte unter dem Kaiserreich und der Restauration verspricht.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

In dem Verlage von **Avenarius & Mendelssohn** in Leipzig erscheint:

Centralblatt

für

Naturwissenschaften und Anthropologie.

Herausgegeben von

Prof. Dr. *Gustav Theodor Fechner.*

Mit Abbildungen. Wöchentlich 1 Nr. von 1—1½ Bogen in Hochquart-Format.
Preis vierteljährlich 1 Thlr. 10 Ngr.

☞ Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an, durch welche auch Probenummern zu erhalten sind.

Die Aufgabe dieses „Centralblattes" ist: aus den laufenden Forschungen und Entdeckungen im Gebiete der Naturwissenschaften und der Anthropologie dasjenige möglichst vollständig mitzutheilen, was, in Betracht des Zusammenhanges *aller* Zweige derselben, Jedem, der sich mit einem besonderen Zweige derselben beschäftigt, über sein besonderes Fachinteresse hinaus auch aus den übrigen Zweigen wissenswerth erscheinen kann; dadurch den Specialstudien eine ergänzende Beihülfe und oft erwünschte Erleichterung zu gewähren, und zugleich das Interesse des Philosophen, Schulmannes und Arztes an den Fortschritten der betreffenden Gebiete hinlänglich zu befriedigen.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Scharffenberg (S.), **Launen und Spiele des Schicksals.** Ein Roman. Zweiter Theil. 8. Geh. 2 Thlr.

Der erste Theil erschien 1851 und kostet 1 Thlr. 18 Ngr.

Preyer (Johann N.), **Canova.** Dramatisches Gedicht in fünf Acten. 8. Geh. 16 Ngr.

Im Verlage von **Franz Duncker** (W. Besser's Verlagshandlung) in Berlin ist soeben erschienen:

v. Nußdorf, Dr. E., **Populäre Vorträge zur Förderung der Gesundheitscultur.** Eleg. geh. 12 Sgr.

Inhalt: I. Das europäische Klima und das ihm entsprechende diätetische Verhalten. II. Die alten und die neuen Elemente oder die Lebenstheorien. III. Der Stoffwechsel als Universalmittel.

In **Miniaturausgabe** erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Uriel Acosta. Trauerspiel von **Karl Gutzkow.** Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

Den zahlreichen Freunden dieses Dramas wird es erwünscht sein, dasselbe hiermit den so beliebt gewordenen Miniatur-Ausgaben deutscher Dichter angereiht zu sehen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 8.** 16. Februar 1854.

Inhalt: Gedanken über ältere und neuere Malerei. Aus einem hinterlassenen Manuscripte des Malers Joseph Koch. Mitgetheilt von **David Friedrich Strauß**. II. — Ein heilsames Buch. Von **Karl Grün**. — Ueber August Hagen's „Geschichte des Theaters in Preußen". Von **Karl Rosenkranz**. — Deutsche Poesie in England. Von **Karl Schmitt**. — Literatur und Kunst. (Fichte, „System der Ethik". — Frankl, „Zu Lenau's Biographie"; Frankl, „Hippokrates und die moderne Medicin".) — Correspondenz. (Aus Breslau. — Aus London.) — Notizen. — Anzeigen.

Gedanken über ältere und neuere Malerei.

Aus einem hinterlassenen Manuscripte des Malers Joseph Koch.

Mitgetheilt

von

David Friedrich Strauß.

II.

Französische Malerei: Poussin, Lesueur, Lebrun. Gelegentliches Urtheil über Rubens.

Da die übrige Welt schon mit Geschmacklosigkeit bedeckt war, erschienen in Frankreich drei Maler, welche die eigentliche Kunstepoche dieses Landes bildeten.

Den Nikolaus Poussin sollte man insofern eigentlich nicht unter die französischen Maler zählen, als er meistens in Italien lebte; er konnte die pariser Hofluft nicht ertragen, sie war auch seinem Kunstsinn nicht günstig. Die Franzosen nennen ihn einen philosophischen Maler; in seinen Figuren herrscht mehr Verstand als Gemüth und Phantasie; er kennt die Gemüthsbewegungen und Leidenschaften wie ein Philosoph, deswegen ist seine Darstellung derselben zwar richtig aber kalt, sein Stil, seine Gruppirung, sein Colorit frostig. Seine Historien sind an Figuren reich, aber an anziehendem Interesse arm, seine Formen bisweilen nach den Antiken studirt, aber wie die Statue

Pygmalion's, bevor sie durch ihn das Leben erhielt; bisweilen auch nach der gemeinen Natur in der Weise des Pietro von Cortona gemalt. Da er von keinem höhern Kunstgeist ergriffen war, der dem Wesentlichen das weniger Wichtige unterordnet, so sind die Beiwerke und Nebenfiguren oft besser als die Hauptpersonen, um welcher willen das Gemälde unternommen ist. Er malte öfters nur, um seine Kenntniß des Costume zu zeigen, nicht selten auf Kosten des Geschmacks; denn die Kunst verlangt nur dasjenige Costume, so ihr wohl ansteht, das Uebrige überläßt sie den Antiquaren und Geschichtschreibern. In Poussin keimte schon jener Geist der Kleinigkeiten, des Witzes, so heutzutage unter den Franzosen herrscht; allerlei frostige Anspielungen, versteckte Ideen (pensées) quälten schon diesen Künstler. Man mache sich aber keinen zu geringen Begriff von diesem für die damalige Zeit trefflichen Maler, welcher nur in Vergleichung mit den Malern des 16. Jahrhunderts also erscheint, aber im Vergleich mit unserer modernen ganz herzlosen Kunst immer noch ein Muster ist, woran besonders die jetzigen Franzosen sich spiegeln können.

Als Landschaftsmaler ist er meistens poetisch, von ganz anderm Geist wie als Historienmaler. Sein Stil hierin ist groß, in der Form sowol als in der Beleuchtung, reich und doch einfach zugleich. Besonders zeichnen sich hierin aus die felsige Gegend mit dem Polyphem, die mit dem Diogenes, die mit dem von einer Schlange umwickelten Jüngling und andere mehr. Kaspar Dughet übertrifft in dieser Gattung den Nikolaus durch eine gewisse Natürlichkeit und Eleganz; seine Linien greifen anmuthiger ineinander; aber er ist nicht so majestätisch, nicht so ideal, daß er mir ein fremdes Land zeigte, dessen Existenz mehr in der Dichtung als in der Wirklichkeit läge.

Eustach Lesueur hat in seinen Darstellungen mehr Stil als Nikolaus Poussin; die Marter des heiligen Protasius und mehre andere zeugen hiervon. Auch sein Ausdruck ist natürlicher und schöner, mehr zum Gemüth sprechend, daher man ihn auch den französischen Rafael nennt. Für einen so abgeschmackten Zeitgeist, als derjenige war, worunter er lebte, ist es immerhin ein Wunder, einen Maler wie Lesueur zu treffen, der, wenn er sich auch zu keiner idealen Darstellung erheben konnte, doch in seinen besten Arbeiten schön und natürlich war.

Sein Nebenbuhler war Karl Lebrun, ein Gegensatz zu dem das Gemüth ergreifenden Eustach, welchen er auch verfolgte, ja, wie man glaubt, ihm den Tod brachte. Außer den Schlachten des Alexander ist wenig Bedeutendes von ihm erschienen, tief unter der Sphäre beider Obigen. In jenen Schlachten herrscht viel Feuer der Darstellung, jedoch ohne poetischen Sinn, mehr historisches Porträt als Verherrlichung eines Helden; daher findet man auch die genaueste Beobachtung

des Costume. Wenn man die Schlachten des Giulio Romano nicht gesehen hat, kann man die des Lebrun mit Vergnügen sehen; sobald man sie aber mit jenen vergleicht, werden sie überladen, von mittelmäßigem Stil, ja gemein erscheinen. In den Alexander-Schlachten zeigen sich viele malerische Gruppirungs- und Effectskünsteleien, welche die Darstellung mehr verwirren als deutlich machen; selten findet sich eine schön gezeichnete Gestalt, nur durch die große Maschinerie der Gruppirung wird man in Erstaunen gesetzt, nicht durch das Interessante in den Personen ergriffen; dahingegen in der Schlacht Konstantin's mit weit weniger Aufwand bis auf jede einzelne Figur sich ein großes Interesse erstreckt. Sieger und Besiegte sind hier einzeln so motivirt, daß sie auch einzelne Bewegungen des Gemüths darstellen, welche den Anblick des Beschauers auf sich ziehen; wogegen die Schlachten des Lebrun nicht viel weiter als ein Getümmel vorstellen, ohne daß man bei den einzelnen Theilen mit Vergnügen verweilen möchte. Auch die Pferde und andern Thiere sind, wie die Menschen, zwar richtig gezeichnet, aber sie heben sich nicht aus der gewöhnlichen Natürlichkeit in den hohen Kunstcharakter; es ist ein Gemisch, worin guter aber erborgter Kunstsinn mit dem Pinsel der damaligen Zeit auf eine manierirte Weise sich zur Darstellung bringt. Die Amazonenschlacht des Rubens hat, ungeachtet der unrichtigen, in den Theilen sehr gemeinen Zeichnung, unendlich mehr Stil und poetischen Sinn als alle Schlachten des Lebrun. Ueberhaupt, obgleich sich Rubens in der Ausführung um die Regeln des guten Geschmacks wenig bekümmert, so findet man doch in seinen unendlich vielen Arbeiten einen Menschen von kolossalem Genie, dessen Ausbildung durch die schlechte Zeitepoche, in der er lebte, erdrückt worden ist.

Verfall und Erneuerung der französischen Malerei. David.

Nach dem Tode dieser Lichter der französischen Malerei sank diese immer tiefer, sodaß außer der Pinselfertigkeit nichts mehr an ihr zu bemerken war als der Widerschein einer gehaltlosen Hoffitte und einer entarteten Zeit. Jouvenet, Coypel, Lemoine stehen in ihrer Kunstgesinnung viel tiefer als Pietro di Cortona oder Ciro Ferri: ohne alle Dichtung, ohne alle Natur, ohne Farben; die Gestalten sind französische Höflinge, die sich nach den Regeln der Etikette darstellen, alle lieblich und freundlich, aber ohne Würde und Gehalt. Es erschien Ludwig XV., die Buhlerinnen Pompadour, Dubarry 2c. An den lebendigen Menschen wurde man kaum die Menschheit gewahr; wie war zu verlangen, daß die in der Kunstdarstellung besser seien? Die Kunst war eine Dienerin des Despotismus, des Luxus, der Verworfenheit; ihre höchste Tendenz war elende Schmeichelei im Gewande der

Allegorie. Schon Pietro di Cortona in Italien und Rubens setzten die ganze Mythologie in Aufruhr, um den Beschützern der Kunst auf die allerkunstwidrigste Weise zu schmeicheln: doch Die, denen sie opferten, waren wenigstens etwas. Jetzt ließ man die mythologischen Götter und Halbgötter sammt den allegorischen Tugenden los, um einem winzigen, weibischen Despoten Complimente zu machen. Da mußte Hercules die Keule schwingen und andeuten, daß der im Arme der Buhlerin schlummernde Gewalthaber ein Held sei. Minerva mit ihrem Gefolge der Künste und Wissenschaften mußten bei der Büste der Mächtigen um Protection flehen; die Parzen wurden aufgemuntert, den Lebensfaden lang abzuspinnen. Apollo, als das moderne Bild des Tages der Aufklärung, mußte mit seinen Rossen Halt machen vor einem Perückenschädel von Bedeutung, um zu sehen, wie ihn die Grazien krönen und liebkosen. Der Cerberus durfte nicht bellen, Hekate wurde verscheucht, nur Liebesgötter und Huldgöttinnen durften sich auf die Schaukel der Eitelkeit setzen. Diese herrlich sein sollende Kunst kann man in allen großen Herrenschlössern damaliger Zeit sehen; daher nannte man diese Maler peintres du cabinet, de la cour und dgl.

In Boucher und Watteau hatte die französische Kunst den höchsten Gipfel erreicht; ihr vorzüglichster Gegenstand war die Galanterie; ganz Europa ward von dem Unkraut dieser Productionen überwachsen. Eine wollustathmende Malerei und Bildhauerei; doch mit dem Schleier der Decenz bekleidet, daß die Begierde immer weiter zu dringen wünschte. Nur der neuern Zeit war die Ehre vorbehalten, zwischen der Verschämtheit und Geilheit eine Allianz zu schließen, allwo die Moral die Mittlerin sein muß. Mit Boucher und Watteau beschließt die alt-moderne französische Malerei ihre Laufbahn.

Mit mehr Eigendünkel erhebt die neu-moderne ihr Haupt und beherrscht den Geschmack der übrigen Europäer. Ihrer Entstehung können die Franzosen sich nicht rühmen; der Misverstand des Alterthums ist ihre Quelle. Noch studirten die französischen Pensionärs die elenden Figuren auf der Engelsbrücke, da Winckelmann seine Geschichte der Kunst schrieb und Anton Rafael Mengs eine bessere Bahn betrat. Da fing man an, die antiken Bildsäulen werth zu achten, auch besuchte man nun den Vatican, die Stanzen; man war beschämt, bei Betrachtung dieser Werke sich auf so niedriger Stufe zu finden, man glaubte, durch unverändertes Copiren derselben sich zu etwas Besserm emporzuschwingen. Viel gebessert wurde dadurch der Sinn nicht, nur gewann er eine andere Gestalt; der moderne Geist hüllte sich in antike Form und zeigt sich dadurch beinahe noch lächerlicher als vorher. Die Antike, Rafael und die Natur sind jetzt das Losungswort; aber

die Natur ist die moderne Welt, welche mit der Antike und Rafael nichts will zu thun haben: da liegen die lächerlichsten Contraste, so man sich denken mag. David ist der hauptsächlichste Urheber dieses Umschwungs, den der Geschmack genommen, zunächst in Frankreich, allwo man jetzt über die vorhergehenden Künstler spottet wegen ihres goût français. Inwiefern dieser goût nicht mehr französisch ist, wollen wir sehen.

David war anfänglich ein Schüler von Boucher, er liebte dessen Arbeiten und arbeitete selbst in seinem Geschmack; da aber Winckelmann und Mengs schon bessere Ansichten verbreitet hatten, so kamen auch in Frankreich die italienischen Künstler als Muster der Nachahmung zur Sprache. David war dagegen noch der Meinung, daß sein Nationalgeschmack der echte sei; er äußerte gegen seine Collegen: Soyons Français, d. h. bleiben wir auf dem Wege, den unsere Vorgänger betreten haben. Nun machte er eine Reise nach Italien, die Caracci, Guercino und Valentin waren hier seine vorzüglichsten Muster; denn von Rafael und Michel Angelo glaubte er, daß sie für den Maler zu wenig Energie, zu wenig Feuer hätten; er zeichnete viel nach den Antiken, vereinigte solche mit der Natur, gesehen mit den Augen des Guercino und Valentin: daher entstand jenes Gemisch von Dingen, die durchaus nicht zusammenpassen. So sind in einem seiner berühmtesten Stücke, die Horatier und Curiatier, die Köpfe von diesen nach den Basreliefs am Titusbogen copirt, die Weiber und alten Männer sind Modellformen mit antikem Ajustement, Pinselführung und Colorit nähert sich dem Caravaggio, Guercino und besonders dem Valentin. Die Gewänder in allen Gemälden David's sind nach Art der Statuen, die Bewegungen entweder gleichfalls steinern oder theatralisch, die weibliche Grazie ist immer die der Pariserinnen, ungeachtet des öfters einer Niobe oder andern Statue geraubten Profils, sowie andererseits ein garde français nicht selten mit einzelnen Gliedmaßen des Apollo oder Mercur erscheint. Das ist kein Stil; da sehe ich noch lieber Boucher, Watteau, Coypel als solche unverdauliche Mixturen, die man ästhetische Brechmittel nennen könnte.

Ueber Naturnachahmung als Aufgabe der Kunst. Caravaggio. Die Holländer. Paul Veronese.

Das Schöne und das Erhabene sind die Vorwürfe der bildenden Kunst; aus der Natur wird die grobe Materie genommen und wird in ein Kunstwerk umgebildet. Bloße Nachahmung der Natur ist tief unter der Kunst; auch wo die Kunst natürlich erscheint, soll dies im hohen Stile des Kunstgenius sein, welcher die Natur gleichsam umarbeitet. Die bloße Nachäffung bleibt auch immer unter dem Original,

Google

ist also zwecklos. Die Kunst muß geben, was die Natur nicht hat, alsdann nur ist sie schöpferisch. Die Natur in ihrer Construction und Wirkung soll und muß der Künstler genau kennen, aber sie ist nicht sein hauptsächlichster Zweck, sondern nur reales Mittel seiner Kunstdarstellung. Individuelle Nachbildung einzelner Naturpartien ist eine unbestreitbar nöthige Bemühung; aber den Geist der Natur zu fassen ist das eigentliche Ziel des Naturstudiums. Aus diesem Gesichtspunkte studirten die classischen Künstler die Natur, um solche durch ihre begeisterte Phantasie zu einer Kunstschöpfung zu bilden. Der stumpfe Naturalist hingegen faßt die Natur ohne schöne Seele; schon deshalb wird sie unter seinen Händen verächtlich, wenn sie auch treu dargestellt wird; denn er will nicht die ausgebildete Idee der Natur, sondern diese gerade so roh, wie sie vor seinem plumpen Sinne liegt.

Die Kunst stellt in den Individuen Gattungen dar: der Jüngling, die Jungfrau erscheinen im reinen Kunststil viel sprechender und lebendiger als in der Natur selbst; denn es ist nicht ein Jüngling, eine Jungfrau, sowie wir solche täglich sehen, sondern es ist die allgemeine Idee der Jugend und der Weiblichkeit. Die Maler der classischen Kunstepochen verfuhren nach obigen Regeln; die gesunkene Kunst hielt sich an die beschränkte Wirklichkeit, daher erscheinen nach dem Verfalle des Kunstsinns neben den Manieristen die einseitigen Naturalisten, zu denen die ganze niederländische Schule, der größte Theil der venezianischen Maler und selbst ein Theil der Nachfolger Rafael's gehören.

Daß die Darstellung der menschlichen Gestalt bei den Niederländern nichts taugt, darüber braucht es nicht vieler Worte; aber auch ihre Darstellung von Landschaften und Thieren ist verhältnißmäßig in dem nämlichen Fall. Man betrachte ein Pferd in der Schlacht des Konstantin, oder unter den Antiken, und stelle ein Pferd des Wouverman dagegen, und man wird sehen, daß unerachtet aller Richtigkeit dem letztern der Geist der Kunst mangelt. Wenn Hiob hätte malen können, er hätte das Pferd gewiß nicht in der Weise des Wouverman gemalt; siehe seine Schilderung des Pferdes, Capitel 39. Auf diese Art will ich das Pferd in der Kunstdarstellung sehen. Die Berghem und Potter, sie mögen so gut gemalt sein als sie wollen, so sind diese Gegenstände in der Natur viel besser; die großen Maler stellten auch die Thiere so dar, daß man einen großen Kunstgeist, eine begeisterte Verehrung der Natur darin sieht; Snyders, Rubens malten Thiere in diesem Geiste; doch selbst die weniger richtig, aber im großen Stil gezeichneten Naturgegenstände gefallen mir besser als die richtigern aber niedrig aufgefaßten bei den Holländern oder den italienischen Naturalisten.

So wenig ich hiernach der Malerei der holländischen und verwand-

ter Schulen geneigt bin: im Vergleich mit dem heutigen Geschmacke in der Malerei ziehe ich jene weit vor. Ihr Zweck war gering, aber sie erreichten denselben: die Spieler des Caravaggio, die Betteljungen des Murillo, die Schenken von Teniers, Brauwer und Ostade erwecken doch noch ein gewisses Vergnügen, daß man Dasjenige, so man im Leben gesehen hat, hier so natürlich vorgestellt findet. (Die Spieler oder Zigeuner des Caravaggio übertreffen auch weit seine eigentlich historischen Gemälde, sowol in edlem Anstand als auch besonders im Colorit, welches klar und durchsichtig ist; dahingegen seine historischen Gegenstände sich im Kamin müssen zugetragen haben.) Der Naturalist gibt doch noch etwas, er zeigt uns die Wirklichkeit im Spiegel, und das lebendig; aber jene verkrüppelten Maniermenschen geben gar nichts, kein Theil ist befriedigt, obwol sie auf dem Kothurn des reinen Stils daherstolziren.

Paolo Veronese ist ein ganz sinnlicher Maler, man könnte ihn unter die Naturalisten zählen, denn im Colorit ist er öfters ein Zauberer. Wer auf seiner Hochzeit zu Kana keinen Christus und keine Apostel als Idealgestalten findet, der kann sich ein fröhliches Gastmahl darunter denken; der Reichthum der Composition, die lebendigen Charaktere, die verschiedenartigen Gesichtszüge und Mienen, die fröhliche Gesellschaft, die kunstreiche Uebereinstimmung der Localtinten in ein Ganzes erregen die Aufmerksamkeit, man freut sich mit den dargestellten Personen und lernt einen in seiner Art großen Maler kennen, dessen Kunst auch dem höher begeisterten Sinne Achtung entlockt.

Originalität und Plagiate in der Malerei.

Zuweilen hängt die Losung der bloßen Naturnachahmung auch mit falscher Sucht nach Originalität zusammen. Die Eröffner einer neuen Bahn wollen keinem Vorgänger etwas, Alles nur der Natur verdanken. Das heißt von vorn anfangen, gleichsam die Kunst neu erfinden wollen. Da aber eine Menge vortrefflicher Werke vor unsern Augen existiren, so sind an solchen übereifrigem Verfahren leicht die Barbaren zu erkennen. Jede Wissenschaft und Kunst hat sich nach und nach gebildet, ist nicht auf einmal, wie aus dem Schädel Jupiter's entsprungen; so, sollte ich glauben, ist es auch mit der bildenden Kunst. Rafael fing nicht, um Original zu sein, allein mit Copirung der Natur an; er, der die Malerei auf den höchsten Gipfel brachte, würde ohne das Studium der Kunstwerke seiner Vorgänger nicht geworden sein was er war; er war genau bekannt mit den Werken des Giotto und des Masaccio, welche schon einen größern Stil hatten als sein Meister Pietro Perugino.

Rafael hat ganze Gruppen von diesen ältern Malern genommen,

oder nach heutiger Sprache gemaust (wie das aus dem Paradies getriebene erste Menschenpaar in den Logen aus einem Gemälde des Masaccio alle Carmine zu Florenz), aber solche nun Rafaelisch wiedergegeben. Mit materiellem Sinne gesehen, sind es die nämlichen Gruppen, aber mit Rafael'scher Schönheit wiedergegeben, was freilich nicht für alle Augen sichtbar ist. Das ist ein Raub wie der eines Kriegshelden, dem die Beute als Lohn seiner Tapferkeit zum rechtmäßigen Eigenthum wird. Wenn aber ein unfähiger Maler oder Dichter stiehlt, so wird man das Plagiat sogleich gewahr, daß man lachen möchte, gleichsam wie über einen lumpigen Kerl, der mit etwelchen Stücken kostbarer Kleidung bedeckt ist, und halb wie ein Senator, halb wie ein Gauner aussieht. Und ich möchte wissen, wie man eine Figur von einem Maler des modernen Schlags zu einer Gruppe des Rafael gesellen könnte, ohne zu fragen: Wie kommst denn du hierher, ohne ein hochzeitliches Kleid anzuhaben?

Studien der ältern und der neuern Maler.

Die französische Schule, David an ihrer Spitze, machte die Kunst zu einer rein mechanischen Beschäftigung. Das Studium in den französischen und andern europäischen Kunstschulen ist ganz mechanisch: die meisten Maler bedienen sich selbst zu den elendesten Beiwerken, den Waffen, Stühlen, Tischen, Bänken, der Natur. Tischler und andere Handwerker müssen hierzu die Modelle machen; diese Modelle werden bemalt, vergoldet, sodaß die sklavische Copie danach oft höchst natürlich wird, wie wenn dies eine Hauptsache wäre. Hat ein solcher Maler seine Skizze entworfen, alsdann läßt er alle Figuren modelliren, oder er modellirt sie selbst, wenn er darin Uebung hat; hierauf werden diese Puppen mit den Gewändern drapirt und in einen Kasten, der durch ein Loch von oben erhellt ist, in die Reihe gestellt, wie die Composition solche anordnet. Kein Finger, keine Zehe wurde ohne Modell gemacht; daher zeichnen die Meisten dieser Maler richtig, und oft richtiger als geistreiche Künstler; in den einzelnen Theilen sieht man Natürlichkeit, aber das Ganze ist naturwidrig, weil es nicht durch den Geist der Kunst belebt ist. Selbst an den Figuren Poussin's sieht man schon die Gliedermänner, die Gewänder und deren Falten sind meistens ohne Geschmack wie an bekleideten Gliederpuppen; aber die heutige französische Schule hat in der Bildung der Figuren gar keinen andern Begriff, als den der mannequin ihr gibt.

Ich bin nicht dagegen, daß man sich der Hülfsmittel bedient, aber sie dürfen nur als Motiv gebraucht werden; nur höchst selten können solche Mittel ganz brauchbar sein, sie sind nur ein Anlaß, um nicht gegen die Wahrscheinlichkeit zu fehlen. Die größten Maler des

Jahrhunderts bedienten sich selten solcher Zufluchtsmittel, wie Modell und Gliedermänner, ihre Betrachtungen erstreckten sich auf der Kunst wichtigere Gegenstände, und doch sind Rafael und Michel Angelo ewige Muster auch der Drapirung. Rafael sah oft unter seinen Schülern bei ihrem Treiben unter sich angenehme Gruppen; diese entwarf er flüchtig, damit ihm die ungekünstelten Stellungen nicht entfliehen möchten. Ihre Umrisse verglichen sie öfters mit der lebendigen Natur, um zu sehen, ob die Regeln der Wahrscheinlichkeit nicht verletzt seien; denn den menschlichen Körper in seinen Anatomie kannten sie gründlich genug, daß sie deshalb nicht bei jeder Gestalt ein Modell zu stellen nöthig hatten. Wer die Natur in ihren allgemeinen Formen und Wirkungen genau kennt, dem ist leicht, ihre Theile zu kennen. Es ist aber nicht genug, daß man den Menschen in seiner Körperhülle allein kennt, man muß auch seinen Geist und Gemüth kennen, um eine schöne, belebte Gestalt erscheinen zu lassen. Das ist das Hauptsächlichste im Studium der Natur; wer diese Kenntniß sich lebendig theilhaftig gemacht hat, dem ist das Uebrige ein Spiel, wie dem Coloristen, der die Uebereinstimmung der Farben kennt, die Localfarbe ein Leichtes ist.

Dem elenden Kunstgeschmack der neuern Zeit stand und strebte Niemand ämsiger entgegen als

Asmus Carstens,

der im Jahre 1798 zu Rom in dürftigen Umständen starb.

Carstens malte selten in Oelfarben, da er weder Uebung noch Kenntniß dieser Gattung Malerei hatte; er verfertigte statt dessen Zeichnungen, oder malte in Tempera oder Aquarell auf gefärbtes Papier. Er war öfters incorrect in den Theilen der Körper, aber immer von großer Idealform im Ganzen der Gestalten und in der Composition.

Die Gegenstände, welche er zu seinen Compositionen wählte, waren meistens aus griechischen Dichtern genommen, und theils dramatischer, theils allegorischer Natur. Unter den erstern waren manche mehr poetisch als malerisch dramatisch, wie Oedipus, der durch seinen Boten erfährt, daß er seine Mutter geehelicht und seinen Vater erschlagen hat. Das kann man in dem Gemälde nicht lesen; bei dem dramatischen Dichter theilt sich dergleichen durch Worte mit, aber die dramatische Malerei hat nur Handlung und Physiognomie, um sich verständlich zu machen, und selbst der belesenste Beschauer wird oft eine Darstellung nicht erkennen, wenn sie nicht malerisch dramatisch ausgedrückt ist.

Oft aber gelang dem Carstens dieser Ausdruck; das Vorzüglichste in dieser Art ist der Besuch der Argonauten bei dem Centauren Chiron in seiner Höhle. Orpheus sitzt und singt, indem er die Leier schlägt; der Centaur hat schon gesungen, denn auch er hält unter dem Arm

eine Leier und blickt der Musik des Orpheus halber den Jason vergnügt an, indem er mit dem Hufe vor Freude im Boden wühlt. Jason, eine schöne Heldengestalt, sieht gegen den Centauren, seinen Wirth, er scheint vergnügt, daß der gerechte Centaur dem Orpheus den Preis der Musik zuerkennt. Hinter dem Jason stehen liebliche Gruppen: die beiden Dioskuren, Kastor und Pollux, sich umschlingend; auch sind zu sehen die Söhne des Boreas, Zethus und Kalais; an einen Felsen lehnt sich Telamon. Hercules sitzt, er hält in einem seiner Arme den Hylas, welcher an den rechten Schenkel des Hercules sich anlehnt; eine schöne, im Sinn der Alten gezeichnete Gruppe. Auf der linken Seite des Centauren sitzt Peleus, seinen Sohn Achilles umfassend; noch andere Helden stehen in der Grotte und hören dem lieblichen Gesange, der auch die Thiere herbeilockt, zu. In dieser Darstellung erkennt man die Handlung, ohne daß man die Hymnen des Orpheus oder den Apollonius gelesen hat.

Ein anderes Gemälde, in Tempera, die Ueberfahrt über die Gewässer der Unterwelt (nach Lucian), ist ein Bild von höchst schöner Gruppirung, eine Zeichnung von großem Stil, im Geiste Michel Angelo's; nur ist der an dem Mastbaum gebundene Tyrann, welcher dem Reiche der Todten entrinnen wollte, als solcher nicht kennbar genug; der Schuster Mycill sitzt auf seinem Nacken mit einem muthwilligen Gesicht; die Parze Klotho liest die Musterrolle der Verstorbenen ab; viele der Schatten spotten des Tyrannen nach der Weise des italienischen Pöbels; allerlei Affecte sind ausgedrückt: freiwilliges Sichhingeben in die Behausung der Nacht, und Gram um das verlorene süße Leben. Charon, mit dem Steuerruder in der Hand, ist eine trotzige Gestalt. Das Colorit a Tempera ist gut und dem ernsthaften Gegenstand angemessen. Ein Gegenstück stellt die Schattengestalten dar, welche auf den Wink des Charon in den Kahn steigen: der Tyrann weigert sich, aber der Schuster Mycill schiebt ihn mit Gewalt zum Kahn, Scepter und Krone muß er zurücklassen.

Eine der vortrefflichsten Zeichnungen von Carstens ist Homer, wie er den Griechen die Iliade singt: das Volk in mannichfaltigen Gestalten und Physiognomien steht um ihn herum, Weltweise, Helden, phönicische Kaufleute und der Pöbel sind in ihren Stellungen, Mienen u. s. w. jedes verschieden charakterisirt. Ueberhaupt sind die Physiognomien der Carstens'schen Zeichnungen individuell, ohne alltägliche Porträtgesichter zu sein. Allzu porträtartige Physiognomik erträgt kein Gemälde von großem Stil, allwo der Pöbel zwar Pöbel bleibt, doch aber durch die Kunst zu einem Ideal in seiner Art erhoben wird, indem ihm die kleinlichen Züge genommen werden, die zur Belebung der Darstellung unnütz sind.

Auch symbolische oder allegorische Figuren, zum Theil nach Beschreibungen antiker Gemälde oder Basreliefs, zeichnete Carstens in einem großen Stil, und sie sind oft malerischer als seine dramatischen Scenen, welche bisweilen zu sehr poetisch-dramatisch aufgefaßt sind und nicht für die bildende Kunst passen. Schöne Idealfiguren sind seine Parzen: sie singen aus dem Buche des Schicksals; die rächende Nemesis mit der Geißel erwartet die Stunde ihres Amts. Auch die Geburt des Lichts ist in einem großen Stil gezeichnet, wobei er sich durch die Schöpfung des Michel Angelo begeistert zu haben scheint.

Carstens war ein Künstler von Genie und guter Gesinnung; er hob sich aus einer elenden Zeit heraus, umfaßte die Malerkunst nach verschiedenen Seiten, wie es keiner seiner Zeitgenossen vermochte, und noch immer hat in seiner Art nichts Besseres das Tageslicht erfreut als seine Arbeiten. Er war ein Schüler des Rafael und Michel Angelo, nicht weniger der griechischen Sculptur; hätte er in einer Zeit guten Kunstsinns, wie jene großen Maler, gelebt, so ist nicht zu zweifeln, daß er mit ihnen auf Einem Stuhle hätte sitzen dürfen.

Ein heilsames Buch.

Von

Karl Grün.

Als vor Jahren sich kein Verständiger darüber täuschte, wohin die stolzen Wellen von 1848 verlaufen würden, hatte ich eine Unterredung mit einem Staatsmanne des Westens, der in Frankreich so etwas wie „die Rothe" kommen sah. Ich will die Zeit näher bestimmen: es war im Sommer 1851. Zu seiner „Rothen" schüttelte ich den Kopf, wie ich denselben seit dem 1. März 1848 beständig geschüttelt hatte, als ich das republikanische Paris betrat. Im weitern Gespräch, als ein Wort das andere gab, sagte ich dem Staatsmann: Wissen Sie, was vom Rhein bis Madrid den Völkern fehlt, und folglich auch den besten Ministern? — Nun? — Eine kirchliche Reformation! — Der Staatsmann runzelte die Stirn, dachte eine gute Weile nach, und sagte endlich, wie überrascht: Da mögen Sie Recht haben. — Und in der That glaube ich noch immer, daß ich Recht gehabt. Die französischen Revolutionen haben alle miteinander in der großen Bewegung romanisch-katholisch gehandelt, und deshalb wurden sie von Freunden wie von Feinden begriffen, und von den Letztern, die noch romanisch-katholischer auftraten, in den Sack gesteckt. Dagegen wurden die Denker in Frankreich, z. B. Proudhon, die germanisch-protestantische Begriffe hatten, von der Masse nie verstanden und blieben, trotz aller Verdienste, trotz aller Betonung

ihres Wollens, immer das fünfte Rad am Wagen. Eine Masse, die sich im Fühlen und allgemeinen Denken nicht von der Autorität, dem passiven Gehorsam, entwöhnen gelernt hat, wird es im Wollen und Handeln nie über die Emeute hinausbringen; denn die Emeute ist gerade der instinctive Act der Revolution, das „göttliche" massenhafte Losstürmen. Ein Volk muß, ehe es zur politischen, organisirten Freiheit reif wird, sich in seinem innersten Gewissen frei gemacht haben; es muß sich erst über die himmlischen Dinge klar gemacht haben, bevor es seine irdischen vernünftig einrichten kann. Ich bin sehr weit entfernt, die deutsche oder die schweizerische Reformation in ihrer Erscheinungsform des 16. Jahrhunderts zur Panacee zu erheben; aber derselbe Inhalt, derselbe Proceß im Bewußtsein muß durchgekämpft sein — sonst gehört man nach Rom, zuerst in das Rom der Päpste, hernach in das der Cäsaren.

Proudhon's neuestes Buch „Philosophie du progrès" (Brüssel 1853) ist abermals zu weit über diesen Brennpunkt hinaus. Es anticipirt wieder ein Publicum, das vom Katholicismus aus, oder vielmehr von der katholischen Indifferenz aus, sich mit dem neuesten Gedanken, mit den Resultaten der modernen Philosophie vermitteln soll, während es die Reformation und die aus ihr hervorgehende Stimmung mit seiner springenden Kritik etwas vornehm abthut. Proudhon will nämlich beweisen, die Wahrheit habe kein Kriterium als sich selbst, oder wie wir zu sagen pflegen, die Idee sei Entwickelung, autonomes Fließen; und die Reformation ist ihm deshalb so wenig, weil das äußerliche Kriterium des Papstes und der Tradition nur in die Hände jedes Getauften gegeben worden wäre: „das war das Resultat der Reformation". Ganz abgesehen davon, wie viele Franzosen den wortkargen Kritiker dabei verstehen, wäre es wol der Mühe werth gewesen, diese Individualisirung des Kriteriums, diese Vermenschlichung des Prüfsteins der Wahrheit, als etwas unendlich Kostbares, als den größten Widder darzustellen, der noch je gegen ein Festungsthor gestoßen worden ist. Wie denn auch Proudhon zwei Seiten weiter zu dem naiven Geständniß kommt: „Sobald man die specielle Autorität verwirft, um das besondere Gefühl an deren Stelle zu setzen — heißt das nicht das Band des Glaubens zerreißen und an die Vernunft appelliren?" Nun freilich heißt es das, und gerade die Völker der politischen Freiheit, die Schweizer, die Engländer, die Amerikaner, die Holländer, sind von dieser Volksphilosophie ausgegangen; Luther's Satz von der Selbstvermittelung des Menschen mit dem Ewigen, Unendlichen, ohne Heilige, Messe und Priester, ist noch immer die nothwendige Voraussetzung, wo irgend ein Volk es zu einem freien und vernünftigen Staatsleben bringen will. Luther ist freilich noch nicht die Philosophie, auch Zwingli

Digitized by Google

nicht, auch Calvin nicht; aber sie oder vielmehr ihre Thaten sind und bleiben die einzige Möglichkeit rationeller Volksbildung. Eine katholische Philosophie, wenn das Epitheton nicht blos ein ornans ist, wird nie um etwas gescheiter sein als ein katholischer Staat. Und gerade Proudhon's Sache wäre es gewesen, den Fluch der religiösen Reaction in Frankreich anzugreifen, was recht gut in Paris geschehen konnte, anstatt eine Ontologie des Fortschritts zu schreiben, mit der man nach Brüssel flüchten muß.

Das heilsame Buch, das ich meine, ist vielmehr: „Études sur les réformateurs du 16me siècle, par V. Chauffour-Kestner" (2 Bde., Paris 1853). Dasselbe enthält eine Studie über Ulrich von Hutten, sowie eine andere über Ulrich Zwingli. Der Verfasser ist ein Advocat von Colmar im elsässischen Oberrhein, ein Mann, der seine Studien theils in Frankreich theils in Deutschland gemacht hat und seit dem Staatsstreich flüchtig in Zürich lebt, wo er seinem Vaterlande und der Menschheit jedenfalls nützlicher ist denn als Repräsentant in der pariser Nationalversammlung. Nur im Exil, befreit von der Advocatur und dem Schlendrian, ist es ihm möglich geworden, alten Neigungen und Lieblingsstudien zu folgen und seine beiden ebenso sauber verfaßten als klar und gründlich geschriebenen Bände ans Licht zu bringen. Hr. Chauffour kann mit Dupont de Nemours, einem der Väter der französischen Nationalökonomie, sagen: „Wenn Die, welche arme Schriftsteller zu betrüben glaubten, indem sie sie aufs Land schickten, den Preis der süßen Muße gekannt hätten, die sie ihnen verschafften, so würden sie sie in dem Wirbel von Paris gelassen haben."

Die „Studien über die Reformatoren des 16. Jahrhunderts", weil sie von Deutschland und der Schweiz handeln, sich auf deutsche Quellen stützen — der Verfasser hat Leopold Ranke, Meiners, Ulrich Hutten, Zwingli, lateinisch und deutsch, sogar Zeller's „Theologische Jahrbücher" studirt — sind dem Inhalte nach für den Deutschen nichts Neues; es ist eben Alles Fleisch von unserm Fleisch. Was aber interessant für uns ist, das ist die französische Be- und Verarbeitung dieses germanischen Stoffes, seine Erscheinung in conciser und eleganter Sprache, und vor allen Stücken der gediegene, den Franzosen im Ganzen noch immer so neue Standpunkt.

„Die Freiheit ist die unbändige Tochter des Bewußtseins!" das lautet freilich anders als Guizot's „Theilnahme an der Gewalt", oder als die „Regierung des Volks durch das Volk", und wie die Zauberrecepte alle geheißen haben.

„Der Forschritt der Civilisation besteht darin, die Freiheit vom Joch der Natur und der Institutionen loszulösen." Also auch der Institutionen, welche sonst immer für das Fixe, Classische, Absolute

gelten, während sie dem freien Bewußtsein so oft als starre Eisdecke aufliegen.

„In der langen Geburt zur Freiheit hat die Reformation den Ruhm gehabt, für die Freiheit ihr Heiligthum selbst, das Bewußtsein, zu fodern und zu erobern.“ Danach scheint es, als ob die neue Geschichte wirklich 1517 angefangen hätte, und zwar zu Wittenberg, und nicht in der sogenannten Renaissance Franz' I. Die gründliche Auffassung deutschen Geisteslebens von seiten des Verfassers, dem sein Gegenstand bei aller Objectivität der Behandlung zum subjectiven Eigenthum geworden ist, verläßt ihn nirgends. Ueberall fühlt der liebenswürdige Elsasser den Springpunkt der Ereignisse, den Kern der Thaten heraus. Zwingli lebte bekanntlich einmal zu Einsiedeln, im Lande Schwyz, in der „Hauptstadt des Aberglaubens“; dort predigte er: „Christus ist euer einziger Mittler, und der einzige Weg Maria zu ehren ist, Glauben und Vertrauen in ihren Sohn zu setzen, den Armen aber die Summen aufzuheben, die man auf ihre Bilder verwendet.“ Hr. Chauffour bemerkt dazu: „Bis auf die Errungenschaften der neuen Philosophie das mächtigste Befreiungswort, das seit Christus in der Welt gesprochen worden!“

Ueberhaupt entgeht die sociale und politische Seite der großen deutschen Bewegung dem Verfasser nirgends. Er vermerkt es wohl, wie Ulrich Hutten an den Kurfürsten von Sachsen schreibt: „Wenn wir die Klöster zerstören, unsern Geldern den Weg nach Rom versperren, so haben wir viele Mittel, nützlich zu werden. Dann können wir Armeen gegen die Türken aufbieten, viele Unglückliche erhalten, die das Elend jetzt zum Diebstahl treibt, die Wissenschaften fördern, der Armuth beispringen, die Tugend ermuthigen. Dann geben wir die eine Hand den Böhmen, die sich vor uns der räuberischen Brut entledigt haben, die andere den Griechen, die sich blos von der römischen Tyrannei lossagten.“

Hr. Chauffour sagt zwar noch hin und wieder: „Wir Franzosen“, aber er hat so sehr den bekannten Nationaldünkel abgethan, daß er wahrhaft naiv in seiner Harmlosigkeit wird. Er erzählt, Franz Lambert, ein Mönch von Avignon, habe sich nach Bern geflüchtet, und der berner Reformator Haller schreibe über ihn an Zwingli nach Zürich: „Er hat über die Kirche, das Priesterthum, die Messe, die kleinen römischen Traditionen, den lächerlichen Aberglauben und die Heuchelei der Mönche vortreffliche Sachen gesagt. Nicht, als ob das neu für uns wäre; aber von seiten eines Franzosen — unerhört.“ — Mit derselben Harmlosigkeit wird uns berichtet, Hutten habe auf seiner römischen Reise bei Viterbo fünf Franzosen getödtet und in die Flucht geschlagen, weil sie Uebles vom deutschen Kaiser Max geredet. Zu

keiner französischen Historie, von Rollin bis Lamartine, wird solch ein Factum eingeräumt — Hr. Chauffour gibt es ohne Verwahrung und Bemerkung. Ebenso wenig ficht es ihn an, daß Zwingli so unaufhörlich gegen die Militärcapitulationen der Schweizer donnerte, die seit der Schlacht von Marignano mit den französischen Königen geschlossen worden waren. Jeder Franzose alten Stils hätte diese Opposition gegen den „ältesten Verbündeten" im Vorbeigehen gerügt; für Hrn. Chauffour dagegen ist und bleibt Zwingli der „größte Logiker der Reformation", und er findet es tragisch, daß Zwingli in der Schlacht bei Cappel von „einem jener Pensionäre" durchbohrt worden sei, „gegen die er so unaufhörlich gekämpft".

Nichts ist discreter und unparteiischer als die Behandlung der Bauernaufstände und der Wiedertäufer in vorliegendem Buche. Vollkommen klar über das atomistische, auflösende Wesen der Letztern, wehrt doch der Verfasser alle Absurditäten oder Abscheulichkeiten von ihnen ab, die man auch in jüngster Zeit den Rothen und Socialisten so ohne allen Beweis zur Last geschrieben hat, z. B. Polygamie oder Agamie, von der er sagt, sie gehöre lediglich nach Münster, habe aber mit Leuten wie Mantz und Grebel in der Schweiz nichts zu schaffen. Er weist nach, wie Zwingli von allen Reformatoren allein die politischen Folgerungen „christlicher Freiheit" gewürdigt habe, indem er die Bauern des Cantons Zürich von der Leibeigenschaft befreit, und er citirt das Schlagwort eines andern Hauptes der Reformirten, das noch immer die höchste Staatsweisheit Altenglands, leider nicht aller protestantischen Staaten ausmacht: „Man kann nicht wegen einer Doctrin bestrafen, man muß sie widerlegen. Man sage nicht von dieser Lehre (der Wiedertäufer), sie können Unruhen verursachen. Wartet mit der Strafe, bis die Unruhen stattgefunden haben. Sonst müßte man die Kinder in der Wiege tödten, damit sie nicht etwa Räuber und Mörder werden!" (Bretz bei Füßly.)

Im Grunde aber, was wundern wir uns über die germanische Auffassung dieses Exrepräsentanten der pariser Legislativen? Kann er dafür, daß er an die Seine, anstatt nach Augsburg oder Regensburg deputirt worden? Oder kann er dafür, daß sein schönes Land am Abhange der Vogesen jenen von ihm beschriebenen Kampf der Reformation noch als oberdeutsche Provinz durchgefochten hat? Wer räumte die Scholastik im Elsaß auf? Dringenberg zu Schlettstadt und Wimpheling zu Strasburg. Wer war Pyrkheimer, der Freund und Correspondent des großen Hutten? Ein Elsässer. Wie hießen die Männer Gottes, die mit Zwingli das Werk der Befreiung in Oberdeutschland ausführten? Capito und Bucer zu Strasburg. Gehörte doch die Freie Reichsstadt Strasburg in erster Reihe mit zu der civi-

tas christiana, zu dem Schutzbündnisse wider den Sonderbund und den katholischen Ferdinand von Oestreich! Art kann nicht von Art lassen. Sie haben es dem alten Arndt gleich nach den Franzosenkriegen gesagt: Macht etwas Ordentliches aus Deutschland, so kommen wir wieder zu euch. Sie haben es dem Freiburger Welcker gesagt, als er noch Geheimrath und Vertrauensmann des liberalen Volks, und der badischen Regierung abgesetzter Professor war. Sie haben es auch mir oft gesagt.

Und schließlich ist es doch nicht ganz richtig, daß wir Deutsche aus Hrn. Chauffour's „Studien" nichts lernen können. Wir mögen zuerst daraus lernen, über abstracte Dinge menschlich verständig zu reden. Es gibt in Deutschland noch immer zu wenig Gelehrte, die etwas lehren können; noch immer zu Viele, die froh sind, wenn sie sich selbst verstehen. Die Bedeutung der Prädestinationslehre sowie des Abendmahlsstreits — „dies ist mein Leib" — sind bei Chauffour vortrefflich behandelt. Und da ist noch ein Elsässer, der zu Strasburg verstorbene Professor Wilm, aus dessen vierbändiger „Histoire de la philosophie depuis Kant jusqu'à Hegel" die deutschen Universitätsdocenten das Allergründlichste lernen können, nämlich das Gründliche gründlich-verständig vorzutragen.

Aber noch etwas ganz Anderes sollen wir, d. h. die Nation, von Hrn. Chauffour profitiren, nämlich welche Seite der Reformation unsers besondern Studiums, unserer ernsten Fortführung würdig ist. Der Landsmann Pyrkheimer's, Bucer's und Capito's hat sich nicht umsonst den schlagfertigen Hutten, den Wager, und den Feldprediger Zwingli, den Bannerträger, herausgesucht; er faßt die Reformation da, wo sie Hand und Fuß hat, wo sie schreitet und greift, ins Leben, in den Staat, in die Gesellschaft hinein. Es reicht aber nicht aus, heuer lutherisch und melanchthonisch zu sein, auf die Bauern zu schimpfen wie auf Heinrich VIII. oder auf das babylonische Scheusal, und ein Grauen zu empfinden vor der Vermenschlichung des Abendmahls, als ob man den Antichrist wittere. Zwingli hat trotz alledem und alledem den Staat christlich gemacht, die Gesellschaft reformirt, und niemals ein „weit herübergebogenes" Abkommen mit der Feudalität getroffen; Calvin hatte trotz alledem und alledem die politische Ader im Leibe, und in dieser Ader Blut, und in diesem Blut Eisen, ohne welches Eisen das Blut stagnirt und faul wird. Und als in England die katholische Reaction eintrat unter der Schwarzen Maria, und die englischen Presbyterianer landflüchtig werden mußten, gleich den Vertheidigern der republikanischen Verfassung Frankreichs, da fanden sie namentlich in Zürich dieselbe gastfreundliche Aufnahme, wie Hr. Chauffour sie heute findet. Und wahrscheinlich prägte sich ihnen damals das Bild des

christlichen Staats, des reformirten Staats tief in die empfänglich englische Seele, gerade wie der elsässische Flüchtling heute mit frohem Entzücken entdeckt, wo die Wurzeln menschlicher Freiheit liegen. Und als die Presbyterianer heimkehren, da werden aus ihren Kindern, Puritaner, und aus deren Kindern Independenten, und aus den Independenten erhebt sich die glorreiche Gestalt Englands, der Feldherr und Staatsmann der Neuen Welt, Oliver Cromwell, jeder Zoll ein Held, jeder Zoll ein Protestant. Und diesen Oliver Cromwell, diese heilige Schar der Rundköpfe, diese Krieger und Sieger des Lichts und der Freiheit — die prakticirt Niemand wieder aus der Geschichte heraus.

Ueber August Hagen's „Geschichte des Theaters in Preußen“.

Von

Karl Rosenkranz.

Seit Gervinus' „Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ ist für die Geschichte des deutschen Theaters wieder viel geschehen. Robert Prutz in seinen Vorlesungen über dieselbe entwickelte sie sowol in ihrer allgemeinen Gruppirung zu größerer Uebersichtlichkeit, als er auch in den Anmerkungen das Detail nach vielen Seiten hin mit neuen und interessanten Aufschlüssen erweiterte. Auf ihn folgte die Arbeit von Devrient, die vorzüglich die Gestaltung der Bühne selber, die Schicksale der Schauspieler und die Veränderung in der Manier des Spiels sich zur Aufgabe machte. An diese höchst verdienstlichen Werke schließt sich nun eine Arbeit an, für welche ich hier das Wort nehme, die Aufmerksamkeit auf sie hinzulenken, weil ich fürchte, daß sie zu sehr übersehen werden könnte.

Es besteht in Königsberg eine patriotische Gesellschaft, die „Prussia“, die alle noch vorhandenen Alterthümer, Sagen, Sprüche, Charakterbilder, Merkwürdigkeiten, naturgeschichtliche Eigenheiten der Provinz sammelt und die Resultate dieser Sammlungen in einer eigenen heftweis erscheinenden Zeitschrift, den „Neuen Preußischen Provinzialblättern“, herausgibt. In dieser Zeitschrift hat der als Kunsthistoriker und Kunstnovellist rühmlichst bekannte Professor Dr. A. Hagen vom Jahre 1850 ab (Bd. X, Heft 3) bis jetzt eine fortlaufende „Geschichte des Theaters in Preußen“ gegeben, die im vorigen Jahr bis zur Werner'schen Periode gekommen ist und demnächst ihren Schluß erreichen wird.

Diese Arbeit ist das Product einer unendlich mühsamen und weit-

läufigen Vermittelung, von welcher eigentlich nur Derjenige einen genauen Begriff hat, der Aehnliches selber versuchte. Das Material einer solchen Geschichte ist in Rechnungen, in Anschlagzetteln, in Contracten, in Zeitungsannoncen und Recensionen, in Broschüren und Kupferstichen zerstreut. Dies an sich dürftige Material muß gesammelt, gesichtet, gruppirt, gestaltet werden. Hagen hatte aber außerdem die schwierige Aufgabe zu lösen, das rechte Maß seiner Arbeit innezuhalten; denn von seiten der Poesie greift natürlich die Geschichte des Theaters in Preußen in die Geschichte des deutschen Theaters überhaupt ein und ebenso gehört die Geschichte eines Schauspielers oft den verschiedensten Bühnen an. Um nun die Theatergeschichte Preußens zu erzählen mußte Hagen den Vorgrund des deutschen Theaters miterscheinen lassen, ohne doch sich zu weit in dieser Voraussetzung zu verlieren. Unter Preußen versteht er das Königreich Preußen, das auch noch gegenwärtig nicht zu den deutschen Bundesstaaten gerechnet wird. Es sind vorzüglich drei Theater, deren Geschichte er verfolgt, das von Danzig, Elbing und Königsberg. Nächstdem findet das Theater von Riga die meiste Erwähnung, da Kurland ein wesentlich von deutschen Colonisten begründeter Staat ist, der erst gegenwärtig der nach Universalherrschaft auf unserm Planeten strebenden Russificirung anheimgefallen ist. Noch im vorigen Jahrhundert war der Verkehr mit Riga sehr lebhaft. Classische Werke unserer Literatur sind in Riga verlegt worden, bei denen man jetzt gar nicht mehr daran denkt, wie es möglich gewesen; Kant's „Kritik der reinen Vernunft" ist 1781 und Herder's „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit" sind 1785 bei Hartknoch in Riga erschienen! Unter diesen vier Städten bildet sich Königsberg immer entschiedener als der Centralpunkt der höhern Cultur hervor, sodaß auch die Geschichte seines Theaters den natürlichen Mittelpunkt der ganzen Darstellung abgibt. Hagen unterscheidet folgende Perioden: 1) die Anfänge des Theaters bis zur Zeit des Kurfürsten Georg Wilhelm; 2) die gelehrte und die praktische Bühne in ihrer Wechselwirkung bis zur Zeit Friedrich's II; 3) die Periode bis zum Hubertusburger Frieden; 4) von da bis auf die Gegenwart, welche die provinzielle Eigenthümlichkeit des Theaters immer mehr aufhebt, durch das immer häufiger werdende Gastspiel das Aufkommen einer charakteristischen Schule verhindert und nun vollends mit der Ostbahn uns in das Nivellement der allgemeinen Centralisation hineinreißt. Findet sich jetzt ein bedeutenderes Talent auf unserer Provinzialbühne, so können wir mit Gewißheit darauf rechnen, es bald zu verlieren. Berlin ist der nächste Attractionspunkt, der dasselbe absorbirt, wie wir noch im letzten Decennium Lina Fuhr, die Arens, Weirauch, Düffke und Andere dahin verloren haben. Es ist mit den heu-

tigen Schauspielern wie mit den Beamten, die sich auch schon gewöhnen, Königsberg nur als ein Vorzimmer für Berlin, als einen Durchgangspunkt ihrer Carrière anzusehen.

Hagen hat nun seine Geschichte mit einem unübersehlichen Reichthum von allgemein interessanten culturgeschichtlichen Thatsachen, mit Biographien von Dichtern, Schauspielern, Theaterliebhabern, Decorationsmalern, mit pikanten Charakterzügen und Anekdoten ausgestattet, sodaß man fortwährend auf das angenehmste unterhalten wird, während man zugleich sich gründlich belehrt. Er hat uns durch zweckmäßige Proben in den Stand gesetzt, selber urtheilen zu können. Er hat so viel Dunkles aufgehellt, so viel Neues und Ueberraschendes an das Tageslicht gezogen, er hat uns mit solcher Anschaulichkeit in die Mysterien der Coulissen eingeführt, daß seine Geschichte auch außerhalb unserer Provinz gelesen zu werden verdient. Namentlich ist ihm die Schilderung der Ackermann'schen, Koch'schen und Schuch'schen Truppe in hohem Grade gelungen. Auch hat er nicht vergessen, dem theatralischen Avers den Revers hinzuzufügen und die Geschichte der Theaterkritik zu erzählen, wobei er manche höchst originelle Figuren, wie Jester, der Vergessenheit entrissen hat.

Aber dies buntfarbige, treffliche Mosaikgemälde eines wichtigen Culturprocesses, das an so vielen Stellen der eingangs erwähnten Werke berichtigend und ergänzend eingreift, würde doch in Gefahr stehen, unbillig ignorirt und wenig benutzt zu werden, solange es nur in unsern Provinzialblättern steht. So schätzbar dies Organ ist, wo es sich um rein provinzielle Angelegenheiten handelt, so wenig ist es geeignet, Arbeiten zur Anerkennung gelangen zu lassen, die, wenn sie auch an irgendwelchem Punkte der provinziellen Cultur anknüpfen, doch zugleich ein allgemeines Interesse für ganz Deutschland und darüber hinaus haben. Solche Arbeiten sind so gut als ungeschrieben, wenn sie in den Provinzialblättern abgedruckt werden. Es kann uns ein wehmüthiges Gefühl beim Anblick so manchen trefflichen Aufsatzes in dieser Zeitschrift beschleichen, weil wir wissen, daß er nicht an seine eigentliche Adresse, an die Nation, gelangt. Sie verkommen innerhalb der provinziellen Schranke, aller Gelehrsamkeit und allem Geist zum Trotz, die in ihnen stecken können.

Ich spreche daher den Wunsch aus, daß es dem geehrten Verfasser gefallen möge, seine Geschichte aus ihrer Verborgenheit herauszuziehen und als ein selbständiges Werk erscheinen zu lassen. Jetzt ist die Zerstückelung durch vier Jahrgänge der Provinzialblätter ein zu großer Uebelstand und dies Journal selber ein Ort der Veröffentlichung von zu geringer Tragweite. Auch wird der Verfasser bei dieser Zusammenfassung seiner Erzählung zur Totalität die successive Entstehung der

Digitized by Google

einzelnen Abschnitte weniger empfindlich machen, mehr Abrundung in das Ganze und mehr Einheitlichkeit in die stilistische Abfassung bringen können. Um einen Verleger dürfte er nicht besorgt sein. Wenn man sieht, wie viel Capital bei uns von Kinderschriften kindischster Art, von Märchennaschwerk, von epischem Zuckerbackwerk, von Blumenleseguirlanden und schlechten Uebersetzungen schlechter Romane verschlungen wird, so wird doch auch noch für ein tüchtiges Buch gründlicher Forschung und angenehmer Darstellung Raum sein.

Deutsche Poesie in England.

Von

Karl Schmitt.

Wir machen uns heutzutage kaum einen Begriff mehr von der ungemeinen Geringschätzung, mit der die deutsche Literatur bis tief in das 18. Jahrhundert hinein von den andern Völkern Europas, namentlich den Franzosen und Briten, behandelt wurde. Allerdings wissen wir selbst, wie wenig in den ersten Jahrzehnden des vorigen Säculums in poetischer Hinsicht noch war geleistet worden, wie sehr auch das dichterische Gefühl abhanden gekommen war und wie mühselig danach gehascht wurde. Dennoch überrascht es uns, wenn wir heutigen Tages im Addison lesen und dort, gelegentlich einer Charakteristik der hauptsächlichen Sprachen Europas, die unserige in der nachstehenden Stelle abgethan finden. Das Spanische, sagt der berühmte Essayist, drücke die Gravität und Würde der spanischen Nation aus: „and the blunt honest humour of the Germans“, fährt er fort, „sounds better in the roughness of the high-dutch, than it would in a politer tongue.“ Gottsched's „Vernünftige Tadlerinnen“, ein Blatt, das die Hebung deutscher Poesie sich zum besondern Ziele gesteckt hat, sagen uns Das, was der Engländer noch einigermaßen höflich ausdrückt, in unverblümten deutlichen Worten. „Es ist schon eine geraume Zeit“, heißt es im 49. Stücke des gedachten Journals, „daß Frankreich und England, die beiden politesten Nationen von Europa, uns Deutsche für dumme Köpfe gehalten und in öffentlichen Schriften dafür gescholten haben.“ Um endlich noch ein Zeugniß aus Frankreich vorzubringen, wollen wir nur noch erwähnen, daß Boileau damals, als er Chapelain besonders herabwürdigen wollte, dies namentlich auch dadurch zu erreichen glaubte, daß er ihn beschuldigte, er habe der „muse Allemande“ in französischer Sprache geopfert.

Welch ein Unterschied, wenn wir von dieser Zeit uns zur heutigen wenden! Nirgends kann das nationale Bewußtsein der Deutschen eine größere Befriedigung bekommen als in Betrachtung der literarisch-poetischen Erfolge, welche die Heroen unserer Poesie, ja auch manche der Kleinern, im Auslande errungen haben. Wir wollen hierüber nicht weitläufig sein, nicht die geographische Verbreitung deutscher Literatur, nicht einen Katalog von Uebersetzungen und Bearbeitungen geben. Vielmehr wollen wir nur Ein Volk in das Auge fassen, dasjenige, bei dem wir das beste Verständniß für unsere Dichtung voraussetzen können, das uns selbst in den Zeiten poetischer Dürre zuerst mit den Schöpfungen seiner Dichter erquickte und dem wir jetzt das Entliehene und noch weit mehr zurückzahlen; keine Geschichte, nur einige Streiflichter über die deutsche Literatur in England sei im Folgenden gegeben.

Daß die Briten den ihrer eigenen Natur nicht fern liegenden Deutschen gelinder beurtheilt hätten als andere Völker, kann, wie wir oben schon andeuteten, nicht wol behauptet werden. Wir brauchen ja nur an die Schilderung des Deutschen bei Yorick in der „Empfindsamen Reise" zu denken, der den kleinen Franzosen im Theater so übel behandelt; Sauerkraut essen, sich betrinken und raufen, das war, nach damaligem Begriffe, die Lieblingsbeschäftigung der Deutschen. Eine englische Caricatur, the sourcrout-eaters unterzeichnet und aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts herrührend, zeigt uns noch einige unserer Landsleute in der eben geschilderten Thätigkeit; ein sehr dicker Herr hat eine große Schüssel mit dem Nationalgericht vor sich stehen, ein Offizier in östreichischer Uniform erstürmt eine hohe Schanze von Würsten, viele Flaschen stehen auf dem Tische und ein unaussprechliches Gefäß, mit dem Reichsadler geziert, zeigt sich unter demselben.

Heute würde man die Deutschen in einer illustrirten Völkerkunde vermuthlich in allerhand nachdenklichen, tiefsinnigen Stellungen abbilden; aus den großen Essern und Trinkern sind große Denker geworden, an denen man nur praktisches Geschick zu vermissen glaubt.

Wie dem Volke ist es denn auch dem Lande gegangen. War dies noch im vorigen Jahrhundert ein wegen seiner übeln Straßen, seiner schlechten Landkutschen und ähnlicher Annehmlichkeiten schlecht berufenes Stück Erde, so ist es jetzt in den Augen der Engländer ein romantischer, höchst poetischer Theil Europas geworden, in welchem, wie bei Bulwer in seinen „Pilgern am Rhein", Feen und Elfen gutes Quartier finden können.

Das Alles ist nun nicht der Erfolg einiger Zufälligkeiten, es liegt nicht an dem durch Prinz Albert germanisirten Hofe, noch an Neigungen der englischen großen Herren. Mag dergleichen im Einzelnen för-

Digitized by Google

dernd wirken, der ganze gewaltige Eindruck der deutschen Poesie in England ruht in ihrem eigenen Gehalte, ruht in ihr selbst.

Namen, wie Goethe und Schiller, haben die Bresche gemacht und den Weg gebahnt, auf dem unsere Dichtung in Albion einzog. Man las, übersetzte, erklärte die beiden Heroen, neben und nach ihnen wurden andere bedeutende Kräfte anerkannt, vor allem der Meister Uhland. Mit jedem Jahrzehnd, ja neuerlich fast mit jedem Jahre hat seitdem das Studium deutscher Literatur an Tiefe und Ausdehnung gewonnen und heute kommt uns selten ein Heft des vielgelesenen und geachteten „Athenaeum" zu Händen, in dem nicht in der einen oder andern Weise von deutscher Literatur die Rede ist.

Einige Einzelheiten mögen dies und weiter auch die Thatsache bewahrheiten, wie hervorragende Größen der englischen und amerikanischen Welt am deutschen Geiste gelernt und an ihm sich erfrischt haben.

Henry Wadsworth Longfellow, der berühmte Dichter aus Portland in Maine, machte zu Göttingen am Ende der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts seine ersten Studien; in den dreißiger Jahren lebte er lange in Heidelberg, mit deutscher Sprache und Dichtung lebhaft beschäftigt. Seitdem hat er sich durch poetische Schöpfungen in allen Ländern, wo englisch geredet wird, und wiederum in Deutschland selbst einen hochgeachteten Namen gemacht. Der Einfluß unserer Literatur auf ihn kann dem einigermaßen geschärften Blicke nicht entgehen; seine „Goldene Legende", viele einzelne Gedichte tragen davon die deutliche Spur. Dabei ist er ein trefflicher Uebersetzer; selbst das bekannte Volkslied vom „Tannenbaum mit den grünen Blättern", das im „Kurmärker und der Picarde" belacht wird, gleichwol aber manches leichte Lied der Neuzeit an poetischem Gehalte weit übertrifft, hat er treu und gewandt im Englischen wiedergegeben.

Ralph Valdo Emerson, dessen Vorlesungen England und Amerika gleichmäßig bewegt haben, stellt in seinen „Representative men" Goethe als Repräsentanten der writers, der Schriftsteller, hin und hat seine siebente Vorlesung dessen Betrachtung allein gewidmet. Auffallend ist uns Deutschen hierbei, daß unser großer Poet nicht als Repräsentant der Dichter hingestellt ist. Dies wird uns jedoch wenig befremden, wenn wir hören, wie Emerson den writer oder Schriftsteller definirt. Er versteht darunter den Mann, der eine ungemeine Beobachtungsgabe besitzt, welche Alles, Gewöhnliches wie Außergewöhnliches, klar durchschaut, sich hierbei aber nicht beruhigen kann, sondern das Beobachtete, scharf und richtig erfaßt, in Schriften niederlegen muß. Der Dichter, als dessen Repräsentanten Emerson Shakspeare vorführt, erscheint in diesen Vorlesungen als ein begeisterter Genosse der Zeit, in welcher er lebt, indem er es zugleich allein versteht, dem in ihr gelegenen

Drange schönen Ausdruck zu geben. Wir sehen, unser englischer Philosoph hat sowol beim „writer", wie beim „poet" eigentlich einen Dichter im Sinne; doch im letztern Falle mehr den stürmisch hingerissenen, leidenschaftlichen, im erstern Falle dagegen den, welcher beobachtend außer dem Strome steht, die Bilder beschaut, die in dem Strome sich spiegeln, und sie klar, wie er sie sah, wiederzugeben bemüht ist. Wenn nun Emerson diese letztgenannten Eigenschaften Goethe vorzugsweise beilegt, so zeigt dies von einem nicht gewöhnlichen Verständnisse unsers Dichters; auch würde vermuthlich das stürmische, feurige Element, welches der englische Autor bei ihm zu übersehen scheint, in der Schilderung mehr hervorgetreten sein, wenn Emerson mehr die Jugendwerke Goethe's studirt hätte, was nach den hier gegebenen Citaten, bei denen die Farbenlehre und der zweite Theil des „Faust" eine große Rolle spielen, nicht wol der Fall gewesen sein dürfte.

Wie dem auch sein mag — ein ernstes Studium deutscher Sprache und Literatur ist bei Emerson überall sichtbar; Gleiches gilt auch von dem ihm geistesverwandten Carlyle, welcher durch Uebersetzung neuerdings bei uns zu Lande sehr bekannt geworden ist und über dessen Wesen wir daher hier nicht weitläufig sein wollen.

Zum Schlusse dieser Bemerkungen über deutsche Literatur in England sei noch angeführt, wie die britische Muse selbst jetzt deutschen Boden sucht, um ihre Blüten darauf zu zeitigen. So hat Kingsley, ein junger aufstrebender Dichter, das Leben der heiligen Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen, in einem Drama mit vieler Tiefe und poetischen Würde dargestellt. Das fürstliche Ehepaar, der Schenk zu Vargula, der Beichtiger Konrad von Marburg — Alles das sind lebendige Charaktere, die er auf gut gezeichnetem Hintergrunde uns vorüberführt. So hat auch Longfellow dem alten Walther von der Vogelweide eine schöne Romanze gewidmet, mit deren getreuer Uebersetzung wir diese Skizze schließen wollen:

Vogelweid, der Minnesänger,
Schafft, als er die Welt verläßt,
Unter Würzburgs Dom im Kloster
Ruhe seinem ird'schen Rest.

Gibt den Mönchen seine Schätze,
All' das Seine und gebeut:
„Aetzt an meiner Gruft die Vögel
Täglich um die Mittagszeit!

Denn von diesen Wandersängern
Lernt' auch ich all meinen Sang,
Und die Lehr' will ich vergelten,
Die sie gaben gut und lang!"

Drauf verschied der Liebe Dichter
Und, erfüllend sein Gebot,
Streuten täglich Altarknaben
An der Gruft den Vögeln Brot.

Tag für Tag ob Thurm und Zinne —
Mocht' es stürmen, mocht' es mai'n —
Tag für Tag in größ'rer Menge
Flogen her die Sängerlein!

Zu dem Baum, deß dichte Aeste
Wehrten von dem Platz das Licht,
Auf das Pflaster, auf den Grabstein,
Auf des Dichters Steingesicht —

Auf den Kreuzstock jeden Fensters,
Auf die Schwell' von jedem Thor —
Neu der Wartburgskrieg entbrannte,
Den einst Dichter fochten vor!

Ihre lust'ge Weis' sie schlugen,
Sangen Lob nach jeder Seit',
Und der Name, den sie sangen,
War der Name Vogelweid.

Bis der feiste Abt einst murrte:
„Was verschwendet ihr das Brot?
Uns'rer Brüderschaft, die fastet,
Still' es künftig ihre Noth!"

Und umsonst von Thurm und Zinne,
Von dem Wall, von Waldesraft,
Kam nun, wenn es Mittag läutet',
Mancher unwillkomm'ne Gast.

Und umsonst mit lauter Kehle
Riefen um den goth'schen Bau
Nach dem Brot der Altarknaben
Nun die Sänger von der Au'! —

Zeit hat längst verwischt die Schriften
Auf des Klosters Leichenstein:
Nur die Sage weiß die Stätte
Noch von Vogelweid's Gebein.

Doch ums Münster schallt noch heute
Von dem Echo sanft erneut
Aus der Vögel Mund die Sage
Und der Name Vogelweid!

Literatur und Kunst.

Die Philosophie wendet sich neuerlich mehr und mehr dem Praktischen zu; an die Stelle tiefsinniger metaphysischer Untersuchungen treten geschichtliche und systematische Darstellungen der dem öffentlichen Leben zum Grunde liegenden Ideen. Es sind in den letzten Jahren mehre größere Werke dieser Art erschienen; so die „Geschichte der Rechts- und Staatsprincipien" von Hinrichs, die „Speculative Ethik" von Chalybäus, so namentlich das „System der Ethik" von J. H. Fichte (Leipzig, Dyk), welches kürzlich mit der zweiten Abtheilung des zweiten Bandes vollendet wurde. Der erste Band, welcher schon im Jahre 1850 erschien, enthält eine vollständige Geschichte der philosophischen Lehren von Recht, Staat und Sitte in Deutschland, Frankreich und England von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an, und ist wol die beste Geschichte der praktischen Philosophie, die wir haben, namentlich viel besser als das oben genannte Buch von Hinrichs. Der Verfasser wollte damit nicht nur den Philosophen, sondern auch den Politikern einen Leitfaden für die Orientirung an die Hand geben; er wollte zeigen, wie die Männer, welche nicht in der Erhitzung des Parteilebens, sondern im stillen Sinnen über das Wesen der Dinge ihr Leben verbrachten, zu allen Zeiten über die letzte Bestimmung des Menschengeschlechts und über den Staat als das Mittel dafür, gedacht haben; wie sie Alle, wie durch geheime Uebereinkunft getrieben, in verschiedenartigstem Ausdrucke, in scheinbar widerstreitenden Auffassungen dennoch nur dieselben Probleme zu lösen suchten; er wollte den praktisch Wirkenden fest machen in seinen Ueberzeugungen und sein Urtheil über die gegebenen Zustände verschärfen. Von diesem Standpunkte aus behandelt er nun die Geschichte der praktischen Ideen in stetem Hinblick auf die praktischen Zustände, aus denen sie hervor-

gingen oder auf die sie einwirkten. Zuerst führt er uns die deutschen Philosophen Kant, Fichte, Schelling, Hegel und Schleiermacher, sodann die theologisch gefärbte Staatslehre eines Haller, F. Schlegel u. s. w., und die ebenso dem Positiven zugekehrte der historischen Rechtsschule vor, wie sie sich bei Savigny, Puchta und Stahl gestaltete. Auf sie läßt er die englisch-schottische Moralphilosophie eines Hobbes, Wollaston, Locke, Shaftesbury, Bentham und Anderer folgen. Das dritte Buch handelt dann von den Franzosen, und wir lernen nicht nur die Lehren der eigentlichen Philosophen, sondern auch die der Politiker, eines Montesquieu, Siéyes und Mirabeau, sowie der Socialisten und Communisten bis auf Louis Blanc und Proudhon kennen.

In der ersten Abtheilung des zweiten Bandes entwickelt nun der Verfasser die Grundlage seiner eigenen sittlich-religiösen Weltansichten, indem er ein System der allgemeinen ethischen Begriffe, sowie eine Tugend- und Pflichtenlehre aufstellt, worüber er in einer ziemlich ausführlichen Vorrede nach außen hin Rechenschaft gibt. Wir folgen ihm nicht auf dieses rein philosophische Gebiet, sondern sehen zu, welche Anwendung er von seinen Principien in der zweiten Abtheilung bei der Lehre von der rechtlichen, sittlichen und religiösen Gemeinschaft macht. Hier stellt er sich die Aufgabe, in allen, auch den heterogensten Erscheinungen des Lebens und der Sitte die Immanenz der ethischen Ideen nachzuweisen und die unverrückbaren, der menschlichen Natur einverleibten Gesetze zu enthüllen. Im Glauben an diese in aller socialen und politischen Entwickelung vorhandene Wirklichkeit der Ideen trägt er kein Bedenken, mit einer gewissen Zuversicht sich zu einem Optimismus der Zukunft zu bekennen. Denn solange die Heiligkeit des Familienlebens mit ihrem unzerstörbaren Segen walte, solange kein christlicher Staat der Aufgabe sich geweigert habe, die allgemeine Volksbildung immer höher zu steigern, solange die Religion als Grundlage wie als Ziel aller Gemeinschaft walte, glaubt er, seien auch die Quellen nicht versiegt, aus denen jede gesunde Wiedererneuerung stammt. Aber dazu müsse noch eine vierte Macht kommen, die freie Genossenschaft, ein alter echt germanischer Brauch. Schon Johannes Müller habe die folgenreiche Bemerkung gemacht, „daß die Deutschen Völker in allen großen Krisen sich durch Associationen geholfen haben". Von dem Geiste der freien Genossenschaft hofft Fichte sowol in nationalökonomischer als in sittlicher und politischer Hinsicht die größten Wirkungen: denn „die Vollkommenheit des Einzelnen und die der Gemeinschaft müssen Hand in Hand gehen und können nur durch einander gewonnen werden". Sie allein werde im Stande sein, die sich oft widerstreitenden wirthschaftlichen Interessen und mit den Interessen auch die Menschen zu versöhnen. Auf politischem Gebiet, glaubt er, sei sie das einzige Mittel, den fast gänzlich abhanden gekommenen Gemeingeist und die Bürgertugend wieder zu erwecken und das Verfassungsleben zu stärken, indem sie durch Gruppirung der Bürger in Stände der Vertretung nach Kopfzahl und Census ein Gegengewicht gebe, und die Verwaltung zu befreien von dem Bann der Centralisation und Bureaukratie. In der socialen Frage, nicht in der politischen liege die Zukunft der Welt.

Von diesen Grundansichten ausgehend, entwickelt der Verfasser sein System der sittlichen Güterlehre. Die formelle Grundlage bildet die Rechtsidee,

welche in ihren Beziehungen zur Freiheit der Persönlichkeit, zum Verkehr, zur Rechtsverletzung erörtert wird. Vom Rechte schreiten wir fort zur Idee der ergänzenden Gemeinschaft, welche die Familie, die bürgerliche und Staatengesellschaft und den Organismus der humanen Gemeinschaft als einzelne Momente in sich begreift. Hier wird dann der Organismus der Stände, des Staatslebens in Verfassung und Verwaltung, die Idee eines Weltstaatenbundes in eingehender Weise besprochen, und eine durchgebildete politische Ansicht dargelegt. Der Verfasser steht entschieden auf dem Standpunkt der constitutionellen Erbmonarchie, ohne jedoch die begriffliche Rechtmäßigkeit einer Wahlrepublik zu verkennen, die er nur bei einem Volk von hoher politischer und sittlicher Reife für wünschenswerth hält. In der Lehre von der Volksvertretung läßt er sich auch auf die Frage von der Wahlart ein und erklärt sich gegen ein allgemeines Stimmrecht mit directen Wahlen, aber für dasselbe mit indirecten Wahlen und modificirt durch Vertretung nach Ständen, die er für einen wesentlichen Fortschritt zur Auffindung eines richtigen Ausdrucks für den allgemeinen vernünftigen Volkswillen erklärt.

So hoch der Verfasser auch die ethische Bedeutung des Staats stellt, so ist er doch von dem Absolutismus des Staats, wie er in der Schule der speculativen Philosophie herkömmlich war, weit entfernt. Er nimmt den Staat nicht als den vollen Ausdruck der objectiven Sittlichkeit, sondern nur als Mittel, um es jedem Einzelnen möglich zu machen, sich seinem Genius gemäß zur Sittlichkeit zu erheben, und jeder Gemeinschaft, die ihrer eigenthümlichen Bedeutung entsprechenden sittlichen Zwecke zu erreichen. Der Staat muß sich daher gegenüber den höhern geistigen Interessen gewissermaßen dienend und vorarbeitend verhalten. Als höhere Stufe des sittlichen Lebens setzt Fichte den Organismus der humanen Gemeinschaft, die aus dem Boden des Rechts und der äußern Wohlfahrt, den der Staat zu legen hat, erwachsen soll. Das Gebiet derselben gliedert sich dann wieder in Kunst- und Erkenntnißgemeinschaft, in eine Art Künstler- und Gelehrtenrepublik, und andererseits in die auf Wechselanziehung des ganzen Gemüthslebens gegründete humane Gemeinschaft. Die humane Cultur, wie sie sich in Volks- und Localsitte und in den Formen der humanen Geselligkeit individualisirt, die Associationen für humane Zwecke, und die Freundschaft werden sofort unter dieser Rubrik besprochen, und manche feine Bemerkung über sociale Zustände und Aufgaben dabei niedergelegt. Aber so wenig die objective Sittlichkeit im Staate aufgehen darf, ebenso wenig kann das menschliche Leben in Humanitätsbestrebungen seine volle Genüge finden. Aus den scheinbar vollkommensten, irdischer Weise genügendsten Zuständen treibt sich am herbsten und unwiderstehlichsten das Gefühl ihrer Ungenüge hervor; der ungesättigte Geistestrieb verlangt über sie hinaus und verliert sich in ein tantalisches Ringen, das den endlichen Geist zum Gefühl eines ungelösten Widerspruchs führt, in welchem er den tiefen Bruch, das Deficit in allem Dem, was er aus eigenen Kräften erstrebt und vollbringt, nur immer rathloser zu empfinden bekommt. Hiermit treten wir auf das Gebiet der Religion, auf welchem jenes Ungenügen als Sünde, als Böses zum Bewußtsein kommt und das Bedürfniß der Versöhnung erzeugt, die nicht durch menschliche Kraft, sondern nur durch eine objective Thatsache vermittelt werden kann. So erscheinen die Begriffe Sünde und Versöhnung als univer-

sale psychologisch-ethische Zustände, und keineswegs als willkürlich ersonnene Abstractionen einer kirchlichen Orthodoxie, und eben damit ist die religiöse Gemeinschaft als eine auf allgemein menschlichem Bedürfniß beruhende ethisch nothwendige und unentbehrliche gerechtfertigt. Ausdrücklich verwahrt sich Fichte gegen die Ansicht, daß bei steigender sittlicher Bildung die Kirche entbehrlich werden könnte, indem, je vollkommener die Sittlichkeit, desto intensiver auch das religiöse Interesse sein müsse. Dagegen will er nicht in Abrede ziehen, daß die einzelnen confessionellen Formen der gegenwärtigen Kirchen theilweise dem gebildeten Theil der Gemeinde unangemessen geworden seien und einer Reform bedürfen, hat aber auch die feste Zuversicht, daß früher oder später eine neue Reformation kommen und die christliche Kirche über ihre bisherigen confessionellen Gegensätze weit hinausrücken werde. Ueber das Wie gibt der Verfasser nur Andeutungen, aus denen man entnehmen kann, daß es insbesondere der Unsterblichkeitsglaube ist, von dem er die Erneuerung des religiösen Lebens hofft.

Dieser kurze Bericht über Fichte's „Ethik“ mag genügen, um auch außerhalb des Kreises der Schule auf ein Werk aufmerksam zu machen, das nicht nur durch seinen geschichtlichen Theil einen wichtigen Beitrag zum Verständniß des geistigen Lebens der neuern Zeit gibt, sondern auch in seinem praktischen Theil einen reichen Schatz von Lebensweisheit enthält. Kfl.

Um Lenau und sein unglücklich geheimnißvolles Ende bildet sich allmälig eine ganze eigene Literatur. Aber wie Lenau selbst zu den interessantesten und (daß wir so sagen dürfen) nobelsten Persönlichkeiten unserer neuern Literatur gehört, so muß auch den Schriften, die jetzt in so rascher Folge über ihn erscheinen, nicht nur ein mannichfaches Interesse des Inhalts, sondern auch eine durchgängig edle und würdevolle Haltung nachgerühmt werden; es ist ein gutes Zeichen, sowol für den Eindruck, den der Dichter hinterlassen, als auch für unsere Literatur selbst, daß, so beliebt dieses Thema im Augenblick auch ist, doch die literarische Industrie mit ihrer ewig bereiten Feder sich noch nicht daran gewagt hat. Auch das neueste Product dieser Literatur ist des edeln Namens würdig, den es an der Stirn trägt: „Zu Lenau's Biographie“ von Ludwig August Frankl (Wien, Keck und Pierer). Der Verfasser, durch eigene poetische Arbeiten hinlänglich bekannt, liefert darin eine Reihe kleiner fragmentarischer Notizen über Lenau's Leben, besonders über seinen Aufenthalt in Wien. Die Sammlung ist bunt, und wie es sich bei derartigen Schriften von selbst versteht, von ungleichem Werth: Anekdoten, theils Lenau selbst betreffend, theils ihm nacherzählt (darunter eine etwas derbe, aber köstliche Geschichte von einem Klopstock-Verehrer, S. 38), gelegentliche Aeußerungen Lenau's über politische und andere Tagesneuigkeiten, Urtheile von ihm über Literatur und Schriftsteller &c. Das Meiste davon ziemlich leichte Waare, wie man dergleichen eben im Gespräch hinwirft, aber anziehend durch den Ausdruck unmittelbaren Lebens und individueller Eigenthümlichkeit, der darin liegt. Daher gewährt das Buch auch nicht blos eine schmerzlich fesselnde Lecture für Lenau's persönliche Freunde und Verehrer, sondern es bietet auch ein recht schätzbares Material für Lenau's künftigen Biographen, vorausgesetzt nämlich, daß derselbe es richtig benutzt und sich in

Digitized by Google

Acht nimmt vor aller thörichter Consequenzmacherei, vielmehr die gelegentliche, zufällige Aeußerung auch nur als solche aufnimmt, nur gleichsam als Farbenpünktchen zu einem Gemälde, dessen Aehnlichkeit erst in der Totalität liegt und dessen einzelne Züge daher auch nur innerhalb dieser Totalität ihre richtige Stellung und Bedeutung finden. Die Hauptquelle für den Verfasser ist sein eigenes langjähriges Zusammenleben mit Lenau gewesen und müssen wir dabei die Enthaltsamkeit loben, mit der er jedes Hervortreten seiner eigenen Person vermeidet, so viel Gelegenheit ihm auch dazu geboten war; wir erblicken darin eine gewisse Bürgschaft für die Richtigkeit seiner Beobachtungen, besonders auch da, wo dieselben von frühern Mittheilungen abweichen. Ueberhaupt, mit so inniger Verehrung der Verfasser dem dahingeschiedenen Freunde auch zugethan ist, so hat dieselbe doch die Unbefangenheit und Nüchternheit seines Urtheils nicht beeinträchtigt; ohne der Pietät irgendwie zunahezutreten, zeigt das Buch doch nichts von jenem panegyrischen Charakter, den die früher erschienenen Schriften von Karl Mayer und Emma Niendorf an sich tragen und durch den dieselben dem unbefangenen Leser mitunter etwas lästig werden. Ueber den eigentlichen nächsten Anstoß zu der furchtbaren Katastrophe, in welcher der Dichter endete, erhalten wir zwar auch bei Frankl keinen unmittelbaren Aufschluß, wie es scheint weniger aus mangelnder Kenntniß, als weil er es noch nicht an der Zeit findet, den Schleier von diesen Verhältnissen hinwegzuziehen. Doch liefert er S. 113 fg. eine Zusammenstellung von Thatsachen, innern wie äußern, die in Verbindung mit einigen gelegentlichen Notizen (man vergleiche namentlich, was S. 64 über Lenau's „Hochmuth" gesagt wird) allerdings hinreichend sind, uns die Lösung des Räthsels ahnen zu lassen, wenigstens soweit dasselbe psychologisch interessant ist und für die Literatur von Wichtigkeit. Doch sind das ja auch in der That die beiden einzigen Rücksichten, auf die es ankommt; der frivolen Neugier bleibt allerdings noch viel zu fragen, wird es aber hoffentlich auch in Zukunft bleiben. Ueber einige andere Partien in Lenau's Leben, namentlich über seine Jugendzeit sind Mittheilungen von Seidel, Schurz und andern nahen Freunden des Dichters benutzt; auch die beiden herrlichen Gedichte von Anastasius Grün, S. 120 fg., sind eine höchst angenehme Zugabe.

Von demselben Verfasser liegt uns noch ein zweites Schriftchen vor, dessen wir hier gleich mit einigen Worten gedenken wollen, obwol es einem sehr verschiedenen Gebiete angehört: „Hippokrates und die moderne Medicin, Satire in Trimetern und Knittelversen. Von Ludwig August Frankl. Zweiter Theil: Die Charlatane." (Wien, Jasper's Witwe und Hügel.) Der erste Theil dieses Schwanks, der vor etwa Jahresfrist erschien und über den auch diese Blätter sich bereits mit verdientem Lobe geäußert haben, hat bereits die fünfte oder sechste Auflage erlebt: Beweis genug, daß der Verfasser hier wirklich einen wunden Fleck unsers wissenschaftlichen und socialen Lebens getroffen und dabei auch den richtigen Ton gefunden hat, in welchem das Publicum dergleichen Dinge verhandelt zu hören wünscht. Der Frankl'sche Humor verleugnet seinen östreichischen Ursprung freilich nicht ganz, er ist zahmer, als das aristophanische Lustspiel eigentlich verträgt, und vermeidet namentlich alle persönlichen Angriffe. Doch ist er gesund und frisch, zwar ohne dramatisches Leben, aber reich an drolligen Einzelheiten, nicht sehr witzig, aber doch recht spaßhaft; auch läßt er überall die ernste sittliche Grund-

lage durchscheinen, aus der das Ganze hervorgegangen ist. In dem jüngst erschienenen zweiten Theile geißelt der Verfasser besonders das Unwesen, das gegenwärtig mit gewissen neuen und unfehlbaren, in Wahrheit aber ganz unwissenschaftlichen, ja geradezu unmöglichen Heilmethoden getrieben wird. Auch hier wieder dient Hippokrates als Führer; wir lernen eine musikalische Heilanstalt kennen, einen Doctor, der mit Waldluft heilt, einen andern, der den Bandwurm in zwei Stunden curirt, eine Haarzwiebelhandlung und viele andere Ergötzlichkeiten dieser Art. Den Schluß macht ein Festessen, bei welchem der „Hühneraugendoctor", der „Trockene Semmeldoctor", der „Schwedische Doctor" ꝛc. Hippokrates zum Ehrenmitgliede ihrer Vereinigung ernennen, von diesem jedoch nach Gebühr abgefertigt werden. In der Form zeigt sich im Vergleich mit dem ersten Theil ein löblicher Fortschritt; sind die Trimeter auch von Platen'scher Glätte und Zierlichkeit allerdings noch weit entfernt, so lassen sie sich doch wenigstens lesen, ohne den übrigen erheiternden Eindruck des Büchleins zu stören. mmr.

Correspondenz.

Aus Breslau.

Anfang Februar 1854.

GL. Die Wintersaison steht bei uns in voller Blüte; die Ballfreuden drängen sich. Was nur Beine hat, tanzt, von der hohen Aristokratie angefangen, die am glänzendsten durch die gräflich Henckel'schen Assembleen vertreten ist, bis herunter zu den Droschkenkutschern und Nachtwächtern, welche letztere einen Tagball improvisiren wollten, der indessen nicht zustande gekommen ist. Die orientalische Frage hat durchaus keinen Einfluß auf die Hippelpolka, das Lieblingskind der modernsten Terpsichore, das Entzücken aller Backfische und Derer, die es vor kurzem gewesen sind oder ewig sein werden; keine andere Polka, versichern sie, fährt mit solcher Jugendlust in die Beine. Ueberhaupt gehört die unbändigste Tanzlust, um nicht zu sagen Tanzwuth zu den Volkseigenthümlichkeiten unserer Provinz, sie steckt den Schlesiern förmlich im Blute. Wo aber das Tanzen allein nicht ausreicht, da sieht es auch mit den Vergnügungen dürftig aus. So war der große Maskenball im hiesigen Theater geradezu mislungen zu nennen. Es fehlt hier an frischem Humor, diesem eigentlichen Redoutentalent, das die Rheinländer in so hohem Grade besitzen; die Langeweile führt den Taktstock und etwas unsaubere Elemente der Gesellschaft brodeln in diesem Gewirr in die Höhe. Auch die Schlittenfahrt der haute-volée mit Viergespann, Vorreitern, farbigen Decken, prächtigen Schellengeläuten und wehenden Büschen war vom Schicksal nicht begünstigt; das plötzlich eintretende Thauwetter, das den Winter seitdem völlig in die Flucht geschlagen, hatte die Bahn bereits verdorben und auch an sonstigen Unfällen, die der Unterhaltung Stoff gaben, fehlte es nicht.

Bei diesem Unstern, der über unsern harmlosesten Vergnügungen waltet, wird der Fasching denn, die unaufhörlichen Tanzfeste abgerechnet, wol nur durch Pfannkuchen gefeiert werden. Der Krieg im Orient trägt daran keine

Schuld; seine Wirkung beschränkt sich bei uns bisjetzt darauf, daß die Conditoren floriren, die Börsenspieler schlaflose Nächte haben, die Landkarten der Walachei gekauft werden und eine Menge Menschen jeden Abend zufrieden zu Bette geht, indem sie bei einem Glas Bier und einer Tasse Kaffee mehr politischen Scharfsinn entwickelt haben, als sie sich am Morgen selbst zugetraut hätten.

Da also die Bühne der Weltgeschichte uns so wenig alarmirt, so werden Sie vielleicht geneigt sein, uns ein um so lebhafteres Interesse für die wirkliche Bühne, die Bühne ohne Metapher, will sagen das Theater zuzutrauen. Aber nein, auch die Zeiten, wo Breslau durch sein Theater excellirte und wo hier Künstler wie Devrient, Stawinsky, Schmelka &c. gebildet wurden, sind längst vorüber. Wo freilich in Deutschland wären sie es nicht? Es ist eine Thatsache, daß seit „Uriel Acosta" keine deutsche Tragödie einen durchgreifenden Erfolg gehabt hat, und auch der Erfolg des „Uriel Acosta" ist nicht allein dem Talent Gutzkow's und der glücklichen Wahl des Stoffs zuzuschreiben, sondern auch die lichtfreundlichen Sympathien jener Zeit, denen es höchst willkommen sein mußte, auch das Organ der Bühne für sich zu gewinnen, sind dabei wol in Anschlag zu bringen. Das Lustspiel findet schon eher einen gewissen Durchschnittsgeschmack des Publicums, der es in Nord und Süd gleichmäßig trägt, während die Posse ganz wieder den engsten provinziellen und localen Charakter annimmt. Die Stadttheater sind in ihrem Repertoire nur in den seltensten Fällen tonangebend und schwimmen meistens mit dem großen Strome. So läßt sich denn auch von unserm breslauer Theater nicht viel berichten. Benedix und Frau Birch-Pfeiffer traten in dieser Saison entschieden in den Vordergrund; „Mathilde", „Ein Lustspiel", „Die Waise von Lowood", „Rose und Röschen" lösten sich ab. Der Charakter aller dieser Stücke ist die entschiedendste Mittelmäßigkeit; sie tragen den Fabrikstempel. Benedix, mit seinem redlichen Streben uud glücklichen Situationstalent, ist in seinen letzten Dramen denn doch etwas matt geworden; sowol sein Mangel an origineller Kraft wie sein Ueberfluß an trivialer Redseligkeit sind in störender Weise hervorgetreten. Frau Birch bleibt eben Frau Birch; es läßt sich von ihr nichts Neues sagen. Sie hat mit allen großen Männern der Weltgeschichte Das gemein, daß sie die Thatsachen für sich hat. Thatsachen aber muß man zu begreifen suchen; man kann sie nicht ableugnen oder gegen sie ankämpfen. Frau Birch ist die Heroine des deutschen Theaters; sie ist unüberwindlich. Anfangs hieß es von Berlin aus, Hr. von Hülsen habe ihr den Krieg erklärt, weil er es der Hofbühne für unwürdig halte, durch Birch-Pfeifferiaden überschwemmt zu werden. Die „Waise von Lowood" beweist, daß Frau Birch auch dort gesiegt hat. Laube mit seiner bühnenpraktischen, realistischen Richtung hat Respect vor einer Dame, von der er Manches gelernt, und bezahlt ihr das Lehrgeld mit wiener Tantièmen. Die Stadttheater aber drängen sich zum Handkuß, sobald ein neues fünfactiges Kind der Birch in der Wiege schreit. Das deutsche Publicum findet bei jedem neuen Stücke der Birch seine vollkommene Rechnung, eine bestimmte Quantität Rührung, eine bestimmte Quantität Naivetät, Enthüllungen, Entdeckungen, Ueberraschungen, belohnte Tugend, bestraftes Laster (zuweilen auch wie in „Anna von Oestreich" das Gegentheil), einen allgemein verständlichen Stil, der weder an classischem Schwung

noch an romantischer Exaltation leidet, überschauliche Verhältnisse, faßliche Betrachtungen, geschickte Theaterarrangements — warum sollte das Publicum undankbar sein? Und noch dazu hat diese Theatermama Energie; sie wehrt sich gegen Auerbach, sie greift den Alexander Dumas an, sie ist in hohen und höchsten Kreisen beliebt. Darum nimmt auch das breslauer Publicum gegen die Dame alle nur denkbaren Rücksichten; ein Stück von ihr darf auf dem Theaterspeisezettel in keinem Abonnement fehlen und wenn es so langweilig wäre wie der „Ring", der an das Scribe'sche „Glas Wasser" anklingt, obgleich hier die Intriguen wie feine Fäden durch ein Nadelöhr gezogen, dort wie Schiffstaue um eine Rolle gewickelt sind. Auch die „Waise von Lowood" hat hier einen ganz entschiedenen Erfolg gehabt. Wo unsere Direction sich dagegen von Hrn. Benedir und Frau Birch einmal emancipirt, da wird sie einigermaßen unsicher in ihrer dramaturgischen Thätigkeit. Sie vergreift sich da oft in eclatanter Weise und bringt Machwerke zur Aufführung, wie das Lustspiel „Im Globus" und andere. An dem künstlerischen Aufschwung aber, der sich an ein Stück von Hebbel, Dingelstedt oder Ludwig wagte, fehlt es ihr ganz und gar. Freilich auch an den Mitteln der Darstellung, indem keine tragische Liebhaberin da ist, die größern Aufgaben gewachsen wäre. „Der Königsleutenant" von Gutzkow hat hier sehr gefallen; „Philipp und Perez" aber ist vorläufig beiseite gelegt. In der Oper gehörte das Auftreten der Frau Nimbs-Fischer zu den Tagesereignissen. Das bedeutende Talent dieser Sängerin lag hier lange Zeit brach, weil unsere Direction sich über das Engagement derselben nicht einigen konnte. Die „Direction" ist nämlich hier eine künstlerische Abstraction, die in concreto durch zwei von einander wesentlich verschiedene Persönlichkeiten vertreten wird. Frau Nimbs-Fischer hatte als Frau des einen Directors und sehr beliebte Sängerin allerdings Aussichten auf ein glänzendes Engagement, wenn nicht der andere gegen die gewünschten Bedingungen demonstrirt hätte. Die Nimbs-Fischer-Frage interessirte ganz Breslau ungemein und man kann in Wahrheit sagen, daß sie nur durch die orientalische verdrängt worden ist. Jetzt scheint auch hier ein Thauwind das Eis gebrochen zu haben; denn Frau Nimbs-Fischer trat neulich als Romeo auf und fand gewohnten und verdienten Beifall. Wie gewissenlos wäre auch ein Publicum, das nicht für seine Primadonna schwärmte!

Unsere akademische Welt, die im Schauspielhaus durch Bezeigungen von Gunst und Ungunst das thätige Hauptorgan des Publicums ist, hat in ihrem eigenen Kreis schmerzliche Verluste zu beklagen. Zuerst starb der Geheime Archivrath Professor Stenzel, ein Mann von tiefer und gründlicher historischer Gelehrsamkeit, vor dem besonders das Mittelalter wie ein offenes Buch lag. Nicht die Fülle trockener Daten und aufgespeicherter Thatsachen war sein wesentliches Verdienst, obgleich er auch hierin, von einem vortrefflichen Gedächtniß unterstützt, heimisch war wie wenige Andere, sondern das Erfassen des geistigen und sittlichen Lebens fernliegender Epochen. Die Culturgeschichte des Mittelalters hat in ihm einen Hauptvertreter verloren. Zwar war er als Historiker stets ohne Raisonnement und ließ nur die Thatsachen sprechen; aber ihre Gruppirung gab ein lebendiges Bild. Sein Charakter war scharf ausgesprochen; feindlichen Richtungen trat er schroff gegenüber. Als Politiker verfolgte er eine liberale Richtung. Sein letztes Werk, die

„Geschichte Schlesiens“, ist unvollendet geblieben. Der erste Band, der bis-jetzt erschienen, hat viele werthvolle Untersuchungen, trifft aber doch nicht ganz den Ton, den ein Werk haben müßte, welches die Resultate gründlicher Forschung in einer dem großen Publicum allgemein zugänglichen Weise darstellen soll. Es fehlt die künstlerische Verknüpfung beider Elemente, das Aufgehen des einen in das andere; mit einem Wort, jene höherr Kunst der historischen Darstellung, in welcher die Alten und in neuer Zeit Macaulay Meister und Muster sind. Wenige Tage nach Stenzel's Hinscheiden verlor die Universität in Guhrauer einen wackern Gelehrten, der den regsten Fleiß mit der größten Anspruchlosigkeit vereinigte und besonders als Custos der königlichen Bibliothek durch seine genaue Kenntniß der dort aufgespeicherten Wissensschätze und seine große Gefälligkeit sich bei Vielen ein freundliches Andenken gesichert hat. In der Unbefangenheit des Forschens, in der Hingabe an die Sache ohne alle Rücksichten auf Anerkennung, auf Vortheile und Auszeichunngen, war Guhrauer ein würdiger Gelehrter im alten Stil, weit entfernt von jener modern-industriellen Gelehrsamkeit, die bald nach dem Beifall der Menge geizt, bald nach Ordenssternen schielt. Guhrauer gehörte nicht zu den bevorzugten Kindern des Genies, denen mühelos die Musen ihre Gaben spenden; was er leistete, hatte er sich mühsam erarbeitet, aber mit jener Gründlichkeit und Tüchtigkeit, welche der Arbeit den Stempel dauernden Werths aufdrückt. Er war unermüdlich im Zusammentragen von Materialien; es ließ ihm keine Ruhe, solange noch irgend eine literarhistorische Quelle vorhanden war, bis er sich dieselbe zugänglich gemacht hatte. Diese deutsche Gewissenhaftigkeit zeichnete den ganzen Charakter, das ganze Leben des Mannes aus, der in der Wissenschaft von der Pike auf gedient und in keiner Beziehung vom Glück verwöhnt war. Von seinem allgemeinen Fach, der Literaturgeschichte, hatte er sich als Lieblingszweig das biographische Element ausgewählt und die Gediegenheit seines Strebens schon dadurch bekundet, daß er Männern wie Leibniz und Lessing seinen Fleiß und seine Studien widmete. Die Vielseitigkeit der Bildung und der Ernst der Forschung, durch welche Beide sich auszeichneten, hatte für ihn etwas Anziehendes, etwas Verwandtes mit seinem eigenen Streben, wenngleich die Milde seines Urtheils von der Schärfe und Strenge Lessing's wesentlich verschieden war. Sein letztes Werk war eben die Fortsetzung der Danzel'schen Biographie Lessing's, von welcher er den zweiten Band hatte erscheinen lassen; doch soll auch der dritte sich druckfertig in seinem Nachlaß gefunden haben.

Um aber über die Todten der Lebenden nicht zu vergessen, wollen wir schließlich auch noch des greisen Nees von Esenbeck gedenken, der in seinem bescheidenen Stübchen auf dem Lehmdamm, vor und unter sich eine wogende grüne Baumwelt, noch immer das Präsidentenscepter der Leopoldinischen Akademie schwingt und mit unermüdlicher Thätigkeit seine naturwissenschaftlichen Forschungen fortsetzt. „Papa Nees“ ist eine der wunderbarsten Erscheinungen der deutschen Gelehrsamkeit; aber auch ein seltenes Muster jener geistigen Jugend, durch welche ihre besten Kräfte sich von jeher ausgezeichnet haben. Nachdem er ein langes Leben der Pflanzenwelt gewidmet, den närrischen Waldkauzen, den Pilzen, ihre Eigenthümlichkeiten abgelauscht und sie in einer ausführlichen Monographie beschrieben und geordnet, nachdem er die Metamorphose der Pflanzen in Goethe'schem Sinne wissenschaftlich begründet

und sich von Seiten des großen Dichters schmeichelhafter Anerkennung erfreut, treibt es den alten Mann aus dieser stillen Pflanzenwelt, durch die er bisher still wie ein hindostanischer Weiser gewandelt, plötzlich hinaus auf die Bühne des Tags, in das Treiben der Parteien, zu den Menschen und ihren religiös-politischen Wirren. Durch Schelling zur Speculation angeregt, bildete er sich ein eigenthümliches System von Anthropotheosophie aus, das von großer Tiefe und keineswegs antichristlich ist, auch nicht frei von mystischen Anklängen. Als nun der Morgen einer neuen Zeit heranzubrechen scheint, sucht er dies System mitten in der allgemeinen Aufregung zu verwirklichen. Wenn er auf der äußersten Linken der Nationalversammlung saß, wenn er ein Haupt und Führer der christkatholischen Bewegung wurde, so identificirte er sich keineswegs mit diesen Bewegungen, sondern er tauchte nur in sie unter wie in ein Element, das seinen Geist aufzunehmen fähig wäre. Darum klangen seine Reden oft den eigenen Parteigenossen wunderlich. Er ist ein christkatholischer Lamennais, ein Socialist mystischer Färbung. Daß er als Gelehrter einen europäischen Ruf besitzt, zeigte sich recht deutlich bei Gelegenheit seiner Amtsentsetzung (ohne Pension); die ausgezeichnetsten Männer der Wissenschaft in Frankreich und England gaben ihm ihre Theilnahme kund. Jetzt interessirt er sich für die von der übrigen Gelehrtenwelt verachteten Erscheinungen des Vitalismus und sucht wenigstens die Materialien zu sammeln, die zu seiner Würdigung nöthig sind — mit welchem Erfolg, bleibe einstweilen dahingestellt.

Aus London.

Anfang Februar 1854.

U. Die Eröffnung des Parlaments geht gewöhnlich so nach dem Formular von statten, daß die auswärtigen Zeitungen zu den Paragraphen der Thronrede, die der Telegraph ihnen bringt, Kopf und Schwanz ganz getrost ergänzen können: jubelnder Zuruf — Glockenstimme — schönstes Wetter — kein Unfall ꝛc. Diesmal mußte man auf allerlei Abweichungen gefaßt sein, und in der That hat es auch nicht daran gefehlt. Die Polizei war in ungewöhnlicher Stärke erschienen und hatte den Fahrweg durch Stricke von dem Bürgersteige getrennt. John Bull aber gefiel diese continentale Neuerung nicht, er zerschnitt die Stricke. Die Polizei versuchte die Missethäter zu verhaften, und es gab z. B. vor den Horse-Guards unmittelbar vor der Ankunft der Königin eine Schlägerei, wie man sie nur in England sehen kann. Touristen, die 14 Tage in England gewesen sind und Abends den Archenholz gelesen haben, fabeln noch immer von der energischen Gewalt des englischen Polizeistabes. Diese energische Gewalt besteht in einem halben Pfunde Blei, das in den Knüttel eingegossen ist, und in dem nervigen Arm, der ihn führt. Die Mishandlung eines Constabel, obgleich härter bestraft als eine Privatprügelei unter guten Freunden, wird doch keineswegs als ein crimen laesae majestatis behandelt. Am folgenden Tage Nachmittags um 4 Uhr ist die ganze Geschichte abgemacht; und wenn der Angeklagte, wie in der Regel der Fall, eine Brausche oder ein blaues Auge aufzuweisen hat, so sieht der Magistrat „die Sache sanft an", wie die stehende Phrase lautet. In diesem Falle würde das Gefecht sich noch weiter fortgesponnen haben,

Digitized by Google

wenn nicht der türkische Gesandte vorübergefahren wäre. „Die Waffen ruh'n, des Krieges Stürme schweigen" — und ein donnerndes Hurrah, Schwenken der Hüte und Wehen mit den Tüchern beweist, daß christliche Bigoterie auch in England zu den Dingen gehört, die gewesen sind. Als der königliche Wagen aus Greenpark in die Straße einfuhr, erhob sich in einer augenblicklichen Pause ein sehr vernehmliches Zischen und Grunzen. Es würde viel lebhafter gewesen sein, hätte Publicus gewußt, wie ausdrücken, daß das Misfallen nicht der Königin gelten solle. Auch war der Mob offenbar überrascht, den Prinzen an der Seite der Königin zu sehen; er hatte ihn schon wenigstens im Tower geglaubt. So wurden die Misvergnügten denn überstimmt und die Carrosse schwankte weiter.

In beiden Häusern hielten die Minister es für nothwendig, sogleich in der Adreßdebatte den Prinzen Albert zu vertheidigen. Nämlich wenn man das vertheidigen nennen will. Die Anklage ging bekanntlich dahin, daß Prinz Albert einen sehr bedeutenden Antheil an der Regierung nehme, obgleich er verfassungsmäßig gar kein Recht dazu habe. Und siehe da, Graf Aberdeen und Lord John Russell, in heiligem Eifer über die „schändlichen Verleumdungen" der radicalen und der Tageblätter, setzen mit überzeugender Klarheit auseinander und belegen mit Documenten, von denen bisher kein Mensch eine Ahnung gehabt, daß der Prinz — einen viel größern Antheil an den Staatsgeschäften nimmt, als besagte Verleumder behauptet und gewußt haben! Beide verehrungswürdige Staatsmänner verlasen Briefe von Lord Melbourne, citirten Aeußerungen des Herzogs von Wellington und bekundeten eigene Erfahrungen, aus denen allen hervorging, daß Melbourne der Königin empfohlen, den Prinzen über Alles zu Rathe zu ziehen, und daß Peel seine Zuziehung zu den Audienzen eingeführt. Beide gaben deutlich zu verstehen, was auch gar kein Wunder, daß der Prinz das Regieren eigentlich besser verstehe als die Königin; wenn er einmal im Privy Council fehle, vermisse man ihn schmerzlich. Graf Aberdeen that die an einem Diplomaten doppelt erstaunenswerthe Aeußerung, die Königin habe sich zu Anfang ihrer Regierung keinen Privatsecretär angeschafft, weil sie sich ja bald habe verheirathen wollen! Rücksichtlich der Armee wurde gründlich nachgewiesen, daß der Prinz als Gemahl der Königin, die das Haupt der Armee, sowie als Feldmarschall und Oberst eines Regiments vollkommen befugt sei, in alle militärischen Angelegenheiten einzugreifen; daß er zwar die Würde als Oberbefehlshaber, die der Herzog von Wellington ihm habe vermachen wollen, und die ihm eine faßbare, verantwortliche, verfassungsmäßig definirte Stellung gegeben haben würde, abgelehnt habe, aber de facto doch Oberbefehlshaber sei, nur ohne die Verantwortlichkeit; ja Lord Hardinge, der nominelle Oberbefehlshaber, versicherte ausdrücklich, wie glücklich er sei, unter dem Prinzen zu dienen. Nun wahrhaftig, wenn das die Widerlegungen sind, so wären wir begierig, einmal eine „Bestätigung" zu hören. Aber immerhin: die Dosis hat ihre Wirkung gethan, die ministeriellen Blätter triumphiren, die Opposition verstummt und der wohlmeinende und einsichtsvolle Philister ist beschämt über seine eigene, wie Lord John Russell sie nannte, achtungswerthe Illusion.

Doch war diese Sonderbarkeit keineswegs die einzige, welche die erste Sitzung zutage brachte und ich darf wol noch dabei verweilen, da die steno-

graphischen Berichte, aus denen auch die deutsche Tagespresse schöpft, nur ein sehr unvollkommenes Bild liefern. Es vergehen immer einige Tage, bevor man von Augenzeugen die kleinen Zwischenfälle, das Temperament und den Erfolg der Redner erfährt. Wer sieht es z. B. der Rede Aberdeen's, wie sie in der „Times" steht, an, daß der edle Graf die Wörter mit minutenlangen Pausen herausgehaspelt? Wo ist eine Andeutung davon, daß Clarendon, während Malmesbury seine morose Philippika gegen ihn schleuderte, ganz vergnügt mit den Peeresses plauderte? daß, während Aberdeen seine Fuhrmannswitze gegen Derby hervorstotterte, ein Stück von dem Thron losbrach, auf den sich eine Anzahl Unterhausmitglieder gehängt hatten, und Lord Palmerston darüber einen so guten Spaß machte, daß das Gelächter dem Redner eine erwünschte Pause gab, das nächste Impromptu zusammenzubasteln?

Die Thronrede hatte die Aufklärungen über die orientalische Frage **nicht** gebracht, auf welche die „Times" einige Tage zuvor dem Publicum den Mund wässerig gemacht. Also erhoben sich die Minister und verhießen, daß ehestens ein „Blaubuch" auf dem Tische des Hauses erscheinen werde. „Ich will nicht auf ein «Blaubuch» warten; ich weiß, was ein «Blaubuch» ist!" sagte M. Baillie. Und er kann das wissen: denn er ist Unterstaatssecretär gewesen und hat wahrscheinlich selbst „Blaubücher" über Indien zurecht machen helfen. Indessen spendeten die Minister schon vorläufig einen Tropfen aus der blauen Phiole. Graf Clarendon gestand, daß die Minister den Versicherungen Rußlands geglaubt haben, weil — der edle Graf hat eine ganz absonderliche Logik — Rußland nicht nur Alles versprochen, was England gewünscht, sondern noch mehr; der edle Graf scheint einen mäßigen Abzug von den Versicherungen gemacht zu haben, gleichsam eine Tara, und hat dann angenommen, daß der Rest, das Netto, gerade genügend sei. Bis zum April habe die Regierung keinen Grund gehabt, Rußland andere Absichten zuzutrauen als die lebhafte Sorge für den Schlüssel der Pfarrkirche in Jerusalem und den „gewissen" Stern in der Grotte. Angenommen, daß damit feindiplomatischer ausgedrückt werden sollte, was Lord John Russell derber so bezeichnete, Rußland habe „fraudulent" gehandelt, so darf man doch fragen, ob die Pflicht der Artigkeit so weit geht, sich selbst als einen Simpel darzustellen. Weshalb auch nach dem April nichts geschehen als die Fabrikation zweier unbrauchbarer Noten und die Absendung der Flotten zu diplomatischen, nicht militärischen Zwecken, dafür gab der Graf Clarendon einen solchen Reichthum von Gründen, daß man das Aussuchen hat. Wählen ist wesentlich Sache des Geschmacks. Ich wähle also den, daß er gefürchtet hat, der Widerstand gegen Rußland möchte zu einem Kriege werden, und der Krieg möchte ein „Kampf der Meinungen" werden, der gar nicht in das diplomatische Schema passen würde. Die Clarendon'sche Rede gibt also wenigstens einen schätzbaren Aufschluß. Aus den Expectorationen des Grafen Aberdeen dagegen, halb in dem Ton eines quäkenden Kindes, halb im Humor eines keifenden Weibes, lernen wir nichts, als was wir schon wissen, nämlich daß er es aus Abscheu vor dem Kriege zum Kriege gebracht hat. Es wird heute schwerlich noch Jemand Zweifel darüber haben, daß kein Tropfen Blut geflossen wäre, wenn England im Mai mit ernstem Gesicht

gesagt hätte: du sollst nicht. Mit einem glücklichen Griff hat ein Wochenblatt den kommenden Krieg „Aberdeen's Krieg“ genannt.

Krieg! Nie haben die Völker einen größern Widerwillen gegen den Krieg gehabt, und nie haben sie es leichtsinniger, kopfloser darauf ankommen lassen. Vielleicht findet in diesem Blatte eine Betrachtung Platz, die in der Tagespresse kein Gehör erhalten kann. In diesem Augenblicke schwimmt eine mächtige Flotte auf dem Euxinus, beauftragt, die russischen Schiffe in ihre Häfen zurückzuweisen. Wahrscheinlich werden die Russen den Conflict vermeiden; aber möglich ist es, daß ein Zufall, das Temperament eines Capitän, eines Lieutenant, eines Midshipman den Brand entzündet. Mit welchem Rechte weist man die Russen von der hohen See? Mit gar keinem. Was wäre die Gewalt, die Admiral Dundas etwa übt? Seeraub. Der Kaiser Nikolaus ist nach dem Völkerrecht, nach dem Municipalrecht von England befugt, den Admiral Dundas hängen zu lassen, wenn er ihn fängt. Das klingt sehr sonderbar. Darum weckt es vielleicht zum Nachdenken über Das, was noth thut. Unserer Zeit aber thut nichts so noth, als zu erkennen, an welcher entsetzlichen Verwirrung und Verwischung aller Rechtsbegriffe sie leidet. Nehme Jemand sich die Mühe, dem mit Ernst nachzusinnen, und er wird erstaunen über die geistige Krankheit, wird erbleichen über den Ausgang, den sie verheißt. Ich belege meine Behauptung mit einer englischen Autorität des ersten Ranges, mit Blackstone: „Hostes hi sunt, qui nobis aut quibus nos publice bellum decrevimus, caeteri latrones et praedones sunt. Und der Grund, weshalb nach dem Völkerrecht stets eine ausdrückliche Erklärung dem Beginn der Feindseligkeiten vorhergehen muß, ist nach Hugo Grotius nicht sowol, daß man den Feind verwarnen will, was eine Sache der Großmuth mehr als der Gerechtigkeit wäre, sondern festzustellen, daß die Feindseligkeiten nicht von Privatpersonen, sondern auf den Willen des Gemeinwesens hin unternommen werden, das sein Recht der Entschließung für diesen Fall grundrechtlich dem obersten Magistrate übertragen hat: sodaß es bei uns in England eine nothwendige Bedingung des Kriegs ist, daß er förmlich durch den König beschlossen und erklärt sei.“

Die Stelle ist schlagend. Es liegt auch keins der selbst von der laxesten Praxis des Völkerrechts anerkannten Mitteldinge zwischen Krieg und Frieden vor. So zerstört die Verachtung des Völkerrechts rückwirkend auch das heimische Recht, und wo ist die Grenze der Zerstörung? Ein russischer Lieutenant tritt die Habeascorpus-Acte mit Füßen und geht mit seinem in einem englischen Dock ausgebesserten Schiffe nach Australien, um den Goldflotten aufzulauern. Die russische Diplomatie hat seit 1815 die Engländer soviel Interventionen, Expeditionen, Operationen, Occupationen, Pacificationen und andere Rechtlosigkeiten gelehrt, daß sie ihr eigenes Recht darüber vergessen, das eigene Rechtsbewußtsein verloren haben. Nach den neuesten Offenbarungen der „Morning Post“ werden England und Frankreich die russische Regierung auffodern, die Fürstenthümer zu räumen und eventuell den Krieg erklären. Ich frage: mit welchem Recht? wenn man weder den Vertrag von 1841 als ein Bündniß mit der Pforte betrachtet, noch ein neues geschlossen hat. Und wenn es zum Kriege kommt, und wenn er mit Glück geführt wird, und wenn England und Frankreich in der Lage sind,

den Frieden zu dictiren, wie werden sie den Erfolg benutzen? Die vier Mächte haben ausgesprochen, daß keine Territorialveränderungen eintreten sollen, und das „Morning Chronicle" hat zwei mal gesagt: die Krisis muß so gelöst werden, daß die Machtstellung Rußlands nicht vermindert wird. Hr. von Brunnow kann sehr lachen auf seiner Erholungsreise; unter Anderm auch über den Titel des Blaubuchs: „Betreffend die Rechte der römischen und der griechischen Kirche im Orient." Was nicht der Name thut! Graf Clarendon hat uns naiv genug gesagt, daß die Sache in ihren ersten Stadien England gar nichts angegangen. Natürlich, England ist ja protestantisch! Welch ein Humor! die russische Gesandtschaft rubricirt die Actenstücke in der englischen Kanzlei! Ein anderer Humor sind die Thränenbäche, welche die ministeriellen Blätter dem Baron Brunnow nachschicken, ihm und seinen Diners. Sie halten das für Bosheit? Nein, es steht groß und breit zu lesen, daß die feine Welt eine unausfüllbare Lücke empfinden wird, sobald Ashburnhouse seine gastliche Pforte nicht mehr öffnet. Einstweilen freilich ist der Himmel über den Abbruch der diplomatischen Beziehungen nicht eingestürzt.

Das neulich erwähnte ökonomische Concilium, das die „Society of arts" ausgeschrieben, ist ein failure gewesen, es hat zu nichts geführt. Wesentlich durch Schuld der Arbeitsgeber, der Herren von der Manchesterschule. Von den unmittelbar betheiligten Fabrikanten war Niemand erschienen. Mr. Ernest Jones, einer der 1848 verurtheilten Chartistenführer, legte in einem Protest die Ansichten nieder, die er von französischen und deutschen Communisten gelernt, und schüttelte den Staub von seinen Füßen. Die zahlreich erschienenen Arbeiter und einige Gentlemen, theils Arbeitsgeber, theils Nationalökonomen, theils Philanthropen, hielten Reden, und die Sache ist um nichts klarer, der Streit um keinen Schritt gefördert. Die Manchestermänner sind sonst große Freunde der Schiedsrichterei, nur nicht in eigener Sache. So auch Mr. Cobden, der in den Versammlungen der Friedenspfeifer glühende Reden für Arbitration gehalten, aber in einer durch Schiedsrichter zu erledigenden Streitsache mit einem alten Agenten der Anti-Corn-Law-League die erfoderliche Information verweigert hat. Wer die englischen Parteien studiren will, sollte die kleine Broschüre nicht übersehen: „Cobdenic policy by Somerville."

Notizen.

Die düsseldorfer Künstler haben das Andenken ihres dahingeschiedenen Freundes und Collegen Hasenclever in ebenso würdiger wie sinnvoller Weise gefeiert. Des Künstlers bestes Denkmal ist bekanntlich sein eigenes Kunstwerk; so veranstalteten denn die Freunde des Verstorbenen eine Ausstellung seiner nachgelassenen Gemälde, Zeichnungen und Entwürfe, so weit sie derselben irgend habhaft werden konnten. Und da nun zu derselben Zeit in verschiedenen Ateliers gerade eine Anzahl interessanter Werke vollendet oder der Vollendung nahe war, so benutzte man diese Gelegenheit, überhaupt eine Ausstellung von düsseldorfer Gemälden zu veranstalten, sodaß also gleichsam die jüngste Kunstblüte der Mitstrebenden dem Dahingegangenen als

Huldigung auf das Grab gestreut wird. Es sollen sich viele vortreffliche Sachen darunter befinden; so ein „Washington bei Monmouth" von Leutze, den sein „Uebergang über den Delaware" so rasch berühmt gemacht hat, eine „Lebensrettung aus Feuersgefahr" von Karl Hübner, dem Maler der „Leinweber", der „Wilddiebe" ꝛc., eine „Strandscene" von Jordan u. s. w. Als die Krone von Allem aber wird das neueste Bild von Lessing gerühmt: „Vertheidigung eines Dorfkirchhofs aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges." Alle Vorzüge, die wir einerseits an Lessing's Landschaften, andererseits an den historischen Gemälden des Meisters zu bewundern gewohnt sind, sollen in diesem merkwürdigen Bilde vereinigt sein, das daher auch von Einigen geradezu als der Anfang einer ganz neuen Kunstgattung bezeichnet wird. Daß freilich auch diese Perle deutscher Kunst nicht in Deutschland bleibt, versteht sich nach den Erfahrungen der letzten Jahre von selbst; das Bild ist von Amerika aus bestellt worden und wird mit Nächstem dahin abgehen.

In München ist gegenwärtig das Modell ausgestellt, welches Gasser in Wien für die in Weimar zu errichtende Wieland-Statue gefertigt hat; sowol der Ausdruck des Kopfs wie die ganze Haltung der Figur werden als höchst charakteristisch gerühmt und auch die Behandlung des modernen Costüms soll dem Künstler in vorzüglichem Grade gelungen sein. — Ebendaselbst ist der Vorschlag gemacht, mit der großen Industrieausstellung, die bekanntlich nächsten Sommer in München stattfinden wird, auch eine Gemälde-Ausstellung zu verbinden und zwar eine historische, auf der die allmälige Entwickelung der modernen Malerei durch eine Reihenfolge ihrer vorzüglichsten Denkmäler zur Anschauung gebracht werden soll. Gewiß ein sehr interessantes Project, dessen Ausführung jedoch, wie man leicht sieht, sehr bedeutende, um nicht zu sagen unüberwindliche Hindernisse im Wege stehen, und wird es daher auch trotz der lebhaften Debatten, die in der münchener Journalistik darüber geführt worden sind, sowie trotz der Beschränkungen, denen man den Plan selbst bereits unterworfen hat, voraussichtlich beim bloßen Projecte bleiben.

Auf dem Stadttheater zu Leipzig ist ein „Volksstück" von Theodor Flamm „Ein armer Millionär" mit mäßigem Erfolg gegeben worden. In Weimar sind Dorn's „Nibelungen", an denen bekanntlich in Berlin unter der Leitung des Componisten selbst schon seit Monaten studirt wird, mit großem Pomp in Scene gegangen; über den Erfolg sind die Stimmen getheilt. Dasselbe ist der Fall mit Hebbel's „Genovefa", die kürzlich mit einigen Aenderungen und unter verändertem Titel, als „Magellona" auf dem wiener Burgtheater aufgeführt worden ist; während Einige die Aufnahme als ebenso enthusiastisch wie nachhaltig schildern, behaupten andere Berichte, die Beifallsbezeigungen hätten nur der Person des Dichters gegolten, das Stück selbst sei mit Kälte, um nicht zu sagen Abneigung, aufgenommen worden. Auf der königlichen Bühne zu Berlin sind zwei Neuigkeiten gegeben worden — d. h. also durchgefallen: „Sibylla die Flamländerin", fünfactiges Schauspiel nach dem Französischen von E. Jerrmann, und „Form und Gehalt", Schauspiel in fünf Acten von Walther, einem Pseudonym, unter dem ein Hr. von Wimpfen, ein Bruder der Frau von Lavallade, verborgen sein soll. Dagegen ist das ziemlich schwache, aber für die berliner Ver-

hältnisse allerdings sehr geeignete Stück des verstorbenen Boas: „Der alte Fritz und die Jesuiten" (oder wie es in Berlin umgetauft worden, „Der alte Fritz und seine Zeit") auf der königstädter Bühne mit Glück gegeben worden. — Von bevorstehenden dramatischen Neuigkeiten werden namhaft gemacht: ein neues dreiactiges Lustspiel von Bauernfeld „Welt und Theater"; „Vom Herzen", Lustspiel in drei Acten von Putlitz. Robert Giseke hat ein Schauspiel: „Ein Bürgermeister von Berlin", nach Wilibald Alexis' bekanntem Roman „Der Roland von Berlin", Arnold Schloenbach ein historisches Trauerspiel „Der letzte König von Thüringen" vollendet; beide Stücke sind in und außer Leipzig theils öffentlich, theils in Privatkreisen vorgelesen worden und sollen eine recht beifällige Aufnahme gefunden haben.

Von Theodor Mundt ist eine „Geschichte der deutschen Stände nach ihrer gesellschaftlichen Entwickelung und politischen Vertretung" (Berlin, Simion) erschienen. H. Ewald, der berühmte göttinger Orientalist, hat einen Aufruf „An die deutschen Bischöfe und Erzbischöfe päpstlichen Glaubens" (Göttingen, Dieterich) erlassen. Andere interessante Neuigkeiten des Buchhandels sind: der achte Band von Gutzkow's „Dramatischen Werken" Abtheilung I, „Ottfried" und „Fremdes Glück" enthaltend (Leipzig, Brockhaus); der vierte und fünfte Band von Gerstäcker's „Reisen um die Welt" (Stuttgart, Cotta); „Deutsche Geschichte von Rudolph von Habsburg bis auf die neueste Zeit", von Karl Hagen in Heidelberg, als Fortsetzung der Duller'schen „Geschichte des deutschen Volks" (Frankfurt, Meidinger); „Untersuchungen über das Nibelungenlied" von Adolf Holzmann (Stuttgart, Krabbe); „Harzsagen" von Heinrich Pröhle (Leipzig, Avenarius und Mendelssohn). Dr. Ernst von Nußdorf hat die „Drei populären Vorträge zur Förderung der Gesundheitscultur", die er kürzlich mit großem Beifall vor dem berliner Publicum gehalten, in Druck gegeben (Berlin, Franz Duncker). Von Humboldt's „Kosmos" soll der vierte und letzte Band zu Ostern in gewisser Aussicht stehen.

Auch zu einem Denkmal für Friedrich Schneider ist der Plan entworfen. Dasselbe soll jedoch nicht in einem Denkstein oder etwas dem ähnlichen bestehen, sondern das bescheidene Gartenhaus in Dessau, das der Componist sich vor Jahren erbaut und in dem er den letzten Theil seines Lebens, unablässig schaffend und ringend, zugebracht hat, beabsichtigt man von den Schulden, welche noch darauf haften, frei zu machen und der Familie des Verstorbenen als bleibendes Eigenthum zu übergeben. Ein Verein, der sich zu diesem Zweck in Dessau gebildet, fodert Schneider's Freunde und Verehrer zu Beiträgen auf. Hoffentlich nicht umsonst; namentlich werden die zahlreichen norddeutschen Liedertafeln, um welche Schneider sich so große Verdienste erworben und denen er stets eine so begeisterte Theilnahme widmete, diese Gelegenheit, einen Theil ihrer Schuld gegen den verklärten Meister abzutragen, sich nicht entgehen lassen.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bevölkerungswissenschaftliche Studien aus Belgien.

Mit durchgehender vergleichender Erforschung der entsprechenden Verhältnisse in **Oestreich, Sachsen, Preussen, Frankreich, England, Holland** und andern Staaten.

Von ***J. E. Horn.***

Erster Band. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der gegenwärtig in Belgien lebende, durch verschiedene Schriften, zuletzt sein „Statistisches Gemälde des Königreichs Belgien", rühmlichst bekannte Verfasser macht im vorliegenden Werke den Versuch, an dem Leitfaden des in mehren Ländern, namentlich aber in Belgien, dem „Musterlande der Statistik", während der letzten Jahrzehnde angehäuften bevölkerungsstatistischen Materials die höchst merkwürdigen und doch bisher noch wenig gekannten **Verhältnisse und Gesetze des menschlichen Werdens, Seins und Vergehens**, die auf Sein und Leben der Bevölkerung unmittelbar Bezug habenden, durch die Bevölkerungsaufnahmen und Civilstandserhebungen constatirbaren Erscheinungen zu erforschen, festzustellen und zu erklären. Die Bevölkerungstatistik bildet bekanntlich die unentbehrliche und einzig sichere Grundlage der Statistik wie der gesammten Staats- und Volkswirthschaft, und ist somit für die Gegenwart von der höchsten Bedeutung. Der vorliegende erste Band des auf zwei Bände berechneten Horn'schen Werks behandelt im ersten Buch den **Bevölkerungsstand** (Einleitendes; Populationistik; absolute und relative Bevölkerung; belgische Provinzen; Vlämen und Wallonen; Stadt und Land; Behausung; Wohnlichkeit; Familie; Geschlecht; Alter; Civilstand); im zweiten Buch die **Fruchtbarkeit** (Heirathsfrequenz; absolutes Heirathsalter; relatives Heirathsalter und Wiederverheirathungen; Heirathsfähigkeit und Heirathszeit; Geburtszahl; allgemeine und eheliche, aussereheliche, städtische und ländliche Fruchtbarkeit; Knaben und Mädchen; Empfängniss- und Geburtszeit). Der überaus wichtige und interessante Inhalt sowie die anziehende, allgemein verständliche Sprache des in Briefform geschriebenen Werks sichern demselben nicht blos die Aufmerksamkeit der Statistiker und Nationalökonomen, sondern die Theilnahme des gesammten für sociale und politische Fragen sich interessirenden gebildeten Publicums.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die Moriscos in Spanien.

Von

A. L. von Rochau.

8. Velinpapier. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt: I. Territorialbestand des christlichen und des mohammedanischen Spaniens, vom Anfange des achten bis zum Ende des funfzehnten Jahrhunderts. — II. Die rechtliche und die thatsächliche Lage der Araber unter spanischer Herrschaft. — III. Der Bestand der arabischen Bevölkerung in den verschiedenen Landestheilen am Ende des funfzehnten Jahrhunderts. — IV. Die Mauren seit Eroberung von Granada bis zu ihrer Zwangsbekehrung. — V. Die Moriscos von ihrer Bekehrung bis zu ihrer Vertreibung.

Leipzig. Avenarius & Mendelssohn.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 9.** 23. Februar 1854.

Inhalt: Ueber das Verhältniß der Wissenschaft zum Praktischen und zum Positiven. Von **August Böckh.** — Zwei Gedichte. Von **Rudolf Gottschall.** — Literatur und Kunst. (Luise Mühlbach, „Berlin und Sanssouci oder Friedrich der Große und seine Freunde"; Karoline von Göhren, „Ein Carneval in Dresden oder Scenen aus dem Leben eines sächsischen Offiziers"; Amalie von Clausberg, „Schloß Bucha"; Elise Polko, „Ein Frauenleben"; Lacy, „Santa Casa. Episode aus Goethe's Jugendzeit". — Hoffmann von Fallersleben, „Theophilus".) — Correspondenz. (Aus der Schweiz.) — Notizen. — Anzeigen.

Ueber das Verhältniß der Wissenschaft zum Praktischen und zum Positiven.

Festrede auf der Universität zu Berlin am 15. October 1853 gehalten

von

August Böckh.

Wir sind heute hier versammelt, ein Verein von Männern und Jünglingen, Lehrern und Zuhörern, um unter uns und vor Ihnen, hochverehrte Eingeladene, die unsern Angelegenheiten mit wohlwollender Theilnahme zugethan sind, ein Bekenntniß abzulegen der Ehrfurcht und Liebe für den König unsern Herrn, der Dankbarkeit für die Wohlthaten, die wir mit dem ganzen Lande von ihm wie früher von den Fürsten seinen glorreichen Vorfahren empfangen haben, der Freudigkeit, womit wir diesen Tag begrüßen, an welchem die Feier seines Eintrittes in das Leben wiederkehrt. Was immer das jedesmal verflossene Jahr aus dem Schooße der Zeiten und Geschicke Frohes und Trübes, Gedeihliches und Ersprießliches oder Bedenkliches und Unerwünschtes gebracht, welche Hoffnungen oder Befürchtungen es erregt haben mag: in allem Wechsel der Dinge, dem unaufhaltsamen Umschwunge der Begebenheiten bleibt uns gleich dem himmlischen Pol in unserm Innern Eines fest

und beständig, das Gefühl der Huldigung für den in Glück und Leid bewährten Vater des Vaterlandes. Auf diesen unwandelbaren Grund tragen wir die Gedanken auf, die mit den Jahren wechseln, weil andere Umstände und Verhältnisse andere Betrachtungen erzeugen, wenn man es nicht etwa vorziehen will, gerade das nicht zu sagen, wozu die nächste Veranlassung gegeben ist. Allerdings giebt es Zeiten, in denen man dieses vorziehen mag, um nicht in den Strudel der Parteiansichten hineingerissen zu werden: zu diesen bedenklichen Zeiten rechne ich die gegenwärtige nicht, und ich wüßte nichts, was ich von meinem Standpunkt aus zu sagen veranlaßt sein könnte und doch nicht sagen möchte. Für heute ladet mich die eingetretene innere Ruhe und Stille ein, den Blick dahin zu werfen, wovon die hochgehenden Wogen eines erregteren Volkslebens meist abziehen, dahin, wohin der Geist aus sturmbewegten Kreisen gern sich flüchtet, um in sich ungetrübte Ruhe und Heiterkeit zu finden, auf die Wissenschaft. Liegt ohnehin dieser Gegenstand uns am nächsten, so leitet mich überdies des gefeierten Königs uneigennützige und von jeder Nebenrücksicht unabhängige Liebe zu der Wissenschaft darauf hin, an diesem Tage das Wissen unter Abstreifung der beengenden Nebenrücksichten zu betrachten, die ihm von manchen Seiten zugemuthet werden. Sollte sich mir hierbei unbewußt und unwillkürlich mancher Gedanke wieder darbieten, der auch früher schon von dieser Rednerbühne herab geäußert worden, so finde ich, weit entfernt dies als einen Fehler anzusehen, den wiederholten Ausdruck bestimmter Grundsätze durch die Stellung dessen, der an diesem Tage hier spricht, vollkommen gerechtfertigt. Denn wie ich diese auffasse, und wie sie auch in der öffentlichen Ankündigung unserer Feier bezeichnet wird, ist dieser Redner weniger darauf angewiesen, aus eigener Person zu sprechen, als daß er ein Dolmetscher des Gefühles und Sinnes der Körperschaft sein soll: er kann zwar mit gutem Gewissen nichts sagen, was nicht aus seinem eigenen Denken hervorginge, nicht seine Ueberzeugung wäre: aber diese muß zugleich die Ueberzeugung der Körperschaft sein; er muß sich in die letztere hineingelebt haben, mit ihr Ein Herz und Eine Seele sein und aus ihr heraus sprechen. Was wir aber Körperschaft nennen oder mit fremder Zunge Universität, das besteht zwar aus aber nicht in den vereinzelten Bestandtheilen; sein Wesen ist die Allgemeinheit und Einheit, die durch die besonderen Glieder durchgeht und diese zu einem Ganzen gestaltet, welches vor den Theilen ist, nicht die Theile vor dem Ganzen, und dieses Ganze ist ein Bleibendes, wie auch die Glieder sich verändern mögen, gleichwie der organische Körper derselbe bleibt, während er doch beständig seine Stoffe wechselt und für die ausgeschiedenen oder absterbenden neue aufnimmt und in sein eigenes Blut und Fleisch verwandelt. Wie des Körpers

Einheit in der Seele liegt, die ihm von seiner Entstehung an als eine bestimmte einwohnt und unbeschadet ihrer fortschreitenden Entwickelung eine und dieselbe bleibt, so hat die wahre Körperschaft als ihre stetige Einheit und ihr Lebensprincip einen bestimmten Geist: seine Beständigkeit giebt ihr selber Bestand, daß sie nicht, von den wechselnden Strömungen der Lüfte wie ein Rohr hin und her getrieben, bald dieser bald jener Richtung folge, und in dem Festhalten desselben beruht das Erhaltende, welches man den Körperschaften zuschreibt. Denn mit der Entstehung der Gemeinschaft selber gebildet, pflanzt er sich durch innere Ueberlieferung fort; nicht als ob nicht auch ihrem Wesen Fremdes darin auftauchen könnte, aber solange sie lebenskräftig ist, wird dieses nicht tief einwurzeln. Unserer Körperschaft, deren Mitglied nur noch mit wenigen fast von ihrer ersten Einsetzung an zu sein ich das Glück habe, ist sicherlich bei ihrer Stiftung ein solcher Geist mitgeboren durch den Geist der großherzigen Stifter und der unsterblichen Heroen der Wissenschaft, welche sie damals zu den Ihrigen zählte, und er ist von ihr in fortwährender Ausübung befestigt und gekräftigt worden. Aus ihm muß, wer ihr Vertreter sein soll, seine Grundsätze gesogen haben; und bin ich als solcher für diese Feier bestellt, muß ich mir schon anmaßen, von diesem Geiste erfüllt zu sein, um ihm einen Ausdruck geben zu können: ist aber dieser Geist ein alter, so kann sein Ausdruck nicht auf den Reiz der Neuheit Anspruch machen. Freilich bleibt dem Zweifel Raum, ob ich jenen Geist erfaßt habe; aber um mich einer Demosthenischen Wendung zu bedienen, ich habe die Ueberzeugung von mir, vielleicht aus Mangel an richtigem Gefühl, aber ich habe einmal die Ueberzeugung, ohne die ich überhaupt hier nicht auftreten könnte, von Anbeginn und durch eine lange Reihe von Jahren dahin gestrebt zu haben, daß meine Worte jenem Sinn entsprächen.

Das Erkennen ist ein Gemeingut aller Menschen, die ihres Geistes mächtig sind; durch dasselbe und den darauf gegründeten Willen unterscheiden sie sich von den Thieren. Aber in dem Maße als das körperliche oder das geistige Leben im Menschen überwiegt, und letzteres zu geringerem oder höherem Bewußtsein gelangt ist, steigert sich die Erkenntnißfähigkeit von einem Geringsten durch unzählige Grade bis zu unbestimmbarer Höhe und Tiefe. Erlauben Sie mir, hochverehrte Zuhörer, wenige für die Betrachtung nothwendige Worte über die Quellen und den Zweck der Erkenntniß, nur zur Erinnerung daran, nicht zur Belehrung oder Beweisführung in strengster Form. Ein großer Theil unseres Erkennens entspringt aus der Erfahrung: durch die Sinne vermittelte Eindrücke der dem Geiste gegenüberstehenden Welt geben der Seele Wahrnehmungen, aus welchen sich Vorstellungen vom Einzelnen

bilden; die Induction führt zum Bewußtsein des Gemeinsamen und läßt dieses in der Einheit des Begriffes und des Gesetzes erkennen. Dies ist der Gang nicht allein der Naturforschung, sondern auch der geschichtlichen und philologischen Forschung, nur daß jener die Wahrnehmung durch Beobachtung, dieser meist durch Ueberlieferung zukommt, zu deren Prüfung sie besonderer Thätigkeiten bedarf. Aber alles Allgemeine und alle Einheit kommt vom Geiste, sinnlich wahrgenommen wird nur das Einzelne; also auch in der durch die Erfahrung vermittelten Erkenntniß ist es der Geist, der das Erkennen als denkender nach unwandelbaren Gesetzen vollzieht. Wenige, wenn ich nicht irre, halten diese Erfahrung noch für die einzige Quelle der Erkenntniß: die mathematischen Begriffe, die reinen Denkbestimmungen, die sittlichen Ideen liegen in dem Geiste selber und sind nicht aus den sinnlichen Wahrnehmungen gebildet. Mag nun das Erkennen von reinen Vernunftbegriffen herabsteigen zu dem sinnlich Wahrnehmbaren, oder von diesem zu Begriffen aufsteigen, so müssen beide Wege, bei richtigem Gang und soweit jeder von beiden führt, von den entgegengesetzten Ausgangspunkten aus dieselben Ergebnisse liefern. Was aber der Zweck des Erkennens sei, darüber sind wiederum nicht alle einig. Aristoteles, der nächst seinem Lehrer Platon die Erkenntniß selber mit ächt wissenschaftlichem Geiste der Betrachtung unterwarf, hat das Erkennen selbst für das Ziel und den Zweck des Erkennens erklärt. Alle Menschen, sagt er, streben von Natur nach dem Wissen: ein Beweis dafür ist die Liebe zu den Wahrnehmungen; denn diese werden auch ohne Bedürfniß oder Gebrauch um ihrer selbst willen geliebt, vorzüglich die Wahrnehmung durch die Augen: nicht allein um zu handeln, sondern auch wenn wir nichts handeln wollen, ziehen wir das Sehen fast allem Andern vor, und zwar weil diese Art der Wahrnehmung uns am meisten etwas kenntlich macht und viele Unterschiede offenbart. Indem er untersucht, auf welche Ursachen und Principien sich das beziehe, was Weisheit ist, erklärt er, von den Wissenschaften sei die, welche um ihrer selbst, um des Wissens willen, ergriffen werde, mehr Weisheit als die um der Folgen willen gesuchte: am meisten wissenswerth seien die Principien und Ursachen, weil durch sie und aus ihnen das andere erkannt werde, nicht aber umgekehrt, und dieser Erkenntniß komme es auch am meisten zu, daß sie um ihrer selbst willen erkenne und wisse. Die Menschen hätten angefangen und fiengen noch an zu philosophiren, weil sie sich verwunderten über die Dinge und unsicher waren: die aber unsicher sind und sich verwundern, glauben nicht zu wissen; philosophirten sie also um der Unwissenheit zu entgehen, so folge, daß sie um des Wissens willen philosophirten, nicht wegen irgend eines Gebrauches; und erst als man schon im Besitze des zu behaglicher Lebensführung

Nöthigen gewesen, sei die höhere Wissenschaft entstanden, folglich nicht für irgend einen andern Gebrauch derselben, sondern wie derjenige Mensch frei sei, der um seiner willen ist und nicht um eines andern, so sei auch die höchste Wissenschaft allein frei unter den Wissenschaften, weil sie allein um ihrer selbst willen ist. Diese, sagt er, ist auch die am meisten herrschende der Wissenschaften, weil sie erkennt, um wessen willen Jegliches zu thun sei: dieses ist nämlich das Gute in jeglichem Ding, im Ganzen aber das Beste in der gesammten Natur, und auch das Gute und das „um wessen willen" ist eine der letzten Ursachen. So begründet der Philosoph die Freiheit, Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Wissens, wenngleich verhältnißmäßig, indem je reiner und höher die Erkenntniß, desto mehr sie ihm Selbstzweck ist; und gewiß hat das reinste und höchste Wissen keinen andern Zweck als in sich. Aber wenn dieses wahr ist, sind wir berechtigt, den Selbstzweck des Erkennens auf alles Wissen auszudehnen. Denn wird irgend einem geringeren Erkennen noch ein anderer Zweck außer dem Selbstzweck beigelegt, während dem höchsten nur dieser letztere zukommt, so kann jener andere nur aus etwas stammen, was an dem Wissen nicht mehr Wissen ist. Ob nun die so bestimmte Wissenschaft zu achten oder zu verachten sei, wird jeder nach der Stimmung und Richtung seines Sinnes beurtheilen müssen: wir sagen nur, jenes werde der thun, welcher in der Erkenntniß der Natur und des Geistes an sich die Entfaltung des bewußten menschlichen Geistes überhaupt oder der Vernunft, und in der Vernunft ein dem Menschen einwohnendes Göttliches erkennt, und in dem Sein und Leben des Geistes in sich selbst die höchste Befriedigung findet; es gebe aber auch eine Sinnesart, für welche die Erkenntniß nur ein Mittel zur Erreichung anderer Zwecke ist, eine Sinnesart, die von den Gebildetern aller Zeiten als banausisch bezeichnet wird und des freisinnigen und hochbegabten Menschen unwürdig: weshalb auch derjenige Theil der studirenden Jugend, welcher das Erkennen um seiner selbst willen anstrebt, als der edlere angesehen und nur ihm wissenschaftlicher Sinn beigelegt wird. Jene andern Zwecke sind allerdings sehr verschiedenartig; der äußerlichste und geisttödtendste aber ist unter ihnen der, vermöge dessen die Wissenschaft dem Jünger sogenanntes Brotstudium wird, für welches sie eine beschränktere Gestaltung annehmen muß und sich bisweilen je nach den Umständen einer Anbequemung unterwirft, die vortheilhaftere Aussichten verspricht. Doch ist auch diese Sinnesart uralt; ihr Vorbild hat schon die Aristophanische Komödie in ihrem tölpischen Strepsiades dargestellt, wenn sie ihm bei einem Gegenstande, der ihm zum Lernen vorgelegt wird, die Frage in den Mund legt, was ihm dieses für das Brot nütze.

Aber verwirft man auch diese ganz unfreie Beziehung der Wissen-

schaft auf den Vortheil und Erwerb der einzelnen Person, so hat man doch oft, wol auch vom Throne herab, die Forderung gehört, die Wissenschaft solle sich praktisch machen; die Theorie, also das Erkennen um seiner selbst willen, sei unnütz. Theorie und Praxis sind zwei allgemein gangbare Wörter, die jeder leichthin im Munde führt, wie die Münze in der Tasche; solche Wörter nutzen im Laufe der Zeiten ihr Gepräge bis zur Unkenntlichkeit ab, und es hängen sich daran dunkle Nebenvorstellungen, die den wahren Sinn verdecken und kaum noch einen festen Begriff damit zu verbinden erlauben: um die ächte Bedeutung der zwei Wörter zu finden, werden wir schon dahin zurückgehen müssen, wo sie entstanden oder gestempelt worden sind und woher wir sie überkommen haben. Derselbe Meister des Denkens, dem ich soeben nachging, unterscheidet eine dreifache Seelenthätigkeit, die theoretische oder erkennende, die praktische oder wirkende, die poetische oder machende, und zwar je nach einer jeglichen Princip und Zweck. Das Princip der theoretischen Thätigkeit sind ihm die Gegenstände der Erkenntniß, die Dinge selbst in ihrer Unterschiedenheit von dem Subject, und ihr Zweck ist die Erkenntniß, das Theorem selbst, oder was einerlei ist, das Wahre; die praktische Thätigkeit hat ihr Princip in dem Subject, in dem Willen desselben, und ihr Zweck ist das, was zu thun ist, die Handlung abgesehen vom Werke, die Verwirklichung des Guten oder die Eupraxie; die machende Thätigkeit hat Geist, Kunst oder ein Vermögen des Subjectes zum Grunde und zum Zwecke das Werk. Hiernach entscheidet er namentlich darüber, wohin die Physik zu rechnen sei, und erklärt sie für theoretisch. Er hält jedoch diese begründete Dreiheit nicht überall fest, sondern begnügt sich öfter mit dem Gegensatze des Theoretischen und des Praktischen, wie mir scheint mit Recht. Denn die machende Thätigkeit hat, inwiefern sie sich als schöne Kunst eben auf die Gestaltung des Schönen, das heißt der in dem Sinnlichen verkörperten und versenkten Idee bezieht, mit der Theorie die ideale innere Vision gemein, und ein Hauptzweig derselben, die vorzugsweise sogenannte Poesie, stellt sogar in demselben Stoffe dar, dessen sich das Erkennen bedienen muß, in der Sprache; und die schönen Künste haben wieder auch keinen andern Zweck als die Darstellung jener innern Vision, die der Erkenntniß wo nicht gleich, doch als ihr Bild sehr ähnlich ist; sodaß dieser Theil der Künste der Erkenntniß verwandter ist als dem Handeln: die übrige machende Thätigkeit dagegen ist dem Handeln verwandter, indem sie fast ganz in Thun und Arbeit aufgeht und dem Zwecke des Gebrauches dient: weshalb denn die ganze machende Thätigkeit unter die theoretische und die praktische vertheilt werden kann. Aber auch dieser letztere Gegensatz ist kein ausschließender: denn das Erkennen selber kommt nicht ohne Willen und Vorsatz zu Stande, und ist auch ein Gut, und ein sehr hohes,

die theoretische Thätigkeit also der praktischen nicht schlechthin entgegengesetzt; und umgekehrt, ist der Wille ein vernünftiger, vom blinden Triebe, den auch das Thier hat, verschiedener, so wird er durch das Erkennen bestimmt, und darum hat der tiefsinnige Platon, das Theoretische und Praktische minder auseinanderreißend, die Tugend als Erkenntniß bezeichnet: ja die gesammte praktische Seelenthätigkeit ist der theoretischen dadurch untergeordnet, daß das Ziel der erstern, das Gute, ein Princip ist, welches nur durch Erkenntniß vollkommen ergriffen werden kann, wenn es auch, aber unbewußt, im Gefühl und Glauben gegeben ist; so wird das Praktische selber Gegenstand der Theorie, und weil das Wahre und das Gute sich nicht widersprechen können, ist ein Widerspruch zwischen der ächten Theorie und der ächten Praxis unmöglich. Dennoch bleiben beide Richtungen, auch in ihrer nachgewiesenen Einheit, zwei verschiedene; und um nicht geltend machen zu wollen, daß fast dieselben, welche verlangen, die Wissenschaft solle sich praktisch machen, wieder ganz im Gegentheil die Männer der Wissenschaft vom Handeln ausschließen wollen, damit durch ihre Theorien nicht die praktischen Kreise gestört würden, ist die Sonderung schon als Theilung der Arbeit gerechtfertigt, weil wenige mit gleicher Kraft beide Richtungen verfolgen können, wie, um nur aus dem Alterthum Beispiele herzunehmen, dessen Verhältnisse doch gegen die unsrigen viel einfacher waren, Perikles und Demosthenes nicht die großen Staatsmänner geworden wären, wenn sie zugleich die wissenschaftliche Höhe des Platon und Aristoteles erstrebt hätten, noch diese die großen Philosophen und Herrscher im Reiche der Theorie, wenn sie zugleich die Lorbeern jener hätten erringen wollen. Doch die Forderung ist wohl vielleicht diese: die Wissenschaft solle sich nicht auf das Sein und Werden der Dinge überhaupt, sondern auf menschliche Zwecke als eine Theorie des Handelns selber beziehen, dieses in dem vorher bezeichneten Gegensatze genommen, ohngefähr wie von Sokrates gesagt worden, er habe die Philosophie vom Himmel auf die Erde herabgerufen und in die Städte und Häuser eingeführt, und sie gezwungen über das Leben und die Sitten, die Güter und die Uebel Untersuchungen anzustellen. Also nicht mehr das Wahre sollte Gegenstand des Wissens sein, sondern nur das Gute: aber das Gute selber läßt sich nicht erkennen ohne die Erkenntniß der Natur und des Geistes, und mit der Ertödtung der einen Seite der Seelenthätigkeit erstirbt auch die andere. Endlich ist die Forderung, die Wissenschaft solle praktisch werden, selten auch nur so gemeint, daß sie das Gute erkennen solle; sondern während es verschiedene Güter giebt, geistige und leibliche, beide wünschenswerth, weil die volle Tüchtigkeit des Menschen in der Gesundheit und Tüchtigkeit des Leibes und der Seele besteht, und weil das Vorzüglichere, der Geist, desto unabhängiger wird,

je mehr die Beschränktheit des leiblichen Daseins und die Unbequemlichkeiten und Uebel des körperlichen Lebens aufgehoben werden, wozu der Besitz der äußeren Güter vieles beiträgt, so wird der Begriff des Praktischen meist auf den Erwerb der leiblichen und sinnlichen Güter, die Erreichung der sinnlichen Cupraxie herabgesetzt, und wird er ja noch zugleich auf die sittlichen und geistigen Güter bezogen, so werden diese in der beschränkten Form gegebener oder positiver Zustände gefaßt und in der Wirkung innerhalb derselben das Praktische gefunden. Dieser Sinnesweise ist vor allem das Speculative zuwider und nicht bloß als unnütz, sondern in gewissen Fällen auch als gefährlich, weil es unabhängig von den gangbaren Meinungen auf die Principien zurückgeht, wohl auch überdies als unmöglich, weil die Versunkenheit in diese Art der Praxis gewöhnlich den Skepticismus zum Gefährten hat: minder verhaßt ist solchen die Empirie, aber mit Unrecht, da ein großer Theil derselben ihnen gleich unnütz und gleich gefährlich scheinen müßte. Uebrigens würde diese Richtung auf das allein, was einer sogenannten praktischen Anwendung fähig ist, folgerecht durchgeführt sich selber entgegenarbeiten. Denn rechnet man die Fälle ab, wo die Praxis der Theorie vorangegangen, diese erst aus jener entstanden ist, so kann man eine Erkenntniß nicht anwenden, ehe sie an sich, ohne Anwendung, gewonnen ist, und es läßt sich nicht im voraus bestimmen, ob etwas anwendbar ist und wozu, oder nicht. Man hat treffend bemerkt, daß Kepler nicht hätte finden können, die Planetenbahnen seien elliptisch, hätten nicht die Hellenischen Mathematiker aus reinem Wohlgefallen an den Theoremen, die ihnen mehr werth waren als die Anwendung, weil sie idealer und darum schöner sind, die Theorie der Kegelschnitte ausgebildet; oder wenn dieses Beispiel von Anwendung hierher nicht ganz passen sollte, weil es für unser Wohlbehagen gleichgültig ist, in was für Bahnen die Weltkörper laufen, so wird man zugestehen, daß die Anwendung der Lehre von den Kegelschnitten auf die Geschütze ebenso wenig vorausgesehen war. Ich übergehe andere Beispiele, weil sie zu nahe liegen. Die Theorie ist die edle ambrosisch duftende Blüthe, die Anwendung ist die langsam reifende Frucht; wer die Frucht will, muß der Blüthe warten.

Beharren wir unbeirrt von diesem nicht maßgebenden Bilde dabei, das Erkennen sei sich selbst Zweck, so kann die Wissenschaft nicht durch ein Anderes außer ihr bestimmt werden; sie ist vermöge ihres eigensten Wesens frei wie der Geist, in welchem sie geboren ist. Ich will noch nicht sagen, daß hierin zugleich die Anforderung des Fortschrittes an sie enthalten sei; denn ihre Freiheit könnte sich auch dadurch bewähren, daß sie an dem Alten festhielte oder zu Früherem zurückkehrte: aber das liegt in ihrer Freiheit, daß sie, wenn sie selber in sich zum

Fortschritte drängt, keine äußere Hemmung desselben ertragen kann. Indessen stellt sich auch ohne weitere Begründung, die ich Ihnen ersparen darf, die Aufgabe der Wissenschaft als eine unendliche Arbeit des Geistes heraus; sie ist also allerdings auf einen unendlichen Fortschritt angewiesen, obgleich für sie wie für das gesammte Leben die entgegengesetzten Ansichten gelten, daß nichts Neues unter der Sonne geschehe, und wiederum daß der Fuß nicht zweimal durch denselben Fluß wandle. Das Erkennen des menschlichen Geschlechts ist eine zusammenhängende Kette geistiger Thätigkeiten, in welcher Altes und Neues untrennbar verschlungen sind; dieses wurzelt in jenem, aber aus der alten Wurzel treiben neue Sprossen, und so ist dieselbe Wahrheit zugleich alt und neu, und in der entwickeltern Wiedererzeugung liegt ein Fortschritt, nur nicht eben ein geradliniger, sondern er ist einer Schraubenlinie vergleichbar, in welcher die Bewegung in Kreisform umkehrend dennoch niemals wieder zu dem Ausgangspunkte zurückkommt, sondern in einer alle Kreise schneidenden Richtung, oft freilich unter mannichfachen Abirrungen auch von diesem Pfade, weiter und weiter auf andere Punkte vorrückt. Auch ist dieser Fortschritt nach der Natur der Gegenstände sehr verschieden; wie ich anderwärts dargethan zu haben glaube, ist er in dem Grade langsamer und unmerklicher, je unsinnlicher, innerlicher und geistiger die Dinge sind, auf welche sich das Wissen bezieht, weil die Tiefe der geistigen Anschauung nicht mit den Zeiten wächst und gerade im entfernten Alterthum die hochbegabten Naturen erfüllt waren von der schöpferischen übersinnlichen Geisteskraft, mit welcher sie die ewigen Ideen des menschlichen Geschlechts, nicht zerstreut durch die später bis ins Unendliche angewachsene Mannichfaltigkeit der Eindrücke und Verhältnisse, in mächtiger Concentration und jugendlicher Frische so erfaßt und ausgeprägt haben, daß die späteren Geschlechter an diesen lebensvollen Erzeugnissen sich erwärmen, aus ihnen sich nähren und stärken können: dagegen häuft die lange Zeit die Summe der Erfahrungen, und indem diese von dem Geiste verarbeitet und auf das Geistige zurückbezogen werden, müssen zuletzt auch jene unvergänglichen Uranschauungen in ein reineres Licht treten. Dieser und aller übrige Fortschritt des Erkennens wird gehemmt, wenn ihm von einem andern als ihm selber Anfang und Ausgangspunkt, Zweck und Ziel bestimmt wird. Dieses Andere ist das Positive, nicht das, dessen Gegensatz das Negative ist: denn die Wissenschaft ist nicht das Verneinende: sondern das Positive in seiner ursprünglichsten Bedeutung, das heißt im Gegensatze des Natürlichen, welches in der Natur der Dinge und im vernünftigen Erkennen gegeben ist; denn das Princip des Positiven ist nicht dasselbe wie die Quellen des Wissens, sondern die Autorität, welche in der

Wissenschaft geltunglos ist, und sein Ziel ist nicht das freie Erkennen, sondern die Unterwerfung unter das Gesetzte. Vergebens wird man das Vorhandensein dieses Gegensatzes in Abrede stellen, wenngleich er nicht unauflöslich ist. Freilich hat man das Positive für ein Objectives, als die von den Vorfahren ererbte Sitte und Herkommen der subjectiven Meinung gegenüber, und für das Stetige und Unwandelbare erklärt, und da das Erkennen nichts anderes sucht als das Objective und Stetssichgleichbleibende, weil es das Wahre sucht, so scheint denn in dem Positiven das Ziel des Erkennens bereits erreicht zu sein. So ist es aber keineswegs. Denn erkennen wir auch an, das Positive sei nicht ein von der herrschenden Gewalt willkürlich Gesetztes, nicht, wie der Platonische Thrasymachos lehrt, das Zuträgliche des Stärkern, sondern etwas Besseres, das, was das Gefühl oder sogar das Bewußtsein jedes Volks oder der Einsichtigern darunter in jedesmaliger Zeit als das Richtigere erkannt und darum für Gegenwart und Zukunft gesetzt habe, so ist es deshalb nicht objectiv, sondern häufig nur der erstarrte Ausdruck einer früheren Subjectivität: unwandelbar aber ist es nur in dem Maße, als der Volksgeist zum Stillstande geneigt ist, wie Aegypter und Sinesen und im Verhältniß gegen die freien Bewohner des Abendlandes das seit undenklichen Zeiten an Knechtschaft gewöhnte Morgenland überhaupt; übrigens wird es, da es allerdings oft nur auf der herrschenden Macht beruht, zu manchen Zeiten in rascher Aufeinanderfolge gesetzt und umgesetzt und abermals umgesetzt, und sogar Sitte und Herkommen sind nicht unveränderlich, bewegen sich vielmehr im Laufe der Geschichte mit dem gesammten Bildungszustande. Unläugbar jedoch bewegt sich das Positive langsamer als die Wissenschaft und bleibt also hinter dieser zurück: setzt jenes dieser Schranken und muthet ihr Nebenrücksichten zu, so tritt der Widerstreit beider ans Licht, der so alt ist als die Wissenschaft selbst, aber zum ersten mal ist er in dem gebildetsten Staate der Welt und auf dem Höhenpunkte der Bildung desselben von dem geistreichsten Manne seiner Zeit in voller Tiefe empfunden und ausgesprochen worden, als dieser Staat die angebliche Verletzung des Positiven durch die Wissenschaft mit dem Tode zu rächen sich von der Demagogie hatte verführen lassen, ein ewig denkwürdiges Beispiel zu spät bereuter Verblendung, und doch nicht genug beherzigt von der Nachwelt! Legen wir von diesem Widerstreite nicht die ganze Schuld dem Positiven zur Last, wenn es seine Gewalt nicht missbraucht! Denn wenn es wahr ist, daß große und heilige Anschauungen von tiefem Inhalt in frühen Zeiten lebenskräftig ausgeprägt worden, und wenn, was ebenso wenig zu bezweifeln, hiervon Vieles in das Positive der gebildeten Völker übergegangen, darin befestigt und den Herzen und Gemüthern theuer

geworden ist, soll man nicht leichtsinnig und übermüthig an dem Positiven rütteln: verschmäht man die Autorität, so hat man damit noch nicht die Wahrheit an die Stelle eines Irrthums gesetzt, sondern der Inhalt des eigenen Dafürhaltens kann unrichtiger oder flacher sein als der Inhalt des Autoritätglaubens, während jenes Dafürhalten oft noch obendrein mit eitler Ueberhebung verknüpft ist. Wenn Aristoteles sagt, der Philosoph sei philomythisch, weil das Philosophiren von Verwunderung beginne und der Mythos aus Wunderbarem bestehe, so mag hinzugesetzt werden, er liebe den Mythos auch darum, weil dieser in seiner wunderbaren und mystischen Hülle einen edlen Kern oder Keim des Wissens berge; und sollten es auch nur halbwache Träume sein, sind es heilige und ahnungsvolle Träume. Ueberhaupt wird der Mann der Wissenschaft dem Positiven die höchste Rücksicht, Achtung und gewissenhafte Scheu durch Lehre und Leben erweisen, mit vorzüglicher Ehrfurcht dem, was am meisten positiv ist, den religiösen Satzungen über die hochheiligen göttlichen Dinge, inwiefern dieselben gegründet sind auf einer in das menschliche Geschlecht eingehenden typischen und symbolischen Offenbarung des göttlichen Geistes, wenn diese auch in der menschlichen Fassung getrübt erscheint. Es giebt aber noch eine andere Weise, wie die Wissenschaft dem Positiven förderlich ist. Wir finden eine weltliche und eine geistliche Autorität: jene setzt die staatlichen und rechtlichen Verhältnisse, diese den Glauben, inwiefern er zum Dogma formulirt ist. Beide sind ohne Weiteres, jene für das Oeffentliche, diese für das Kirchliche, wie es vom Staat anerkannt ist, positiv gültig und bindend: weil aber theils nicht außer Zweifel steht, was diese Autoritäten wirklich gesetzt haben, theils selbst in den Fällen, in welchen hierüber kein Zweifel obwaltet, noch nicht unmittelbar klar ist, wie viel die Satzung enthalte und was daraus folge oder nicht, so wird das Positive, ohne seine im Glauben und Gehorsam befestigte Werthgeltung dem Urtheil des Erkennens zu unterwerfen, Gegenstand geschichtlicher Forschung, kunstmäßiger Auslegung und begrifflicher Analyse für Wissenschaften, welche wir, weil ihre letzte Quelle die Autorität ist, positive Wissenschaften nennen, ein Ausdruck, der freilich mit einem Widerspruch behaftet scheint, den wir für jetzt auf sich beruhen lassen. Dies sind die weiten Felder der positiven Staats- und Rechtslehre und der positiven Theologie, vorzugsweise der protestantischen, die einen weitern Spielraum der Untersuchung für sich in Anspruch nimmt: diese werden auch in ihrer Gebundenheit vieles beitragen können zur Läuterung des Staatlichen und Religiösen auf dem Wege des Erkennens, indem sie, was zufällig und irrthümlich der Satzung als Inhalt oder Folgerung angehangen worden, davon abscheiden, dieselbe auf ihre wesentlichen Bestimmungen und Bestand-

theile zurückführen und sie in möglichen Fällen sogar begründen, und so Gebot und Glauben in das Wissen aufnehmen. Wenn so die Wissenschaft der Autorität ihren Tribut zollt, so mag ihr billig auch die Wiedervergeltung angedeihen, welche darin liegt, daß man den Geist mit dem Geiste bekämpfe, nicht mit der Gewalt: daß selbst die äußersten Gewaltmittel, geschweige denn geringere, daß Vertilgen, Verbrennen, Tödten den Gedanken und die Wissenschaft nicht überwinden, daß auch das im Mittelalter vielbeliebte, unstreitig bei übriger Roheit lobenswerth milde und gelinde Auskunftsmittel des Widerrufes angeblicher Häresie nur einen scheinbaren Sieg der Autorität über das Erkennen gewährte, ist durch eine lange Reihe von Erfahrungen erwiesen, da jedesmal doch die bessere Erkenntniß aus der Vernichtung des Leiblichen sich in das Reich der Wahrheit hinübergerettet hat, die Verfolger aber der Verachtung und dem Abscheu der Nachwelt anheimgefallen sind, und wenn aus Furchtsamkeit und Schwäche, die unverständiger und grausamer Gewalt gegenüber Entschuldigung verdient, mit abgedrungener Heuchelei widerrufen worden, auch der Widerruf widerrufen wurde, sobald die Furcht verschwunden war. In der Wahrheit ist Maß und Besonnenheit; die Verfolgung ist das Werk fanatischer Leidenschaft, die einmal losgelassen keine Grenze mehr kennt. Daß ich unter der Wissenschaft nicht auch frevelhafte Grundsätze einbegreife, deren zu Thaten anreizende Verbreitung vernünftigerweise der Ahndung verfällt, brauche ich nicht zu erinnern; wenn aber das freie Gewährenlassen der Wissenschaft außerdem unter gewissen Umständen großen Bedenken und Schwierigkeiten unterliegt, die ich früher an eben dieser Stelle angedeutet habe, so möchten diese in einem krankhaften Zustande der Gesellschaft ihren Grund haben, nicht in der Wissenschaft, die gegen ihre eigenen krankhaften Auswüchse und Verirrungen ihre Heilung in sich selbst durch die Widerlegung hat und deren Ausschweifungen ganz ungefährlich sind, wenn nicht die Gesellschaft bereits vorher durch andere Uebel in ihren Grundfesten erschüttert worden. Und ohne Zweifel ist der Anspruch gerechtfertigt, daß Staat und Kirche weder den positiven Wissenschaften den Spielraum beschränken, den ich für sie soeben abgegrenzt habe, noch auf die Gebiete übergreifen, auf welchen die Autorität keine Gültigkeit haben kann. Gehen die Satzung und das freie Erkennen noch nicht immer miteinander, so ist dies zeitweilig als eine menschliche Unvollkommenheit zu ertragen, bis sie bei weiterer Entwickelung, wie zu hoffen, in der Einheit aufgehen werden, da der Inhalt beider nicht nothwendig verschieden ist: beider Anfang und Ende ist Gott und das Gute! Dagegen geschieht der Wissenschaft ein wesentlicher Eintrag, wenn ihr Kategorien aufgedrungen werden, welche dem Positiven entnommen

sind. Es ist bereits darauf hingewiesen, daß letzteres keineswegs ein Unwandelbares und Stetssichgleichbleibendes sei: vielmehr finden wir nicht allein in verschiedenen Zeitaltern, sondern gleichzeitig viele einander abstoßende und ausschließende Formen desselben. Welcher von ihnen soll sich nun Erkenntniß und Wissenschaft anbequemen? Mag sie mit dem Allgemeinsten fast aller sich vertragen, wird sie doch mit den Besonderheiten weniger übereinstimmen. Soll sie in den Sklavenstaaten von Nordamerika die Sklaverei etwa Aristotelisch als ein in der Natur gegründetes Verhältniß erkennen, in den anderen als ein die Menschheit schändendes? soll sie hier monarchisch, dort republicanisch, und wieder absolutistisch oder constitutionell, aristokratisch oder demokratisch sein, und alles dieses heuchlerisch und sophistisch je nach dem Wechsel heute und wieder anders morgen? Selbst ihre Verschiedenheit nach dem Volksthümlichen und den allgemeinsten religiösen Unterschieden ist eine Unvollkommenheit: denn die Wahrheit kann nur Eine sein. Doch will man noch engere Kategorien in die Wissenschaft hineintragen: man will dem Protestantismus gegenüber eine katholische Philosophie, eine katholische Geschichte, und ich sehe nicht ein warum nicht folgerecht auch eine katholische Physik, die, wer die Leibnizischen jetzt verschollenen Anbequemungen kennt, sogar eher für gerechtfertigt halten könnte. Giebt denn aber ein anderes Bekenntniß andere wissenschaftliche Erkenntnißgründe an die Hand? sind je nach diesem die Wahrnehmungen und die Denkbestimmungen, die Begriffsbildung und die Formen des Urtheils und des Schlusses verschieden? werden die Naturbeobachtungen unter der einen oder andern Voraussetzung anders angestellt? und bleibt nicht die geschichtliche Wahrheit dem unbefangenen und gewissenhaften Forscher dieselbe, welches Glaubens er auch sein mag? Auch hier muthet man dem Erkennen Nebenrücksichten zu: dies ist die verwerflichste Vermischung der verschiedenen Gebiete, nicht ungefährlich da, wo die Anmaßung der geistlichen Gewalt, im Andenken an ihre alte Weltmacht, über Staat und Wissenschaft sich zu erheben droht. Es kommt hinzu, daß man für Positives ausgiebt, was es nicht ist. Daß die Erde stillstehe und die Sonne und das Weltall um sie kreisen, und Aehnliches, womit die physische Wissenschaft sich nicht vertragen kann, ist kein Dogma weder des Judenthums noch des Christenthums, und unsere Religion bezieht sich nicht auf solche Dinge, welche für das Seelenheil gleichgültig sind: nur der Unverstand der Menschen hat auch dergleichen wie zu Glaubensartikeln gestempelt und nur mit der Zeit weicht er zurück, wenn er seine Stellung nicht mehr haltbar findet. Preisen wir uns glücklich, in einem Staate zu leben, in welchem solche Nebenrücksichten nicht von oben herab gefordert oder begünstigt werden; preisen wir uns glück-

lich, daß wir einen König haben, der die Gebiete, von welchen ich rede, wohl zu trennen weiß: ich würde hiervon entscheidende Beweise geben, wenn ich es nicht für ehrerbietiger hielte, dieses Ihrem eigenen Bewußtsein zu überlassen.

Ich eile zum Schluß, hochgeehrte Versammlung! Die Freiheit und Selbstbestimmung der Wissenschaft wird so wenig als die kirchliche Freiheit der Begründung bedürfen, wenn der Staat nur als eine Anstalt zum Schutze seiner Mitglieder in ihrer Thätigkeit und ihren Gütern angesehen wird, im Uebrigen aber sich gegen diese Thätigkeit und diese Güter gleichgültig verhalten soll. Ist aber der Staat die Verwirklichung des gesammten Guten durch die menschliche Thätigkeit, zu welchem auch das Erkennen gehört, so verhält er sich auch zu dem Erkennen nicht gleichgültig, sondern setzt es selber in sich ein; es folgt jedoch daraus nicht, daß er dadurch dessen Freiheit und Selbstbestimmung aufhebe: vielmehr, höbe er diese mittelst seiner Einsetzung auf, so höbe er das Erkennen selber auf, während er es einsetzen will. Er muß es also als ein freies in sich aufnehmen, wie er in den von ihm umschlossenen religiösen Gemeinschaften die Freiheit der Gewissen anerkennt. So, denke ich, hat unser Staat die Wissenschaft in sich eingesetzt: zum Beweise dienen die Statuten der höchsten wissenschaftlichen Anstalten dieser Hauptstadt, von welcher der einen die Förderung und Erweiterung der allgemeinen Wissenschaften ohne besonderen Lehrzweck, der anderen die allgemeine und besondere wissenschaftliche Bildung gehörig vorbereiteter Jünglinge als Ziel vorgesteckt ist, beides ohne einschränkende Bestimmungen, man müßte denn eine solche in der für die zweite hinzugefügten Aufgabe finden, die Jünglinge „zum Eintritt in die verschiedenen Zweige des höhern Staats- und Kirchendienstes vorzubereiten", worauf ich sogleich zurückkommen werde. Ja die Freiheit der Wissenschaft wie der Gewissen ist ein Hauptgrundsatz dieses Staates, ein Grundsatz, welchen Friedrich der Große, der, wie man ihn auch herabziehen mag, stets Preußens Heros bleiben wird, mit der unvertilgbaren Schrift des Geistes tief in das Herz des Staates eingegraben hat. Hiermit ist sowohl die einseitige Beziehung auf die gemeine Praxis als die Hemmung durch das Vermischen der verschiedenen Gebiete entfernt. Und um in den Anfang meiner Rede zurückzukehren und nicht zu wiederholen, was ich bei dem zuletzt erwähnten Punkte schon vorweggenommen habe, wer erkennt nicht, daß Friedrich Wilhelm's des Vierten ebenso erhabener als feingebildeter, mit Einem Wort idealer Sinn die Wissenschaft um ihrer selbst willen liebt und ehrt? Wer hat von seinem Throne herab jemals jene banausische Mahnung für sie an das Praktische vernommen? Wenn nun freilich die soeben angeführte Bestimmung der Universitäten, zum Eintritt in

die verschiedenen Zweige des höheren Staats- und Kirchendienstes vorzubereiten, in dem Positiven wurzelt, so ist diese doch nur als die zweite, nicht als erste hingestellt, und ich habe schon bemerkt, wie die Wissenschaft auch an dem Positiven sich unter Anerkennung desselben betheilige; auf keinen Fall ist doch unter dieser Vorbereitung eine Zurichtung oder Abrichtung verstanden, die weit unter dem richtigen Maße einer Vorbereitung steht, wohl aber kann damit sehr Großes gemeint sein. Denn nicht der ist der tüchtige, zumal höhere Diener, der sich in dem gegebenen Zustande gut zu bewegen weiß, sondern der von der göttlichen Idee des Guten erfüllt, dieses, soweit es jedesmal erreichbar scheint, zu verwirklichen strebt, um eine bessere Zukunft herbeizuführen, da das Positive selber vielfacher Reinigung und Verbesserung bedarf. Zu diesem wahrhaft höheren Dienste bildet die Wissenschaft die heran, welche zum Handeln, das heißt zum Umsetzen des gereifteren Wissens in die That bestimmt sind: so wirkt die Theorie an sich und durch die von ihr erleuchteten Lenker und Diener des gemeinen Wesens, alle seine Theile durchdringend, allmälig auf die Verhältnisse des Lebens; und wenn Tausende und abermals Tausende auf sie schmähen, sie ist und bleibt es dennoch, von der das Handeln beherrscht und die Menschheit vorwärts bewegt wird, weil der Geist die Masse beherrscht und bewegt. Wie dieser Geist seit der Wiederherstellung der Wissenschaften und der nachgefolgten Kirchenverbesserung, freilich nur langsam und nicht ohne den Widerstand und die Nachwirkung der alten Barbarei, ersprießlich auf das öffentliche und gesellschaftliche Leben eingewirkt habe, darüber wäre viel zu sagen, wenn ich nicht, getrieben vom Gedankengange, bereits länger gesprochen hätte, als ich beabsichtigte: ich breche ab, um noch einige Worte über die Deutschen Universitäten hinzuzufügen. Diese haben lange Zeit als die Träger der wissenschaftlichen Freiheit gegolten, und unsere Universität hat sich schon in ihrer Jugendblüthe dieses Ruhmes erfreut: sie sind darum auch, obgleich nicht darum allein, verdächtigt, angefeindet, angefochten worden, besonders in der Zeit einer drückenden Fremdherrschaft, die das Bestehen derselben fast in Frage stellte. Jetzt aber reden viele von dem Verfall der Universitäten: sie seien nicht mehr lebenskräftig, nur verrottete gelehrte Körperschaften, die ihrem Sturz entgegengingen, weil sie von der außer ihnen stehenden freien Forschung überboten würden. Daß sich Misbräuche in sie eingeschlichen haben, ist von ihnen selber anerkannt und das Bessere gewünscht worden; aber ihre Lebenskraft ist nicht erschöpft, solange sie die Freiheit nicht verlieren oder aufgeben, deren Pflegerinnen sie gewesen sind: sie werden, so hoffen wir, mächtige Stämme, noch lange ihre frischbelaubten Kronen erheben und den Stürmen trotzen, und wer die Art an ihre Wurzel legen sollte, wird zu

spät erkennen, daß er die Wissenschaft getödtet habe, um sie zu beleben. Eine Gewährleistung ihrer Dauer und ihrer Freiheit ist gerade ihr vielen so anstößiger körperschaftlicher Verband, wenn er, was ich im Eingange berührte, in ächtem Geiste empfangen und geboren ist und diesen zu erhalten weiß. Und jetzt nur noch Eines! Die Wissenschaft ist ihrer Natur nach weltbürgerlich; aber diese Eigenschaft ist mit der Vaterlandsliebe nicht unvereinbar, und darum, daß wir Männer der Wissenschaft sind, hören wir nicht auf Bürger eines Staates zu sein. Doch empfindet sich diese Verknüpfung mit dem Staate stärker und inniger in der Körperschaft, zu welcher wir verbunden sind, weil diese ein organisches Glied des Staates, ihr Leben von dem Gesammtleben des Staates untrennbar ist. Und so begehen wir heute in der Versammlung einträchtiger Genossen dieses wissenschaftlichen Ganzen mit größerer Erhebung und feierlicher als jeder von uns in anderen ihm nahen Kreisen könnte, das Fest des Königs, der unser Hort ist, und flehen zu dem König der Könige, daß er den huldvollen Herrscher und sein Haus dem Vaterland und der Wissenschaft zum Segen und Gedeihen erhalte, und ihm vergönne ein langes Leben zu führen in der Fülle des ungetrübten Glücks, dessen seine edle Seele würdig ist.

Zwei Gedichte.

Von

Rudolf Gottschall.

1. Der Terek.

Du Sohn des fels'gen Daghestan,
Du trägst des Kaisers Epaulette!
Weit offen liegt des Ruhmes Bahn,
Dem Zaren nur gehört die Welt;
Den Himmel stützen, wenn er fällt,
Die Millionen Bayonnete!

So naht er sich dem Vaterland
Auf einer kaiserlichen Sendung.
Die Kuppen glüh'n im Abendbrand,
Licht wallt der Wolken Festtalar;
Ein neues Bild der Riesenschar
Zeigt ihm der Weg bei jeder Wendung.

Was ist's, das ihm zu Herzen quillt?
Die Felsen droh'n ihn zu zerschmettern,
Es zürnt der Wasserfall und schilt;
Sein Haupt neigt grollend der Tschinar
Und wie ein Richter schwebt der Aar
Mit breiten Schwingen aus den Wettern.

„Nur sacht, mein Rößlein, eile nicht!
O laß den Reiter Athem schöpfen!“
Glut überströmt sein Angesicht —
O fremd' Gefühl von Lust und Schmerz!
Ihm preßt des Kaisers Rock das Herz,
Und angstvoll reißt er an den Knöpfen.

„O Petersburg, du Stadt des Herrn,
Du starrst mich an so übernächtig,
Im kalten Nord ein müder Stern.
Ach an der Newa fernem Strand,
Da dacht' ich nicht ans Vaterland —
Wie ist es schön, wie ist es mächtig!“

Doch sieh! Wie braust durchs Felsgestein,
Wo Reben sich um Ulmen ranken,
Ein gold'ner Fluß im Abendschein!
Wie kommt er von den Bergen frisch!
Wie rauscht und stürmt er kriegerisch
Voll welterobernder Gedanken!

Doch weiterhin — wie grüßt er mild
Des Ufers wuchernde Gelände!
Wie trägt er liebend jedes Bild,
Das ihm geschenkt die grüne Flur,
Und seiner Mutter, der Natur,
Küßt er mit zartem Dank die Hände.

Der Terek ist's! Sein Rauschen weckt
Im Busen längstverklung'ne Lieder,
Und was im Herzen tief versteckt,
Der Kindheit Lust, der Jugend Glück,
Es kommt hervor, es kehrt zurück,
Es grüßt der Heimat Sonne wieder.

Der Geist des Flusses greift herauf
Aus seinen träumerischen Tiefen,
Er hemmt das Roß in seinem Lauf,
Er macht den Reiter starr und stumm;
Es wogt und braust um ihn herum,
Als ob ihn tausend Stimmen riefen.

Die Sonne sinkt, der Nebel dampft
Und Geister treten aus den Spalten;
Er hält die Mähne bang umkrampft —
Dumpf dröhnt des Terek Donnerwort,
Mit tausend Armen reißt's ihn fort
Mit fremden, drohenden Gewalten.

Horch, der verlass'nen Braut Gesang
Hallt aus den fernen Aulen wieder
Durch Wogensturz und Donnerklang!
Ihr Diadem glänzt stolz und licht,
Doch todtenbleich ihr Angesicht,
Und trauernd weinen ihre Lieder.

„Fluch oder Segen!" tönt's ihm zu
Auf unsichtbarer Stimmen Flügel:
„Du hast die Wahl, nun wähle du!
Dort des Verräthers Glanz und Ruhm,
Hier deiner Heimat Heiligthum!" —
Und weinend steigt er aus dem Bügel.

Er kniet! da quillt ein russisch Glück
Mit jeder Thrän' aus seinem Herzen,
Vom Zarenreich fällt Stück auf Stück,
Und die er ach! so lang' verloren,
Die theure Heimat neugeboren
Ersteht aus dieser Saat der Schmerzen!

Da hat er rasch sich aufgerafft:
„Fort mit des Kaisers Epauletten!"
Er reißt in wilder Leidenschaft
Den Rock ab, der das Herz ihm preßt,
Und schnallt ihn an den Sattel fest
Mit Säbel, Gurt und Ordensketten.

„Mein theures Rößlein, kehr' zurück,
Gehorche deines Zars Befehlen!
Ich suche jetzt ein and'res Glück,
Trag' heim, was mir beschieden war,
Trag's heim zu uns'rer Reiterschar —
Ich will den Kaiser nicht bestehlen!"

Und muthig stürzt er in den Fluß
Mit alter Kraft, ein Flutbesieger!
Der winkt ihm schäumend seinen Gruß
Und trägt ihn jauchzend an den Strand —
„Gott segne dich, mein Vaterland,
Und segne du den neuen Krieger!"

2. Die Beichte.

Palermo sah ein glücklich Paar,
Das Herz so froh, das Aug' so klar,
Der Liebe Wiederschein;
Sie liebten sich so still, so tief,
Bis ihn die dunkle Stimme rief,
Sich Gott dem Herrn zu weih'n.

„Und steh' ich einsam am Altar —
Ich scheide, wie vom Quell der Aar,
Der auf zur Sonne strebt!
Des Himmels Gnade mir erschließt
Die Thräne, die mein Aug' vergießt,
Der Schmerz, der mich durchbebt."

Ihr Herz ach! nimmermehr begreift,
Wie solche fremde Frucht gereift
Auf ihrer Liebe Baum;
Und daß er grausam sie verstieß
Aus ihrem sel'gen Paradies —
Ist's nur ein böser Traum?

Sie starrt ihn an, so fremd, so still —
So starrt dem Tod, wer sterben will,
Ins fremde Angesicht;
Am Herzen nagt es fort und fort,
Die Wurzel stirbt, der Baum verdorrt,
Die Welt wird nimmer licht.

Sie träumt des Nachts von ihm allein,
Sie hüllt sich in die Kissen ein,
Ob auch die Sonne scheint;
Die Welt ist arm, die Welt ist leer —
Wie ist das Leben doch so schwer,
Das todtes Glück beweint!

Dann fährt sie zürnend auf und wild:
„Du bist, du bleich Madonnenbild,
Wie alle Frauen sind!
Fluch dir und deinem Zauberblick!
Warum bestiehlst du um sein Glück
Ein armes Menschenkind?"

Und wie ein Strudel schäumend ringt,
Sich stets erzeugt und stets verschlingt,
In eig'ner Brandung stirbt:

Digitized by Google

So heiße Liebe sich verzehrt,
Die ruhelos ein Glück begehrt,
Das nimmer sie erwirbt.

Die Lilie aber fast zerknickt
Noch einmal auf zum Himmel blickt,
Nach seinem Thau verlangt:
„O ruft den Beicht'ger mir herein!
Ja beichten will ich ihm allein,
Nach dem das Herz mir bangt.“

Auf weißem Kissen ruht sie weiß,
Des Priesters Blut wird starr wie Eis —
Sein Opfer liegt vor ihm:
„„O bete, bete, armes Kind,
Daß dir die Heil'gen gnädig sind,
Und alle Cherubim!““

Sie sieht ihn an mit einem Blick,
Der das verlor'ne Erdenglück
Mit Gier zusammenrafft:
„Mir ward der Schutz der Heil'gen nicht!
Doch trotz' ich ihrem Strafgericht
Noch mit der letzten Kraft.“

„„O denk' an ew'ge Höllenpein!““
Da rafft sich wie vom Todtenschrein
Das bleiche Weib empor:
Es schließt den Priester in den Arm,
Und küßt ihn innig, küßt ihn warm,
Und flüstert ihm ins Ohr:

„Ich weiß, daß ewig ich verdammt,
Weil dieses Herz für dich geflammt,
Im Tod nur dein gedenkt!
Das lastet nicht so schwer auf mir,
Als daß ich scheiden muß von dir,
Dem ich mich ganz geschenkt.

Die Hölle hier, die Hölle dort!
Im Herzen brennt sie ewig fort,
Weil ich dich lassen muß!“
Da sinkt sie ohne Kraft zurück —
Ihn aber faßt ein sündig Glück:
Sie stirbt in seinem Kuß.

Literatur und Kunst.

Die Zahl der schriftstellernden Damen ist bei uns seit einigen Jahren in erstaunlichem Wachsthum; einzelne Zweige der Literatur sind fast schon in ihren ausschließlichen Besitz gerathen. So namentlich unsere Unterhaltungsliteratur; während die Buchhändler Klage führen, daß der Romanleser mit jedem Jahre weniger werden, werden der romanschreibenden Damen mit jeder Woche mehr. Natürlich sind wir, obwol Kritiker und den schreibenden Damen schon um deshalb verdächtig, doch von der schuldigen Ehrfurcht gegen das schöne Geschlecht nicht so ganz entblößt, um an dieser Thatsache irgend etwas Bedenkliches zu finden oder zu wünschen, daß es anders wäre. Mit Bedenklichkeiten und Wünschen wird gegen Thatsachen überhaupt nichts ausgerichtet; vielmehr muß man sie zu begreifen und zu verstehen suchen. Auch die hier in Rede stehende Thatsache bietet einige Seiten, welche wol werth sind, daß man sich näher damit beschäftigt, und zwar nicht blos in literarischer oder ästhetischer, sondern ganz besonders auch in culturhistorischer Hinsicht. Für die Mehrzahl unserer schriftstellernden Frauen ist die Literatur nur ein Ersatz, der für verlorenes oder verkümmertes häusliches Glück, für Täuschungen des Herzens und des Schicksals entschädigen soll — hat denn die Zahl dieser verkümmerten Existenzen bei uns so zugenommen, sind häusliches Glück und häusliche Befriedigung so in Abnahme gerathen, daß unsere Frauen sich so massenhaft auf den Markt der Literatur drängen? Werden die Ideale, mit denen sie in das Leben treten, die Ideale von Glück und Liebe und Treue, von der Wirklichkeit so wenig erfüllt, daß sie so zahlreich zur Feder greifen, als dem letzten Trost, um wenigstens die Schatten jener Ideale auf das Papier zu werfen und sich ein Glück, eine Vergeltung, eine Gerechtigkeit zu dichten, die sie im Leben vergeblich gesucht? Oder stellen unsere schriftstellernden Damen sich vielleicht nur auf einen Posten, welchen die Männer leer gelassen? Es ist eine allgemeine Klage seit einigen Jahren, daß unser geselliges Leben mit jedem Tage ernster und schwerfälliger wird; der Wechselverkehr der Geschlechter, der sonst die Würze unserer Gesellschaften bildete, ist auf ein Minimum reducirt, die Blüte der Galanterie ist abgestreift; Zeitungen und Cigarren üben auf die meisten Männer eine größere Anziehungskraft als die Nähe der Damen. Findet vielleicht etwas Aehnliches auch in der Literatur statt? Die größere Hälfte des romanlesenden Publicums besteht bei uns bekanntlich aus Damen — haben die Männer vielleicht nicht blos verlernt, wie man mit Damen plaudert, sondern haben sie auch verlernt, für Damen zu schreiben? Und ist es somit am Ende eine Nothwendigkeit für unsere Frauenwelt geworden, wenn sie Romane lesen will, sich dieselben auch selbst zu schreiben?

Dergleichen Fragen ließen sich leicht noch mehr aufwerfen; doch würde die Beantwortung derselben einen größern Raum erfodern, als uns hier verstattet ist. Indem wir uns daher begnügen, ein Thema angeregt zu haben, das der öffentlichen Aufmerksamkeit nicht unwerth scheint und auf das wir bei Gelegenheit auch wol selbst wieder zurückkommen, wenden wir uns zu einigen der neuesten Erscheinungen, welche diese Frauenzimmerliteratur bei uns hervorgebracht hat; wiewol sämmtlich in den letzten Wochen ans Licht

getreten, sind sie doch so verschieden, sowol an Inhalt und Richtung, als auch was das Talent der Verfasserinnen betrifft, daß sie füglich als eine Musterkarte unserer gegenwärtigen Damenliteratur dienen können. Da ist zuerst ein neuer vierbändiger Roman von Luise Mühlbach: „Berlin und Sanssouci oder Friedrich der Große und seine Freunde" (Berlin, Simion). Würde der Werth eines Talents nur durch seine natürlichen Anlagen bestimmt, so müßte Luise Mühlbach ohne Widerspruch einer der ersten Plätze unter unsern schriftstellernden Damen eingeräumt werden. Sie hat einen resoluten, fast männlichen Geist, der sich mit vieler Gewandtheit, wenn auch nicht immer mit besonderm Glück, auf die gerade obschwebenden Fragen des Tags einzulassen und wenigstens die Oberfläche derselben zu streifen weiß; ihre Phantasie ist lebhaft, ihr Ausdruck farbenreich und blühend; die Production geht ihr leicht von statten und auch das Technische des Romans beherrscht sie mit zunehmender Sicherheit. Leider jedoch stehen diesen Lichtseiten der natürlichen Begabung ebenso große, ja noch größere Schattenseiten gegenüber, und zwar Schattenseiten, die ihren Ursprung in einer mangelhaften oder verkehrten Bildung, zum Theil auch in einer zu leichtfertigen und willkürlichen Anwendung ihres Talents haben. Ihr Geist ist stark, allerdings, aber ihm fehlt die wichtigste Eigenschaft des Weibes, die Grazie, die ästhetische sowol wie die sittliche; ihre Unmittelbarkeit artet oft in Roheit aus; ihre Unbefangenheit, die nur zum kleinern Theile Product der Natur, zum größern aber die Frucht einer sehr nüchternen Reflexion zu sein scheint, streift mit den Fesseln der Convenienz auch jene höhern Gesetze der Sitte ab, die wir auch dem genialsten Schriftsteller nicht erlassen können, um wie viel weniger also der Schriftstellerin. Ihre Phantasie ist zügellos; ein seltsam prickelndes Gelüste treibt sie, vorzugsweise solche Situationen aufzusuchen und solche Scenen auszumalen, die mit den Ueberlieferungen weiblicher Sitte und Zucht im grellsten Widerspruch stehen; ihre Sprache ist fließend, aber nachlässig, ihre Composition gewandt, aber handwerksmäßig. Darum erregen die Schriften der Frau Mühlbach dem gebildetern Geschmack auch stets ein gewisses unheimliches Gefühl: es ist Talent darin, aber das Talent wird misbraucht; ihre Bücher unterhalten, aber hinterdrein beschleicht uns eine Art von Beschämung, daß wir uns haben auf diese Weise unterhalten lassen. Besonders in den Mühlbach'schen Schriften der letzten Jahre hatten diese Auswüchse und Fehler so überhand genommen, daß die guten Eigenschaften dagegen völlig zurücktraten; Bücher wie „Ein Roman in Berlin", die „Memoiren eines Weltkindes" rc. zeigten die Verfasserin auf ein Niveau herabgesunken, auf dem sie höchstens noch die „Braunen Märchen" des Hrn. von Sternberg zum Nachbar hatte. Die Kritik mußte endlich decenter sein als die Dichterin selbst; sie konnte sie nicht hindern, Bücher in die Welt zu setzen wie die ebengenannten — aber zum Glück konnte auch Frau Mühlbach die Kritik nicht zwingen, von diesen Büchern Notiz zu nehmen. Um so erfreulicher ist es uns, von dem obengenannten neuesten Roman der fruchtbaren Verfasserin im Ganzen genommen nur Gutes berichten zu können. Ein Kunstwerk freilich ist er nicht, nur eine derbe Schüssel für den Hunger der Leihbibliotheken. Aber die Schüssel ist wenigstens gesund und reinlich gekocht; es ist kein Buch, an dem unsere Literatur sich bereichert, aber es ist doch wenigstens ein Buch, das den Leser nicht blos unterhält, sondern das man auch mit Anstand bekennen darf ge-

lesen zu haben — und nach den jüngsten Antecedentien der Frau Mühlbach ist das nichts Kleines. Das Buch gehört jener mittlern Gattung an, halb Roman, halb Memoiren, die neuerdings bei uns Mode zu werden scheint, wenn auch eben nicht zum Gewinn der Kunst. Die Verfasserin führt uns eine Reihe von Schilderungen aus dem Mannesalter Friedrich's des Großen vor; die meisten davon stehen nur in sehr lockerm Zusammenhange, Manches, wie die sehr ausführliche Episode von Eckhof (die überdies auch nicht einmal historisch richtig) und dem Theaterskandal in Halle steht sogar außer allem Zusammenhang mit dem eigentlichen Thema des Buchs. Selbst die beiden Liebesverhältnisse, die den Angelpunkt des Romans bilden sollen, die Liebschaft der Prinzeß Amalie mit Trenck, sowie die zärtliche Neigung des Königs für die schöne Barbarina sind nur sehr fragmentarisch behandelt. Das Ganze ist mehr ein Mosaik von Anekdoten und Charakterzügen als ein Roman, mehr eine Sammlung von Skizzen als ein Buch. Aber die Verfasserin ist dabei von achtbaren historischen Studien unterstützt worden; sie hat eine gute Auswahl getroffen und auch in der Wiedergabe so viel bedeutender und interessanter Persönlichkeiten ist sie meist recht glücklich gewesen. Am meisten gilt dies gerade von derjenigen Aufgabe, die ohne Vergleich die schwierigste war, von dem großen König selbst; sein Bild springt uns hell und deutlich entgegen, ohne Uebertreibung oder Verzerrung; einige zu moderne Wendungen, welche die Dichterin ihm hier und da in den Mund gelegt hat, würden sich bei nochmaliger Durchsicht des Textes leicht entfernen lassen. Minder gut sind ihr die Prinzeß Amalie und ihr unglücklicher Liebhaber gelungen; in der Erstern ist zu viel Sentimentalität, während Trenck selbst zu unbedeutend gehalten ist. Namentlich müssen wir es als Misgriff bezeichnen, daß die Verfasserin das ganze Liebesverhältniß aus einer Intrigue des alten Pöllnitz hervorgehen läßt; abgesehen von den äußern und innern Unwahrscheinlichkeiten einer solchen Veranstaltung, wird auch der Liebhaber dadurch selbst zu einer Passivität verurtheilt, die weder seinem historischen Charakter entspricht, noch auch das Interesse des Lesers für ihn zu erwecken vermag. Pöllnitz selbst ist carikirt, ebenso Voltaire, wie überhaupt der ganze letzte Band auffallend schwächer gerathen ist. Auch der Charakter der Barbarina scheint nicht ganz consequent und noch weniger vermag der, wenn auch geschichtlich treue Ausgang zu befriedigen, den ihr Schicksal nimmt. Doch thun diese und ähnliche Einzelheiten der vortheilhaften Wirkung des Ganzen nur wenig Abbruch; der Stoff ist so fesselnd, der Zauber dieser geschichtlichen Persönlichkeiten so groß, der Gang der Erzählung im Ganzen so rasch, daß der Leser kaum Zeit hat, darauf zu achten. Das Ganze ist, wir wiederholen es, eine erfreuliche Rückkehr der Verfasserin zum Gediegenen und Bessern; der historische Stoff hat ihrem Uebermuth gewisse Schranken auferlegt und sie vor jenen Abschweifungen bewahrt, welche die Werke ihrer letzten Epoche entstellten. Möge sie diesem Wege denn treu bleiben; wird sie auch keinen großen Dichterruhm damit erwerben, so ist doch das Verdienst, ein gutes Unterhaltungsbuch geschrieben zu haben, immerhin nicht so gering und namentlich in Deutschland nicht so häufig, daß nicht der Ehrgeiz eines Schriftstellers und sogar auch einer schriftstellernden Dame sich dabei beruhigen könnte.

Karoline von Göhren in „Ein Carneval in Dresden oder Scenen aus dem Leben eines sächsischen Offiziers" (2 Bde., Leip-

zig, Literatur-Bureau) scheint auch nicht einmal diesen Ehrgeiz gehabt zu haben; ihrem Buch muß das Schlimmste nachgesagt werden, was diese Gattung treffen kann — es ist langweilig, ganz ungemein langweilig. Wir kennen die sonstigen Productionen der genannten Dame nicht; doch meinen wir gehört zu haben, daß dieselben ziemlich zahlreich sind und vom Publicum nicht ungern gelesen werden. Um so mehr hat die Trivialität dieses „Carneval in Dresden" uns überrascht. Der Stoff an sich wäre pikant genug gewesen; derselbe ist einer Begebenheit nachgebildet, die sich vor nicht langer Zeit in Dresden zutrug und damals einiges Aufsehen erregte: ein Gaunerpaar schleicht sich unter falschen Namen in die vornehme Gesellschaft ein und weiß hier allerhand glänzende und ehrenhafte Verbindungen anzuknüpfen, bis ihr diebisches Treiben endlich entdeckt und das Netz ihrer Lügen schmachvoll zerrissen wird. Allein um diesen Stoff poetisch wirksam zu machen, dazu hätte eine psychologische Schärfe gehört, verbunden mit einem Takt und einer Lebendigkeit der Darstellung, von welchem Allen die Verfasserin nichts besitzt. Trotz der Fülle von Abenteuern, welche die Verfasserin zusammenzuhäufen sucht und bei denen selbst die Kriegsgeschichte nicht ungeplündert bleibt, geht doch Alles außerordentlich spießbürgerlich zu in diesem Buche, eine spießbürgerliche Gaunergeschichte aber ist unzweifelhaft das Unerquicklichste und Langweiligste, das sich denken läßt. Die Verfasserin, scheint es uns nach diesem Buche, gehört einer Generation von Schriftstellerinnen an, die ehemals allerdings ein breites Publicum bei uns hatte, seitdem aber so ziemlich ausgestorben ist, ohne daß wir ihren Verlust eben sehr zu beklagen hätten: nämlich einer Generation, bei der das Tintenfaß noch dicht neben dem Waschfaß stand und die, ohne Ahnung von den Leidenschaften, den Illusionen und Irrthümern unserer heutigen Dichterinnen, ihre Bücher noch mit derselben Gemüthsruhe und derselben regelmäßigen Geschicklichkeit abstrickte wie ihre Strümpfe. Daß wir keine besondern Freunde sind von den Emancipationsideen und Weltverbesserungsplänen, mit denen unsere Schriftstellerinnen vom jüngsten Datum uns überschütten, haben wir schon bei frühern Gelegenheiten eingestanden. Allein einen Vortheil für unsere Literatur vermögen wir in dieser Rückkehr zu der Manier unserer Großmütter auch nicht zu erblicken. Gemüthlichkeit ist ein gutes Ding, ja selbst eine gewisse Portion von Spießbürgerlichkeit wollen wir uns als Gegengift gegen das übergeniale Treiben unserer neuesten Blaustrümpfe hier und da gefallen lassen; wo dieselbe jedoch so breitspurig auftritt und den Mund in altbasenhafter Klugheit so voll nimmt wie in diesem Buch, da müssen wir uns ebenfalls recht sehr dafür bedanken. Wundersam ist auch der doppelte Titel, den das Buch führt: „Aus dem Leben eines sächsischen Offiziers." Ein sächsischer Offizier kommt allerdings darin vor, sogar ihrer zwei; doch treiben sie nur die allergewöhnlichsten Dinge, die jeder preußische, hessische, englische Offizier auch treibt: sie nehmen Urlaub, gehen auf Bälle, verlieben sich, rücken ins Feld, werden verwundet ꝛc., ohne daß uns auch nur ein einziger Zug aufstieße, der den sächsischen Offizierstand als solchen charakterisirt; was bedeutet also dieser Zusatz?

Ein recht angenehmes Talent dagegen lernen wir in der Verfasserin von „Schloß Bucha. Roman von Amalie von Clausberg" (Leipzig, F. A. Brockhaus) kennen. Das Buch ist aus zwei ziemlich disparaten Elementen

zusammengesetzt und dieselbe Zwiespältigkeit meinen wir auch an der Verfasserin selbst zu bemerken. Die eine Hälfte des Romans ist gemüthlich-idyllisch, ein anspruchloses Klein- und Stillleben, während die andere phantastisch-abenteuerlich ist und sich weniger an das Gemüth als an die Phantasie des Lesers wendet. Doch scheint nur das Erstere den natürlichen Anlagen der Verfasserin zu entsprechen; ihre Charakteristiken der bürgerlichen Gesellschaftskreise, ihre Schilderungen des häuslichen Lebens, ihre Streifzüge durch Wald und Flur zeichnen sich, ohne eben viel Neues zu bringen, doch durch Naturtreue und Wahrheit aus und lassen uns überall eine feste Grundlage des Selbsterlebten, Selbstempfundenen gewahren. Wo die Phantasie der Verfasserin sich dagegen in etwas höhere Regionen versteigen will, wo es sich darum handelt, Verwickelungen zu erfinden und Katastrophen herbeizuführen, da versagt ihr die Kraft, da schreibt sie nicht mehr aus dem Leben, sondern nur noch aus Reminiscenzen früherer Lecture, und noch dazu einer Lecture, die nicht immer die gewählteste gewesen zu sein scheint. Auch in der Kunst, den Knoten zu lösen, ist die Verfasserin noch sehr unerfahren; der Ausgang ihres Buchs beruht auf einer unnöthigen und unmotivirten Grausamkeit und wird daher Niemand befriedigen. Dagegen verdient die Sprache großes Lob; sie ist geschmackvoll, von poetischem Hauch durchdrungen und dabei doch einfach und schlicht. Auch die Charakteristik ist meistentheils recht gelungen, wenigstens in denjenigen Partien, in denen die Verfasserin überhaupt die Grenzen ihres Talents innehält. Wenn sie dies in Zukunft noch mit größerer Strenge thut und es sich noch mehr zum Gesetz macht, nur aus der Fülle des eigenen Herzens und der eigenen Beobachtung, nicht aber aus fremden Eindrücken zu schöpfen, so dürfen wir uns noch recht viel Erfreuliches und Tüchtiges von ihr versprechen, besonders wenn sie sich dabei dieselbe Anspruchslosigkeit erhält wie in diesem Erstlingswerke.

Auch Elise Polko in „Ein Frauenleben“ (2 Bde., Leipzig, Schlicke) erweckt recht artige Hoffnungen. Die Verfasserin bekundet einen lebendigen, strebsamen Geist und auch ihre Beobachtungsgabe ist stellenweise schon recht geübt und von jener natürlichen Schärfe, besonders für das Kleine und scheinbar Unerhebliche, die unsern Frauen eigenthümlich zu sein pflegt. Für die Aufgabe freilich, die sie sich in dem vorliegenden Buche gestellt hat, reichen diese Eigenschaften noch bei weitem nicht aus. Die Verfasserin will darin den Nachweis führen, daß Künstler überhaupt nicht zur Ehe taugen und daß eine Frau, welche sich entschließt, die Gattin eines Künstlers zu werden, auf häusliches Glück und ehelichen Frieden verzichten muß. Was die Wahrheit oder Unwahrheit dieses Satzes selbst betrifft, so wollen wir uns hier nicht weiter darauf einlassen. In den Tagen der Romantik, da jeder Poet noch ein Wesen höherer Art war, für das die gewöhnlichen Gesetze und Rücksichten keine Gültigkeit hatten, wäre er ganz an seinem Ort gewesen; jetzt, wo man auch die Kunst menschlicher aufzufassen gelernt hat, wird die Verfasserin voraussichtlich nur noch wenig Glück damit machen. Jedenfalls ist sie in der Wahl der Fabel, mit welcher sie ihren Satz erläutern will, nicht glücklich gewesen; Held wie Heldin haben von Anfang an etwas Kränkliches, um nicht zu sagen Verschrobenes; wir können uns nicht darüber wundern, im Gegentheil, es ist nur ganz in der Ordnung, daß sie nicht glücklich miteinander werden, da Beiden von vornherein die nothwendige Grundlage jedes

häuslichen und persönlichen Glücks, nämlich Wahrheit und Natürlichkeit gefehlt hat. Sollte solch ein Thema überhaupt behandelt werden, so mußte es mit viel größerm Schwung, mit viel größerer Leidenschaftlichkeit und Wärme geschehen; wir mußten erst an den Genius des Künstlers glauben lernen, das Herz des Weibes mußte uns erst in seinen Tiefen erschlossen werden, bevor wir an ihren beiderseitigen Schicksalen, ihren Irrthümern, Kämpfen und Leiden Antheil zu nehmen vermochten. Irren wir nicht, so ist auch Elise Polko durch die natürliche Beschaffenheit ihres Talents mehr für das Einfache, Idyllische bestimmt; der genialisirende Ton, zu dem sie sich in dem vorliegenden Buch hinaufschraubt, und der ihr doch nur sehr schwächlich geräth, scheint ihr nicht angemessen und kann daher auch der weitern Entwickelung ihres Talents nur nachtheilig werden.

Wir schließen mit einem Buch, das sich zwar auf dem Titel eines männlichen Autors rühmt: „Santa Casa. Episode aus Goethe's Jugendzeit. Eine Novelle von Alexander Lacy" (2 Thle., Mainz, Kunze): doch braucht man eben kein Tiresias zu sein, um sofort die weibliche Feder herauszuerkennen. Und zwar die weibliche Feder mit allen ihren Schwächen und Schrecken; selbst jene kleinen Sünden gegen Grammatik und Rechtschreibung, die sonst nur in Liebesbriefen und Waschzetteln figuriren, werden uns nicht erlassen. Es ist eines der widersinnigsten Producte, die uns seit langem vor Augen gekommen: Goethe's Jugendgeschichte, seine Liebschaft mit Gretchen, der Königslieutenant, die Frau Rath, Alles bunt durcheinandergemischt mit offenbaren und verkappten Jesuiten, mit untergeschobenen Kindern, edelherzigen Juden, die für Scheusale gelten — kurzum mit der ganzen gröbsten Staffage eines Räuberromans der untersten Sorte. Nicht einmal das Historische aus Goethe's Leben ist richtig begriffen und erzählt, sondern auch hier begegnen wir den gröbsten Misverständnissen sowie einer Willkür, die mit der Pietät gegen den unsterblichen Dichter, deren wir übrigens auf jeder Seite versichert werden, in überraschendem Widerspruche steht. Wäre der Verfasser wirklich, was er zu sein vorgibt, so würde ein förmliches literarisches Standrecht ganz am Orte sein; denn er ist ein Marodeur, der auf unverschämte Weise den Namen und die Erzeugnisse unsers größten Dichters plündert, um seine Blöße damit zu bedecken. Da aber Niemand, der nur zwei Seiten in dem Buche gelesen, daran zweifeln kann, daß es von einem weiblichen Autor herrührt, so begnügen wir uns, die allzu kühne Dame mit aller möglichen Chevalerie an die Pforten der Literatur zurückzuführen — und den Schlüssel hinter ihr abzuziehen. R. P.

Dem „Theophilus" aus der trierer Handschrift, mit dem Hoffmann von Fallersleben uns im vorigen Sommer beschenkte, ist noch vor Schluß des Jahres eine Fortsetzung gefolgt: „Theophilus. Niederdeutsches Schauspiel in zwei Fortsetzungen aus einer stockholmer und einer helmstädter Handschrift. Mit Anmerkungen von Hoffmann von Fallersleben" (Hannover, Rümpler). Wir erhalten darin, der Titelangabe gemäß, erstlich einen Abdruck jener stockholmer Handschrift, auf welche der gelehrte Herausgeber schon in dem ersten Heftchen hingedeutet hatte, freilich ohne zu wissen, daß sie damals bereits seit einigen Jahren gedruckt war, und zwar durch denselben englischen

Gelehrten, Hrn. G. W. Dasent, von dem auch die erste flüchtige Notiz über die gedachte Handschrift in Haupt's „Zeitschrift" (V, 114) herrührt. Der vollständige Titel der Dasent'schen Ausgabe lautet: „Theophilus in Icelandic, Low German and other tongues from Mss. in the Royal Library of Stockholm. By George Webbe Dasent, M. A." (London, William Pickering, 1845). Doch ist dieselbe in Deutschland sehr wenig verbreitet, was schon der Umstand beweist, daß sie einem so aufmerksamen und gründlichen Forscher wie Hoffmann von Fallersleben jahrelang unbekannt bleiben konnte, bis endlich ein Zufall sie ihm in der göttinger Bibliothek in die Hand führte, sodaß wir also im Interesse der deutschen Wissenschaft diesen Wiederabdruck nur willkommen heißen können. Die Handschrift selbst stammt aus dem 15. Jahrhundert und ist wahrscheinlich in Jütland geschrieben; von der nicht geringen Anzahl von Stellen, in denen Hoffmann von dem englischen Herausgeber abweicht und die wol ohne Ausnahme als ebenso viel Verbesserungen zu betrachten sind, hat er ein genaues Verzeichniß beigefügt. Als fernere Ergänzung erhalten wir dann noch den Theophilus aus der helmstädter Handschrift. Auch diese Handschrift war bereits früher gedruckt, sogar zwei mal. Zuerst von Bruns 1798 in seinen „Romantischen und andern Gedichten in niederdeutscher Sprache". Doch war Bruns dabei infolge seiner (wie Hoffmann sich ausdrückt) „geringen, freilich für damalige Zeit ausgezeichneten Kenntnisse des Niederdeutschen" in mancherlei Irrthümer verfallen; namentlich war es ihm vollkommen entgangen, daß das Gedicht ursprünglich ein Schauspiel, das nur vom Abschreiber als Erzählung behandelt worden. Nach diesem Bruns'schen Abdruck suchte dann Ettmüller den Text kritisch herzustellen: „Theophilus der Faust des Mittelalters" ꝛc. 1849; auch als 17. Band der quedlinburger „Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur". Doch war, wie Hoffmann S. 78 fg. des vorliegenden Werkchens durch zahlreiche Beispiele belegt, auch dieser Abdruck noch sehr unzulänglich und durch zahlreiche Willkürlichkeiten entstellt, sowol in Versbau wie Sprache. Der vorliegende Abdruck, bei welchem zum ersten mal die Originalhandschrift wieder sorgfältig verglichen worden, ist daher ebenfalls höchst dankenswerth und wird hoffentlich dazu beitragen, Ettmüller's übereilte und mislungene Arbeit in Vergessenheit zu bringen. Was den Inhalt der beiden Stücke selbst angeht, so lernen wir eine wesentlich neue Seite der Theophilus-Sage darin nicht kennen. Namentlich muß die früher von Hoffmann aufgestellte Vermuthung, als ob der „Theophilus" ursprünglich eine Trilogie gewesen, und als ob möglicherweise in der stockholmer Handschrift eine Fortsetzung der trierer enthalten sei, jetzt ohne Widerrede aufgegeben werden; alle drei Verfasser haben vollkommen selbständig gearbeitet und haben keinen andern Zusammenhang, als der aus Behandlung eines und desselben überlieferten Stoffs sich nothwendig von selbst ergibt. Uebrigens hat Hoffmann bei Veröffentlichung dieses „Theophilus" mit merkwürdigen Widerwärtigkeiten zu kämpfen; als er sich im Sommer 1852 in Trier befand, um die dortige Handschrift zu copiren, wurde er von der Polizeibehörde des Orts ausgewiesen — und als er ein Jahr später seine Verwandten in der Nähe von Hannover besucht, um daselbst einige Tage zu verweilen und die beiden Fortsetzungen des „Theophilus" zum Druck vorzubereiten, widerfährt ihm von der hannöverschen Polizei, der Polizei seines Geburtslandes, dasselbe Schicksal. Ist das vielleicht noch ein

nachträglicher Teufelsspuk, welchen der alte Schwarzkünstler seinem Herausgeber bereitet? Aber nein, wir kennen ja die Dämonen, die noch heutigen Tages ihr Spiel bei uns treiben und von denen nach Gelegenheit auch noch mehr gestört und noch Größeres beeinträchtigt wird als die Ruhe des einsam forschenden Gelehrten. R. P.

Correspondenz.

Aus der Schweiz.

Februar 1854.

Gl. Seit dem 9. Januar sind unsere National- und Ständeräthe in der Bundesstadt Bern versammelt. Die Hochschulfrage ausgenommen, lagen der Session keine Verhandlungsgegenstände von erheblicher Wichtigkeit vor. Im Innern der Schweiz ist so ziemlich Alles geordnet; mit dem Auslande möchte man sich so gut vertragen, als es immer mit Ehren angeht. Deshalb hat auch der tessin-östreichische Conflict, über den der Bundesrath dem Nationalrath Bericht erstattet hat, weder in dieser Behörde, noch in der Presse, noch im Publicum viel von sich reden gemacht. Den aus der Lombardei ausgewiesenen Tessinern hat man einstweilen Arbeit und Brot gegeben; das Weitere wartet man eben ab und kann es um so eher thun, als auch Oestreich des unfruchtbaren Haders müde zu sein scheint, was denn auch, angesichts jener furchtbaren Wetterwolke eines allgemeinen Kriegs, die inzwischen am Horizont der europäischen Politik emporgestiegen ist, ohne Zweifel für beide Theile das Rathsamste sein würde.

Mit derselben fast einstimmigen Geräuschlosigkeit haben Nationalrath und Ständerath auch dem bernischen Preßgesetz die Genehmigung versagt. Dasselbe — die Besonnenern aller Farben gestanden es zu — war ein Product der Parteileidenschaft, erlassen zu einer Zeit, als die Wogen der Parteikämpfe im Canton Bern am höchsten gingen und die Presse, intra et extra muros, allerdings alles Maß und Ziel ruhiger Erörterung überschritten hatte. Allein das Gesetz hatte zugleich der Preßfreiheit selbst den Todesstoß gegeben; darum war es an der Bundesversammlung, eines der heiligsten, von der Bundesverfassung gewährleisteten Rechte zu erhalten. Als mit dieser in Widerspruch stehend, wurde das bernische Preßgesetz denn auch vom Nationalrath und Ständerath verworfen.

Desto langwieriger dagegen waren die Verhandlungen wegen der Hochschule. Das Resultat ist Ihren Lesern längst bekannt. Eine viertägige parlamentarische Schlacht, in der die französischen Schweizer und die Conservativen sich gegen, die Ostschweizer und die Liberalen sich für eine eidgenössische Hochschule aussprachen, war nöthig, bevor der Nationalrath überhaupt in die Frage einzutreten beschloß. Der Beschluß erfolgte dann mit einer Majorität, die sogar stärker war, als die Anhänger des Projects gehofft, und auch dieses selbst wurde mit geringen und im Ganzen recht zweckmäßigen Aenderungen angenommen. Und doch war Alles verlorene

Mühe; der Ständerath, an den das Gesetz demnächst gelangte, hat dasselbe fallen lassen und dafür die Gründung einer polytechnischen Schule in Zürich ausgesprochen. Auch dies hatte im Grunde Niemand anders erwartet und darum werden die Freunde der schweizerischen Hochschule, die man zugleich als die echten Freunde einer wirklichen schweizerischen Einheit bezeichnen darf, sich nicht davon entmuthigen lassen, sondern ihren Plan zu geeigneter Zeit und bei größerer Reife der öffentlichen Stimmung unzweifelhaft wieder vorbringen. Fruchtlos kann man die Verhandlungen schon jetzt nicht nennen, trotzdem daß sie in der Hauptsache gescheitert sind; die Frage, an die sich so viel wichtige Consequenzen für die Zukunft unsers Landes im Allgemeinen knüpfen, ist allseitig, mit großer Lebhaftigkeit und Schärfe beleuchtet worden, die Parteien haben sich genau abgegrenzt und auch die Anhänger und Urheber des Entwurfs haben Gelegenheit gehabt, über manche wesentliche Punkte sich selbst noch klarer zu werden. Im Ganzen kann man sagen, daß mit Ausnahme der Mehrheit der französischen Schweizer alle Anhänger des neuen Bundes für, die gewesenen Sonderbündler und ihre conservativen Freunde gegen die eidgenössische Hochschule Partei ergriffen haben. Wollen wir die französische Schweiz außer Acht lassen, so ist diese Gruppirung auch ganz natürlich. Vertheidigte der Sonderbund die katholischen Sonderinteressen, die Conservativen die cantonale und locale Isolirung, so ist klar, daß Diese, die Vertreter der gewesenen Sonderbundcantone, nie zugeben können, daß auf gemeinsame Kosten eine Anstalt errichtet werde, welche die religiösen Gegensätze, wenn nicht ignorirt, doch tolerirt und dem neuen Bunde auch neue Menschen zuführt. Andererseits liegt es in der Consequenz des neuen Bundes, daß mit gemeinsamen Mitteln für eine höhere, wahrhaft republikanische Bildung gesorgt wird, ohne welche man wol unter republikanischen Formen, aber nicht mit freien Menschen leben kann. Und das ist denn auch der Grund, in welchem die Hoffnungen unserer Hochschulfreunde wurzeln und aus dem sie Beruhigung schöpfen für ihre gegenwärtige Niederlage: geht die Schweiz auf dem durch die neue Verfassung angebahnten Wege fort, d. h. wird die Einheit, die so lange nur auf dem Papier gestanden, immer lebendiger und wahrhaftiger, zehren die alten Sonderinteressen sich immer mehr auf, wird unsere vielgerühmte und doch in der That zuweilen noch sehr rohe Freiheit immer mehr durchdrungen von Bildung und Humanität — so liegt auf diesem Wege, sei es früher, sei es später, ganz nothwendig auch die eidgenössische Hochschule. Werden wir dagegen in dieser Entwickelung gehemmt, gleichviel ob durch fremde Gewalt oder eigene Schuld, kehren wir zurück oder lassen wir uns zurückdrängen in das frühere cantonale Unwesen, in die Eifersüchtelei, den Neid und das Maulheldenthum, das mit Schweizerfreiheit renommirt und sich dabei ganz gemüthlich sowol in das Joch der Patrizier wie in die Netze der Diplomatie begibt — je nun, so geht überhaupt nichts an uns verloren und auch die eidgenössische Hochschule wäre dann nur eine zertrümmerte, um nicht zu sagen eine geschändete Hoffnung mehr.

Notizen.

Von Thomas Moore's „Memoirs, journal and correspondance", herausgegeben von Lord John Russell, ist der fünfte und sechste Band erschienen. Die Auszüge aus Moore's Tagebüchern werden darin fortgesetzt; doch sind dieselben meist ganz unerheblich, eine bloße Aufzählung von Festlichkeiten, Schmausereien und Salonanekdoten, und selbst die Mehrzahl der letztern ist ohne Stachel. Ueberhaupt enthält das ganze bändereiche Werk, das mit diesen letzterschienenen Theilen noch nicht einmal zu Ende ist, ungemein viel Ballast, wenigstens für den deutschen Leser, der nicht nur von dem Poeten selbst mehr Innerlichkeit und Tiefe, sondern auch von dem Biographen eines Dichters mehr Berücksichtigung der innern, geistigen Entwickelung verlangt. Englische Leser freilich haben in dieser wie noch in mancher andern Hinsicht einen starken Magen; selbst die trivialsten Geschichten nehmen sie mit Andacht hin, wenn sie ihnen nur unter der Firma eines berühmten Mannes geboten werden oder den Duft des „high life" an sich tragen. Und bei diesen Moore'schen Memoiren ist denn allerdings Beides in hohem Grade der Fall. — Dagegen verdienen die „Denkwürdigkeiten des Lord Castlereagh, bearbeitet von S. Frankenthal" (3 Bde., Hamburg, Hoffmann und Campe) auch in Deutschland die Anerkennung Aller, welche eine genauere Kenntniß der neuern Geschichte, namentlich der Napoleon'schen Epoche, sowie der ersten Jahre der Restauration zu gewinnen wünschen, vorzüglich nach ihrer diplomatischen Seite hin. — Auch von den Memoiren des Sir Thomas Lowell Buxton, die für die Geschichte der neuesten englischen Humanitätsbestrebungen von hohem Interesse sind, hat Hr. von Treskow eine empfehlenswerthe Uebersetzung (Berlin, Schneider) geliefert.

In Paris ist der berühmte Nationalökonom Blanqui gestorben. Er war 1798 zu Nizza geboren; sein Hauptwerk, auf das auch sein Ruhm als die erste nationalökonomische Autorität des gegenwärtigen Frankreich sich vornehmlich gründet, ist die „Histoire de l'économie politique en Europe", die zuerst 1837 in zwei Bänden erschien. — Auch Italien hat eine seiner glänzendsten Berühmtheiten eingebüßt: Silvio Pellico, geboren 1789 zu Saluzzo in Piemont, ist am 31. Januar zu Turin gestorben. Sowol durch seine Dichtungen, unter denen wir besonders an die auch von Max Waldau übersetzte „Francesca da Rimini" erinnern, als auch durch die langjährigen Kerkerleiden, welche er als angeblicher Revolutionär in den Bleikammern Venedigs sowie späterhin auf dem Spielberg zu erdulden hatte, war Silvio Pellico in ganz Europa einer der bekanntesten, ja vielleicht schlechthin der bekannteste Name aus der ganzen jüngern Literatur seines Vaterlandes geworden; die Geschichte seiner Gefangenschaft, die er zuerst 1832 unter dem Titel: „Le mie prigioni" erscheinen ließ, wurde sofort in alle europäischen Sprachen übersetzt und sicherte auch dem Dichter eine Theilnahme, die er ohnedies vielleicht nicht oder doch nicht in dem Grade gefunden hätte. In den letzten Jahren soll er sich einer überaus strengen, fast menschenfeindlichen

religiösen Richtung ergeben haben, zu der die Anfänge allerdings schon in seinen frühern Werken angedeutet liegen.

Cuno Fischer, früher Privatdocent in Heidelberg, hat den ersten Band einer „Geschichte der neuern Philosophie", „das classische Zeitalter der dogmatischen Philosophie" umfassend, vollendet; der zweite Band wird Cartesius und Spinoza, der dritte und letzte die deutsche Philosophie von Leibniz bis auf Kant und Hegel behandeln. In der Einleitung gibt der Verfasser einen ausführlichen Bericht über die Untersuchung, welche auf Grund seiner akademischen Vorlesung von Seiten des badischen Ministeriums gegen ihn geführt worden und die dann bekanntlich seine Entfernung vom Lehrstuhl zur Folge hatte. Der Bericht ist ruhig und würdig gehalten und liefert einen interessanten, aber freilich auch sehr unerfreulichen Beitrag zur Geschichte der Wissenschaft und ihrer Stellung im gegenwärtigen Deutschland.

Von Karl Spindler's Romanen erscheint eine neue, überaus billige Gesammtausgabe (Stuttgart, Hallberger), der wir ebenfalls eine weite Verbreitung wünschen. Denn was auch der gebildetere Geschmack an Spindler mag auszusetzen haben, so ist er doch immer eines unserer kräftigsten und frischesten Talente, gesund und kernhaft, und daher vor vielen Andern geeignet, dem Volke in die Hände gegeben zu werden.

Dem Bildhauer Hopfgarten in Wiesbaden, über dessen Arbeiten wir schon früher gelegentlich berichteten, ist vom Herzog von Nassau die Anfertigung einer Reiterstatue Adolf's von Nassau aufgetragen worden; dieselbe ist bestimmt, den Platz vor der Trinkhalle zu schmücken, soll jedoch nur einen Theil der großartigen Verschönerungen bilden, welche der Herzog für seine Residenz beabsichtigt.

Robert Griepenkerl hat ein neues Drama „Ideal und Welt" vollendet. Max Ring's romantisches Schauspiel „Die Zeit ist hin, wo Bertha spann" wird auf der berliner Hofbühne zur Aufführung vorbereitet, hoffentlich mit glücklicherm Erfolg, als das Stück bei seiner ersten Aufführung in Hamburg hatte. Dr. Lederer, bekannt als Verfasser von „Geistige Liebe" und einigen ähnlichen, etwas trockenen Lustspielen, soll als Dramaturg beim Theater zu Prag angestellt sein: also bei einem Theater, das, soviel uns bekannt, Mühe hat nur seine Existenz zu behaupten und bei dem daher ein sogenannter Dramaturg stets nur das fünfte Rad am Wagen sein kann.

Schleiden in Jena, der durch sein „Leben der Pflanze" mit zu den Schöpfern jener populären naturwissenschaftlichen Literatur gehört, die jetzt bei uns in so üppiger Blüte steht, soll mit einer „Geschichte der Astrologie" beschäftigt sein; bei der Gediegenheit und Schärfe, welche den Untersuchungen dieses Gelehrten eigenthümlich ist, sowie bei seinem feinen historischen Sinn und seinem glänzenden Darstellungstalent darf man jedenfalls einer ausgezeichneten Leistung entgegensehen.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Im Verlage von **Ch. Graeger** in **Halle** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte der englischen Literatur nebst Proben aus den bedeutendern Schriftstellern und **einer Entwickelungsgeschichte der englischen Sprache** von **W. Spalding,** Professor an der Universität St.-Andrews. **Nach der zweiten Auflage des Originals mit Anmerkungen ins Deutsche übersetzt.**

35 Bogen. Gr. 8. Eleg. brosch. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Als die **erste und einzige vollständige „Geschichte der englischen Literatur“** wird dieses Werk, das sich durch eine einfache, klare und anziehende Darstellungsweise vortheilhaft auszeichnet, und dem deutschen Publicum hier in einer gediegenen und gefälligen Uebertragung geboten wird, für die Freunde der englischen Sprache und jeden Gebildeten eine sehr willkommene Erscheinung sein.

Zur orientalischen Frage.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das türkische Verhängniß und die Großmächte.

Historisch-politischer Beitrag von **Franz Schuselka.** 8. Geh. 20 Ngr.

Eine ruhige und gründliche Beleuchtung der **orientalischen Frage** aus der Feder des bekannten Publicisten, die von Allen gelesen zu werden verdient, die sich über die voraussichtlich noch längere Zeit die politische Welt in Spannung haltende Zeitfrage unterrichten wollen.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Unser Vaterland.

Land und Leute geschildert

für Schule und Haus.

Im Verein mit mehreren Schriftstellern herausgegeben von

Friedrich Körner,

Collegen an der Realschule in Halle.

Erstes Heft. Breit-8. 5 Ngr.

Alle 6 Wochen wird ein Heft erscheinen.

Das Werk soll die Kenntniß des Vaterlandes fördern, um Liebe zum Vaterlande zu erwecken.

Den Inhalt bilden: Biographien; Schilderungen deutscher Landschaften, Sitten, Gebräuche, Volksfeste, Bauwerke u. s. w.; Geschichten deutscher Städte, ihre Erlebnisse und Einrichtungen; deutsche Helden- und Volkssagen; Bilder aus deutschen Literatur- und Culturperioden; die Darstellung ist unterhaltend und belehrend, da das ganze Werk nach Inhalt und Form ein deutsches Volksbuch zu werden wünscht.

Möge daher jeder patriotisch gesinnte Mann dies Unternehmen unterstützen, sei es daß er zur Verbreitung des Buches beiträgt, sei es daß er geeignete Aufsätze der Redaction portofrei einsendet, welche jeden Beitrag angemessen zu honoriren in den Stand gesetzt ist.

Leipzig, Januar 1854. **Avenarius & Mendelssohn.**

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 10.** 2. März 1854.

Inhalt: Griechenland und seine Widersacher in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Von **Ludwig Roß.** I. — Ein bairischer Kalendermann. — Dramatische Volkspoesie in Nordböhmen. Mitgetheilt von **Virgil Grohmann.** — Von Quebeck nach Saratoga. Skizzen aus meinem atlantischen Reisebuche. Von **Eduard Heusinger.** I. — Literatur und Kunst. (Horn, „Bevölkerungswissenschaftliche Studien aus Belgien". — Herrig, „Handbuch der nordamerikanischen Nationalliteratur". — „Album des literarischen Vereins in Nürnberg".) — Correspondenz. (Aus Westfalen. — Aus Brüssel. — Aus Paris.) — Notizen. — Anzeigen.

Griechenland und seine Widersacher in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft.

Von

Ludwig Roß.

I.

Sie haben, verehrtester Herr Herausgeber, mir zu einer Antwort auf den Aufsatz des Hrn. Fallmerayer über Griechenland und gegen mich in Nr. 3 und 4 des „Deutschen Museum" einige Seiten Ihrer Zeitschrift gütigst eingeräumt. Gewiß haben Sie diesen Aufsatz, sowie ich selbst, mit großem Interesse gelesen; der berühmte Fragmentist führt die Feder auch da, wo man ihm nicht beistimmen kann, mit einem so eigenthümlichen Schwunge, er weiß seinen Gedanken einen so prickelnden Geschmack, eine so anziehende Einkleidung zu geben, daß man über dem Reiz der Darstellung und der Sprache nur zu oft geneigt ist, etwaige schwache Seiten der Beweisführung zu übersehen. Ich fühle mich vollends in Verlegenheit, dagegen etwas zu erwidern, weil mein geehrter Gegner mich gelegentlich mit einem so unverdienten Lobe bedacht hat, daß nur das Uebermaß desselben mich abhalten kann, es auf Treu und Glauben als ehrlich gemeint in vollen Zügen einzu-

schlürfen. Daß aber ein Autor durch fremdes Lob sich leicht gewinnen läßt, räumt auch Hr. Fallmerayer ein, indem er S. 94 und wiederholt selbst gesteht, daß nicht allein „das warme Gefühl und das blendende Colorit" der Hettner'schen „Reiseskizzen", sondern vorzüglich „persönliche Gründe", nämlich „eine wesentliche Uebereinstimmung in Beurtheilung der byzantinischen Staatsidee ihn gar zu eindringlich bestochen" haben. Wenn ich dagegen nun einmal als „frostig, schneidend und correct" bezeichnet werde, so hebt dies allerdings bei mir den günstigen Eindruck des sonstigen Lobes etwas auf; wenigstens sehe ich daraus, daß es mir an der byzantinisch=moskowitisch gefärbten Gefühlswärme mangeln muß, die Herr Fallmerayer bei hellenischen Periegeten über alle andern Eigenschaften hochstellt und zu schätzen weiß. Indem ich übrigens hier und in dem Folgenden einige Ausdrücke als die eigensten Aeußerungen des Hrn. Fallmerayer (oder des Hrn. Hettner), als ein αὐτὸς ἔφα mit Anführungszeichen „ " wiedergebe, bemerke ich, daß ich dies immer nur thue, wo es wirklich eigene Worte sind; nicht aber, wie mein gelehrter Gegner es öfters für gut findet, dies Mittelchen anzuwenden mir erlaube, um dem Gegner Aeußerungen unterzuschieben, an welche er nie gedacht, am wenigsten in solcher Form und Fassung gedacht hat. Diese Bemerkung betrifft nur die in solchen Dingen unerläßliche Gewissenhaftigkeit und ehrliche Genauigkeit.

Allein zur Sache! Und wie der Aufsatz des Hrn Fallmerayer wesentlich in zwei Hälften zerfällt, erstlich in bittere Klagen über das traurige Geschick Griechenlands in der Gegenwart und in der Zukunft, zweitens in einen verfehlten Versuch, seiner umgestoßenen Thesis von vierhundertjähriger Verödung Athens durch die Slawen einigermaßen wieder auf die Beine zu helfen, so bitte auch ich um die Erlaubniß, meine Gegenrede in zwei entsprechenden Theilen abzufassen. Nur die Zukunft Griechenlands werde ich aus dem Spiele lassen, höchstens gelegentlich berühren; denn meine Wünsche für dieselbe sind meinem geehrten Widersacher sattsam bekannt; was aber geschehen wird, werden weder er noch ich entscheiden, das liegt im Schooße der Götter.

Die „gar zu eindringliche Bestechung" welche Hr. Hettner als „Adept des Byzantinismus" (S. 94) nach des Fragmentisten eigenem Geständniß durch das auf S. 28 seiner „Reiseskizzen" ihm ertheilte Prädicat eines „gründlichsten Kenners" an ihm verübt hat, muß in der That sehr tief und durchgreifend gewirkt haben; sonst könnte Hr. Fallmerayer unmöglich mit solcher Unbilligkeit, seinem eigenen bessern Wissen zum Trotz, Alles gutheißen und wahr und vortrefflich finden, was unser verehrter jenaischer College über und gegen das arme Griechenland „mit warmem Gefühl und in einem blendenden Colorit", aber mit herzlich weniger Sachkenntniß vorzubringen sich gemüssigt sieht. Da

wir nun einmal nicht umhinkönnen, an einem Lande, dessen Wachsthum und Entwickelung wir zum Theil mit durchlebt haben, fortwährend einigen zwar „frostigen", aber „correcten" Antheil zu nehmen, so sehen wir uns genöthigt, der Berechtigung Hrn. Hettner's zu seinen Urtheilen etwas näher auf den Grund zu sehen.

Gewiß ist Hr. Hettner — davon zeugt sein elegantes Buch — sehr classisch vorbereitet an seine kurze Reise durch Griechenland gegangen; aber zu einer richtigen Auffassung und gerechten Würdigung seiner gegenwärtigen Zustände gehörte noch etwas Anderes: Kenntniß der Sprache und unmittelbarer Verkehr mit kundigen Einwohnern, wenn auf so schneller Reise ein statistisches Ergebniß erlangt und ein begründetes eigenes, nicht blos ein vom Dolmetsch entlehntes Urtheil gefällt werden sollte. Was den ersten Punkt betrifft, so beklagt der gelehrte Reisende selbst seinen Mangel an Sprachkenntniß (S. 6: „Wir sind der Sprache nicht mächtig genug"). Er scheint sich daher vorzüglich an einen italienischen Dolmetsch gehalten zu haben (ebendaselbst: „In unserm Gasthofe wird vorwiegend italienisch gesprochen"; und S. 241 ruft der Führer beim Eintritt in die olympische Ebene: „Evviva Olimpia"!) In Griechenland gelten aber die italienischen Fremdenführer vorzugsweise als bilingues. An den Dolmetsch gebunden scheint daher Hr. Hettner mit den Landeskindern nicht viel unmittelbar verkehrt zu haben und über das Gefühl einer trostlosen Fremdheit und Isolirtheit in Griechenland nicht hinausgekommen zu sein.

Wenn nun aber Hr. Hettner über das Unterrichtswesen in Griechenland Mittheilungen machen wollte, so hätte man erwarten sollen, daß er, der Universitätsprofessor, sich vorzüglich mit den Collegen in Athen in Verbindung gesetzt und bei ihnen Nachrichten eingezogen hätte. Er würde die meisten, wie Pharmakides, Vuros, Olympios, Philippos, Asopios, Manussis, Rangabé, Benizelos und viele Andere, des Deutschen vollkommen kundig und in Deutschland gebildet, zum Theil, wie Vuris und Kontogonis, in Deutschland geboren gefunden haben und hätte sich folglich mit ihnen ohne Zwischenmann unterhalten können. Nun erwähnt er freilich die Universität (S. 46) als ein schönes Gebäude; aber eine irgend eingehende Kenntniß derselben fehlt gänzlich. So läßt er „den Botaniker Fraas", der doch seit einem Jahrzehnd in Baiern als geachteter Director einer landwirthschaftlichen Lehranstalt vorsteht, noch im Jahre 1852 an der Universität in Athen stehen, „aber natürlich neugriechisch (horribile dictu!) lehren"; und Hr. Fallmerayer, der doch an meinem ehemaligen Collegen in der vermeinten Entwaldung und Austrocknung Griechenlands einen eifrigen Bundesgenossen zu haben pflegt und recht wohl weiß, wo derselbe

zu finden ist, nimmt an diesem kleinen Anachronismus, vielleicht in Folge der „gar zu eindringlichen Bestechung", keinen Anstoß. Dies Versehen aber, weil es Mangel an umsichtiger und sorglicher Erkundigung zeigt, hätte in den Augen mancher Leser hingereicht, um Hettner's sonstige Autorität in den Berichten über das griechische Unterrichtswesen abzuschwächen und zweifelhaft zu machen. Und diese lauten allerdings kläglich, aber nicht durch Schuld des Landes und seiner Regierung, sondern durch Schuld des Berichterstatters und der trüben Quellen, aus denen er geschöpft haben mag. So kennt Hr. Hettner (S. 48) nur vier Gymnasien in Griechenland; es sind deren aber sieben, mit fast 1100 Schülern. Neben diesen bestehen 79 sogenannte hellenische Schulen, mit 3872 Schülern, in denen auch Altgriechisch gelehrt wird, und die unsern lateinischen und Bürgerschulen entsprechen. Aber diese ignorirt er ganz. Ueber die Volksschulen versichert der gelehrte Reisende, und Hr. Fallmerayer (S. 99) wiederholt dies mit hohem Wohlgefallen, sie seien noch „genau in demselben Zustande, in dem sie der Präsident Kapodistrias hinterlassen habe, und der böse Leumund spreche sogar von einer Verschlimmerung derselben". Es ist doch wirklich fast gewissenlos, so etwas in die Welt hinauszuschreiben; etwas „frostige Correctheit" wäre hier besser am Platze gewesen. Ueber das gesammte Unterrichtswesen Griechenlands gegen das Ende der Verwaltung des Präsidenten Kapodistrias finden sich umständliche amtliche Berichte in der griechischen Zeitschrift „Aeginäa" (ἡ Αἰγιναία, 1. Heft, Nauplia, Juni 1831) und daraus im Auszuge in den „Neuen Jahrbüchern für Philologie", IV. Band, S. 135 fg. Nach der amtlichen Darlegung des damaligen Cultusministers N. Chrysogelos an den Präsidenten belief sich die Gesammtzahl der öffentlichen Schulen aller Art in Griechenland am 25. Januar 1831 auf 123, mit 9737 Schülern, wozu im Peloponnes noch etwa 2000 Kinder kamen, die privatim im Lesen und Schreiben (den κοινὰ γράμματα) unterrichtet wurden. Gewiß macht dies dem Präsidenten für jene Zeit große Ehre. Heutzutage bestehen aber, von allen höhern Bildungsanstalten und vielen Privatschulen abgesehen, 338 Knabenschulen mit fast 34,000 Schülern und 31 Mädchenschulen mit fast 4400 Schülerinnen. Ueberhaupt gibt es 47,000 Lernende, worunter über 6000 Mädchen. Es hat sich also die Zahl der Lehranstalten und der Schüler seit 1831 mehr als vervierfacht. Jener Bericht klagt auch über den Mangel an Büchern und an Druckereien; die öffentliche Bibliothek bestand aus 1018 Bänden, und Druckereien gab es nur zwei, auf Aegina und in Nauplia. Jetzt besitzt die Universität, großentheils durch Geschenke aus Europa, eine stattliche Bibliothek von 70,000 Bänden, und man zählt 33 Druckereien mit gegen 50 Pressen. Ueberhaupt aber kann es in

einem Lande, dem seine in der Fremde lebenden reichen Angehörigen während der letzten Decennien durch Schenkungen und Vermächtnisse mehre Millionen Drachmen zu Erweiterung der vorhandenen und zu Gründung neuer Lehranstalten zugewandt haben, und dessen Regierung auf ihre Kosten mehr als hundert junge Leute zu ihrer fernern Ausbildung auf den Universitäten Deutschlands, Frankreichs und Italiens unterhält, mit dem Lehrwesen nicht gar so schlecht bestellt sein.*) Indeß es kann den Lesern des „Deutschen Museum" nicht zugemuthet werden, uns hier weiter ins Einzelne zu folgen; die mitgetheilten Proben ergeben schon, wie sorglich und genau die Erkundigungen des Reisenden auf diesem Felde gewesen sind. Warum Hr. Fallmerayer, der doch die Fortschritte Griechenlands auf wiederholten Besuchen des Landes mit eigenen Augen gesehen, und dem es überdies so leicht gewesen wäre, eben in München sich genauere Auskunft zu verschaffen, Gefallen daran findet, die Angaben seines Gewährsmanns ungeprüft zu wiederholen und gleichsam mit der ganzen Wucht seines berühmten Namens zu bestätigen, das müssen wir dahingestellt sein lassen; fast könnte man argwöhnen, es sei ihm eben willkommen gewesen, das „kleine, junge und arme Griechenland" mit einem solchen Aufwande „warmen Gefühls und blendenden Colorits" als so verwahrlost dargestellt zu sehen, und er habe es von diesem Standpunkte aus auch ruhig geschehen lassen, daß der Reisende seinen Freund Fraas noch zehn Jahre länger in Athen Botanik lehren läßt, als wirklich der Fall gewesen ist.

Es thut uns Leid, noch mit einigen Worten auf Hrn. Hettner zurückkommen zu müssen; denn bei seiner eingestandenen Unkenntniß der Sprache erscheint es fast unbillig, es mit seinen eleganten touristischen Aufzeichnungen auch im Punkte der Statistik genau nehmen zu wollen. Aber

graves principum amicitiae,

sagt schon Horaz: Hr. Fallmerayer verschuldet es, durch seine eifrige Parteinahme für das Hettner'sche Buch, daß dieses in der Frage nach Fortschritt oder Rückschritt Griechenlands unter König Otto einstweilen in den Vordergrund zu stehen kommt. Der Verfasser hätte allen Grund zu rufen: „Herr, schütze mich vor meinen Freunden!" Wir können aber nicht umhin, auf einige gar zu auffallende Widersprüche in seiner Darstellung aufmerksam zu machen. Die Griechen sind freilich (S. 5) „betriebsam und fleißig", und das neue Athen ist (S. 34) „rasch aufgeblüht"; dennoch liegt Alles „ein für alle mal" hoffnungslos danieder; es gibt kaum (S. 299) „den dürftigsten Anfang des Ackerbaus", keine Art von Industrie; Griechenland ist nur „Weideland für Schafe

---

*) Vgl. augsburger „Allgemeine Zeitung", 1853, Nr. 219, S. 3490.

und Ziegen". Die Griechen hängen allerdings (S. 45) „mit einer wahrhaft rührenden Liebe an der athenischen Universität"; auch ist „der Zudrang zum Studiren sehr groß", und ein großer Theil der Studirenden kommt „aus Thessalien und Epirus und Kleinasien, also aus dem türkischen Griechenland" [im vorigen Jahre waren nämlich 309 Studenten und 230 Gymnasiasten aus der Türkei], „ja sogar — so groß ist der Zug der Nationalität — von den Jonischen Inseln, obgleich Korfu selbst eine griechische Universität hat, u. s. w." Dies und manches Aehnliche klingt sehr ermuthigend: Griechenland ist also der geistige Mittelpunkt aller griechischen Bevölkerungen, die Nationalität zieht sie dorthin, dort wollen sie sich ihre Bildung holen. Wenn nur die armen Verirrten nicht so gräßlich enttäuscht würden! Denn nun kommt die Kehrseite, z. B. S. 6: „Es ist unsäglich niederdrückend, wenn man überall die ärgste Barbarei sieht, und darauf das ganze moderne Baierntyum aufgepfropft." Hr. Hettner findet freilich sogleich, auf derselben Seite, „einen fashionable eingerichteten Gasthof", in welchem er „ein ganz elegantes Zimmer mit vortrefflichen Betten", und wie es scheint, auch eine gar nicht üble Kost erhält; aber das vermag ihn nicht besser zu stimmen und den ersten Eindruck der „ärgsten Barbarei" wieder zu verwischen; denn — man denke sich es nur und schaudere! — er hat „wilde Gesichter in bairischer (?) Uniform" gesehen, und sogar eine Militärmusik gehört, welche „mit ihren neuesten Opernmelodien in Athen geradezu empörend ist". Dazu kommt der Verdruß darüber, daß der Gasthof seine Bequemlichkeiten nicht umsonst gewährt, sondern sich täglich zwei preußische Thaler dafür zahlen läßt; und so klingen denn diese unseligen ersten Eindrücke immer wieder durch und verschulden es, daß der Verfasser seine eigene Stimmung auf das arme Griechenland überträgt. S. 42: „Die Stimmung ist jetzt eine sehr gereizte; — Niemand traut dem kommenden Tage." S. 43: „Ein Schreckengespenst — — lastet auf Aller Gemüthern." S. 46: „Die vorwiegende Stimmung ist in ihrem tiefsten Grunde nichts als die trostloseste Verzweiflung an der Zukunft!" Beiläufig bemerkt, der hier geschilderte Zustand dauert nun seit der Landung des Hrn. Hettner im Piräeus bereits an die zwei Jahre, ohne irgendwie zu einem Ausbruche gekommen zu sein; und so bewährt sich die tiefe Wahrheit seines Ausspruchs auf S. 305, daß „Griechenland nicht leben und nicht sterben kann; es vegetirt nur".

Ja, diese Auffassung der Lage Griechenlands „in einem tiefempfänglichen Gemüthe" (Fallmerayer, S. 99) ist wahrhaft erschütternd. Wie Schade, daß die reichen Schenker — ein Rhizaris, Arsakis, Sinas, Rhallis — umsonst ihre Millionen in das unglückselige Land schleudern, und daß die verblendeten Thoren in den türkischen Nachbarpro-

vinzen nichts von solcher Sachlage ahnen; denn, wie wir gesehen haben, die Studirenden drängen sich nach Athen in dem eitlen Wahne, daß sie sich dort Bildung holen können, daß sie dort ihre Nationalität finden; auch geben die athenischen Professoren sich dazu her, die Universität „als die Pflanzschule der künftigen politischen Einheit" darzustellen. Wie schrecklich müssen sich die armen Jünglinge enttäuscht sehen! Statt der gehofften Nationalität finden sie dort nur „wilde Gesichter in bairischer Uniform", ein „aufgepfropftes Baiernthum", sogar „mit Opernmelodien"; der übrigen namenlosen Gräuel, um der Kürze willen, nicht weiter zu gedenken. Ja nicht einmal nutzbare Bücher finden sie. Zu meiner Zeit waren die Buchhandlungen vorzüglich mit Ausgaben und Texten der alten Classiker, mit deutschen und französischen Werken über Rechtskunde, Medicin und dgl. versehen, und auch Hr. G. Wigand in Leipzig könnte etwas davon verrathen, ob Athen und welche Art von Büchern es aus Deutschland bezog. Auch das scheint sich leider geändert zu haben. Hr. Hettner fand (S. 49) „in den Buchhandlungen fast ausschließlich nur die allerelendesten Machwerke der neuesten französischen Romanfabrikanten", was ihn zu dem herzbrechenden Ausrufe veranlaßt: „Ist es doch beinah wie mit den armen Völkerschaften der Südseeinseln!" Freilich, unglückliches Griechenland!

Urtheilt der elegante Reisebeschreiber vielleicht günstiger über Hellas auf andern Feldern, als auf dem des Unterrichts und der Bildung? Leider nein! wie man bereits aus einigen Andeutungen ersehen hat; indeß gerechter scheint uns sein Urtheil deshalb nicht. So beklagt er (S. 5) daß die Griechen „die schönen Hafenplätze der Küsten nicht besser benutzen". Andere sind darüber anderer Ansicht. Sie meinen, daß eine Handelsmarine von 4230 Schiffen mit 247,600 Tonnen und gegen 28,000 Seeleuten für ein Land von einer Million Menschen ein so starkes Verhältniß ist, daß in allen fünf Welttheilen, vielleicht Bremen oder Norwegen ausgenommen, schwerlich ein anderes Land und ein anderer Staat ein günstigeres Verhältniß aufzuweisen hat. Dennoch ist Griechenland (S. 299) „nur noch Weideland für Schafe und Ziegen"; es muß ihm (S. 301) „alle innere Lebenskraft ein für alle mal" [wie unbarmherzig!] „abgesprochen werden". Wahrscheinlich haben sich also jene 28,000 Seeleute in richtigem Instincte Schiffe gebaut und sich darauf geflüchtet, um nicht künftig mit den Schafen und Ziegen am Lande verhungern zu müssen. Dabei soll die Einfuhr sogar jährlich die Ausfuhr um 7 Millionen Drachmen übersteigen und diese entsetzliche Thatsache sich noch mit jedem Jahre verschlimmern (S. 44). Entweder muß Griechenland also einen ungeheuren Vorrath aufgehäuften Capitals besitzen, um einen solchen Aderlaß seit 20 Jahren aushal-

ten zu können; oder das Plus der Einfuhr muß auf andere Weise dem Volksvermögen ersetzt werden, z. B. dadurch, daß jene 28,000 Seeleute durch Frachtschiffahrt und Handel für das Ausland der Heimat jährlich diese Summe wieder verdienen, was auf den Kopf beiläufig 250 Drachmen betragen würde; oder, noch wahrscheinlicher, die Sache ist nicht so grausig wie Hr. Hettner sie darstellt.

Infolge solcher „trostlosen Verzweiflung an seiner Gegenwart und Zukunft" soll sich nun Griechenland, wie Hr. Hettner meint, im Jahre des Heils 1852 nach russischer Herrschaft (?!) gesehnt haben (S. 305—308). Er räumt ein, daß von den beiden Parteien, den Nationalen, welche die Selbständigkeit wollen, und den Napisten, welche eine Vereinigung mit Rußland erstreben, die Nationalen damals freilich, „noch die Oberhand hatten"; aber er versichert, daß Rußland „seinerseits es nicht an Aufstachelung und an Umtrieben fehlen lasse" [hear him!], und so hofft er denn, daß die napistische Partei den endlichen Sieg davontragen werde. Denn wie wir hier belehrt werden: „für Rußland ist der Besitz Griechenlands" [des bloßen Weidelands für Schafe und Ziegen] „eine Lebensfrage (sic)"! Daher ist also „ein Königreich Griechenland unter einem russischen Prinzen eine Zukunft, die sich die Meisten als eine Wahrscheinlichkeit denken und die sich in der That recht Viele sehnlich herbeiwünschen". Diese und ähnliche Stellen des Buchs geben nun erwünschtes Wasser auf Hrn. Fallmerayer's bekannte Mühle, und er ruft triumphirend aus (S. 96, 97), daß Griechenland „nur im engsten Anschlusse an das orthodoxe Moskau, nur durch völliges (!) Hingeben an den orthodoxen Zaren zur Blüte kommen und von neuem eine Rolle spielen könne". In der That, wenn der Zar bisjetzt in seinem orthodoxen Kampfe gegen den Islam allein dastand, so hat er fortan an dem berühmten gräcobyzantinischen Historiker einen begeisterten Bundesgenossen; Arm in Arm mit diesem kann er immerhin sein Jahrhundert in die Schranken fodern! Indeß wir sollten meinen, die Zeit hätte über jene Ansichten der beiden moskowitisch gesinnten Freunde Griechenlands bereits einigermaßen gerichtet. Seit einem Jahre droht der Zar gegen die Türkei, seit länger als einem halben Jahre pocht er an ihre Grenzen: aber es verlautet nichts von großen Sympathien für ihn. Die Moldauer und Walachen möchten sich seiner beglückenden Umarmung gern entziehen; die andern christlichen Stämme in der Türkei möchten wol die Lage der Dinge benutzen, um die türkische Herrschaft abzustreifen und ihre eigene an die Stelle zu setzen; ein ungeduldiger Theil der Bevölkerung Griechenlands möchte die Gelegenheit ergreifen, um das „arme und kleine" Reich zu erweitern: aber daß die christlichen Rajahs oder vollends die freien Griechen den Wunsch hegen sollten, die Herrschaft des Sultans oder

gar das milde Regiment König Otto's gegen die starre Disciplin des Swod und der Ukase, mit Kantschu und Sibirien im obligaten Hintergrunde, zu vertauschen: dafür spricht unsers Wissens bisjetzt nicht Ein namhaftes Symptom. Die eben ausgebrochenen Aufstände gelten der eigenen Freiheit, nicht der Begünstigung des Russenthums.

Indeß wir können aus leicht verzeihlicher Trauer über die geistigen und materiellen Zustände Griechenlands die grauenhaften Schilderungen unsers verehrten Collegen aus Jena nicht weiter verfolgen. Denn wir sind kein solcher „Chalkenteros von der . . . schen Akademie", daß wir, um mit Hrn. Fallmerayer zu reden (S. 94), „zu den vielen vorausgegangenen Lucubrationen hellenischer Periegeten auch noch diese neue ertragen sollten". Lassen wir also Hrn. Hettner, und wenden wir uns fortan ausschließlich zu seinem begeisterten Lobredner.

Ein bairischer Kalendermann.

Seit hundert Jahren nimmt Baiern von Zeit zu Zeit einen Anlauf, um den übrigen deutschen Ländern, die ihm in Bildung und Wissenschaft vorangeeilt sind, nachzukommen und seine Hauptstadt zu einem, wo nicht gar zu dem Mittelpunkt deutscher Wissenschaft zu erheben. München hat es auf diese Weise nach und nach zu einer Akademie gebracht, ferner zu einer, was die Masse der Bücher und Handschriften betrifft, ganz ausgezeichneten Bibliothek, sowie zu einer Universität, die hinsichtlich der Menge der Studenten die zweite in Deutschland ist. Schon unter König Ludwig wurde München als „Deutsches Athen" gepriesen; der Ehrgeiz der gegenwärtigen Regierung scheint nun diesen Namen zur Wahrheit machen und neben der Kunst auch ihrer ernstern Schwester, der Wissenschaft, eine bevorzugte Stätte in der bairischen Hauptstadt bereiten zu wollen. Wie vor 13 Jahren nach Berlin, so werden die berühmtesten Namen von ganz Deutschland jetzt nach München berufen; ja selbst der preußische Orden pour le mérite hat neuerdings an der Isar seine glückliche Nachahmung gefunden in dem Maximiliansorden.

An dem Ernst dieser Bemühungen zu zweifeln, kommt uns nicht in den Sinn; im Gegentheil, wir wünschen ihnen den besten Erfolg nicht blos im Interesse Baierns, sondern auch im Interesse des gesammten deutschen Vaterlands. Doch sind gute Absichten und Wünsche allerdings nicht hinreichend, diesen Erfolg zu sichern; das hat sich zur Genüge gezeigt bei den ganz ähnlichen Versuchen der Montgelas'schen Epoche, wo ein Jacobi das Scepter der Akademie führte und ein Schelling in der vollen Kraft seiner Jahre — aufhörte zu wirken. Nirgends weniger als im Reich der Wissenschaften führt das Befehlen von oben

herab zum Ziel; was fest stehen und lang dauern soll, das muß von unten herauf wachsen. Lasse man den natürlichen Keimen, die auch in Baiern nicht fehlen, nur Luft und Licht, gebe man ihnen Schutz und Pflege, bis sie hinlänglich erstarkt sind, um den entgegenstehenden feindlichen Mächten von selbst Widerstand leisten zu können, so wird Baiern bald nicht mehr nöthig haben, seine Gelehrten aus dem „Auslande" zu verschreiben. Auch vor 40 und 50 Jahren bestrebte man sich, der Hochschule durch berühmte Namen einen augenblicklichen Glanz zu verleihen; hätte man sich statt dessen die niedern Schulen angelegen sein lassen und hätte hier einen tüchtigen Grund der Bildung gelegt, so würden die bairischen Gymnasien den Universitäten schon seit langem andere Jünger der Wissenschaft zuführen, als man sie in München und Würzburg (Erlangen nehmen wir aus) der Mehrzahl nach zu finden gewohnt ist, und die großen, an die Isar verschlagenen Lichter dürften sich nicht größerntheils als wahre episcopi in partibus fühlen.

Diese Gedanken wurden in uns hervorgerufen, als uns in letzter Zeit ein bairischer Kalender in die Hände fiel, der in Sulzbach in der Oberpfalz erschienene „Kalender für katholische Christen auf das Jahr 1854". Die Wichtigkeit, welche derartige Kalender für die Bildung des Volks haben, und keineswegs blos der untersten Classen, ist so allgemein anerkannt, daß wir hier kein Wort mehr darüber zu verlieren brauchen. Aber sie sind noch mehr als Das: ein höchst wirksames Mittel für die allgemeine Bildung, sind sie zugleich auch ein höchst genauer und zuverlässiger Gradmesser derselben.

Was leistet nun in beiden Beziehungen der ebengenannte? Daß wir es hier mit keinem ganz gewöhnlichen, ausschließlich für Bauern und Handwerker bestimmten Kalender zu thun haben, das zeigt schon der Preis des Buchs: einen halben Gulden gibt kein Bauer für seinen Kalender aus, wenn er ihn um den fünften Theil der Summe haben kann. Und wenn ihn auch der eingerückte Hundertjährige Kalender nebst den vielen Holzschnitten wol anlocken könnte, so würde er doch in den zahlreichsten historischen und topographischen Belehrungen von allen möglichen frommen und bösen bairischen Fürsten und Dynasten immer nur einen mangelhaften Ersatz finden für das fehlende Verzeichniß der Jahr- und Viehmärkte. Nein, unser Kalendermann hat aufgeklärtere Leser im Auge, Leser, die in der bairischen Geschichte wohl beschlagen sind oder es doch zu sein wünschen, Leser, denen es nicht genügt, den Verlauf des Kirchenjahrs in gewöhnlicher Weise mit Fasten und Messehören mitzumachen, sondern die auch die Vorzeit der Kirche sowie die Bedeutung ihrer Einrichtungen kennen lernen wollen. Sehen wir denn zu, was man Lesern dieser Gattung in Baiern bieten darf.

Erstlich ist jedem Monat der salbungsreiche Lebensabriß eines oder

einer Heiligen beigegeben, nebst den betreffenden Bildnissen; die letztern sehen zum Theil so holdselig und liebreizend aus, als nur immer eine Madonna vom neuesten Schlage thun kann. Es folgt dann ein gar schöner Aufsatz über die Heiligsprechung. „Keinem Papste", heißt es darin unter Anderm, „ist es noch eingefallen, einen Heiligen zu machen, wie die Feinde des wahren Glaubens sagen, sondern es wird von ihm nur feierlich ausgesprochen, daß Dieser oder Jene die ewige Herrlichkeit genieße und als heilig verehrt werden dürfe." Aber worin besteht da der Unterschied? Bei der Heiligsprechung, heißt es weiter, finde nach dem Glauben der katholischen Christen durchaus kein Irrthum statt; zweifeln an Dem, was die Kirche thut und verordnet, sei nach Augustin nicht ein Beweis der Ueberlegungskunst, sondern ein sicheres Zeichen des Wahnwitzes. Es werden von dem zu Kanonisirenden „heroische Tugenden" verlangt, und außerdem müssen „wenigstens zwei unbezweifelte wahrhafte Wunder nachgewiesen werden, welche auf seine Fürbitte gewirkt worden sind". Man darf ohne Uebertreibung behaupten, daß „keine Rechtssache in der Welt schärfer untersucht, bündiger bewiesen und unparteiischer beurtheilt wird, als eine solche Verhandlung vor der Congregation der Riten, sodaß man das Urtheil des Heiligen Stuhls, abgesehen davon, daß gewiß auch hier der Geist Gottes den Stellvertreter Christi erleuchten wird, als über allen menschlichen Zweifel erhaben annehmen darf". Nun freilich, solcher Beweisführung gegenüber sind wir mit unserm Unglauben geschlagen, weshalb wir uns denn auch aller Bemerkungen über die weitern Vorgänge bei dem großen Act der Kanonisation enthalten und auch nicht das geringste Begehr mehr tragen nach den „Erklärungen und Abbildungen der wichtigsten Feste" die in den frühern Jahrgängen zu finden sind, so wenig wie nach der Erläuterung der „kirchlichen Segnungen", als des Wettersegens, des Hervorsegnens der Wöchnerinnen u. s. w.

Den nächsten und bei weitem größten Theil des Kalenders nehmen die „Denkwürdigkeiten aus Baiern" ein; auch für uns sind sie das Denkwürdigste des Buchs. Mit Ausnahme des letzten Abschnitts, nämlich der „Bruchstücke aus der Geschichte von Immenstadt", finden wir hier die ausführliche Beschreibung von Klöstern und Wallfahrtsorten. Nicht zwar so, daß wir (was sonst die interessanteste und historisch fruchtbarste Seite solcher Erörterungen ist) durch die reichlich mitgetheilten Legenden von der Entstehung dieser Wallfahrtskirchen auf mythologisch wichtige Züge altdeutscher Glaubensanschauung geführt würden oder in den Orten selbst die Sitze uralter und, um es gerade herauszusagen, heidnischer Gottesverehrung wiederfänden: von den hier beschriebenen Wallfahrtsorten reicht keiner in seinem Ursprung über das 15. Jahrhundert hinauf, und es ist in der That aller Anerkennung

werth, wie bescheidene Ansprüche das Volk macht und wie geringe Bemühungen die Priester für nöthig halten, um eine neue Wallfahrtskirche in Ruf und Gang zu bringen. Einige Beispiele werden dies anschaulicher machen.

„Zu Wemding fühlte sich der Kaplan, als er Nachts von einem Kranken zurückkehrte, bei dem sogenannten Schillerbrünnlein durch eine geheimnißvolle Macht mit einem male aufgehalten und war nicht im Stande, auch nur Einen Schritt weiterzugehen, ja es schien ihm, als hätte sich eine Wand erhoben, die ihm den Weg versperre." Der kluge Kaplan weiß Rath: ein frommer Schuhmacher des Orts hatte im Jahre 1684 „ein liebliches, aus Holz geformtes Muttergottesbild" von einer Wallfahrt nach Rom mitgebracht, das bisher schon manche Wunder gethan, namentlich einen lutherischen Reiter vom Kopfweh geheilt hatte, aber noch ohne öffentliche Verehrung war. Der Kaplan gelobt, dem Bilde eine Kapelle zu bauen und „kaum war das Gelübde gethan, so stand der Weg wieder offen". Im Jahre 1692 war die Kapelle fertig; als aber seit dem Jahre 1735 das Bild oft und viel seine Augen im Kopfe herumdrehte, da hatte es sich eine größere Ehre verdient und im Jahre 1748 wurde der Grundstein zu der großen Marienkirche gelegt.

In Buggenhofen erscheint nach der „altehrwürdigen mündlichen Ueberlieferung" die seligste Jungfrau im Jahre 1474 einem Bauern im Traum und fodert ihn auf, an einem bestimmten Ort im Krautgarten nachzugraben; er gräbt und findet richtig das noch jetzt ganz gut erhaltene Gnadenbild Mariä, das hier seitdem verehrt wird.

Zu Parkstein hat im Jahre 1642 ein Kirchenräuber die mitgestohlenen Hostien in den Brunnen geworfen; sie werden da unversehrt gefunden, über dem nun „heiligen" Brunnen wird sogleich eine Kapelle erbaut.

Auf dem Windberg in Niederbaiern setzt der Dekan Seidenbausch im Jahre 1692 nach einem angenehmen Schlaf, den er daselbst gethan, ein Kreuz, in das er eine Partikel vom heiligen Kreuz des Erlösers selbst einschließt. Gleich wird dahin gewallfahrtet, eine Kirche gebaut und diese mit einem „durch hohes Alter ehrwürdigen Bildniß des Gekreuzigten begabt, welches über 200 Jahre zu Regensburg unter einem Schutthaufen gelegen sein soll". Bei der feierlichen Uebertragung des „Gnadenbildnisses" in die (seit der Säcularisation von 1803) im Jahre 1836 wieder eröffnete Kirche „zerfloß die Volksmenge vor Freude und Andacht fast in Thränen."

Noch viel merkwürdiger ist die in sehr junge Zeiten fallende Entstehung der Wallfahrtskirche Wies in Oberbaiern. Im Jahre 1730 setzten ein Mönch und ein Laienbruder des Klosters Steingaden eine $1\frac{1}{2}$ Fuß hohe Christusfigur „aus verschiedenen, auf dem Speicher auf-

gefundenen Stücken älterer, aus Holz geschnitzter Bildnisse zusammen, wozu ihnen vor allem ein schön geformter Kopf dienlich war. Der Leib wurde mit Leinwand überzogen und vom Laienbruder mit Oelfarbe bemalt. So wurde das Bildniß in feierlicher Procession herumgetragen." Leider wurde ein Wunder des Bildes, als es nämlich ein Currendeknabe „unehrerbietig beim Barte zupfte", erst später bekannt, sonst wäre es nicht bereits 1735 „wegen seines geringen Ansehens in die Kleiderkammer des Klostertheaters" gewandert. Erst einer Bäuerin im nahen Wies war es vorbehalten, die Heiligkeit des Bildes ans Licht zu bringen, sie hatte den Schatz in ihre Kammer gebracht und sah bald die Augen des Bildes weinen — und ein neuer Wallfahrtsort ist erstanden. Seine Blüte dauerte nur ein halbes Jahrhundert. In der gottlosen Zeit (1803) ward auch hier säcularisirt; noch im Jahre 1833 wurden auf Anregung des Bischofs von Augsburg die vielen und häßlichen Votivtafeln hinausgeschafft und, etliche Tausend an der Zahl, verbrannt. Erst die neueste, auf ihre Bildung so stolze Zeit hat Alles wiederhergestellt und seit 1846 „kam die Wallfahrt wieder sehr in Aufnahme".

Neukirchen bei Heilig-Blut steht, wie wir belehrt werden, in dem Ruf, daß es seinen Besuchern Bären aufbindet. Nach den beigebrachten Proben glauben wir es. Auch hier ward ein geschnitztes Bild der seligsten Jungfrau aus dem Boden ausgeackert; seine rechte Weihe erhielt es aber erst, als ein Hussit dasselbe zwei mal in den nahen Brunnen warf und, wie es immer wieder von selbst auf seine alte Stelle zurückkehrte, ihm mit gewaltigem Hiebe die Stirn spaltete. Rosenfarbenes Blut entströmte der Wunde. Seitdem „ist Neukirchen das San-Jago des Bairischen Waldes geworden. Die Zahl der Communicanten beläuft sich jährlich gegen 80,000." Mit besonderer Salbung werden die Wallfahrerzüge aus Böhmen geschildert, wie sie „in slawischer Sprache mit den wunderlieblichsten Stimmstücken Marien lobsingen" u. s. w. Jedoch — „Lassen wir sie ziehen, die schlichten, gottesfürchtigen Slawen, und gönnen wir ihnen die Gnaden, die sie von der göttlichen Gnadenmutter beim Heiligen Blute mit in ihre Heimat nehmen, begeben wir uns in das Kloster der ehrwürdigen Franciscaner und beschließen wir bei einer köstlichen Maß Bier, schmackhaftem Brote und gutem Rettige unter gemüthlicher Unterhaltung mit den zuvorkommenden freundlichen Mitgliedern des Convents unsere Wanderung."

Lassen wir ihn denn ebenfalls ziehen, den bairischen Kalendermann! Das profane Bewußtsein freilich möchte dafürhalten, daß mit solchen Mitteln in unserm Jahrhundert und in einem deutschen Lande bei den „gebildeten" Ständen nichts mehr für die Kirche zu gewinnen sei. Unser Kalendermann indeß versteht sich ohne Zweifel auf seine Leute

und weiß, wohin er will. Ja damit auch uns Andern sein Gebahren nicht gar zu räthselhaft erscheine, so gibt er uns selbst einen Schlüssel an die Hand in dem angehängten „Verzeichniß der im Königreiche Baiern bestehenden Collegiatstifte und Klöster". Danach gibt es in diesem Augenblick in Baiern, demselben Baiern, dessen Hauptstadt sich jetzt mit den Koryphäen der deutschen Wissenschaft und Kunst zu schmücken sucht, nicht weniger als 5 Collegiatstifte nebst 64 Mannsklöstern von 8 verschiedenen Orden, dazu 124 Nonnenklöstern von 18 verschiedenen Orden. Von diesen in Summa 193 Klöstern kommen auf Ober- und Mittelfranken und die Pfalz nur 13, mithin auf die fünf andern Provinzen 180, davon auf Oberbaiern allein 64.

Ja wahrhaftig, er hatte doch Recht, der fromme Herr, der neulich im Ständehaus zu Brüssel die Statistik eine „Wissenschaft des Teufels" nannte!

Dramatische Volkspoesie in Nordböhmen.

Mitgetheilt

Von

Virgil Grohmann.

Dramatische Volkspoesie, insofern man nämlich unter einem Volksdrama nicht ein Stück verstehen will, das blos für das Volk geschrieben, sondern vielmehr eines, das aus dem Volke selbst entstanden ist, gehört in unsern Tagen gewiß überall zu den Seltenheiten. Vielleicht dürfte es daher den Lesern des „Deutschen Museum" nicht unwillkommen sein, eine Gegend kennen zu lernen, wo eine dramatische Volkspoesie in diesem eigentlichen und echten Sinne noch heutigen Tages wenn auch nicht mehr in Blüte steht, so doch immer noch fortlebt. Es ist das jener Strich des nördlichen Böhmens, der sich vom östlichen Abhange der sogenannten Sächsischen Schweiz an bis gegen Zittau hin ausbreitet und den man gewöhnlich mit dem Namen des böhmischen Niederlandes bezeichnet. Blos in einem Dorfe dieser Gegend fand ich Gelegenheit, zwei Stücke aufzuzeichnen, ein Osterspiel und ein Fastnachtspiel; außerdem habe ich in jener Gegend noch ein Spiel von den „Heiligen drei Königen" gesehen, sowie von andern Stücken Kunde erhalten. Das bekannteste darunter ist das „Osterspiel von Hilgersdorf".

In diesem hart an der Grenze gelegenen Dorfe besteht nämlich aus alter Zeit noch die Gesellschaft der sogenannten „Osterreiter". Alljährlich reitet dieselbe am Morgen des Ostermontags von Hof zu Hof und führt daselbst die Auferstehungsgeschichte auf und zwar zu Pferde.

Voraus reitet der Prologus, dem Volke den Anfang des Stücks zu verkünden. Nachdem er seine Rede geendet, stimmt der Chor folgendes Lied an:

Freut euch von Herzen,
O edle Christenheit!
Von Todesschmerzen
Ist Jesus nun befreit.
Der Herr ist heut vom Tod erstanden
Und hat den Teufel gemacht zu Schanden.

Ach seht den Herren,
Ach seht ihn, alle Welt,
Den sollt ihr ehren
Den großen fürstlichen Held!
Den Teufel hat er überwunden
Und ihn mit Ketten und Fesseln gebunden.

Auf, auf mit Trompeten,
Auf, auf mit Paukenschall,
Mit Harfen und Flöten,
Lobet Gott überall!
Lieblich laßt's euch erklingen,
Alles was lebt, ihn zu lobsingen!

Danach beginnt das eigentliche Stück. Longinus und seine Krieger halten eben Wache am Heiligen Grabe. Da ersteht der Heiland. Während nun vom Blitze betäubt Longinus und seine Gesellen auf ihren Pferden lehnen, erscheinen zwei Engel; in einem Wechselgesange verkündigen sie die Auferstehung des Gekreuzigten und ermahnen den Hauptmann, in dem Glauben an die Göttlichkeit Christi, den er unter dem Kreuze bekannt habe, standhaft zu verharren. In der That ist Longinus, aus seiner Betäubung erwachend, fest überzeugt, daß der gekreuzigte Nazaräer göttlicher Natur sei, er fodert sogar seine Krieger auf, die Wahrheit öffentlich zu bekennen.

Da naht der jüdische Rath; das Gerücht von der Auferstehung Christi ist bereits zu ihm gedrungen und er kommt nun, die Wachen durch Bestechung zur Geheimhaltung des ärgerlichen Vorfalls zu bewegen. Longinus jedoch weist jeden derartigen Antrag mit Abscheu zurück und der erzürnte Rath beschließt deshalb, bei Pilatus gegen die Wache selbst Klage zu führen.

Unwirsch empfängt sie der Landpfleger: „Was bedeutet eure Ankunft? Was gibt's? Ihr habt wiederum neue Grillen in euern Köppen stecken.“ Als jedoch die Schriftgelehrten ihre Klage vorbringen, ruft er alsbald die Wache vor sich und fragt den Hauptmann nach dem Vorfalle. In einer etwas breiten Rede verkündigt nun Longinus die Auferstehung des Herrn und macht dadurch alle Tücken des hohen

Raths zu Schanden. Selbst Pilatus erkennt daraus, welches Unrecht er dem Nazaräer angethan; in seiner Reue verflucht er die Juden, die ihn dazu verführt, und geht mit der Drohung ab, dem Kaiser Tiberius Alles getreulich zu berichten. „Mai", rufen ihm die Juden nach, „unsere Federn sein och nich aigefroren."

In der Schlußscene wird uns nun der Kaiser selbst vorgeführt, wie er eben die Briefe des Pilatus und der Juden erhält; in höchster Entrüstung ruft er aus: „Ich erblasse vor Galle, Gift und Eifer! Einen so gerechten und frommen Mann hat Pilatus tödten lassen. Alle erschrecklichen und erdenklichen Torrimente sollen sein Fleisch und Bein verzehren und kein Stein soll auf dem andern bleiben im Judenlande!"

Diese Schlußscene wird seit einigen Jahren gewöhnlich ausgelassen, ist aber ohne Zweifel wesentlich; Tiberius repräsentirt das Gericht Gottes, das über die Juden kommt und bringt somit das Stück erst zu seinem eigentlichen Abschluß. Die komischen Figuren desselben sind zwei Schacherjuden, die durch ihre Reden (sie sprechen im Dialekt) und ihre Grimassen der Menge zur Belustigung dienen. Leider ist das Stück in neuerer Zeit mannichfach verändert und entstellt worden, besonders durch die Hände der Geistlichkeit. Doch wird es noch gegenwärtig fast alljährlich aufgeführt.

Weniger bekannt in der Gegend und auch weniger beliebt, aber vielleicht von größerm Werthe ist das zweite Stück, ein Fastnachtspiel. Es wird gegen Ende der Faschingszeit aufgeführt, aber nicht zu Pferde, sondern zu Fuß und auch nicht im Hofe, sondern in der Stube. Zuerst tritt ein Laufer in das Zimmer und spricht:

Gelobt sei Jesus Christus herein!
Herr Wirth und Frau Wirthinne mein,
Ich komm' zu euch hereingeschritten,
Hätt' ich ein Pferd, so käm' ich geritten:
Wollt ihr uns nicht heute gewähren,
Ein Schauspiel allhier aufzuführen?

Gewährt es nun der Wirth des Hauses, so ruft der Laufer dem „Gesandten" zu, der darauf mit folgenden Worten hereintritt:

Gelobt sei Jesus Christus herein,
Groß und klein,
Wie sie hier beisammen sein.
Weil es uns vom Herrn Ortscommandanten
Erlaubt ist, so sein wir Gesandte,
Vorzutragen uns're Action
Von dem Riesen Gullimon.
Denn alle Jahre zur Faschingszeit
Ein großer Riese zum Könige reit't,
Eine Prinzessin ihm zu entführen;
Und so wir ihm dies nicht gestatuiren,

So droht er sogar mit Donner und Krachen
Das Königreich zu nichte zu machen
Und uns zu nehmen Hab und Gut.
Nun sind ihm gewidmet zwei Ritter gut,
Fürst Julius und Graf Ballimbaum;
Diese zwei Männer, sie fürchten sich kaum,
Die haben schon manchen kühnen Feind
Zu Tod' geschlagen, eh' man es gemeint,
Die werden wol auch den Riesen besiegen;
Drum thut euch nur ein wenig verziegen,
Es wird gleich der Anfang sein,
Wie ihr bald thut sehen ein.

Der Inhalt des Stücks ist dadurch bereits angedeutet. Der König, dem alljährlich der Riese ein Kind entführt, ist „Karl der Große von Böhmen". Er erscheint im tiefsten Schmerze, da der Riese bereits all seine Krieger vor der Burg erschlagen hat und ihm nichts übrig bleibt, als den letzten verzweifelten Kampf zu wagen. Noch einmal läßt er sein Töchterlein kommen, um „zum letzten mal zu küssen ihren rosenrothen Mund"; als dieselbe in voller Unschuld hereintritt, ruft er ihr entgegen:

Ach mein herzensgutes Kind,
Meine Augen voller Thränen sind
Und mein Herz sehnt sich nach dir!

In dieser Noth nun erscheinen Fürst Julius und Graf Ballimbaum; mit Hülfe zweier Portiganer (Portugiesen) sind sie entschlossen, den Kampf mit dem Riesen zu wagen, der nunmehr in seiner ganzen Furchtbarkeit auftritt, wie er sich selbst schildert:

Denn das weiß jedweder Mann,
Daß sich alle Bäume neigen,
Wenn ich nur thu' kommen an,
Und vor mein Schwert und Fußtritt zittert
Die weite Erde ganz erschüttert.

Dennoch besiegen ihn die Ritter und Fürst Julius erhält als Lohn die Hand der Königstochter. Die derben Witze des Hanswursts und ein Epilog, durch welchen sich der Gedanke hindurchzieht, daß menschliche Stärke ohne Gottes Beistand nichts nütze, schließen das Stück. Dasselbe ist, trotz der zahlreichen alterthümlichen Anklänge, doch von sehr jungem Datum. Es soll nämlich, wie man mich versicherte, erst vor knapp 15 Jahren dadurch entstanden sein, daß mehre Männer der Gegend sich über die Fabel vereinigten und dann ihre Rollen danach zusammenstellten.

Von Quebeck nach Saratoga.

Skizzen aus meinem atlantischen Reisebuche.

Von

Eduard Heusinger.

(Verfasser von „Achtundvierzig Jahre. Aus der Mappe eines constitutionellen Offiziers“.)

I. Quebeck und die Wasserfälle des Montmorency.

Quebeck liegt am linken Ufer des St.-Lorenz, auf einer Landzunge zwischen zwei Bergen, welche hier der majestätische Strom bildet. Die untere Stadt, bei welcher die Schiffe anlegen, ist ganz in englischer Manier gebaut; jedoch sind die Straßen dunkel, eng und lang, die Wharves oder Staden unreinlich, und nicht minder die Landungsplätze. Die Vorstadt, welche den Weg nach Montreal hinaufführt, mag etwa eine englische Meile lang sein, und wird von spitzen Felsen überragt, deren Gipfel zuweilen mit Eschen oder Buchen gekrönt sind. Die Straße selbst besteht aus lauter Gast- und Schenkhäusern, in denen die Matrosen sich die Zeit mit Trinken, Rauchen und Prügeln vertreiben. Am Ende der Vorstadt stehen die Häuser schon einzeln und werden von dichten Bäumen beschattet. Hier an den abgeplatteten, vom Wasser bespülten Felsen werden die ungeheuren den Strom herabkommenden Flöße auseinandergenommen; die aus der Rhede kommenden Fahrzeuge segeln durch eine Seitenöffnung, welche diese ungeheuren Balken bilden, die von der zahlreichen Bemannung kaum in Bewegung gesetzt werden können. Aber so schwer die Arbeit auch sein mag, von Schiff zu Schiff tönt froher und munterer Gesang, der in dem geräumigen Becken von den Felsen widerhallt.

Wenn man diese schmuzigen und finstern Gassen hinter sich hat, so wird die Luft leichter und angenehmer. Die Bergstraße (Rue de la Montagne) schlängelt sich zwischen wohlgebauten Häusern und reichen Waarenmagazinen hindurch; allein jede Minute beinahe muß man anhalten, so plötzlich steigt sie in die Höhe. Endlich gelangt man zu einem steinernen Thore, dessen Stil einem europäischen Gebäude aus dem 16. Jahrhundert gleicht. Neben dem Hauptthore sind zur Seite zwei kleine Eingänge angebracht, die mit den Fallgattern in den Burgen des Mittelalters einige Aehnlichkeit haben. Unter diesem Thore befindet sich ein geräumiges Gewölbe, welches den englischen Truppen als Wachtgebäude dient. Wer keuchend bis zu dieser ersten Mauer mitten in der Altstadt (Cité), wie man ehemals diesen befestigten Theil in den Festungen nannte, emporgeklommen ist, sieht sich hinlänglich für seine Anstrengungen entschädigt, wenn er rechts bis an die Brustwehr

der Redoute vortritt, welche sich auf diesem spitzen Felsen erhebt, und dann, an eine Kanone gelehnt, auf die unermeßliche Gegend blickt, die sich vor ihm ausbreitet.

Der Berg, auf welchem sich diese erste Batterie befindet, mag etwa 400 Fuß hoch über dem Spiegel des St.-Lorenz liegen. Die untere Stadt dehnt sich dem Flusse entlang aus und man übersieht sie mit ihren ungleichen Quais, ihren Dampfbooten, ihren Segelschiffen und der thätigen Bevölkerung. Zur Rechten liegt das Cap Diamond und der Palast des Gouverneurs, im Hintergrunde der Vorstadt erblickt man die Rhede und die vom Winde geschaukelten Masten, gegenüber aber, auf dem entgegengesetzten Ufer, Point-Levi mit seinen von Pappelbäumen umgebenen amerikanischen Gasthöfen; die Felsen, an welche dieselben sich anlehnen, scheinen den Höhen, auf welchen die Festungswerke der Stadt liegen, nicht nachzustehen. Links endlich, auf der Seite nach dem Meere zu, theilt die Isle Orléans den Fluß in zwei Arme, von denen der eine bald hinter den dürren Felsen verschwindet, während der andere die fruchtbaren Ebenen von Abraham bewässert und die auf jener weiten Hochfläche zerstreuten Meiereien bespült. Ganz im Hintergrunde dieser weiten Aussicht erhebt der Mont de la Tourmente sein kahles Haupt und macht die Grenze zwischen den Gegenden, wohin schon europäische Gesittung gedrungen ist, und den Wüsten von Labrador.

So ist die Ansicht dieser Gegend beim ersten Ueberblicke: imposante Massen, über die das Auge umherschweift, in welche die Seele des Reisenden sich versenkt, gleich dem stürmischen Fluge des Adlers. Wer diesen Standpunkt aber mehrmals zur Beschauung der Gegend wählt, der kann mitten in dieser Gegend den Dampf erkennen, der aus den Cascaden von Montmorency emporsteigt, die neun Meilen weiter nördlich liegen und einen Dampfschleier bilden, sowie den Thurm, der sich weiß unter der zweiten Gebirgskette erhebt, deren letzter Ring der Mont de la Tourmente ist. Jene malerisch liegenden Häuser unter einem steilen Hügel am Ufer eines Sees bilden das Indianerdorf Loretto, und nicht ohne Schauer denkt man an die düstern, dürren, unzugänglichen Felsengipfel zurück, auf denen kein Wesen leben kann, wo nichts sich bewegt als der Fittig des Geiers, und die von weitem das Ansehen spitziger Felsen haben, an welchen einzelne Lappen zerrissener Wolken hängen bleiben, als wären sie ebenso viel Klippen in diesem Dunstocean.

Eines Abends stand ich hier oben und beobachtete die in jenen Gegenden so lange währende Dämmerung. Allmälig lagerte sich das Dunkel; die Ebene, die Hügel von Point-Levi und die Masten der

Fahrzeuge erscheinen nur noch als eine düstere Masse auf dem Flusse; die Ebenen gleichen einem mit grünem Wasser gefüllten See. Auf der Rhede zitterte das umgekehrte Bild der mit Zinnen versehenen Mauern sowol als der Festungswerke vom Cap Diamond und des Gouverneurpalastes, aus welchem militärische Musik ertönte. An dem Felsen, auf welchem die obere Stadt sich erhebt, weideten Ziegen, sich an die Wurzeln der Eichen und Birken anklammernd, das von Thau befeuchtete Moos ab; unter meinen Füßen wurden 500 irische Auswanderer ausgeschifft und liefen unter Tumult und Geräusch durch die Gassen; zwei Dampfboote gingen nach Montreal und ich hörte das zischende Plätschern ihrer Ruder noch lange Zeit. Etwa um 11 Uhr war völlige Nacht auf dieses Zwielicht gefolgt, die Schildwache ging schweigend vor der Stadt auf und ab; Alles war in dieser schönen Nacht in Ruhe versenkt, in einer Nacht, wo, wie Lord Byron sagt, die See

Forgets her shemes of hope and pride
And flies unconsciously over each backward year.

Ein stets heller werdendes Licht begann die entferntesten Gegenstände mit einem Purpurschein zu überziehen, das Wasser nahm eine rosige Farbe an wie beim ersten Strahl der Morgenröthe, die Gipfel der Berge glichen Vulkanen inmitten der sie umlagernden durchsichtigen Dünste und die Segel der Fahrzeuge spielten in schillernden Farben. Ich wußte anfangs nicht, was ich von diesem seltsamen Phänomen denken sollte; der Himmel stand in Feuer, während die Luft ruhig und heiter war, ganz wie sie in einer solchen Höhe an einem Sommerabend sein muß. Ich brachte einen Theil der Nacht damit hin, das entzückende Schauspiel zu bewundern, das übrigens, wie ich am nächsten Morgen erfuhr, nicht mehr noch weniger war als ein Nordlicht. Dieselben sind, wie man mir versicherte, hier etwas sehr Gewöhnliches, besonders im Winter. Und allerdings muß der Anblick im Winter noch ein gut Theil erhabener sein: die ganze Gegend mit Schnee bedeckt, die ragenden Gebirgshäupter ebenso viel Gletscher, die funkelnden Farben des Nordlichts wiederspiegelnd — wahrhaftig, die einsam wandelnde Schildwache hier oben hat einen Standpunkt, um den ein Maler sie beneiden könnte! Sie selbst freilich wird das vermuthlich nicht finden, ein warmer Ofen im Winter wird ihr lieber sein als das prächtigste Nordlicht: und da hat sie in ihrer Art denn auch wieder Recht.

Der Palast des Gouverneurs, oder Château Saint-Louis, der auf dem Gipfel des Berges erbaut ist, scheint mitten aus dem Flusse aufzusteigen, und in den Felsen selbst eingehöhlt; vor dem Einsturze bewahren ihn dicke Steinpfeiler. Das Haus ist mit Gärten umgeben,

die, auf den Terrassen angelegt, feenhaft erscheinen gleich den berühmten Gärten der Semiramis. Die Aussicht unter den dort stehenden Hagebuchen muß vortrefflich sein. Auf der Seite nach der Stadt zu liegt ein großer Hof, der auf einen runden Square hinausgeht; derselbe bildet einen lieblichen Rasenplatz, mit hübschgebauter Kirche, von Akazien beschattet. Jeden Tag hält auf diesem Platz die Garde des Gouverneurs, die ebenso prächtig gekleidet ist wie die königlichen Truppen in London, ihre Parade, wozu das Musikchor, nachdem es durch „God save the Queen" präludirt hat, vortreffliche Stücke spielt, die von den Felsen der Rhede prächtig widerhallen. Dieser Square ist auch der gesuchteste Spaziergang im Winter, wo hier besonders stark Schlitten gefahren wird; der Gouverneur z. B. fährt mit zwei canadischen Elenthieren, die so gut abgerichtet sind wie irgend ein Rennthier in Lappland, und viele Einwohner ahmen ihn darin nach.

Die Barracken auf dem Abhange des Hügels nach der Seite des höchstgelegenen Thors der Stadt, das zugleich das Hauptthor bildet, die Porte St.-Louis nämlich, wurden von Jesuiten erbaut. Heutzutage werden sie von den Soldaten als Kasernen benutzt; vor dem Hofe, der freilich dem Nordwinde allzu sehr ausgesetzt ist, hat man einen Theil derselben schönen Aussicht, die man von der Esplanade genießt.

Die größte Kirche in Quebeck ist die französische Pfarrkirche: ein recht hübsches Gebäude, ganz im Stil der französischen Kirchen des 16. Jahrhunderts. Die übrigen sind echt protestantische Tempel, reinlich und gut unterhalten, von einfacher Bauart, oft recht pittoresk, aber alle ohne Verzierungen. Nur die Thüren bilden gewöhnlich eine bizarre Gruppe von Spitzen, Pyramiden und Obelisken. Die Kapelle des Seminariums enthält viele Gemälde, die wol nur deshalb in so großem Ansehen bei den Bewohnern stehen, weil in Canada bisjetzt noch ein fühlbarer Mangel an Künstlern sein dürfte.

Das Arsenal enthält so viel Waffen, daß man füglich 100,000 Mann damit equipiren könnte. Man darf daher mit Recht behaupten, daß Quebeck gar nicht einzunehmen ist; mit Allem wohl versehen, hat es von Natur schon eine sehr starke Lage und kann getrosten Muths die längste Belagerung aushalten.

Bei dieser Gelegenheit muß ich noch etwas über das Cap Diamond sagen, den wichtigsten Ort der Stadt, gleichsam das Heiligthum ihrer militärischen Kraft, welches Niemand ohne ausdrückliche Erlaubniß des Gouverneurs betreten darf. Dasselbe besteht in einer Felsenspitze, deren Höhe die höchsten Gebäude und alle Befestigungswerke der Stadt überragt; die Citadelle, am Rande des Abgrundes selbst erbaut, bietet dem Auge nur ungeheure, mit Feuerschlün-

den bedeckte Bastionen dar, deren Mündung aus den Schießscharten hervorsieht. Die Wälle sind senkrecht 40 Fuß hoch, aus Bruchsteinen; der in den Felsen gehauene Graben ist 50 Fuß breit, geht rund um die Festungswerke herum, beschreibt Winkel um die Thore, geht um die neuen Mauern, und vereinigt sich zuletzt mit den alten französischen Werken.

Tritt man durch das gewölbte Thor ein, so erblickt man zuerst eine lange Reihe Kasematten, die aus Backsteinen gebaut, gewölbt und so dick sind, daß keine, auch nicht die stärkste Bombe durchdringen kann; es sind dieser Kasematten etwa 40, alle auf der Nordwestseite belegen. Der übrige Theil der Cidatelle im Osten ist uneinnehmbar wegen der Höhe der Felsen. Sämmtliche Kasematten sind durch hölzerne Thüren miteinander in Verbindung; 4000 Mann sind hier vor Kugeln und Bomben durchaus gesichert. Der finstere Anblick dieser Gewölbe, aus denen das Auge die hier von Gebirgen begrenzte Ebene überblickt, die dicken Mauern, die Breite der äußern Höfe, das ernste Ansehen der langsam auf- und abwandelnden Schildwachen, Alles gibt diesem Orte etwas Imposantes und zugleich Abschreckendes, gleich jenen mittelalterlichen Burgen, von denen herab einst die Barone das platte Land überfielen und mit Feuer und Schwert verwüsteten. Den Namen Cap Diamond, welchen die Engländer dieser Cidatelle gaben, hat sie wegen der in der Sonne glänzenden Krystallstücke erhalten, die man hier zwischen dem Kalksteine häufig antrifft. Vor Zeiten war eine in den Felsen gehauene Treppe vorhanden, auf welcher man in die untere Stadt hinabgehen konnte; gegenwärtig aber ist dieser für die Soldaten unbequeme Gang durch eine Dampfmaschine ersetzt, an welcher man Baumaterialien sowol als Waffen und namentlich Kanonen in die Höhe windet. Unter dem Graben befindet sich ein Gewölbe, das in die Kasematten führt; die Gänge sind nur zwei Fuß breit und drehen sich in einer Spirale ebenso leicht wie die breiten Treppen der schönsten Hotels in London. Die Länge beträgt 30 Fuß, und auf beiden Seiten sind am Eingange Schilderhäuser in den Felsen gehauen.

In der Citadelle befindet sich ein großer geräumiger Hof mit einem Brunnen; auf diesem Platze exerciren die Soldaten. Die dicken plumpen Mauern, aus welchen die Batterie des Cavaliers besteht, wurden vorlängst erbaut und waren ursprünglich für einen Palast des Gouverneurs bestimmt. Einige Festungstrümmer, umherliegende Steinhaufen, eingesunkene Mauern sind Alles, was von der Herrschaft der Franzosen übriggeblieben. Was dagegen nie aus Canada verschwinden wird, das sind die liebenswürdigen Sitten seiner Bewohner, der sorglose und glückliche Charakter der Landleute, die am Ufer des St.-Lo-

renz mit Fiebern und Schnee kämpfen, und vor allem dieser französische Anstrich, der in den Hütten und den Dörfern überall sich vorfindet, die einfache Gastfreundschaft, die so sehr gegen das rauhe und strenge Wesen der Engländer und das ewige „Wer da!“ der Schildwachen absticht. So wahr ist es, daß, wenn in einem eroberten Lande die Macht dem Sieger gehört, doch bei einer Bevölkerung, die nur den Namen vertauscht, dasselbe Gefühl für Vorliebe und Haß bleibt wie von jeher. Die englische Politik hat den Canadiern ein sanftes Joch aufgelegt, sie sind, wie die Sieger sagen, freier als unter der vorigen Herrschaft des Mutterlandes, und dennoch hörte ich Leute, die mit Feuer und Enthusiasmus ausriefen: „Trotzdem sind und bleiben wir Franzosen!“

Und nun zum Abschied von Quebeck noch ein kurzer Ausflug nach den berühmten Wasserfällen des Montmorency. Wenn man von der Esplanade herab die Gegend um Quebeck übersehen und alle einzelnen Gegenstände nach ihrer Reihenfolge wohl aufgefaßt hat, dann muß man vor Sonnenaufgang aufbrechen, der Mauer entlang gehen, welche bis unten an die Stadt sich hinabzieht, hier sich zu Pferde setzen und die Richtung nach den Fällen des Montmorency über das Indianerdorf Loretto einschlagen. Nachdem man vorsichtig die schlecht gepflasterten, engen Straßen zurückgelegt hat, kommt man an eine breite, schlechtgebaute Holzbrücke, die über den Wolfe's Cove führt, der bei niedriger Ebbe fast ganz trocken ist; dann aber wird der Weg gut und eben, und ohne anhalten zu müssen, kann man bis zu dem Hügel traben, an dessen Fuße das Indianerdorf liegt. Obschon es ganz in der Nähe einer großen Stadt sich befindet, so haben doch die Bewohner ihre einfachen Sitten bewahrt. Ihre Hütten haben eine pyramidenähnliche Gestalt, sie bestehen aus drei oben zusammengefügten Pfählen, und sind mit Fichten- oder Birkenrinde bedeckt; im Winter haben sie vielleicht andere Wohnungen. Als ich in eine dieser Hütten eintrat, bot mir der Bewohner Piroguen, Pagayen und Segel an; ferner Schlittschuhe, Degenkoppel und Mocassins. Nie sah ich so friedliche und gesprächige Indianer als diese Bewohner der Dörfer Loretto und Point-Levi. Einen Theil ihres Lebens bringen sie damit hin, in den Seen, welche die Abgründe des Gebirges füllen, Bieber zu fangen; aber diese Thiere werden von Tage zu Tage seltener, und es gehört eine Geduld dazu, deren nur ein Indianer fähig ist, ein Dutzend Stunden unbeweglich am Wasser zu sitzen und zu warten, bis es einem Bieber gefällig ist, hervorzukommen. Dafür aber wird das einmal zum Vorschein gekommene Thier auch niemals von ihnen verfehlt; auch ist das Fell werthvoll genug, um den Indianer überflüssig für seine verlorene Zeit,

deren Werth er ohnehin nicht zu würdigen weiß, zu entschädigen. Uebrigens befindet sich in dem Dorfe eine kleine katholische Kirche.

Wenn man den Weg nach den Wasserfällen weiter fortsetzt, so steigt man zuerst den Hügel wieder hinab. Zu beiden Seiten liegen ziemlich gut bebauete Felder; den Fluß übersieht man zur Rechten bis zur Orleans-Insel. Das Dorf Beauport, welches man berührt, besteht aus zum Theil sehr hübsch aufgeführten hölzernen Gebäuden; die Gärten sind mit Obstbäumen bepflanzt und durch die Straßen rieselt ein Bach.

Nachdem man Beauport verlassen, steigt der Weg allmälig gegen die Abrahamshöhle an; man befindet sich hier auf dem Schauplatz einer blutigen Schlacht und eines schrecklichen Gemetzels, welches auf die Niederlage der französischen Waffen folgte.

In einiger Entfernung von dem Montmorency-Flusse läßt man sein Pferd in einem Gasthause, das mit jenen in den französischen Dörfern sehr viel Aehnlichkeit hat, und in welchem eine arme Witwe den Reisenden freundlich empfängt, während der Sohn das Thier abzäumt und ihm Futter gibt. Von hieraus folgt man dann einem sich windenden Pfade, welcher bis an den Fluß geht, über den eine Brücke geschlagen ist. Ist man über diese gelangt, so muß man dem Eigenthümer des Feldes, „weil man die Ernte auf dem Felde zu Boden tritt", eine Kleinigkeit geben; dafür aber hat man nun auch von hier aus die schönste Aussicht auf die Fälle und eine weit ausgedehnte Landschaft.

Der Wasserfall des Montmorency bildet neben spitzen Felsen anfangs eine Stromschnelle und stürzt sich dann von einer Höhe, die sich auf 240 Fuß belaufen mag, senkrecht in einen schäumenden Abgrund, aus welchem sich graue, vom Wasser abgespülte Felsen erheben. Seine Breite beträgt nicht viel über 100 Fuß; aber die Höhe ist so beträchtlich, daß das Auge die unten befindlichen Zuschauer kaum erkennen kann. In dem freien Raum, den der Wasserfall läßt, stehen hinter ihm Tupas, welche den feinen Wasserstaub in ihren grünen Zweigen auffangen. Einige Fuß über dem Boden theilt ein Granitblock, der die Form eines Zuckerhuts hat, die weiße Wassermasse in zwei geordnete Cascaden, deren jede ihren eigenen Dampfschleier bildet. Der obere Theil treibt eine Mühle, die auf Pfeilern steht, und mit einer Kühnheit hierher gebaut ist, die Einen schaudern macht.

Von hier aus sah ich die Verschanzungen, welche die Engländer im Jahre 1759 an diesem Ufer aufgeworfen hatten. Zuerst stützten sie sich auf die Insel Orleans, die dem Wasserfall des Montmorency gegenüber in einer Entfernung von mehren Lieues sich ausdehnt. Ihr

General Wolfe, der sich den Angriff auf diese von Montcalm vertheidigten Höhen vorbehielt, schickte den General Moricton nach Point-Levi, wo er sich festsetzen sollte, weil es Quebeck gerade gegenüberliegt und er von hier aus bequem gegen die Stadt agiren konnte. In der Nacht kam Wolfe mit seinen Truppen von der Orleans-Insel an, schiffte sich am Fuß der Wasserseite aus, und warf schnell am linken Ufer eine Batterie auf; General Moricton seinerseits setzte in Böten über den Fluß und bewerkstelligte, obschon unter vielen Gefahren, mit Hülfe der Dunkelheit seine Ausschiffung ebenfalls. 13 Compagnien Grenadiere kamen zuerst an und stürzten auf die französischen Batterien los; sie wurden aber zurückgeschlagen, verloren 500 Mann und gaben ihr Unternehmen auf. Das geschah um dieselbe Zeit, als Wolfe die Wachsamkeit Bougainville's, der die englische Flotte beobachtete, täuschend, mit jenem Glücke, das ihn den ganzen Feldzug über begünstigte, sich an dem seinen Namen tragenden Bache (Wolfe's Cove) ausschiffte und eine vortheilhafte Stellung wählte. 1500 französische Scharfschützen suchten vergeblich ihn zu vertreiben, die Uebermacht war zu groß; nach zweistündigem furchtbarem Gefecht war die Schlacht entschieden. Aber beide commandirenden Generale waren tödtlich verwundet; Wolfe starb im Angesicht seiner siegreichen Truppen, und wenn Montcalm nicht Dasselbe konnte, so ward ihm wenigstens der Trost, daß er seine Niederlage nicht überlebte. Dieses Gefecht heißt noch der Tag auf den Abrahamsebenen; der erste Angriff fand am Fuße der Wasserfälle statt, und in einer Entfernung von etwa vier Lieues konnten die Canadier dieses Schauspiel betrachten, das über das Schicksal ihres Landes entschied.

Von der Höhe des Falls zur Linken sieht man, wie die Ebenen sich im Horizonte verlieren bis an die Gebirge von Sainte-Anne und de la Tourmente. Der mehr als eine englische Meile breite Fluß wird von der Orleans-Insel begrenzt, rechts liegen die niedrigen Prairien, auf welchen das zweite Gefecht geliefert ward; sie bilden eine weite Fläche bis an den Wolfe's Cove. Den Hauptpunkt dieses Gemäldes aber bildet die rund um den Berg gruppirte Stadt mit ihren Straßen, ihren Mauerzinnen, die sie umkränzen wie ein Turban, und dem Cap Diamond, das wie eine Reiherfeder darüber hervorragt; die Sonnenstrahlen fallen funkelnd auf die Giebel der Häuser, auf die Spitzen der Thürme, auf die langen Reihen der Kasernen. Auf dem andern Ufer sieht man Point-Levi; eine zahlreiche Flotte ruht im sichern Hafen, noch ganz geschwärzt von dem Eise von Neufundland und den Stürmen des Miramichi. Der Mont de la Tourmente, der einen Pendant zu diesem lebendigen Gebirge bildet, erscheint durch die düstere Färbung seiner mit Wolken bedeckten Abhänge als ein treues Bild des

alten Canada und wetteifert an Größe und wilder Majestät mit dem Cap Diamond, wo Menschenhände ein so gewaltiges Denkmal errichtet haben.

Als ich an der Brücke vom Wolfe's Cove ankam, ging mein durch das Schießen der eben exercirenden Soldaten scheu gewordenes Pferd mit mir durch; Häuser und Straßen flogen vor mir vorüber wie ein flüchtiger Traum, und in wenigen Minuten befand ich mich auf der Esplanade, wo mein Pferd anhielt. Von hier betrachtete ich noch einmal mit Bewunderung diese Ebenen, Wälder und Gebirge, die ich eben verlassen hatte, und in welchen ich noch umherzuirren glaubte, so gewaltig war das Thier fortgerannt.

Point-Levi ist ein amerikanisches Quartier auf dem rechten Ufer des Flusses; es liegt am Fuße eines hohen Hügels. Man findet dort Hotels mit hübschen Galerien und Gärten, von welchen herab man die ganze, nach dem Wasser zu liegende Seite von Quebeck sehr gut übersehen kann. Hier wohnen die meisten Angloamerikaner; alle halbe Stunde fährt ein Dampfboot über den Fluß. Das Indianerdorf Point-Levi liegt einige englische Meilen weiter im Innern.

Literatur und Kunst.

Von J. E. Horn in Brüssel, der sich Kennern und Freunden der Statistik bereits durch sein im vorigen Jahre erschienenes, nach amtlichen Quellen bearbeitetes „Statistisches Gemälde des Königreichs Belgien" auf das vortheilhafteste empfohlen hat, liegt der erste Abschnitt eines neuen, auf zwei Bände berechneten Werkes vor: „Bevölkerungswissenschaftliche Studien aus Belgien. Mit durchgehender vergleichender Erforschung der entsprechenden Verhältnisse in Oestreich, Sachsen, Preußen, Frankreich, England, Holland und andern Staaten" (Erster Band, Leipzig, F. A. Brockhaus). Das Buch bildet gewissermaßen einen Commentar zu jenem frühern, aber einen Commentar, der noch interessanter zu werden verspricht und noch wichtiger als der Text selbst. Der Verfasser gibt das Verhältniß beider Werke sehr richtig dahin an, daß die amtliche Statistik sich lediglich auf Aufzeichnung und Zusammenstellung der Thatsachen zu beschränken habe; die Verarbeitung derselben wird als ein ausschließliches Recht der unabhängigen, von keiner Rücksicht gebundenen, auf kein vorgeschriebenes Ziel gerichteten Wissenschaft in Anspruch genommen. Zu einer solchen wissenschaftlichen Verarbeitung nun macht der Verfasser in dem vorliegenden Werke den Anfang, und zwar hat er sich einen Gegenstand ausersehen, der seit mehr denn hundert Jahren, seit Süßmilch's „Göttlicher Ordnung" rc. von allen statistischen Fragen die öffentliche Aufmerksamkeit jederzeit am meisten beschäftigt hat und den er selbst mit Recht als „das A und O der Statistik, den nothwendigen Ausgang und Endpunkt aller dies-

falsigen Erhebungen und Forschungen" bezeichnet. Nämlich die Bevölkerung selbst; wie die menschliche Forschung keinen würdigern Gegenstand hat als den Menschen selbst, so bildet auch die Gesammtheit der Menschen d. h. die Bevölkerung nicht nur den würdigsten Gegenstand aller statistischen Forschung, sondern auch ihre unentbehrlichste Grundlage sowie das unvermeidliche Ziel, bei dem sie immer und immer wieder ankommt und durch das ihre wichtigsten Resultate erst das wahre Leben, die wahre Bedeutung gewinnen. Der Verfasser drückt dies Verhältniß ebenso kurz wie schlagend aus, indem er sagt: „Der absolute Werth einer statistischen Angabe ist Null, sie hat immer nur einen relativen; dieser aber wird erst dann erkannt, wenn man die fragliche Zahlenangabe mit der Bevölkerung selbst in Verbindung gebracht und ihr Verhältniß zu dieser ermittelt hat." Man kann danach auf den Reichthum und das Interesse des vorliegenden Werkes schließen, besonders da der Verfasser sich keineswegs auf Belgien beschränkt, sondern sich in den meisten Fällen über das ganze cultivirte Europa erstreckt, soweit dasselbe der statistischen Forschung zugänglich ist, und Belgien nur als Anhaltspunkt benutzt, sowie als Aushülfe, wo ihn die sonstigen Notizen im Stich lassen. Im ersten Buch wird „Der Bevölkerungsstand" behandelt; unter den zahlreichen interessanten Punkten, welche dabei zur Sprache kommen und die zum Theil auch für gewisse politische Fragen des Tages von höchster Wichtigkeit sind, heben wir den Abschnitt über Stadt und Land, über Wohnlichkeit und Familie, Geschlecht und Alter hervor. Noch anziehender ist das zweite Buch, „Die Fruchtbarkeit"; mit Erstaunen überzeugen wir uns darin, wie auch die scheinbar persönlichsten und unabhängigsten Handlungen, wie Liebe, Ehe rc. von gewissen allgemeingültigen Gesetzen beherrscht werden und bei aller scheinbaren Verschiedenheit doch stets ein bestimmtes voraus zu berechnendes Resultat liefern. Die Ueberschriften dieses reichhaltigen Abschnitts lauten: Die Heirathsfrequenz; Das absolute Heirathsalter; Relatives Heirathsalter und Wiederverheirathung; Heirathsfähigkeit und Heirathszeit; Die Geburtszahl; Allgemeine und eheliche Fruchtbarkeit; Außereheliche Fruchtbarkeit; Städtische und ländliche Fruchtbarkeit; Knaben und Mädchen; Empfängniß und Geburtszeit. Daß der Verfasser sich nicht nur bei Zusammenstellung der Thatsachen, sondern auch bei den daraus zu ziehenden Folgerungen überall der größten Genauigkeit und Vorsicht befleißigt hat, dafür bürgt die vortreffliche Schule, die er in Belgien, diesem Haupt- und Mutterlande der modernen Statistik, durchgemacht und von der er schon in dem obengenannten Werk eine rühmliche Probe abgelegt hat. Auch liefert er das Material, das ihm in ungewöhnlicher Reichhaltigkeit zu Gebote gestanden, besonders auch in Folge der unbeschränkten Benutzung der Bücherschätze, welche die Bibliotheken der städtischen Division und der statistischen Centralcommission in Brüssel darbieten und die zu den bedeutendsten in Europa gehören, dem Leser überall selbst in die Hände und fodert dadurch zu einer fortwährenden Controle auf, die zugleich die Lecture des Buchs höchst anregend und unterhaltend macht. Ein ganz besonderes Lob endlich verdient die Anordnung und Darstellung des Werks. Wissenschaftliche Werke in Briefform erwecken uns sonst kein besonders günstiges Vorurtheil; in den meisten Fällen dient dieselbe theils nur als Freibrief der Oberflächlichkeit, theils beschränkt sie sich lediglich auf Anrede und Schlußformel und was dazwischen liegt, ist der gewöhnliche, streng dogmatische Kathederton, in welchem unsere deutschen

Gelehrten sich mit dem Publicum zu unterhalten lieben — wobei die Unterhaltung in der Regel mehr auf Seiten der Docenten als des Publicums ist. Anders in diesem Fall; Hr. Horn benutzt die Briefform keineswegs als ein bloßes bequemes Vehikel, seine Gelehrsamkeit an den Mann zu bringen, sondern er hat sie wirklich geistig durchdrungen und weiß sie auch ästhetisch zu beherrschen und auszufüllen; es ist ein fortdauerndes Zwiegespräch mit dem Leser, das uns in ununterbrochener Spannung und Anregung erhält, indem wir jeden Schritt des Autors in fast dramatischer Steigerung selbstthätig begleiten. — Das Einzige, womit wir nicht völlig einverstanden sind, ist der schroffe, um nicht zu sagen absprechende Ton, in den die Polemik des Verfassers zuweilen verfällt; selbst angenommen, daß ihm in diesen Controversen das Recht noch öfter zur Seite stände, als es thut, so würde dasselbe doch durch eine etwas mildere Form von seiner Gültigkeit wol schwerlich etwas eingebüßt haben. H. Fk.

So große Verbreitung das Interesse für Nordamerika auch neuerdings bei uns gewonnen hat, fast in allen Ständen und Classen, und so zahlreiche Schriften sich bemühen, uns mit den verschiedensten Seiten des dortigen Lebens vertraut zu machen, so wenig wissen wir im Ganzen doch noch von dem literarischen Treiben des genannten Landes. Mancher, der sich übrigens für einen ganz gewiegten Kenner der nordamerikanischen Zustände hält, wird sogar nicht übel Lust haben, die Existenz einer eigenen nordamerikanischen Literatur überhaupt abzuleugnen. Das Einzige, was man Bruder Jonathan allenfalls zugesteht, sind ein oder zwei leidliche Romanschreiber, ein oder zwei Historiker und außerdem noch eine Tagespresse, deren Ausdehnung allerdings ungeheuer ist, deren ästhetischen und sittlichen Werth jedoch selbst die Lobredner Amerikas nicht hoch anzuschlagen vermögen. Für alles Uebrige, behauptet man, geht dem Amerikaner der Sinn ab. Nordamerika, sagt man, ist das Land des Handelns, nicht der Worte, der Thaten, nicht der Bücher; das going ahead und to make money läßt für die Poesie keinen Raum, noch kann die Wissenschaft Wurzeln schlagen in einem Boden, dem man nur mit Dampfeseile Geld, Geld und immer wieder Geld zu entlocken strebt. — Die Richtigkeit dieser Behauptungen mag hier unentschieden bleiben und ebenso, ob damit mehr ein Lob ausgesprochen ist als ein Tadel. Daß es aber bei alledem eine nordamerikanische Literatur gibt, sogar eine außerordentlich umfangreiche und mannichfache, besonders wenn wir die Kürze der Zeit in Anschlag bringen, seitdem überhaupt von einer nordamerikanischen Nationalität die Rede sein kann, sowie die außerordentliche Verschiedenheit der Elemente, aus denen dieselbe sich gebildet hat — dafür wird Jedem, der noch daran zweifeln möchte, der vollständigste Beweis in die Hand gegeben in dem stattlichen Bande, der soeben unter dem Titel: „Handbuch der nordamerikanischen Nationalliteratur. Sammlung von Musterstücken nebst einer literarhistorischen Abhandlung über den Entwickelungsgang der englischen Sprache und Literatur von Professor Dr. L. Herrig", in Braunschweig bei G. Westermann erschienen ist. Durch seine zahlreichen frühern Arbeiten über moderne, besonders englische Sprache und Literatur hat der Herausgeber sich einen so anerkannten Namen gegründet, daß auch dies neue Unternehmen schon dadurch hinlänglich verbürgt und empfohlen ist. Wir lernen im Ganzen gegen 70

Schriftsteller kennen, Lyriker, Novellisten, Historiker, Redner ꝛc., darunter auch viele in Deutschland gekannte und beliebte Namen; wir nennen beispielsweise außer Fenimore Cooper und Washington Irving, die ja auch in Deutschland eine zeitlang Modeschriftsteller waren, die Dichter Longfellow, Bryant und Poe, die Historiker Prescott und Bancroft, Clay, Webster und Channing als Redner, sowie Emerson, Schoolcraft und Tuckerman unter den miscellaneous writers. Eine interessante Wahrnehmung ist dabei, daß nicht Einer von diesen Schriftstellern über die Zeit der Unabhängigkeit hinaufreicht, den einzigen Benjamin Franklin ausgenommen, von dem wir ebenfalls einige charakteristische Bruchstücke erhalten. Aber auch unter den spätern Schriftstellern dürfte eine unparteiische Kritik im Ganzen nur Wenige finden, an denen sich eine wirkliche nationale Färbung, ein specifischer nordamerikanischer Charakter erkennen läßt. Vielmehr stellt die Mehrzahl der nordamerikanischen Schriftsteller sich nur als Epigonen und Nachahmer der englischen Bildung dar; das politische Band konnte die übermächtig gewordene Tochter zerreißen, mit dem ästhetischen dagegen blieb sie ebenso an das Mutterland gefesselt wie mit der Sprache selbst. Auch gilt das nicht blos von Romanschreibern, wie Cooper und Washington Irving, sondern auch Historiker wie Prescott und Bancroft sind doch im Grunde nur Zöglinge englischer Wissenschaft und englischer Weltanschauung. Eigenthümlich nordamerikanisches Gewächs oder doch den Ansatz, den Keim dazu, erblicken wir nur in den Rednern, sowie in einigen Dichtern der allerjüngsten Zeit, namentlich in dem barocken, wildphantastischen Edgar Poe. Doch können wir nicht eben sagen, daß wir dem Letztern viel Geschmack abzugewinnen oder eine besonders günstige Vorbedeutung für die Zukunft der nordamerikanischen Poesie in ihm zu erkennen vermöchten. — Die literarhistorischen Einleitungen des Herausgebers sind mit derjenigen Sachkenntniß und Klarheit abgefaßt, die wir an ihm gewohnt sind. Doch würden die biographischen Angaben durch größeres Detail gewonnen haben, während umgekehrt die Bemerkungen über die (angeblichen und wirklichen) Eigenthümlichkeiten des nordamerikanischen Idioms uns theils für diesen Ort zu ausführlich scheinen, theils auch, im Gegensatz zu der sonstigen Billigkeit und Mäßigung des Urtheils, die sich in dem Buche kundgibt, denn doch wol etwas zu panegyrisch gehalten sind. Die Ausstattung ist glänzend, der Preis billig, das Ganze Allen zu empfehlen, die das geistige Leben Nordamerikas näher kennen lernen wollen oder die auch nur zu den Liebhabern der englischen Sprache zählen. K. S.

In Nürnberg, das wir uns sonst in der Regel nur als Hauptsitz mittelalterlicher Kunst und Bildung denken, existirt seit Jahren ein literarischer Verein, der auch die wissenschaftlichen und poetischen Bestrebungen der Gegenwart mit Theilnahme verfolgt und sie seiner nächsten Umgebung zugänglich zu machen sucht. Von den Vorträgen, die in diesem Verein gehalten werden, erscheint von Zeit zu Zeit eine Auswahl im Druck, die ein recht vortheilhaftes Zeugniß ablegt für den lebendigen und aufgeweckten Geist, der die Versammlung erfüllt, sowie für die Mannichfaltigkeit und Gründlichkeit ihrer Verhandlungen. So auch das kürzlich erschienene „A l b u m d e s l i t e r a r i s c h e n V e r e i n s i n N ü r n b e r g f ü r 1 8 5 4" (Nürnberg, Bauer und Raspe). Dasselbe enthält fünf größere Abhandlungen, von denen die von

J. L. Hoffmann „Ueber die Homerischen Frauen“ und „Das Dreikönigsfest in Habana“ von Friedrich Knapp uns am meisten angesprochen haben; das erstere ist eine verständige und wohlgeordnete Zusammenstellung, an der nur der tändelnde Ton der Darstellung uns befremdet hat, das andere eine lebhafte und farbenreiche Schilderung, die sich ebenso sehr durch die Neuheit des Stoffs wie durch die Eigenthümlichkeit der Localität empfiehlt. Weniger gelungen scheint uns der Aufsatz von Lösch „Ueber Ossian“; es ist zu viel altväterische Sentimentalität darin und zu wenig kritische Schärfe. Auch H. Wölffel „Ueber Shakspeare's Sturm“ gehört noch einem Geschlecht lobpreisender Commentatoren an, das wir glücklich hinter uns zu haben meinten. J. L. Hoffmann „Ueber Gutzkow's Ritter vom Geiste“ exponirt den Zusammenhang des Romans recht gut; dagegen ist die Darstellung zu breit gerathen, während es dem Urtheil ebenfalls an Eindringlichkeit und Schärfe fehlt. Angehangen ist eine Anzahl Gedichte von verschiedenen Verfassern. Aber seltsam: dieser Dilettantismus, der in der Wissenschaft noch ganz Löbliches und Angenehmes zu Tage fördert — sowie er anfängt in Versen zu reden, wird er unerträglich. Der einzige bekannte Name ist Daumer. Allein auch seine Beiträge bleiben weit hinter Dem zurück, was wir sonst bei diesem Dichter zu finden gewohnt sind; jedenfalls reichen sie nicht hin, den Ballast dieses poetischen Anhangs über Wasser zu halten. ull.

Correspondenz.

Aus Westfalen.

Februar 1854.

Sp. Unter den übrigen Landestheilen, aus welchen das „Deutsche Museum“ uns vortrefflich orientirende Nachrichten bringt, darf unser stilles Westfalen wol nicht ganz fehlen. So überaus still wie früher ist es ja bei uns schon lange nicht mehr. Seit Westfalen von einem Ende zum andern auf Eisenbahnen durchfahren wird, ist auch dieses Land in den brausenden Verkehr hineingerissen, der in unsern Zeiten mächtiger im Stillen um sich greift und die alten Zustände weit mehr in Auflösung und Kräfte und Geister stärker in Bewegung setzt, als äußerlich sofort sichtbar wird. Der Wellenschlag dieser Bewegung macht sich fühlbar bis in die entlegensten Dörfer der stillsten Gegend in Deutschland, und das ist wol unzweifelhaft das münstersche Hinterland nach der holländischen Grenze hin. Auch hier stürzen die alten Eichen auf den Bauernhöfen, weil sie gute Abnehmer finden und der Bauer den Respect nicht mehr kennt vor allem Dem, was seinen Hof ausmacht; auch hier werden die alten Onkel selten, welche sonst ihren ruhigen Platz am Feuerherde des Hofes fanden, auf dem sie aufgewachsen waren, während jetzt die jüngern Söhne schon in kräftiger Jugend sich danach umthun, eigenen Herd zu bekommen oder in die Städte oder gar nach Amerika wandern.

Da wir uns aber in Westfalen auch durch die neuere Zeit aus unserer politischen Ruhe und Genügsamkeit und aus unserer literarischen Unschuld eben nicht sehr haben herausreißen, da wir noch immer gewohnt sind, in

diesen Beziehungen weniger selbst zu produciren als vielmehr die Ideen Anderer an uns herankommen zu lassen, um ruhig und sogar mit einigem Mistrauen gegen das Neue zu prüfen, welcher Kern darin und dahinter steckt, so kann ich Ihnen von Bewegungen auf solchen Gebieten von hier aus wenig melden. Westfalen hat nicht, wie die übrigen Provinzen Preußens, eine Hauptstadt, in der das provinzielle Leben seinen Mittelpunkt fände. Denn soviel ich sonst auch auf unser gutes frommes Münster halte, so fällt mir doch nicht ein, seinen Einfluß irgendwie weiter zu vermuthen, als gerade bis zu den Grenzen des eigentlichen Münsterlandes. Ja es gibt Leute, welche meinen, auch die für Münster so heiß gewünschte, gegenwärtig aber wieder in entfernte Aussicht gestellte Universität werde mehr münsterisch als westfälisch werden.

Zweierlei Classen sind es jedoch, deren Thätigkeit jetzt durch ganz Westfalen hin auffällig ist: das sind die Wortführer der katholisch-hierarchischen Partei und die Industriellen. Die Erstern gewinnen täglich mehr an Kraft, Geltung und Hoffnungen; die Jesuiten haben sich jetzt vollständig und ziemlich zahlreich in Münster und Paderborn eingerichtet und sind auch noch an andern Orten wirksam. Auch läßt sich nicht verkennen, daß unter den obern und untern Volksclassen, namentlich im Paderbornischen, im Sauerlande und in den Städten gemischter Confession, weniger im Münsterlande, in religiöser Beziehung eine gewisse Spannung und Aufregung stattfindet. Dieser Thatsache steht indessen eine andere gegenüber, deren Wahrheit häufig von mir selbst beobachtet und auch aus andern Städten Westfalens mir bestätigt wurde: die gemischten Ehen nämlich sind eher in Zunahme als in Abnahme begriffen. Was nun die Industriellen Westfalens betrifft, so hat sich derselben insbesondere in den letzten vier Jahren eine außerordentliche Thätigkeit und Rührigkeit bemeistert, welche sich noch fortwährend steigert. Aller Orten wird nach Kohlen, Erzen, Salzquellen gesucht, eine große Menge Gruben, Hüttenwerke und Fabriken verschiedener Art sind in der letzten Zeit entstanden, und man hat sowol in der Verarbeitung als Beschaffung der Rohproducte bedeutende und überraschende Erfolge erzielt. Es zeigt sich, in wie mancher Weise noch die Naturschätze und die Arbeitskräfte in unserer Provinz nutzbar zu machen sind. Sehr wohlthätig wirkt z. B. auch der Verein zur Herstellung und Garantirung echter und guter Leinen, welcher, von der Regierung gefördert, in Herford seinen Sitz genommen und einen tüchtigen Director gewonnen hat. Unter den Spinnern und Webern dortiger Gegend ist durch diesen Verein ein regsamer Wetteifer wieder erweckt, sie haben wieder Vertrauen auf die Zukunft gefaßt, und der Verein denkt, nachdem er schon jetzt so guten Erfolg gehabt hat, seine Thätigkeit nach und nach über ganz Westfalen auszudehnen. Es ist ihm alles Gedeihen zu wünschen, jede Hausfrau, welche schöne und unverfälschte Leinwand liebt, kann sie nun getrost von diesem Verein beziehen, sie wird sich gewiß nicht betrogen finden.

Zum Schlusse habe ich noch zweier jüngst erschienenen Bücher zu erwähnen, welche von zwei Westfalen über zwei westfälische Männer geschrieben sind. Das eine ist die epische Dichtung „General Spork" von Franz Löher. Das Buch erschien erst zu Weihnachten und ist bereits in einer Menge von Exemplaren durch ganz Westfalen verbreitet. Wir erinnern uns nicht, daß jemals eine literarische Erscheinung dieser Art bei uns einen so

glücklichen und schnellen Erfolg hatte. Das andere Buch ist das „Leben des Oberpräsidenten Vincke" von dem frühern Minister Bodelschwingh. Auch dieses wird eifrig und mit herzlichem Danke gegen den Verfasser gelesen. Jedermann kennt ja in Westfalen den hochwerthen Mann, der einst in unscheinbarem Kittel durch unsere Städte und Dörfer reiste, überall mit eigenen Augen sah und mit eigenem lebendigem Wort zum gemeinnützigen Handeln anregte. Es wurde zwar bei seinem Lebzeiten gesagt, es hingen sich ihm zu viele Projectmacher an: aber zu wie vielen wohlthätigen Anstalten hat dieser Eine Mann den Grund gelegt, wie viele nützliche Ideen sind von ihm ausgegangen, die erst jetzt ins Leben treten! So waren z. B. die Kanalisirung und Urbarmachung der Lippe-Boker Haide und die Belebung der Schiffahrt auf der Lippe, Ems und Ruhr zwei seiner Lieblingspläne. Jetzt werden sie ausgeführt und man erkennt ebenso den großen Nutzen als die Möglichkeit der Ausführung an. Vincke's Gedächtniß wird für immer in Westfalen in Ehren bleiben.

Aus Brüssel.

Februar 1854.

E. H. Unsere politischen Beziehungen zu Frankreich, die aus leichtbegreiflichen Gründen immer die bedeutendste Seite, ja nahezu die Achse unserer ganzen auswärtigen Politik bilden und selbst auf das innere Staatsleben den innigsten Einfluß üben, scheinen im Laufe der letzten Wochen eine völlige Umgestaltung erlitten zu haben. Freilich auf eigenthümlichem und weitem Wege. Die geheimnißvolle Reise des Fürsten von Chimay, der in den ersten Tagen des Monat Januar als außerordentlicher Gesandter des Königs nach Paris ging, hatte allgemeines Aufsehen erregt und vielfache Deutungen erfahren. Vorherrschend war jedoch die Ansicht, daß ein völliger Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Belgien und Frankreich nahe bevorstehe und der Fürst, als eine am pariser Hofe gerngesehene Persönlichkeit, zum letzten Retter in der Noth erwählt worden sei, damit er jene Gefahr abwende und wenigstens den Schein eines fortwährenden guten Einvernehmens zwischen den beiderseitigen Höfen zu erhalten trachte. Ob diese Auslegung der Chimay'schen Sendung vollkommen richtig war, ist allerdings noch heute fraglich, da über die Sendung selbst wie über die rasch und glücklich vorübergegangene Cabinetskrisis, welche sie hier hervorgerufen, noch immer ein geheimnißvolles Dunkel schwebt. So viel indessen ist gewiß, daß die Beziehungen zwischen den beiderseitigen Höfen in diesem Augenblick inniger sind denn je. Der Prinz Napoleon Bonaparte in Belgien, über das man seit dem 2. December 1851 am pariser Hofe stets Klage geführt — sein mehrtägiger Besuch am Hofe unsers Königs, den man bisher in den Tuilerien als die Seele der Orléans'schen „Verschwörungen" und als den einflußreichsten Gegner der in Frankreich so sehr gewünschten englisch-französischen Allianz betrachtete — der vermuthliche Nachfolger des Kaisers von Frankreich in sichtbarer Intimität mit unserm Kronprinzen, den das bekannte Decret vom 22. Januar 1852 seines mütterlichen Erbtheils und wenigstens der Hälfte seines Vermögens beraubte — in der That, das ist so unerwartet und scheinbar so widersprechend, daß man das allgemeine Aufsehen, welches

dadurch erregt ward und das auch jetzt noch keineswegs erloschen ist, sehr begreiflich finden muß. Und da dem Publicum ein officieller Schlüssel zur Lösung des Räthsels noch immer nicht gereicht ist, so ergeht es sich natürlich mit desto größerer Freiheit in das weite Feld der Vermuthungen über Veranlassung und Zweck dieses Besuchs. Natürlich werde ich Sie mit einer Wiederholung derselben nicht behelligen, besonders da bis zur Stunde, wo diese Zeilen vor Ihre Leser gelangen, dieselben wahrscheinlich schon auf anderm Wege zuverlässigen Aufschluß darüber erhalten haben werden. Wenigstens hat der Minister des Aeußern versprochen, der Kammer bei Verhandlung seines Budgets vollen Aufschluß über die belgisch-französischen Beziehungen zu geben. Wir wollen diese Aufklärungen in Geduld abwarten und für jetzt nur so viel als allgemein geglaubte Thatsache constatiren, daß das Ministerium an all den Wandlungen, welche die französisch-belgischen Beziehungen in letzter Zeit durchgemacht, viel geringern Antheil hat, als den verantwortlichen Lenkern eines constitutionellen Staats zuständе, während eine höhergestellte Persönlichkeit hierbei tiefer und unmittelbarer eingreift, als mit der Stellung eines unverantwortlichen constitutionellen Staatsoberhaupts vereinbar scheint.

Die Kammerverhandlungen sind seit ihrer Wiedereröffnung recht lebhaft und interessant gewesen. Das Budget des Ministeriums des Innern hat auch dieses Jahr seine eigenthümliche Kraft bewährt, die Zweite Kammer und besonders die klerikale Partei aus ihrem Phlegma aufzurütteln. Der unversöhnliche Haß der letztern gegen den Exminister Rogier, welchen sie als die Incarnation des belgischen Liberalismus betrachtet, läßt sie nicht zur Ruhe kommen, und sie wird, wiewol er schon im October 1852 aus dem Ministerium getreten, vielleicht noch jahrelang keinen Artikel vom Budget des Innern passiren lassen, ohne ihn zu retrospectiven Angriffen gegen Rogier auszubeuten. Diesmal war es vornehmlich die Statistik, unter Rogier's Verwaltung so trefflich entwickelt, daß Belgien heute allgemein und mit Recht als das „Musterland der Statistik" gilt, welche den Angriffen der klerikalen Partei zur Zielscheibe diente. „Nieder mit der Statistik" war die allgemeine Parole des Kampfes, in welchem Coomans, Dumortier, Roussel, Brower de Hogendorp, de Neyer und andere Gesinnungsgenossen alle Waffen des Ernstes und des Spottes, alle ökonomischen und wissenschaftlichen Gründe aufboten, um das statistische Bureau im Ministerium des Innern verschwinden zu machen. Begreifen läßt sich diese Erbitterung der Obscuranten gegen die Statistik allerdings; sie verbreitet Licht, zu viel Licht über alle politischen und socialen Verhältnisse, und das ist höchst unangenehm für Diejenigen, die so gern im Trüben fischen. Zum Glück indeß für Belgien wie für die Wissenschaft hat der gesunde Verstand und der Fortschritt denn doch den Sieg davongetragen und die Statistik ist uns erhalten; die große Mühe und die Anstrengungen, welche dieser Sieg kostete, zeugen jedoch leider von einem täglich bedeutender werdenden Erstarken der Reaction und erregen manche wohlbegründete Besorgniß für Belgiens nächste Zukunft.

Noch viel lebhafter gestalten sich die Parteikämpfe um die vom Justizminister vorgelegten Gesetze, die öffentliche Wohlthätigkeit und die frommen Schenkungen und Vermächtnisse betreffend. Es berührt dies Gesetz einen Gegenstand, der eine Lebensfrage für die klerikale Partei bildet und auf den sie sich daher auch mit großer Erbitterung geworfen hat, besonders auch in

ihren Tagesorganen. Dagegen ist von der liberalen Partei eine meisterhafte Schrift erschienen: „La main-morte et la charité, par Jean van Damme.“ Hinter diesem Namen verbirgt sich bekanntlich der frühere Finanzminister Frère-Orban, eines der hervorragendsten Mitglieder der Zweiten Kammer und ebenso ausgezeichnet als Publicist wie als Staatsmann und Redner; auch diese seine neueste Publication glänzt ebenso sehr durch Tiefe des Wissens wie durch geschickte Anordnung und leichtverständliche Form.

Wie nöthig übrigens die vom Justizminister beantragte Reform der öffentlichen Wohlthätigkeit ist, das zeigt unter Anderm ein skandalöser Proceß, der kürzlich vor dem hiesigen Appellhof verhandelt ward und allgemeines Aufsehen erregte. Der Angeklagte, M. J. Coopers, Anwalt, Friedensrichter und Mitglied des Wohlthätigkeitscomité im größten Kirchspiel Brüssels, hat mit den Brot-, Kohlen- und andern zur Vertheilung an die Armen bestimmten Karten (Bons) die bedeutendsten Unterschleife getrieben; seit zehn Jahren hat er damit fast die gesammten Kosten seines Haushalts bestritten, die Wäscherin, die Näherin, die Taglöhner, der Tapezierer, der Gewürzkrämer und sogar — wie ein Zeuge unter allgemeinem Lachen aussagte — der Friseur für die falschen Haare seiner Frau sind stets mit diesen entwendeten Bons bezahlt worden.

Da wir eben von der Wohlthätigkeit sprechen, so sei noch erwähnt, daß die Noth der armen Classen gottlob nicht ganz so groß ist, als man vor einigen Monaten fürchtete. Die Korn- und Brotpreise sind jetzt nicht höher, an manchen Orten sogar bedeutend niedriger, als sie es im November vorigen Jahres gewesen, und auch der Winter hat an Strenge bedeutend nachgelassen. Dennoch ist die Wohlthätigkeit unermüdlich, indem man auf den verschiedensten mittel- und unmittelbaren Wegen dem Elend zu steuern sucht. Besonders hervorzuheben ist die Bereitwilligkeit, mit der das Militär durch Veranstaltung eigener Collecten in den Kasernen u. s. w. sein Scherflein zur Linderung des Elends der Civilarmen beizutragen sucht.

Aus Paris.

Februar 1854.

K. S. „Von Büchern liegt vor mir ein Perserheer“ — und so mag mein heutiger Brief sich denn lediglich mit literarischen Dingen beschäftigen; die politischen eilen meinem Brief ja doch schon mit dem Telegraphen vorauf. Der französische Büchermarkt hat in der letzten Zeit manches Neue und vieles Alte an den Tag gefördert. Machen wir den Anfang mit den „Souvenirs contemporains politiques et littéraires“ des Hrn. von Villemain. Wir hatten uns viel Interessantes von dem Buche versprochen oder doch wenigstens viel Pikantes. Hr. Villemain ist ein Mann, der Vieles erlebt hat; auch besitzt er einen sarkastischen Geist, der überdies mit dem herrschenden System höchst unzufrieden ist. Dennoch wurden unsere Erwartungen getäuscht. Anknüpfend an Hrn. von Narbonne, den Minister Ludwig's XVI., dem er als Secretär gedient hat, an General Foy und an den in der Restauration berühmten, heute mit Recht vergessenen Abbé Feléz, tritt er in seinem neuesten Buche meist nur als laudator temporis acti auf, z. B. daß die Restaurationszeit eine große Zeit gewesen und daß die Charte der Alliirten und Ludwig's XVIII. alle Keime der Größe und

Freiheit enthalten habe. Wir geben gern zu, daß während der Restauration sich in Frankreich viele und edle Kräfte geregt, daß das Beste, was das Land noch heute besitzt, sich damals vorbereitet, daß die gelehrtesten Männer damals geforscht und gesammelt haben. Allein man weiß auch, daß es eben die Opposition gegen die Bourbons, der Widerstand gegen die Segnungen der Heiligen Allianz gewesen, was die Geister aufmunterte, stachelte, waffnete. Frankreich glich damals einer Waffenschmiede; im Juli 1830 wurden die Waffen gebraucht. Hr. Villemain selbst war einer der Gesellen in dieser Werkstatt. Aber das scheint er über den Zuständen des Tages vergessen zu haben; „weil sein Fäßchen trübe läuft, so ist die Welt auch auf der Neige", und weil die Restaurationsepoche die Zeit seiner Jugend gewesen, so ist sie, trotz Congregationsgesellschaften, Prévôtalhöfen, unfindbaren Kammern ꝛc. auch die schöne Zeit überhaupt.

Doch das ist bei einem alternden Manne vielleicht natürlich und also verzeihlich. Schwerer dagegen fällt es, dem Historiker Villemain zu verzeihen, daß er sein Publicum überreden will, Hrn. von Narbonne als ein Ideal von Mann, als einen justum ac tenacem propositi virum, als einen Typus der besten Gattung von Franzosen hinzunehmen. Hr. von Narbonne, dessen ausführliche Biographie fast den ganzen Band füllt, soll ein Held sein, ein Prophet, ein großer Staatsmann, ein Gelehrter und Gott weiß was Alles noch; jedenfalls der Mann, der alle Wunden seiner Zeit hätte heilen, der alle Widersprüche und Dissonanzen hätte auflösen können, wenn er nur darangekommen wäre. Es ist immer eine misliche Sache um das „Wenn" in der Weltgeschichte; ein wirklicher und wahrhafter Historiker sollte sich das „Wenn" eigentlich gar nicht gestatten. Am mislichsten aber ist die Anwendung dieses „Wenn" auf Hrn. von Narbonne, ja sie ist geradezu falsch: das „Wenn" ist einmal für Hrn. von Narbonne eingetreten, er ist richtig an die Reihe gekommen und hat während seines dreimonatlichen Ministeriums Volk, König und Legislative gleich unbefriedigt gelassen. Narbonne war einfach ein Mann, der aus der Epigonenzeit der französischen Philosophen, aus den Salons „de la ville" und aus der pikanten Literatur des 18. Jahrhunderts manchen Splitter von Esprit in die Revolution und in die Emigration mitgebracht hatte; auch war er eine schöne gesellschaftliche Erscheinung, für die sich bedeutendere Menschen interessirten und aus der sie gern Etwas gemacht hätten, weil sie ihn mit Hülfe jener halbphilosophischen Bildung des alten Namens und der höfischen Traditionen im Stande glaubten, die beiden Zeiten, die alte und die neue, zu versöhnen. Daß auch Hr. Villemain eine solche Versöhnung, aller Lehren der Geschichte ungeachtet, für möglich hält, beweisen seine „Wenn"; aber auch das bei Seite gesetzt, wäre doch Hr. von Narbonne, dessen ganzes Leben so geringe Spuren hinterlassen hat, auf keinen Fall der Mann dazu gewesen. Inmitten einer gigantischen Zeit, zwischen Riesen und staubbedeckten Kämpfern, erscheint er wie ein Stutzer mit einem Paradedegen an der Seite, der über die Keul- und Donnerschläge ringsumher seine geistreichen Wörtchen sagt, manchmal ein prophetisches Sprüchlein fallen läßt und sehr oft glaubt, daß er mit seinen Finten und Paraden in dem großen Kampfe den Ausschlag geben könnte. Und siehe da, Hr. Villemain glaubt das mit ihm und bewundert jene Wörtchen und Sprüchlein.

In der That, die Akademie mit ihren officiellen „éloges“ scheint ihre Mitglieder, soweit sie Historiker sind, zu verderben!

Dem Aufsatz über General Foy kann man schon eher beistimmen, wenigstens soweit es sich darin um den historischen Charakter des Helden handelt. Edel, würdig, empfänglich für das Schöne und Große in alter und neuer Literatur, wie in alter und neuer Geschichte, tritt uns dieser tapfere Tribun entgegen, ausgerüstet und geschmückt mit all jenem Idealismus, der die neu aufstrebenden Geister der Restaurationsepoche auszeichnet. Hätte Hr. Villemain selbst etwas von diesem Idealismus in sich bewahrt und wäre es bei ihm nicht zu unfruchtbarem Doctrinärismus vertrocknet, wie das Vielen passirt ist, welche die Julitage überlebt haben, er hätte uns General Foy ohne Zweifel noch besser geschildert und ihm nicht Reden in den Mund gelegt, die mit seinem ganzen Wesen, seinem ganzen Wirken in Widerspruch stehen. Er benutzt diese alte und noch heute geliebte Autorität, um Lehren zu verkünden, vor denen General Foy erschrecken würde, und das Lob einer Zeit zu verbreiten, die der Tribun mit ganzer Seele bekämpft hat. Nichtsdestoweniger hat der Aufsatz interessirt ebenso wie der folgende über die Salons unter der Restauration, ja in gewissem Sinne auch das ganze Buch, nämlich als einsam vorauseilender, schüchtern kreischender Sturmvogel. Es ist eigentlich die erste Stimme im Inlande, die sich gegen das herrschende System, wenn auch noch nicht mit vollem Tone, doch hier und da mit einem Schrei über den Verfall, mit einem Wehlaut über Verderbniß, Käuflichkeit, allgemeine Schwäche der Charaktere erhebt. Der Aufsatz über die Salons in der Restaurationszeit, wo vorzugsweise Hr. Félez, der Feuilletonist, die Herzogin Duras, Madame Montcalm etc. eine Rolle spielen, gibt einen klaren Begriff von jenem gesellschaftlichen, literarisch und politisch bewegten Leben, das zu jener Zeit Paris bewegte und das heute ganz verschwunden ist oder nur als stummes, langweiliges Gespenst durch die Salons mancher affectirten Frau oder emporgekommenen Börsenmäkler schleicht. Doch ist auch in diesem Aufsatze jener Stil vorherrschend, der im Menuetschritt vorwärtsgeht und nach rechts und links Complimente macht. Die Sehnsucht nach den verschwundenen Salons wird doch dadurch erregt, um so mehr da es heutzutage Mode wird, sie durch die sterilen, durch keine weibliche Grazie beherrschten, von Hagestolzen erfüllten Cercles zu ersetzen. Die Cercles, eine schlechte Nachahmung der englischen Clubs, wachsen überall aus dem Boden. Erst vor kurzem wurde ein neuer eröffnet, der nur Militärs gewidmet ist. Diese wie alle neuen stehen unter dem Einfluß der Regierung und die neuen wie die alten werden von ihr überwacht. Trotzdem thut sich in manchem der letztern ein Geist der Opposition kund, wie ehemals in den Salons der Restauration. In dieser Beziehung zeichnet sich der „Jockeyclub“ aus, der in der blühendsten orleanistischen Zeit, in der Epoche der entente cordiale nach englischen Mustern gebildet wurde und noch heute vorwiegend orleanistisch ist. Er verschließt sich nicht ganz den republikanischen Elementen von der gemäßigten Partei Cavaignac, auch den legitimistischen nicht, wol aber wacht er mit Strenge darüber, daß sich kein bonapartistisches Atom in seinen Schoos eindrängt. So hat es vor kurzem Hr. Morny, die ehemalige Stütze, der größte Dandy dieses orleanistischen Clubs, erleben müssen, den jungen

Hrn. Lehon, der ihm trotz der Namensverschiedenheit sehr nahe steht, ausballotirt zu sehen.

Dem oben angedeuteten Streben Hrn. Villemain's, seine Landsleute wieder zu einiger Würde zurückzuführen, schließt sich der ehemalige, nunmehr wegen Eidesverweigerung abgesetzte Professor der Philosophie Jules Simon an mit seinem Buche „Le devoir". Es soll den Franzosen sagen, was sie längst vergessen haben, was das heißt „die Pflicht", die heilige „Pflicht". Aber ein gutes Gegengift gegen das Lob, das Hr. Villemain der guten alten Zeit so verschwenderisch spendet, ist Vaulabelle's „Geschichte der Restauration", deren letzter Band soeben erschienen ist. Damit ist ein treffliches Werk, die Frucht gewissenhafter Arbeit und praktischer Erfahrung, abgeschlossen. Wir erfahren daraus, daß die gute alte Zeit des Hrn. Villemain wol alt aber nicht eben sehr gut gewesen und, gewiß zu unserm größten Leidwesen, daß die Partei des Hrn. Villemain in eben dieser Zeit sich ebenfalls mehr als alt denn als gut bewährte — wir erfahren, daß der Doctrinärismus, der die Früchte heimgetragen, in dem Momente, da er bethätigt werden sollte, sehr feig und bereits abgelebt war. Laffitte, Périer rc. nehmen sich in dem sehr gemäßigten Buche nicht so glänzend aus, wie auf ihren Sockeln oder Grüften im Père-Lachaise.

Vaulabelle's erste Bände haben an einem andern Buche sehr zeitgemäße Belegstellen gefunden: ein höchst naiver Aide-de-Camp hat Napoleon's vertrauliche Correspondenz mit seinem Bruder Joseph vollständig veröffentlicht. Welch ein Buch! Nach Macchiavelli's „Principe" das bedeutendste in dieser Art; man sieht daraus, was schon Alberico Gentili zu sagen pflegte, daß nämlich die Staaten keineswegs mit dem Rosenkranz in der Hand regiert werden können. Wer verlangt das auch? Vielleicht das sittenreine Journal des Hrn. Girardin oder der „Siècle", die Morgenzeitung des behäbigen liberalen Bürgers? Diese Organe gaben Auszüge aus dem zeitgemäßen Buche, als ein noch zeitgemäßerer Wink ihre Excerpte unterbrach. Aber Deutschland und Italien sollten das Buch studiren. Mit diesem Buche und Sir Hudson Lowe's nun erst erschienenem posthumem Mémoire über St.-Helena könnte die Napoleons-Literatur nun wol eigentlich als abgeschlossen betrachtet werden. Der Herr bewahre uns in Gnaden vor allen Fortsetzungen....

Notizen.

Von den Publicationen des Literarischen Vereins in Stuttgart, dessen Zweck es bekanntlich ist, ältere Druck- und Handschriften aus dem germanischen und romanischen Sprachgebiet, besonders geschichtlichen und poetischen Inhalts herauszugeben, ist schon wieder eine neue Lieferung erschienen, nämlich der zweite Band von Klüpfel's „Urkunden zur schwäbischen Geschichte", womit dieses gelehrte und wichtige Werk geschlossen ist. Als eine der nächsten Veröffentlichungen wird der „Simplicissimus" Grimmelshausen's namhaft gemacht. Die ehemalige von Meusebach'sche Bibliothek in Berlin, jetzt der dortigen königlichen Bibliothek einverleibt, enthält namentlich auch zum „Simplicissimus" ein sehr reichliches Material; ohne

Zweifel wird die neue stuttgarter Ausgabe dasselbe gründlich ausbeuten und dadurch eine Lücke füllen, die den Freunden unserer ältern Literatur bisher sehr empfindlich war.

Aus Kopenhagen wird der Tod des Bischofs Mynster (geb. 1776) gemeldet; derselbe war nicht nur berühmt als einer der gelehrtesten und fruchtbarsten dänischen Theologen, sondern auch sein politischer Einfluß soll zu gewissen Zeiten nicht unerheblich gewesen sein. — Ebendaselbst geht man mit dem Plane um, dem vor gerade hundert Jahren verstorbenen Dichter Holberg ein öffentliches Denkmal zu errichten. Holberg, ehemals auch in Deutschland durch seine Lustspiele sehr beliebt, ist noch immer der nationalste Dichter seines Vaterlands; er ist der dänische Molière und gleich seinem französischen Urbild werden auch seine Komödien zum Theil noch heutigen Tages mit demselben Beifall aufgeführt, wie vor 100 oder 130 Jahren. Zugleich ist er aber auch einer der wenigen dänischen Poeten, die in der Entwickelung der europäischen Literatur im Allgemeinen eine Stelle einnehmen, und ist daher die beabsichtigte Auszeichnung wenigstens nicht unverdient.

Von „Des Knaben Wunderhorn" ist ein vierter Band, nach Achim von Arnim's handschriftlichem Nachlaß herausgegeben von Ludwig Erk, erschienen; derselbe bildet zugleich den 21. Band der neuen, von uns schon mehrfach erwähnten Ausgabe von Achim von Arnim's sämmtlichen Werken (Berlin, Arnim'scher Verlag) und empfiehlt sich den Besitzern der frühern Bände insbesondere auch durch die sehr vollständigen und genauen Register über das gesammte Werk, die am Schlusse beigegeben sind.

Wiederum ist die deutsche Wissenschaft um einen berühmten Namen ärmer geworden: David Schulz, einer der kräftigsten, gewandtesten und geistvollsten Vorkämpfer des Rationalismus, sowie einer der gelehrtesten Theologen seiner Zeit, ist nach jahrelangem Siechthum am 17. Februar zu Breslau gestorben. Er war 1779 in der Nähe von Freystadt in Schlesien geboren; nachdem er sich 1806 als Docent in Halle habilitirt hatte, wurde er 1809 Professor an der Universität zu Frankfurt an der Oder; bei Auflösung dieser Anstalt im nächstfolgenden Jahre kam er in gleicher Eigenschaft nach Breslau, wo er mehr als ein Menschenalter hindurch auf das segensreichste gewirkt und sich durch die Tüchtigkeit seines Charakters, seinen Biedersinn und seine Mannhaftigkeit auch außerhalb der akademischen Kreise zahlreiche und begeisterte Anhänger erworben hat. Besonders häufig wurde sein Name im größern Publicum genannt bei Gelegenheit der Anfeindungen und Verfolgungen, denen er zur Zeit des Eichhorn'schen Ministeriums ausgesetzt war und die ebenso sehr dem freisinnigen Gelehrten wie dem unbeugsamen und unerschrockenen Manne galten. Mit ihm ist wieder einer jener Professoren vom alten Schlage gestorben, die sich zuerst als Professoren, d. h. als Diener der Wissenschaft und dann erst als Beamte fühlten und deren Reihen im heutigen Deutschland immer lichter werden — und zwar nicht durch den Tod allein.

Vom 1. März an soll in Nürnberg bei Ebner eine eigene Zeitschrift für Kunde der deutschen Mundarten erscheinen: „Deutschlands Mundarten", her-

ausgegeben von Dr. Pangkofer, in jährlich 12 Heften. Andere interessante Neuigkeiten des Buchhandels sind: „Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie" von Frauenstädt; „Das Hofer-Käthchen", Erzählung von Josef Rank; „Zwei Rosen oder das Hohe Lied der Liebe", von Julius Sturm, sämmtlich bei F. A. Brockhaus in Leipzig. Ebendaselbst ist auch eine „zweite durchgesehene Auflage" von Robert Giseke's „Pfarr-Röschen, eine Herzensgeschichte aus unserer Zeit" erschienen, während von C. A. Weber's „Jungfrau von Damascus" (Magdeburg, Baensch) bereits die dritte Auflage versandt wurde. Von Gottfried Keller, der bisher nur als Lyriker mit Auszeichnung genannt wurde, werden die drei ersten Abtheilungen eines vierbändigen Romans „Der grüne Heinrich" (Braunschweig, Vieweg) angekündigt; ebenso ein neuer zweibändiger Roman von Julie Burow: „Ein Arzt in einer kleinen Stadt (Prag, Gerzabeck). Auch Holtei soll wieder mit einem neuen vierbändigen Roman im Anzug sein. Otto Abel ist mit einer „Geschichte Friedrich's II. des Hohenstaufen" beschäftigt, als Fortsetzung seines vortrefflichen Buchs über König Philipp. Von Robert Schumann sollen zur Ostermesse vier Bände „Gesammelte Schriften" (Leipzig, Otto Wigand) erscheinen.

Nach mancherlei Zögerungen, zu denen zuletzt noch politische Bedenklichkeiten hinzukamen, ist Meyerbeer's „L'étoile du nord" in der komischen Oper zu Paris endlich zur Aufführung gekommen; die Musik, bei der der Componist einzelne Pièçen aus seinem „Feldlager" benutzt hat, soll ebenso melodiös wie effectvoll sein und auch die Aufnahme beim Publicum wird von den Zeitungen als höchst glänzend geschildert. Auch dem schon früher erwähnten neuesten Stücke von Mosenthal „Der Sonnenwendhof" soll bei seiner neulichen ersten Aufführung auf dem Burgtheater zu Wien ein sehr günstiger Erfolg zutheil geworden sein. Dagegen hat der vielbesprochene „Demetrius" von Hermann Grimm, einem Sohne Wilhelm Grimm's, des berühmten Sprachforschers, auf dem königlichen Hoftheater zu Berlin wiederum dasselbe Schicksal gehabt, das die Neuigkeiten dieser Bühne seit einiger Zeit zu haben pflegen: er hat unbefriedigt gelassen trotz seiner loyalen Ueberschwänglichkeit und trotz des günstigen Vorurtheils, das man dem Dichter von vielen und einflußreichen Seiten her entgegentrug. Dasselbe Schicksal ist auch einem neuen fünfactigen Lustspiel von L. Klein widerfahren, „Alceste", das kürzlich in Stettin gegeben ward; die stettiner Kritik nennt das Stück einen neuen Beweis von der „verwilderten Phantasie" des Dichters, während das Publicum es ohne viel Umstände theils langweilig, theils sinnlos findet.

Wie die Zeitungen berichten, ist die Uebersiedelung des Germanischen Museums von Nürnberg nach Koburg fest beschlossen und wird spätestens bis zum Herbst zur Ausführung gebracht werden. Der von dem Vorstand desselben herausgegebene „Anzeiger" wird auch für das laufende Jahr fortgesetzt; sowol im Interesse des Vereins, wie zum Besten der historischen Forschung in Deutschland, für die das Blatt durch allerhand Notizen, Anfragen, Vorschläge einen recht bequemen Vermittelungspunkt darbietet, verdient dasselbe eine lebhaftere Verbreitung, als ihm bisjetzt noch zutheil geworden zu sein scheint.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von

J. S. Ersch und **J. G. Gruber.**

4. Cart. Pränumerationspreis für jeden Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Hiervon sind 1853 neu erschienen:

Erste Section (A—G). Herausgegeben von **M. H. E. Meier.** Sechsundfunfzigster und siebenundfunfzigster Theil.

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von **A. G. Hoffmann.** Dreißigster Theil.

Diese drei Theile enthalten unter Andern nachstehende wichtige Artikel:

Erste Section: Gefühl und Gefühlssinn, Geist, Gelehrsamkeit, Gemeingeist, Gemüth von *Scheidler;* Gehirn, Gehör, Gehörorgan, Geisteskrankheiten, Geistesschwäche, Gelbes Fieber, Gelbsucht von *Theile;* Geisel, Geleit, Gemein von *Wachter;* Geld, Gelübde, Gemeinde von *Hasemann;* Geissler von *Zacher;* Gellius, Gelasius von *Baer;* Gellert von *Döring;* Gemeines Recht von *Bruns;* Gemmae von *Krause;* Genealogie von *Röse;* Generalbass von *Naue.*

Zweite Section: Justinus der Märtyrer von *Otto;* Justizmord von *Scheidler;* Jütland von *Clement;* Iwan I.—IV. von *Kruse;* Iwein von *Wachter.* **Nachträge:** Java von *Neumann;* Idylle von *Bohtz;* Bestimmtes Integral, Integralfunctionen von *Schlömilch.*

☞ **Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die günstigsten Bedingungen zugesichert.**

Leipzig, im Februar 1854.

F. A. Brockhaus.

Gutzkow's „Ritter vom Geiste"
in dritter Auflage.

Wohlfeile Ausgabe in 18 Halbbänden zu 10 Ngr.

Gutzkow's großartiges Zeitgemälde, eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuen deutschen Literatur, wovon binnen noch nicht vier Jahren zwei Auflagen vergriffen wurden, erscheint jetzt in einer vom Dichter gründlich revidirten und mit einer neuen Vorrede versehenen dritten Auflage, und zwar zu einem gegen früher fast um die Hälfte billigern Preise, in einer **wohlfeilen Ausgabe** von 18 Halbbänden zu 10 Ngr. (8 gGr., 36 Kr. Rhein.), die in angemessenen Zwischenräumen ausgegeben werden. Durch diese Volksausgabe wird der oft ausgesprochene Wunsch erfüllt, das berühmte Werk auch dem Privatbesitze mehr zugänglich gemacht zu sehen.

Der **erste Halbband**, mit den zwei Vorreden und einer ausführlichen Ankündigung, ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig.

Leipzig, im Februar 1854.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 11.** 9. März 1854.

Inhalt: Gedichte: I. Der Antschar. Aus dem Russischen des **Alexander Puschkin**. Von **Friedrich Bodenstedt**. II. Erfüllung. Von **Emanuel Klopsch**. III. Sinngedichte. Von **Gottfried Keller**. — Griechenland und seine Widersacher in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Von **Ludwig Roß**. II. — Ein Besuch auf der russischen Grenze. — Ueber Winckelmann's Bildniß. Von **Wilhelm Hemsen**. — Literatur und Kunst. („Nachgelassene Schriften von Anselm Feuerbach, herausgegeben von Henriette Feuerbach und H. Hettner." — Bunsen, „Hippolytus und seine Zeit", zweiter Band.) — Correspondenz. (Aus Wien. — Aus Dresden.) — Notizen. — Anzeigen.

Gedichte.

I. Der Antschar. *)

Aus dem Russischen des Alexander Puschkin.

Von

Friedrich Bodenstedt.

Im heißen, dürren Wüstenraum,
Vereinsamt auf der weiten Erde
Steht der Antschar, der gift'ge Baum,
Ein Wächter finster von Geberde.

In ihrem Zorn ließ die Natur
Der Wüste den Antschar entsprießen,
Und tödtlich gift'ge Säfte nur
Durch seine Adern sich ergießen.

Aus der verglüh'ten Rinde träuft
Das Gift hervor, bis es erkaltet
Am Abend, tropfenweis gehäuft,
Durchsichtig sich zu Harz gestaltet.

*) Spr. Äntschär.

Der Vogel scheut dem Baum zu nah'n,
Der Tiger selbst, der Wüstenstreiter;
Der Samum nur auf flücht'ger Bahn
Berührt ihn — stürmt verpestet weiter.

Und wenn ihn eine Wolke näßt,
Die sich verirrt im Wüstenlande:
Vergiftet schnell von dem Geäst
Verliert das Wasser sich im Sande.

Der Mensch jedoch mit Herrschersinn
Schickt and're Menschen zum Antschare,
Macht sich zu schrecklichem Gewinn
Des Baumes Gift, das harzig klare.

Der Sklav bringt auf des Herrn Geheiß
Das Harz mit den verdorrten Zweigen,
Und einen eisigkalten Schweiß
Fühlt er aus seinem Antlitz steigen.

Die Kraft versagt ihm, er erblaßt,
Und sterbend brechen seine Glieder
Im Zelte auf dem Weidenbast
Zu des Gebieters Füßen nieder.

Der Häuptling taucht in dieses Gift
Den Pfeil, und trägt damit Verderben
In fremde Stämme — wen er trifft
Muß martervollen Todes sterben.

II. Erfüllung.

Von

Emanuel Klopsch.

Nun hab' ich alle Gunst errungen,
Die für mein Leben ich erfleht:
Du ruhst von meinem Arm umschlungen,
Von meiner Liebe Hauch durchweht;
Es kommt ein seliges Ermatten,
Ein göttlich Ruhen über mich —
So stillet mit des Abends Schatten
Des Meers gewalt'ge Brandung sich!

Was ich ersehnt, gab diese Stunde,
Die Hoffnung schweigt, sie ist erfüllt;
Auf meiner Seele stillem Grunde
Ruht ewig mir dein süßes Bild.

Leis naht der Schlaf, in lichten Kreisen
Umwandelt meine Stirn der Traum;
O tönt, tönt fort, ihr holden Weisen,
Entrückt der Zeit mich und dem Raum!

Mir ist, als läg' in kühler Grotte
Ich auf des Meeres stillem Grund,
Als weiht' die Meerfrau mich zum Gotte
Durch ihren Kuß auf Wang' und Mund,
Als gösse ew'ge Jugend glühend
Durch meine Götteradern sich,
Du aber, Göttin, senktest blühend
In Liebesglut dich über mich!

Sieh, feurige Korallen ranken
An weißen Säulen sich empor;
So ringen roth sich Glutgedanken
Um dich aus meiner Brust hervor!
Und doch, der Glut gesellt sich Frieden,
Dein Wort bringt Milde, bringt mir Ruh' —
So haucht der Abendwind den müden
Lenzblüten leise Kühlung zu.

O könnt' ich diese Stunde halten!
Umsonst, sie flieht, der Traum verschwebt,
Ob mit der Sehnsucht Allgewalten
Mein Herz ihn auch zu fesseln strebt.
Doch zag' ich nicht, ob nah, ob ferne,
Und wie sich mein Geschick verwebt:
Es leuchten deiner Augen Sterne
In mir — und meine Liebe lebt!

III. Sinngedichte.

Von

Gottfried Keller.

1. Parteitaktik.

Halte fest zu der Partei, wenn du ein Parteimann bist,
Aber unterwegs verleugne jeden Lügner und Sophist!

Fällt Einer ab von eurer Schar,
So laßt ihn laufen und — richtet nicht!
Doch Dem, der zu euch stoßen will
Von drüben, dem schaut ins Gesicht!

Betrachtet eurer Gegner Schwächen
Und lernt, am besten euch zu rächen,
Das eig'ne Unkraut auszustechen!

Trau Keinem, der nie Partei genommen
Und immer im Trüben ist geschwommen;
Doch wird dir Jener auch nicht frommen,
Der nie darüber hinaus kann kommen.

Partei ist ein Mittel, wie Alles im Staate,
Zuletzt gilt der Mann, was er ist im Rathe;
Und ist die Parteischrift dein einzig Brevier,
So bist du dem Ganzen ein schädliches Thier.

2. Majorität.

Der Mehrheit ist nicht auszuweichen,
Mit Helden- wie mit Schwabenstreichen
Macht sie uns ihre Macht bekannt
Auf Weg und Steg im ganzen Land;
So gebt dem Kind den rechten Namen,
Laßt ihm die Ehr' und saget Amen!

3. Physiologie.

Werft den Schächer aus dem Tempel, der von Kopf und Herz euch spricht:
Denn als untheilbare ganze Kerle müßt ihr ins Gericht!

4. Einem Herzlichen.

Dein schlechtes Denken steigt aus deinem Herzlein bieder,
Dein schlechtes Fühlen stieg aus deinem Kopf hernieder.

5. Rath.

Willst Arbeit tragen und Ehre genießen,
Wird dir vielleicht was Gutes ersprießen;
Genieße die Arbeit und trage die Ehre!
Ich glaube, daß das sich noch besser bewähre.

6. Zu viel verlangt.

Daß Einer ein Schuft sei, glaubt er am End',
Wenn deine Beweise gelingen;
Doch daß er sich als Esel bekennt,
Dazu wird nichts ihn bringen!

7. Einem prosaischen Kritiker.

Es ist dir nicht um die Sache,
Nur um dich selber zu thun;
Drum wirst du mit schlechten Poeten
Auf Einem Kehricht ruh'n!

8. Poesie und Bosheit.

Malice darf nicht Wurzel, nein,
Darf Blüte nur am Baume sein,
Je nach Regen und Sonnenschein;
Wo böse Absicht zu Tage dringt,
Auch dem Klügsten es mislingt!

Griechenland und seine Widersacher in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft.

Von

Ludwig Roß.

II.

Ein Lieblingsthema Hrn. Fallmerayer's in seinen Streifzügen gegen Griechenland ist die „Entwaldung und Entwässerung" desselben (S. 97); um sich der Wälder zu entledigen, welche das alte dichtbevölkerte hochangebaute Land auch in seinen fruchtbaren Ebenen, wie es scheint, gleichsam überdeckt haben sollen, zündet er sie von Zeit zu Zeit nächtlicherweile an der Studirlampe an; selbst im 16. Jahrhundert sollen noch nach seiner apokryphen „Mönchschronik" vermeintliche „Hymettuswälder" (S. 104 und öfter) eingeäschert worden sein. Ob nun in jenem Jahrhundert die Hirten, wie sie in ganz Südeuropa, in Spanien, Sardinien, Sicilien u. s. w. zu thun pflegen, die spärlichen Bäume und Gebüsche am Hymettus einmal abgebrannt haben, um in der Asche neue Weide zu erzeugen, das können wir nicht verrathen; von „hochstämmigen Wäldern" am Hymettus aber weiß außer dem gründlichsten Kenner Griechenlands und seiner Chronik keine andere Quelle zu berichten. Daß vielmehr jenes Gebirge seit unserer historischen Kunde von Attika nur dürftig mit niedrigen Bäumchen, mit allerlei aromatischem Gebüsch und Thymian bestanden, großentheils aber nackt und wasserlos war, das weiß Jeder, der das Misgeschick hat, nur ein purus putus philologus, und nebenher „correct" zu sein. Platon sagt es dort,

wo er über die wahrscheinliche ehemalige Gestalt Attikas vor der großen Flut philosophirt, mit trockenen Worten, daß wenn der Hymettus einst große zu Dachbalken taugliche Bäume gehabt haben möge, er zu seiner Zeit „nur noch den Bienen Nahrung biete"; Theophrast preist seinen Thymian; die

purpurei colles florentis Hymetti

bei Ovid gehen nicht auf Wälder, sondern auf röthlich im Sonnenglanz schimmernde, mit blühendem Gestrüpp bekleidete Felsen; und Bienen lassen auch Strabon und Pausanias am Hymettus weiden *): wol ein genügender Beweis daß der Berg im Alterthum, zwischen 400 v. Chr. und 200 n. Chr., keine hochstämmigen Baumwälder hatte. Nur Hr. Fallmerayer läßt in den Jahrhunderten, die für ihn so glücklich in Dämmerung gehüllt sind, wieder mächtige Wälder aus den kahlen Felsen emporsprossen, um sie dann durch seine Anargyros-Mönche einzuäschern. Wenigstens auf dem südlichen Theile des Hymettus dürfte dies nicht geschehen sein, denn dieser hieß schon in der Zeit des Theophrast der wasserlose, ἄνυδρος. **) Daß auch Thukydides, der ebenfalls ein alter Chronist von Athen war, ganz Attika bereits als ein Land mit leichtem trockenem Boden (λεπτόγεως) hinstellt, pflegt man bereits in der Schule zu lernen; Dion Chrysostomos will sogar wissen, Attika sei bis auf Peisistratos meistens kahl und baumlos, ψιλὴ καὶ ἄδενδρος, gewesen, und erst auf Betrieb des Tyrannen hätten die Oelwälder rechte Ausdehnung gewonnen. ***) Die Worte ἄνυδρος, λεπτόγεως, ψιλὴ und ἄδενδρος sind aber sehr feine Gräcismen, welche den „feinen Byzantinismus" ἐλεεινός (Fallmerayer, S. 137), auf den wir zurückzukommen uns vorbehalten, wol aufwägen mögen. Der Boden zwischen dem Hymettus und dem Meere war beispielsweise so steinig, daß die Gemeinde Aexone im Jahre 345 v. Chr. bei Verpachtung eines Grundstücks dem Pächter verbietet, urbare Erde auszugraben und fortzuführen. †) Ueber den Wassermangel Attikas klagen auch andere Alte ††), und nur durch eine Unzahl künstlich gegrabener Brunnen konnte diesem Uebel abgeholfen und reichliche Bewässerung erzielt wer-

---

*) Plat. Crit., S. 111. Theophr. Pflanzen, 6, 2. Strabon, 4, S. 399. Pausan., 1, 32, 1. Ovid, Horaz, Plinius, Athenäus, Pollur u. s. w.

**) Theophr. de sign. temp. 1, 20.

***) Thucyd., 1, 2; vgl. Plut. Sol., 22. 23. — Dio Chrysost., or. 25, S. 327 Emper. — Ueber die Bodenbeschaffenheit Attikas vgl. Böckh, Staatshaush., 2. Ausg., I, 58 fg.

†) C. J. Gr. n. 93.

††) Plat. a. a. O. Plut. Sol., 23. Demosth. in Polycl., S. 1225.

den *); eben wie auch Argos vor Alters das durstige war und seine Ebene größtentheils aus Brunnen bewässert werden mußte **), die man in Argolis wie in Attika, Megaris, Böotien und andern Landschaften noch in großer Menge findet. Daß es in Athen nur Eine Quelle und außerdem nur Brunnen gab, sagt auch Pausanias (1, 14, 1). Nach solchen Nachweisen, die sich nicht blos für Attika, sondern für das gesammte Griechenland leicht vermehren lassen, werden die Leser uns geneigten Glauben schenken, wenn wir sie versichern, daß es mit der „Entwaldung und Austrocknung" des Landes seit dem Alterthum nicht so schlimm steht, wie die HH. Fallmerayer, Fraas und Hettner uns einreden möchten. Die anbaufähigen Ebenen haben gerade so viel oder so wenig Wasser wie vor Alters; es fehlen nur die Haine von Oel-, Feigen- und andern Culturbäumen, welche in dem durch das Mittelalter, die Türkenherrschaft und jüngst noch den Freiheitskrieg verheerten Lande erst nach und nach wieder entstehen können, zu denen aber seit zwanzig Jahren schon viele Hunderttausende von Stämmen wieder gepflanzt worden sind; es fehlt noch die künstliche Bewässerung, die nur bei dichterer Volksmenge durch fleißige Hände aus den alten Brunnen geschöpft werden kann. Die Berge aber haben mit weniger Ausnahme ebenso reichliche Bewaldung wie in alter Zeit; im Achelousthale oder im Norden der Insel Euböa kann man tagelang durch dichten Wald reiten. Wenn erst nach und nach Straßen gebahnt sein werden — was bekanntlich in schwachbevölkerten Gebirgsländern nicht leicht ist und selbst in den hügeligen Gegenden Deutschlands, wie am Harz, im Thüringerwalde, im Schwarzwald, deren Berge gegen die Gebirge Griechenlands doch nur sanfte niedrige Anhöhen sind, nicht alle Tage geschieht —, dann wird man erstaunen über den Holzreichthum Griechenlands.

Allein alle obige Anerkennung des Hettner'schen Buchs durch Hrn. Fallmerayer, auf die wir zur Abwehr so unbegründeter Beschuldigungen von dem classischen Lande in dem ersten Artikel etwas näher eingehen mußten, und alle seine Versicherungen von der „incurabeln" Entwaldung und Entwässerung Griechenlands sind doch nur das Präludium des Aufsatzes des gelehrten Akademikers, nur verschönerndes Beiwerk und Verbrämung; sein eigentlicher Kern ist der Versuch, wenigstens einen Theil seiner berühmten These von der 400jährigen Verödung Athens zwischen dem 7. und 11. Jahrhundert, über welche wir zur Steuer der Wahrheit in der „Allgemeinen Monatsschrift", 1853,

*) Hesych. s. v. Ἀγαμεμνόνεια φρέατα. Vgl. Siebelis, Phanodemi, Demonis etc. fragm., S. 36.

**) Curtius, Peloponnes, II, 340, 341 und öfter.

Juli, S. 594, berichtet und die Art ihrer Entstehung nachgewiesen hatten, von dem völligen Untergange zu retten. Er geht freilich ungern auf diese seine wundersame Entdeckung wieder ein, die er jetzt (S. 100) „eine lästige Controverse“ nennt, von der sich ihm selbst Einiges (S. 104) „bei näherer Prüfung als unhaltbar und irrig“ herausgestellt hat; indeß hofft er mit stolzem Selbstvertrauen, daß es (S. 105) seinem „umfassendern Einsehen und schärfern Blicke in das Labyrinth der byzantinischen Verwickelungen“ gelingen werde, wenigstens einen trügerischen Schimmer theilweiser Wahrheit wiederherzustellen. Er verspricht dabei, daß er (S. 134) „nicht unvermerkt und im Stillen über die Hauptpunkte hinwegschlüpfen“ wolle; wir werden sehen, wie er dies Versprechen gehalten hat.

Die Sache steht in der Kürze folgendermaßen. Im Jahre 1834 hat Hr. Fallmerayer in Athen durch Hrn. Pittakis eine von ihm sogenannte „anargyrische Mönchschronik“ erhalten, und darauf, als auf einen glaubwürdigen und wichtigen Fund, seine Abhandlung über die Schicksale Athens im Mittelalter (Stuttgart und Tübingen 1835, S. 20) gegründet; in Verbindung mit gewissen Angaben jener vermeinten Chronik setzte er eine Epistel der Athenäer an den Patriarchen, die Hr. Pittakis aus der Bibliothek des ehemaligen herzoglichen Hauses Acciajuoli, also aus dem 15. Jahrhundert, gerettet haben wollte (Abhandlung, S. 29). Die Echtheit und Glaubwürdigkeit dieser Quellen, beziehungsweise der von Hrn. Fallmerayer daraus abgeleiteten, durch eine kühne Phantasie ergänzten und erweiterten Folgerungen, ist von vornherein durch Andere in Abrede gestellt worden. Also, denkt man, wird der Finder seine Quelle selbst herausgegeben und allgemeiner Prüfung unterworfen haben? Keineswegs! Sechs Jahre nachdem die ersten Zweifel an der Richtigkeit des Fundes und der Wahrheit der behaupteten Thatsachen laut geworden sind, besucht Hr. Fallmerayer Athen von neuem; er wird mündlich und schriftlich (durch die griechische Gegenschrift des Dionysios Surmelis, 2. Ausg., Athen 1842) auf die Unlauterkeit seiner Quelle und auf sein Misverständniß Desjenigen, was sie Wahres enthält, „unwiderleglich“ („Deutsches Museum“, S. 104) aufmerksam gemacht; aber er forscht und prüft nicht weiter, er hält sich nicht an den „strebsamen, sorglich gebildeten, wahrheitliebenden und rücksichtsvollen Literaten“, der ihm jene Aufzeichnungen verschafft und der sie „entweder selbst vom Originale copirt“ [also doch] „oder, wie er sagte, in dem Zustande überkommen hatte“, in welchem sie dem kritischen Bearbeiter zur Durchsicht überlassen wurden, sondern er begnügt sich, „auf die Auctorität und die unbestreitbaren Gründe des humanen Hrn. Surmelis die nothwendige Berichtigung seiner irrigen Voraussetzung“ in den „Fragmenten aus dem Orient“,

II, 474, anzubringen. Wie „erzwungen diese Erklärung, wie erkünstelt, verdächtig und auf Schrauben gestellt diese Deutelei" („Deutsches Museum", S. 143) auch sein mochte *): Hr. Fallmerayer hatte im Wesentlichen seinen Irrthum großentheils eingestanden, seine ganze Abhandlung war nur eine Spiegelfechterei gewesen. Die Sache konnte dabei beruhen.

Ein Anderes war es, als in Hrn. Hettner's „Griechischen Reiseskizzen" S. 28 die ganze Ungeheuerlichkeit mit allen Chicanen, mit dem „Oelwalde" in den Straßen Athens, mit den Räubern vom Jahre 746, sogar mit dem „Erdbrande" (Abhandlung, S. 31, Zeile 4 von unten; Hettner, S. 30, Zeile 7), der sich von den dürren Hügeln am Piräeus über die Kephissossümpfe bis zu den Marmorfelsen des Hymettus erstreckt und alle Bäume verzehrt haben soll, plötzlich neu auftauchte und als ein erschütterndes geschichtliches Ereigniß, auf den berühmten Namen des „gründlichsten Kenners" hin, wieder in Umlauf gesetzt wurde. Jetzt wurde es Pflicht, sich der weitern Verbreitung solcher Irrthümer entgegenzusetzen; wir haben dies daher a. a. O. in möglichster Kürze und Einfachheit gethan. Selbst den „Erdbrand" **), der in den Sümpfen und auf dem Kalkgestein aller physischen Möglichkeit Hohn bietet, haben wir aus Schonung früher nicht berühren mögen.

Sicherlich das Klügste wäre gewesen, wenn Hr. Fallmerayer es dabei hätte bewenden lassen; denn, die Hand aufs Herz, wer von uns Allen hat sich nicht einmal geirrt? Durch milde Behandlung der Sache, durch bereite Anerkennung seiner Verdienste bauten wir ihm willig die Brücke zum stillschweigenden Rückzuge. Er hat diesen nicht gewollt; vielmehr versichert er (S. 100), daß seine Ansicht „als Errungenschaft der byzantinischen Studien sich Geltung erworben habe", und daß er (S. 134) „die verfemte Thesis in ihrer innern Stärke und ihrer unanfechtbaren Kraft Jedermann erkenntlich hinstellen" wolle; und so zwingt er uns zu noch bestimmterer Widerlegung.

Hr. Fallmerayer fährt fort, sich auf die „anargyrische Mönchschronik" als Grund- und Quelle seiner Enthüllungen zu stützen; dabei räumt er

---

*) Ueber diese verzweifelte Palinodie, den Inhalt und Gehalt derselben kann man auch das Urtheil Dr. Ellissen's in den Verhandlungen der göttinger Philologenversammlung, S. 122—124, Anmerkung 2, vergleichen.

**) Dieser Erdbrand ist aus der Epistel der flüchtigen Athenäer vom Jahre 1690 entstanden, welche unser Gegner jetzt selbst (S. 104) als eine „bußfertige Threnodie" preisgibt. Nach ihr war es aber nur „ein unglückliches von selbst entstandenes Feuer", δαιμονία τις φλὸξ αὐτομάτως ἀναδοθεῖσα, welches einige Weingärten und Oelbäume anzündete, nicht aber „alles Gehölze zwischen dem Hymettus und dem Meere vernichtete", was wieder nur verschönernde Ausschmückung der angeblichen Uebersetzung ist (S. 31 und 33 der akademischen Abhandlung). Der als human bezeichnete Surmelis nennt dies (S. 69) nur „Märchen erzählen", τερατολογεῖν.

aber ein (S. 102 fg.), daß von den drei „miteinander in keinem Zusammenhang (?) stehenden Producten“, aus denen die ihm übergebenen Papiere bestanden, das erste und umfangreichste, die eigentliche Chronik, nur eine oberflächliche Compilation aus bekannten Druckschriften des verflossenen Jahrhunderts war; nicht einmal der Name des angeblichen Verfassers „Anthymos“ auf einer radirten Stelle [es gab also solche Stellen darin] war orthographisch geschrieben. Das dritte Stück war die Epistel der Athenäer, der früher (Abhandlung, S. 25, 29—36) so großer Werth beigelegt wurde, die aus dem herzoglichen Archiv im 15. Jahrhundert stammen sollte — und von der er jetzt eingesteht, daß der Beweis, sie beziehe sich nur auf die Folgen des venetianischen Kriegs und rühre erst vom Jahre 1690 her, „gut und vollkommen gelungen sei“ (S. 104). Es bleibt also nur ein ganz winziges Bruchstück von 20—30 Zeilen übrig — dasselbe, welches wir in der „Allgemeinen Monatsschrift“, S. 595, mit der Uebersetzung des gelehrten Herausgebers wiederholt haben —, welches echt sein soll; freilich nicht mehr in der Form und Fassung, in welcher es vorliegt (S. 136), aber seinem Inhalte nach, der ja möglicherweise aus „alten, correct griechisch geschriebenen und auf Thatsachen beruhenden Vorlagen“ entnommen sein könne.

Der bis zum Ueberdruß wiederholte Ausdruck: Chronik der Anargyrosmönche, wirft nun selbst auf diese dürftigen Zeilen einen ehrwürdigen Schlagschatten grauen Mittelalters; denn die Mauern ihres Klosters sollten (Abhandlung, S. 20) im 10. Jahrhundert Alles umschlossen haben, was sich bis dahin noch an Büchern und Gelehrsamkeit aus dem allgemeinen Schiffbruche gerettet hatte. Es ist daher sehr wesentlich, zu bemerken, daß dies ein reines Traumgesicht der Phantasie des Verfassers ist. Das Kloster der heiligen Anargyri (d. i. der heiligen Kosmas und Damianos, welche, weil sie als Aerzte die armen Kranken umsonst behandelten, die unentgeldlichen Heiligen, ἅγιοι ἀνάργυροι heißen) bestand im 10. Jahrhundert noch gar nicht, sondern wurde erst nach der venetianischen Katastrophe, nach 1690, gegründet. Dies ist in Athen männiglich bekannt; darüber gibt es in handschriftlichen Aufzeichnungen und Urkunden wie in gedruckten Büchern die vollgültigsten Nachweise. Es gewährt also schon diese eine Thatsache das ausreichendste Argument, daß jenes Bruchstück, an dessen Ende eben die Gründung des Klosters der Heiligen Anargyri als Schluß, Ausgang und Lösung der mehrjährigen Unglücksperiode Athens erwähnt wird, selbst erst nach 1690 geschrieben sein kann, und daß die Katastrophe, welche dieser Stiftung vorherging, eben keine andere ist als die Folgen der Einnahme Athens durch Morosini im Winter 1687—88, daß sie folglich nicht 400, sondern nur drei Jahre gedauert haben kann.

Aber dieses äußern Nachweises der späten Entstehung des Klosters, mithin auch seiner angeblichen Aufzeichnungen hätte es gar nicht bedurft; schon die innern Merkmale des Bruchstücks mußten dieselbe Ueberzeugung geben: die Sprache, die erzählten Vorgänge, die Namen der Ruinen, welche erst von den neuern Topographen gefunden, beziehungsweise erfunden worden sind *) u. s. w.: dann aber vor allem der von Surmelis und Andern geführte Nachweis des völligen Widerspruchs zwischen Dem, was über die Schicksale Athens vom 6. bis 11. Jahrhundert bekannt ist, und zwischen den von Hrn. Fallmerayer mit so viel Einbildungskraft aus jenem Bruchstücke hergeleiteten Folgerungen.

Ueber diese Punkte schlüpft der Akademiker hinweg; daß er den Namen des Justinian erst selbst ganz willkürlich in die Uebersetzung und Deutung eingeschwärzt hat, berührt er auch nicht. Nach seiner jüngsten Darstellung soll nur die untere Stadt 400 Jahre lang von Slawen verödet und zugleich beherrscht, und doch zugleich zu einem zusammenhängenden Walde geworden sein; in der Akropolis die er mit einem selbsterfundenen Ausdrucke ein „Bischofscastell" nennt, hätte sich durch diese vier Jahrhunderte eine griechische Bevölkerung aus den angesehensten und wohlhabendsten Familien (S. 143) gegen die Angriffe der räuberischen Feinde zu halten vermocht (S. 103), während die übrigen Athenäer auf Salamis wohnten und durch eine lange Reihe von Geschlechtern nur sehnsüchtig nach der Burg ihrer Väter hinüberschielten. Wovon sich jene Bewohner des Bischofscastells 400 Jahre lang ernährten, erfahren wir nicht. Unterdessen erscheinen Bischöfe von Athen auf den Kirchenversammlungen. Warum nicht? es können ja bloße Titulare in partibus infidelium gewesen sein. Die byzantinischen Kaiser freien sich wiederholt Gemahlinnen aus jenem von erbitterten Feinden eingeschlossenen und umtobten Castell, und schicken auch Verbannte zur Strafe dorthin. Warum nicht? „Hr. Surmelis darf sich beruhigen, wenn man die Kaiserbräute aus der Säulenhalle des Parthenon nach Byzantium ziehen läßt" („Deutsches Museum", S. 143). „Auch wird man jetzt leicht begreifen, wie dieses Schloß als Verbannungsort für vornehme, mit der Ungnade des Hofes belastete Konstantinopolitaner dienen konnte" (Abhandlung, S. 34). Daß die Kaiser in Athen Gesetze gaben, Privilegien und Schenkungen vertheilten, auch

*) Die Benennungen: Gymnasium des Ptolemäus, Tempel des Panhellenischen Zeus, kennen weder der wiener Anonymus, noch Zygomalas und Kabasilas, noch selbst der Pater Babin; sie scheinen zuerst von Guillettière („Athènes ancienne", 2. Ausgabe, Paris 1675) in Umlauf gesetzt worden zu sein, denn Spon in seiner Reise (deutsche Uebersetzung, II, 35) und Wheler („Journey into Greece", 373) nehmen zuerst polemisch darauf Bezug.

bisweilen mitten durch die herzlosen Feinde selbst dahin kamen, übergeht er als geringfügig oder weil es ihm doch gar zu unbequem war.

Allein diese Versuche, durch Beschränkungen, Deutungen, Vermuthungen, Witzeleien u. s. w. der Widerlegung zu entgehen und die erdichtete Geschichte vor der Vernichtung zu bewahren, sind überhaupt so ungereimt, bieten so sehr allen historischen Zeugnissen und dem bloßen gesunden Menschenverstande Hohn, daß wir es für vollkommen überflüssig halten dürfen, bei solchen nicht einmal geistreichen Erfindungen länger zu verweilen; zur Ergötzlichkeit des geneigten Lesers wollen wir nur noch einen Punkt herausheben.

Bei der Herausgabe des kleinen Bruchstücks war es Hrn. Fallmerayer begegnet, daß er das δάσος ἐλεεινόν, mit welchem der Schreiber das in den ungepflasterten engen Gäßchen des türkischen Athen während der dreijährigen Verödung der Stadt gewachsene Unkraut, ganz im Geiste und Stil der Sprache des vorigen Jahrhunderts, bezeichnet hatte, vielmehr seinerseits durch einen ähnlichen Klang der Wörter ἐλεεινὸς und ἐλαϊνός, ἐλαία, ἐλαιών in die Irre geführt, in der Abhandlung (S. 22) als ein „Dickicht von Oelbäumen" oder (S. 98) als einen „Olivenwald" übersetzte und deutete. Auf diesen unangenehmen Misgriff aufmerksam gemacht, vermeidet er ihn in der jüngsten Palinodie; hier ist von dem Olivenwalde nicht mehr die Rede, sondern es wird ihm (S. 103) ein „zusammenhängender Wald" oder (S. 134, 137) ein „hochstämmiger Baumwald" substituirt; und mit schalkhafter Miene hält uns der gelehrte Historiker eine lange Vorlesung über den tiefern Sinn des feinen Byzantinismus ἐλεεινός, der jetzt nicht mehr Oel, sondern „das Gefühl der Wehmuth, der Klage, des Schmerzes und der peinlichen Beklommenheit des Redenden" ausdrücken soll. Hier schenken wir ihm gern Glauben, daß sich in diese Erörterung einige peinliche Beklommenheit des Redenden eingemischt haben mag.

Recapituliren wir zum Schlusse das Ergebniß der Untersuchung in kurzen Sätzen:

1) Die Mönchschronik, die all dies Unheil angerichtet, hat als „Mönchschronik" nie existirt.

2) Von den drei Scripturen, die Hr. Fallmerayer früher mit diesem Namen belegte, sind nicht blos das erste und dritte, sondern auch das zweite Stück jünger als 1690, und zum größern Theile viel später entstanden.

3) Ihr Inhalt, soweit er hier in Betracht kommt, bezieht sich auf Vorgänge, die zwischen 1687 und 1690 fallen, folglich nicht einen Zeitraum von 400, sondern nur von drei Jahren umfassen.

4) Von dem Kaiser Justinian, von einem Oelwalde und einem Erdbrande ist in diesen Papieren nicht die Rede; die beiden letztern

haben nur in der Phantasie des gräcobyzantinischen Historikers existirt oder sind aus seinem Misverständnisse der griechischen Texte hervorgegangen, den Kaiser Justinian aber hat er selbst allein in Scene gesetzt.

5) Die ganze Geschichte von dem durch höllische Feinde vier Jahrhunderte lang umschlossenen Bischofscastell u. s. w. ist ein Gewebe von fremder Täuschung und eigener Selbsttäuschung durch eine fruchtbare und zügellose Einbildungskraft, von Ungereimtheiten und Unmöglichkeiten, wie nicht leicht ein zweites Beispiel aufgefunden werden mag; denn es ist kein wahres Wort daran.

Es soll uns herzlich freuen, wenn es Hrn. Fallmerayer gelingen wird, seinen sonstigen Ruf als eines Kenners byzantinischer Zustände und trapezuntischer Geschichtschreiber aufrechtzuerhalten. Auf diesem beschränkten Felde der Schicksale Athens im frühern Mittelalter ist für ihn kein Lorber mehr zu gewinnen. Seine schillernde Thesis war nur eine Seifenblase, und wenn beim Zerplatzen ihr ätzender Saft ihm in die Augen geflogen ist, so hat er es nur sich selbst zuzuschreiben.

Ein Besuch auf der russischen Grenze.

Man weiß, was die verhängnißvollen Buchstaben bedeuten: N. N. N. N. Da mein Reiseschicksal mich aber einmal bis hierher geschleudert hatte, hoch nach Westpreußen hinauf, hart an der russischen Grenze, so konnte ich auch der Versuchung nicht widerstehen, diese Grenze wenn auch nur auf einige Stunden zu überschreiten und wenigstens ein paar Athemzüge russischer Luft zu kosten.

Schon die Reise durch Westpreußen ist noch immer ein beschwerliches Stück Arbeit, besonders in denjenigen Theilen des Landes, in denen das polnische Element vom Deutschthum noch wenig oder gar nicht berührt ist. Gleich manchen weiblichen Schönheiten, will der Pole nur in voller Toilette gesehen sein und auch da nur aus einer gewissen Entfernung; sobald wir ihm so nahe treten, daß der gesellschaftliche Firniß uns nicht mehr blenden kann, oder sobald wir Schichten der Gesellschaft berühren, in denen dieser Firniß überhaupt eine unbekannte Waare, so zerflattert auch der Nimbus, mit dem Tradition und Unglück den polnischen Namen umgeben haben. Der Pole des Salons ist eine sehr glänzende, nach Umständen auch sehr liebenswürdige Erscheinung, ohne Frage: aber doch kennt man ihn nicht völlig, wenn man nicht auch den polnischen Bauer kennen gelernt, nicht einen Blick in das Innere dieser Dörfer und Gehöfte geworfen hat, welche, ganz im Widerspruch zu der Geselligkeit, die man den Polen sonst nachrühmt, in trübseliger Vereinzelung über das Land ausgestreut liegen.

Aber da lenkt unser Wagen eben in ein solches echt polnisches Dorf ein; wir wollen dem Leser mit wenigen Strichen das Gemälde wiedergeben, das sich unserm Auge hier darbietet. Schmuzige Kinder, nur nothdürftig in Lumpen gehüllt, liegen hart an der Straße oder lungern unter den Thüren der armseligen Hütten, von denen die Mehrzahl den Einsturz droht; mit blöden Gesichtern starren sie uns an, während sie sich mechanisch verbeugen und uns von halbgeöffneten Lippen ein gedankenloses: Gelobt sei Jesus Christus! in polnischer Sprache zurufen. Hier und da wird eine weibliche Gestalt sichtbar; daß sie aber auch dem schönen Geschlecht angehöre, wird Niemand behaupten mögen. Im Gegentheil ist die Mehrzahl dieser Weiber von außerordentlicher Häßlichkeit; Arbeit, Armuth und Leidenschaft haben den natürlichen Reiz längst von ihnen abgestreift und diese unsaubere Tracht, in der sie einhergehen, ist nur wenig geeignet den Mangel desselben zu verdecken. Wie wir vorüberfahren, stehen sie im Wege still oder blicken, sofern sie beschäftigt sind, von der Arbeit auf: gewitziger jedoch als die Kinder, haben sie mit raschem Blick den Deutschen in uns erkannt, ihre Augen verfolgen uns mit Mistrauen und kein Gruß heißt uns willkommen. Aber sieh dort eine jovialere Scene! Ein schwarzblickendes zottiges Bäuerlein, vielleicht eben von einem Gang über Feld zurückgekehrt, reicht der Frau zum Willkomm die volle Branntweinflasche, während sein kaum sechsjähriges Söhnchen mit beiden Händen ebenfalls danach langt und nur mit Mühe den Augenblick erwarten kann, wo der duftende Nektar auch ihm zutheil wird. Ein Anderer, dicht daneben, hat das Ziel, auf das Jene hinsteuern, bereits erreicht: in schwerem Rausch liegt er schnarchend unter seiner Hausthür, die Füße in einer jener zahlreichen Pfützen, durch welche die Straße sich dahinwindet, den Kopf auf der harten Schwelle.

Endlich haben wir das Wirthshaus erreicht; wüßte unser Fuhrmann nicht bereits Bescheid im Orte, so würde es uns schwer gefallen sein, dasselbe aufzufinden, da es sich im Aeußern durch nichts von den übrigen Hütten des Dorfes unterscheidet. Die lange Fahrt hat uns hungrig und durstig gemacht, wir treten ein und befinden uns sogleich in einem dumpfen, niedrigen, mit einigen langen Bänken und Tischen versehenen Raume; wir zweifeln, daß selbst der ärmste deutsche Bauer den Aufenthalt in demselben anders als sehr ungemüthlich finden würde. Die Speisekarte dieser polnischen Wirthshäuser kennen wir bereits und haben daher unsere gastronomischen Wünsche ein für alle mal auf ein sehr bescheidenes Maß herabgestimmt: wir fodern Schinken. „Schinken haben wir nicht", lautet die verdrossene Antwort des Wirths, der in einem kleinen finstern Nebengemach bei den Branntweinfässern kauert. Gut, so begnügen wir uns mit Speck. Dieselbe

Antwort. Wir fodern Eier. Aber auch die sind nicht vorhanden. Wir verlangen endlich Brot — aber auch Brot ist hier nicht zu finden, und auch im ganzen Dorf würden wir uns allem Vermuthen nach vergeblich danach umthun. Brot, und sei es noch so schwarz, gehört hier zu den Luxusartikeln, es ist ein Festtagsessen und nimmt denselben Rang ein wie bei den deutschen Bauern der Kuchen.

Aber, wird man fragen, wenn es hier nicht Fleisch, nicht Eier, nicht Brot gibt, wovon leben denn die Leute? Lediglich von Kartoffeln und Obst. Kartoffeln und Obst werden vom Morgen bis zum Abend von Jung und Alt genossen, sie bilden Frühstück und Abendbrot, Mittagsessen und Zwischenkost — immer nur Kartoffeln und Obst, Obst und Kartoffeln, wie ehedem pork and pease und pease and pork auf den englischen Kriegsschiffen. Daher diese blassen, hohläugigen Gesichter, daher besonders diese verschrumpften, verkrüppelten Kindergestalten, daher auch, möchte man sagen, diese entsetzliche Nothwendigkeit des Branntweintrinkens, die hier bei beiden Geschlechtern und durch alle Lebensalter gleichmäßig verbreitet ist und die einzige Würze dieses elenden Daseins bildet; daher endlich diese furchtbare Sterblichkeit, die schon unter gewöhnlichen Umständen das sonst übliche Maß bei weitem überschreitet und beim Hereinbrechen gewisser Seuchen, wie z. B. der Cholera, zu einer wahrhaft grauenvollen Höhe emporsteigt.

Unter solchen Bildern und Scenen setzen wir unsern Weg fort, von Norden nach Süden, bis an die Drewenz, welche die Grenze zwischen Rußland und Preußen bildet.

An dem Ufer dieses Flusses, ein wenig über demselben erhaben, liegt eine noch ziemlich wohlerhaltene Ruine; die gewaltigen Trümmer, in prächtigem gothischen Stil erinnern an die ehemalige Herrlichkeit der Deutschmeister. Gegenwärtig werden sie als Gefängniß benutzt; doch hat die Kunstliebe des Königs von Preußen durch einen jährlichen Beitrag von 300 Thalern für die Erhaltung und nothdürftige Restauration des interessanten Bauwerks gesorgt. Man überschaut von hier aus einen beträchtlichen Theil des ehemaligen Königreichs Polen. Zunächst im Vorgrund liegen die Grenzstädte Gollup und Dobrzyn. Zwischen beiden führt eine hölzerne Brücke über die Drewenz. Nach der dobrzyner, d. h. also nach der russischen Seite hin ist dieselbe gleichsam verbarrikadirt; die Welt, wenigstens die russische Welt, ist hier buchstäblich mit Bretern zugenagelt. Eine starke große Thür, mit Schloß und Riegel wohl verwahrt, wird nur zwei mal des Tags für einige Stunden dem Verkehr geöffnet. Niemand darf das jenseitige Ufer betreten oder überhaupt nur die Thür passiren, der nicht mit einem vom golluper Bürgermeister ausgestellten Legitimationsschein versehen ist. So oft Jemand an die Thüre pocht, wird dieselbe von

Google

einem Aufseher geöffnet; zu besserer Controlle steht noch ein Wachtposten daneben. Beiden hat der Reisende seine Legitimation, die immer nur auf acht Tage und für einen Umkreis von drei Meilen jenseit der Grenze Gültigkeit hat, vorzuzeigen, worauf er sie zur nochmaligen Prüfung auf das nahgelegene Steueramt bringen muß. Erst wenn auch der Steuerbeamte den Vorzeiger unverdächtig findet, darf derselbe frei passiren. Und das ist nicht so leicht, wie man denkt; Kaufleuten, Viehhändlern und solchen Personen, die entweder schlecht gekleidet sind oder die durch ihre Physiognomie den Verdacht jüdischer Herkunft erwecken, wird die Passage oft unter den nichtigsten Vorwänden durch tausend Plackereien erschwert oder auch ganz verweigert. Besonders gilt dies von den Juden, die überhaupt in ganz Rußland auf eine unglaubliche Weise verfolgt und preisgegeben sind, am allermeisten aber in den Grenzländern.

Dobrzyn heißt zwar eine Stadt, ist jedoch in der That nur ein Nest von elenden, schindelgedeckten Hütten. Die Einwohner sind fast ohne Ausnahme Juden. Es ist eine ganze jüdische Colonie; langsam gemessenen Schritts gehen die Männer mit ihren majestätischen Bärten, in die bekannten langen Talare gehüllt, in den Gassen auf und nieder, während die Weiber in lebhaftem Geschwätz zusammengekauert vor den Häusern auf der Erde oder auch hart am Ufer der Drewenz sitzen. Es ist merkwürdig, wie diese Juden, trotz der unaufhörlichen und grausamen Verfolgungen, denen sie in Rußland ausgesetzt sind, dennoch ihren orientalischen Charakter beibehalten haben; in Deutschland kennt man diese scharfgeschnittenen Physiognomien, diese Sprache, diese Sitten, diese Trachten längst nicht mehr. So wahr ist es, daß nur Freiheit und Bildung erobern, während Knechtschaft und Unterdrückung die Absonderung nur immer schroffer, die natürliche Verschiedenheit nur immer greller, immer feindseliger machen. Ja, das sind dieselben Juden noch, die einst in Palästina wohnten; so schritten sie daher, so neigten sie die Häupter, so saßen sie, mit dieser tiefen Schwermuth in den leuchtend-schwarzen Augen, wie jetzt an den Ufern der Drewenz, einst auch stilltrauernd an den Wasserbächen Babylons!

Aber diese Juden sind auch das einzige Sehenswerthe des Orts, und so begeben wir uns wieder auf den Rückweg. Da fällt uns denn zum Abschied auch wieder der russische Soldat ins Auge, der den Wachtposten an der Brücke hat: ein alter mürber Bursche, grauköpfig, verwittert, Sommer und Winter mit demselben langen groben, schmuzig grauen Flausrock bekleidet, ein kläglicher Repräsentant der so gefürchteten, auf die Furcht, die sie verbreitet, so stolzen, so siegesgewissen Militärmacht des Kaiserreichs. Wie wir uns ihm nähern, steht er fest, wie angemauert, keine Muskel zuckt, keine Wimper rührt sich

— und doch kennen wir unsern alten Freund schon und wissen sehr wohl, daß in demselben Augenblick, wo er äußerlich gleichsam zur Maschine erstarrt, all seine Sinne mit lechzender Gier auf das Trinkgeld gerichtet sind, das er von unserer Freigebigkeit erwartet und das er sofort, sowie die Thür hinter uns ins Schloß gefallen, in Branntwein verwandeln wird. Es wäre grausam von uns, wollten wir seine Hoffnung täuschen; so zeigen wir ihm denn von Weitem ein kleines Geldstück. Kaum hat er dasselbe erblickt — und adieu militärische Haltung, adieu soldatische Pflicht! Geflügelten Schrittes, so rasch es seine steifen Knochen nur irgend gestatten, eilt er herbei und nimmt das Geld mit Schmunzeln in Empfang. Daß dabei zufällig in demselben Augenblick zwei höhere Steuerbeamte vorübergehen, vor denen er das Gewehr präsentiren muß, ist ihm nur Nebensache — was hat er zu riskiren? Doch höchstens Prügel, die er ohnedies auch bekommt — und so in strammer Haltung, Gewehr am Fuß, Augen links, als ob Alles in der besten Ordnung wäre, holt er sich sein Geldstück.

Die militärische Disciplin mag dazu gar sehr den Kopf schütteln, und nicht einmal blos die militärische Disciplin, sondern auch das Gefühl der Menschenwürde. Und doch — wer will, wer kann es ihm verargen? Was hat dieser arme Teufel noch von seinem Leben als höchstens die Wonne des Branntweinrausches? Und wer will es ihm verdenken, wenn er kein Mittel scheut, sich diese letzte, diese einzige Seligkeit zu verschaffen? Volle 25 Jahre, die besten seines Lebens, muß er unter dem Druck der strengsten militärischen Disciplin verbringen, in Anstrengungen, die weder ihm noch der Gesammtheit zugute kommen und deren tödtliches Einerlei allein schon hinreichend ist jeden geistigen Funken zu ersticken; Soldat sein und Sklave sein ist in Rußland noch Dasselbe. Darum sucht auch Jeder, der es irgend vermag, sich diesem Soldatenleben durch die Flucht zu entziehen, wo sich nur immer eine Gelegenheit dazu findet. Und diese Gelegenheit ist häufiger, als man es bei der bekannten Strenge der russischen Disciplin sowie bei der Sorgfalt, mit welcher der Grenzverkehr beobachtet wird, für möglich halten sollte. Von den Hunderten, ja Tausenden russischer Soldaten, die jetzt in den Donaufürstenthümern davonlaufen, lesen wir in den Zeitungen; daß aber auch in Friedenszeiten Jahr aus Jahr ein viele Hundert russische Soldaten in die benachbarten Staaten fliehen und sich dort als Tagelöhner und Arbeiter neue Herren suchen, das ist eine Thatsache, die zwar nicht in den Zeitungen steht oder doch nicht in diesem Umfang, die darum aber nicht minder wahr ist. Auch helfen dagegen keine Cartelle und keine Conventionen; die Noth auf der einen, das Erbarmen auf der andern Seite ist mächtiger als alle geschriebenen Verträge. So ist, wie ich aus guter Quelle

versichert ward, allein in Westpreußen die Zahl der russischen Deserteurs sehr beträchtlich. Ungekannt und still leben sie auf den Gütern der Deutschen als Hirten und Arbeiter; Niemand weiß von ihnen noch wissen sie von Jemand, selbst nicht von ihren Angehörigen, ihren Aeltern, Weibern, Kindern, die sie Alle zurücklassen mußten, als das Schreckbild einer fünfundzwanzigjährigen Soldatenknechtschaft sie nöthigte der Heimat auf ewig Lebewohl zu sagen. Sogar das allsehende Auge der Polizei ist nur in den seltensten Fällen im Stande, sie aufzuspüren, indem das Dienstpersonal auf den zahlreichen, zum Theil weit entlegenen Gütern und Domänen zu häufig wechselt, um genau controlirt werden zu können.

Gönnen wir den Unglücklichen denn das bescheidene Dunkel, in das sie sich geflüchtet und in dem sie eine Existenz fortsetzen, die von Allem, was das menschliche Leben genußvoll und eigentlich menschenwürdig macht, nur noch sehr wenig besitzt; es ist ein furchtbarer Preis um eine erbärmliche Sache, den sie zahlen. Wir aber scheiden von der russischen Grenze und dem Eindrucke, welche dieselbe bei uns hervorgebracht, mit einem Ausspruch Alexander von Humboldt's, der hier eine neue verhängnißvolle Bestätigung gewinnt: „So bereitet der Mensch auf der untersten Stufe thierischer Roheit, so im Scheinglanze seiner höhern Bildung sich stets ein mühevolles Leben. So verfolgt den Wanderer über den weiten Erdkreis, über Meer und Land, wie den Geschichtsforscher durch alle Jahrhunderte, das einförmige, trostlose Bild des entzweiten Geschlechts."

Ueber Winckelmann's Bildniß.

Von

Wilhelm Hemsen.

Die ausgezeichnete Sammlung von „Bildnissen berühmter Deutschen", die bei Breitkopf und Härtel in Leipzig erscheint, hat in einer ihrer jüngsten Lieferungen auch das Bildniß Winckelmann's gebracht, und zwar nach dem bekannten Maron'schen Bilde. Doch wird gewiß Manchen ein geheimes Misbehagen ergriffen haben beim Anblick dieser weichlichen Züge, deren fast krankhaft sybaritischer Ausdruck noch durch die weibische Hauptumhüllung, verbunden mit dem pelzverbrämten Gewande, auf die unangenehmste Weise verstärkt wird. Dies Misbehagen wird um so peinlicher gewesen sein, je mehr man weiß, mit welchem Eifer und welcher Gewissenhaftigkeit die Herausgeber der gedachten Sammlung stets die zuverlässigsten und bestbeglaubigten Originale aufsuchen, nicht selten sogar mit Umgehung der sonst gangbaren Auffassungen, und je weniger man mithin irgend einem Zweifel Raum

geben darf, ob dies Bildniß uns auch wirklich den echten Winckelmann gibt.

Und doch ist dieser Zweifel nicht blos gerechtfertigt, sondern es läßt sich sogar durch unverwerfliche Zeugnisse historisch nachweisen, daß bei der Wahl dieser Maron'schen Vorlage ein ebenso entschiedener wie bedauernswerther Fehlgriff stattgefunden hat. Die Sache scheint mir wichtig genug, sie hier öffentlich zur Sprache zu bringen; weder dem Verehrer Winckelmann's noch dem wahren Kunstfreunde kann es gleichgültig sein, welcher historische Werth dem Abbilde einer so bedeutenden Persönlichkeit zukommt, das, von begabter Hand vervielfältigt, das allgemeine Vertrauen anspricht und den Begriff der Nachwelt von der äußern Erscheinung des unsterblichen Mannes für immer feststellen soll. Ich glaube daher nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn ich einige, wie es scheint, von den Herausgebern jenes Porträts ganz übersehene Zeugnisse, aus denen einerseits der Unwerth der Maron'schen Arbeit aufs unfehlbarste erhellt, während sie uns andererseits das wahrscheinlich einzige glaubwürdige Porträt Winckelmann's nachweisen, zu Nutz und Frommen aller bei dieser Frage Interessirten zu einer kleinen Concordanz aushebe.

Voranstehen möge dabei eine Stelle aus den „Erinnerungen" von Friedrich von Matthisson (Zürich 1812, III, 135—137), die ich ihrem ganzen hierher bezüglichen Umfange nach wiedergebe. Die Aufzeichnung ist datirt aus Zürich, August 1787: „Füßli's (des Rathsherrn) Arbeitszimmer schmückt Winckelmann's Bildniß in Oel. Es ward im Jahre 1763 zu Rom von der damals einundzwanzigjährigen Angelica Kauffmann mit dem feurigen Jugendenthusiasmus kindlicher Freundschaft gemalt. Der Besitzer bürgt für die seelenvollste Aehnlichkeit und bedauert mit jedem unbefangenen Kunstkenner, daß Maron's höchst unähnliche Copie von unserm berühmten Landsmanne, trotz ihrer geschmacklosen Pelzverbrämungen, die weniger an Italien als an Grönland erinnern, durch den Grabstichel eines Bause vervielfältigt, sich in die sämmtlichen Kupferstichcabinete von Europa einzuführen wußte. Angelica's Winckelmann ist, nach meiner individuellen Ueberzeugung, ein Meisterwerk durch Colorit, Stellung, Harmonie, Zeichnung und Kraft. Nach Füßli's Bemerkung existiren aus jener Frühlingsepoche der bewunderten Angelica Bildnisse, die, ohne gerade den Charakter sklavischer Nachahmung an sich zu tragen, mit allen bekannten Bildnissen von Rafael Mengs um den Vorzug streiten. Die Künstlerin radirte selber ein geistreiches Blatt nach ihrem Winckelmann, das aber nur in Freundeshände kam. Begeisterung flammt in den Augen des großen Mannes, der eben, als Offenbarungen des Genius, niedergeschrieben zu haben scheint: Götterverachtung thront auf der Stirne

des Sonnengottes im Belvedere und über Laokoon's Auge schwimmt in trübem Dufte das Mitleid."

Hören wir ferner den unmittelbaren Ausspruch eines Zeitgenossen Winckelmann's wie der Künstlerin selbst. H. P. Sturz schreibt am Ende seines vierten Briefes aus London („Sämmtliche Schriften", erste Sammlung, Leipzig 1779, S. 37): „Angelica hat mir ein angenehmes Geschenk mit ein paar radirten Blättern von ihrer Arbeit gemacht, die man in keinem Kupferladen findet. Unter diesen bin ich besonders mit unsers Winckelmann's Bildniß zufrieden; er sitzt mit der Feder in der Hand vor seinem Pult und untersucht oder umtastet vielmehr irgend ein Kunstwerk mit dem Flammenblick, welcher in Apollo's Nase Götterverachtung und den Hercules im Torso fand."

Dazu kommt dann schließlich noch eine Notiz aus der Schweiz, abgedruckt im stuttgarter „Morgenblatt" (Jahrgang 1808, Nr. 79, S. 316), die fast eine wunderliche Absicht des Geschickes anzeigt, das echte Winckelmann's-Bild der Oeffentlichkeit für immer zu entziehen: „Veranlaßt durch eine Notiz über Angelica Kauffmann erzählt eine züricher Zeitung: Ein Bildniß von Winckelmann (Kniestück mit zwei Händen), das Angelica (1763) in der Kraft ihrer blühendsten Jugend nach dem Leben malte, besitzt H. Füßli in Zürich. Dasselbe zeichnet sich (ganz anders als das von Bause zwar sehr schön nach Maron gestochene, aber einer alten Frau ähnelnde Bild dieses berühmten Mannes) ebenso sehr durch die rührendste Kenntlichkeit als durch eine Meisterhaftigkeit der ganzen Behandlung aus, die in den spätern Bildnissen sowol als in den historischen Werken dieser vortrefflichen Frau nicht mehr ersichtlich war. Flüchtig von ihr selbst geätzt, findet sich solches, doch selten, in den Cabineten der Liebhaber. Vor ein paar Jahren bot es sein Besitzer einer berühmten deutschen Kunsthandlung, nach einer getreuen Zeichnung, zum Stechen an, die sich aber mit dem gegenwärtigen Geschmack ihrer — patriotischen Landsleute an ganz andern Raritäten ungern genug entschuldigen mußte."

Es ist hiernach unzweifelhaft, daß wir, um den allein richtigen und getreuen Eindruck von Winckelmann's Aeußerm zu empfangen, uns lediglich an dies Kauffmann'sche Portrait, nicht aber an das Maron'sche Zerrbild halten müssen und schließe ich daher mit dem Wunsch, daß die gegenwärtige Hinweisung recht bald irgend einen kundigen Geschäftsmann dieses Faches bewegen möge, das lang Versäumte endlich, bevor es zu spät ist, nachzuholen und jene falsche, unglückliche Vorstellung durch eine würdige Nachbildung des Kauffmann'schen Gemäldes zu beseitigen; daß dasselbe noch im Besitz des nämlichen Familienkreises ist, läßt sich mit Gewißheit annehmen und ebenso auch, daß dem Unternehmen selbst ein reichlicher Erfolg nicht ausbleiben würde.

Literatur und Kunst.

In den „Nachgelassenen Schriften von Anselm Feuerbach, herausgegeben von Henriette Feuerbach und Hermann Hettner" (4 Bde., Braunschweig, Vieweg), erhalten wir den Nachlaß eines Todten, der, solange er unter uns wandelte, wol nur von wenigen ihm zunächst Stehenden seinem ganzen Werthe nach verstanden und anerkannt ward — und den wir jetzt, nachdem ein finsteres Schicksal ihn uns für immer entrissen hat, mit vergeblicher Sehnsucht als einen unserer feinsten Köpfe, einen reichen und strebsamen Geist, ein Gemüth von ungewöhnlicher Tiefe und Innigkeit kennen lernen. Anselm Feuerbach wurde als ältester Sohn des berühmten Criminalisten desselben Namens 1798 zu Jena geboren. Infolge der vielfachen Versetzungen und Amtsveränderungen des Vaters verfloß seine Jugend unter unaufhörlichem Ortswechsel; auch scheint die strenge und leidenschaftliche Natur des Vaters auf den phantastisch erregten Sinn des Knaben nicht immer ganz günstig gewirkt zu haben. Er verfiel in eine nervöse Reizbarkeit, die endlich in eine vollständige Gemüthskrankheit überging. Nach seiner Wiederherstellung widmete er sich mit erneuertem Eifer archäologischen und philosophischen Studien. Im Jahre 1823 verlobte er sich mit einem Mädchen von seltener Anmuth, aber von einer so ätherisch poetischen, so schwärmerisch sentimentalen Richtung, daß seine eigene krankhafte Spannung dadurch nur noch mehr gesteigert ward. Eine neue mehrmonatliche Gemüthskrankheit wurde für die Verlobten ein Kelch des bittersten Leidens. Auch davon glücklich wiederhergestellt, bestand Feuerbach im Sommer 1824 die große Staatsprüfung in München, zu derselben Zeit, da ein jüngerer Bruder von ihm, als politisch Angeklagter, gemüths- und körperkrank ebendaselbst gefangen saß. Dennoch wurde die Prüfung mit glänzendem Erfolg bestanden und schon das nächste Jahr darauf erfolgte die ersehnte Anstellung als Gymnasiallehrer zu Speier. Doch sagte diese Beschäftigung mit ihren kleinen und einförmigen Mühseligkeiten dem hochstrebenden Geiste des jungen Gelehrten nur wenig zu; sein eigentlicher Platz, fühlte er, war vielmehr an einer Universität und dazu sollte das Werk: „Ueber den vaticanischen Apollo", das in eben dieser Zeit begonnen ward, ihm den Weg eröffnen. Aber während er, noch beschäftigt mit der Ausarbeitung desselben, nur mühsam den mancherlei Unannehmlichkeiten Stand hielt, die mit seinem Amte verknüft waren, widerfuhr ihm der härteste Schlag: die ihm seit wenigen Jahren verbundene Geliebte wurde ihm bereits im März 1830 wieder entrissen. Es dauerte lange und kostete große innere Kämpfe, bis er sich erholte; erst 1833 erschien der „Apollo", aber (ein echt deutsches Schicksal!) von so viel sinnentstellenden Druckfehlern verunstaltet, daß, wie die Herausgeberin sagt: „dieses mit so vielen Schmerzen an das Licht gebrachte Werk nur eine neue Quelle des Unmuths und der Qual für ihn wurde." Im Herbst desselben Jahres, nachdem er kurz zuvor noch den Tod seines Vaters und der ihm nahe befreundeten Elise von der Recke zu beweinen gehabt, verlobte er sich mit seiner zweiten Frau, derselben, der wir die gegenwärtigen Mittheilungen verdanken. „Es war", wie sie selbst es bezeichnet, „für beide Theile ein ernster Schritt, die Ausheilung dieser nach innen und außen so völlig zerrissenen Existenz

zu versuchen .... Der frische poetische Frühlingsmorgen war vorüber, der heiße Lebenstag wollte durchkämpft sein mit seiner Schwüle und seinen Gewittern, und das Glück der Vereinigung bestand darum mehr in einem steten Tragenhelfen der Last und Bürde des Lebens als im Zusammengenießen der Lebensfreuden, wie liebevolles Verständniß und Einigkeit es sonst zu schaffen vermögen." Vergeblich bemühte er sich, wenigstens eine Aenderung seiner äußern Lebensstellung herbeizuführen. Volle elf Jahre mußte er als Gymnasiallehrer in Speier aushalten, bis er endlich im Sommer 1836 durch einen Ruf an die Universität Freiburg als Professor der Philosophie und Alterthumskunde erlöst ward. Doch war, wie seine Gattin versichert, seine beste Kraft damals bereits gebrochen, und so viel Schönes und Treffliches er auch in Freiburg noch leistete, so waren es doch nur welke Blüten im Vergleich mit Demjenigen, was er früher und unter günstigern Verhältnissen geleistet haben würde. Selbst eine Reise nach Italien, welche, längst ersehnt, endlich in den Jahren 1839 und 1840 zur Ausführung kam, vermochte weder seine körperliche Gesundheit noch die Heiterkeit seines Geistes wiederherzustellen. Aeußerliche Verdrüßlichkeiten, vornehmlich amtlicher Natur, vermehrten noch das Peinvolle seiner Lage; seine Stimmung wurde immer trüber, sein Geist immer zerrissener, sein Körper immer hinfälliger — es war kein Sterben, nur eine Erlösung, als endlich am 7. September 1851 der Tod ihn von jahrelangem Siechbett hinwegnahm. Ein trübes Leben, ganz gewiß, und doch ein echt deutsches Gelehrtenleben! Zwar nicht in dem Sinne, wie man sich den deutschen Gelehrten ehedem mit Zopf und Perücke unter alten Folianten und Pergamenten vorstellte: wol aber insofern auch Feuerbach, dem allgemeinen Zuge der deutschen Wissenschaft folgend, mehr in Idealen und Träumen lebte als in der Wirklichkeit, und trotz alles qualvollen Ringens und trotz aller schmerzlichen Resignation doch den Punkt nicht finden konnte, wo Phantasie und Wirklichkeit, Idealismus und Realismus sich durchdringen und versöhnen. Vielleicht könnte man ihn auch einen verkümmerten Dichter, einen nicht zur Reife gekommenen Künstler nennen; mit einer ungemeinen, beinahe krankhaften Receptivität begabt, fehlte ihm doch das eigentlich plastische, eigentlich productive Element, und auch die äußere Umgebung, in der er lebte, war nicht geeignet, ihn seinem innern Brüten und Träumen zu entziehen. Auch dieser Punkt wird von seiner Biographin sehr richtig angedeutet. „Die Prosa", sagt sie an einer Stelle der Einleitung, „hat sich grausam an unserm Freunde gerächt. Neben den herrlichen Gütern, die anzutasten sie keine Macht besaß, hatte sie ihm die Gabe entzogen, welche man Talent zu leben, Lebenskunst nennen möchte. Die Organe, welche das Leben ergreifen, den Inhalt des Geistes mit ihm verbinden sollen, kehrten sich nach innen, und statt zu schaffen, bekämpften und zerstörten sie in unnatürlicher Zwietracht sich selbst und zogen eine düstere Wolke über den Schatz, der auf dem tiefsten Grunde wohnte. Zwei Mächte waren in ihm wirksam. Eine, die ihn emportrug, die andere, die ihn gewaltsam zurückhielt. Die erste war die Kraft des innerlichen Wesens in der That und Wahrheit; die zweite eine geheimnißvolle, fast dämonische Gewalt, der ich keinen Namen zu geben weiß; eine unsichtbare Kette, vielleicht in den Vermittelungsgliedern des geistigen Organismus, ein zu fest gezogenes Band, an dem sein Leben krankte, und welches den Geist, anstatt ihn frei walten zu lassen, in einen Abgrund von

dunkler Schwermuth, von Zweifel, Angst und Qual versenkte und in Sehnsucht verzehrte. Nicht ein Ideal außer sich war es, nach welchem er so schmerzlich verlangte; er war sich mit vollem Gefühlsrechte der eigenen Idealität bewußt; aber er stand in sich selber wie vor einen gefeiten Schatze und wußte die Zauberformel nicht, die ihn erlösen sollte." In Zeiten des Zwiespalts und der nationalen Zerrüttung, gleich der unsern, ist auch solche Zwiespältigkeit der Individuen eine sehr natürliche Erscheinung; wo die Nation vor sich selber steht „wie vor einen gefeiten Schatze" und trotz des eigenen bessern Wissens dennoch „die Zauberformel nicht finden kann, die sie erlösen soll", da dürfen wir auch von dem Einzelnen keine volle frische That, kein glücklich harmonisches Dasein verlangen. Statt also dem Dahingeschiedenen einen Vorwurf zu machen aus seiner Zerrüttung und seiner innern Thatlosigkeit, sollen wir vielmehr anerkennen, daß wir Alle in derselben Verschuldung leben und daß, wenn sie nicht Jeden von uns zu demselben traurigen Ende führt, das nicht unser Verdienst ist, sondern nur eine gnädige Fügung der Götter. Doppelt dankbar aber sollen wir unter diesen Umständen die einzelnen gelungenen Werke entgegennehmen, die sich bei alledem, Perlen gleich, aus der Brandung dieses stürmischen Daseins emporgerettet haben und die uns hier, von der Hand der Gattin und des Freundes geordnet, in ebenso klarer als anmuthiger Fassung geboten werden. Der erste Band, Feuerbach's Leben, Briefe und Gedichte enthaltend, ist besonders in psychologischer Hinsicht von Interesse; die Reiseschilderungen aus Italien sind lebhaft und anspruchslos, die poetischen Versuche zwar nur Dilettantenarbeit, aber geschmackvoll und wohlgeformt. Die beiden folgenden Bände enthalten eine „Geschichte der griechischen Plastik", nach den akademischen Heften des Verstorbenen von Hettner ausgearbeitet; sie sind in einem sehr klaren, eleganten Stil gehalten und dürfen namentlich gebildeten Laien zur Einführung in die Geschichte der antiken Kunst empfohlen werden. Der vierte und letzte Band enthält eine Reihe kleinerer kunstgeschichtlicher Abhandlungen; vielleicht hätte eine etwas strengere Auswahl dabei beobachtet werden können, wie uns denn namentlich das lateinisch geschriebene Programm über den „Prometheus" des Aeschylus zu dem übrigen Charakter der Sammlung nicht ganz zu passen scheint. R. P.

Mit dem unlängst erschienenen zweiten Bande liegt „Hippolytus und seine Zeit. Anfänge und Aussichten des Christenthums und der Menschheit. Von Christian Karl Josias Bunsen" (Leipzig, F. A. Brockhaus) jetzt vollendet vor. Die außerordentliche Bedeutung des Werks, welches Epoche macht sowol in der Behandlung der ältern Kirchengeschichte als auch in der Auffassung der kirchlichen Fragen der Gegenwart, ist schon bei Gelegenheit des ersten Bandes allgemein anerkannt worden, selbst auch von Denen, welche theils aus gelehrtem Eigensinn, theils auch durch ihre religiöse Richtung sich verbunden glaubten, die Resultate und Ansichten des Verfassers zu bekämpfen. Auch in diesen Blättern ist der erste Band von kundiger Hand so ausführlich besprochen und so eingehend charakterisirt worden, daß es genügt, auf den vorliegenden Schluß des ausgezeichneten Werks nur flüchtig hinzudeuten. Auch würde eine genauere Besprechung desselben

Digitized by Google

sich für den Leserkreis dieser Zeitschrift kaum eignen. Der erste Band verbreitet sich mehr über die allgemeinen Verhältnisse der Kirche, er erörtert Fragen und Zustände von allgemeinem Interesse, an denen auch der Laie, sofern er noch nicht ganz in kirchliche Indifferenz versunken ist, Antheil nehmen kann und wird. Dagegen bewegt dieser zweite Band sich vorzugsweise auf gelehrtem Gebiete, er liefert das theils kirchengeschichtliche, theils philologisch-kritische Material zu den Aufstellungen und Behauptungen des ersten Bandes, sodaß er also auch seine genügende Würdigung nur an einem Orte finden kann, wo zu kirchengeschichtlichen Untersuchungen, zu kritischen Streitfragen und Vergleichungen Raum ist. Die erste Abtheilung des zweiten Bandes (der auch den Gesammttitel „Die Herstellung" führt) vollendet die Apologie des Hippolytus, während die zweite Hälfte dem Leser einen zusammengedrängten Bericht bietet über die stufenweise Ausbildung des christlichen Gottesdienstes und Rituals in der alten Kirche, wobei auch zum ersten mal der Wortlaut der ältesten Liturgien in kritisch-historischer Anordnung mitgetheilt wird. Die Untersuchungen sind zum Theil sehr minutiös und setzen ebenso sehr den Scharfsinn wie die Gelehrsamkeit des Verfassers ins hellste Licht. Eine besonders merkwürdige Partie bildet „Die Vertheidigungsrede des Hippolyt, gerichtet an das englische Volk". Ob diese halb spielerische Form der Einkleidung mit der Strenge wissenschaftlicher Beweisführung ganz vereinbar ist, darüber darf man verschiedener Meinung sein. Doch werden auch Diejenigen, welche die gewählte Einkleidung selbst für keine ganz glückliche halten, immerhin noch die Eleganz und Grazie anerkennen müssen, mit welcher der Verfasser dieselbe durchgeführt hat. Aber noch höher als Eleganz und Gelehrsamkeit und Scharfsinn schlagen wir ein viertes Element an, das dieses Buch durchdringt und gleichsam den Lebensathem desselben bildet: das ist der unbestechliche Wahrheitseifer, die freie, durch keine Rücksicht gebundene, kein Vorurtheil eingeschränkte, lediglich auf die Sache gerichtete Forschung, aus der es hervorgegangen ist und die sich in jeder Zeile und jedem Worte desselben kundgibt. Wir können uns nicht enthalten, in dieser Hinsicht eine Stelle anzuführen, welche charakteristisch ist und in der der Verfasser unwillkürlich sich selbst und seine eigene Weise gezeichnet hat. Er spricht von denjenigen Gelehrten namentlich in England, die noch immer trotz der neuern kritischen Entdeckungen nicht ablassen „die Echtheit jenes Erzeugnisses schamloser Fälschung zu vertheidigen", das den Namen der sieben Episteln des Ignatius trägt. „Ihre Weise", fährt er fort, „den wissenschaftlichen Streit zu führen, würde nimmermehr geduldet werden auf dem Felde der classischen Literatur, wo Männer wie Porson und Gaisford, Niebuhr und Hermann, Böckh und Ritschl den Ton angeben, wo er kein anderes Ziel angibt als das Ding, dessen Dasein Pilatus bezweifelte, und wo es für ungebührlich gilt, die Wahrheit zu suchen, nicht als ein Richter um sie zu finden, sondern als ein Sachwalter, um sie zu verleugnen. Solange sie sich nicht entschließen, den kritischen Werth des ...Textes nach den Thatsachen zu prüfen..... und die Grundsätze der geschichtlichen Kritik zu befolgen, müssen ihre Beweisführungen unfruchtbar und vergeblich bleiben: und solange sie nicht aufhören, die Annahme ihrer Meinungen als einen Glaubensartikel zu fodern, wird es nutzlos sein, mit ihnen zu streiten." Und so ist das ganze Buch, trotz seiner etwas fragmentarischen Form und trotz der massenhaften Gelehr-

samkeit, die darin aufgespeichert liegt, in der That ein Sieg der Freiheit und männlich besonnener Ueberzeugungstreue gegen den todten Buchstabenglauben, mit dem man die Kirche wie mit einem Wall zu schützen vermeint, nicht bedenkend, daß nur Unverstand und sittliche Feigheit sich mit dieser Schutzwehr beruhigen können. Das Buch reicht viel weiter und trifft viel tiefer, als es beim ersten Anblick scheint. Der „Hippolytus" ist zuletzt nur eine gelehrte Streitfrage: aber der Kampf zwischen blinder Unterwürfigkeit auf der einen und lebendiger, von freier Forschung getragener Religiosität auf der andern Seite, das ist eine Frage, die mitten in das Herz der Zeit greift, auch selbst in politischer Hinsicht. Um so mehr muß man bedauern, daß der gelehrte und hochsinnige Verfasser dem Kampfplatz dieser Interessen so fern gerückt ist und sich nur mit theologischen Streitschriften daran betheiligen kann, die, so vortrefflich und wichtig sie auch sind, doch immer nur sehr langsam, sehr mittelbar wirken können. Man hat den Kopf geschüttelt und gefragt, wie es möglich, daß der preußische Gesandte in London Zeit hat zu derartigen theologischen Untersuchungen. Sehr einfach, glauben wir: der Mann ist zu gut für den Posten, das Wichtigste, was er in Downingstreet leisten und durchsetzen kann, wird doch immer nicht halb so wichtig sein, als was er an Ort und Stelle, im Vaterlande selbst, sei es als Gelehrter, sei es als Staatsmann, leisten würde. Bunsen auf dem Gesandtschaftsposten in London, unter Umständen, wie sie gegenwärtig in Preußen herrschen, befindet sich immer nur in einer Art von ehrenhaftem Exil; sein richtiger Platz wäre in Preußen selbst, in der Mitte unserer Kammern, an der Stelle, wo einst ein Altenstein gestanden und wo seitdem — Doch wir wollten ja nur die Vollendung des Bunsen'schen „Hippolytus" anzeigen, nicht aber uns in eine Kritik der preußischen Staatsverhältnisse verlieren; so mag der Leser sich den Satz denn nach eigenem Gutdünken zu Ende führen. Drr.

Correspondenz.

Aus Wien.

Ende Februar 1854.

RD. Wie ich Ihnen schon neulich andeutete, so läßt man sich hier weniger als anderswo durch die drohende Weltlage abschrecken, den Lebensschaum mit gierigen Zügen zu schlürfen; die Belustigungsorte wimmeln von Besuchern, Bälle und Feste jagen sich, überall wohin man sich wendet, Musik, Tanz und Jubel aller Art. Lassen wir denn, von der Freiheit des Carnevals Gebrauch machend, die Vergnügungen der feinern Welt hinter uns, und folgen Sie mir in ein Local, wo wir zwar vorzugsweise nur die niedern Volksclassen treffen, diese aber auch in solchen Massen und in solcher charakteristischen Ungebundenheit, daß in der That Niemand, der unser Winterleben wirklich kennen lernen will, sich den Besuch desselben ersparen darf. Ich meine das „Elysium", das, vor etwa 15 Jahren von einem industriellen Kopfe gegründet, in diesem Augenblick das beliebteste derartige Local in der ganzen Stadt ist, gleichsam ein „Wurstelprater" für den Winter. Das Aeu-

ßere des Locals ist ziemlich unscheinbar; in dem schmalen Johannisgäßchen gelegen, besteht es aus den ehemaligen Kellergewölben des St.-Anna-Gebäudes, in welchem unsere Normalhauptschule ihren Sitz hat und an das ein Kloster der Ursulinerinnen stößt — allerdings eine wunderliche Nachbarschaft. Vier mal in der Woche ist das Local geöffnet, und wenn Sie erwägen, daß sich im Durchschnitt allabendlich 4—5000 Besucher darin versammeln mögen, deren Jeder seine 40 Kreuzer Eintrittsgeld bezahlt, so ermessen Sie leicht, daß das Geschäft ein einträgliches ist, obgleich freilich auch nicht geringe Auslagen zu decken sind. Biegt man nun des Abends aus der belebten Kärnthnerstraße in das von der Gasbeleuchtungsgesellschaft etwas stiefmütterlich bedachte Johannisgäßchen ein, so sieht man zwei ölgetränkte Ankündigungstafeln armeslang in die Straße hineinragen, die dem Besuchenden die Stelle des Ein- und Ausgangs anzeigen. Wir lassen uns von einem zahmen galonnirten Cerberus die Pforte öffnen und steigen über eine Treppe hinab in die „Gefilde der Seligen". Von einem so zu sagen gesottenen Luftstrom empfangen, der zugleich stark mit Tabacksqualm vermischt ist, durchwandern wir einen kleinen schmalen Gang, dessen Wände meist mit pariser Genrebildern geschmückt sind, zum Theil von sehr bedeutungsvoller Natur. So gelangen wir endlich in die fünf Hauptabtheilungen des Etablissements; nach der Verschiedenheit ihrer Decorirung sowie der in ihnen gebotenen Belustigungen führen dieselben die Namen der fünf Welttheile. In jedem Welttheil ist wenigstens eine Musikbande aufgestellt, während sich außerdem hier eine Drehorgel, dort eine Handharmonica, hier eine Zither, dort ein Gesangsquartett vernehmen läßt. Dazu das Kreischen der Papagaien, das Rauschen und Klappern eines künstlichen Wasserfalls, das Wagenrollen und Pferdetrappeln auf der unterirdischen Eisenbahn — wahrhaftig, es gehören gute Nerven dazu, von all dem Lärmen und Toben nicht schwindlig zu werden! Aber nicht blos das Ohr, auch das Auge hat vollauf zu thun; Pantomimen, equilibristische Kunststücke, Tänze, Nebelbilder, lebende Bilder und andere Teufeleien drängen sich in buntem, fast sinnverwirrendem Wechsel. Das interessanteste und denkwürdigste Schauspiel aber bietet der eigentliche Tanzsaal. In der Mitte desselben sind in Dreiecksform einige Diener aufgestellt; mittels eines ausgespannten Seils bilden sie die Barrière für die Tanzenden, die einer solchen obrigkeitlichen Fürsorge meist sehr bedürftig sind. Doch glaube man ja nicht, als werde hier à la Cancan gerast: o nein, das Vergnügen geht hier ganz gemüthlich im ordinären „Sechsschrittler", während auf den Physiognomien der Tanzenden deutlich zu lesen steht, daß sie sich eben vorgenommen haben, heute lustig zu sein, und getreulich an der Erfüllung ihrer Pflicht arbeiten. Nur die Landmädchen, die hier ihren ersten öffentlichen Ball in der Residenz besuchen, machen eine Ausnahme; in ihren Zügen spiegelt sich noch ein frischerer Eindruck und ein natürliches sinnliches Leben. Innerhalb des erwähnten Dreiecks pflegen sich gewöhnlich einige Stutzer, vom Civil sowol wie vom Militär, aufzuhalten, um von hier aus die städtischen und ländlichen Schönen Revue passiren zu lassen. Die Diener selbst haben das Unerhörte an Rippenstößen zu leiden und rächen sich dann meist für die erlittene Unbill dadurch, daß sie gelegentlich unbemerkt dem einen oder andern Paar ein Bein stellen, sodaß dasselbe hinfällt und ein halbes Dutzend Nachfolger darauf, was jedoch, weit entfernt, den Fortgang der Unterhaltung

zu stören, vielmehr nur den allgemeinen Spaß erhöht. Um endlich den phantastischen Eindruck des Ganzen auf den Gipfel zu bringen, ist das Tanzorchester auf der Galerie hinter Automatenfiguren versteckt, die in chinesischem Costume maskirt sind. In der gegenwärtigen Carnevalszeit macht dann noch gegen Mitternacht ein grandioser, meist aus Caricaturmasken bestehender Faschingszug die Runde und es versteht sich von selbst, daß die tollen Elemente sich da erst recht entbinden.

Lassen wir sie denn weiter rasen und kehren wir an die Oberwelt zurück, um noch einen Blick auf die Neuigkeiten unserer Musik- und Theaterwelt zu werfen. Von den erstern erwähne ich für heute nur, daß die Ouverture zu Wagner's „Tannhäuser" im Spiritualconcert zur Aufführung gekommen ist; der Eindruck war gemischt aus Beifall, Opposition und Gleichgültigkeit, während die Kritik der Journale sich fast einstimmig verwerfend aussprach. Im Burgtheater folgte auf Hebbel's „Magellona" ein Bauernstück von S. H. Mosenthal, der „Sonnenwendhof": eine recht wackere Arbeit, die auch vom Publicum sehr freundlich aufgenommen ward; der Dichter, der im vorigen Jahr mit seiner „Gabriele" gänzlich durchfiel, ward fünf mal gerufen. Und dieser Erfolg ist nicht unverdient; Mosenthal hat sich in seinem neuen Stück freigemacht von den Phrasen und hohlen Motiven, die seine „Deborah", seine „Cäcilie von Albano" und sein „Dichterleben" dem gebildetern Geschmack ungenießbar machen; wirft er nun in seinem nächsten Stück auch noch die Birch-Pfeiffer'sche Effecthascherei über Bord, so dürfen wir uns im Genre noch ganz Erfreuliches von ihm versprechen. Auch die „Waise von Lowood" und das „Lustspiel" erhalten sich in der Gunst des Publicums; die Direction hat diesen Winter viel Glück oder viel Takt. Ueber den Abgang Dawison's, der jetzt positiv entlassen ist, habe ich Ihnen bisher absichtlich nicht geschrieben; der Vorgang, welcher diese Entlassung herbeigeführt, ist zu unerquicklicher Natur, und wer will entscheiden, wo die Wahrheit aufhört und das Geklatsch anfängt? Daß Dawison sich auf eine Weise übereilt hat, die nicht gerechtfertigt, kaum entschuldigt werden kann, ist gewiß; aber nicht minder gewiß ist auch, daß er trotzdem die ungeschwächten Sympathien des Publicums mit sich fortnimmt. Auf glänzende Weise zeigte sich dies noch bei seinem letzten öffentlichen Auftreten in der „Aurora", einer geschlossenen Gesellschaft von Künstlern, Schriftstellern rc., wo er Bruchstücke aus Hebbel's „Michel Angelo" vorlas; des Beifalls und der Begeisterung war kein Ende. Auf seinen Ersatzmann bin ich begierig; wer es auch sei, er wird eine schwere Stellung haben.

Aus Dresden.

Ende Februar 1854.

OL. Unsere Neuigkeiten sind trüb, wie der Februarhimmel, der in unerfreulichem Wechsel Regen, Sturm und Schnee über uns ergehen läßt und unser sonst so heiteres Elbflorenz zu einem wahren Spitzbergen oder Kamtschatka verwandelt. Zwar mit der orientalischen Frage machen wir uns wenig oder nichts zu schaffen; trotz der hier und da auftauchenden Kriegsfurcht, sowie trotz der zahlreichen materiellen Besorgnisse steht unser Publicum der „großen Politik" doch im Ganzen zu fern, um sich besonders lebhaft

dafür zu interessiren. Auch der alte Zwiespalt, ob mit Oestreich oder mit Preußen, den die Patrioten der Jahre 1813 und 1848 so gern durch das Zauberwort „mit Deutschland" gelöst hätten, ist in den Hintergrund getreten, da ja die deutschen Großmächte selbst, wie es scheint, ihren Rivalitätseifer bis auf Weiteres vertagt haben. Das Ereigniß der Zeit ist für uns vielmehr eine Frage der innern Politik, die ich auch bisher bei meinen Berichten für das „Deutsche Museum" hauptsächlich im Auge behalten habe, nämlich die Organisation der Behörden und die Justizreform. Vor Jahr und Tag durfte man dem endlichen Schicksal derselben mit gutem Muth entgegensehen; Krone, Regierung und Stände waren in ungetrübter Einigkeit über die leitenden Grundsätze des Reformwerks und von allen Seiten, im Bureau des Justizministers, im Berathungssaal der Zwischendeputationen wie auf den Bauplätzen der Provinzialstädte, in deren Mitte neue Gerichtshäuser aufgerichtet werden sollten, ward die regste Thätigkeit entwickelt. Die Verfasser der Gesetzentwürfe wurden von nah und fern wegen ihrer Arbeiten beglückwünscht, nur gegen den Entwurf des Civilgesetzbuchs bildete sich eine wissenschaftliche Opposition, und selbst die officielle Presse, wenn auch nur in dem ihr eigenthümlichen zweideutigen, diplomatisch zurückhaltenden Tone, trug durch gelegentliche Aeußerungen noch dazu bei, den ohnedies feststehenden Glauben an Durchführung der Reform auf dem durch das Gesetz von 1848 vorgezeichneten Wege zu bestärken. Und dennoch, wie nunmehr zweifellos festgestellt ist, wird dieser Glaube sich nicht erfüllen; das Princip der Trennung von Justiz und Verwaltung und der collegialen Einrichtung der Gerichte auch in der untern Instanz ist aufgegeben, die Aufhebung der Patrimonialgerichte ist sistirt und die Rittergutsbesitzer werden in der künftigen Gerichtsverfassung eine Stellung erhalten, von der man bisher nur weiß, daß sie der politischen Bedeutung derselben entsprechen werde. Natürlich hat diese Wandlung vielfach überrascht; sie zu erklären, möchte allerdings wol etwas schwieriger sein, als es nach der oberflächlichen Motivirung des „Dresdner Journal" erscheint. Seinen eigentlichen Halt- und Stützpunkt hatte das Princip der durchgängigen Abtrennung der Verwaltung schon durch den Abgang des Ministers von Friesen verloren. Das Andenken dieses Staatsmanns, dessen Auftreten in den Kammern auf mich immer nur den Eindruck des klugen, eifrigen, geschäftsgewandten Bureaukraten gemacht hat, wird von Solchen, die ihm persönlich näher standen, mit wahrhafter Pietät gepflegt. Friesen besaß mehr als die unermüdliche Arbeitskraft des gutgeschulten Bureaukraten: er kannte die Mängel und die Bedürfnisse der bisherigen Verwaltung durch und durch und war selbst ein ausgezeichneter Administrator. Was ihn von seinen Collegen unterschied, war, daß in ihm etwas von jenem leidenschaftlichen Interesse lebte, mit dem der Mensch ein als Nothwendigkeit erkanntes Ziel zu verfolgen pflegt; so trocken er mitunter erschien, war er doch einer enthusiastischen Hingabe für seine Plane fähig, deren geistvolle Auffassung zuweilen selbst seine Staatsklugheit überwiegen mochte. Vielleicht war dies mit ein Grund, weshalb er seine Stellung als Chef im Ministerium des Innern nicht behaupten konnte; nachdem er sich aber einmal hiervon überzeugt, zog er wol, auch von der besondern Veranlassung der Zollvereinswirren ganz abgesehen, einen freiwilligen ehrenvollen Rücktritt einer spätern Niederlage vor. Hr. von Friesen hat außerordentlich Vieles gethan,

was die liberale Partei angegriffen und getadelt hat, und auch mir liegt es fern, den Lobredner seiner politischen Laufbahn zu machen; doch verlangt die Gerechtigkeit, die vortheilhaften Zeugnisse, die mir von glaubwürdiger und unparteiischer Seite über seinen Charakter und seine Persönlichkeit zugekommen sind, der Oeffentlichkeit nicht vorzuenthalten. Die Durchführung des Trennungsprojects nahm unter seinen Plänen einen der ersten Plätze ein; daß er sie jemals würde aufgegeben haben, ist kaum denkbar, wol aber würde im Augenblick einer Krisis seine Geltung an höchster Stelle sowie die Anerkennung und Verehrung, die der Justizminister Dr. Zschinsky seinem Collegen jederzeit gezollt hat, nicht ohne Einfluß geblieben sein. Hr. von Falkenstein, mit dem bekanntlich der erledigte Ministerposten ausgefüllt ward, ist gewiß ein Mann von großen Talenten; aber was die Frage wegen Organisation der Behörden und Reform der Justiz betrifft, ersetzt er seinen Vorgänger nicht. Ueberdies behauptet man allgemein, daß die staatsmännischen Vorzüge des Hrn. von Beust keinen lebhaftern Bewunderer haben als Hrn. von Falkenstein. Damit ist denn sein Verhalten zu der in Rede stehenden Frage ohne Weiteres ausgesprochen. Was den Kriegsminister anlangt, so ist derselbe ein zu schlichter Charakter, von soldatischer Einfachheit, aller Eitelkeit und allem Scheingelehrtenthum zu fremd, als daß er seinen Einfluß, sei es nach der einen, sei es nach der andern Seite hin, hätte sollen in einer Angelegenheit geltend machen, die ihm, weil sie juristische Fachkenntnisse und bureaukratische Erfahrungen voraussetzt, durchaus fernliegt. Anders der Finanzminister; vermöge seiner frühern Stellung als Gerichtsbeamter ist derselbe vertraut genug mit den Mängeln unserer Justizpflege, um als Sachverständiger seine Meinung behaupten zu können. Allein gerade bei ihm mußten die finanziellen Bedenken vorwiegen und die Collision der letztern mit seiner sonstigen Ueberzeugung mußte ihn, wenn auch nicht zum Gegner der Organisation, doch auch nicht zu ihrem besondern Freunde und Beschützer machen. Somit blieben der nach Friesen's Abgang isolirte Justizminister und Hr. von Beust für das entscheidende Wort übrig. Der Justizminister hat zu dem neuen Plane — die Ehre der Autorschaft desselben kommt wol Hrn. von Beust zu — seine Zustimmung gegeben. Dieser Plan hat, nach dem oben Angedeuteten, einen sehr bemerkenswerthes Vorzug, nämlich daß nicht zu befürchten steht, der so gewichtige Einfluß des Ministers des Innern werde sich auch gegen ihn kehren. Seine im wahrsten Sinne des Worts dunkele Seite dagegen besteht darin, daß die Nebelschleier der Zukunft ihn noch verhüllen. Nur was wir nicht in ihm finden werden, wissen wir; was er aber an allerhand Altem und Neuem enthalten wird, wissen bisjetzt erst die Götter und vielleicht noch einige andere hohe Personen. Gearbeitet wird im Justizministerium wiederum rüstig und fleißig; von den Erfolgen — werde ich Ihnen seinerzeit schreiben, und kann ich Ihnen Gutes davon melden, soll es mir doppelt erwünscht sein.

Ueber unsere Kunstverhältnisse berichte ich Ihnen am Schluß der Wintersaison; künstlerische Ereignisse, deren Erwähnung sich nicht bis dahin vertagen ließe, haben wir nicht gehabt.

Notizen.

„Weltspiegel. Schilderungen aus dem Natur- und Menschenleben" (Halle, Delbrück) betitelt sich ein neues populäres Sammelwerk, welches der unermüdlich thätige Friedrich Körner in Halle im Verein mit mehren andern Schriftstellern seit Beginn des Jahres erscheinen läßt. Die Tendenz des „Weltspiegel" ist, Wahrheit, Bildung und Volkswohl zu befördern; sein Inhalt wird in Geschichtsbildern, Naturgemälden, Skizzen aus dem Natur- und Culturleben alter und neuer Völker, Genrebildern aus dem Naturreiche, Darstellung der industriellen und künstlerischen Leistungen der Völker, Charakterschilderungen einzelner Männer ꝛc. bestehen. Monatlich erscheint ein Heft, davon jedes ein in sich abgeschlossenes Ganze bilden soll; der Preis ist außerordentlich billig gestellt. Den Anfang macht der Herausgeber selbst mit einer Schilderung des Naturlebens im Winter: „Die Wunder der Winterwelt." Der Aufsatz ist interessant und recht wohl geeignet, das ganze Unternehmen dem Publicum zu empfehlen; nur etwas Mäßigung des stellenweis gar zu blühenden Stils dürfte nicht übel sein.

Die Schiller'schen Erben haben beim Deutschen Bundestag ein Gesuch um Verlängerung des Privilegiums eingereicht, dessen die Schiller'schen Werke sich bisher erfreuten. Bei dieser Gelegenheit bringen die Zeitungen einige Notizen über den gegenwärtigen Bestand der Schiller'schen Familie, denen wir Folgendes entnehmen. Von den vier Kindern, welche Schiller hinterließ, zwei Söhnen und zwei Töchtern, sind nur noch zwei am Leben: nämlich der würtembergische Oberforstmeister a. D. und weimarische Kammerherr Karl von Schiller in Stuttgart, geb. 1793, und die Freifrau von Gleichen-Rußwurm in Würzburg, geb. 1804. Auch Schiller'sche Enkel gibt es nur zwei: einen Sohn des Oberforstmeisters in Stuttgart, der als Rittmeister in östreichischen Diensten steht, und einen Freiherrn von Gleichen-Rußwurm. Der älteste Sohn Schiller's, der als Gerichtsrath in Köln lebte ist demnach ohne Erben gestorben und ebenso auch die älteste Tochter, Karoline, verehelichte Junot, die vor einigen Jahren in Rudolstadt starb.

Von Gutzkow's „Die Ritter vom Geiste" (Leipzig, F. A. Brockhaus) wird eine dritte Auflage angekündigt in 18 Halbbänden zu 10 Ngr., sodaß also das ganze Werk zu dem außerordentlich billigen Preis von 6 Thlrn. zu haben sein wird; der erste Halbband, mit einer neuen Vorrede des Verfassers, in welcher derselbe sich besonders wegen des vielfach angegriffenen Ausdrucks von dem „Roman des Nebeneinander" vertheidigt, ist bereits erschienen und auch die Fortsetzung soll in kurzen Zwischenräumen folgen. — Franz Liszt ist mit einer Schrift „Ueber ungarische Musik, besonders über die Musik der ungarischen Zigeuner" beschäftigt, die gleichzeitig in drei Sprachen, ungarisch, französisch und deutsch erscheinen soll. — Von dem „Demiurgos", einer neuen Faustiade, deren erster Theil vor mehr als Jahresfrist bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschien, wird ein zweiter und dritter Theil als nahe bevorstehend angekündigt; als Verfasser bekennt sich bei dieser Gelegenheit Wilhelm

Jordan, wodurch die schon früher geäußerte Vermuthung der Kritik also ihre officielle Bestätigung findet.

Trotz der politischen Gewitter, welche den Horizont umdunkeln, scheint die Zeit den Denkmälern noch immer sehr günstig. Das Project, dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen dem Bekenner in Jena, dessen Universität bekanntlich durch ihn gegründet ward, ein Standbild zu errichten, ist seiner Ausführung nahe; der König von Preußen hat das zum Guß erfoderliche Erz geschenkt und auch übrigens zeigt sich eine rege Theilnahme, besonders in den herzoglich-sächsischen Ländern. Auch für das Kant-Denkmal in Königsberg, mit dem es anfangs ein wenig haperte, sollen sich jetzt bessere Aussichten eröffnet haben; der Oberpräsident der Provinz ist an die Spitze des Comité getreten, das seine Sammlungen mit neuem Eifer betreibt. Der Bildhauer Heidel in Berlin, bekannt durch seinen „Luther, die wittenberger Thesen anschlagend", seine Umrisse zur „Iphigenie" 2c. hat eine Büste Friedrich August Wolf's vollendet; dieselbe ist durch die Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner gestiftet und soll in der Aula der Universität Halle aufgestellt werden, an welcher Wolf, dieser Schöpfer der modernen Alterthumswissenschaft, bekanntlich fast 20 Jahre, und zwar die frischesten und fruchtbarsten Jahre seines Lebens, docirte.

Das Prachtwerk, welches die literarisch-artistische Abtheilung des Oestreichischen Lloyd in Triest unter dem Titel: „Die Donau, von ihrem Ursprunge bis Pesth", mit Text von J. G. Kohl herausgibt, schreitet rasch vorwärts, ohne darum an Gediegenheit des Inhalts oder der Ausführung einzubüßen. Bisjetzt sind vier Lieferungen erschienen, in denen sich besonders die Blätter „Persenbreuch", „Der Strudel" und „Aschach" auszeichnen. Der Text ist so gründlich und dabei doch so unterhaltend, wie wir es aus der Feder des berühmten Reisenden gewohnt sind.

Die münchener Industrieausstellung soll, wie es scheint, zugleich ein Siegesfest der deutschen Kunst werden; schon wurden die deutschen Maler zu einem allgemeinen Wettkampf eingeladen und nun erläßt Dingelstedt auch noch eine Auffoderung an zwanzig der bedeutendsten Schauspieler und Schauspielerinnen, sich gleichzeitig während der Ausstellung in München einzufinden und mit vereinten Kräften eine Reihe von Mustervorstellungen, dergleichen wol schwerlich jemals eine Bühne der Welt gesehen haben würde, zu veranstalten. Der Gedanke ist großartig und zeigt von einem bewundernswerthen Muthe; möge denn auch der Erfolg ihm einigermaßen entsprechen, d. h. möge der große Gedanke nicht an zu viel kleinlicher Eifersüchtelei zu Grunde gehen. Dingelstedt mit seinem frischen Humor hat in München schon Manches durchgesetzt; wenn ihm auch dies noch gelingt, dann hat er wahrhaftig ein Recht, als der Hercules der deutschen Bühne bewundert zu werden. Allein wir fürchten, diese Hyder hat mehr Köpfe, als selbst ein Hercules ihr abschlagen kann.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie.

Von **Dr. Julius Frauenstädt.** 8. Geh. 2 Thlr.

Die **Schopenhauer**'sche Philosophie, nach der Ueberzeugung des Verfassers dieser Briefe sowol wegen ihres Inhalts als wegen ihrer Formvollendung die bedeutendste seit Kant, und in der neuesten Zeit einer immer allgemeiner werdenden Beachtung sich erfreuend, erfährt hier zum ersten mal eine gründliche, allseitige Darstellung und unparteiische Beurtheilung mit Rücksicht auf den ganzen bisherigen Entwickelungsgang der Geschichte der Philosophie. Um Schopenhauer's tiefsinnige Aufschlüsse über die wichtigsten und schwierigsten Fragen der Welt und des Lebens auch dem größern gebildeten Publicum zugänglich zu machen, hat der Verfasser die Briefform gewählt und in seinen 28 Briefen die Grundwahrheiten des Schopenhauer'schen Systems entwickelt.

Das Hauptwerk **Arthur Schopenhauer's** erschien in demselben Verlage unter dem Titel:

Die Welt als Wille und Vorstellung. **Zweite** durchgängig vermehrte und sehr verbesserte Auflage. Zwei Bände. 8. 5 Thlr. 10 Ngr. (Der zweite Band enthält die Zusätze und Verbesserungen zur ersten Auflage und kostet einzeln 2 Thlr. 20 Ngr.)

In **Miniaturausgabe** erschien soeben bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sturm (Julius), Zwei Rosen,

oder **Das Hohe Lied der Liebe.** Geh. 12 Ngr. Geb. 16 Ngr.

Dieser neueste Liedercyklus von **Julius Sturm**, der sich durch seine kürzlich schon in **zweiter Auflage** erschienenen „Gedichte" (geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 10 Ngr.) und „Fromme Lieder" (geh. 24 Ngr., geb. 1 Thlr.) rasch einen großen und wohlwollend theilnehmenden Leserkreis erworben, enthält in Anknüpfung an das Hohe Lied Salomonis Lieder der Liebe, „Die Rose Saron's oder Die Braut Salomo's" überschrieben, und allegorisch-christliche Gedichte, als „Die Rose Zion's oder Die Braut Christi." Diese Sammlung wird dem Dichter gewiß zahlreiche neue Freunde erwerben.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Cuvier (G. L. C. F. D. von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation.

Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. Sechs Bände. 8. 18 Thlr.

Inhalt: I. Säugethiere und Vögel. 4 Thlr. — II. Reptilien und Fische. 2 Thlr. 10 Ngr. — III. Mollusken. 2 Thlr. 20 Ngr. — IV. Anneliden, Crustaceen, Arachniden und die ungeflügelten Insekten. 2 Thlr. 10 Ngr. — V. Die eigentlichen Insekten. 3 Thlr. 10 Ngr. — VI. Zoophyten. 3 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 12.** 16. März 1854.

Inhalt: Ein pietistischer Tendenzroman. — Von Quebeck nach Saratoga. Skizzen aus meinem atlantischen Reisebuche. Von **Eduard Heusinger.** II. — Deutschland und die preußisch-östreichische Neutralität. — Literatur und Kunst. (Duller und Hagen, „Vaterländische Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart". — Sternberg, „Das stille Haus". — Nußdorf, „Populäre Vorträge zur Förderung der Gesundheitscultur"; Bernstein, „Aus dem Reiche der Naturwissenschaft".) — Correspondenz. (Aus Berlin. — Aus Prag. — Aus London. — Aus Paris.) — Notizen. — Anzeigen.

Ein pietistischer Tendenzroman.

Verschiedene Parteiblätter bemühen sich, gläubigen Lesern in wiederholten Posaunentönen einen Roman zu empfehlen, der vor einigen Monaten unter dem affectirten Titel: „Eritis sicut Deus. Ein anonymer Roman" in drei starken Bänden zu Hamburg in der Agentur des Rauhen Hauses erschienen ist. Wir unsererseits sind zwar der Meinung, daß diese Zeitschrift ihre Pflicht nicht versäumen würde, wenn sie an dem dickleibigen Werke mit Stillschweigen vorbeiginge; nachdem aber eine verbreitete Partei Anstalt macht, dieses Geistesproduct förmlich anzuerkennen, und die Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen, so wollen wir der nahe liegenden Versuchung nicht ferner widerstehen, das würdige Buch zu ihrer Charakteristik zu benutzen.

Das Lange und das Kurze von der Geschichte ist dieses. Ein junger Philosoph heirathet ein junges Mädchen, die an Schönheit, Liebenswürdigkeit und Gemüth nichts zu wünschen übrig läßt. Der Philosoph glaubt gar nichts, die junge Frau möchte gern glauben, wenn's bei diesem Mann ginge und wenn sie selbst nicht für Kunst und Literatur und andere weltliche Dinge zu viel Sinn hätte. Dazu verliebt sie sich, fast noch in den Flitterwochen, in einen Maler, der ein wahrer Ausbund aller empfehlenden Eigenschaften und außerdem noch, was nicht fehlen darf, ein verkappter Baron ist. Aus alle dem

folgt, daß ihre Ehe bald sehr unglücklich wird, und daß sie schon auf dem Punkt steht, ihrem Manne zu entlaufen und sich mit dem adeligen Liebhaber zu verbinden. Ihre Religion hält sie von diesem Schritt zurück; aber durch eine Reihe unglücklicher Verwickelungen und teuflischer Intriguen kommt es so weit, daß die Getäuschte einem Wahnsinn anheimfällt, aus dem sie nur erwacht, um nach definitiver Rückkehr zum Christenthum zu sterben. Der Herr Gemahl treibt sich mittlerweile unter noblern und gemeinern Gesinnungsgenossen herum, die uns in allen Abstufungen des Unglaubens und der Schlechtigkeit vorgeführt werden; als seine Frau wahnsinnig wird, findet er es passend, sich in eine alberne junge Person zu verlieben, die das ganze Buch durch die Zielscheibe der fadesten Witze gewesen ist, er kommt auch wirklich mit ihr glücklich bis an die Schwelle oder über die Schwelle des Ehebruchs, und ist eben im Begriff, mit der saubern Geliebten der geisteskranken Frau durchzugehen, als die Katastrophe eintritt. Dies das übersichtliche Gerippe der Erzählung. Dazwischen schleppen sich Gespräche über Gott, Welt und Weiber, Theater, Musik, Metaphysik, Aesthetik, Religion und alle Dinge überhaupt, zwischen schulmäßiger Pedanterie und albernen Späßen, frommer Schönrednerei und scurrilem Bierhauston hin- und herschwankend, Liebhabertheater, lebende Bilder und andere abgelegte Garderobestücke aus „Wilhelm Meister" in trostloser Breite und Langweiligkeit durch die drei dicken Bände. Dazu Ehebruch, Unzucht, Mordthaten, Raufereien, Duelle, wüste Gelage und was derlei faule Ingredienzien mehr sind, mit denen die unreine Phantasie von Romanschreibern aus Eugen Sue's Schule den stumpfen Geschmack überreizter Salonmenschen und versessener Schneidergesellen zu kitzeln pflegt. Die Moral der langen Fabel liegt aber natürlich in dem Satze, der allerdings nicht ganz originell ist, daß die Ungläubigen Mörder und Ehebrecher, sowol im eigentlichen als im figürlichen Sinn, sind und deshalb, wie sich von selbst versteht, verdientermaßen vom Teufel geholt werden.

So weit wäre nun Alles in Ordnung. Der Verfasser ist kein Freund der Philosophie und manche Andere sind es auch nicht, also werden diese seine Schrift gutheißen; der Verfasser versichert, die Philosophen seien sammt und sonders schlechte Subjecte und er begeht damit freilich nicht blos der Sache nach eine Verleumdung, sondern er weiß ohne Zweifel auch, daß er verleumdet; aber item, es gibt Leute, die wünschen, daß es so sein möchte und die es deshalb gern hören, wenn man sie anlügt, es sei so. Der fromme Romanschreiber hat das Gewäsche, das wir seit 20 Jahren in allen pietistischen Blättern und Winkelblättchen zum Ueberdruß gehört haben, neu aufgelegt, die fromme Anstalt im Rauhen Hause verlegt dieses Gewäsche und das fromme

Publicum hat den Magen, sich zum hundertsten mal an demselben Geschwätz zu erbauen, an dem es sich schon neunundneunzig mal erbaut hat. Daran ist nichts zu verwundern, und wenn man sich einmal darein gefunden hat, daß nicht alle Menschen Geschmack und Wahrheitsliebe besitzen können, ist auch eben nicht viel darüber zu klagen.

Aber doch ist Manches in dem Buche, was uns, wir gestehen es, höchlich misfallen würde, wenn wir selbst zu der Partei gehörten, die es auf den Schild zu heben bemüht ist. Wer einen Gegner in der öffentlichen Meinung vernichten will, der darf sich den Kampf mit ihm nicht so leicht machen, er darf den Feind nicht so schildern, daß seine Beschreibung gar nicht auf Die paßt, welche damit gemeint sind. Diese erste Regel der literarischen Strategik hat der Verfasser gröblich hintangesetzt. Die „Ungläubigen", die er schildert, sind moralische Lumpen, Bursche ohne innern Halt und Charakter. Gleich der Hauptheld ist ein so liederliches, neben aller angeblichen Geistreichigkeit und Schönrednerei so gänzlich verkommenes Subject, daß er — man staune! — seinem Freund, dem schönen Maler-Baron, den ekelhaften Vorschlag macht, seine junge Frau (ein paar Monate nach der Hochzeit) mit ihm zu theilen, wenn dieser dafür die Stelle der Frau bei ihm vertreten wolle. Von ähnlicher Erbärmlichkeit sind alle andern Figuren auf dieser Seite. Ein Professor, der seine Frau, die Tochter seines Wohlthäters und die Mutter seiner Kinder, fortjagt, um eine Andere, die ihm besser gefällt, zu heirathen; ein emancipirtes Frauenzimmer, die mit dem Genannten im Ehebruch lebt und die eigenen Parteigenossen verräth, weil sie ihrer Verbindung mit ihm in den Weg treten; ein paar ausgetrocknete Stubengelehrte und als Gegenstück ein paar Lumpen, die sich in der Straßenrinnen wälzen; und ein paar ruchlose Verbrecher, von denen der Eine sein Weib todtschlägt und der Andere Vater und Geschwister vergiftet — das sind hier die Repräsentanten der gottlosen Philosophie. Und dann noch die Reden, die diese Leute führen, und zwar nicht blos die Hefe derselben, sondern die, welche wirklich für geistreich ausgegeben und zum Theil berühmten Vertretern der neuern Wissenschaft (davon sogleich) untergeschoben werden! Da heißt es in einem Gespräch des Haupthelden mit einem Freunde, dessen widerwärtige Erscheinung eine Art von philosophisch-religiösem Clown oder Mephisto vorstellen soll: „Du verspürst also etwas Rindviehartiges in dir? sagte Robert (der Held des Romans), etwa die Eigenschaften einer guten Kuh?" — „Ja, doch erst in Hoffnung." — „Hast du schon empfangen?" — „Nein, nicht." — „Also bisjetzt noch ein Kalb, versprichst aber eine Kuh zu werden?" u. s. w. Ein ander mal sagt Robert von seiner Frau, diesem ätherischen, feinnervigen Wesen, nachdem er vorher in Gegenwart Fremder eine zärtliche Scene mit ihr aufgeführt

hat: „Meine Elisabeth führt eine Doppelehe, die eine mit mir, den sie sieht, die andere mit dem lieben Gott, den sie nicht sieht... Sie mag aber immerhin; ich bin auf den alten Papa gar nicht eifersüchtig, er sitzt ruhig über seinen Wolken, fürchte auch keinen Engel Gabriel, der —" u. s. w. Wieder einmal treffen wir Robert mit dem Maler, gleichfalls in Gegenwart der Frau, im Streit darüber, wem diese eigentlich angehöre, und der zartfühlende ritterliche Liebhaber sagt dem Ehemann, immer in Gegenwart der Geliebten, ins Gesicht, er selbst, der Maler und Reichsfreiherr, sei Tristan, jener sei König Marco, der Hahnrei. Bei einer vierten Gelegenheit hält der Philosoph an seine Freunde folgende Rede: „Hört, mir ist's heute kreuzwohl und darum kommt so eine Art von Vollmuth über mich, unsern alten Papa auch einmal gründlich auszulachen, weil er uns nur einmal eine Ohrfeige geben darf, wir aber dürfen ihm so manche Ohrfeige geben, die er alle still hinnehmen muß, darf nicht muxen und muxt auch nicht. Es ist eine unendliche Langmuth in seiner Passivität und eine unendliche Passivität in seiner Langmuth. Schau, du erhabener Gott, ich bin dein Ich, und du bist nicht mein Ich, bis deine Ohrfeige kommt und du mir mein Ich wieder nimmst! Und so lange darf ich dich auslachen, denn du Armer hast nicht Fleisch und Blut, kannst ewig keins bekommen, ohne ein Anderer zu werden, als du bist! Und du brauchst mich mit all meinen Mängeln und Schwächen so gut, wie ich dich brauche! Es ist wunderlich, so den großen Gott auslachen zu dürfen, ein wahres Göttergefühl!" u. s. w. Es ekelt uns, derlei albernes, wüstes, hirnverbranntes Zeug weiter abzuschreiben. Noch weniger fühlen wir uns berufen, dem Leser einige Proben von den gemeinen Zoten vorzusetzen, mit denen der fromme Verfasser die Unterhaltungen seiner Philosophen zu würzen nicht unterlassen hat. Was ist denn mit alle dem bewiesen? Gibt der Verfasser die Personen, die so sprechen und handeln, nur für Producte seiner Phantasie aus, nun ja, so erfahren wir, daß es auch unter den „Stillen im Lande" Leute von verdorbener Phantasie und schlechtem Geschmack gibt; das war uns aber auch vorher nichts Neues. Behauptet er aber, daß alle seine Gegner, alle nichtpietistischen Philosophen, oder daß bestimmte, von ihm hinreichend bezeichnete Personen von diesem Schlage seien, so ist er nicht blos ein Verleumder — das würden ihm seine Parteigenossen vielleicht verzeihen —, sondern er ist auch ein einfältiger, ungeschickter Verleumder, und das ist unverzeihlich. Denn das sieht Jeder, auch wer im Uebrigen von der Sache gar nichts versteht, daß diese Schilderung mit den Männern, auf die sie der Verfasser bezogen wünscht, auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit hat und daß es mit der vielgerühmten Kraft des Christenthums merkwürdig schlecht aussehen müßte, wenn ein solches Lumpen-

gesindel, wie diese Philosophen, jenem Christenthum auch nur einen Augenblick gefährlich werden könnte. Die Riesen, mit denen sich der Verfasser zu schaffen macht, sind eitel Windmühlen, und zwar solche, die er selbst gebaut hat, und von seinem ganzen Kreuzzug bleibt, wenn man näher zusieht, nichts übrig, als er selbst als Don Quixote auf seinem lahmen Pegasus-Rosinante und hinter ihm als Sancho Pansa Hr. Wichern und die übrige fromme Genossenschaft, die seine Schildhalter zu spielen gefällig genug war.

Es ist aber nicht blos diese Ungeschicklichkeit, wegen der die Partei mit dem Verfasser unzufrieden zu sein Grund hat, es ist auch nicht blos der Sumpf von Langweiligkeit, den mit Lust, wie Hr. Nathusius in seiner Recension, zu durchwaten eben nur solchen Naturen möglich sein dürfte, die ganz ausdrücklich nach Art der Sumpfvögel hierfür organisirt sind: die Sache hat neben der ästhetischen auch ihre moralische Seite, und daß diese dem frommen Verleger und den pietistischen Lobhudlern der Schrift nicht in die Augen gefallen zu sein scheint, darüber müssen wir uns auf unserm Standpunkt, welcher allerdings nicht der exclusive einer specifisch kirchlichen, sondern nur der ganz gemeine der gewöhnlichen und allgemein menschlichen Moral ist, nicht wenig verwundern. Wie muß es doch im Innern eines Menschen aussehen, der sich drei dicke Bände durch mit breiter Behaglichkeit in diesem Quark von schlechter Gesellschaft herumtreibt, dessen schöpferische Phantasie nichts Besseres als diese widrigen, ausgehöhlten Figuren zu produciren weiß? Wer wirklich fromm ist, der kann sich unmöglich darin gefallen, schmuzige und gotteslästerliche Reden, schandbare Auftritte, unsittliche Charaktere auch nur versuchsweise mit dieser Breite zu schildern, und auch das Recht und Interesse der Dichtkunst würde einen solchen hierbei vor sich selbst nicht entschuldigen. Denn fürs Erste ist die Poesie hier so lahm, daß dieser Gesichtspunkt gar nicht in Betracht kommt, und fürs Zweite leugnet ja der Pietist eben, daß die Poesie, diese weltliche Kunst, ein selbständiges Recht habe. Ihn darf daher das poetische Interesse nie verführen, das Unsittliche und Blasphemische darzustellen, die losen Worte der Spötter und der Unkeuschen zu wiederholen; es darf dies nicht blos nicht geschehen, sondern es ist ihm geradehin unmöglich. Wir müssen insofern den echten, einfachen und wahrhaft frommen Pietisten Abbitte leisten, wenn wir den vorliegenden Roman schlechthin als pietistisch bezeichnet haben. Sein Verfasser ist ganz sicher kein Pietist vom alten, ehrenwerthen Schlag, mit dem altväterischen Rock und dem baumwollenen Regenschirm: sondern ein Pietist in Glacéhandschuhen, ein solcher, der seine Geistesfrische in der Eitelkeit dieser Welt vergeudet hat und fortwährend mit ihr cokettirt, der modernen Thee mit Zuckerbrot dem

reinen Wein des Evangeliums vorzieht, der früher etwas ganz Anderes gewesen ist als die Betschwester, für die er sich ausgibt. Dies, meinen wir, müßte jeder wirklich Fromme aus dem Buche sogleich herausfühlen, und wenn es unsere Frommen doch nicht fühlen, so scheint uns das nur zu beweisen, daß sie selbst ebenso blasirt sind und ebenso getheilt zwischen der Welt und ihrem Gott wie der Romanschreiber.

Auch ein Anderes aber sollte sich ihnen noch aufdrängen, und es ist ein trauriges Zeichen von der moralischen Verfassung ihres Innern, wenn es sich ihnen nicht aufdrängt. Der Roman ist zwar dem Namen nach nur überhaupt gegen die ungläubigen Philosophen gerichtet: aber er selbst verbirgt es gar nicht, daß er dabei bestimmte Personen im Auge hat, und einige der Hauptpersouen sind so deutlich gezeichnet, daß es für Jeden, der von der neuern Literatur und ihrer Geschichte auch nur das Bekannteste weiß, ganz ebenso gut ist, als ob die Namen genannt wären. Wie soll man nun ein Buch nennen, das sich zwar als Roman gibt, das aber von bestimmten Personen die schändlichsten Dinge aussagt, das z. B. von einem bekannten geistreichen Schriftsteller und Universitätslehrer erzählt, er habe erst seine Braut zu verführen, dann seine Frau an einen Ganymed gegen den schmählichsten Ersatz zu verkuppeln den Versuch gemacht, er habe schließlich diese Frau in der Krankheit verlassen, um mit einer Dritten in ehebrecherischen Umarmungen zu schwelgen? Der Verfasser könnte vielleicht sagen, das sei keine Verleumdung, er gebe es ja nur als Dichtung und es wisse auch Jedermann, daß die Geschichten nicht wahr seien. Aber ist deswegen die Absicht, zu verleumden, in geringerm Maße vorhanden? Hat er seinerseits nicht Alles gethan, um die Verleumdung glaublich zu machen und an den Mann zu bringen? Ist daher dieser Roman, den pietistische Notabilitäten verlegen und empfehlen, etwas Anderes als eine gemeine Schmähschrift, eine Schmähschrift, die um so schlechter und empörender ist, da der Verfasser aus dem Versteck einer feigen Anonymität seine Pfeile so abschießt, daß ihm im äußersten Nothfall immer noch die Ausrede übrig bleibt, er habe eigentlich nicht auf Die gezielt, die er verletzt, oder doch zu verletzen versucht hat?

Doch das ist kaum das Aergste. Es gilt unter allen gebildeten Menschen und Völkern mit Recht für eine der größten Roheiten, Frauen zu mishandeln. Diese Roheit wird zur vollständigen Niederträchtigkeit, wenn der Angriff nicht blos der Person, sondern der weiblichen Ehre gilt und wenn er vor dem Forum der Oeffentlichkeit begangen wird. Ihren höchsten Grad erreicht aber die Niederträchtigkeit, wenn sich der Verleumder durch Namenlosigkeit der Züchtigung zu entziehen sucht, von der ihm sein Gewissen sagt, daß er sie wohl ver-

dient hätte. Was soll man nun sagen, wenn in dem vorliegenden Buche von der deutlich bezeichneten Frau eines berühmten Gelehrten erzählt wird, sie sei ihrem Mann davongegangen, weil sie in einen Andern verliebt war; wenn die widrige Figur jenes albernen und sinnlichen Mädchens, die wir zuletzt in einer ehebrecherischen Scene mit dem Haupthelden verlassen, dem Namen und den äußern Verhältnissen einer Dame, deren reine Persönlichkeit freilich der Verleumdung auch nicht die geringste sachliche Handhabe bot, mit schamloser, schlechthin unbestreitbarer Deutlichkeit untergeschoben wird; wenn selbst die Ruhe der Todten nicht geehrt wird und die letzten Stunden einer längst geschiedenen trefflichen Frau mit nichtswürdigem Klatsch entweiht werden? Man sollte meinen, wem nicht alles sittliche Gefühl in der persönlichen oder Parteileidenschaft erstorben ist, in dessen Augen müßten diese einfachen Thatsachen über das vorliegende Buch und über Die, welche es zu vertreten den Muth haben, den Stab brechen. Wir wenigstens möchten bezweifeln, ob sich in der ganzen modernen Schandliteratur ein Werk findet, in dem eine gemeinere Gesinnung, eine gründlichere moralische Fäulniß zutage käme als in dieser von einem modernen Frommen verfaßten, von Hrn. Wichern verlegten, von pietistischen Blättern ausposaunten, von rechtgläubigen Professoren — denn auch das ist vorgekommen — ihren Zuhörern empfohlenen Schmähschrift.

Nur Eins ist vielleicht noch widriger als die offene Gemeinheit: die salbungsvolle Heuchelei, mit der sie verdeckt und als ein frommes und heiliges Werk angepriesen werden soll. Man höre, um nur Eins anzuführen, die Tirade am Ende: „Das Unternehmen, diese Geschichte zu schreiben, kam nicht aus menschlichem Kitzel, sondern aus höherem Anregen. Ist viel oder wenig in der Form und Ausführung gefehlt, so mögen Kunstrichter bedenken, daß ihr Maßstab nicht angelegt werden kann, wo die kleine Kraft von Weibern und Kindern und Narren (!) sich regt. Der Herr aber liebt es, die Wahrheit von Kindern und Narren bezeugen zu lassen, wie die Weisen zu Narren geworden sind“... „Es ist jetzt Sonntag. Meister Händel sitzt an der Orgel im Himmel und die Engelscharen singen ein altes und doch neues Lied: Jauchzet dem Herrn, alle Welt u. s. w. Dann tönt das Lied vom Lamme und das große Hallelujah.“ Mit so unausstehlicher Affectation misbraucht dieser „Fromme“ die Bibelworte, um seine Schmähschrift damit zu verbrämen, mit so heuchlerischer Anmaßung muthet er uns zu, an die „höhere Anregung“ eines Buchs zu glauben, das vom Anfang bis zum Ende voll Schmuz und Verleumdung ist. Seine Parteigenossen aber sind gutmüthig oder urtheilslos genug, den Fuchs

im Schafspelz nicht zu merken, wenn ihm auch der Schweif noch so lang heraushängt.

Wer den „anonymen Roman“ geschrieben hat, ist sehr gleichgültig. In der Provinz, aus der er herstammt, hält man für den Verfasser, wie wir hören, einen Mann, der vor Jahren wegen ähnlicher Streiche von Tübingen aus die verdiente Zurechtweisung erhalten hat. Das ist aber eine Frage von rein localem Interesse. Eine weitere Beachtung verdient die Schrift nur, sofern sie zeigt, was man Denen bieten darf, welche heutzutage mit ihrer Frömmigkeit den Mund voll nehmen und die Stützen des wahren Christenthums sein wollen. Nun, wir können ihnen und uns zu solchen Bundesgenossen nur Glück wünschen. Mögen sie fortfahren, sich durch ähnliche Leistungen zu prostituiren: die Sache der Vernunft und der Freiheit wird nichts davon zu fürchten haben. —r.

Von Quebeck nach Saratoga.

Skizzen aus meinem atlantischen Reisebuche.

Von

Eduard Heusinger.

(Verfasser von „Achtundvierzig Jahre. Aus der Mappe eines constitutionellen Offiziers“.)

II. Akadien.

Die Dampfboote von Montreal lagen bereit und eines derselben sollte auch mich aus der Hauptstadt Nieder-Canadas führen. Es war ein herrlicher Julitag; ich wandelte noch einmal die Esplanade entlang und ließ meinen trunkenen Blick über die ungeheure Bay schweifen, die noch von den letzten Strahlen der Sonne vergoldet ward, während die Kämme der Gebirge schon längst mit Dunkel umhüllt waren.

Wenn man im Begriff steht, einer fremden Stadt auf immer Lebewohl zu sagen, dann empfindet man, so gleichgültig Einem dieselbe auch sein mag, leicht eine Art von Melancholie; der letzte flüchtige Blick auf die Gegend, die man am Abend vorher noch besucht hat und von der man nun bald für immer entrückt sein wird, macht mehr Eindruck auf unser Gemüth als alle vorhergegangenen Empfindungen, die Einzelheiten verschwinden, während die Vorahnung künftiger Erinnerungen das Herz des Reisenden schwellt.

In dieser Stimmung befand ich mich auf der Esplanade, meinen Träumereien nachhängend und in Bewunderung verloren.

Um mich her drängten sich Studenten, die aus dem Hörsale kamen. Sie waren wunderlich gekleidet und trugen ungeheure große schwarze Strohhüte,

große Mäntel mit rothen Vorstößen, einen indianischen Gürtel von buntfarbiger Wolle und große, mit Lederriemen zugebundene Schneestiefel. Die lustige Gruppe spielte und rauchte; es waren junge Leute, einfach und fröhlich, die nichts kannten als ihre Gebirge und ihren großen Fluß, Leute, für die Europa mit seinen völkerreichen Städten ein Traum war, wie für uns jene amerikanischen Länder, von denen wir in unsern Gymnasien leider zu wenig lernen. Als sie auf den Glockenschlag in ihre Hörsäle gegangen waren, lehnte ich mich an eine Kanone und fing an zu zeichnen. Neben mir stand ein langer englischer Corporal; mir unablässig über die Schultern guckend, verschlang er mit seinen großaufgesperrten Augen jede Linie, die ich in mein Tagebuch zeichnete. Wie ein Schatten an mich gebannt, folgte er allen meinen Bewegungen; schwebend zwischen dem Befehl, den er erhalten hatte, und zwischen dessen Vollziehung, wagte er nicht, mich in meiner unschuldigen Beschäftigung zu stören. Endlich redete er mich an, ich aber that, als verstände ich ihn nicht, indem ich mich für einen Spanier ausgab. Während er mit einem be d—ned nach seinem Posten zurückkehrte, wahrscheinlich um einen Unteroffizier aufzusuchen, der gelehrter war als er, verfolgte ich ganz ruhig meinen Weg den Wall entlang, und als der eifrige Diener zurückkam, fand er Niemand mehr. Das gab denn vermuthlich eine große Unruhe in der Wachtstube; ich aber war schon am Bord der Dame du Lac, wo mich ein anderes Schauspiel erwartete.

Waverley und die Lady of the Lake waren zwei miteinander coursirende Dampfboote und fuhren zu derselben Zeit ab. Marktschreier machten sich am Bord der beiden Fahrzeuge einander die Passagiere streitig. Der Eine hatte sein Seil von der Spitze des Mastes bis in die Schornsteine des Dampfboots ausgespannt und producirte, obschon die Wellen hoch gingen und der Wind ziemlich stark wehte, so halsbrechende Kunststücke, wie man sie sonst nur in den Elyséeischen Feldern in Paris oder im londoner Vaurhall sieht. Auf dem andern zeigten sich Schlangen- und Froschesser neben indischen Jongleurs, welche ein Schiff der ostindischen Compagnie hier nebst Thee und Porzellan ausgeladen hatte. Es war ein arger Tumult mit großer Lustigkeit hier am Bord; Niemand hätte sich auf einem Schiffe zu befinden geglaubt, wenn ihn nicht die flatternden Wimpel daran erinnert hätten. Um Mitternacht war Alles zur Abfahrt bereit, unsere Gaukler vergaßen ihre Eifersucht in einer Taverne, Franc-Anis genannt, und bald hörten wir nichts mehr als das Plätschern der Räder von unsern Dampfbooten. Diese hatten gewaltige Ladungen eingenommen; während eines Sturms, welcher uns in der Nacht mitten auf dem St.-Pierre-See überfiel, glaubten wir jeden Augenblick, sie würden auseinanderkrachen, die Wellen warfen

uns von einer Seite auf die andere, das Boot erdröhnte, die Gefahr war augenscheinlich. Allein der Schlaf ist ein allgemeines Heilmittel, auch für die Furcht, und so ward er auch uns ein lindernder Balsam.

Endlich nach einer 48stündigen unangenehmen Fahrt erblickte ich das Gebirge und die langen Gassen von Montreal wieder, das ich vor wenigen Wochen verlassen hatte.

Nach einem kurzem Aufenthalte in dieser Stadt, die dem Reisenden mehr Annehmlichkeiten und Zerstreuung gewährt, als man auf den ersten Blick glauben sollte, nahm ich meine Richtung nach dem Champlainsee zu, über die Prairien und St.-John und durch das sogenannte Akadien.

Jedermann weiß, daß die zwischen der Fundybay und dem Busen des St.-Lorenz liegende, von Cabet entdeckte Halbinsel vom Florentiner Verazani den Namen Akadien erhielt. Weniger bekannt jedoch sind die unerhörten Grausamkeiten und tyrannischen Mittel, mit denen die Engländer die alten Bewohner und französischen Eigenthümer zwangen, ihr neues Vaterland zu verlassen. Als die Provinz endlich durch die eindringliche Beredtsamkeit der Bayonnete geräumt war, nannte man das Land Neuschottland und die akadischen Pflanzer, ohne Asyl umherirrend und immer von den tyrannischen Siegern zurückgestoßen, verbreiteten sich nun am rechten Ufer des St.-Lorenz. Ihre Abkömmlinge führen noch jetzt den Namen Akadier und wohnen in den Dörfern St.-John und La Prairie.

Der Anblick dieses kalten und undankbaren Landes sowie seiner Bewohner ist für den Reisenden eben nicht sehr anziehend. Ueberall sieht man nur Getreide- und Kartoffelfelder, die Wohnungen haben meist ein trauriges Aussehen und der größte Reichthum des Landes scheint in Viehheerden zu bestehen. Ich kann die Sitten der Akadier und ihrer Landsleute nicht besser bezeichnen, als wenn ich sie mit denen der alten Normannen vergleiche, abgerechnet freilich die Plünderungs- und Raubsucht sowie die kriegerische Wuth der Letztern. Uebrigens sind die Akadier ebenso gute Seeleute als Ackerbauer. Ist die Ernte eingesammelt, dann baut der Familienvater seine Goelette (so heißen hier alle Fahrzeuge), die mit Hülfe seiner Hausgenossen bald fertig ist, ladet in dieselbe seinen ganzen Vorrath, Früchte sowol als Vieh, die ganze Familie steigt mit hinein. Der Pflanzer ergreift das Steuerruder, zieht sein Segel auf und die kleine akadische Colonie schwimmt nach der öden Küste von Neufundland, verkauft hier die Ernte, nimmt frische Fische ein und baut im Herbst eine neue Hütte. So hat der Akadier, Canadier oder Franzose in diesem Klima gelernt, was er unter dem glücklichern Himmelsstrich seiner Heimat nicht vermag; er hat eine unwiderstehliche Begierde, seinen Wohnsitz zu verändern, Alles zu un-

ternehmen und in ein und demselben Jahre Ackerbauer, Seemann, Zimmermann und Fischer zugleich zu sein. Dabei hat er jedoch die muntere Fröhlichkeit eingebüßt, welche die französischen Bauern charakterisirt; nur seine kräftigen Glieder, seine Ausdauer, seine Kraft, Entbehrungen aller Art zu ertragen, sind noch ganz eines alten Franzosen würdig, während sein ernstes, oft trübes und melancholisches Gesicht einen Menschen bezeichnet, der zwar nie las oder speculirte, wol aber viel empfindet und Manches im Leben erfahren hat. In Canada müssen die Franzosen sich umsehen, wenn sie wissen wollen, was Gallien war, als noch dichte Wälder und wenige Flecken und Dörfer es bedeckten; man überzeugt sich da aufs neue, wie allmächtig das Klima auf unsere Organisation einwirkt.

La Prairie ist ein ziemlich bedeutendes Dorf, auf dem rechten Ufer des St.-Lorenz, etwa eine Meile von Montreal entfernt: aber man gebraucht mehre Stunden, um über den hier ungemein reißenden Fluß zu setzen. Das Boot kämpft gegen das Wasser, welches hier schreckliche Wirbel bildet, oftmals steht es ganze Stunden wie angebannt still, ohne auch nur einen Schritt weiter zu können, und die Passagiere haben hinlängliche Muße, ihre Blicke auf Montreal verweilen zu lassen, und sich über die grünen Waldungen des Gebirgs zu freuen oder über die schlanken gothischen Thürme der Kathedrale.

Beim Sonnenuntergang erblickte ich den Kirchthurm von St.-John, der viereckig, doch ohne besondere Verzierungen ist. Eine halbe Stunde lang folgten wir dem Ufer des Chambly, Sorel, St.-John oder Richelieu: denn alle diese Namen führt der Eine Fluß. Seine Stromschnellen (die übrigens wegen der Unebenheit des Bodens in ganz Canada sehr häufig sind) murmeln angenehm und ihr Geräusch vermischt sich mit dem Gesange der Vögel, die in den sumpfig-buschigen Ufern des St.-John sehr zahlreich sind. Am Horizont erblickt man noch zwei oder drei Gipfel des Montagne de Bel-Oeil und Boucherville, in weiter Entfernung vom östlichen Ufer. Eine schlechte Holzbrücke verbindet die beiden Ufer und führt zu den Kasernen der englischen Truppen. Die Einwohner des alten Dorfes St.-John haben aufs allergenaueste Sprache sowol als Sittten der ersten Pflanzer beibehalten und corrumpiren alle englischen Wörter, deren sie sich bedienen.

Auf dem Marsche des Generals Montgommery gegen Quebeck war dieses Dorf ein sehr wichtiger Punkt; es bestand hier ein Fort, welches der amerikanische Commandant, von General Schüler unterstützt, während der Nacht angriff. Die Huronen wollten sich den Fremdlingen widersetzen, wurden aber mit Verlust zurückgeworfen und verschwanden in ihren Wäldern. Dennoch bedurfte es einer 45tägigen regelmäßigen Belagerung; man mußte Laufgräben bis dicht an das

Dorf hinanführen. Die Garnison bestand aus 500 Engländern und 200 Canadiern, welche das Fort endlich mit Kanonen, Mörsern und Vorräthen verließen. Gegenwärtig ist es nur noch ein kleiner viereckiger Pavillon, mit Palissaden und trockenen Gräben umgeben; es dient einer Compagnie englischer Grenadiere zur Kaserne. Am Ufer befindet sich ein Platz zum Einschiffen, ebenfalls mit Palissaden versehen, wo ein kleiner Kutter liegt, der zuweilen bis an den Champlainsee kreuzt.

Hier beim Beginne des Champlainsees hört derjenige Theil von Canada auf, welcher die Theilnahme europäischer, besonders französischer Reisenden vorzüglich in Anspruch nimmt. St.-John war das letzte Dorf, wo ich französisch sprechen hörte und Bauern in einer Schenke zechen sah, die ihren Ochsen ein Kummet aufgelegt hatten, das ich dem einfachen, in den Vereinigten Staaten gewöhnlichen Geschirre bei weitem vorziehe. Hier ist der Pflanzer noch abergläubisch und unwissend; er fragt dich, ob Frankreich eine schönere Stadt als Quebeck, ob die Domkirche in Montreal nicht die schönste in der Christenheit und ob der nächste Weg nach Rom nicht über Illinois und Mexico führe. Doch ist es noch immer ein ganz angenehmes Ding, auf Reisen Leute zu finden, welche eine muntere Sprache reden, gastfreundschaftlich, redlich, zuvorkommend sind, auch wenn es mit ihren Kenntnissen nur schwach bestellt ist; das wird Einem am fühlbarsten, wenn man ein paar Stunden weiter den finstern, unterrichteten, phlegmatischen Amerikaner antrifft, der sich wenig oder gar nicht mittheilt und es am anständigsten hält, alle seine Gedanken auf den Rauch seiner Cigarre oder auf das Kauen eines Stücks gedrehten Tabacks zu verwenden.

Canada ist kein erfreulicher Aufenthalt. In den großen Städten zwar soll ein sehr angenehmer Ton herrschen, die Landschaften aber sind wegen des strengen Klima und des einförmigen Anblicks der ewigen Fichten meist düster und langweilig. Der St.-Lorenz freilich und die Seen bieten einen erhabenen Anblick dar und auch die Gebirge sind hier, wie überall, imposant. Allein bei alledem liegt auf dem Ganzen Etwas, das die Seele drückt; das Land (man fühlt es noch jetzt) ist ein erobertes, die Rothröcke langweilen sich in der Colonie, deshalb sind sie barsch und abstoßend, die Eingeborenen stehen mit ihnen nur in geringem Verkehr und bei den Colonisten findet man nicht, wie in den Vereinigten Staaten, Trieb und Wetteifer nach improvements (Verbesserungen). In Canada muß Einem das Leben lang werden, man kann sich nicht wohl befinden in diesem undankbaren Lande, das, kaum von den glühheißen Strahlen der Augustsonne ausgedörrt, im October schon wieder mit einer Schnee- und Eisdecke überzogen ist. Spanische Reisende, die mit uns waren, kehrten, an eine andere Vegetation gewöhnt, in Montreal gänzlich um, und ich selbst,

wäre mein Reisetrieb damals nicht noch zu lebhaft gewesen, wäre sicher nicht bis jenseits des Ontariosees gegangen.

Deutschland und die preußisch-östreichische Neutralität.

So geht der vierzigjährige Friede, dessen Europa bis dahin genossen und den selbst die Stürme der Revolution wol erschüttern, aber nicht brechen konnten, denn also wirklich zu Ende. Der kleine Funke, der vor Jahresfrist am Bosporus entglomm, hat aller Bemühungen, ihn auf seinen nächsten Umkreis zu beschränken, gespottet; wie an einer Zündschnur ist er unaufhaltsam von einem Ende Europas zum andern gelaufen, nur wenige Minuten noch und die Mine platzt. Frankreich und England auf der einen, Rußland auf der andern Seite, stehen sich in Waffen gegenüber; ist auch die förmliche Kriegserklärung bis zu diesem Augenblick noch nicht erfolgt, so ist doch die Entscheidung selbst schon längst gefallen; was am wirklichen Ausbruch des Kriegs noch fehlt, sind nur Formalien, und auch diese werden vielleicht erledigt sein, bevor diese Zeilen die Presse verlassen haben. Von beiden Seiten werden die außerordentlichsten Anstrengungen gemacht. Rußland starrt von Bayonneten; ungeheure Heeresmassen wälzen sich aus dem Innern des Reichs nach allen Richtungen, von Finnland bis an das Schwarze Meer, von Khiwa bis an die preußische Grenze steht es zu Angriff und Vertheidigung gerüstet. England und Frankreich bleiben hinter diesen Anstrengungen nicht zurück. Das Erstere hat eine Flotte ausgerüstet, dergleichen das Weltmeer noch nicht getragen; alle Erfindungen und Verbesserungen, welche seit 30 Jahren in der Kunst des Schiffbaues und des Seekriegs gemacht worden sind, werden hier zum ersten mal ihre tödtlich furchtbaren Wirkungen entfalten. Selbst vom Landheere, mit dessen Verwendung England sonst bekanntlich sehr zurückhaltend ist, finden bedeutende Entsendungen statt; Alles deutet darauf hin, daß der Krieg mit vollem Eifer geführt werden soll und daß die zähe Friedensliebe des englischen Ministeriums, über welche die Welt sich so lange skandalisirt hat, nun von einem ebenso zähen, ebenso ausdauernden Kriegseifer abgelöst ward. Mit demselben Eifer werden auch die Rüstungen in Frankreich betrieben. Die Kerntruppen der französischen Armee, jene afrikanischen Regimenter, die durch einen mehr als zwanzigjährigen Krieg mit allen Gefahren vertraut, an alle Entbehrungen und Anstrengungen gewöhnt sind, stehen zur Einschiffung nach dem Orient bereit; die ersten militärischen Ca-

pacitäten Frankreichs werden ihre Führung übernehmen; der vermuthliche Thronerbe selbst brennt vor Begierde, sich in dem bevorstehenden Feldzug seine ersten Sporen zu verdienen. Und da nach dem bekannten Ausspruch Montecuculi's zum Kriege Dreierlei gehört, nämlich Geld, nochmals Geld und wieder Geld, so hat Frankreich in demselben Augenblick, da die Einschiffung der Truppen beginnt, auch eine neue Anleihe eröffnet; die schweren Opfer, denen es sich dabei unterwirft, beweisen aufs neue, wie ernst es ihm mit dem Kriege ist. Selbst auf die Mächte zweiten und dritten Rangs fängt die Bewegung an sich auszudehnen. Dänemark und Schweden rüsten; Belgien steht auf der Lauer; Neapel soll ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich abgeschlossen haben. Das Alles sind Anzeichen, welche auf mehr als eine vorübergehende Störung des europäischen Friedens deuten. Wie geringfügig, ja wie kindisch auch der erste Anlaß zu dem bevorstehenden Gemetzel — das Gemetzel wird darum nicht minder furchtbar, nicht minder ausgedehnt werden; je höher der Damm des Friedens bisher gewesen und je künstlicher man ihn zusammengekittet hatte, mit desto furchtbarerer Gewalt wird die Flut des Kriegs sich jetzt über ihn hinwegstürzen. Wann sie sich wieder verlaufen wird? und welche Veränderungen mittlerweile mit unserm Welttheil vorgegangen sein werden? Niemand weiß es zu sagen, selbst von Denen nicht, die das Schwert jetzt aus der Scheide ziehen. Nur das fühlt Jeder und darin stimmen Alle überein, daß das kein Krieg wird zwischen zwei einzelnen Mächten, nein, das wird ein allgemeiner, ein europäischer Krieg, ein Krieg, wie die Welt ihn seit den Zeiten Napoleon's nicht gesehen hat; ganz Europa wird von seinem Strudel verschlungen werden — dafür aber fällt auch Demjenigen, der sich als Sieger daraus hervorarbeiten wird, als Preis die Herrschaft von Europa zu.

Wohlan denn, die Welt steht in Waffen, die gewitterschwüle Pause vor dem Ausbruch des allgemeinen Kriegs zählt nur noch nach Minuten — welche Stellung nimmt Deutschland zu den bevorstehenden Ereignissen ein? Gleich einem vom Sturm gepeitschten Meere, rollen die beiden Enden Europas, der Osten und der Westen, sich gegeneinander auf — Deutschland, das in der Mitte liegt, Deutschland, dem seit Jahrhunderten das traurige Loos zufiel, die Wahlstatt für die Kämpfe des übrigen Europa zu sein und mit den Leichen seiner Bewohner, den Trümmern seiner Städte, dem Ruin seines Wohlstandes die Kosten fremder Kriege zu bezahlen — was thut Deutschland, sich gegen die Wiederkehr eines ebenso traurigen wie erniedrigenden Schicksals zu sichern? Auf welche Seite stellt es sich, welche Partei ergreift es? Ja was thut es überhaupt nur, um dem streitenden Europa ins Gedächtniß zu rufen, daß es auch noch da ist und daß weder die Stürme der

Revolution noch der Segen der Reaction es gänzlich aus der Reihe der Lebendigen gestrichen haben?

Aber halt, es ist ja wahr: der bevorstehende europäische Krieg ist ja eine Sache der äußern Politik und in Sachen der äußern Politik hat der Deutsche Bund noch niemals für zweckmäßig gefunden, eine Stellung einzunehmen. Auch die Versuche, welche einige mitteldeutsche Staaten unlängst gemacht haben sollen, den Deutschen Bund zu einer Neutralitätserklärung zu Gunsten Rußlands zu bewegen, sind an der Schwerfälligkeit seiner Organisation gescheitert. Die äußere Politik, das räumen selbst die eifrigsten Vertheidiger der gegenwärtigen Bundesverfassung ein, ist das Gebiet nicht, auf welchem der Deutsche Bund sich mit Glück bewegen kann; dazu bedürfte es einer geschlossenern Form und einer einheitlichern Leitung, die aber, setzen diese Vertheidiger hinzu, wieder in anderer Hinsicht von Misständen begleitet sein würde und die auch in der That um so entbehrlicher ist, als der Deutsche Bund ja in Oestreich und Preußen zwei natürliche Vertreter besitzt, deren eigenes Interesse es schon mit sich bringt, daß sie den Bund auch nach außen hin möglichst kräftig vertreten. Oestreich und Preußen sitzen im Rath der europäischen Großmächte; sie thun es nicht blos im eigenen Namen, sondern zugleich auch im Namen des Deutschen Bundes, der ihnen einen großen Theil ihrer materiellen und moralischen Kräfte gewährt, besonders auch durch das Band der Einigkeit, das er ihnen auferlegt, sodaß sie also auch die Pflicht haben, ihn nach außen hin zu vertreten und zu schützen.

So formuliren wir unsere Frage denn anders; wir unterdrücken alle Scrupel, ob es mit dieser Vertretung wirklich und unter allen Umständen so sicher ist; wir enthalten uns namentlich zu untersuchen, ob die postulirte Einheit zwischen Preußen und Oestreich, die doch in Betreff der innern deutschen Verhältnisse schon manche schwere Stunde zu bestehen gehabt hat, auf dem Felde der äußern Politik so durchaus zweifellos und selbstverständlich ist; wir lassen unerörtert, ob nicht auch hier Fälle eintreten können, wo der Eine nach rechts, der Andere nach links, der Eine nach Osten, der Andere nach Westen getrieben wird und was dann in solchen Fällen aus Deutschland werden soll — wir erkennen die augenblickliche Thatsache einfach an und fragen demnach: was thut Oestreich, was thut Preußen im Angesicht dieses europäischen Kriegs, der uns bedroht?

Die Antwort ist rasch bei der Hand: Oestreich und Preußen nehmen mit väterlicher Weisheit das Beste ihrer Unterthanen wahr, wie sie es gewohnt sind; während die übrige Welt unter den Waffen seufzt, sichern sie ihren Angehörigen die Segnungen des Friedens; von keiner Ehrsucht verblendet, von keinen Eroberungslüsten getrieben, lassen sie

die beiden Flanken Europas ihren Streit unter sich ausfechten und wahren uns als dem eigentlichen Reich der Mitte durch eine streng beobachtete Neutralität das Köstlichste, was es gibt und wofür selbst der Alleinbesitz der Schlüssel zum Heiligen Grabe nicht völlig entschädigen kann — den Frieden.

So wenigstens sagen die Vertheidiger beider Regierungen. Auch hier wieder wollen wir ihnen Glauben schenken; wir wollen annehmen, daß die Mission des Grafen Orlow nach Berlin und Wien wirklich so vollständig gescheitert ist, wie die Zeitungen seinerzeit behaupteten; wir wollen kein Gewicht legen auf die einigermaßen auffällige Erscheinung, daß man sich der östreichischen Bundesgenossenschaft an der Newa ebenso laut und mit derselben Zuversicht rühmt, wie in London und Paris; wir wollen mit einem Wort die auswärtige Politik der beiden deutschen Großmächte nicht für verschlagener halten, als sie sich bisher in den meisten Fällen gezeigt hat. Auch die Frage, ob eine derartige Neutralität unter den obwaltenden Umständen die eigene Wahl der beiden Staaten sowie dem Wohle des von ihnen vertretenen Deutschland zuträglich, ja ob sie überhaupt nur möglich ist, mag für heute unerörtert bleiben. Wir nehmen an, was sich zwar ohne an ein Wunder zu glauben, kaum annehmen läßt, nämlich daß Preußen und Oestreich nicht blos stark, unabhängig und einig genug sein werden, allen Verlockungen und Drohungen der beiden kriegführenden Mächte Stand zu halten und mitten in dem empörten Europa Deutschland zu einer Oase des Friedens und des bürgerlichen Wohlstandes zu machen, sondern daß auch die kriegführenden Parteien selbst Deutschland dies idyllische Glück vergönnen werden. Dies Alles, wie gesagt, zugegeben, so bleibt doch noch immer ein sehr wichtiger Punkt, um so wichtiger, als er, wenn die Absicht der beiden Großmächte wirklich auf eine so strenge und vollständige Neutralität gerichtet ist, sich so außerordentlich leicht erledigen läßt. Dieser Punkt aber besteht darin, daß das bisherige Schweigen, welches Oestreich und Preußen über ihr demnächstiges Verhalten beobachten, gebrochen und von beiden eine gemeinschaftliche Erklärung erlassen werde über die Stellung, welche sie bei dem bevorstehenden Kriege einzunehmen gedenken, sowie über Absicht, Grund und Grenze der Neutralität, zu welcher sie sich entschlossen haben. Bisjetzt, das mögen unsere Friedensfreunde wohl erwägen, haben wir nichts als negative Anzeichen; das Publicum weiß blos nicht, ob Oestreich und Preußen mit Rußland oder für den Westen sein werden — in diesem Schweigen kann die Neutralität liegen, es ist möglich; aber möglich ist auch, daß der Krieg darin liegt. Die einzige authentische und positive Erklärung, welche von den beiden genannten Mächten bisjetzt abgegeben worden, ist jener berühmte Passus in der preußischen Thron-

rede von Ende November, der damals vom Publicum mit so lebhafter Befriedigung aufgenommen wurde. Seitdem aber sind fast vier Monate verflossen, vier inhaltsschwere, verhängnißvolle Monate, während deren die Lage Europas sich vollständig verändert hat; was damals, wo die Möglichkeit einer friedlichen Ausgleichung noch immer im Hintergrunde stand, allenfalls für eine genügende Erklärung gehalten werden konnte, ist es jetzt, wo der Krieg so gut wie ausgebrochen und wo namentlich die so vielfach bezweifelte Einigkeit zwischen Frankreich und England die Feuerprobe bestanden hat, schon längst nicht mehr. Damals lag Alles noch im Reich der Eventualitäten, da mochte eine zurückhaltende Erklärung, eine Erklärung, die sich ebenfalls nur in Eventualitäten und Möglichkeiten erging, am Orte sein; jetzt, wo die Pforten des Janustempels eröffnet sind, wo das unerbittliche Reich der Thatsachen sich vor uns aufthut, jetzt ist auch der Zeitpunkt gekommen, eine bestimmte unzweideutige Erklärung abzugeben, eine Erklärung, welche die Grenzen der einzunehmenden Stellung genau bezeichnet und dabei zugleich, sei es nach rechts, sei es nach links, das Schwert durchblicken läßt, mit welchem man dieselbe zu vertheidigen gedenkt. Die gelegentlichen Aeußerungen, die der preußische Ministerpräsident in den Kammern hat fallen lassen, können uns so wenig zur Beruhigung dienen wie die energischen Aeußerungen, welche das Gerücht andern noch höher gestellten Personen zuschreibt; in einer so kritischen Situation, wo das Schicksal des Vaterlands auf der Degenspitze balancirt — und noch dazu, wie es scheint, nicht einmal auf der Spitze des eigenen Degens — muß Derjenige, der sich mit Worten abzufinden hofft, auch diese seine Worte wenigstens klar und deutlich formuliren.

Noch unklarer ist die Stellung Oestreichs. Die einzige Garantie (denn eine Garantie vermögen wir Aeußerungen der „Oestreichischen Correspondenz“ und ähnlicher „officiöser“ Blätter nicht beizulegen), welche wir dafür haben, daß es nicht mit Rußland gehen wird, besteht bisjetzt eigentlich nur in den bekannten Aeußerungen, die im britischen Parlament gefallen sind, sowie in einigen Phrasen, deren Ludwig Napoleon sich bedient hat und die allerdings stark an die alte psychologische Erfahrung erinnern, daß der Mensch gern Dasjenige schon als geschehen behauptet, von dem er wünscht, daß es geschehen möchte. In dem Augenblick, da wir dieses niederschreiben, geht durch die Zeitungen ein Gerücht von dem bevorstehenden Einmarsch östreichischer Truppen in Bosnien und die nördlichen Districte Albaniens. Man setzt hinzu, daß dieser Einmarsch im Einverständniß mit den Cabineten von Paris, London und Berlin erfolge und zum Zweck habe, die türkische Regierung bei der Unterdrückung etwaiger aufständischer Bewegungen zu unterstützen. Das kann sein — aber es kann auch sein,

daß diese Truppenrüstungen noch eine ganz andere Bestimmung haben. Wir sind sehr weit entfernt, dem östreichischen Cabinet dabei irgend eine Zweideutigkeit schuld zu geben; da dasselbe sich bisjetzt, soviel man weiß, zu nichts verpflichtet hat, so kann es natürlich auch keinen Verpflichtungen zuwiderhandeln. Ist aber, wie ja von einigen Seiten mit der äußersten Entschiedenheit behauptet wird, die Türkei einmal dem Untergange verfallen und drängen selbst England und Frankreich dem Sterbenskranken ihre Theilnahme nur in der Absicht auf, damit sie im Augenblick seines Verscheidens hübsch bei der Hand sind und auch etwas von dem Nachlaß erwischen — nun, so müßte man ja allen Menschenverstand abgeschworen haben, wenn man es Oestreich verübeln wollte, daß es sich gleichfalls auf diese Eventualität gerüstet hält.

Allen diesen Möglichkeiten, Vermuthungen und Befürchtungen kann wie gesagt ein Ende gemacht und das gesammte Deutschland über seine nächste Zukunft beruhigt werden, indem Preußen und Oestreich sich öffentlich, durch ein allgemein zugängliches und allgemein verbindliches Document über die von ihnen beabsichtigte Stellung aussprechen. Wir bescheiden uns, daß es eine Höhe der Politik gibt, von der herab auch schon dies Verlangen sich wie ein entfernter Versuch zum Hochverrath ausnimmt; große Politik zu treiben, tönt es von dieser Höhe herunter, ist lediglich Sache der Cabinete, die Völker haben nichts danach zu fragen, noch wäre es der Würde einer großen und selbständigen Regierung angemessen, sich über die Absichten, die sie in einer bestimmten Frage der auswärtigen Politik hegt, vor ihren Unterthanen zu rechtfertigen oder auch nur zu erklären. Wir glauben an die wohlwollende Absicht der beiden Großmächte, wir sind überzeugt, daß sie wirklich und ausschließlich nur das Wohl ihrer Staatsangehörigen im Auge haben — und darum können, darum dürfen wir auch nicht glauben, daß sie sich in der vorliegenden Frage auf die Höhe dieser Politik werden stellen wollen. Es handelt sich ja nicht um politische Theorien und Doctrinen, noch um irgend eine, wenn noch so entfernte Theilnahme an der Regierung; die preußischen Kammern — welchen größern Beweis von Fügsamkeit erwartet man noch?! — denen das formelle Recht der Anfrage doch gar nicht abgestritten werden kann, begreifen ja ihre Stellung ganz richtig und debattiren über Gesindeordnung und Jagdentschädigung, mit einem Ernst und Eifer, als ob es gar keinen Orient gebe und als ob Mentschikow und Gortschakow, Oltenitza und Sinope lauter mythische Namen wären. Nein, um was es sich handelt und was eine entschiedene und unzweideutige Erklärung der beiden deutschen Großmächte zur unerläßlichen Nothwendigkeit macht, das ist die Lage der materiellen Interessen in Deutschland. Unser Handel, unser Gewerbe leiden unter der Ungewißheit, wie sie es kaum unter

einem erklärten Kriege thun würden; in dem Sinken der Werthe, in der Stockung aller Geschäfte, der allgemeinen Entmuthigung aller Geschäftstreibenden haben wir den Krieg bereits und zwar den Krieg in seiner allerschlimmsten Gestalt, nämlich blos von seiner lähmenden Seite, ohne jenen sittlichen Aufschwung, ohne jene Begeisterung und Leidenschaft, die den Ausbruch eines wirklichen Kriegs zu begleiten pflegen. Die Vertheidiger unserer Großmächte behaupten, selbst eine öffentliche Neutralitätserklärung lasse sich nicht abgeben, ohne daß die Neutralität zugleich eine bewaffnete sei. Wir geben das vollkommen zu: aber so sind die Verluste, welche der deutsche Wohlstand durch die gegenwärtige Ungewißheit erleidet, doch ganz gewiß zwei und drei mal größer, als die Kosten einer theilweisen oder vollständigen Mobilisirung jemals sein könnten. Im Gegentheil, der Befehl zur Mobilisirung würde, wenigstens was Preußen betrifft, vom Publicum mit Freuden entgegengenommen werden; man würde denselben als ein Merkmal betrachten, daß an der entscheidenden Stelle endlich ein bestimmter Entschluß gefaßt ist und daß die Zeit des Schwankens und Zauderns vorüber. In jede bestimmte Thatsache kann der Mensch sich finden, selbst auch in die bitterste; Ungewißheit und Zaudern aber bringen ihn moralisch und körperlich herunter und entwinden ihm das Schwert, bevor es noch gezogen ist — siehe die Geschichte Preußens vom Frieden zu Basel bis zur Schlacht von Jena.

Literatur und Kunst.

Von Meidinger Sohn und Comp. in Frankfurt a. M. wurde soeben versandt: „Vaterländische Geschichte von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart, von Dr. Eduard Duller, fortgesetzt von Professor Dr. Karl Hagen", dritter Band, erstes und zweites Heft. Danach ist die Unterbrechung, welche das interessante Werk durch den Tod des ursprünglichen Herausgebers erlitten, also nur von sehr kurzer Dauer gewesen; die Verlagshandlung hat das Glück gehabt, für die Fortsetzung einen Gelehrten zu gewinnen, dessen Name allein schon volle Bürgschaft leistet für die Gediegenheit seiner Arbeiten und unter dessen Händen auch das vorliegende Werk — dies wird ja wol zu sagen erlaubt sein, ohne der Pietät zunahezutreten, die wir dem Andenken Duller's schuldig sind — an Werth und Verbreitung voraussichtlich nur noch gewinnen wird. Seit seinem dreibändigen gelehrten Werke über „Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter" (Erlangen 1841), durch welches er sich dem größern Publicum zuerst bekannt machte, hat Karl Hagen durch eine Reihe ebenso gediegener wie interessanter Schriften sich als einer unserer vortrefflichsten Historiker bewährt; gelehrt ohne Schwerfälligkeit, selbständig ohne Eigensinn, freisinnig ohne jemals in die bloße liberale Phrase zu verfallen, von echt deutscher, echt

vaterländischer Gesinnung, Meister eines klaren, kernigen Stils, der gleichsam die innere Kernhaftigkeit des Verfassers widerspiegelt, besitzt Karl Hagen alle Eigenschaften, die für einen populären Bearbeiter der vaterländischen Geschichte wünschenswerth und nöthig sind. Auch hat er die Probe bereits bestanden; seine „Geschichte der neuesten Zeit vom Sturze Napoleon's bis auf unsere Tage", die seit 1850 bei Westermann in Braunschweig erscheint, hat sich durch ihre geschickte Zusammenstellung der Thatsachen, sowie durch den klaren und lebhaften Vortrag rasch ein zahlreiches und anhängliches Publicum erworben. Freilich hat es noch immer seine besondern Schwierigkeiten, ein Werk fortzusetzen, das von einem Andern entworfen und begonnen ward. In diesem Fall indessen hatte der Verfasser den Vortheil, daß er, nach seinem eigenen Bekenntniß, derselben Richtung angehört wie sein Vorgänger, und daß er auch in der Auffassung der historischen Dinge im Ganzen und Großen auf demselben Standpunkte steht. Auch hatte Duller seine Arbeit gerade mit einem Hauptabschnitt der deutschen Geschichte, mit dem Ausgang der Hohenstaufen und dem Ende des Zwischenreichs geschlossen, während Hagen die seinige mit einer ganz neuen Epoche beginnt, die sich in allen Stücken wesentlich von der frühern unterscheidet und daher auch einen selbständigen Bearbeiter recht wohl vertragen kann. Endlich aber ist Hagen keineswegs erst durch die Auffoderung des Verlegers veranlaßt worden, sich mit dem Zeitabschnitt, den er hier zunächst behandelt, zu beschäftigen, vielmehr ist derselbe für ihn schon seit längerm ein Gegenstand selbständiger und eifriger Forschungen gewesen, von denen auch ein Theil schon früher veröffentlicht worden. So trafen denn, nach dem Ausdruck des Verfassers, „seine Studien und die Wünsche der Verleger zusammen": ein Zusammentreffen, zu dem wir nicht nur dem Duller'schen Werke, sondern auch der Literatur im Allgemeinen nur Glück wünschen können. Die beiden jüngst erschienenen Hefte reichen von der Thronbesteigung Rudolf's von Habsburg bis auf den Tod Ludwig's des Baiern. Meisterhaft ist das Bild, welches der Verfasser von dem Erstern entwirft. Licht und Schatten, Verdienst um den Augenblick und Vergehen gegen die Zukunft des Deutschen Reichs sind in Rudolf von Habsburg bekanntlich so durcheinandergemischt, daß es nicht leicht ist, seiner Erscheinung nach beiden Seiten hin gerecht zu werden. Dem Verfasser ist dies vollständig gelungen; wenn sein Schlußurtheil dennoch tadelnd lautet, so wird Niemand, der mit der spätern Entwickelung der deutschen Verhältnisse bekannt und von keinem provinzialen Vorurtheil verblendet ist, ihm seine Zustimmung versagen können. „Rudolf", sagt er S. 32, „hatte zwar Erfolge erzielt, aber ob sie auch die Dauer verbürgten? Er hatte sich eine Hausmacht gegründet, aber ob die Zustände Deutschlands so befestigt waren, daß nicht jeden Augenblick die Zeiten der Verwirrung und der Auflösung zurückkehren konnten? Gerade in Bezug auf Deutschland lieferte die Regierung Rudolf's den Beweis, daß eine noch so schlaue und vorsichtige Staatskunst keine großartigen Schöpfungen hervorbringt, wenn sie sich darauf beschränkt, blos die augenblicklichen Verhältnisse zu berücksichtigen, anstatt sich auf die breite Unterlage des Volksbedürfnisses zu gründen." Auch von den weitgreifenden und verwickelten Plänen Ludwig's des Baiern gibt er eine lichtvolle Darstellung, die durch eine ausführliche Schilderung von den damaligen Zuständen des Reichs in den ein-

zelnen Fürstenthümern, Landschaften, Städten &c. in zweckmäßiger Weise ergänzt wird. Die Sprache des Verfassers ist vielleicht minder schwungvoll wie die seines Vorgängers, aber dafür um so klarer und präciser, von historischer Einfachheit, aber niemals ohne historische Würde. Der Fortsetzung sehen wir mit Verlangen entgegen. Unter den drei concurrirenden Werken von Pfaff, Venedey und Duller ist das letztere nun am weitesten vorgeschritten; möge es auch Dasjenige sein, das am ersten und ungehindertsten vollendet wird. Die Uebernahme von Seiten des gegenwärtigen Verfassers verbürgt ihm Vorzüge, sowol in wissenschaftlicher wie in populärer Hinsicht, denen seine Nebenbuhler kaum gewachsen sein dürften und die ohne Zweifel auch in der Theilnahme des Publicums die ihnen gebührende Anerkennung finden werden. Fkg.

Hr. von Sternberg hat Grund, in der That, sich über seine Recensenten zu beschweren. Da wird ihm nun schon seit Jahren nachgesagt und selbst wer sich im Uebrigen nur wenig oder gar nicht um die ästhetische Würdigung unserer modernen Dichter kümmert, weiß doch wenigstens so viel, daß Hr. von Sternberg der eigentliche Dichter des Rococo. Trotz des Scheidebriefs, sagt man, den er der Reaction in seinem „Carneval in Berlin“ gegeben, gehört sein Herz doch noch immer der Vergangenheit an; für die Gegenwart, behauptet man, hat er nur Gleichgültigkeit und Mistrauen, für die Zukunft aber — nämlich wenn es in dem System des Hrn. von Sternberg überhaupt noch so etwas wie eine Zukunft gäbe — nur ironisches Achselzucken und frivole Witzeleien. Und doch gibt es nichts Ungerechteres, nichts Thörichteres als diese Beschuldigungen. Hr. von Sternberg ein Mann des Stillstandes? Der Verfasser der „Braunen Märchen“ ein Anhänger der Reaction? Vielmehr im Gegentheil: unter allen deutschen Romanschreibern der Gegenwart, behaupten wir, gibt es nicht Einen, der die Strömung des Zeitgeistes aufmerksamer belauscht und eifriger auf jeden Wechsel der Mode speculirt als Hr. von Sternberg; er ist der wahre artiste-adonisateur, der jeder Laune der Zeit ihr romantisches Schönpflästerchen aufzusetzen versteht und mit der Geschwindigkeit eines Taschenspielers jedem neuesten Geschmack des Publicums sofort mit einem entsprechenden Roman aufwartet. Zu Anfang der dreißiger Jahre, als Heine florirte, schrieb Hr. von Sternberg seine „Zerrissenen“. Als dann die Literaturgeschichte in Mode kam, lieferte er seinen „Molière“ und „Lessing“. Als die socialen Fragen in den Vordergrund traten, stand er bereit mit „Paul“, „Diane“ &c. „General Drauf“ quartierte sich in Charlottenburg ein und die Opposition bereitete sich zum passiven Widerstande — Hr. von Sternberg edirte seine „Beiden Schützen“. Das Militär war in Berlin eingezogen, die Nationalversammlung vertagt, die Reaction, nach glücklich überstandenem Kanonenfieber, setzte sich zu Tische und suchte mit Champagnerströmen und Wachtstubenwitzen das Gedächtniß der Angst hinwegzuspülen, die sie soeben noch ausgestanden — und wer stand an der Thür des Saales, geschniegelt und gebügelt, die Serviette unter dem Arm, und reichte den wiehernden Gästen die neueste Speisekarte? Wiederum Hr. von Sternberg mit seinen „Braunen Märchen“, seinem „Gil Blas“ &c. Dies glückliche Talent, der Modernste unter den Modernen, der Vorgeschrittenste zu sein unter den Vor-

Google

geschrittenen, hat den berühmten Schriftsteller auch jetzt noch nicht verlassen; sein jüngstes Werk: „Das stille Haus. Eine Erzählung für Winterabende von A. von Sternberg" (Berlin, Decker), liefert dafür einen neuen und glänzenden Beweis. Oder was gibt es Moderneres als jenes „Hereinragen der Geisterwelt", mit dem unsere Tischrücker und Geisterklopfer uns seit einiger Zeit überraschen? Gibt es einen vorgeschrittenern, einen pikantern Zustand als Odisch zu sein? und was kann einen Dichter vom Schlage des Hrn. von Sternberg in diesem Augenblicke mehr begeistern als die Visionen unserer Sensitiven? Wo Tische zu reden anfangen und Geister und Stimmen sich in unsere Meubel einnisten wie die Wanzen, da kann auch der Ehrgeiz des Hrn. von Sternberg unmöglich zurückbleiben, das magnetische Fluidum gährt auch in seinem Tintenfaß, der Vitalismus, der Schemmelbeine zu Propheten und alte Tischplatten zu tiefsinnigen Gelehrten macht, zuckt auch in seinen Schreibfingern. Jeder Topf will seinen Deckel, jede Mode ihr Buch und Hr. von Sternberg ist der Mann, sie zu befriedigen; er hat geseufzt mit den Weltschmerzlern, hat Projecte gemacht mit den Weltverbesserern, hat Zoten gerissen mit den triumphirenden Landjunkern und liefert nun, da die Gespenster Mode geworden, auch die obligaten Gespenstergeschichten. Schon im „Macargan" kamen Stellen vor, die füglich aus dem Tagebuch des Hrn. von Reichenbach entlehnt sein konnten; ebenso in den „Rittern von Marienburg". Doch war dabei noch immer die Möglichkeit einer rationalistischen Erklärung nicht ausgeschlossen; man wußte damals noch nicht, ob die Tische rückten oder gerückt würden und Hr. von Sternberg, als ein umsichtiger Mann, wollte sich den eigenen Rücken nach beiden Seiten frei halten. Jetzt, seitdem preußische Pairs öffentliche Vorlesungen halten über Tischrücken und Geisterklopfen, ja, seit in der Hauptstadt der Intelligenz die ruhmreiche Erfindung des Manulector oder Psychographen gemacht ist, jetzt darf auch Hr. von Sternberg seine kluge Zurückhaltung aufgeben; die Gespenster haben gesiegt, es leben die Gespenster, es lebe der Gespensterroman! Denn das ist der rechte Name für dieses jüngste Kind der Sternberg'schen Muse: ein Gespensterroman von der allerdicksten, der allercrassesten Sorte. „Das stille Haus" fängt ganz nüchtern und verständig an; der gewandte Erzähler weiß sogar auf den ersten Seiten das Interesse des Lesers in hohem Grade zu spannen, wir erwarten eine Criminalgeschichte oder irgend ein anderes pikantes Mysterium und lauschen begierig auf den Fortgang seiner Enthüllungen. Bald aber werden wir aufs schmerzlichste enttäuscht: nämlich wir, die wir leider Ketzer sind und den neuesten Offenbarungen des Geisterreichs keinen Geschmack abgewinnen können. Die Verehrer des Vitalismus dagegen werden entzückt sein; hier ist mehr als Hr. von Reichenbach, mehr als die „Seherin von Prevorst", mehr als Hoffmann und das Laun'sche „Gespensterbuch". Ein freimaurerischer Fürst, der aus irgend einer Hoffmann'schen Novelle entlaufen, eine detto Geliebte, die aber eigentlich nur Automat ist und statt des Herzens eine Uhrfeder in der Brust hat, ein wunderthätiger Geheimbund, Schwarzkünstler, die Einem die Seele aus dem Leibe bannen, lebendige Menschen, die zu Leichen, Leichen, die zu lebendigen Menschen verzaubert werden, wunderbare Elixire, die das menschliche Leben um Jahrhunderte verlängern, geheime Stimmen, blaue Flämmchen, Erscheinungen und Spukgestalten aller Art — und das Alles

vorgetragen mit der nüchternsten Unbefangenheit, ohne den mindesten Versuch irgend einer rationalistischen Erklärung, ohne psychologische Motivirung, ohne Zusammenhang, ohne Zweck und Ziel oder wie sie weiter heißen, die banalen Foderungen des prosaischen Verstandes — nun wahrhaftig, wer ein solches Buch nicht mit Entzücken liest, der ist nicht werth in diesem gläubigen Zeitalter zu leben. Wir selbst bekennen, daß unser Unglaube dadurch in einem wesentlichen Punkte erschüttert worden ist: wir hielten Psychographen und Manulectoren bisher für einfältige Spielereien, für eine plumpe Charlatanerie, nur bestimmt, um Schwachköpfen ihr Geld abzunehmen — wir thun es jetzt nicht mehr, wir glauben jetzt, daß eine einfache Combination von einigen Stücken Holz und einigen Enden Bindfaden in der That im Stande ist, Verse zu schreiben und Romane zu dichten —, wir glauben es, weil wir die Thatsache in Händen halten: ein Buch so ohne allen Menschenverstand, so ganz sinn- und zusammenhanglos, wie dies „Stille Haus", kann kein Mensch mit fünf Sinnen, kann auch Hr. von Sternberg nicht geschrieben haben. Hr. von Sternberg, vermuthen wir, erschöpft durch diese allzu große Fruchtbarkeit, mit der er vier, fünf Romane in einem Jahre liefert, vielleicht auch, um ein interessantes Experiment anzustellen, hat sich einen veritabeln Manulector angeschafft, er hat die geheimnißvolle Scheibe in Bewegung gesetzt und „Das stille Haus" ist die erste Frucht dieses wundersamen Processes. Mit einem solchen zauberhaften Homunculus hat die gewöhnliche Kritik natürlich nichts mehr zu schaffen, die Aesthetik des Od ist noch nicht erfunden und überlassen wir daher Hrn. von Sternberg seinem Schicksal, freilich nicht ohne die Befürchtung, daß diese neueste Schriftstellerei per Psychograph zugleich der Psychopompos seines Ruhmes werden wird oder doch Desjenigen, was von seinem ehemaligen Ruhme noch übrig. Und allzu schwer wird der Psychopompos nicht daran zu tragen haben. R. P.

Im Verlage von Franz Duncker in Berlin sind neuerdings zwei populäre naturwissenschaftliche Schriftchen erschienen, welche sich von der Fabrikarbeit, die jetzt leider auch auf diesem Gebiete immer mehr überhand nimmt, sehr vortheilhaft unterscheiden: „**Populäre Vorträge zur Förderung der Gesundheitscultur.** Gehalten im Cäciliensaale der Singakademie in Berlin von Dr. E. von Rußdorf", und: „**Aus dem Reiche der Naturwissenschaft.** Ein Buch für Jedermann aus dem Volke von A. **Bernstein.**" Das erstgenannte Schriftchen verbreitet sich in höchst eleganter Darstellung über einige Fragen der Gesundheitslehre, deren praktische Wichtigkeit sofort Jedem einleuchtet. Der erste Vortrag bespricht das europäische Klima und das ihm entsprechende diätetische Verhalten; wir werden belehrt über angebliche Miasmen und Contagien, über die Wirkung des Luftdrucks, der Wärme, der Winde, sowie der Feuchtigkeit der Luft, zuerst im Allgemeinen, sodann mit bestimmter Beziehung auf das Klima unsers Welttheils. Das diätetische Verhalten, welches den Bedingungen desselben am angemessensten erscheint, wird in kurzen Umrissen klar und deutlich angegeben, und das Verhältniß der verschiedenen Heilmethoden zu diesen natürlichen Voraussetzungen und damit also auch ihr relativer Werth mit wenigen aber festen Strichen charakterisirt. Der zweite Vortrag behandelt die alten und die neuen Elemente oder die Lebens-

theorien von den ältesten Zeiten, mit ihren sogenannten vier Elementen bis auf die Gegenwart, wo denn auch Magnetismus und Somnambulismus, Tischrücken, Vitalismus und andere problematische Erzeugnisse der neuesten Cultur ins gehörige Licht gesetzt werden. Zum Schluß wendet der Vortrag sich wiederum zu einer sehr praktischen Frage, nämlich Verdauung und Verdauungsschwäche und ob es eine Universalmedicin gibt. Der Verfasser, mit einer Wendung, welche wol die wenigsten seiner Leser erwarten werden, bejaht die Frage: zwar nicht in dem Sinne jener Charlatane, die Pillen und Latwergen oder auch Aepfelwein und trockene Semmel empfehlen und die L. A. Frankl erst kürzlich in seinem „Hippokrates" so ergötzlich geschildert hat: sondern das Luftmeer, das allgegenwärtige, die Atmosphäre und der in ihr enthaltene Sauerstoff, sagt er, ist der wahre Lebensborn, die wahre Panacee, die allen organischen Wesen auf der Erde den stärksten Anstoß zum Lebensprocesse gibt. Mit der Ausführung dieses Satzes beschäftigt sich der dritte Abschnitt des Büchleins. Derselbe trägt die Ueberschrift: „Der Stoffwechsel als Universalmittel", und schließt sich zunächst, wenn auch in gemäßigter Form, jener neuen Lehre an, welche durch Liebig und Moleschott in Umlauf gesetzt ist und von der wir die wohlthätigsten Reformen nicht blos in der Medicin selbst, sondern auch in dem medicinischen Bewußtsein der Laien erwarten dürfen. Beiläufig werden auch hier wieder verschiedene interessante Fragen des körperlichen Lebens erörtert, wie z. B. über Kaffee- und Theegenuß, über den Genuß von Spirituosen, über Nervenschwäche, über Gymnastik, Heilquellen, Bäder u. s. w. Das Buch ist trotz seines geringen Umfangs von außerordentlicher Reichhaltigkeit, ein wahrer Gesundheitskatechismus, und zwar ein solcher, der die Menschen nicht durch abstracte Regeln und Formeln gesund machen will, sondern der sie zum Denken anleitet und ihnen dadurch das Verständniß des eigenen Lebens eröffnet. Der Verfasser, in dem man überall einen begeisterten und umsichtigen Zögling der neuesten naturwissenschaftlichen Schule erkennt, besitzt in hohem Grade das Talent selbst den verwickeltsten und schwierigsten Fragen der Wissenschaft eine allgemeinfaßliche, anziehende Darstellung zu geben; seine Sprache ist bei aller Eleganz doch zugleich bestimmt und kräftig, einfach und knapp, und trägt, wo es Noth thut, auch keine Scheu, das Ding beim rechten Namen zu nennen. Wir empfehlen das Schriftchen Allen, die auch über die Bedingungen und Vorgänge des körperlichen Daseins ein Bewußtsein zu gewinnen wünschen, während die zahlreichen praktischen Winke, die es enthält, es zugleich zu einem höchst brauchbaren Rathgeber im täglichen Leben machen. — Das Bernstein'sche Buch hat auf wissenschaftliche Selbständigkeit nur geringen Anspruch; doch sind sowol die Gegenstände, welche, als die Muster, nach denen sie bearbeitet sind, mit Einsicht ausgewählt. Wir werden über die Geschwindigkeit belehrt, ferner über die Schwere der Erde, über die Ernährung, über das Licht und seine Entfernung, über die Wunder der Astronomie, über Witterung und Witterungskunde, über Blüte und Frucht; endlich im letzten und umfangreichsten Abschnitt, der aber zum Theil nur ein wörtlicher Auszug aus Moleschott's berühmtem Buche ist, über die Nahrungsmittel für das Volk. Sämmtliche Aufsätze wurden, wenn wir nicht irren, schon früher in dem Feuilleton der berliner „Volkszeitung" veröffentlicht. Auch tragen sie die Spuren dieser journalistischen Herkunft zum Theil noch ziemlich deutlich an sich;

namentlich hätte die Anordnung wol etwas systematischer sein dürfen, und auch an Wiederholungen ist kein Mangel. Doch enthält das Ganze immerhin einen Schatz von Wissen sowie eine Fülle gesunder und tüchtiger Ansichten, welche, in das größere Publicum verbreitet und zum Gemeingut von Bürger und Bauer erhoben, auch auf das praktische Wohlbefinden derselben nicht ohne segensreichsten Einfluß bleiben werden. Der Sprache fehlt nicht blos die Eleganz der Nußdorf'schen Vorträge, sondern sie leidet auch stellenweise an Weitschweifigkeit. Im Ganzen indessen ist der populäre Ton recht wohl getroffen und dürfen wir das Buch ebenfalls zur weitesten Verbreitung empfehlen. abs.

Correspondenz.

Aus Berlin.

Anfang März.

NO. Sie mahnen mich an eine Correspondenz, und ich kann doch nichts von Bedeutung melden. Da haben Sie gleich die ganze Sachlage in einem Worte: auswärts erwartet sich Jedermann Großes von Berlin, und wir am Orte können doch mit nichts Großem aufwarten. Höchstens mit etwas leidlich Gutem, und auch Das ist nur ein Negatives: Preußen ist nicht russisch, und auch Das darf nur mit Reserve und Beschränkung gesagt werden — wir wissen es nicht sicher. Doch, damit ich selbst in der Form nicht dem Ernste der Situation zunahezutreten scheine, in trockenster Ruhe sei es gesagt: wie Preußen in der orientalischen Frage steht, ist dem Publicum unbekannt; die Hoffnung, daß es Rußland gegenüber fest stehen werde, ist vorhanden, gründet sich jedoch noch auf keine Facta, welche geeignet wären, eine Regierung, einen Staat zu binden. So kann es sein, daß die Sache hier weit besser steht, als selbst der Hoffnungsreichste hoffen möchte; so kann es aber auch sein, daß selbst die Befürchtungen der unheilbarsten Zweifler noch hinter der Wirklichkeit zurückbleiben. Mein Siegeshymnus von neulich ist danach in ein milderes Moll zu transponiren. Damals klang er, wie ich allen Grund habe noch jetzt anzunehmen, aus der rechten Tonart; aber seitdem sind kostbare vier Wochen verflossen und jene Politik unserer freudigsten Hoffnung hat in all der Zeit in einer handgreiflichen That, in einer authentischen Declaration, so zu sagen, sich nicht manifestirt. Da fragt es sich wol mit Fug, ob sie denn überhaupt noch existirt. *)

*) Seitdem Obiges geschrieben, hat das preußische Cabinet bekanntlich den Grafen von der Groeben nach London, den Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen nach Paris entsendet, Beide „in außerordentlicher Mission"; von der bevorstehenden Reise einer dritten, noch höher gestellten Person nach Petersburg wird in den Zeitungen gesprochen. Auch Alles, was über den Zweck dieser Sendungen verlautet, gehört bisjetzt nur dem Gerüchte an; während Einige behaupten, Graf von der Groeben und Fürst Hohenzollern sollten die preußische Regierung wegen der Neutralität rechtfertigen, in der dieselbe auch fernerhin und selbst nach dem angeblich erfolgten förmlichen Beitritte

Die Reflexionen, die sich an einen derartigen Zustand der Ungewißheit in einer solchen Frage knüpfen, liegen nahe und werden, gönnt man ihnen einmal Platz, belästigend breit. Ich enthalte mich daher aller Betrachtungen, indem ich nur noch einiges Thatsächliche über die Stimmung des hiesigen Publicums beifüge. Wenn irgend etwas die antirussische Richtung der allgemeinen Stimmung zu verstärken im Stande gewesen, so sind es die Eröffnungen, welche die englischen Minister, Lord Clarendon namentlich, über das Verhalten Rußlands gegen Preußen bei der Krisis von 1850 gemacht haben. Den wahren Urheber unsers damaligen Rückzugs — Kundige freilich waren längst darüber unterrichtet — hat das große Publicum daraus jetzt zuerst erfahren. Es begreift sich, daß diese Belehrung die Abneigung gegen den nordischen Nachbar verstärkt; ja, die Natur des lieben großen Publicums bringt es mit sich, daß Gründe wie dieser letzte bei ihm sogar weit durchschlagender sind und weit entscheidender als politische Erwägungen, welche die Bedeutung des gegenwärtigen Kampfes in seiner Tiefe erfassen. Und auch diese, kann man sagen, sind schon nicht mehr so unzugänglich, als sie es noch vor wenig Monaten waren; gar zu hell scheinen doch die Lichter aus Ost und West selbst in das Dunkelleben unserer Philister hinein.

Ist nun so die öffentliche Meinung durch allgemeine und specielle Motive gleich stark angeregt, eine entschiedene Feindschaft gegen die russischen Eroberungspläne zu hegen und zu äußern, so wird es nicht Wunder nehmen, daß sie sich durch das Schweigen der Regierung verwirrt und beengt fühlt, und aus diesem Schweigen den beängstigenden Schluß zieht, daß auch die gegenwärtige Krisis für Preußen in keiner heilsamen und fördernden Weise enden wird. Eine Neutralität, die noch keineswegs unabänderlich feststeht, die dem Zufall der Ereignisse mehr entscheidendes Gewicht läßt als der Freiheit eigener Entschließung, scheint dieser öffentlichen Meinung weder vereinbar mit den Traditionen des preußischen Namens noch auch an sich selbst durchführbar. Als das schlimmste Zeichen von allen aber faßt das Publicum immer wieder die fortdauernde Zurückhaltung jeder officiellen Erklärung selbst über diese Politik auf, die doch selbst für die russischen Interessen nichts Gefährliches hätte. Wie froh erregt war man kürzlich, als das Gerücht ging, der Ministerpräsident werde den Kammern Mittheilungen über die orientalische Frage machen! wie gedrängt voll waren da, seit langer Zeit einmal wieder, die Tribunen! Aber auch diese Hoffnung war vergeblich; der Ministerpräsident erschien gar nicht in den Kammern, und auch bis zu diesem Augenblick ist dem preußischen Volke noch keine Mittheilung geworden über die Politik seiner Regierung am Vorabend eines europäischen Kriegs.

Von unsern „Russen" spreche ich zu Ihnen gar nicht. Wer nicht an

---

Oestreichs zur Politik der Westmächte zu beharren gedenke, erblicken Andere darin einen nochmaligen Versuch zu friedlicher Ausgleichung, und zwar auf Grund derselben russischen Note, welche die Wiener Conferenz (und also mit ihr auch Preußen) bereits vor sechs Wochen als ungenügend abgelehnt hatte. Und allerdings, wenn das Gerücht von einer demnächstigen, außerordentlichen Sendung nach Petersburg sich bestätigen sollte, so würde diese letztere Auslegung die wahrscheinlichste sein. Officielle Aeußerungen haben inzwischen auch bis zu diesem Moment noch nicht stattgefunden und sind mithin auch die Betrachtungen unsers Correspondenten noch ganz an ihrem Orte. D. Red.

der einen entscheidenden Stelle seine Meinung über sie sagen kann, sollte sie überhaupt ignoriren. Es ist überflüssig, sie zu brandmarken; überflüssig, das Publicum vor ihnen zu warnen. Wer Landesverrath begeht wie Die, welche dem Kaiser von Rußland den preußischen Dispositionsplan verrathen, hat nur noch auf criminelle Behandlung Anspruch, nicht aber auf eine Verhandlung in der Presse.

Aber die sogenannte Volksvertretung, die preußischen Kammern, haben denn diese kein Wort, nicht einmal der Anfrage, bei so unsagbar schwerer Entscheidung? Das ist ein delicater Punkt; es geht nicht wohl an, ihn genauer zu erörtern. Genug, daß die Kundigsten der Kundigen nach reiflicher Ueberlegung der Ansicht sind, hier liege ein Noli me tangere vor, bei dem jeder Versuch der Berührung einen Erfolg haben könne, der mit der guten Absicht in schreiendstem Widerspruch stehe. So schweigen denn auch die Kammern — sage ich lieber: sie pressen gewaltsam das Wort zurück, das manchem braven Manne Herz und Kopf zu sprengen droht.

Und was die Kammern sonst sprechen, verlangen Sie hoffentlich nicht zu wissen; was die Majoritäten beschließen, resp. beantragen, ist genügend gewürdigt, wenn es höchstens in aller Kürze registrirt wird: Entschädigung für Jagdgerechtigkeiten, Herstellung der Reichsunmittelbaren, Revision des Wahlgesetzes für die Zweite Kammer, Gesindeordnung mit „christlicher Zucht“ — wie Gerlach sagt —, das berathen und beschließen Preußens Kammern, während Ost und West den Entscheidungskampf des Jahrhunderts bereiten!

Mit leichterm Herzen wende ich mich zu leichtern, heiterern Dingen. Ich schicke dabei eine Berichtigung oder Ergänzung voran in Betreff meiner neulichen Novitätenrevue des hiesigen Hoftheaters. Dieselbe bezieht sich nur auf das Theaterjahr von Anfang December 1852 bis eben dahin 1853, nicht auf das Kalenderjahr von Anfang Januar 1853 bis Ende December 1853. In letzterm Falle hätte ich allerdings „Susanne und Daniel“ von Werther erwähnen müssen, dem ich übrigens in einer frühern Correspondenz einen succès d'estime nachzurühmen nicht unterlassen habe. Dagegen ist mir ein anderer Irrthum in jener Revue allerdings passirt: nämlich der, daß sie nicht Todtenkreuze genug enthält; das Gesammtergebniß stellt sich in Wahrheit noch viel ungünstiger, als ich es — aus Vorsicht — angegeben hatte.

Und nun endlich etwas von unserm Carneval. Die Saison der Winterfreuden steht auf ihrer Höhe: Berlin amusirt sich wundervoll. Die Einnahmen des Hoftheaters (Schauspiel und Oper) für den Monat Januar werden auf 33,000 Thlr. angegeben: eine Summe, die noch niemals erreicht sein soll, solange ein Hoftheater existirt, und die allein — versteht sich — hinreicht, alle sonstigen Thatsachen zu widerlegen, aus denen böse Leute böse Schlüsse gegen die Verwaltung des Hrn. von Hülsen haben ziehen wollen. Eines ähnlichen Erfolgs hatte sich unser größtes öffentliches Vergnügungslocal, das Kroll'sche Etablissement, zu rühmen; die Vorstellungen der Kaffern und der „Falschen Pepita“ haben die gewaltigen Räume jeden Abend fast bis auf den letzten Platz gefüllt. Besonders auf musikalischem Gebiete drängt sich ein Genuß an den andern und immer einer noch reicher als der andere. Die Schröder-Devrient ist von Jenny Lind abgelöst worden, die hier ihre alten Triumphe zu erhöhten Preisen erneuert. Die Berliner haben für diese Sängerin eine ganz besondere Neigung, man möchte sagen: eine Zärtlichkeit,

von der sonst im berliner Publicum wenig zu spüren. In Berlin war es, wo vor beiläufig zehn Jahren der Grund zu ihrem Weltrufe gelegt ward; so halten die Berliner es denn gewissermaßen für eine Familiensache, ihr diesen Ruf auch zu erhalten. Ja neulich ereignete sich in einem Concerte, in welchem sie sang, der für die hiesige vornehme Eleganz ganz unerhörte Fall, daß die dehors gänzlich abgestreift wurden, indem Damen in voller Toilette und Herren in untadeliger Cravatte auf die Stühle stiegen: Alles, um Jenny Lind zu hören, zu sehen, zu bewundern, ihr Beifall zuzujauchzen! — Neben ihr hat eine neue Erscheinung rasch Terrain gewonnen. Die Pianistin Wilhelmine Clauß, bisher nur nach pariser und londoner Erfolgen bekannt, hat auch hier die glänzendsten Siege errungen; ihr seelenvoll inniges Spiel, ihre künstlerische Tiefe neben vollkommener technischer Fertigkeit hat Enthusiasten in Kenner, Kenner in Enthusiasten umgewandelt. Selbst der alte Rellstab hat sich in dieser Frühlingssonne ganz verjüngt, während unsere jungen Kritiker sich gegen alle Angriffe kommenden Alters gesichert fühlen durch die Erinnerung an diesen meisterhaften Vortrag Beethoven'scher Sonaten und Chopin'scher Notturnos. In diesem Augenblicke endlich sind zwei Violinspieler die Helden des Tags: Wieniawski, ein wahrer Hexenmeister von jungem Virtuosen, und Altmeister Vieuxtemps. — Von theatralischen Novitäten erwähne ich den „Demetrius" von Hermann Grimm, einem Sohne Wilhelm Grimm's; das Stück bekundet Talent, hat aber doch nicht gefallen. Dagegen hat das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater sich an die Einstudirung des Shakspeare'schen „Liebes Leid und Lust" gewagt und scheint wunderbarerweise Glück damit zu machen. Ebenso mit einer burlesken Parodie der Birch-Pfeiffer'schen „Waise von Lowood", unter dem Titel: „Die Waise von Berlin oder ein Mädchen für Alles." Möge das herzliche Lachen des Publicums über diese Posse lange genug dauern, daß es als Sühne gelten kann für das sinnlose Greinen, womit man die Birch-Pfeiffer'sche Rührspeise verschlungen hat!

Aus Prag.

Ende Februar 1854.

Km. In Ihr geschätztes Blatt dringt so selten eine Kunde aus unserer alten Hussitenstadt, daß mancher Leser in einer schwachen Stunde auf den fatalen Shakspeare'schen Gedanken verfallen könnte, Böhmen liege wirklich an der Meeresküste. Um solche Leser nicht an ihrer bessern geographischen Einsicht irre werden zu lassen, bitte ich um die Erlaubniß, Ihnen wieder einmal etwas von unserm Leben und Treiben erzählen zu dürfen. Und zwar zuerst, auf die Gefahr hin, der Impietät gegen die Majestät des Carnevals, dieses wahren Königs von „Winters Gnaden", bezichtigt zu werden, ein paar Worte über unsere Universität. Von der theologischen Facultät schweige ich; auch hat sich wenig oder nichts darin verändert. Die hoffnungsvollen Seminarzöglinge und weltgeistlichen Jünglinge lernen die Sprache des auserwählten Volks wie ehedem mit Noth verstehen und würden dabei noch weit niedergeschlagener sein, als sie sind, wenn nicht ein tröstender Blick in die Zukunft, wo ihrer ein „göttliches" Caplanat mit einer dicken Wirthschafterin harrt, ihren Muth einigermaßen aufrichtete. Weit wichtiger und

überhaupt die erste Facultät an unserer alma mater ist die medicinische; beinahe durch sie allein wird der große Ruf unserer Universität, sowie ihre äußerst zahlreiche Frequenz gerechtfertigt. Namen wie Purkinje, Jaksch, Pitha, Arlt würden den Schmuck jeder ersten Universität Deutschlands bilden. Purkinje ist einer der ersten Physiologen der Jetztzeit; sein überaus frischer Vortrag, ausgestattet mit den interessantesten Details, verschafft seinen Vorlesungen über Physiologie des vegetativen Lebens eine große Hörerschaft, darunter auch zahlreiche Nichtstudirende. Die Kliniken der Professoren Pitha, Arlt, Jaksch werden hauptsächlich von Ausländern besucht, die hier aus allen Ecken Europas zusammenströmen. Leider hat die Facultät auch einen Verlust zu beklagen, nämlich die Suspendirung des Professors Dr. Hamernik. Derselbe war einer der beliebtesten Docenten; seine zweite Klinik war nicht weniger besucht als diejenige des Dr. Jaksch. Allein er stand im Ruf, ein „Radicaler" zu sein, und auch mit den Studenten ging er, wie es heißt, kameradschaftlicher um, als es sich für einen Professor ziemt; dafür mußte er mit Entfernung vom Lehrstuhl büßen. An den außerordentlichen Professoren Dr. Hafner und Halla besitzt die Facultät ebenfalls tüchtige Kräfte und auch die Privatdocenten Dr. Reiß, Hofrichter, Altschul und Fischel leisten bereits Vortreffliches, besonders Letzterer in Homöopathie und Psychiatrie. Dr. Altschul ist außerdem der Begründer einer medicinischen Zeitschrift, der ersten in Prag; dieselbe soll sich schon großer Verbreitung erfreuen. In der juristischen Facultät zeichnen sich durch zahlreichen Besuch ihrer Vorlesungen die Professoren Schnabel, Schneider, Jonak, Chlupp und Hasner aus, ob wegen ihres ausgezeichneten Vortrags oder wegen ihres Einflusses auf die Prüfungen, wage ich nicht zu entscheiden. Auch Dr. Juna und Wessely zählen zu den Beliebtheiten der Facultät. Einen ersprießlichen Zuwachs hat dieselbe außerdem an den Professoren Unger, Chambon und Mischler erhalten. Unger gehörte im Jahre 1848 in Wien zum revolutionären Sicherheitsausschuß, hat sich aber seitdem ohne Zweifel gebessert und zwar gründlich. Chambon ist aus Jena zu uns gekommen als Professor des römischen Rechts und des Obligationsrechts, während Mischler die Stelle Makowicka's als Professor der Nationalökonomie vertritt. Desto weniger Rühmliches läßt sich leider von der philosophischen Facultät sagen. Gegen früher zwar hat auch sie sich beträchtlich gehoben; doch schlägt der Vergleich mit den übrigen Facultäten noch immer sehr zu ihrem Nachtheil aus. Professor Zimmermann ist fast der Einzige, der hier wegen seiner vielseitigen Bildung sowie wegen seines frischen Strebens genannt zu werden verdient, obschon sein Talent des Vortrags ebenfalls nur gering ist. Auch Dr. von Leonhardi ist ein Mann von großem Wissen; leider jedoch hat er sich in das System des Philosophen Krause, dessen Eidam er ist, dermaßen verrannt, daß es fast komisch anzuhören ist. Dr. Löwe, ein Günstling, wie man sagt, unsers Universitätskanzlers, des Erzbischofs Fürst Schwarzenberg, ist Ultramontaner mit Haut und Haar. Ebenso wird die deutsche Literatur sehr vernachlässigt; der Lehrstuhl derselben ist seit Hahn's Abgang nach Wien noch nicht wieder besetzt, sondern wird von dem Professor des Sanskrit, Dr. Schleicher, einem ohnehin schon sehr beschäftigten Gelehrten, aushülfsweise versehen. Auch deutsche Literaturgeschichte soll nur beiläufig von dem Professor der Geschichte Dr. Höfler versehen werden, fällt

aber wie Kirchengeschichte rc. regelmäßig aus. Auch Kunst- und Culturgeschichte stehen seit Springer's Abgang, der ebenfalls kein freiwilliger war, verwaist; dafür aber haben wir einen Professor der — Numismatik. Nur die philologischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Vorträge stehen auf der Höhe der heutigen Wissenschaft. Georg Curtius ist ein trefflicher Grieche, das philologische Seminar, das unter seiner Leitung steht, hat bereits schöne Früchte seiner Wirksamkeit aufzuzeigen. Das Gebiet der vergleichenden Sprachwissenschaft, das hier sonst sehr wenig gepflegt ward, hat an Dr. Schleicher einen ausgezeichneten Bearbeiter gewonnen. Die slawischen Sprachen werden durch die DD. Kubek und Hanka, die semitischen durch Dr. Kämpf und Wessely vertreten. Geschichte liest der schon genannte Professor Höfler aus Bamberg; er ist ein gründlicher Gelehrter, aber ebenfalls mit der modernen Krankheit des Ultramontanismus behaftet. An den Professoren Kostalecky, Reuß, Rochleder, Reckerl, Böhm und Petrina haben die Naturwissenschaften, sowie an den DD. Jandera, Matzka, Julik die mathematischen vorzügliche Lehrer. Was endlich die Studirenden selbst anlangt, so haben die Reformen der letzten Zeit allerdings nicht wenig dazu beigetragen, den unter ihnen herrschenden Geist etwas reger und frischer zu machen. Zwar der größere Theil studirt noch immer nur um des lieben Brotes willen; doch ist das ja anderwärts nicht besser. Ein erfreulicher Beweis des erwachenden bessern Sinnes sind die beiden Lesehallen, die der deutschen und die der czechischen Studenten. Doch scheint die erstere ihr goldenes Zeitalter schon wieder im Rücken zu haben, weniger durch ihre eigene Schuld als infolge der strengen Polizeimaßregeln, mit denen sie überwacht wird.

Zum Schluß noch ein paar Worte über das eigentliche Tagesthema, den Carneval. Getanzt wird hier noch immer sehr viel, dafür sind wir Böhmen: aber von der rechten Fastnachtslust ist dies mal doch nur wenig anzutreffen. Desto glänzender war die musikalische Saison. Die vorzüglichsten Sterne derselben waren die Laub'schen Quartettsoiréen, die berühmten Müller'schen Quartette nebst der Aufführung der Händel'schen „Schöpfung". Das Theater bleibt schon seit langem selbst hinter den billigsten Anfoderungen zurück. Die Schuld tragen alle Theile, der Director, die Regie und das Publicum, miteinander: der Director, weil er eine allgemeine Geschmacksverwirrung herbeigeführt und einen Dramaturgen angestellt hat, einen Hrn. J. C. Hickel, der von der Dramaturgie gerade so viel versteht als Polonius von der Schauspielkunst; das Publicum aber, weil es den Director in dieser Geschmacksverwirrung so viel als möglich unterstützt und die echten und falschen Pepitas, die Akrobaten und Lufttänzer mit Beifall aufnimmt. Das Schauspiel ist langweilig, die Oper schlecht. Die bedeutendste Novität seit langem war das Dingelstedt'sche „Haus des Barneveldt", ein Stück von wirkungsvoller Technik und prachtvoller Sprache, das aber dennoch nur drei mal gegeben werden konnte, während die „Falsche Pepita" (die überhaupt nur in Leipzig recht gewürdigt worden zu sein scheint) bereits 14 oder 15 mal über die Breter gegangen ist und leicht noch einmal so viel Vorstellungen erleben kann. Der Opernmisère ist nun durch das Engagement des Frl. Meyer aus Dresden als Primadonna ein wenig abgeholfen; im Schauspiel wird Frl. Daun vom Hofburgtheater erwartet. Auch ist von Hebbel's „Magellone", Gutzkow's

„Philipp und Perez“ nebst einem neuen Lustspiel von Alfred Meißner die Rede; wie viel sich davon bestätigen wird und in welcher Weise, müssen wir abwarten.

Aus London.*)

Ende Februar 1854.

U. Indem ich mich niedersetze, um Ihnen das Monatsbulletin zu schreiben, fühle ich mit einem gewissen Behagen, um wie viel besser ich daran bin als der Correspondent eines täglichen Blattes. Er muß unter den Eindrücken des Augenblicks schreiben und was er schreibt, wird unter den Eindrücken des Augenblicks beurtheilt. Steht seine Auffassung im Widerspruch mit den herrschenden Ansichten, so gibt es einen leidenschaftlichen Conflict und der Widerspruch trübt den Blick auf beiden Seiten. Wer ein Stück Vergangenheit zusammenzufassen hat, kann ruhiger urtheilen und auch wol auf eine ruhigere Beurtheilung rechen. Vier Wochen Sitzung liegen hinter uns — um was haben sie die Ereignisse oder das Verständniß gefördert? Die blaue Phiole ist jetzt auf den Tisch gestellt und verschiedene Gentlemen haben daraus genascht. Sie steht auch auf meinem Tische und ich kann mit Zuversicht sagen, Niemand hat ihren Inhalt ordentlich geprüft. Die gründlichsten Studien hat D'Israeli gemacht; seine epigrammatische Formel, das Ministerium sei entweder leichtgläubig gewesen oder habe den Russen durch die Finger gesehen, either credulity or connivance, kommt der Wahrheit sehr nahe. Aber er hat die chemischen Beziehungen zwischen England und Frankreich, die sich aus dem „Blaubuch“ nachweisen lassen, nicht erwähnt und man muß daraus schließen, daß sie ihm entgangen sind. Denn sie hätten den besten Angriffspunkt geboten, wären das kräftigste Mittel gewesen, die Minister zum Reden zu bringen, während sie jetzt nur Worte gemacht haben. Lord Beaumont hat die Spur gefunden, aber entweder nicht die Lust oder nicht das Talent, sie zu verfolgen. Das wichtigste Ergebniß des „Blaubuch“ ist, daß Frankreich guten Willen gehabt hat, aber von England diplomatisch geschlagen ist. Ludwig Napoleon hat England zum Handeln fortgerissen, sich aber von der richtigen diplomatischen Position verlocken lassen. Solche Fragen sind wie eine Schachpartie: wer falsch angezogen hat, der verliert, wenn das Spiel seinen regelmäßigen Verlauf hat. Er kann nur gewinnen, wenn auch der Gegner entweder von selbst einen Fehler macht oder sich durch einen kühnen Streich überrumpeln läßt. Ich finde in Ludwig Napoleon's Haltung den deutlichen Beweis, daß er das fühlt; seine neuesten Schritte sind Ansätze zu einem solchen coup d'état. Mit seinem Briefe an den Kaiser Nikolaus hat er den Faden der Unterhandlungen zerrissen, an dem Aberdeen und Clarendon gern noch fortgesponnen hätten. Einem ruhigen

*) In einer so verwickelten und vielbestrittenen Angelegenheit wie die orientalische muß es natürlich Jedem frei stehen, seine Meinung zu haben. Unser Correspondent bedient sich dieses Rechts, wie man aus dem nachstehenden Briefe sieht, in etwas ausgedehntem Maße; da er es jedoch mit ebenso viel Geist wie Sachkenntniß thut, so haben wir, auch ohne seine Auffassung der Sache zu theilen, den obigen Brief doch nicht zurückhalten mögen. D. Red.

Beobachter konnte es nicht entgehen, daß die Friedenshoffnungen der edlen Grafen seitdem bedeutend herabgestimmt waren. Der Artikel im „Moniteur" über Griechenland ist ein zweiter Anlauf.

Und was will die englische Politik jetzt? Es ist zum Erstaunen, wie leichtsinnig man sich in Deutschland mit der Frage abfindet. Die englischen Minister hatten sich geirrt, heißt es, aber sie gestehen das ja auch und haben sich gebessert. „Der Mann, der euch an den Abgrund geführt hat, ist nicht der rechte, euch wieder auf den rechten Weg zu bringen." Ueberdies bestreite ich, daß die Minister einen Fehler eingeräumt und Besserung versprochen hätten. Ich habe nichts davon gelesen. Wol aber weiß ich, daß sie alle, und noch kürzlich Lord Palmerston mit großer Heftigkeit, behauptet haben, sie hätten ganz recht gehandelt. Und was haben sie denn jetzt vor? Wer weiß das zu sagen? Hat einer von den Ministern gesagt, daß England die Russen aus den Donauländern werfen werde? Nein! Man rasselt mit der Trommel und mit klappernden Redensarten und ein kindliches oder kindisches Volk vergißt über dem Ohrenkitzel das Denken. In England ist das nicht zu verwundern; aber traurig ist der Anblick, wie Deutschland, das sich gern wegen seiner Gründlichkeit loben läßt, Deutschland, das Land der Denker, sich von den erbärmlichen clap-trap Redensarten bethören läßt, die jeder englische Minister in der Tasche trägt. Lord John Russell's Schlußphrase hat ein stürmisches Echo gefunden und Niemand liest die Alternative, die zwei Zeilen vorher steht: „Wenn der russische Kaiser jetzt noch seine Ansprüche aufgibt, gut; wenn er aber Konstantinopel und die ganze Türkei sich unterwerfen will, dann tritt England in die Arena." Und in welche Arena? In ein befestigtes Lager bei Adrianopel.

Aber, fragen die Anglomanen knirschend, was will England denn, wenn nicht die Türkei vertheidigen? Die Türkei zerstören. Man wird den Lord Stratford de Redcliffe und den Grafen Clarendon hoffentlich als Zeugen gelten lassen. Der Erstere schreibt am 4. Juli 1853:

„Von jetzt an muß das ausgedehnte Reich, dessen Hauptstadt Konstantinopel, nach aller Wahrscheinlichkeit entweder sich zur russischen Fahne schlagen oder europäisirt werden. In letzterm Falle ist zu erwarten, daß britischer Einfluß und britische Interessen ein wachsendes Feld für ihre Entwickelung finden werden. Im erstern Falle würde man sie vielleicht für eine zeitlang dulden, aber allmälig und zuletzt ganz ausschließen." (Blaubuch, II, S. 372.)

Das ist doch deutlich. Daß die „Europäisirung" die Zerstörung der Türkei bedeutet, lehrt die unbefangene Betrachtung der religiösen und politischen Zustände. Diejenigen aber, die nicht selbst denken mögen, können mit Autoritäten versehen werden: Ponsonby in einer eben publicirten Broschüre, Layard in allen seinen Reden, Urquhart in allen seinen Schriften und — der Graf Clarendon in allen seinen Depeschen. Am 20. September vorigen Jahres schreibt er dem Grafen Westmoreland, der im Begriff stand nach Olmütz abzugehen: die Erfolglosigkeit der Unterhandlungen setze Europa einem Kriege aus, „der zur Auflösung des osmanischen Reichs führen müsse". (Blaubuch, II, 111.)

Das ist doch sehr deutlich. Die deutschen Blätter, die auf irgend einem Steckenpferde, preußisch-englisches Bündniß, Quadrupelallianz oder wie es sonst heißen mag, festsitzend, Jeden überreiten wollen, der das Unglück hat,

einige Thatsachen zu kennen, die ihnen unbekannt sind, haben eine ganze Reihe von Argumenten bei der Hand. Sehen wir sie uns kaltblütig an.

„In England sind ja jetzt alle Parteien einig, das Ministerium zu unterstützen"; wobei verstanden ist: die Engländer müssen doch am besten wissen, was an ihren Ministern ist. Ich bestreite beide Argumente. Wenn die Engländer thöricht sind, so ist das kein Grund für Deutschland, die Mode mitzumachen. Und für die Beurtheilung der auswärtigen Verhältnisse ist die große Masse auch der gebildeten Engländer ganz incompetent. Ich bin Zeuge gewesen, wie ein Parlamentsmitglied, das am andern Tage eine Rede halten sollte und auch wirklich hielt, an einer Frühstückstafel eingepaukt wurde. Der Ehrenwerthe gestand, daß er das „Blaubuch" noch nicht aufgemacht und daß er nie den Vatel in der Hand gehabt. Von der diplomatischen Geschichte der letzten 50 Jahre wußte er gerade so viel wie ein neugeborenes Kind. Ich gebe der Redaction Namen und Details, die den Beweis in sich tragen.*) Wenn man solche Dinge weiß, so gehört eine lederne Geduld dazu, mit anzusehen, wie man in Deutschland die Weisheit der britischen Senatoren weihräuchert. Ich bestreite aber auch, daß alle Parteien bereit sind, das Ministerium zu unterstützen. Nach den stenographischen Berichten mag das so aussehen; aber man sollte im Auslande nie vergessen, daß hinter dem Bühnenspiel noch ein Coulissenspiel steckt, in das hier schwer ein Einsehen zu gewinnen ist, wie also erst in Deutschland. Ich habe in der letzten Zeit viel Gelegenheit gehabt, Beobachtungen zu machen, und kann Sie versichern, daß die Sache so steht. Eine Menge Parlamentsmitglieder wissen von der orientalischen Frage gar nichts, nicht blos Einfalten vom Lande, sondern auch Juristen und Industrielle, und gerade die in ihrem Fache Ausgezeichnetern. Es ist das eine Folge der Arbeitstheilung. Dadurch, daß ein Mann seine ganze Energie auf ein Fach und wieder nur auf eine Specialität dieses Fachs, auf Testamente oder Eisenbahnschienen, concentrirt, erwirbt er Geld, Einfluß, eine Stellung. Hat er die, so geht er ins Parlament ein, nicht um seinen Rath über die orientalische Frage zu geben, sondern zu ganz andern Zwecken. Eine andere große Zahl befindet sich im Zustande des Zweifels, weil sie sich ein wenig mit der Sache beschäftigt haben, aber nicht gründlich. Sie sagen: es hängt eine so furchtbare Verantwortung daran, ich mag keinen Theil übernehmen; laß die Minister, die einmal darin sind, sehen, wie sie durchkommen. Wenn es zu einer Abstimmung käme, was bekanntlich bisher nicht der Fall gewesen ist, so würden viele von dieser Classe in die quälendste Unruhe gerathen. Vater Hume, als Senior der Radicalen, hat der Regierung ein feierliches Vertrauensvotum gegeben; aber bei allem Respect für Vater Hume, in solchen Fragen ist er keine Autorität. Ich will blind auf ihn schwören, wenn er eine Ersparung ausklügelt oder einen bureaukratischen Kniff in der Zusammenstellung des Budgets aufdeckt, aber nicht weiter. In andern Fragen hat er arge Schnitzer gemacht und ist nicht einmal durch die Erfahrung gewitzigt worden. Die erste Reformbill 1832 gab auf dem Lande nur den auf lange Jahre sitzenden, also unabhängigen Pächtern das Stimmrecht. Die Tories, wahrscheinlich im geheimen Einverständniß mit dem Ministerium, ließen durch Chandos die Ausdehnung des

*) Ist in ausreichender Weise geschehen. D. Red.

Stimmrechts auf Pächter beantragen, deren Contract auf ein Jahr gilt und von Jahr zu Jahr verlängert wird, die also ganz in der Gewalt der Grundaristokratie sind. Hume, mit der sogenannten Consequenz, die einen wüthenden Stier im Wappen tragen sollte, ging in die Falle, zog die ganze radicale Partei hinter sich her und brachte die Clausel durch. Die Folgen sind bekannt. Gleichwol beißt er jetzt wieder auf die Reformbill*) an und insbesondere auf den Köder, der insbesondere für ihn aufgesteckt ist, den Minoritätsvertreter — eine Erfindung, über die ich werde später zu schreiben haben. Noch aus einem andern Grunde hat er sich mit dem Kriege ausgesöhnt: er ist so billig, nur zwei Millionen, die kann man daran wenden. Blöder Greis!

Alle Unzufriedenheit, aller Verdacht, die sonst im Parlament existiren, können sich praktisch nicht geltend machen, weil keine regierungsfähige Opposition da ist. Ich habe den Punkt in meiner Correspondenz vom 7. Januar ausführlicher besprochen. „Gebt uns doch ein Mistrauensvotum!" pocht Sir James Graham.

Ein anderer Grund gegen eine ungeschminkte Darstellung der Sachlage ist: keine Entzweiung, kein Mistrauen stiften! Wenn aber Alle in einem Irrthum einmüthig sind, so ist es Verdienst, Entzweiung zu stiften. Gegen Rußland sein, heißt noch nicht für England sein; und die Hauptsache ist, nicht für diesen oder jenen, sondern für die Türkei zu sein.

Ein ganz absonderliches Argument ist endlich, wenn man etwas gegen England sage, so mache man ja damit der russischen Presse ein Vergnügen. Dies Argument kann wol nur im Scherz gebraucht sein. Es heißt die russische Diplomatie für viel einfältiger halten, als man zu thun ein Recht hat, und es heißt wenig von der neuesten Geschichte, d. h. den Wirkungen und Ursachen der Ereignisse, nicht der Beschreibung der äußern Erscheinungen wissen, wenn man meint, Rußland werde so gefällig sein, zu sagen, worauf es ihm in jedem Moment am meisten ankommt. Wenn Rußland rechts arbeitet oder Andere als Puppen und Werkzeuge für sich arbeiten läßt, so erregt es links eine ungeheure Staubwolke. Das ist das alte Formular. Der Lärm über die Auslieferung der ungarischen Flüchtlinge, nie ernst gemeint, weder von Rußland noch von England, verdeckte die Einleitungen zu dem dänischen Vertrage. Ich bezweifle gar nicht, daß die Regungen von Selbständigkeit in den deutschen Cabineten sehr misfällig an der Newa bemerkt worden, noch daß die Declamationen der russischen Presse in Deutschland gegen England aus Herzensgrund der Declamatoren kommen. Werkzeuge, die nicht wissen, daß sie Werkzeuge, sind ja am schätzbarsten. Aber ich frage jeden verständigen Menschen, ob er glaubt, daß Rußland, das mit der Türkei allein nie hat fertig werden können, im Ernst an einen Krieg gegen die Türkei und ganz Europa denken wird. Die Vorstellung ist zu absurd. Nein, Rußland macht im Westen eine große Papierkanonade, während England (und Frankreich) im Osten die Türkei zerbrechen. Die Bedingung der Allianz ist die „Europäisirung", worunter Stratford und Andere die Ausdehnung des englischen Einflusses und Handels, Aberdeen und alle

*) Die inzwischen bekanntlich vom Ministerium selbst für die laufende Session zurückgezogen ist. D. Red.

die andern theologischen Vergnüglinge in der Gottesgelahrtheit, die beinahe die Majorität des Ministeriums bilden, die Einführung des Katechismus verstehen. Diese Bedingung wird von der Türkei entweder angenommen oder nicht. Im ersten Fall entsteht das Chaos oder „das gegenseitige Gurgelabschneiden", wie Layard es nennt. Im zweiten Fall werden England und Frankreich gemeinschaftlich den Türken die „Civilisation" aufcooperiren oder — was ich für das Wahrscheinlichere halte — werden untereinander über die Frage in Streit gerathen. In jedem Fall sieht Rußland mit der bekannten, auch sehr ökonomischen Mäßigung zu, bis es Zeit ist, Ruhe und Ordnung herzustellen. Und im Salon der Fürstin Lieven wird man vor Lachen bersten, und mit vollem Recht. Die „Europäisirung" ist eine vermehrte und verbesserte Auflage der Thorheit, zu der England und Frankreich sich 1830 verleiten ließen, nämlich der Stiftung des Königreichs Griechenland. Oestreich war nicht dabei und so wenig ich sonst für Oestreich und seine Staatsmänner meine Sympathien auszudrücken wage, so muß ich doch dem Grafen Buol die Gerechtigkeit erweisen, daß er wenigstens in den letzten Stadien der Verhandlungen an den Metternich'schen Traditionen festgehalten hat. Mag die wiener Note aus credulity oder connivance hervorgegangen sein: sobald die Pforte die Schlinge zerrissen hatte, nahm der Graf Buol eine Haltung an — ich spreche von dem Inhalt des „Blaubuch" —, die höchst vortheilhaft mit der Clarendon'schen Weisheit contrastirt. Nach der Schlacht bei Oltenitza hatten die edeln Grafen und edeln Freunde noch eine, ich glaube die siebente, Note als Pflaster auf den Riß präparirt und durch Westmoreland dringend empfehlen lassen, Buol mußte sie an das Abc des Völkerrechts erinnern und durch den Telegraphen fragen lassen, ob sie im Ernst meinten, nachdem Krieg erklärt und Schlachten geschlagen seien, die normalen Verhältnisse durch eine Note, anstatt durch einen Vertrag, herzustellen, und warum sie denn in ihrem Machwerk die Hauptsache, die Räumung der Fürstenthümer, ganz übergangen hätten. Wenn Oestreich bei der Auffassung beharrt — und die neuesten Nachrichten scheinen dafür zu sprechen —, so können die andern deutschen Staaten nichts Klügeres thun, als sich Oestreich anzuschließen. Durch die Besetzung der Fürstenthümer hat Rußland das öffentliche Recht gebrochen, durch die Räumung der Fürstenthümer muß vor allen Dingen das Recht gesühnt werden. Zum „Civilisiren" und „Europäisiren" ist nachher Zeit. Ich predige auch Einmüthigkeit und ich rathe darum dem preußischen Selbstgefühl, das einmal wieder sehr oben auf ist, sich zunächst die preußische Politik in dem „Blaubuch" anzusehen. Mit dem Strome der öffentlichen Meinung zu schwimmen, ist für die Presse ein sehr bescheidener Ruhm. „Wie wir Aepfel schwimmen!"

Aus Paris.

Anfang März. 1854.

K. S. **Ein Deutscher**, welcher jetzt frisch nach Paris käme, hätte gewiß **Grund, sich von der** Wichtigkeit, die man seinem Vaterlande hier beilegt, **geschmeichelt zu fühlen**. „Que sera l'Allemagne? que sera l'Autriche?"

So fragt Groß und Klein; selbst mein Barbier, ein wahres Cretin-Gesicht unterhielt mich erst heute Morgen von den Scrupeln, welche die Allianz mit den deutschen Mächten ihm erregt. Das Alles erinnert mich, si licet magna parvis conferre, an die Geschichte der weiland Deutschen Reichsverfassung und an das Dreikönigsbündniß der vier Könige, als jeder deutsche Patriot sich gleich nach dem Morgensegen befragte, ob Hessen-Darmstadt und Lippe-Detmold beigetreten, ob Hr. Victor Strauß gewonnen oder nicht? Seitdem die Griechen sich regen, denkt man sogar schon an Baiern. Diese ängstliche Fürsorge der französischen Bourgeois verräth wenig kriegerischen Enthusiasmus. Es heißt hier nicht: „Verdoppelt die Gefahr und vermindert die Helfer!" In England ist der Enthusiasmus bei weitem lebhafter, dort hat die Presse dem Volke die Fragen mundgerecht gemacht; man freut sich, den britischen Dreizack wieder die Meere fegen zu sehen: „Rule Britannia, rule the waves!"

Misverstehen Sie mich nicht, als ob der Krieg hier unpopulär wäre; im Gegentheil! Aber er liegt den Franzosen etwas zu fern; wenn er schon in Italien und am Rhein spielte, würden Sie andere Dinge hören als jetzt, wo es sich um Gegenden handelt, die dem geographischen Bewußtsein dieses Volks völlig fremd sind. Und dann sind die Franzosen für alle politischen Eindrücke momentan abgestumpft; die beste Polizeiclique vermag keine Vivats zuwegezubringen, der gewandteste Moniteur-Artikel hat keinen glänzenden Erfolg mehr. Das oppositionelle Frankreich treibt wenigstens die Opposition der stumpfen, unrührbaren Gleichgültigkeit. Und doch gehört es zu den Regierungsmitteln dieses Gouvernements, auf die Phantasie der Massen zu wirken und den Mangel einer denkenden öffentlichen Meinung durch populäre Stimmungen zu ersetzen. Man treibt das unleugbar mit viel Geschick; die beabsichtigten Lichteffecte werden durch das umringende Dunkel der Cabinetsgeheimnisse schlagend erhöht. — —

A propos: heute werden auch die Kammern eröffnet. Welche Reminiscenzen parlamentarischer Stürme wären auf diesen wettergebräunten Physiognomien zu lesen, wenn die vielen Palimpseste nicht Alles verwischt hätten! Für wie Manchen unter ihnen haben wir geschwärmt, als er unter Manuel, Foy oder Odilon-Barrot seine schüchtern feurige Jungfernrede hielt! Und jetzt!! Man könnte wehmüthig werden wie ein alternder Don Juan, dem die Trophäen seiner Jugend, verblichene Locken und Bänder, in die Hände fallen. Man sprach in letzter Zeit viel von Verhaftungen politischer Natur; Genaues darüber weiß Niemand. Vermuthlich betrafen sie nur fusionistische Legitimisten. Diese Partei, welche sich nicht regte, als Parteien in Frankreich bestanden, ist lebendig geworden, seitdem das Parteileben erloschen ist. Sie stützt sich offen auf Rußland, wenigstens in ihren Zeitungen, für welche sie, wie für ihre Salons, literarische Capacitäten zu gewinnen sucht. Einstweilen aber sind die wirklich großen Geister Frankreichs ihnen, wie dem Hofe, fremd und fern geblieben. Die „andere" Partei ist heuer klug genug, nicht zu existiren und dem Krieg gegen Rußland mit allen ihren stillen Wünschen zu folgen. Die Demokratie könnte sich durch Parteimanöver in diesem Augenblick nur schaden; durch die heutige Krisis ist das Räthsel von 1848 gelöst und die Sphinx stürzt sich in den Abgrund.

Man wird den Krieg mit Ernst führen, namentlich wenn man erst merken wird, daß man ihn sich zu leicht vorgestellt. Denn Rußland hat un-

sichtbare Verbündete, die schon zur Zeit auskriechen werden, und kann der Türkei noch sehr wehe thun, ehe es den Truppen des Westens am Balkan begegnet. Indessen hat die Administration noch Vieles für den Krieg vorzubereiten, was bisher, der Kosten wegen, vernachlässigt worden ist; die Lieferanten werden gewinnen, was die Börsenjuden verlieren, bis erst die Magazine wieder, wie unter Napoleon I. und selbst unter Ludwig Philipp, gefüllt sind. An einen wichtigen Punkt hatte man bisher noch gar nicht gedacht, nämlich an die Aufstellung leitender Grundsätze in Bezug auf den neutralen Seehandel; da sich aber das britische Cabinet mit dieser Frage beschäftigt, wird Frankreich schon nachkommen. Denn nun gilt es in Uebereinstimmung mit England zu handeln, während im vorigen Jahrhundert Frankreich der liberalen Theorie der Freiheit neutraler Flaggen anhing, England aber eine Art maritimen Despotismus zum System erhob. Im letzten großen Kriege dagegen schwiegen die Theorien, Pitt und Napoleon I. überboten einander an barbarischer Misachtung aller völkerrechtlichen Regeln. Wird man in der Gegenwart die Interessen des Handels und des allgemeinen Wohlstandes besser verstehen? Wird man immer wieder durch Kaperbriefe den Seeraub autorisiren? Fast steht es zu befürchten.

Die Wissenschaften und Künste — silent inter arma! Selbst die rückenden Tische sind ein wenig bei Seite gerückt worden. Doch haben alle diese Narrheiten hier ihre literarischen Vertreter, das Tischrücken hat sich mit dem Magnetismus associirt, die ganze moderne Magie wird von einem gewissen Morin in einer neuen Wochenrevue vertreten; der Magnetismus hat schon seit längerer Zeit ein sehr renommistisches Journal und einen stets erneuten Cursus besonderer Vorstellungen und Vorlesungen. Das Schibboleth all dieser Charlatane ist natürlich die Verachtung der Wissenschaft. Der Akademiker Babinet, der eine schöne Abhandlung über das Tischrücken geschrieben, ist ihr polemisches Steckenpferd; dagegen ignoriren sie vorsichtigerweise die Hirtenbriefe, welche die Bischöfe gegen die Klopfgeisterei erlassen. Daß übrigens die Armee dieser Schwindler hauptsächlich aus hysterischen alten Jungfern und verblühten galanten Damen zusammengesetzt ist, braucht nicht erst gesagt zu werden. Dagegen hat die Wissenschaft in einem dem Magnetismus verwandten Gebiete einen wohlthätigen Fortschritt gemacht: man hat die Kunst entdeckt, bei einer vorzunehmenden Operation das leidende Glied, ausschließlich des übrigen Organismus, durch einen Dampfstrahl von Chloroform unempfindlich zu machen. Die akademischen Sitzungen beginnen seit längerer Zeit stets mit Berichten über künstliche Fisch-Erzeugung, eine Idee, deren erste Anregung dem Schweizer Desor angehört.

Von Meyerbeer's neuer Oper schreibe ich Ihnen nichts, die deutschen Blätter sind ohnedies voll davon. Niemand wagt die Oper zu tadeln, weil es in Paris längst keine unabhängige Kritik mehr gibt, am wenigsten für den vorsichtigen, diplomatischen, reichen Meyerbeer. Aber die Musiker sind nicht entzückt davon und auch das Scribe'sche Libretto ist schwächer als gewöhnlich. Die große Oper hat an Frl. Palmyre Wertheimber eine glückliche Acquisition gemacht; die junge Dame, eine halbe Deutsche, wie schon der Name besagt, ging von der komischen Oper an die große über, für welche sie besser paßt. Als Fides im „Propheten" hielt sie ihr Debut; sie spielte und sang mit Schwung und wahrer Leidenschaft, wie ihr denn überhaupt

Google

die großen Mittel mehr zu Gebote stehen als die kleinen. Ein neues Stück von Madame Emile de Girardin, geborene Gay, setzte den Saal des Théâtre français unter Wasser. Es heißt: „La joie fait peur", und gehört zu jenen Rührstücken, welche hier so viel Glück machen und gewöhnlich auch ins Deutsche übersetzt werden. Inzwischen ist zu unserm Troste ein rührender „Familienvater" im Gymnase kürzlich durchgefallen.

Daß Lamennais gestorben ist, nach langen Leiden, die er als Philosoph ertragen, werden Sie aus den Zeitungen wissen. Schwerlich aber werden die Zeitungen verrathen, wie sehr ihm die Pfaffen seine letzten Monate verleidet, mit was für Bekehrungsversuchen man ihn gequält, wie seine ganze Umgebung stets belagert war. Er verordnete, vielleicht aus einer Art von edlem Trotz, wie ein Bettler begraben zu werden. George Sand verliert einen verehrten Freund an ihm. Die edle Frau hatte erst kürzlich eine zwingende Gelegenheit, sich über ihr Verhältniß zu ihm und andern Freunden auszusprechen. Da ist ein gewisser Eugène de Mirecourt, der, mit echt französischer Dreistigkeit und pariser Speculationswuth, die Biographien lebender Notabilitäten herausgibt. Der unberufene und indiscrete Plutarch macht aus den meisten seiner Helden die lächerlichsten und abenteuerlichsten Romanfiguren. Denken Sie sich, wie er die George Sand zugeschnitten haben mag, von der man noch dazu gewöhnt ist, daß sie stillschweigend alles Derartige über sich ergehen läßt! Diesmal aber hat sie geantwortet, weil nämlich die Mirecourt'schen Fadaisen (Mirecourt ist Mitarbeiter des Dumas'schen „Mousquetaire" — damit ist Alles gesagt!) viele ihrer Freunde herabsetzen. Sie hat dabei mit unendlicher Grazie schöne Wahrheiten ausgesprochen. Selbst daß Mirecourt sie jünger machte, hat sie nicht angenommen; sie ist im Jahre 1804 geboren. Ihr Mann war reich, hübsch und jung, als sie ihn heirathete; er ist erst vor wenigen Jahren gestorben. Zu ihren vertrautern Freunden scheinen A. de Musset, Jules Sandeau und Chopin gezählt zu haben, nicht aber Liszt, wie man so oft behauptet hat. Die Aufrichtigkeit ihrer Aeußerungen erlaubt keinen Zweifel weiter. Ihre Memoiren (in 12 Bänden) sind bekanntlich längst geschrieben und verkauft; da sie aber versäumt hat, einen Termin des Erscheinens in den Verlagscontract aufzunehmen, so zögert der ängstliche Unternehmer von Jahr zu Jahr, bis die von ihm erwartete ruhige, ästhetische Zeit wiedergekommen. Wie lange wird er und werden wir noch warten müssen?!

Notizen.

Eine neue sehr werthvolle Bereicherung hat die deutsche Theatergeschichte erhalten durch die „Wiener Haupt- und Staatsactionen. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters von Karl Weiß", die soeben bei Gerold in Wien erschienen sind. Bei dem überaus dürftigen Material, das der Forschung bisher zu Gebote stand, bildeten die Haupt- und Staatsactionen bis auf diesen Augenblick eine der dunkelsten und schwierigsten Partien in der Geschichte des deutschen Drama; das Weiß'sche Buch hilft diesem Mangel

aufs gründlichste ab und werden wir, sobald der Raum es gestattet, mit Vergnügen ausführlicher darauf zurückkommen.

Nun sage noch Einer, daß der Deutsche nicht auch allmälig gelernt hat, was Industrie ist! Kaum daß „dahinten weit in der Türkei" die Völker anfangen, aufeinander loszuschlagen, so erscheint auch schon eine eigene „Illustrirte Kriegszeitung", herausgegeben von Karl Weidinger (Leipzig, Baumgärtner). Der Stoff ist der interessanteste, der sich im Augenblick denken läßt, die Behandlung nach der vorliegenden Probenummer zu urtheilen, zweckmäßig, die Ausstattung elegant, der Preis billig; da wird es denn auch am Absatz nicht fehlen.

Lenau's bejammernswerthes Schicksal scheint sich an einem deutschen Musiker unserer Tage wiederholen zu wollen: Robert Schumann in Düsseldorf, schon seit einigen Monaten kränkelnd, ist in Wahnsinn verfallen; bereits sollen die Aerzte ihn für unheilbar erklärt haben. Höchst interessant sowol in psychologischer Hinsicht wie auch in Beziehung auf Schumann's musikalische Stellung ist, was Briefe aus Düsseldorf über die Form seines Wahnsinns berichten. Er soll nämlich von der fixen Idee beherrscht sein, als müsse er eine gewisse Melodie wiederauffinden, welche Franz Schubert, ohne sie niedergeschrieben zu haben, mit sich ins Grab genommen. Seinem Wärter auf einem Spaziergange entsprungen, hatte der Unglückliche sich in den Rhein gestürzt; die ersten Worte, die der Gerettete ausstieß, sollen gewesen sein: „Nun habe ich sie, nun habe ich die Schubert'sche Melodie — nun will ich ja gerne sterben!"

In Weimar ist Gutzkow's „Ottfried" mit Beifall aufgeführt worden. Werther's „Susanne und Daniel" soll in Wien und München zur Darstellung angenommen sein. Frau Birch-Pfeiffer ist mit einem neuen fünf- bis sechsactigen Stück im Anzug: „Der Adept von Helmstedt", ohne Zweifel nach dem kürzlich erschienenen Roman von H. Klenke. Also eine vortreffliche Aussicht: Original von Klenke, Verarbeitung von der Birch-Pfeiffer —; wenn das deutsche Theater dabei nicht florirt, so ist ihm überhaupt nicht mehr zu helfen.

Wilhelm von Merckel in Berlin, bekannt durch seinen „Diftelbinger" sowie als Mitarbeiter der „Argo", hat eine Travestie der Redwitz'schen „Sieglinde" geschrieben: „Sigelind. Ein Normal-Lustspiel. Aus dem Sanskrit eines wiener Originals in das Prakrit allgemeiner teutscher Nation frei und getreu verdollmetscht" (Berlin, Schindler). Wir kennen das Buch nur erst aus der Anzeige; aber vorausgesetzt, daß die Ausführung dem artigen Einfall entspricht, so ist dies jedenfalls die beste Art von Kritik, welche dem schwachherzigen und dabei doch so anmaßlichen Product des Hrn. von Redwitz gebührt. Nach berliner Blättern soll man sogar die Absicht haben, das Stück auf einem der dortigen Vorstadttheater zur Aufführung zu bringen.

Digitized by Google

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Romane von Robert Giseke.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Moderne Titanen. Ein Roman der Gegenwart. Drei Theile. **Zweite** durchgesehene Auflage. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Roman, anonym erschienen, war das erste Werk Robert Giseke's und verschaffte ihm rasch einen geachteten Platz unter den deutschen Romanschriftstellern der Gegenwart. In der jetzt vorliegenden durchgesehenen und an manchen Stellen veränderten **zweiten Auflage** verdient das Werk als eine geistvolle Schilderung der modernsten Sturm- und Drangperiode die Beachtung aller Freunde des Zeitromans.

Kleine Welt und große Welt. Ein Lebensbild. Drei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Ein neuer Roman Robert Giseke's, der ebenfalls in den verschiedensten Kreisen lebhaftes Interesse erwecken wird.

Pfarr-Röschen. Eine Herzensgeschichte aus unserer Zeit. **Zweite** durchgesehene Auflage. **Miniatur-Ausgabe.** Geh. 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Giseke's „Pfarr-Röschen", zuerst bei F. Schlodtmann in Bremen erschienen, ist von der Kritik wie vom Publicum besonders freundlich aufgenommen worden und wird sich in der vorliegenden **zweiten Auflage**, in dem beliebten Miniaturformat, gewiß noch zahlreiche neue Freunde erwerben.

Die Jobsiade in siebenter Auflage!

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Jobsiade. Ein grotesk-komisches Heldengedicht in drei Theilen von **Dr. C. A. Kortum.** Siebente Auflage. 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Die „Jobsiade" tritt, mit den alten bekannten Holzschnitten geziert, in **siebenter** Auflage vor das Publicum. Seit sie zuerst im Jahre 1784, damals anonym, erschien, hat der Geschmack in andern Regionen die wesentlichsten Aenderungen erlitten; große Umwälzungen auf literarischem, socialem, politischem und wissenschaftlichem Gebiete haben stattgefunden: das Kortum'sche Epos aber hat sie alle überdauert, und dieser Umstand allein schon beweist, daß die Farbe seines Humors eine echte und probehaltige ist. Classisch in ihrer Art und echt deutsch in ihrem Gepräge ist die „Jobsiade" das einzige komische Heldengedicht neuerer Zeit in Deutschland, welches diesen Namen verdient und auf die Dauer populär geworden ist. Immer wieder kehren die Liebhaber einer naiv-humoristischen Lectüre aus den Wirren des Tages zu ihr zurück, und nicht gering ist die Zahl der burlesk-humoristischen Schriftsteller, die aus ihr Anregung und Stil schöpften, sowie der Künstler, die dadurch zu ergötzlichen Bildern angeregt wurden, unter denen vor allen Hasenclever's weltberühmte, in Kupferstich und Lithographie weitverbreitete Genrebilder zu nennen sind. Auch in culturgeschichtlicher Hinsicht und als Spiegel ihrer Zeit behauptet die „Jobsiade" ihre eigenthümliche Bedeutung.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 13.** 23. März 1854.

Inhalt: Deutsche Flüchtlinge. Von **Robert Prutz.** — Deutsche Volkspoesie aus Nordböhmen. Mitgetheilt von **Virgil Grohmann.** — Literatur und Kunst. (Pröhle, „Harzsagen“. — Förster, „Gedichte“; Emilie Lecerf, „Poetische Kränze“; Rogge, „Musodoron“; Böttger, „Gedichte“; Oertzen, „Gedichte“. — Varnhagen von Ense, „Leben des Generals Grafen Bülow von Dennewitz“.) — Correspondenz. (Aus Tirol — Aus Weimar.) — Notizen. — Anzeigen.

Deutsche Flüchtlinge.

Von

Robert Prutz.

Der heimatlose Mann war den alten Deutschen ein „elender“ Mann. Die geliebte Heimat mit dem Rücken ansehen, als Flüchtling das bittere Brot der Fremde essen und endlich sein müdes Gebein in einem fremden Boden verbergen müssen, schien ihnen so sehr der Inbegriff alles menschlichen Leidens, daß sie das Wort Elend, das ursprünglich nur die Fremde und das Leben in der Fremde bedeutet hatte, auf jede äußerste Noth und jenen Zustand allgemeiner Verlassenheit und Hülflosigkeit übertrugen, wo den Unglücklichen selbst die Hoffnung verläßt; die deutsche Sprache hat noch bis zur Stunde kein herberes, kräftigeres Wort, den äußersten Gipfel des Unglücks, sei dasselbe ein persönliches, sei es ein allgemeines, zu bezeichnen, als im „Elend“ — das heißt also ursprünglich in der Verbannung leben.

Was unsere Altvordern, mit dieser heißen Liebe zum Vaterland, mit diesem tiefen, schmerzlichen Abscheu vor dem Leben in der Fremde, das in ihren Augen gar kein Leben mehr war — was sie wol dazu sagen möchten, wenn sie die Tausende und aber Tausende von Flüchtlingen erblicken könnten, welche Deutschland heutzutage Jahr ein Jahr aus über alle Theile der Erde ausstreut und von denen sogar die We-

nigsten nur den Wunsch oder die Absicht hegen, jemals wieder ins Vaterland zurückzukehren?!

Denn nothwendig müssen wir den deutschen Flüchtlingen der Gegenwart nicht blos Diejenigen beizählen, die durch politische oder andere von ihnen unabhängige Motive zur Flucht aus dem Vaterlande genöthigt werden, sondern auch Diejenigen gehören dazu, die dasselbe freiwillig verlassen — nämlich wenn es freiwillig heißt, die Schrecken der Verarmung hinter sich und die Möglichkeit einer neuen, glücklichern Existenz jenseit des Oceans vor sich zu haben. Der größere Theil unserer Auswanderer ist sogar noch viel mehr auf der Flucht und verläßt das Vaterland noch weit gezwungener als Diejenigen, die durch eine rasche Flucht blos dem Kerker oder vielleicht gar dem Schaffot entgehen wollen; es ist leichter, ohne Zweifel, sein Haupt dem Ueberwinder darbieten, der unserm Schmerz und unserer Schmach vielleicht mit einem Streich ein Ende macht, als alltäglich das Gespenst des Hungers hinter sich haben und in Arbeitslosigkeit und Mangel langsam zu Tode frösteln.

Immerhin aber, mag er nun die Heimat aus dem einen oder dem andern Motive verlassen haben, so gehört der deutsche Flüchtling in diesem Augenblick unstreitig bereits in allen Theilen der Welt zu den gekanntesten und verbreitetsten Erscheinungen. Von den öden Steppen und Eisfeldern des nördlichen Amerika, in denen nur der Jäger ein kläglich gefahrvolles Dasein zu fristen vermag, bis zur glühenden Sonne Australiens, von dem unfruchtbaren Sand der afrikanischen Wüste bis zu den goldhaltigen Felsen von Californien oder dem üppigen Boden von Ostindien gibt es bald keine Scholle Erde mehr, die nicht der Schweiß eines deutschen Flüchtlings getränkt und urbar gemacht hätte. Selbst wenn wir uns nur auf die eigentlichen politischen Flüchtlinge beschränken, so ist auch ihre Zahl zu einer Höhe angewachsen und hat eine Ausdehnung erreicht, von der wir früher, wenigstens in Deutschland, keine Ahnung hatten. Der deutsche Flüchtling mit seiner harten, rauhen Sprache, seinem verwilderten Aeußern, seiner ehrenhaften Bereitwilligkeit zu jeder Arbeit, aber leider auch mit seiner lauten Verachtung des Vaterlands, seiner Geringschätzung heimischer Sitte und seiner Uneinigkeit untereinander, ist so gut bekannt in der Alten und Neuen Welt und gehört ebenso zu den stehenden Figuren der Gegenwart, wie der französische Emigrant zu Ende des vorigen Jahrhunderts oder der polnische Flüchtling zu Anfang der dreißiger Jahre. Selbst in die Literatur fängt er bereits an überzugehen, wie es zu gewissen Zeiten mit jenen der Fall war; die flüchtigen französischen Marquis, die in den Romanen aus dem ersten Viertel des laufenden Jahrhunderts eine so große Rolle spielen, mußten ihren

Platz zuerst den verbannten Polen räumen, die durch ihre Schönheit, ihre Ritterlichkeit, ihr Unglück allein schon hinreichend waren, eine Geschichte interessant, ein Stück unterhaltend zu machen — und auf sie nun folgen in Dramen und Romanen die deutschen Flüchtlinge; die die Polizei verjagt hat, läßt die Poesie wieder ein.

Und doch würde es trotz dieser poetischen Verklärung ein verwegenes Unternehmen sein, wenn Jemand behaupten wollte, daß diese große Zahl von Flüchtlingen ein Glück für Deutschland oder ein Zeichen seines geistigen und leiblichen Wohlstandes sei. Im Gegentheil wird es stets nur als ein Symptom tief innerlicher Zerrüttung gelten dürfen, wenn ein Staat und ein Volk nicht mehr im Stande ist, die verschiedenen Elemente, die sich in ihm selbst auf geschichtlichem Wege entwickelt haben, friedlich beieinander zu beherbergen und in gegenseitiger Einwirkung miteinander auszugleichen; es wird immer ein trübes Zeichen für die Zukunft eines solchen Volks sein, wenn (wie es jetzt bei uns der Fall ist) gerade den Vertretern dieser Zukunft, seinen jüngsten, feurigsten Köpfen, nur die Wahl bleibt zwischen Kerker oder Flucht in die Fremde.

Allerdings gibt es Staatsweise, welche in der wachsenden Anzahl unserer Flüchtlinge allen Ernstes einen Gewinn für den Staat erblicken und sich jedesmal schadenfroh die Hände reiben, wenn wieder Einer, überdrüssig des heimischen Elends, in das Elend der Verbannung gegangen ist. An jedem Flüchtling, meinen diese Vortrefflichen, wird doch wenigstens der Strick gespart; gleich einem wohlthätigen Aderlaß, meinen sie, befreien unsere Flüchtlinge uns von einer Menge unreifer, um nicht zu sagen unlauterer Elemente, die dem Vaterlande mit der Zeit noch höchst gefährlich hätten werden können und es zum Theil wol auch schon geworden sind. Ueberhaupt, folgern sie weiter, wer der Heimat den Rücken wendet, oder wer einmal so weit gekommen, daß er ihr denselben wenden muß, an dem geht auch der Heimat selbst nichts mehr verloren. Nur die Feigen fliehen; was ein rechter Mann ist, und mag es immerhin ein Revolutionär sein, der hält es mit Danton, der auch das Vaterland nicht an den Schuhen wegtragen konnte und darum ebenfalls lieber das Leben opferte als die Heimat. Weit entfernt also, durch die zunehmende Flucht unserer Jugend etwas einzubüßen, hat Deutschland nach der Ansicht dieser Staatsweisen nur einen Gewinn davon, indem die Zurückbleibenden dadurch um so gediegener, um so tüchtiger werden; nur der leichte Schaum explodirt und geht in die Luft, während der reife, milde Wein im Gefäß zurückbleibt.

In Wahrheit jedoch ist diese Ansicht so verkehrt und wird auch durch die Selbstgefälligkeit, mit welcher man sie vorträgt, nur so wenig gebessert,

daß gewiß Niemand von unsern Lesern hier eine ernstliche Widerlegung derselben erwartet. Auch ist es überhaupt nicht der Zweck dieses Aufsatzes, sich über die Lage unserer gegenwärtigen Flüchtlinge zu verbreiten, die verschiedenartigen Motive zu prüfen, welche sie aus der Heimat getrieben, die Anhänglichkeit zu vergleichen, die sie derselben auch noch aus der Fremde her bewahren, und danach die Hoffnungen abzumessen, welche Deutschland auch noch auf diese seine ärmsten, seine wahrhaft „elenden“ Söhne setzen darf. So interessant eine solche Uebersicht auch sein würde, so ist doch theils der Zeitpunkt dafür noch nicht gekommen, theils fehlt es dem Verfasser auch an dem dazu erfoderlichen Material. Vielmehr, indem wir uns auf das zunächst gelegene Gebiet der Literatur beschränken, soll uns hier nur die Frage beschäftigen, welchen Einfluß das Flüchtlingsleben in alter und neuer Zeit auf unsere Literatur ausgeübt hat und in welcher Verbindung diese letztere mit den Schicksalen, den Kämpfen und Leiden unserer Flüchtlinge steht.

Denn auch unsere Literatur hat ihre Flüchtlinge; mag die Anzahl der „Elenden“ sich auch neuerdings in Folge unserer politischen Kämpfe allerdings außerordentlich vermehrt haben, so bilden diese politischen Kämpfe selbst doch keineswegs den Anfang unsers Flüchtlingswesens, noch sind sie die alleinige Veranlassung, welche zu den verschiedensten Zeiten die Blüte der deutschen Jugend ins Exil getrieben. Jede Zeit hat, wie ihre Helden, so auch ihre Märtyrer; jede neue Bahn der Entwickelung, die sich im Leben eines Volks öffnet, führt zunächst über Leichen, und sollten es auch nur gebrochene Herzen, nur ermattete und zu Tode gehetzte Geister sein. Wie jetzt unsere politischen Flüchtlinge, so haben wir in frühern Abschnitten unserer Entwickelung, wo Wissenschaft und Poesie den Inhalt des deutschen Lebens bildeten, auch unsere wissenschaftlichen und poetischen Flüchtlinge gehabt. Die lange Reihe derselben mit ihren wechselnden Schicksalen, ihren Leiden und Kämpfen würde allein genügend sein, ein Buch damit zu füllen; hier wollen wir nur einige der glänzendsten Namen herausgreifen und nur die allgemeinsten Epochen abgrenzen, die sich auch hier wieder, innerlich wie äußerlich, unterscheiden lassen.

Es sind besonders drei Elemente, welche das moderne Leben unsers Volks erfüllen und seine Entwickelung bestimmen: die Theologie, die Poesie und die Politik, entsprechend den drei großen Factoren alles nationalen Lebens überhaupt, der Religion, der Kunst und dem Staate. Jedes dieser Elemente hat bei uns eine zeitlang ausschließlich geherrscht und die gesammte Kraft der Nation, ihr Denken und Trachten, ihr Thun und Handeln an sich gezogen; wir unterscheiden in der Geschichte des deutschen Geistes deutlich ein theologisches, ein ästhetisches und ein politisches Zeitalter. Natürlich ist das nicht so zu verstehen,

als ob ein Element das andere jedesmal vollständig ausgeschlossen hätte und als ob z. B. während unserer theologischen Epoche Poesie und Politik bei uns gar nicht vorhanden gewesen wären: sondern nur davon ist die Rede, daß jedesmal eines dieser Elemente als herrschendes Gestirn am Himmel steht, während die beiden andern theils im Auf- theils im Niedergang begriffen sind.

Und zwar erstreckt unsere vorzugsweise theologische Epoche sich von der Reformation bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts; das 18. Jahrhundert ist das vorzugsweise ästhetische Jahrhundert, während wir mit dem 19. vielmehr in das Gestirn der Politik und der staatlichen Bewegung eingetreten sind. Jede dieser drei Epochen hat ihre Kämpfe, ihre Niederlagen und ihre Siege; auf allen drei Gebieten treten Alter und Jugend, praktischer Besitz und idealistisches Verlangen sich schroff und feindselig gegenüber; auf allen dreien ist auch Blut vergossen und sind auch Menschen ins „Elend" getrieben worden.

An der Spitze dieser Flüchtlinge erblicken wir denselben Mann, dem man überhaupt überall in den Anfängen unserer modernen Geschichte begegnet, wie dem Achill in dem Kampf um Ilion — er selbst die wahre Achillesgestalt in dem großen Epos unserer Reformationsgeschichte, jung, schön, tapfer wie Achilles und ebenso trotzig und ebenso dem Untergange geweiht.

Es ist natürlich Niemand anders als Ulrich von Hutten, von dem wir reden; Gelehrter, Dichter, Staatsmann, vereinigt er gleichsam in seiner Einen Person die dreifachen Elemente unserer modernen Geschichte überhaupt und stellt sich damit als der eigentliche Vorläufer, die eigentliche jugendliche Heldengestalt derselben dar. Auch die Reihe unserer berühmten Flüchtlinge wird durch ihn eröffnet, und zwar sind es alle drei Gebiete gleichzeitig, Theologie, Poesie, Politik, die ihn von sich ausstoßen und endlich als Flüchtling über die Grenze jagen. Seine gelehrten lateinischen Reden, seine Dialogen und Spottschriften hatten ihn den theologischen Obscuranten seiner Zeit ebenso furchtbar gemacht und ebenso verhaßt, wie die poetischen fliegenden Blätter, die Lieder und Gesprächspiele, die er für Franz von Sickingen und die politische Reform des Deutschen Reichs ausgehen ließ, ihm die Verfolgung der politischen Machthaber zuzogen. In seiner Jugend hatte Hutten, wie es eben die Art der Jugend ist, aus freier Wahl ein unstet abenteuerliches Leben geführt; zu wiederholten malen war er über die Alpen gestiegen, hatte die Feder mit dem Schwert vertauscht und hatte, gleich Odysseus, „vieler Menschen Städte geseh'n und Sitten gelernet". In der Mitte des Lebens angelangt, mußte er diese Irrfahrten der Jugend nun noch ein mal wiederholen: aber jetzt nicht aus freiem Antrieb, sondern genöthigt und hinausgestoßen durch die

rohe Gewalt der Faust. In der Fremde, hauptsächlich in Italien, hatte er sich jene Gewalt der Sprache und jene Meisterschaft der Form angeeignet, durch die er später als Schriftsteller so gewaltig und wirksam wurde; hier hatte er auch jenen Haß gegen die „Curtisanen" und Pfaffen eingesogen, der ihn dann zu einem so wirksamen Mitstreiter der Reformation machte; hier endlich, im Studium der Alten und mit empörtem Geist die politischen Mängel des deutschen Lebens überdenkend, hatte er jene Erhabenheit der Gesinnung gewonnen und den Grund zu jenen politischen Plänen gelegt, womit er hinterdrein vor die überraschte Nation trat.

Aber Hutten kam zu früh damit, und so mußten dieselben Eigenschaften, die ihn zu einer andern Zeit und in einem andern, thatkräftigern und einheitlichern Volke zum Befreier und Wiederhersteller seiner Nation gemacht haben würden, ihm jetzt nur den Weg in das „Elend" öffnen; der als lustiger Abenteurer begonnen, endet als geächteter Flüchtling. Man kennt die rührende Geschichte seiner Irrfahrten, wie er nach Sickingen's Untergange (1522) sich nach der Schweiz flüchtet, derselben Schweiz, die dann noch Jahrhunderte später unzähligen seiner Schicksalsgenossen als erwünschte Zuflucht dienen sollte; wie er aber auch hier, angeblich durch Erasmus' zweideutiges und hinterlistiges Verfahren, die kaum gewonnene Freistätte wieder verliert und nun hülflos, wie ein gejagtes Wild, von Stadt zu Stadt, von Flecken zu Flecken irrt, bis er endlich auf der kleinen Insel Ufenau im Zürichersee das Einzige findet, was der vielgequälte und gebrochene Mann noch sucht und braucht — ein Grab. Hutten ist nicht nur das wahre Musterbild eines deutschen Revolutionärs, in seinen Tugenden sowol wie in seinen Fehlern: großherzig, tapfer, ohne eine Spur von Eigennutz oder Selbstsucht, voll der edelsten und reinsten Zwecke, aber auch unpraktisch, leichtgläubig und niemals dem Zweck die Mittel anpassend — sondern er ist auch ganz vornehmlich das rechte Vorbild der deutschen Flüchtlinge, die ihn deshalb, von da an wo sein Gedächtniß überhaupt wieder aus dem Strom der Zeiten emportaucht, auch stets mit besonderer Liebe gefeiert und gleichsam zu ihrem Schutzpatron erhoben haben; als Flüchtling in der Schweiz faßte Ernst Münch den Plan zu seiner Gesammtausgabe der Hutten'schen Werke, und als Flüchtling in der Schweiz schrieb auch Georg Herwegh sein berühmtes Gedicht zu Hutten's Ehre.

Mit Hutten und den Bauernkriegen scheidet das politische Element dann überhaupt aus der Reformation aus, wenigstens insoweit dasselbe ein volksthümliches war und die Freiheit des Volks zum Ziele hatte; was von Politik in der Reformation von da ab noch übrig blieb oder was sie an politischen Vortheilen noch zur Folge hatte, das beuteten

lediglich die deutschen Fürsten aus, deren Souveränetät bekanntermaßen wesentlich von der Reformation herstammt. Für die Masse des Volks und selbst auch für die Literatur war die Reformation nur noch ein theologisches Ereigniß, und so treten denn consequenterweise die Theologen jetzt auch an die Spitze der deutschen Wissenschaft und Kunst.

Mit dem Zeitalter der Theologen aber kommt auch sofort das Zeitalter der theologischen Flüchtlinge. In ihrer Fortentwickelung gehemmt und aufs neue zu einem bloßen Buchstabenwerk erniedrigt, hatte die Reformation sich bekanntlich ganz ebenso, wie die Anfänge der christlichen Kirche selbst, in eine Menge von Sekten und Coterien zerspalten; Formeln hatte man erfunden und Lehrsätze aufgestellt, auf deren sklavische Befolgung mit der größten Strenge gehalten, deren Uebertretung oder Nichtbeachtung mit der äußersten Härte verfolgt und bestraft ward. Statt durch den großen Gegensatz der katholischen Kirche, die gerade in der nächsten Zeit nach der Reformation den gewaltigsten Aufschwung nimmt und die größten Triumphe feiert, sich selbst zu compactem Zusammenhalten und unverbrüchlicher Einheit anspornen zu lassen, zersplittert die neue Kirche vielmehr in eine Menge kleiner einzelner Kirchen, die sich gegenseitig aufs bitterste anfeinden und verfolgen; einem richtigen Lutheraner des 16. und 17. Jahrhunderts war der Katholik, ja der Türke nicht halb so verhaßt als der Reformirte und umgekehrt. Man redet heutzutage unter uns nur immer von der Inquisition und den Glaubensgerichten der katholischen Kirche: allein man vergißt dabei, daß auch die evangelische Kirche ihre sehr zahlreichen, sehr eifrigen Glaubenstribunale gehabt hat, und zwar genau ebenso viele wie es evangelische Kanzeln, evangelische Geistliche und evangelische Kirchenvorstände gab. Die Executionen dieser Glaubenstribunale sind nicht so großartig und treten nicht mit diesem blutigen Pomp auf, wie die Autosdafé der katholischen Kirche, obwol auch bei ihnen bekanntlich der Henker nicht selten blutige Arbeit hatte und Scheiterhaufen und Blutgerüste auch in der Geschichte der evangelischen Kirche nicht fehlen. Aber was ihnen an Großartigkeit abgeht, das ersetzen sie durch die Masse; die ganze innere Geschichte der evangelischen Kirche in Deutschland von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis weit in die Mitte des 18. hinein ist angefüllt durch gegenseitige Anklagen und Verketzerungen, durch Verfolgungen der Prediger sowol untereinander wie von Seiten der Gemeinden, durch Amtsentsetzungen, Verbannungen und Aechtungen. Dieser evangelische Priesterstand, den wir uns so gern als den eigentlichen Friedensstand denken, war dazumal ein sehr unruhiger und sehr gefahrvoller Stand; auf allen Straßen, zu allen Thoren hinaus sah man die flüchtigen Diener des Evangeliums ziehen, bald durch die Kriegshorden der Katholiken, bald

Google

durch innere Unruhen der Gemeinden, bald durch einen Machtspruch ihrer weltlichen Gebieter, bald auch durch ihren eigenen Starrsinn und Widerspruchsgeist verjagt. Einzelne berühmte Fälle dieser Art aufzustellen, müssen wir der Kirchengeschichte überlassen, indem wir hier nur an Einen Mann erinnern, der zugleich als evangelischer Liederdichter eine der ersten Stellen einnimmt und den wir ebenfalls noch in hohen Jahren am Stecken des Flüchtlings erblicken, zu einer Zeit, die sich schon für verhältnißmäßig aufgeklärt und duldsam hielt, und unter einem Regenten, der übrigens mit Recht als ein Muster politischer Einsicht und Klugheit gepriesen ward: Paul Gerhard, in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts, unter dem Scepter Friedrich Wilhelm des Großen.

Doch müssen wir hier, um Misverständnisse zu verhüten, sogleich noch eine Bemerkung einschalten. Wir sprachen vorhin davon, wie außerordentlich die Zahl deutscher Flüchtlinge zugenommen und daß bald kein Fleck der Erde mehr sein wird, wohin sie nicht den Segen ihrer Arbeit zugleich mit der Last ihres Elends tragen. Aber nur in Einem Lande sind sie jetzt nicht mehr zu finden, wo sie ehedem sehr häufig waren, ja wo sie Jahrhunderte hindurch beinahe ausschließlich gefunden wurden: und das ist in Deutschland selbst. Der Mangel an einheitlicher Verwaltung, an welchem das Deutsche Reich litt, sowie die Vielherrschaft, unter welcher der deutsche Boden zerstückelt war, führte für unsere Flüchtlinge wenigstens den Vortheil mit sich, daß sie ihren Wanderstab in der Regel nicht allzu weit zu setzen brauchten. Es gab der Herren gar viele in Deutschland, und soviel Herren soviel Grenzen; man brauchte häufig nur zu den Thoren der Stadt hinauszugehen, um auch dem Arm seiner Verfolger entrückt zu sein. Die deutschen Flüchtlinge der ältern Zeit verlassen daher in den meisten Fällen Deutschland gar nicht, sie flüchten sich nur aus einer deutschen Landschaft, oft nur aus einer Stadt in die andere — hatten wir überhaupt keine deutsche Einheit damals, so hatten wir dafür auch keine Polizeieinheit; auch waren jene Transporte und Auslieferungen, die heutzutage ein so bedeutendes Capitel des internationalen Staatsrechts bilden, damals zum größten Theil noch gar nicht erfunden. Im Gegentheil, Fürsten und Obrigkeiten liebten es damals noch, sich in gegenseitigem Schach zu halten, indem sie Einer die Flüchtlinge des Andern bei sich aufnahmen, ihnen Obdach, Unterhalt und Anstellung gewährten und ihnen die Fortsetzung ihrer Wirksamkeit erleichterten; in einer Zeit, wo der Staat überhaupt nur als ein Product der Gewalt aufgefaßt ward und daher auch die Staatskunst nur eine Lehre war, sich gegenseitig möglichst viel Abbruch und Schabernack zu thun, waren eben alle Mittel willkommen, die möglicherweise zu diesem Zwecke

dienen konnten — also auch der Haß und das Elend der Flüchtlinge. Die äußere Lage derselben war dadurch allerdings für sie vortheilhafter als heutigen Tages; aber daß sie darum das Elend der Verbannung minder lebhaft empfunden hätten, darf man doch nicht glauben. Der Gesichtskreis der damaligen Welt war überhaupt noch enger, beschränkter; was den durch Eisenbahn und Dampfwagen verwöhnten Kindern der Gegenwart kaum mehr das Vaterland, ja kaum mehr der Welttheil ist, das war den einfachern Menschen von damals die Vaterstadt; es war ihnen ebenso schmerzhaft und vielleicht noch schmerzhafter jenseit des Stroms zu wohnen und die Thürme der Vaterstadt zu sehen, die ihr Fuß nicht mehr betreten sollte, als es den Flüchtlingen von heute ist, jenseits des Oceans zu wohnen und den Wolken nachzustarren, die über die Steppe jagen, ostwärts nach Europa zu. Nur auf diese Weise erklärt sich die Anwendung der Verbannungsstrafe, die im ältern Recht, besonders im ältern Städterecht, so häufig ist und die dem Betroffenen gewiß nicht minder hart erschien und seine Existenz nicht weniger bedrohte, weil das Weichbild der Stadt vielleicht nur wenige Minuten im Umkreis hatte.

Ebenso zerstückelt aber, wie das politische Gebiet, war auch das kirchliche und sogar noch mehr, da häufig die verschiedensten Bekenntnisse unter Einem Scepter lebten. Auch die Flucht der Geistlichen brauchte somit in den meisten Fällen nicht weit zu gehen; bei der großen Anzahl der damaligen Sekten, sowie bei dem theologischen Eifer, der damals auch die Masse des Volks durchdrang, trafen sie gewöhnlich sehr bald auf Gegenden und Kreise, die sie als Märtyrer erkannten und es sich zur Ehre schätzten, ihnen einen neuen Herd und eine neue Wirkungsstätte zu bereiten. Immer aber bleibt es ein charakteristischer Zug jener Zeit, dessen sittliche Bedeutung man wol noch lange nicht genügend erkannt und gewürdigt hat, daß die damaligen Diener der Kirche jederzeit wie ein Soldat in der Schlachtreihe standen, jeden Augenblick gewärtig, von ihrem Schicksal ereilt und von Allem, was ihnen werth war, von Haus und Hof, von Kanzel und Gemeinde hinweggerissen zu werden. Irren wir nicht, so erklärt sich damit ein großer Theil jenes außerordentlichen moralischen Ansehens, in welchem die evangelische Geistlichkeit damals bei ihren Gemeinden stand; ja sogar auf den Eifer und den Fanatismus der Geistlichen selbst wird dadurch zum Theil ein milderes Licht geworfen: diese standen doch wenigstens noch mit ihrer Person für ihren Glauben, selbst für ihre Grillen ein und hatten doch also etwas, worauf sie stolz sein durften.

Auch Paul Gerhard ist nun, wie die neuere Kritik nachgewiesen hat, nicht ganz der lammfromme Dulder gewesen, als den man sich

ihn bisher vorzustellen liebte. Auch die anmuthige Erzählung von Ursprung und Veranlassung des berühmten „Befiehl du deine Wege“ sowie der unmittelbare Erfolg, den dasselbe für den Dichter gehabt haben soll, hat sich bekanntlich vor der Kritik nicht behaupten können und darf nur noch als ein angenehmer Mythus betrachtet werden. Doch hört das Lied darum nicht auf ein Kleinod der deutschen Poesie zu sein und auch Paul Gerhard im Ganzen verliert dadurch nichts an seinem wohlverdienten Ruf als ein fester männlicher Charakter und unerschrockener Verfechter seiner Ueberzeugung; der Flüchtlingsstab der deutschen Prediger erhält gleichsam seine Weihe, indem er kurz vor Ausgang unserer vorzugsweise theologischen Epoche noch ein mal von einer so keuschen, so männlichen Hand ergriffen wird.

Wir haben bisher nur von der Theologie gesprochen, ohne auf die übrigen wissenschaftlichen Disciplinen Rücksicht zu nehmen. Und allerdings führte die Theologie damals das unbestrittene Principat der deutschen Wissenschaft; nur soweit die Theologie es für gut befand, durfte damals die Wissenschaft überhaupt ihre Fahnen tragen, der eifrigste Forscher, der kühnste Denker mußte den Flug seines Geistes hemmen, sobald die Theologie ihm die Weisung dazu ertheilte.

Das war nicht blos in Deutschland so, sondern in ganz Europa, in der katholischen so gut wie in der evangelischen Kirche. Ja die erstere übte, wie es denn freilich in ihrem Begriffe liegt, ihre Oberherrschaft auch hier wieder mit noch größerer Strenge und einer noch augenfälligern Grausamkeit; der Scheiterhaufen eines Giordano Bruno, der Kerker eines Vanini, der Widerruf eines Galilei bieten dafür ebenso belehrende wie furchtbare Exempel. Die evangelische Kirche war nicht weniger verfolgungssüchtig, aber minder gewaltthätig; sie begnügte sich auch hier wieder in den meisten Fällen, dem ungläubigen Gelehrten, der ihre Ruthe nicht mit dem Gehorsam küssen und sich ihrer Richtschnur nicht mit dem Respect fügen wollte, den sie verlangte, den Stecken des Flüchtlings in die Hand zu drücken und die weltliche Wissenschaft in dasselbe Exil zu treiben, das sie selbst so vielfach erprobt.

Der berühmteste und glücklichste dieser wissenschaftlichen Flüchtlinge ist Christian Thomasius. Seine Flucht von Leipzig nach Berlin und Halle im Mai 1689 ist die eigentliche Hedschra der modernen deutschen Wissenschaft; mit ihm geht das Principat der deutschen Bildung von Kursachsen auf Kurbrandenburg über, der Exprofessor von Leipzig, den der Haß der dortigen Theologen zur heimlichen Flucht gezwungen, wird der Stifter der Universität Halle, die Wissenschaft schüttelt mit kräftigem Ruck das Joch der Orthodoxie von sich und fängt an, sich auf eigene Füße zu stellen.

Damit haben wir uns dem Beginne des 18. Jahrhunderts genähert, wo nun die Kunst und namentlich die Poesie zur Lebensaufgabe der deutschen Literatur wird, in demselben Umfang und fast auch mit derselben Ausschließlichkeit, wie es vorher die Theologie gewesen. Auch der Reigen unserer modernen Dichter eröffnet sich wiederum mit einem Flüchtling: Johann Christian Günther (1695—1723) ist der erste Vorläufer unserer modernen Poesie. Unter dem zerrissenen Rock dieses verlumpten, verlorenen Studenten lebt zum ersten mal wieder das Herz eines Dichters; die Poesie ist ihm nicht blos, wie seinen gelehrten Collegen, eine Sache des Verstandes und der gelehrten Bildung, sondern mit unaufhaltsamer Gewalt strömt sie bei ihm aus dem Grunde eines empfindungsreichen, leidenschaftlichen Herzens. Günther ist der erste Poet unserer modernen Literatur, dessen Gedichte zugleich sein Leben sind; die Schönheit, die er mit stammelnder Zunge zu verkünden strebt, hat zugleich sein Blut entzündet, er dichtet nicht blos Trink- und Liebeslieder, er liebt und trinkt auch — und auch der Jammer seiner Bußgedichte und die Verzweiflung seiner Sterbelieder strömt aus der dunkelsten Tiefe eines zerknirschten, zerbrochenen Herzens.

Für einen solchen Poeten hatte die damalige Welt, die Welt der Convenienz, der abstracten hohlen Form, natürlich keinen Raum: und so sehen wir auch Günther, halb durch abenteuerliche Neigung, halb durch Zwang der Armuth und gehetzt durch die Erinnyen des Vaterfluchs, rastlos von einem Ort zum andern eilen, bis er endlich, mit noch nicht 28 Jahren den einsamen, unbeweinten Tod des Flüchtlings stirbt. Freilich geht seine Flucht nur von Schlesien bis Sachsen: aber dieser enge Schauplatz gewinnt eine außerordentliche Ausdehnung, wenn wir uns erinnern, daß Schlesien und Sachsen damals die beiden Pole der deutschen Dichtung bildeten, das eine das auf-, das andere das niedergehende Gestirn, gerade wie es in politischer Hinsicht mit Kursachsen und Brandenburg war. Mit Günther's Flucht von Schlesien nach Sachsen geht gewissermaßen die deutsche Poesie von den Ufern der Oder an die Ufer der Elbe, Saale, Pleiße, in die Hände der Brockes und Gottsched, der Klopstock und Lessing über.

Von der Mitte des Jahrhunderts an machen sich nun allmälig neben und mit den ästhetischen auch die politischen Interessen bemerkbar; zuerst Friedrich der Große, dann die Josephinischen Reformen, dann der amerikanische Krieg bilden eine Stufenfolge, an deren Ausgang dann endlich die französische Revolution mit ihrem Weltinteresse und Weltumsturz steht. Auch die Aesthetik fängt an, von der Politik berührt zu werden, und so treffen wir hier bereits auf einzelne Flüchtlingsgestalten, die uns dies zwiespältige Element der Zeit in prägnanter Weise vor Augen führen. Am prägnantesten zwei, in denen die

poetische Zerflossenheit Günther's und die politische Opposition der spätern Zeit gleichsam zusammenfließt: Friedrich Christian Daniel Schubart, berühmt durch sein vieljähriges Kerkerleben auf dem Hohenasperg, und Wilhelm Ludwig Weckhrlin, gestorben 1792 zu Anspach, in dem Augenblick, da er den Anmarsch der französischen Republikaner erwartete. Beide richten ihre politische Thätigkeit weniger auf die allgemeinen Angelegenheiten der Nation als auf gewisse kleine locale Interessen, die sie zum Theil mit großem Talent, stets aber mit großer Heftigkeit ausfechten und für die sie in beiden Fällen durch den kleinlichen Haß ihrer Gegner aufs empfindliche büßen müssen. Schubart und Weckhrlin sind die ersten politischen Märtyrer unserer Literatur, oder doch wenigstens die Ersten, die beim Publicum als solche bekannt wurden und die sich durch ihre Kämpfe und Leiden, verschuldete wie unverschuldete, eine Berühmtheit des Namens verschafften, die groß genug war, wenn auch nicht besonders reinlich. Auch ihre unfreiwilligen Wanderungen gingen, wie ehedem die Wanderungen unserer Geistlichen, nur von Stadt zu Stadt, von Landschaft zu Landschaft; warf der wohlweise Magistrat der einen Freien Reichsstadt sie zum Thore hinaus, so setzten sie sich ihm in der nächstgelegenen so dicht auf die Nase, daß der Spectakel nur um so größer wurde. Wäre nicht in Schubart's Leben das furchtbare Nachspiel der hohenasperger Gefangenschaft und würde bei Wekhrlin der Gemeinheit und Roheit nicht endlich doch zu viel, so könnte man sie die komisch-idyllischen Vorläufer unserer spätern politischen Flüchtlinge nennen, die freilich zumeist um bedeutendere Sachen stritten, dafür aber auch ihren Flug weit über die Grenzen des Vaterlandes, nicht blos der Vaterstadt, hinweg richten mußten.

Bevor wir jedoch die verschiedenen Phasen auch auf diesem letzten Gebiet flüchtig charakterisiren, sei es uns gestattet, hier noch den Namen desjenigen Mannes einzuschalten, durch den das poetische Flüchtlingsthum, wie es sich mit Johann Christian Günther entwickelt hatte, seine letzte und großartigste Verklärung fand. Und das ist kein geringerer Name als Friedrich Schiller. Wer noch heut ohne weiteres den Stab bricht über unsere deutschen Flüchtlinge und den so höchst moralisch tönenden, dennoch kaum halbwahren Satz ausspricht, daß das ein nichtsnutziger Mensch, der nicht lieber in der Heimat Knechtschaft und Noth aller Art erträgt, als daß er in der Fremde groß und glücklich wird — der wolle sich erinnern, daß auch Friedrich Schiller, dieser reinste und edelste von allen deutschen Dichtern, einmal das Brot des Flüchtlings gegessen und den Stab der Verbannung getragen hat. Friedrich Schiller, wie er auf der Flucht von Stuttgart im sachsenhäuser Walde kurz vor Frankfurt an der Landstraße zusammenbricht, erschöpft, ohne Geld,

ohne Aussichten, Niemand als seinen treuen Streicher zur Seite, oder wie er dann beim Eintritt in die reiche lärmende Handelsstadt hinabstarrt über das Geländer der Brücke in den trüben Main und, nach den Worten seiner spätern Lady Milford, bei sich abmißt, was wol tiefer sei, das Wasser des Mains oder sein Elend — das sind zwei Bilder, die Niemand vergessen sollte, der sich selbst etwa für einen deutschen Dichter hält, und die wir mit ganz besonderer Freude an dem Fußgestell einer Schillersäule sehen würden. Nur wo in einem Dichterherzen zugleich so viel edelster Männerstolz pochte, nur wo die Freiheit seiner Kunst einem zweiundzwanzigjährigen, im Druck des furchtbarsten Militärdespotismus erzogenen jungen Manne so viel galt und so heilig war, daß er ihr ohne Bedenken Vaterland und Familie und Zukunft opferte, nur da konnte so Herrliches gedeihen und so Großes ausgeführt werden, wie es durch Schiller geschehen ist.

Auch die finstere Schattenreihe unserer politischen Flüchtlinge wird durch eine erhabene, ehrfurchtgebietende Gestalt eröffnet: Georg Forster. Zwar war derselbe im strengsten Wortverstande kein Flüchtling, indem er sich bekanntlich freiwillig nach Paris begab, um den Anschluß von Mainz an Frankreich zu betreiben. Ebenso bekannt ist es aber auch, daß Mainz in der Zwischenzeit von den Deutschen zurückerobert ward und daß Forster sich von da an als ein Geächteter, Preisgegebener, vom Vaterlande ausgeschlossen sah. Auch die Gründe seines Todes sind bekannt: gleich Hutten stirbt er an innerm Harm, aber nicht blos um die Geschicke des Vaterlands, sondern noch weit mehr um die Geschicke der Freiheit selbst, deren Fahnen er allzu gläubig gefolgt war und die er nun mit Entsetzen aus einer Göttin zu einem Buhlweib werden sah.

Derselbe Zwiespalt zwischen Freiheit und Vaterland, in welchem Forster untergeht, lastet nun auch fernerhin auf den politischen Flüchtlingen des 19. Jahrhunderts als ihr eigenstes dämonisches Verhängniß. Männer wie Ernst Moritz Arndt, der vor den Schergen Napoleon's bis nach Schweden und Rußland flüchtet und mitten aus dieser winterlichen Fremde heraus durch seine Schriften und Lieder das Feuer des Patriotismus in den Herzen seiner Landsleute wieder anzündet, waren von diesem Dämon allerdings frei. Allein diese fliehen auch nur vor der Gewalt eines fremden Eroberers, ihr Exil ist ebenso einzig wie die Umstände, unter denen es erfolgt, und dürfen wir dieselben daher derjenigen Gattung von Flüchtlingen, die uns hier beschäftigt, nicht wol beizählen.

Der Zug dieser politischen Flüchtlinge beginnt vielmehr erst mit dem Wartburgfest, der Auflösung der Burschenschaft und den Demagogenriechereien, die nun von Berlin und Mainz aus beginnen und

in kürzester Zeit ein eisernes Netz über ganz Deutschland, ja selbst über die Nachbarländer ausspannen. Frankreich war damals, unter der Herrschaft der Bourbons, theils ganz verschlossen, theils nicht sicher genug, England den Meisten zu entlegen und zu kostspielig. So ging die Hauptströmung denn vorzugsweise nach der Schweiz, angelockt durch die romantischen Traditionen derselben von Wilhelm Tell und der alten schweizer Freiheit, sowie von der Unschuld der schweizer Sitten, Traditionen, die auch auf die poetischen Versuche der Flüchtlinge (wie z. B. auf die Gedichte von August Follen) und also mittelbar auch auf die deutsche Poesie selbst lebhaft einwirkten. Und allerdings paßten dieselben auch vortrefflich zu den Kaiserbildern und den sonstigen romantischen Illusionen, mit denen die deutsche Jugend sich damals trug, besonders die poetische.

Nach der Julirevolution wird Frankreich das vornehmste Ziel unserer Flüchtlinge und auch davon machen sich sofort gewisse literarische Folgen und Einflüsse fühlbar. Die schweizer Einfalt sammt der mittelalterlichen Romantik wird verdrängt durch französische Weltkenntniß, französischen Witz und leider auch durch französische Frivolität. Ludwig Börne und Heinrich Heine sind die Hauptrepräsentanten dieser Richtung; der alte Kampf zwischen Freiheit und Vaterland berührt sie nur noch wenig, sie kommen schon meist mit der Ueberzeugung nach Frankreich hin, daß am Vaterlande im Ganzen nur wenig gelegen, ja daß das Vaterland selbst nur eine Schranke und daß der wahrhaft gebildete Mensch überall da zu Hause ist, wo er nur Bildung und Freiheit findet. Der deutschen Literatur werden aus dem Lager der Flüchtlinge, also namentlich aus Frankreich, eine Menge neuer und bedeutender Ideen zugeführt, die in der Literatur sowol wie im Publicum eine außerordentliche Gährung vorbereiten. Doch sind die Wege, auf denen dieselben überliefert werden, selten ganz rein und daher ist auch die Wirkung mehr verwirrend und betäubend gewesen als aufklärend und reinigend.

Seit der jüngsten Revolution endlich ist auch das Asyl in Frankreich für die Meisten wieder verloren gegangen und die Schar der deutschen Flüchtlinge, zu Legionen angeschwellt, ist, wie wir im Eingang sagten, ausgeströmt über die ganze Welt. Alle Stände, alle Beschäftigungen, selbst alle Kunstgattungen sind darunter vertreten; neben dem Philosophen Ruge steht der Dichter Kinkel, neben dem Baumeister Semper der Musiker Wagner, der Componist des „Tanhäuser" und des „Lohengrin"; kein Gebiet des deutschen Lebens oder der deutschen Kunst ist verschont worden von dem gewaltigen Sturm, und fast überall sind es die hoffnungsvollsten Knospen und die edelsten Blüten gewesen, welche er abgeschüttelt. Was wird dem deutschen

Vaterlande, was wird namentlich der deutschen Kunst und Wissenschaft aus ihrer Mitte erwachsen? Mit welchen Gastgeschenken werden sie sich bei der einstigen Rückkehr lösen für die lange Entfremdung und die Schuld, die auch ihnen anhaftet? Ja wann und unter welchen Umständen wird diese Rückkehr überhaupt nur erfolgen und erfolgen können?

Das sind Fragen, auf die es in diesem Augenblick noch keine Antwort gibt. Aber wie sie sich auch entscheide — mögen auch die deutschen Flüchtlinge der Gegenwart niemals vergessen, daß Namen wie Hutten, Thomasius, Schiller auf ihrer Liste prangen! mögen sie unter fremdem Himmel fest an deutscher Gesinnung und deutschem Geiste halten! mögen sie für das Ausland ebenso viele Apostel deutscher Bildung und deutscher Sitte werden und mögen sie uns dafür dereinst aus der Fremde mitbringen, was uns noch mangelt — nämlich Kraft und Muth, durch Erfahrung erprobt, durch Besonnenheit geläutert, und einen Freiheitssinn, der das Gesetz als das Höchste über sich erkennt!

Deutsche Volkslieder aus Nordböhmen.

Mitgetheilt
von

Virgil Grohmann.

---

1. Ewige Liebe.

Ich sinne hin und sinne her
Und finde nirgends Ruhe mehr.

Mir kam es vor, als säß' er auf meinem Schoos,
Da war mein Herz der Sorgen los.

Und wann du eine schöne Rose siehst,
So gedenk an mich, vergiß mein nicht.

Von schönen Rosen fallen die Blätter ab,
Doch uns're Liebe bleibt ewig bis ins Grab.

2. Der weibliche Schiffscommandant.

Mein Schiff geht auf der See,
Hilf, daß ich nicht zu Grunde geh'.
Ich spanne meine Segel an,
Auf daß ich sicher fahren kann.

Ich fuhr wohl hin, ich fuhr wohl her,
Da kam ein fremdes Schiff daher,
Es saß eine schöne Fischerin drin,
Ich wollt', daß ich sicher bei ihr wär'.

„Guten Tag, guten Tag, Herr Schiffscommandant,
Gib mir einen Kuß daher,
Reich mir deine rechte Hand,
Fahr mit mir ins Niederland!"

3. Lediger Stand.

Jetzund ist der Schluß gemacht,
Liebes Mädchen, gute Nacht,
Zum Beschluß und zum Verdruß,
Weil ich itzund scheiden muß.

Glaubst, du bist die Schönst' allein?
Es gibt ihr', die noch schöner sein;
Deine Schönheit wird vergeh'n
Wie ein Rosengarten schön.

Kommt ein Reiflein bei der Nacht,
Benimmt den Blumen ihre Pracht,
Ihre Pracht doch nicht allein,
Ihre Kraft auch obendrein.

Dort drin im Thal, dort geht ein Weg,
Wo mein Schatz darüber geht;
Er geht wol hin, er geht wol her,
Er find't den rechten Weg nicht mehr.

Dort auf dem Berge steht ein Haus,
Schaut ein schwarzbraunes Mädel raus;
Sie schaut wol hin, sie schaut wol her,
Schaut ihren Schatz doch nimmermehr.

Dort in dem Teich, da schwimmt ein Fisch,
Lustig weil er ledig ist.
Ledigen Leuten geht es wohl;
Denn ihre Kinder schlafen schon.

4. Weihnachtslied.

Zu grüner Haide, wo David's Hüttelein steht,
Von einer Mutter geboren wird,
Das Kindelein glänzet, als wie die Sonne,
Seine Aeugelein fließen als wie ein Bronn.

„Ach liebste Mutter, ach liebstes Kindelein,
Ach wie verlassen müßt' ihr da sein?“
Habt ihr keine Stube, habt ihr kein Gezelt,
Habt ihr denn Niemand auf dieser Welt?

Ach liebste Mutter, ach liebstes Kindelein,
In schlechte Windeln gebunden ein!
Der Wind der blaset ja überall,
Der Schnee beweichet den ganzen Stall.

Schämt euch, ihr Bürger, die ihr zu Bethlehem,
Schlechte Versorger müßt ihr da sein,
Daß ihr euern König, euern Herrn und Gott
Im Stalle laßt liegen in größter Noth!

Lauft, lauft, ihr Hirten, lauft eilends und geschwind,
Grüßt mir die Mutter und auch das Kind,
Nehmt eure Pfeifen, blast braver darein
Das Kind wird schlafen und nicht mehr wein'n.

Literatur und Kunst.

In einer Zeit allgemeiner Zerspaltung und Zersplitterung gleich der gegenwärtigen ist es doppelt angenehm, einen Schriftsteller zu sehen, der mit jedem neuen Werk seiner Feder sich mehr und mehr concentrirt und immer deutlicher den Punkt findet, wo sein Talent, seine Neigung und sein Fleiß mit dem Bedürfniß der Literatur selbst zusammentreffen. Dieser erfreuliche Anblick wird uns durch Heinrich Pröhle geboten. Ausgehend von ziemlich lockern Anfängen theils belletristischer, theils publicistischer Natur, hat derselbe in den letzten Jahren, in richtiger Erkenntniß der Zeitströmung, sich mehr und mehr in das Gebiet der Volksliteratur geworfen, für das seine genaue Kenntniß der untern, besonders der ländlichen Classen, verbunden mit der Biederkeit und Tüchtigkeit seines Wesens, ihn vorzüglich geeignet machen. Am meisten aber hat der Harz ihn angezogen, das schöne sagenreiche Gebirg, an dessen Fuß er selbst geboren ist, das er seit Jahren auf wiederholten Wanderungen nach allen Seiten hin durchstreift hat und das ihm auch bereits eine Reihe vortrefflicher Schilderungen verdankt. Es ist das Segensreiche solcher freiwilligen Beschränkung, daß die Wurzeln, welche sie vorsichtig auf einer Stelle beieinanderhält, dafür um so tiefer dringen und um so gesundere, kräftigere Früchte tragen; ein Schritt zieht den andern nach sich, was zuerst vielleicht nur eine vorübergehende Liebhaberei, nur der flüchtige Einfall einer müssigen Stunde war, wird, mit Eifer betrieben, zu einer ernsten, wissenschaftlichen Angelegenheit, die nicht nur dem Forscher selbst immer neue Schachte aufschließt, sondern auch der Wissenschaft im Allgemeinen neue und fruchtbare Gesichtspunkte eröffnet. So auch die neueste Schrift des fleißigen Verfassers: „Harzsagen. Gesammelt auf dem Oberharz und in der übri-

gen Gegend von Harzeburg und Goslar bis zur Grafschaft Hohenstein und bis Nordhausen, von Heinrich Pröhle" (Leipzig, Avenarius und Mendelssohn). Veranlaßt wurde dieselbe, wie der Verfasser im Vorwort mittheilt, theils durch eigene Lust und Neigung, theils durch das von Jakob Grimm in der zweiten Auflage seiner „Deutschen Mythologie" ausgesprochene Verlangen nach einer neuen Sammlung von Harzsagen. Daß der Verfasser der richtige Mann, dasselbe zu befriedigen, davon hatte er schon durch sein unlängst erschienenen „Kinder- und Volksmärchen" eine erfreuliche Probe abgelegt. Auch in dem vorliegenden Buche bewährt er sich als ein ebenso umsichtiger wie zuverlässiger Sammler, dem es dabei weder an kritischer Schärfe und antiquarischer Gelehrsamkeit fehlt noch auch an jenem poetischen Sinn und jenem tiefern Verständniß der Volksnatur, welches zuerst durch die Grimm'schen „Märchen" bei uns erweckt ward und das dem Sagenforscher allerdings erst die wahre Weihe gibt. So werden denn auch zwei ganz verschiedene Leserclassen das Buch mit gleichem Interesse lesen: während der Alterthumsforscher dem Verfasser Dank wissen wird für das sorgfältig zusammengetragene und kritisch gesichtete Material, dessen Werth noch durch zahlreiche gelehrte Nachweise und Combinationen erhöht wird, besonders mit Rücksicht auf die deutsche Mythologie, die sich ja hauptsächlich, um nicht zu sagen ausschließlich, aus solchen halbverschollenen Sagen und Märchen aufbaut, wird auch dem Freunde der Poesie eine Masse der interessantesten und anmuthigsten Stoffe geboten und zwar in einer Form, die den Stempel volksthümlicher Ursprünglichkeit überall noch unverwischt an sich trägt. Der Reichthum, der sich dabei kundgibt, ist erstaunlich, obwol der Verfasser noch nicht einmal den ganzen Harz ausgebeutet, sondern sich in dem vorliegenden Bande nur erst auf die Gegend von Harzeburg und Goslar bis Nordhausen beschränkt hat; die Gegend vom Brocken bis zur Grafschaft Mansfeld gedenkt er in einer eigenen Sammlung nachzutragen. An Aufmunterung zur Ausführung seines vortrefflichen Planes, zu dem er, wie die Anmerkungen des vorliegenden Buchs zeigen, bereits tüchtige Vorarbeiten gemacht hat, wird es ihm nach diesem gelungenen Anfang ganz gewiß nicht fehlen, auch nicht von Seiten Derer, die mehr auf den praktischen als auf den gelehrten Werth solcher Sammlungen sehen. Denn ganz gewiß gibt es gegen die überhandnehmende Verweichlichung des Publicums kein besseres und kräftigeres Mittel als die einfach-tüchtige Kost dieser Märchen; wo diese einmal wieder in Geist und Sinn des Volks eingedrungen ist, da bemühen die Redwitz und Consorten sich vergebens. Das Vorwort enthält eine interessante Uebersicht Desjenigen, was für die Sagen- und Märchenliteratur des Harzes bisher geleistet worden. Doch ist die Ausbeute nicht besonders ergiebig, da falsch verstandener Patriotismus und belletristische Willkür gerade hier viel Unfug angerichtet haben. Eigenthümlich wehmüthige Gedanken erweckt die Widmung des Buchs. Dasselbe ist nämlich „dem ausgezeichneten Manne" zugeschrieben, „der noch in diesem Sommer am Fuß der weithin über die Ebene leuchtenden bläulichen Harzberge die Gräber seiner Aeltern mit Kränzen umwand und an dessen Krankenlager es als ein Gruß aus seiner Heimat tritt: Joseph von Radowitz". Aber als das Buch nun wirklich erschien, lag Radowitz bereits selbst im Grabe, und so steht die Widmung nur noch da

als ein Denkmal der mannichfachen und weitreichenden Anregungen, welche dieser merkwürdige Mann um sich zu verbreiten wußte. R. P.

Sommer oder Winter, Krieg oder Friede, ein Leser oder tausend oder keiner — der deutschen Lyrik ist es einerlei, sie singt ihre Lieder ununterbrochen und unermüdlich, bei Sonnenschein und Regen, im Kämmerchen wie im Freien; singt sie doch überhaupt nicht für Andere, sondern zuerst und am allermeisten für sich selbst. Die deutsche Literatur hat sich deshalb müssen viel Uebles nachsagen lassen, ja es fehlt nicht viel, so hat man es unsern Lyrikern in die Schuhe geschoben, daß die Nation nicht kräftiger und mannhafter, die deutsche Politik nicht großartiger und glücklicher ist. Es wäre wol an der Zeit, die Sache auch einmal von der entgegengesetzten Seite zu betrachten. Ein Volk, das so viel Dichter zählt und dem es in solchem Grade Bedürfniß ist, immer neue Lieder zu erzeugen, muß nothwendig eine tiefe und lebendige Quelle poetischen Gefühls, jugendlicher Empfindung und gemüthlicher Frische in sich tragen. Daß die Mehrzahl unserer lyrischen Dichter, einzeln betrachtet, nur von untergeordnetem Werthe ist, geben wir zu. Doch liegt das nur zum Theil an den Dichtern, zum Theil liegt es auch an der Gattung selbst. Jedes Lied ist gewissermaßen nur eine bewegte Tonwelle, sie erklingt und verrauscht und neue drängen sich an ihre Stelle. Die Lyrik ist so fruchtbar, aber auch so flüchtig in ihren Erzeugnissen, wie das menschliche Herz selbst. Denken wir uns vom Sternenhimmel alle die Milliarden kleiner flimmernder Pünktchen hinweggewischt, die unser Auge jetzt erfreuen, sodaß nur die großen Gestirne in einsamer Pracht übrig blieben — welch ein trauriger Anblick wäre das! Nein, solange und soweit sich unsere Lyrik nur den Sinn für das Edle, Wahre, Schöne lebendig erhält, so lange wollen wir auch ihre Fruchtbarkeit nicht schelten, selbst wenn sie der Kritik etwas unbequem fällt; mögen unter den zahllosen Dichtern, alten und jungen, die alle Tage bei uns aufstehen, allerdings nur sehr Wenige sein, von denen ein künftiger Literarhistoriker noch wissen wird — das wäre kein rechter Sommer, wo nicht neben Rose und Lilie auch Feld- und Wiesenblümchen blühen, neben Nachtigal und Lerche nicht auch Zeisig und Amsel ihr Liedchen zwitschern wollten. Die Welt ist groß und braucht der Musik und der Freude gar viel; es brauchen nicht alles Erste Geigen zu sein, um uns den Kummer hinwegzuspielen, wenn das Stück nur sonst den richtigen Zug hat und Takt und Tonart richtig gehalten sind. Darum kann ein Freund der Poesie auch noch an der heutigen Lyrik manchen Genuß haben, auch wenn ihm nicht auf Schritt und Tritt ein „Classiker" begegnet. Da sind z. B. die „Gedichte von Ernst Förster" (Leipzig, F. A. Brockhaus). Den Ruhm, den der Verfasser als einer unserer gelehrtesten und gründlichsten Kunstkenner behauptet, wird er sich durch diese Gedichte als Poet freilich nicht erwerben. Aber das Buch enthält doch manches hübsche Gedicht, zart und fein empfunden, von einer gewissen natürlichen Anmuth, die durch die Anspruchlosigkeit, mit welcher sie auftritt, nur noch um so liebenswürdiger wird. Daß die Form überall sorgfältig gefeilt ist, versteht sich bei einem Mann von Förster's Geschmack und Bildung von selbst. Besonders zahlreich sind die Gelegenheitsgedichte, vorzüglich aus

der Künstlerwelt, mit welcher der Verfasser ja auch übrigens in so naher und fruchtbarer Beziehung steht. Doch ist auch an politischen Stoffen kein Mangel; die Gesinnung, welche der Dichter dabei an den Tag legt, ist durchweg edel und männlich, von echt deutschem Gepräge. Wen somit ein Talent befriedigt, welches, auch ohne besondere Tiefe und Ursprünglichkeit, sich die poetischen Formen mit glücklicher Leichtigkeit anzueignen weiß oder in wessen Augen ein klarer Verstand, ein warmes Herz, eine reiche Lebenserfahrung und ein edler patriotischer Sinn nicht dadurch an Werth verlieren, weil sie sich in fließenden Versen zu offenbaren wissen, der wird an der Sammlung seine Freunde haben und den Verfasser liebgewinnen. — Solchen Lesern dürfen auch die „Poetischen Kränze, Gedichte von Emilie Lecerf, geborene B.....“ (Dessau, Katz) empfohlen werden. Der Kreis, den dieselben beherrschen, ist klein, aber poetisch fruchtbar, weil es nämlich ein Kreis allgemein menschlicher, natürlicher Empfindungen ist. Es sind Ergüsse eines edeln weiblichen Gemüths, nicht besonders neu und auch nicht besonders eigenthümlich; dafür aber entschädigen sie durch Wahrheit der Empfindung, sowie durch melodiöse und schwunghafte Form. In einer Beilage am Schluß lernen wir noch zwei andere Poeten kennen, Verwandte, wie es scheint, der Herausgeberin. Doch ist diese Familienpietät hier nicht ganz am Platze gewesen; die Beilage ist schwach und wenn sie auch allerdings als Folie dient für die eigenen Gedichte der Herausgeberin, so wäre es für den Eindruck des Ganzen doch vortheilhafter gewesen, sie wären weggeblieben. — Dagegen können wir die neuesten Gedichte von Friedrich Wilhelm Rogge, die unter dem Titel „Musodoron“ bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen sind, nur höchstens als Anachronismus passiren lassen. Der Dichter ist ein Schüler Schiller's, aber einer von den Schülern, die ihrem Meister nichts absehen „als wie er sich räuspert und wie er spuckt“. Allerdings gab es eine Zeit, wo auch dieser Theaterflitter sein Publicum hatte: allein der Verfasser hätte wissen sollen, daß diese Zeit nachgerade vorüber. Verse wie

Und es bringen an Geschenken
Alle Götter ihnen dar,
Was Athene nur erdenken
Und Hephästos wunderbar;
Herrlich leuchtend wie die Sonne,
Der Harmonia zur Wonne
Und Agenor's edlem Sohn.
O wie selig an den Beiden
Läßt sein Vaterauge weiden
Zeus Kronion auf dem Thron!

oder

Von den Erdensöhnen allen
Nenn' ich Kadmos hochbeglückt,
Dem das hehre Loos gefallen
Das ihn selig einst entrückt,
Zu den Göttern darf sich zählen
Wen zum Eidam konnte wählen
Sich der Gott der Götter aus;
Wo die Himmlischen verkehren,
Schmücken sie mit ew'gen Ehren
Selbst den Enkeln noch das Haus.

— solche Verse hätten vielleicht Anno 1800 Beifall gefunden; im Jahre 1854 dagegen rufen sie in dem Leser nur ein gewisses aus Verlegenheit und Mitleid gemischtes Gefühl hervor, gleich als wenn man eine Melodie, die Einem von alten Zeiten her lieb und werth ist, auf einem schlecht gestimmten Leierkasten nachspielen hört. — Auch die „Gedichte von Adolf Böttger. Neue Sammlung“ (Leipzig, Dürr), entsprechen dem sonstigen Ruf ihres Verfassers nur in geringem Grade. Adolf Böttger ist ein reicher Mann,

ganz gewiß; Reime und Bilder stehen ihm in seltener Fülle zu Gebote, er ist eine Art Improvisator mit der Feder. Aber auch der reichste Mann muß sich hüten, den Verschwender zu spielen; man hört Improvisationen allenfalls, aber man mag sie nicht lesen. Was er uns hier gibt, ist nicht viel mehr als eine Stoppellese früherer Sammlungen; hier und da findet sich wol noch ein voller Halm, das Ganze aber trägt ein ziemlich herbstliches Gepräge. — Schließlich noch ein Poet von allerneuestem Datum: „Gedichte von Georg von Oertzen" (Magdeburg, Baensch). Dieser Dichter ist offenbar noch sehr jung; es hat sich noch kein eigenthümlicher Charakter in ihm ausgebildet und auch den verschiedenen Richtungen, von denen er sich bestimmen läßt, gibt er sich noch mit jener Maßlosigkeit und jener Lust am Uebertriebenen hin, wie sie eben der Jugend eigen zu sein pflegt. So besonders der loyal-patriotischen Richtung, die jetzt ja auch von unsern Poeten vorzugsweise begünstigt wird. An und für sich läßt sich dagegen nichts einwenden; ein royalistisches Gedicht hat ohne Zweifel ebenso viel Berechtigung wie etwa ein republikanisches, vorausgesetzt daß sie beide nur eben wirkliche Gedichte sind und keine bloße Reimereien. Und das läßt sich nun den patriotischen Ergüssen des Hrn. von Oertzen nur zum kleinsten Theile nachrühmen; es ist noch zu viel Bombast, zu viel Phrase in seinen Liedern, er schlägt noch zu viel an den Degen und klirrt mit den Sporen, statt uns wirkliche Ritter-, wirkliche Heldenthaten sehen zu lassen. Auch scheint sein Charakter im Ganzen mehr zum Sentimentalen zu neigen als zum Heldenhaften; was er in der letztern Gattung producirt, sieht Alles ein wenig aufgebauscht und stelzenhaft aus. Da die Jugend indeß zu dergleichen Verkehrtheiten bekanntlich einen gewissen natürlichen Trieb hat und da es der Sammlung übrigens an Spuren von Talent nicht fehlt, so wollen wir unser Urtheil noch gern zurückhalten; es hat sich schon mancher Most noch wilder geberdet und ist am Ende doch noch ein ganz trinkbarer Wein geworden. mmr.

Bei G. Reimer in Berlin ist erschienen: „Leben des Generals Grafen Bülow von Dennewitz von K. A. Varnhagen von Ense." Wenn Kriegsthaten der neuern Zeit zur frischen Erinnerung für die Zeitgenossen und zur treuen Ueberlieferung für die Nachkommen beschrieben werden sollen, so eignet sich dazu gewiß vor allen ein Mann, der, selbst Militär und Staatsmann, die Schwierigkeiten im Felde wie im Hauptquartier zu wägen, das wahre Verdienst aber desto mehr zu schätzen versteht. Hat der Darsteller zugleich mitgelebt und mitgewirkt in den Tagen, deren Geschichte er beschreibt, so wird seine Feder stählerner, sein Stoff gedrängter. Gesellt sich aber zu diesen beiden Vorzügen der dritte, nämlich hohe Bildung, vollständige Gewalt über die Sprache und ein feines künstlerisches Auge für die richtige Gruppirung der Personen und Begebenheiten, so können wir darauf rechnen, das Werk eines wahren Geschichtschreibers zu erhalten. Varnhagen vereint in sich diese Vorzüge, dadurch erklärt sich leicht, daß die Biographien von seiner Hand einen so lebendigen und zugleich so nachhaltigen Eindruck machen. Er hat uns jetzt den Sieger von Großbeeren, Dennewitz und Belleallianee dargestellt, ein Unternehmen, welches seine ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten hatte. Bülow war ein Mann von ruhigem, klarem

und heiterm Geiste, von bescheidenem Aeußern, „der den Bombast nicht leiden konnte und der seinen Ruhm nicht nur dem Feinde durch große Kriegsthaten abzuringen, sondern denselben auch im Kampfe gegen Vorgesetzte, Untergebene und Gleichgesinnte nach allen Seiten zu behaupten hatte". Ganz diesem Charakter gemäß, ruhig, klar und gemessen, nachdrücklich am rechten Orte, freundlich und heiter, wo es sich um liebenswürdige Züge und Eigenheiten des Helden handelt, bewegt sich die Sprache. Ohne daß wir daran denken, leben, fühlen und entwickeln wir uns mit dem Helden; ohne jemals den Fingerzeig des Biographen zu sehen, sind wir erregt, wo es sich um Wendepunkte im Leben des Helden handelt. Mit wenigen kräftigen Zügen, nie durch irgend etwas, was wie eine Phrase aussähe, immer durch Thatsachen und Gedanken ist der mächtige Hintergrund der Zeit, auf dem sich das einzelne Leben abspiegelt, dahinter gestellt. Wir fühlen mit die sittliche Bewegung, welche durch jenen Geist ging mit gewaltiger Triebkraft. Daß auf solche Weise Sprache und Darstellung wie von selbst Charakter und Färbung vom Helden annehmen, daß wir zuletzt im Geiste um dessen Bild wie um eine klare Marmorstatue herumgehen, das erscheint uns als die vorzüglichste Kunst des Biographen. Wir merken aber auch, daß dieser hier ein Mann von Welt ist, der vielerfahren auf der Höhe des Lebens Manches milde belächelt, was Andern noch des Aufschreies werth dünkt. Hin und wieder wäre uns freilich eine weniger diplomatische Sprache lieber gewesen, z. B. über Bülow's Wirksamkeit im Kriegsgerichte nach 1806. Auch möchten in einem solchen größern Werke Ruhepunkte, äußerlich angedeutet, dem Leser angenehm und nützlich gewesen sein. Wir vergleichen Varnhagen gern mit den guten Biographen der Griechen und Römer, aber wenn sie in dem ruhigen Flusse ihrer Darstellung keine Absätze machten, so waren ihre Biographien auch um so viel kürzer und ihr Papier theurer als das unserige.

F. L.

Correspondenz.

Aus Tirol.

März 1854.

** Während sonst in den Fasten bereits Anemonen und Schneeglöckchen blühen, liegt diesmal noch tiefer Schnee auf allen Bergen und im Thale, sodaß der Postenlauf häufige Unterbrechungen erleidet. Auch in Südtirol sieht es nicht besser aus; indeß gibt man sich dort der Hoffnung hin, die rauhe Witterung werde die kranken Weinstöcke radical curiren, was bisher keinem Recepte gelingen wollte. Wer untergehen will, klammert sich an einen Strohhalm; wir wünschen den armen Bauern des Etschlandes, welche sich vom Ertrage der Reben nähren müssen, daß ihre Hoffnung sich verwirklichen möge. Noth und Elend sind ohnehin schon zu einer Höhe gestiegen, von der man in frühern Jahren bei uns keine Ahnung hatte. Im wälschen Theil des Landes herrscht, weil die Maisernte zu wenig Frucht lieferte, große Theuerung, wozu in manchen Gegenden auch noch Arbeitslosig-

keit kommt, sodaß man dem Frühlinge nur mit Bangen entgegensieht. Auch im Oberinnthale ist die Noth sehr groß, besonders jenseit des Fern, wo man ganz auf den Verkehr mit Baiern angewiesen ist, der bei dem jetzigen Stande des Agio, weil Einkaufspreis und Zoll in Silber entrichtet werden müssen, sehr erschwert und für die Armuth fast unmöglich geworden ist. Nur eine glückliche Ernte kann diesem Unheil abhelfen; aber selbst diesen besten Fall angenommen, müssen bis dahin noch bange, traurige Monate verfließen.

Inzwischen schreitet der Eisenbahnbau trotz der Hindernisse, welche Kälte und Schnee ihm entgegenstellen, rüstig vorwärts. Zwischen Hall und Innsbruck sind die Erdaufwürfe theils markirt theils vollendet; an der neuen Brücke wird mit Macht gearbeitet, aus dem Unterlande kommen fortwährend Wagen mit großen Quadern von rothem hagauer Marmor. Die Arbeiter, meist Böhmen, leiden unter dem Einflusse des Klima, da sie nicht in Häusern, sondern in niedern Erdhütten und Breterverschlägen untergebracht sind, doppelt schwer.

Von politischen Ereignissen kann ich Ihnen jetzt, wo das Ungewitter im Osten Aller Augen auf sich zieht, nichts von Belang melden, man müßte denn etwa das Spectakel, mit welchem zu Innsbruck der Fasching abgeschlossen wurde, dahin zählen. Bürger und Handwerker haben nämlich auf dem Inn eine Seeschlacht aufgeführt, welche ein Bild des Ereignisses von Sinope geben sollte. Kähne mit Wimpeln und Fahnen stellten die Linienschiffe vor, Blechröhren sollten für Kanonen gelten, Russen und Türken, bei denen freilich der aus den „Fliegenden Blättern“ berühmte Krabbes-Pascha fehlte, verschossen sehr viel Pulver, bis endlich horribile dictu! der Sultan selbst gefangen ward, eine Wendung des Kampfes, die endloses Gelächter zur Folge hatte. Leider sollte das heitere Spiel nicht ohne Unglück zu Ende gehen. Bei den Böllern fiel ein Funke in den Pulversack, eine Explosion erfolgte, bei der ein Seilergeselle im buchstäblichen Sinne des Worts zerschmettert ward. Uebrigens versammelte dieses Schauspiel nahezu an 10,000 Menschen, besonders strömte das Landvolk weit und breit aus allen Dörfern zusammen. — Das hiesige Landesmuseum, das von dem Kaiser Ferdinand den Namen trägt, hat von demselben ein ansehnliches Geldgeschenk erhalten. Die Zeitschrift dieser Anstalt, von der alljährlich ein paar Hefte erscheinen, wird auch heuer einige schöne Beiträge für Geschichte und Landeskunde bringen; darunter einen historischen Aufsatz über die Grafen von Welsberg aus der Feder des frühern Landeschefs Grafen Brandis, sowie eine Abhandlung über die Käfer von Passeier, welche der fleißige Entomolog N. Goedler ausgearbeitet hat. Letztere ist um so willkommener, als in Tirol bisher für Entomologie wenig geschah, während auf den Gebieten der Botanik, der Mineralogie und Geognosie Leistungen vorliegen, welche überall ehrenvolle Anerkennung fanden.

Aus Weimar.

11. März 1833.

G. R. Unser harmloses Ländchen ist in den letzten Monaten vielfach der Gegenstand öffentlicher Besprechungen gewesen; mitten hindurch zwischen

orientalische Frage und Theuerungsnoth und europäischen Krieg schritt in den Zeitungen das Schreckgespenst der — weimarischen Reaction, begleitet von mehr oder minder lauten Stoßseufzern, daß nun auch diese letzte Märzerrungenschaft im Umsturz begriffen, sowie von anklagenden Vergleichen zwischen dem Ehemals und dem Jetzt unsers kleinen Landes. An und für sich zwar darf es Niemand wundern, im Gegentheil, es wird nur ganz in der Ordnung sein, wenn die Reaction auf ihrem Siegeszug durch Deutschland — nein, nicht blos durch Deutschland, über den ganzen Continent sich auch unsers Ländchens bemächtigt. Es wäre in der That ein unbilliges Verlangen und heißt den Traditionen, welche den weimarischen Namen übrigens verklären, denn doch etwas zu viel zugetraut, wenn man erwarten wollte, die Reaction, nachdem sie fast den ganzen Welttheil bezwungen, werde vor dem kleinen Weimar Halt machen — weshalb? Je nun, weil Goethe und Schiller und Wieland und Herder hier einmal gelebt haben, weil Karl August fast zwei Menschenalter hindurch auf dem Fürstenstuhl von Weimar gesessen und weil der Deutsche sich gewöhnt hat, Weimar als einen der wenigen Lichtpunkte in der Dämmerung unserer vaterländischen Geschichte zu betrachten. Dergleichen Voraussetzungen sind recht hübsch und machen dem poetischen Sinne Derer, die sie hegen, recht viel Ehre; aber mit der Wirklichkeit haben sie nichts zu thun. Wo die Strömung der Reaction so mächtig daherbraust wie jetzt auf dem Festland von Europa, da kann ein so kleiner, so machtloser Staat wie Weimar unmöglich Widerstand leisten. Das hat ja selbst Karl August erfahren müssen, dem es doch gewiß weder an freiem und großartigem Sinne noch an Energie des Charakters fehlte und der bei alledem, als nach der Ermordung Kotzebue's die allgemeine Demagogenjagd über Deutschland losbrach, doch nicht im Stande war, die Preßfreiheit sowie die übrigen freisinnigen Institutionen, die er seinem Lande verliehen hatte, am Leben zu erhalten.

Zum Glück aber ist es mit der Reaction, von der die Zeitungen bei uns wissen wollen, auch noch gar nicht so arg. Ganz unberührt hat sie uns nicht gelassen, das ist richtig, und wird es auch fernerhin nicht thun. Wol aber muß man ihr nachrühmen, daß sie bei uns noch immer in jener gebildeten und anständigen Form auf, von der ich Ihnen schon in meinen frühern Briefen sprach und die in der That um so höher anzuschlagen ist, je seltener sie übrigens gefunden wird. Daß der letzte ordentliche Landtag die Gemeindeordnung vom Jahre 1850 dermaßen durchlöchert hat, daß endlich nichts mehr davon übrig geblieben, ist beklagenswerth, allerdings, indem gerade für so kleine Verhältnisse wie die unsern die Gemeindegesetze wichtiger sind und mehr Einfluß haben auf das Leben und die Bildung des Volks als die eigentlichen politischen Gesetze und Rechte. Doch liegt das eben in der Richtung der Zeit; eine so demokratische Gemeindeordnung, wie die jetzt aufgehobene, mit ihrem allgemeinen Wahlrecht ꝛc., wäre eine Anomalie gewesen, nicht blos dem übrigen Deutschland gegenüber, sondern auch mit Rücksicht auf unsere eigenen Verhältnisse und diesem Umschwung der öffentlichen Meinung, der inzwischen auch in unserm eigenen Lande eingetreten ist. Auch darf nicht übersehen werden, daß die reactionärsten Bestimmungen gar nicht von der Regierung in Vorschlag gebracht waren, sondern von der Versammlung aus freien Stücken hinzugefügt wurden. Endlich aber und unter allen Umständen ist es besser und ein Gewinn für die öffentliche Sittlichkeit, daß, nachdem der

Geist einmal entwichen, man auch die Form zerschlägt, als wenn man, wie wol anderwärts geschieht, durch Verdrehungen und heimliche Machinationen den Geist des Gesetzes hinterrücks zu ersticken sucht. Ob man nicht bei alledem in manchem Punkte zu weit gegangen und ob man namentlich Recht gethan hat, in das neue Gesetz eine so vage und dehnbare Bestimmung aufzunehmen wie diejenige, wonach es der Regierung zustehen soll, den Gemeindevorständen die Verwaltung der Ortspolizei „aus Gründen des allgemeinen Wohls“ zum Theil oder gänzlich zu entziehen, das mag dahingestellt bleiben; die Reaction, auch die allerhumanste, hat ebenfalls ihre schiefe Ebene und wer einmal auf derselben angelangt ist, für den hält es schwer, sich im richtigen Takte zu erhalten. Auch die bevorstehende Wiedereinführung der Todesstrafe kann aus Gründen der Humanität beklagt werden. Doch wird man auch hier wieder zugeben müssen, daß es eine schreiende Inconsequenz wäre und zu den größten praktischen Mißständen führen müßte, wollte ein so kleiner Staat wie der unsere, mit einer Bevölkerung, halb so groß wie Berlin, sich in einem so wichtigen Punkt von der Gesetzgebung sämmtlicher übriger deutscher Staaten entfernen.

Was man sonst noch von der weimarischen Reaction auswärts geschrieben und erzählt hat, namentlich also die angebliche Entfremdung des Hofes von der Bürgerschaft, die Begünstigung des Adels, die beginnende Hinneigung zu Oestreich rc. ist fast ohne Ausnahme nichts als Zeitungsklatsch und verdient gar keine ernstliche Widerlegung. Nur ein einziger Punkt bleibt übrig, von dem sich allerdings nicht leugnen läßt, daß er im Lande eine große und unangenehme Sensation erregt hat. Allein auch er hat bei näherer Betrachtung schon viel von seinem Abschreckenden verloren; auch wird er in den allernächsten Tagen seine öffentliche und gesetzliche Erörterung finden. Sie errathen sogleich, wovon ich spreche: nämlich von der Revision der Domänenangelegenheit, welche von Seiten der Staatsregierung beantragt ist und die demnächst von einem außerordentlichen Landtag, der bereits morgen zusammentritt, verhandelt werden wird. Eröffnet wurde diese Angelegenheit bekanntlich damit, daß die Regierung dem Mitte December vorigen Jahres entlassenen Landtag kurz vor dessen Schluß einen Protest mittheilte, welchen der Oheim unsers Regenten, Herzog Bernhard, gegen die im Jahre 1848 sanctionirte Vereinigung des Kammervermögens mit dem Staatsvermögen in seiner Eigenschaft als Agnat eingelegt und von dem bisher mit Ausnahme der Nächstbetheiligten Niemand eine Ahnung gehabt hatte. Dieser Umstand, in Verbindung mit den bekannten Vorgängen in Altenburg, verlieh dem Document eine höchst peinliche Wichtigkeit; in der ersten Bestürzung fanden sich sogar schwarzsichtige Beurtheiler, welche darin bereits den Anfang des Endes, d. i. die Einleitung zum Umsturz unsers Verfassungslebens, den Beginn kurhessischer oder lippe-detmoldscher Zustände erblicken wollten. Daß Herzog Bernhard seinen Protest nicht ohne stilles Einverständniß der regierenden Familie erlassen, steht nun allerdings nicht gut zu bezweifeln, und ebenso sicher ist auch, daß die Regierung denselben gegenwärtig nur benutzt, um Absichten durchzusetzen und Veränderungen herbeizuführen, die sie selbst schon seit längerm im Auge gehabt hat und die ganz gewiß auch ohne diesen Protest mit der Zeit zur Ausführung gekommen wären. Doch gehen diese Absichten, wie die inzwischen erfolgte Veröffentlichung derjenigen Propositionen beweist, welche die Staats-

regierung in dieser Angelegenheit an den Landtag zu bringen gedenkt, lange nicht so weit und sind dem Gemeinwohl keineswegs so gefährlich, wie man anfangs fürchtete. Für den Augenblick würden sie sogar in den bestehenden Verhältnissen gar nichts verändern; selbst die Summen, welche der Hof bisher bezog, bleiben dieselben. Auch der am Schluß der Propositionen gemachte Vorbehalt, daß es dem großherzoglichen Hause freistehen soll, die Verwaltung und Benutzung der Kammergüter gegen Zahlung eines bestimmten jährlichen Quantums an die Staatskasse selbst wieder zu übernehmen, hat bei Lichte besehen nur papierene Wichtigkeit; die bittern Erfahrungen, welche die fürstliche Kammerverwaltung in früherer Zeit gemacht, sind in noch zu gutem Andenken, das Schreckbild der pecuniären Verlegenheiten, welche damals nicht selten an unserm Hofe herrschten, ist noch zu lebendig, endlich auch die ganze Manipulation zu weitläufig und mit zu vielen Kosten und Verlusten für die fürstliche Kasse verknüpft, als daß es jemals zur Geltendmachung dieses Rechts kommen wird. Dennoch räumen wir ein, daß das Gesetz bei alledem von großer principieller Wichtigkeit ist; es ist ein Unterschied, ohne Frage, und zwar ein sehr beträchtlicher, ob ich der Besitzer eines bestimmten Capitals bin und nur einem Zweiten eine gewisse Rente abzugeben habe, oder aber dieser Zweite ist Besitzer des Capitals und was ich davon beziehe, ist nur eine Rente, welche er mir zahlt. Das ist eine Verschiedenheit der Rechtstitel, die unter gewissen Eventualitäten sehr wichtig und sehr empfindlich werden kann. Doch muß auch hinzugesetzt werden, daß, bevor diese Eventualitäten jemals bei uns eintreten können, erst noch verschiedenes Andere in Frage gestellt sein müßte, was noch ein gut Theil wichtiger und verhängnißvoller wäre als diese ganze Domänenfrage. — Wie der Landtag sich zu der Proposition der Regierung verhalten wird, darüber sind die Ansichten sehr getheilt. Einer unserer bekanntesten frühern Demokraten, der Advocat Fries, hat sich, im Widerspruch mit der bisher beobachteten Taktik seiner Parteigenossen, zum Mitglied desselben wählen lassen. Daraus wie aus einigen andern ähnlichen Anzeichen, wollen ängstliche Gemüther den Schluß ziehen, als ob ein sehr unruhiger Geist auf dem Landtag herrschen und die Debatte sehr stürmisch ausfallen werde. In wenigen Tagen werden wir darüber Gewißheit haben; einstweilen bekenne ich Ihnen, jene Befürchtungen nicht theilen zu können, und zwar deshalb nicht, weil die politische Stimmung unsers Landes im Allgemeinen zu erschlafft und mithin auch der Rückhalt, welchen eine etwaige Opposition im Lande finden würde, zu unbedeutend ist.

Im Uebrigen ist das Winterleben unserer Residenz diesmal auffallend still gewesen. Der Februar, der eigentliche Carnevalsmonat, sonst durch die darin fallenden Geburtstage unserer fürstlichen Personen der lauteste und glänzendste Monat unsers ganzen Jahres, war diesmal nur wehmüthigen Erinnerungen geweiht. Ein schönes Erinnerungsfest wurde unserer Großherzogin am 16. Februar, ihrem Geburtstage, bereitet; die Stände des Landes überreichten ihr eine Ergebenheitsadresse nebst einer goldenen Denkmünze, zugleich als Erinnerung daran, daß es in diesem Jahre ein volles halbes Jahrhundert wird, seit die verehrte Fürstin, deren Einzug bekanntlich auch von Schiller durch seine „Huldigung der Künste“ gefeiert ward, unserm Lande angehört. Die regierende Großherzogin ist von einer Tochter entbunden worden, der

dritten, während nur ein Prinz vorhanden ist. Ein Feuer, das vor längerer Zeit im großherzoglichen Schlosse entstand, war nur von geringer Bedeutung, rief aber doch bei ältern mit der Geschichte unsers Landes vertrauten Personen den großen Schloßbrand vom Jahre 1773 ins Gedächtniß, der für unser geselliges und höfisches Leben Epoche machend wurde. Welchen Verlust von Kunstschätzen würden wir zu beklagen haben, wenn jenes traurige Verhängniß sich etwa wiederholt hätte!

Das bringt mich auf unser künstlerisches und literarisches Treiben, von dem indessen ebenfalls nur wenig zu melden ist. Die Sammlungen zu unserm Goethe-Schiller Denkmal gehen rüstig vorwärts, trotz der Ungunst der Zeit; der Gesammtbetrag der eingegangenen Gelder soll sich schon gegen 6000 Thaler belaufen, während der ganze Bedarf auf ungefähr 12,000 Thaler veranschlagt ist. Daß dabei Frankfurt, das reiche Frankfurt, das seine Millionäre nach Dutzenden zählt, die Vaterstadt Goethe's, sich nur mit 10 Thalern betheiligt hat, ist auch hier mit ungläubigem Staunen vernommen worden und hat aufs neue eigenthümliche Gedanken über geistiges Heimatsrecht und die wahre Angehörigkeit unserer großen Geister erweckt. — Das Theater hat diesen Winter nur wenig Befriedigendes gewährt; selbst die Anhänger und Freunde unsers Oberregisseurs Hrn. Marr wollen seiner hiesigen Theaterleitung eine gewisse Abnahme jener künstlerischen Energie anmerken, durch die er früher so berühmt war. Hoffentlich ist dieselbe nur vorübergehend. Auch Neuigkeiten haben wir nur wenig gesehen und auch das Wenige war meist unerheblich. Selbst Gutzkow's „Ottfried" fand nur mäßigen Beifall, trotz der großen Beliebtheit, deren der Dichter sich beim hiesigen Publicum erfreut, und obwol die Aufführung zu den besten gehörte, die wir diesen Winter gesehen haben. — Von den Dichterbesuchen an unserm Hofe haben die Zeitungen schon mehr als hinlänglich gemeldet. Im größern Publicum ist wenig oder nichts davon bemerkt worden; auch sind wir, die Wahrheit zu sagen, in der Kenntniß unserer neuesten Literatur noch zu sehr zurück, um die Verdienste dieser fahrenden Sänger genügend würdigen zu können. Nur Hr. Wilhelm Jordan erregte ein flüchtiges Interesse, aber auch nicht als Verfasser des „Schaum" oder des „Demiurgos", sondern nur als ehemaliger Reichsmarinerath, sowie durch die abenteuerlichen Gerüchte, welche über die angeblichen politischen Zwecke seines hiesigen Aufenthalts in Umlauf gesetzt wurden. Zur Ehre unserer Spießbürger muß ich indeß hinzufügen, daß dieselben bei uns nirgends Glauben fanden, trotz der großen Sicherheit, mit welcher sie anfänglich verbreitet wurden, darunter selbst auch von Solchen, die Hrn. Jordan persönlich ziemlich nahe standen. — Daß das Vehse'sche Buch trotz des Verbots auch hier stark gelesen worden ist, brauche ich nicht erst zu versichern. Ebenso wenig aber halte ich es für nöthig, mich erst noch auf eine Polemik gegen dasselbe einzulassen; ich könnte ja nur wiederholen, was Ihr Correspondent aus Meiningen schon bei ähnlicher Veranlassung in diesen Blättern ausgesprochen hat. In der That ist die Ignoranz dieses Schriftstellers selbst auch über die bekanntesten Dinge so groß, seine Leichtfertigkeit so widerlich, seine Böswilligkeit so plump, daß jedes Wort darüber als weggeworfen betrachtet werden muß. Um so mehr bedauert man bei uns, daß unsere Regierung nicht dem Beispiel ihrer Nachbarn gefolgt ist und dem Buche eine

freie Circulation gestattet hat; einem solchen Machwerke gegenüber ist ein Verbot nur eine Ehre, auf die es keinen Anspruch hat.

Ein schönes Fest wurde von unserm Lande am 5. dieses begangen, ein Erinnerungsfest an Johann Friedrich den Bekenner, den tapfern Vertheidiger des evangelischen Glaubens, den Gründer unserer Universität Jena, der an demselben Tage vor 300 Jahren der Zeitlichkeit entrückt worden. Der ernsten Bedeutung des Tages angemessen, trug die Feier einen vorzugsweise kirchlichen Charakter. Doch wurde sie in Hinblick auf die mancherlei Gefahren, welche die Glaubensfreiheit auch in unsern Tagen wieder bedrohen, sowie in dankbarer Erinnerung an den geistigen Glanz und Segen, der sich von unserm Lande aus über Deutschland verbreitet und der seine Wurzeln doch zuletzt auch nur in der von Johann Friedrich vertheidigten Glaubensfreiheit hat, überall mit aufrichtiger und herzlicher Theilnahme begangen. Unter den zahlreichen bei dieser Gelegenheit gehaltenen Reden zeichnet sich besonders die Predigt aus, welche unser Consistorialrath Krause in der hiesigen Stadtkirche, im Angesicht der Gräber Johann Friedrich's und seiner Gemahlin gehalten; sie ist seitdem im Druck erschienen und bestätigt aufs neue den Ruf gediegener Beredtsamkeit und männlichen Freimuths, dessen dieser Geistliche schon lange bei uns genießt. Der Kreuzzeitung wird freilich weder die Rede genügen noch auch die ganze Feier; aber darum gerade ist sie erst recht nach unserm Geschmack. — Ueber der Werrabahn, einer Bahn, die eine Lebensfrage bildet für ganz Thüringen, schwebt ein eigener Unstern. Nach jahrelangen fruchtlosen Unterhandlungen und Projecten war endlich der bekannte Joseph Meyer in Hildburghausen mit der Erklärung hervorgetreten, daß es ihm gelungen, eine Gesellschaft französischer Capitalisten zur Uebernahme des Baus zu bewegen; in einer bestimmten Frist sollte die Caution von einer Million eingezahlt und demnächst die Concession zum Bau auf Meyer's Namen ertheilt werden. Meyer ist ein industrieller Kopf von großer, fast abenteuerlicher Strebsamkeit; zuerst bekannt geworden vor etwa 30 Jahren durch seinen „billigen Shakspeare", dem er auch die Grundlage seines Vermögens verdankt, hat er sich seitdem in die großartigsten Speculationen geworfen, zum Theil mit Glück, immer aber mit einem Muth und einer Gewandtheit, welche ihm das Vertrauen der Betheiligten erweckte, selbst auch in solchen Fällen, wo die Speculation offenbar über seine Kräfte ging. Und das scheint denn leider auch diesmal der Fall gewesen zu sein; der Termin ist verstrichen und die Million ist unbezahlt geblieben. Damit dürfte denn, besonders unter den gegenwärtigen kriegerischen Aspecten, die ganze Werrabahn wol auf lange hin zu den Todten gelegt sein.

Notizen.

In Paris ist am 27. Februar der berühmte Abbé Lamennais gestorben, mit derselben stoischen Entschlossenheit und in derselben trotzigen Entfremdung von der katholischen Kirche, welche die letzte Lebenshälfte des merkwürdigen Mannes charakterisirt. Sein Begräbniß war seiner ausdrücklichen Anordnung gemäß von der außerordentlichsten Einfachheit; die Leiche wurde auf dem

Armenkirchhof beigesetzt und nur wenige der nächsten Freunde gaben ihr das Geleite. In seinem Nachlasse hat sich eine vollständige Uebersetzung des Dante vorgefunden, nebst einem „antikatholischen" Commentar. Dieselbe soll schon vor längerm vollendet gewesen sein; bei dem Uebergewicht jedoch, welches der Klerus neuerdings wieder in Frankreich behauptet, soll kein Buchhändler den Muth gehabt haben, das Werk zu verlegen. Doch soll gegenwärtig Aussicht sein, daß es von Brüssel aus veröffentlicht wird.

„Fallen seh' ich Stamm auf Stamm." Das oldenburger Hoftheater, das sich in den letzten zehn Jahren wesentliche Verdienste um das deutsche Drama erworben hatte, besonders unter der Intendanz des Hrn. von Gall, sowie unter der künstlerischen Leitung Julius Mosen's, der bekanntlich als Dramaturg bei demselben angestellt war, wird aus finanziellen Gründen zu Ende künftigen Monats aufgelöst werden. Doch hofft man der Stadt wenigstens ein stehendes Theater zu erhalten und sollen zu diesem Zwecke bereits Actienzeichnungen im Gange sein; auch von Seiten des Hofs ist eine ansehnliche Unterstützung zugesichert. Freilich wird mit dem Allen nicht verhindert werden können, daß die neue Bühne nicht vorwiegend Finanzspeculation wird — und damit ist denn auch das Urtheil gesprochen über jene künstlerischen Traditionen, welche die oldenburger Bühne bisher in so rühmlicher Weise zu erhalten und fortzupflanzen strebte.

Die berliner Akademie beabsichtigt ein „Corpus inscriptionum Latinarum", eine systematische Sammlung sämmtlicher erhaltener lateinischer Inschriften herauszugeben als Seitenstück zu dem berühmten Böckh'schen „Corpus inscriptionum Graecarum", das bekanntlich ebenfalls unter den Auspicien der Akademie erscheint. Blos die Zahl der schon gedruckten Inschriften, welche die Akademie hat sammeln lassen, soll sich auf 64,000 belaufen, und dabei sind ganze, höchst bedeutende Theile des alten römischen Reichs, wie namentlich Spanien, für das Gebiet der Inschriftenkunde noch so gut wie unberührt. Die Akademie, durch königliche Freigebigkeit unterstützt, wird eigene Reisende abschicken, diese Lücken auszufüllen; für die Leitung des Ganzen aber hat sie zwei Gelehrte gewonnen, deren Namen allein schon das glücklichste Gelingen verbürgt: nämlich Mommsen in Zürich und Henzen in Rom.

Von der Franckh'schen Buchhandlung in Stuttgart wird eine Uebersetzung der Joseph Bonaparte'schen Memoiren vorbereitet; ebenso, wie wir hören, in Leipzig. Bei der außerordentlichen Wichtigkeit des Werkes, besonders auch für deutsche Leser, über die unter Anderm auch der pariser Correspondent dieser Blätter sich kürzlich aussprach, dürfen wol beide Uebersetzungen auf ein genügendes Publicum rechnen.

Von Friederike Friedmann, die sich schon vor einiger Zeit durch eine gelungene Uebertragung von Byron's „Korsar" vortheilhaft bekannt machte, sind zwei neue Uebersetzungen erschienen: nämlich Walter Scott's „Jungfrau vom See" und „Der Giaur" und die „Hebräischen Gesänge" von Lord Byron, beide bei F. A. Brockhaus in Leipzig. Auch diese neuen Arbeiten

der talentvollen Verfasserin zeigen nicht nur von großer sprachlicher Gewandtheit, sondern auch von tiefem Verständniß und echt poetischem Geiste. Am gelungensten erscheinen uns die Uebersetzungen aus Byron, dessen schwermüthig finsterer Geist in dem Gemüthe der Dichterin (denn diesen Namen verdient sie) einen besondern Nachklang gefunden zu haben scheint. Leider hat sie die Herausgabe der letztern Sammlung nicht mehr erlebt, indem schon in den letzten Tagen des vorigen Jahres ein plötzlicher Tod sie in ihrer Vaterstadt Königsberg hinweggerafft hat. — Eine andere Uebersetzung der „Lady of the lake“ wird von Leske in Darmstadt angekündigt, als Anfang einer größern Sammlung: „Walter Scott's poetische Werke. Deutsch von Alexander Neidhardt. Erstes Bändchen. Das Fräulein vom See.“ Die Uebersetzung ist in der Hauptsache ebenfalls recht wohl gelungen; nur an einzelnen Stellen trägt sie Spuren einer Flüchtigkeit, die der Verfasser zum Theil selbst in einem Nachtrage verbessert hat. Im Ganzen können wir uns nur damit einverstanden erklären, wenn die Aufmerksamkeit des Publicums — und hoffentlich auch unserer Dichter — wieder mehr auf Walter Scott und seine plastisch-kernhafte Dichtweise gelenkt wird. Namentlich jene erzählenden Dichter, die in jüngster Zeit bei uns wie Pilze aus dem Boden wachsen, finden an ihm ein Muster, das sie gar nicht genug studiren können. Darum heißen wir auch das Neidhardt'sche Unternehmen willkommen und wünschen ihm den besten Fortgang.

Dem östreichischen Parnaß droht wieder einmal eine grausame Ueberschwemmung: ein gewisser H. Truska kündigt ein „Oestreichisches Dichteralbum zur Vermählungsfeier Sr. Majestät des Kaisers“ an, zu welchem sämmtliche östreichische Poeten, groß und klein, mit und ohne Beruf, beisteuern werden. Die östreichische Muse, sonst so zahm, kann bei solchen Gelegenheiten wahrhaft furchtbar werden; die verschiedenen Dank- und Jubelalbums bei Gelegenheit der bekannten Lebensrettung des Kaisers liegen uns noch wie Mühlsteine im Gedächtniß. Patriotismus ist gewiß ein herrliches Ding; wenn er sich aber poetisch vernehmen lassen will, da ist es wol nur ein billiges Verlangen, daß er sich auch ein klein wenig geschmackvoll zeige. Daran aber pflegt es der patriotischen Muse in Oestreich sehr zu mangeln und auch dem Truska'schen Sammelwerke vermögen wir, nach Dem, was uns vorläufig aus Wien darüber mitgetheilt wird, in dieser Hinsicht kein besonders günstiges Prognostikon zu stellen.

Nach einem Bericht, welchen Heinrich Pröhle unlängst in der „Magdeburgischen Zeitung“ gab, ist der literarische Nachlaß des alten Turnvaters Jahn bei weitem nicht so reichhaltig, als man anfangs glaubte. Namentlich hat sich von den erwarteten Memoiren nichts gefunden, nur verschiedene auf Jahn's Leben bezügliche Actenstücke, von denen indessen das Meiste schon anderweitig bekannt ist. Ferner eine germanistische Arbeit: „Mittelgard“ betitelt, die jedoch dem heutigen Standpunkt der Sprachwissenschaft so wenig entspricht, daß es nicht rathsam scheint, sie zu veröffentlichen. Das Wichtigste ist eine Sammlung von Beiträgen zur „Geschichte des Lützower Freicorps“, welche Jahn im Jahre 1841, zu einer Zeit, da er selbst mit dem Plane umging, eine Geschichte des genannten Corps zu schreiben, von ver-

schiedenen seiner ehemaligen Waffenbrüder zu diesem Zwecke anvertraut ward. Dieselben sind jetzt den Lieutenant Stawitzki übergeben, der, wie wir schon früher meldeten, mit einer authentischen Geschichte des Lützower Corps beschäftigt ist. — Dagegen hat sich in dem Nachlasse des verstorbenen Stenzel in Breslau ein vierter Band seiner „Preußischen Geschichte" gefunden. Derselbe reicht bis auf den Hubertusburger Frieden und wird demnächst veröffentlicht werden.

Von Adolf Menzel in Berlin, dem genialen Zeichner und Maler, ist der Anfang eines neuen höchst interessanten Werkes erschienen: „Aus König Friedrich's Zeit. Kriegs- und Friedenshelden. Gezeichnet von Adolf Menzel" (Berlin, A. Duncker). Die vorliegende erste Lieferung enthält König Friedrich selbst, ein prächtiges ausdrucksvolles Blatt; ferner den alten Dessauer und Vater Ziethen. Der Holzschnitt ist von Eduard Kretzschmar und zeichnet sich durch besondere Kraft und Markigkeit aus. — Auch von dem „König Ludwig's Album" ist eine neue Lieferung, die erste des dritten Jahrgangs, erschienen; sie ist wiederum sehr reichhaltig und bleibt auch in der Ausführung gegen die früher erschienenen Hefte nicht zurück.

Heinrich Heine soll seine „Memoiren" nicht nur vollendetet haben, sondern auch von dem früher gefaßten Entschluß, dieselben erst nach seinem Tode veröffentlichen zu lassen, soll er zurückgekommen sein; sie werden vermuthlich in kürzester Zeit und zwar bei Hoffmann und Campe in Hamburg erscheinen. — Edmund Höfer, der vortreffliche Erzähler und Lyriker, hat eine neue Sammlung vermischter Erzählungen: „Aus alter und neuer Zeit" (Stuttgart, Krabbe) erscheinen lassen. — Von Alexander von Minutoli, dem frühern berliner Polizeipräsidenten, der jetzt bekanntlich als preußischer Generalconsul in Spanien lebt, werden zwei Bände: „Altes und Neues aus Spanien" (Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt) angekündigt.

August Henneberger in Meiningen, den Freunden der deutschen Literaturgeschichte bestens empfohlen durch ein vortreffliches Schriftchen über „Das deutsche Drama" sowie durch andere werthvolle literarhistorische Monographien, beabsichtigt die Herausgabe eines „Jahrbuch für deutsche Literaturgeschichte" (Meiningen, Brückner und Renner); der erste Band soll bereits zum nächsten Herbst erscheinen. — Auch Wolfgang Müller soll mit dem Plane zu einem neuen „Rheinischen Jahrbuch" umgehen; dasselbe wird hauptsächlich belletristischen Inhalts sein und durch ausgewählte Illustrationen geschmückt werden. — Von Karl Vogt in Genf wird eine neue Bearbeitung seiner „Geologie" sowie der berühmten „Physiologischen Briefe für Gebildete aller Stände", die zuerst in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" erschienen und Vogt's Ruf beim größern Publicum wesentlich begründeten, erwartet. — Von Gustav Dietzel, dem bekannten süddeutschen Publicisten, ist eine neue Broschüre „Die Frage der Zukunft Deutschlands" (Stuttgart, Göpel) erschienen, jedoch sofort nach dem Erscheinen mit Beschlag belegt worden.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Den erhöhten Anfoderungen, die mit der steigenden Wichtigkeit der Zeitereignisse an die größern politischen Blätter Deutschlands gemacht werden, sucht die Deutsche Allgemeine Zeitung in jeder Weise zu entsprechen. Sie hat zahlreiche und zuverlässige eigene **Correspondenten** an allen Hauptpunkten Europas, namentlich auch an den verschiedenen bei den gegenwärtigen Verwickelungen besonders wichtigen Orten (London, Paris, Wien, Berlin, Konstantinopel, Athen, Smyrna u. s. w.). Ihre **Leitartikel** suchen den Leser über die wichtigsten Angelegenheiten, jetzt namentlich die orientalische oder vielmehr europäische Frage, zu unterrichten und zugleich den bestimmenden Kreisen gegenüber die Aufgabe der unabhängigen patriotischen Presse zu erfüllen. Den **sächsischen Angelegenheiten**, und insbesondere denen Leipzigs und Dresdens, wird in Leitartikeln und Correspondenzen große Aufmerksamkeit gewidmet. Wichtige Nachrichten, auch die Börsencurse von London, Paris, Wien, Berlin ꝛc., erhält die Zeitung durch **telegraphische Depeschen.** Die Interessen des **Handels** und der **Industrie** finden sorgfältige Beachtung. Ein tägliches **Feuilleton** gibt zahlreiche Originalmittheilungen und kurze Notizen über Theater, Kunst, Literatur u. s. w.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint, mit Ausnahme des Montags, **täglich** in einem ganzen Bogen. Das **vierteljährliche Abonnement** beträgt für Sachsen 1 Thlr. 15 Ngr., für Preußen 2 Thlr. 9½ Sgr., für das übrige Deutschland und das Ausland 1 Thlr. 21 Ngr. **Inserate** finden durch die Zeitung die weiteste Verbreitung und werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Bestellungen auf **das mit dem 1. April beginnende neue Abonnement** (April bis Juni) werden von allen Postämtern des In- und Auslandes (auch den **östreichischen**), in Leipzig von der Expedition der Zeitung angenommen und **baldigst** erbeten.

Leipzig, im März 1854.

F. A. Brockhaus.

In **Miniaturausgabe** erschien soeben bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Byron (Lord), **Der Giaur. — Hebräische Gesänge.** Aus dem Englischen übersetzt von *Friederike Friedmann.* Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

Friederike Friedmann, durch ihre trefflichen Uebersetzungen von Byron's „Korsar" (1852, gebunden 20 Ngr.) und Scott's „Jungfrau vom See" (1853, geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.) rasch bekannt geworden, ist vor kurzem in Königsberg verschieden. Ihre Uebersetzungen sind von der Kritik den besten, die unsere daran nicht arme Literatur besitzt, an die Seite gestellt worden, ein Lob, das auch durch das vorliegende Werk in vollem Maße bestätigt wird.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 14.** 1. April 1854.

Das Deutsche Museum erscheint in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslands nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Der Philosoph von Sanssouci. Akademische Einleitungsrede, vorgetragen in der öffentlichen Sitzung der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften am 26 Januar 1854 von **August Böckh.** — Bairische Zustände. Von **Adolf Bock.** I—III. — Der Volksunterricht in England. Von **Ferdinand Wolff.** — Von Quebeck nach Saratoga. Skizzen aus meinem atlantischen Reisebuche. Von **Eduard Heusinger.** III. — Literatur und Kunst. (Müller von Königswinter, „Düsseldorfer Künstler aus den letzten fünfundzwanzig Jahren". — „Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon"; „Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung", 19. und 20. Bändchen.) — Correspondenz. (Aus Berlin. — Vom Rhein.) — Notizen. — Anzeigen.

Der Philosoph von Sanssouci.

Akademische Einleitungsrede, vorgetragen in der öffentlichen Sitzung der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften am 26. Januar 1854

von

August Böckh.

Plutarch, welchem man Gewandtheit und Feinheit im Gegenüberstellen und Vergleichen nicht absprechen kann, hat in einer unvollständig auf uns gekommenen Schrift die Frage zu lösen versucht, ob die Athener sich durch ihre Kriegsthaten oder durch Weisheit größeren Ruhm erworben haben. Die Weisheit zieht bei ihm den kürzern. Um nur eine Probe seiner Vergleichung zu geben, so frägt er, welchen Nutzen die schönen Tragödien dem Staate gebracht, wie des Themistokles Thatkraft die Stadt ummauert, des Perikles Sorge die Burg

geschmückt, Miltiades dem Staate Freiheit, Kimon die Anführung der Bundesgenossen gewonnen habe: wenn so des Euripides Weisheit oder des Sophokles edle Rede oder des Aeschylos großartiger Ausdruck dem Vaterlande etwas Schlimmes entfernt oder etwas Glänzendes erworben, dann gebühre es sich die Schauspiele den Tropäen gegenüberzustellen und die Bühne dem Feldherrnzelt und den Heldenthaten die Schauspielaufführungen. Für gewonnene Schlachten, die dem Staate Ruhm und Macht erworben, feiere man Feste und opfere den Göttern, nicht für die Theatersiege des Aeschylos und Sophokles; Marathon, Platäa, Salamis, Mykale, wo die Athener die Freiheit von Hellas mit stählerner Festigkeit gegründet und den anderen Menschen übergeben hätten, die seien es, weßhalb Pindar Athen den Pfeiler von Hellas genannt habe, nicht wegen der Tragödien des Phrynichos und Thespis. Man könnte diese Betrachtung als außerordentlich beschränkt bezeichnen, wenn sie nicht wenigstens Eine weit ausschauende Ansicht enthielte, die Ansicht daß die Kämpfe der Hellenen gegen die von Osten drohende Barbarei und Knechtschaft eine Schutzwehr aufgerichtet und die Freiheit auch den andern Menschen übergeben hätten: diese Schlachten waren Weltschlachten, von entscheidendem Einfluß auf den Bildungsgang der gesammten Menschheit, wie Creasy in einem in England viel gelesenen Buche unter den funfzehn Weltschlachten, welche er aufführt, der Marathonischen die erste Stelle und wohl mit größerem Rechte als der von Waterloo die letzte anweist. Dennoch dürfen wir dem Plutarch zürnen, daß er die Waffengewalt der Macht des Geistes vorzieht: nicht als ob der Kriegsruhm bloß auf roher körperlicher Kraft und auf der Wirksamkeit der Werkzeuge des Kampfes beruhe, da ja auch der Krieg durch das geistige Talent der Führer geleitet wird, sondern weil die Früchte der rein geistigen Thätigkeit, um das Geringste zu sagen, ebenso ersprießlich für die Völker sind, weil ferner die Folgen der auf dem geistigen Gebiete errungenen Siege die Folgen der kriegerischen weit überdauern, endlich weil diese kriegerischen Siege werthlos sind, wenn nicht durch sie Güter geschützt werden, die um ihrer selbst willen unvergänglichen Werth haben. Wir dürfen ohne Besorgniß zu irren das Ersprießliche der Thätigkeiten nach dem Maße beurtheilen als in ihnen sich die Tugend entwickelt, welche zwar an sich nur Eine, aber in ihren verschiedenen Richtungen dennoch verschieden ist. Als die christlichen Tugenden pflegt man Glaube, Liebe und Hoffnung zu nennen: der Krieg hat auf keine dieser eine Beziehung, müßte vielmehr aufhören, wenn das Christenthum in seiner ganzen Tiefe und Fülle zur Wahrheit würde, oder man müßte zugestehen, dieses habe überhaupt nicht die Sendung, die staatlichen Verhältnisse ausschließlich und ohne Aufnahme oder Zulassung anderer Elemente zu regeln, sondern es ge-

höre einem ganz anderen Gebiete an, wohin der Staat nicht reicht, dem Gebiete des Gemüthes und Herzens diesseits und dem himmlischen Gebiete jenseits, und werde von Christen dennoch Krieg geführt, so komme dieses eben daher, daß sie zugleich Menschen und Bürger sind, und in dieser ihrer außer dem Christenthum liegenden menschlichen und staatlichen Eigenschaft auch der Kriegszustand seine Rechtfertigung finde, die sich nicht finden läßt, wenn man von der Idee eines christlichen Staates, mit welcher so viel Mißbrauch getrieben wird, auszugehen beliebt: denn damit wird man ihn doch nicht rechtfertigen wollen, daß der Glaube mit den Waffen vertheidigt, die Liebe mit den Waffen erzwungen, die Hoffnung durch den Kampf verwirklicht werden solle, oder daß überhaupt Glaube, Liebe, Hoffnung durch Gewalt und Krieg gestützt und verbreitet werden können, Sätze, die sich alle in sich widersprechend erweisen. Mißt man also an dem Maßstabe der christlichen Tugenden, um zu finden, ob die kriegerische oder die rein geistige Thätigkeit die ersprießlichere sei, so entzieht sich die erstere der Vergleichung ganz, weil sie, außerhalb dieser Tugenden liegend, verschwindet. Gehen wir aber auf die allgemein menschlichen Cardinaltugenden zurück, welche die Hellenen für alle Zeiten gültig aufgestellt haben, so entwickelt der Krieg von diesen die, welche nicht ohne Grund ans Ende gestellt ist, die Tapferkeit; die erste ist die Weisheit, und ihr sind die mittleren, Besonnenheit und Gerechtigkeit, näher verwandt als der letzten: wie könnte man also behaupten, die kriegerische Thätigkeit sei ersprießlicher als die rein geistige, in welcher die Tugend der Weisheit sich entwickelt? Daß ein in den Schätzen der Weisheit seiner Altvordern so bewanderter Geist wie Plutarch dies übersehen konnte, muß billig befremden; aber auch daß die Früchte dieses geistigen Lebens die des kriegerischen überdauern, hätte er am wenigsten außer Acht lassen sollen, der nach diesen Früchten, die in ihrer Fülle vor ihm ausgebreitet lagen, mit Vorliebe greift und aus den Sprüchen der alten Weisheit Aehren- und Blumenkränze windet, er der da sah, daß die Hellenische Kunst und Wissenschaft die Hellenische Thatkraft weit überlebte, und daß die Hellenen, obgleich von den Römischen Waffen besiegt, auf dem Gebiete des Geistes sich den strengen Römer dienstbar gemacht, wie, was er freilich noch nicht ahnen konnte, später die Ueberwinder Roms die geistige Bildung der Besiegten annehmen mußten und die Hellenen theils mittelbar theils unmittelbar die Lehrer der Welt geworden sind. Was fruchten endlich alle kriegerischen Großthaten, wenn sie nicht für werthvolle Güter gethan werden, die durch sie Schutz erhalten? welche Geltung hätten die Weltschlachten von Marathon und Salamis und Platää, wenn durch sie nicht das unschätzbare Gut der Freiheit und eine edlere Bildung gewahrt, wenn

Digitized by Google

dadurch nur ein Barbarenthum befestigt worden wäre? Das ist das unsterbliche Verdienst des kriegerischen Heldenmuthes, den ich nicht gesonnen bin herabzusetzen, daß er die edelsten Güter, vorzugsweise eben Werke der geistigen Thätigkeit, mit mächtigem Arme schützt: setzen wir nicht den Erwerb dessen, was er schützt, schon voraus, so ist der Waffenglanz ein eiteler.

Der Einzige, dessen Ehrentag wir heute begehen — ein schwaches Zeugniß, abgelegt von schwachen Kräften für einen starken Geist, der sich selber vollgültiger Zeuge ist — hat sich mit Vorliebe aus dem Alterthum genährt, dessen Heroen er geistesverwandt war: daß er gern von diesem aus oder auf dieses zurück geht, gern seine Augen daran weidet, dieses gab mir die Berechtigung, die Ansicht eines geistreichen Griechen, dem auch er seine Aufmerksamkeit zugewandt, zum Ausgangspunkte einer ähnlichen Betrachtung zu machen, die sich bei der Person unseres Helden ungesucht darbeut. Friedrich hat viele Seiten menschlicher Thätigkeit und Tugend in seinem langen Leben vereinigt: er hat Wissenschaft und Kunst gefördert und selbst geübt, jegliche Art der innern Verwaltung, die Pflege des Wohlstandes überhaupt und insbesondere des Ackerbaues, der Gewerbe, des Handels, die Finanzen, Gesetzgebung und Rechtspflege, die auswärtigen Verhältnisse, das Heerwesen und den Krieg nach eigenen Einsichten geleitet; die äußersten Gegensätze dieses umfassenden Wirkens, die entgegengesetzten Pole sind das Philosophische und das Kriegerische, welche schon Platon als schwer vereinbar bezeichnet hat und dennoch in seinen Wächtern des Staats vereinigt wissen will. Er ist nicht der erste ausgezeichnete Herrscher, der Staatskunst und Wissenschaft, Kriegskunst und Philosophie in sich verbunden hat: um minder hervorragende oder gar widerwärtige Beispiele zu übergehen, erinnere ich nur an die Gründer der Römischen Alleinherrschaft C. Julius Cäsar und Octavianus Augustus, an Hadrian, der sich kaum so viel auf seine kaiserlichen Tugenden als auf seine rhetorisch-philosophischen Fertigkeiten zu Gute that, an M. Antoninus den Philosophen auf dem Thron, an den großen Hohenstaufen Friedrich den Zweiten; in kleinerem Maßstabe, aber vielleicht um so reiner, erscheint die Verbindung dieser Gegensätze in weit fernerer Zeit in der Person des Samischen Melissos, der gegen Perikles eine Flotte in den Kampf führte und dabei eine Stelle in der Geschichte der speculativen Philosophie einnimmt, zugleich Admiral und Dialektiker. Kann Friedrich dem Großen eine solche Stelle wie dem Melissos nicht angewiesen werden, so ist ihm doch ein Einfluß auf die Richtung des Gedankens in seiner Zeit nicht abzusprechen, und er selbst hat sich, wie er sagt, statt aller Titel, deren die Deutschen Fürsten nach allgemeiner Meinung nicht genug haben könnten, mit dem Na-

men des Philosophen von Sanssouci genügen lassen, den er selber sich beigelegt hat.*) Hat nun der Held so vieler heißen Schlachten auf sein Philosophiren so großes Gewicht gelegt, so ziemt es wohl zu betrachten, worin seine Philosophie bestehe, die mit Poesie und Geschichtschreibung den Kreis seiner litterarischen Beschäftigung erfüllte, und diese Betrachtung ist besonders hier an ihrem Ort, da er zuerst die Philosophie in diese Akademie eingeführt und sogar zwei der von ihm eingesetzten Klassen als philosophische bezeichnet hat, die eine der speculativen Philosophie, die andere der Physik oder experimentalen Philosophie. Leicht knüpft sich hieran auch, zumal wenn man von Plutarchischen Parallelen herkommt, die Frage, ob seine rein geistige Wirkung seiner kriegerischen die Wage halte oder ob wir uns fortan nur an Friedrich den Meister des Krieges und den Sieger zu halten haben und der Philosoph von Sanssouci preiszugeben sei. Habe ich im Beginne dieses Vortrages die geistige Wirksamkeit Athens höher als die kriegerische gestellt, so ist es nicht meine Absicht, auch hier derselben Seite den Ausschlag zu geben; doch wurde ich überrascht als ich fand, daß der große Mann selber sein Philosophiren seiner Kriegsthätigkeit vorgezogen haben soll. Unser correspondirendes Mitglied Hr. Bartholmèß hat in der vortrefflichen philosophischen Geschichte dieser Akademie**), nachdem er von Friedrich's Philosophie wenig zu ihren Gunsten gehandelt, das Schlußurtheil gezogen, daß sie in jedem Lebensalter desselben der Eigenthümlichkeit und oft auch der Wahrheit ermangle; in der Regel Schüler oder Nachahmer von Voltaire und d'Alembert überschätze Friedrich, der sich allerdings anderwärts nur einen Liebhaber der Philosophie nenne, seine philosophische Werthgeltung (sa valeur philosophique), wenn er in seinen „Mémoires sur la civilisation des différentes nations de l'Europe" von der Gesammtheit seiner Laufbahn sage: „Ich glaube daß, wenn man die Stimmen zählt, die Arbeiten des Philosophen höher als die des Kriegsmannes werden geachtet werden (Je crois qu'en pesant les voix, les travaux du philosophe seront jugés supérieurs à ceux du militaire)". Da ich weder eine solche Schrift des Königs noch in seinen bekannten Werken diese Stelle finden konnte, nahm ich meine Zuflucht zu Hrn. Preuß, dessen Kenntniß alles dessen, was Friedrich den Großen betrifft, bewundernswürdig ist: er hat wohl mit Recht erklärt, es seien die „Mémoires historiques et critiques sur la civilisation de l'Europe aux XVII^e^ et XVIII^e^ siècles" gemeint, welche von J. Alex. Borrelly, Mitgliede dieser Akademie unter Friedrich, im J. 1807 zu Paris heraus-

*) Preuß. Avertiss. zu Bd. X der Werke Fr. d. Gr., S. XIII.
**) Bd. I, S. 322.

gegeben und in Quérard's „France littéraire" unter dem Artikel und Namen des königlichen Schriftstellers mit dem Bemerken aufgeführt sind, daß sie vermöge der Zeit ihres Erscheinens in keiner Ausgabe seiner Werke enthalten sein könnten. Diesem Buche werden wir auf keinen Fall vertrauen dürfen.

Der Zweck und die Grenze einer akademischen Einleitungsrede rechtfertigen es, wenn ich, um Friedrich's Philosophiren zu bezeichnen, mich auf einige Andeutungen beschränke, ohne in die mannigfachen Einzelheiten seiner Aufstellungen einzugehen, und ohne überall seine verschiedenen Bildungsstufen zu berücksichtigen, da ich mich zumal überzeugt habe, daß seine Grundansichten sich in denselben weit weniger verändert haben als behauptet wird. Ich glaube nicht besser beginnen zu können als mit dem Schluß seiner Vorrede zu dem Auszuge aus Bayle *), den er ums Jahr 1764 unter vielen Geschäften gemacht hatte: „Wenn der Mensch ein vernünftiges Thier ist, wie die Schule uns versichert, so müssen die Philosophen mehr Menschen sein als die anderen: so hat man sie auch immer als die Lehrer des menschlichen Geschlechts betrachtet, und ihre Werke, die der Katechismus der Vernunft sind, können sich nicht genug verbreiten für den Vortheil der Menschheit." Von der Jugend bis ins Alter hielt er viel auf das Formale der Philosophie, die Logik und eine logische Bildung; wie er die Wolfische Logik als Jüngling studirt hatte, so galt ihm diese noch im Alter, als er die Abhandlung über die Deutsche Litteratur schrieb, für die beste und klarste. **) Preist er nicht minder die Rhetorik, die den Geist der Schüler methodisch mache, die Erfindung der Gründe, die Anordnung und Verbindung der Gedanken, die Wahl der jedem Gegenstande angemessenen Schreibart lehre, die Kunst die Geister und Herzen zu bewegen, die Leidenschaften aufzuregen und durch das bloße Mittel des Wortes zu herrschen; so weiß er wiederum vortrefflich ihren Unterschied von der philosophischen Methode zu würdigen. Der Gebrauch, sagt er ***), den die Redner und die Philosophen von der Logik machen, ist ganz verschieden: „der Redner befriedigt sich mit Wahrscheinlichkeit, der Philosoph verwirft alles außer der Wahrheit"; was er zur Ausführung dieses Gegensatzes zwischen dem Gange des Philosophen und dem des gerichtlichen und geistlichen Redners sagt, ist im Ganzen meisterhaft entwickelt. Diese Aufmerksamkeit auf das Organon und die Methode ist etwas ächt philosophisches. Was nun das Speculative oder Metaphysische betrifft, so wird man von dem königlichen

*) Werke Bd. VII, S. 129.

**) Werke Bd. VII, S. 106.

***) Bd. VII, S. 128.

Philosophen kein neues System erwarten und zufrieden sein, wenn er sich in der Geschichte der Philosophie denkend umgesehen hat, selbst wenn er häufig nur aus sehr abgeleiteten Quellen schöpfte. In der That legt er viel Gewicht auf die Geschichte der Philosophie, und will nicht, daß man sich bei der Kenntniß Eines Systems befriedige. Plato und Aristoteles lagen ihm allerdings ferner; aber mit den Lehren der jüngeren Akademiker, der Stoa und des Epikur war er ziemlich bekannt; ganz besonders war er ein großer Bewunderer des Lucrez, und er achtete den Epikurischen Philosophen Gassendi. Von der mittelalterlichen Scholastik war sein Blick abgewandt; aber Des Cartes, Malebranche, Spinoza lagen nicht außer seinem Gesichtskreise: die Hochachtung für Leibniz war so zu sagen ein Erbstück der königlichen Familie, und entfernte er sich auch von dessen Lehrsätzen, so hält er ihn doch in hohen Ehren, erkennt auch in den Verirrungen, in den systematischen Visionen, in welche seine Einbildungskraft ihn hineingezogen habe, den großen Geist.*) Der Wolfischen Philosophie, nicht bloß der erwähnten Wolfischen Logik, war er in seiner Jugend ergeben, und niemals hat er alle Achtung vor Christian Wolf abgelegt, auch nicht seitdem er vorzüglich durch Voltaire's Einfluß von der großen Verehrung desselben zurückgekommen und die lästige Weitschweifigkeit und Plumpheit der Wolfischen Darstellung der geistreichen Leibnizischen gegenüber ihm zuwider geworden war.**) Im Laufe der Zeiten hat er sich mehr dem Empirismus zugeneigt: Locke wurde ihm „der einzige der Metaphysiker, der die Einbildungskraft dem gesunden Sinn opferte, der Erfahrung folgt soweit sie ihn führen kann und klüglich anhält, wenn dieser Führer anfängt ihn zu verlassen".***) Bacon, Galilei, Newton werden nunmehr vorzüglich von ihm gepriesen. Insbesondere sprach ihn aber die dialektisch-skeptische Methode Bayle's an, der auch die Aufmerksamkeit der geistreichen Königin Sophie Charlotte neben Leibniz sehr in Anspruch genommen hatte; ihn nennt er den ersten Dialektiker Europa's.†) „Wenn wir, sagt er††), Hrn. Bayle mit seinen Zeitgenossen vergleichen, mit Des Cartes, Leibniz, obgleich schöpferischen Geistern, oder mit Malebranche, wird man ihn, wir wagen es zu sagen, diesen berühmten Männern überlegen finden, nicht weil er neue Wahrheiten entdeckte, sondern weil er sich niemals von der Rich-

*) Ebendas. S. 118 und anderwärts ähnlich.

**) Werke Bd. I, S. 231; II, S. 38 f. Vergl. eine andere Art Spott über Wolf Bd. IX, S. 119.

***) Werke Bd. VII, S. 112; IX, S. 119.

†) Bd. VII, S. 107.

††) Bd. VII, S. 125.

Digitized by Google

tigkeit und Genauigkeit des Denkens entfernte, und weil er die Folgen der Grundsätze (les conséquences des principes) am besten entwickelt hat." So nahm er, angemessen der Zeit, in welcher die tiefere Speculation erloschen war, die Wendung auf eine Kritik der dogmatischen Systeme, mit denen er sehr leicht fertig wird. *) Sagen die Stoiker, die menschlichen Seelen seien Theile der göttlichen, so liege darin, so erhaben der Gedanke sei, ein Widerspruch: der Mensch müßte dann unendliche Erkenntniß haben, die er nicht hat, und wäre Gott in den Menschen, so ergäbe sich, daß der Englische Gott sich gegen den Französischen und Spanischen schlage, daß die verschiedenen Theile oder Seiten der Gottheit sich wechselsweise zerstörten und alle Laster und Verbrechen göttliche Werke würden. Die Epikurische Gleichgültigkeit und Ruhe der Götter widerspreche der göttlichen Natur. Das System der vorausbestimmten Harmonie sei ein Roman eines großen Genius, Spinoza auf dieselbe Art wie die Stoiker leicht zu widerlegen; Malebranche's Lehre führe zu der unhaltbaren der Stoiker von einer Weltseele zurück, wovon alle belebten Wesen Theile seien, vermische die Geschöpfe mit dem Schöpfer und mache aus dem Menschen ein Automat, welches von dem höchsten Willen bewegt werde. **) Das Bedenklichste, was man in Friedrich's Ansichten finden könnte, ist eine Hinneigung zum Materialismus. Seine im J. 1752 in der Akademie gelesene Gedächtnißrede auf La Mettrie nimmt diesen frivolsten, von aller Scham entblößten sittenlosen Materialisten und Atheisten lebhaft in Schutz. „Hr. La Mettrie", heißt es unter anderem, „wurde von einem hitzigen Fieber ergriffen: eine Krankheit ist für einen Philosophen eine Schule der Physik; er glaubte zu erkennen, daß die Fähigkeit zu denken nur eine Folge der Einrichtung der Maschine sei und daß die Störung der Getriebe beträchtlichen Einfluß auf diesen Theil von uns habe, welchen die Metaphysiker die Seele nennen; ***) so habe er kühn die Fackel der Erfahrung in die Finsterniß der Metaphysik getragen und nur Mechanik gefunden, wo andere ein über die Materie erhabenes Wesen vorausgesetzt hatten." Und weiterhin: „Hr. La Mettrie, nachdem er die Hospitäler und die Kranken aus dem Gesichte verloren, gab sich ganz der speculativen Philosophie hin; er schrieb seinen «Homme machine», oder vielmehr er warf einige starke Gedanken über den Materialismus auf das Papier, die er ohne Zweifel sich vorgesetzt hatte in Ordnung zu bringen." Diese Schrift habe Leuten mißfallen, welche von Stan-

*) Besonders Bd. VII, S. 110 fg.

**) Bd. VII, S. 126.

***) Vergl. Friedrichs Aeußerung in einem Briefe an d'Argens, Werke Bd. XIX, S. 262.

des wegen erklärte Feinde der menschlichen Vernunft seien; da er deßhalb wie früher in Frankreich, so damals in Holland verfolgt worden, habe die Eigenschaft eines Philosophen und eines Unglücklichen genügt ihm in Preußen eine Freistatt und ein königliches Gehalt zu erwerben. Die Grille des Königs, diesen seinen Vorleser und Spaßmacher zu loben, welchen d'Alembert, d'Argens, Diderot und selbst Voltaire preisgaben, reicht nicht hin, um den König eines an die Ausschweifungen des La Mettrie grenzenden Materialismus zu zeihen; sie scheint vielmehr aus einer nicht seltenen Mischung von Gutmüthigkeit und Duldung mit erbitterter Bosheit entsprungen zu sein, welcher letzteren in dieser Gedächtnißrede freier Lauf gegen die Theologen und die Geistlichkeit gelassen ist. In einem Briefe an Voltaire *) schreibt Friedrich im J. 1775: „Ich bin sehr sicher, daß ich nicht doppelt bin: also betrachte ich mich als ein einziges Wesen. Ich weiß, daß ich ein materielles, belebtes, organisirtes Wesen bin, und welches denkt; daraus schließe ich, daß die Materie denken kann, so gut als sie die Eigenschaft hat elektrisch zu sein." „Ich lege den Gedanken den fünf Sinnen bei, welche die Natur uns gegeben hat." Das ist allerdings etwas stark, und ich glaube kaum, daß er dies mit voller Ueberlegung gesagt hat. „Wenn das Blut mit zu großer Heftigkeit im Gehirn kreist, wie bei den Betrunkenen oder in hitzigen Fiebern, verwirrt es, verkehrt es die Ideen; wenn sich eine leichte Verstopfung in den Nerven des Gehirns bildet, veranlaßt sie den Wahnsinn; wenn ein Wassertropfen sich in der Hirnschale ausbreitet, folgt der Verlust des Gedächtnisses; wenn ein Tropfen aus den Gefäßen getretenen Blutes das Gehirn und die Verstandesnerven drückt, so haben wir die Ursache der Apoplexie." Diesen Einfluß des Körpers auf das Geistige, die Abhängigkeit des letzteren von dem sinnlichen Organismus kann niemand läugnen: von dem Zugeständniß dieser Erfahrung ist aber der Weg zum völligen Materialismus noch sehr weit, und zunächst erhellt mir aus des Königs Worten nur, daß er nicht einen Dualismus des Geistes und der Materie annahm, noch nicht daß er der Materie die Priorität zusprach. Doch finden sich in seinen Werken allerdings sehr bedenkliche Stellen, wenn man anders jede in einem Brief oder Gedicht hingeworfene Aeußerung für entscheidend halten will; ich habe von diesen bereits früher gehandelt **) und überlasse andern das Endurtheil. Die größte Unwahrheit ist es, wenn man ihn für irgend einen Zeitraum oder Zeitpunkt seines Lebens des Atheismus beschul-

*) Friedrich's Werke Bd. XXXIII, S. 357.
**) Vergl. meine Rede über Friedrich vom J. 1842, S. 16.

digt. „Alles“, sagt er,*) „bis auf das Wachsthum eines Grashalmes, beweiset die Gottheit, und wenn der Mensch eines Grades der Intelligenz genießt, den er sich nicht selber gegeben hat, muß um so mehr das Wesen, dem er alles zu verdanken hat, ein unendlich tieferer und unermeßlicherer Geist sein.“ Seine Widerlegung des verrufenen Systems der Natur setzt diese seine Ueberzeugung vollends ins Klare; fand er erst im J. 1770 diesen Anlaß sie herauszustellen, so ist man nicht berechtigt dies als Umkehr zu betrachten. Spricht er öfter davon, daß der Zufall die Begebenheiten lenke, so hat er hiermit, wie ich anderwärts gezeigt habe, nur unsere Unkenntniß der Ursachen bezeichnet. Man hat gefragt: Ist er Deist oder Theist oder Pantheist gewesen? Die beiden ersteren Bestimmungen hat er schwerlich unterschieden: Gott ist ihm die dem Weltall vorstehende letzte Ursache, die höchste Intelligenz und das schlechthin Gute; und der leichte pantheistische Anflug seines Denkens war so wenig tief gewurzelt, daß er sich in verschiedenen Zeiten sehr bestimmt nicht allein gegen Spinoza, sondern sogar gegen die Stoiker und Malebranche erklärt. Eine persönliche Unsterblichkeit hat er nicht gehofft: dies hängt aber nicht nothwendig mit gemeinem Materialismus zusammen, ist in ihm mit erhabener Seelengröße, mit der Ergebung einer Selbstaufopferung verknüpft und ohne Einfluß auf sein praktisches Verhalten. Sieht man endlich auf seine Sittenlehre, so ist sie kein folgerecht abgeleitetes noch auch von Widersprüchen freies System, aber trotz dem, daß er die Selbstliebe als ihr Princip hingestellt, ist sie von Selbstsucht frei und enthält reine und erhebende Grundsätze, die durch die ganze Reihe seiner philosophischen Schriften verbreitet sind. Statt aller Ausführungen genüge der eine Satz:**) „Die Philosophie lehrt uns unsere Pflicht zu thun, unserem Vaterlande treu zu dienen um den Preis unseres Blutes, unserer Ruhe, ihm unser ganzes Wesen zu opfern.“ Und so hat er nicht bloß gedacht, so hat er gehandelt. Dieser Geist heroischer, an Kodros und Regulus und ähnliche Helden erinnernder Selbstentäußerung weht uns besonders aus der denkwürdigen, eigenhändig von ihm geschriebenen geheimen Instruction an den Grafen Fink von Finkenstein vom 10. Januar 1757 entgegen, welche in den letzten Tagen von der Königl. Verwaltung der Staatsarchive in getreuer Nachbildung herausgegeben worden und bereits in öffentliche Blätter übergegangen ist. Hier sagt er wörtlich: „Wenn ich das Mißgeschick haben sollte, vom Feinde gefangen genommen zu werden, so verbiete ich daß man die mindeste Rücksicht auf meine Person nehme, und daß man das in den mindesten

*) Werke Bd. VII, S. 111.
**) Brief an Voltaire in den Werken des Königs Bd. XXIII, S. 53.

Betracht ziehe, was ich aus meiner Haft schreiben könnte. Wenn ein solches Unglück mir begegnen sollte, will ich mich für den Staat opfern, und man soll meinem Bruder gehorchen, welcher sowie alle meine Minister und Generale mit ihrem Kopfe mir dafür verantwortlich sein werden, daß man keine Provinz noch Lösegeld für mich anbieten und daß man den Krieg fortsetzen wird, indem man alle seine Vortheile ganz so verfolgt, als wenn ich niemals in der Welt gewesen wäre." Wer, ein König, die Eigenliebe so verstand, mochte sie immerhin als Princip der Sittenlehre hinstellen. Uebrigens wie eifrigen Antheil er auch an den Speculationen genommen, zieht er sich mehr und mehr auf das Praktische zurück, weil man von den Metaphysikern nur die Unbegreiflichkeit vieler Dinge lerne, welche die Natur außer der Tragweite unseres Geistes gestellt habe; der Mensch sei mehr zum Handeln als zum Erkennen bestimmt; lernen zu erkennen sei oft nur lernen zu zweifeln; eine weise Vorschrift sei es die Aristoteles seinen Schülern gegeben: „der Zweifel ist der Anfang der Weisheit".*) Aber darum verzichtet er nicht auf das Denken. Sagt einer: „Aber warum soll man seine Zeit verlieren mit der Erforschung der Wahrheit, wenn diese Wahrheit sich außer der Tragweite unseres Kreises befindet?" so erwiedert er, „daß es eines denkenden Wesens würdig ist, wenigstens Anstrengungen zu machen, um sich daran anzunähern, und daß, wenn man sich treulich diesem Studium hingiebt, man daraus unfehlbar den Gewinn zieht, sich von einer Unendlichkeit von Irrthümern zu befreien. Wenn euer Feld nicht viele Früchte hat, so wird es wenigstens keine Dornbüsche tragen und geeigneter werden zu gutem Anbau.**)

Der Sprachgebrauch unterscheidet den Weisen und den Philosophen: jener ist zugleich mehr und weniger als dieser, mehr indem nach dem Wortverstande die Weisheit von ihm erlangt ist, während sie dieser erstrebt, weniger indem die Weisheit eine einfache Beschaffenheit oder Tugend des Geistes ist, die Philosophie aber eine vielgegliederte Technik der Vernunft und wenigstens in einem Zeitalter, welches nicht mehr in den Anfängen steht, vielseitige Wendung des wissenschaftlichen Denkens und weiten Umfang desselben, sowie die mannigfachsten Kenntnisse erfordert. Mag man die Weisheit eines Solon und anderer aus der jugendfrischen Zeit der sogenannten sieben Weisen noch so hoch schätzen, so würde man Friedrich den Großen zu niedrig stellen, wenn man ihm bloß wie jenen eine edle Lebensweisheit zuschreiben wollte, und dazu noch die autokratische Herrscherkraft eines Pittakos oder Pe-

---

*) Werke Bd. VII, S. 126; Bd. X, S. 97. Vergl. Bartholmèß, Philos. Gesch. d. Berl. Akad., Bd. I, S. 309.

**) Werke Bd. VII, S. 127.

riander, der nicht unbestritten als einer der Sieben galt. Wie schon dieser sehr unvollständige Bericht lehrt, hat Friedrich über die größten Fragen der Philosophie, nicht ohne Kenntniß der wichtigsten von den Meistern aufgestellten Ansichten, mit nie befriedigter Wißbegierde und stets regem vorurtheilsfreiem Forschungstriebe, der sich nach allen Seiten hin ausdehnte, nachgedacht: kein Fürst vor ihm, soweit meine Kunde reicht, hat eine solche Macht des Gedankens entwickelt. Wer so viel über so viele Theile des Wissens gedacht hat wie er, durfte sich wohl, auch ohne ein eigenthümliches, in sich übereinstimmendes System in schulgerechter Form zu haben, einen Philosophen, den Philosophen von Sanssouci nennen, und ich glaube nicht, daß ihn die frühere Wahl dieses Titels gereut hatte, als er ihn später mit dem andern des Eremiten von Sanssouci vertauschte. Friedrich war durch und durch Denker; in der Thätigkeit des Denkens, wozu ich auch die Poesie rechne, bestand seine Ruhe, sein Leben ohne Sorge. Wenn anderen die Winterquartiere die Zeit sinnlicher Erlustigung waren, studirte und dichtete er während derselben; die angestrengtesten staatsmännischen und kriegerischen Geschäfte zogen ihn nicht von der Litteratur ab. Während der Belagerung von Schweidnitz im J. 1762 studirte er von Grund aus das große Werk des Fleury über die Kirchengeschichte; im Sommer des Jahres 1761, welches seinen Waffen so verderblich war, las er im Feldlager die acht Bände des Bernier über Gassendi's Philosophie mit einer Theilnahme und einem Eifer, daß er in einem Briefe vom 2. Juli an den Marquis d'Argens über den Eindruck, den die einzelnen Theile, die Physik, die Astronomie, die Sittenlehre, namentlich der Artikel über die Freiheit auf ihn gemacht, berichten kann, und zwar in einem Zeitpunkte, wo er hinzusetzen muß: „Ich habe mich beeilt zu enden, aus Furcht daß dieser Laudon, der sicherlich kein Philosoph ist, meine Studien grob unterbrechen möchte.“ *) Diese bewundernswürdige Verbindung der Studien mit dem bewegtesten Leben wie seine Unerschrockenheit auf dem Schlachtfelde und seine Fassung im Unglück zeigt uns die wahrhaft philosophische Erhabenheit des Mannes über die Begebenheiten; die erstere läßt uns auch begreifen, wie er sich den Grundsatz bilden konnte, die Wissenschaften und Künste machten die Menschen nicht, wie man gewöhnlich glaubt, ungeschickt für die Geschäfte. „Der tüchtige Geist“, sagt er, **) „macht dieselben Fortschritte in allen Gegenständen, welche er umfaßt. Die Wissenschaften, weit entfernt ihn zu schwächen, geben in allen Bedienungen denen, die sie pflegen, einen neuen Glanz. Die großen Män-

*) Werke Bd. XIX, S. 239 fg.
**) Werke Bd. VII, S. 7.

ner des Alterthums bildeten sich unter der Vormundschaft der Litteratur, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, ehe sie sich mit den Würden des Staates befaßten; und was dazu dient den Geist aufzuklären, den Kreis der Kenntnisse zu erweitern, bildet sicherlich Leute, die zu jeder Art von Bestimmung geeignet sind." Er liebte und pflegte die Wissenschaften nicht bloß wie ein Herrscher sondern wie ein Gelehrter; sind die Rathschläge, die er den Fachgelehrten über die Methode giebt, nicht gerade von großer Bedeutung, so hat er doch viele Mängel des Deutschen Gelehrtenwesens, selbst bei seiner Unkenntniß der Fortschritte der Deutschen Litteratur, richtig erkannt, sich aber jeder Einmischung in die Lehrfreiheit enthalten. Doch ich würde kein Ende finden, wenn ich die Stellung des Königs zur Philosophie und zur Wissenschaft überhaupt in allen Beziehungen auch nur berühren wollte: nur sein Verhalten zur Religion und positiven Theologie darf ich nicht verschweigen. Da indeß dieses oft besprochen und ganz kürzlich in einem Aufsatze über „Preußen und das protestantische Princip" *) seine Ansichten von Priesterherrschaft und Christenthum, Papstthum und Reformation, Katholicismus, Jesuitismus und Verhältniß zwischen Kirche und Staat zusammengestellt worden, so sage ich hierüber nur so viel. Friedrich, ganz Denker, fand in seinem Denken nicht den specifisch-dogmatischen Begriff der Offenbarung; er mißtraute der Metaphysik der Vernunft, und setzte nicht an ihre Stelle eine Metaphysik des geschichtlich überkommenen Glaubens. Er bekennt die Sittenlehre des Evangeliums, erklärt die christliche Moral für die Vorschrift seines Lebens, achtet die christliche Frömmigkeit. Verehrungsvoll sagt er von seinen Lehrer Duhan: **) „Er starb mit dem Muthe eines Philosophen und mit der Frömmigkeit eines Christen": gewiß sind diese Worte die seinigen, wenn auch die Stellen dieser Gedächtnißrede, die in seinem Munde ein Uebermaß von Selbstlob wären, von akademischer Hand eingeschoben sein dürften. Er ist nicht Widersacher der Religion und dessen was ihm als ächtes Christenthum erschien ***); er vertheidigt die christliche Religion mit Wärme gegen das System der Natur; aber er bekämpft den Aberglauben und den Mißbrauch der Religion, die falsche Dialektik, Anmaßung, Herrschsucht, Verfolgungssucht des Priesterthums. Hatte selbst sein Vater, ein einfacher kirchlich frommer Mann, den unduldsamen Streit über

*) Minerva, Sept. 1853.

**) Werke Bd. VII, S. 12.

***) Dies ist mit Recht auch von Hrn. Ch. de la Harpe in der Abhandlung „Étude sur les oeuvres philosophiques de Frédéric le Grand" (Berlin 1848, in dem Programm des Collége français) S. 41 hervorgehoben.

die Unterschiede des lutherischen und reformirten Bekenntnisses Pfaffengezänk genannt, so erklärt sich Friedrich umfassender gegen alle Unduldsamkeit. Daß er im Kampfe wider die früher herrschende Richtung bisweilen durch Schärfe und Bitterkeit mit königlichem Freimuth über das Maß hinausgegangen und namentlich das Geschichtliche des Christenthums nicht mit geziemender Achtung behandelt hat, gebe ich zu, und besonders giebt in dieser Hinsicht das Vorwort zu dem Auszug aus Fleury Anstoß. Ihm muß es jedoch nicht so erschienen sein: denn diese Schrift ist im Mai 1766 zu Berlin bekannt gemacht, und gleich den nächsten 13. August schreibt er*) an Voltaire, die Duldung müsse sich nicht dahin ausdehnen, der Frechheit und Ausschweifung junger Unbesonnener eine Berechtigung zu geben, welche kühn gegen das losgehen, was das Volk verehrt. Mögen wir in jener Ueberhebung seinen Antheil an dem Gebrechen der Zeit erkennen, der auch der größte Geist seinen Tribut zollt, so glaube man doch nur nicht, eine spätere Zeit schreite vor, wenn sie an die Stelle des einen Gebrechens ein anderes setzt und etwa aus der Hypersthenie des Geistes in eine Asthenie verfällt. Die Gesundheit der Seele wie des Leibes besteht in der harmonischen Mitte.

Friedrich war ein Mann aus Einem Guß. „Ich bin sehr sicher, daß ich nicht doppelt bin", sagt er freilich in ganz anderer Beziehung; aber dasselbe gilt von ihm in einem viel höheren Sinn. Seine strategische Einsicht und sein Heldenthum, seine staatsmännische Klugheit und Weisheit, seine Charakterfestigkeit und Herrscherkraft, sein philosophisches Denken, alles wurzelt untrennbar in der einen und ungetheilten Geistesgröße, in seiner eigensten persönlichen Tugend. Reißen wir nicht auseinander, was so innig verknüpft war, so innig verknüpft, daß selbst das Feldlager zugleich sein Museum war. Werfen wir also den Philosophen von Sanssouci nicht weg, um bloß den Helden und König zu behalten. Ich bin, wie ich schon angedeutet habe, weit entfernt seine Philosophie seinen Thaten vorzuziehen; soll aber einmal erwogen werden, wie sich der Werth beider gegeneinander verhalte, so frage ich: was haben seine Thaten, was hat sein philosophisches Denken erwirkt? Hätte seine politische und kriegerische Thätigkeit nur ein jenseits der Grenze bedeutungsloses Preußen geschützt, vergrößert, gestärkt, so wäre sie nicht weltgeschichtlich: aber er hat Preußen zu der Höhe erhoben, auf welcher es als Großmacht an der Lenkung der Europäischen Geschicke selbständig theilnimmt, ohne Zweifel mit einem eigenthümlichen politischen Beruf, den zu bestimmen nicht dieses Ortes ist. Und was ist der innerste Kern seines philosophischen Denkens? Wahr-

*) Werke Bd. XXIII, S. 104.

lich nicht diese oder jene Ueberzeugungen und Behauptungen, in denen wir ihm beistimmen mögen oder nicht: denn er hat von niemand gefordert seine Meinungen anzunehmen: es ist die geistige Freiheit, die auch die religiöse in sich schließt, die Freiheit des Denkens und des Glaubens, der Forschung und Untersuchung, die Verwirklichung der Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Sittlichkeit im Staate, der Geist des religiösen Friedens und der Duldung innerhalb der Grenzen dessen was eines guten Bürgers ist. Diesen Geist hat er wahrhafter und kräftiger als irgend wer vor ihm vom Throne verkündet, gleichfalls ein weltgeschichtliches Princip, welches weit hinausreicht über seinen Staat und seine Zeit. So in beiden zum Vergleich gestellten Wirkungskreisen weltgeschichtlich geworden, hat er dem Reiche dieselbe doppelte weltgeschichtliche Bedeutung gegeben, und beide Seiten derselben sind meines Erachtens wie in seinem Geist so in diesem Staate dergestalt verschwistert und verwachsen, daß der Bestand beider in ihrer Wechselwirkung bedingt und begründet ist. In diesem einheitlichen Begreifen seines Wesens werden wir den großen Fürsten, zu dessen Feier wir heute hier versammelt sind, würdig ehren, und zugleich in ihm den edlen König unsern Herrn, der seines größten Vorfahren Geist und Kraft verstanden hat anzuerkennen und in Ehren zu halten.

Bairische Zustände.

Von

Adolf Bock.

I.

Lassen wir die Einwohnerzahl hauptsächlich als Größenbestimmung gelten, so bildet das Königreich Baiern unter den Staaten Europas wie Sardinien, das vereinigte Schweden und Norwegen, Belgien und Portugal eine Macht dritten Ranges.

Daß ein solcher Staat unter günstigen Bedingungen auch eine europäische Rolle zu spielen im Stande sei, hat Schweden im 17. und Preußen im 18. Jahrhundert bewiesen. Denn namentlich Letzteres war im Jahre 1740 gerade ebenso mächtig wie das jetzige Baiern. Allein Schweden erhob unter Gustav Adolf mit der Kraft siegender Vernunft das Banner der Reformation und Friedrich der Große hatte als Consequenz desselben Princips das Recht der Civilisation gegen den politischen Katholicismus Oestreichs und die erstorbenen Formen des Heiligen Römischen Reichs durchzuführen.

Bei der geographischen Unselbständigkeit des Landes und der Schwer-

Google

fälligkeit des Volks lag die Bedeutung des alten Baiern lediglich in der Stammeseinheit seiner Bewohner. Selbst Ludwig der Baier glänzt in der Geschichte mehr durch persönliche Eigenschaften und den Einfluß seiner Bundesgenossen als durch das Ansehen seiner Erblande. Während des Dreißigjährigen Kriegs waren die Wittelsbacher als treue Söhne der Kirche die aufrichtigsten Anhänger des Kaisers; als das Haus Habsburg dann aber zu seiner frühern Politik zurückgriff und sich die Nachbarn ferner einzuverleiben trachtete, waren Oestreichs Feinde auch wieder Baierns Freunde. Nur kam kein Fürst wieder wie der Gegner Friedrich's des Schönen. Karl Albert's Kaiserthum (als Karl VII.) blieb stets zweifelhaft und seine Erhebung war mehr Preußens und Frankreichs als sein eigenes Werk. Ebenso führten Preußen und Sachsen den Bairischen Erbfolgekrieg gegen Oestreich, während die Lande, um deren Existenz es sich handelte, fast theilnahmlos zuschauten.

Den Frieden von Luneville, in welchem Baiern seine eben erst durch Erbschaft erlangten rheinischen Besitzungen verlor, aber durch die Bisthümer Würzburg, Bamberg, Augsburg u. s. w. reichlich entschädigt wurde, schloß bekanntlich Kaiser Franz II. und ein Reichsdeputationshauptschluß bestätigte den Vergleich. Derselbe fiel Baiern deshalb niemals zur Last. Als die kaiserlichen Truppen jedoch den Krieg gegen Frankreich wieder eröffneten, schloß sich Kurfürst Max Joseph, als er von Franz II. keine Neutralität für sich erlangen konnte, ohne weiteres den französischen Eroberern an und aus diesem Bündniß ist ihm später der schwerste Vorwurf erwachsen.

Unstreitig gehört die Geschichte des Rheinbunds zu den beklagenswerthesten Capiteln der deutschen Geschichte; allein das Verhalten unsers ganzen Südwestens während der Napoleonischen Zeit war nur die unglückselige Folge davon, daß das deutsche Kaiserthum zur Zeit seiner culturhistorischen Berechtigung weder gewußt hatte, sich nach außen (Italien) zu beschränken, noch die Nation für innere, nationale Ideen (wie die Beseitigung der Hierarchie und die Ausbildung des wahren Bundesstaats, wozu Maximilian I. mit seiner Kreiseintheilung einen schwachen Anfang machte) zu gewinnen. Das Nationalgefühl unsers großen Volks ist erst seit 1815 im Entstehen begriffen.

Beim Sturze Napoleon's hat sich das Königreich Baiern durch geschickte Unterhandlung in seinem damaligen Bestande ungeschmälert zu erhalten gewußt: doch lag ein innerer Grund des Zusammenbleibens jener durch die Willkür eines fremden Eroberers zusammengesetzten Provinzen höchstens im gemeinsamen Katholicismus von Altbaiern und den Besitzungen des mediatisirten Klerus. Das Loos der übrigen hätte damals ebenso gut ein anderes sein können.

Nachdem durch Zuthun von allen Seiten die deutschen Einheitsbe-

strebungen — wir wollen nur sagen: nachdem die Beschwichtigung der Stammes- und Fürsteneifersucht in neuester Zeit abermals gescheitert war, mußte sich das Project des Hrn. von der Pfordten, Baiern in einer dritten deutschen Staatengruppe die Hegemonie zu verschaffen, vollends als unausführbar beweisen. Dafür fehlte es an jeder Sympathie bei den kleinern Territorien, welche einem Staate untergeordnet werden sollten, der besser sich selbst einer größern Staatseinheit anschließen würde.

In Friedenszeiten und in friedlichen Beziehungen erfährt das Königreich sowol von östreichischer als von preußischer Seite manche Rücksicht. Bei jeder kriegerischen Eventualität zwischen Frankreich und Deutschland ist selbst der Mächtigste unter den Kleinen mit seinem Armeecorps von 70,000 Mann schwerlich im Stande, die Rheingrenze auf die Dauer zu decken. Vermag der Deutsche Bund also seine schwächern Glieder nicht mit aller Gewalt zusammenzuhalten, gestattet er dort auch nur die Möglichkeit eines Streits über den Oberbefehlshaber combinirter Truppen, und nur den Versuch zur einseitigen Neutralität, so wird seine Vorhut die Festigkeit einbüßen, trotz alles Patriotismus in Ministerialverordnungen über die Abfassung von Geschichtsbüchern und trotz aller Versicherungen inspirirter Zeitungscorrespondenten. Ohne Zweifel werden die isolirten und sich selbst überlassenen kleinern Staaten das kaum in Vergessenheit gerathene Sprüchwort: Jeder ist sich selbst der Nächste, wieder hervorsuchen. Denn der Schwache faßt immer nur die augenblicklich bevorstehende Gefahr, nicht den endlichen Sieg und das Schlußresultat ins Auge.

Wir zweifeln gar nicht, daß König Max II. in Bezug auf die Integrität des deutschen Bundesgebiets und das feste Zusammenhalten aller Bundesgenossen durchaus deutsch und patriotisch gesinnt sei. Und dennoch — welche Anfoderungen würden auf die bairische Regierung einstürmen, sobald es sich ernstlich um Truppenausmärsche, Kriegssteuern, Theuerung und Schlachtfelder handelte! Ein enthusiastischer Patriot wird sagen, wir werden alles Das um des Vaterlands Selbständigkeit willen zu ertragen wissen: allein die Menge, welche in solchen Zeiten besonders „respectabel" wird, denkt anders. Man erinnere nicht an den wohlgeordneten Ausmarsch der Baiern nach Kurhessen im Spätherbst 1850, wo Niemand den Conflict mit Preußen für rechten Ernst hielt und deshalb nicht die geringste Aufregung herrschte. Oder man erinnere gerade an diese Vorgänge: denn sie beweisen, wie leicht der Riß zwischen Süd- und Norddeutschland und mitten durch den Deutschen Bund trotz Kohlrausch, Luden und Menzel möglich ist. Auch in Baiern gibt es deutschgesinnte Männer, ohne Zweifel: allein sie stehen der Menge gegenüber vereinzelt. Selbst

die Parlamentswahlen von 1848 beweisen nicht das Gegentheil, indem bekanntlich ein großer Theil der damals Gewählten über seine Sympathien für das große Vaterland schon 1850 reuig die Achseln zuckte. Deutsch ist weder der bairische Adel zu nennen, viel weniger noch der hohe Klerus, welcher den französischen Bischöfen näher steht als der württembergischen oder preußischen Landeskirche. Deutsch ist selbst der Bürgerstand von München, Augsburg und Regensburg nicht zu nennen, welcher sich während der Napoleonischen Kriege an den Armeelieferungen bereicherte; und am wenigsten das Militär, welches sich mehr der Schlachten bei Abensberg und Eckmühl, an der Moskwa und Beresina erinnert, als der Kämpfe von Hanau oder La Rothière. Altbaiern ist mistrauisch und neidisch gegen Oestreich und feindselig gegen Preußen. Vielleicht ist Franken, wie schon angedeutet, hier auszunehmen; allein die Pfalz würde bei jeder Gelegenheit, mit und ohne Baiern, zu Frankreich neigen.

Wir haben selbst gesehen, wie der Adel, welcher in den Hofchargen, im Offizierstande und hohen Klerus vorwiegt und über das constitutionelle Leben seines speciellen Vaterlands überhaupt so wenig wie über die mäßigen Reformen des jetzigen Gouvernements günstig denkt, das Emporkommen Ludwig Napoleon's, seine Gründung des absoluten Regiments, welches einzelne Persönlichkeiten rasch emporhob, seine Stütze auf die geweihten Hände des Klerus und die ungeweihten des Militärs mit wachsendem Interesse beobachtete. Mit Befriedigung bemerkte er, wie der neue Kaiser der Franzosen seine Verwandtschaft mit Graf Tascher de la Pagerie in München, jede Beziehung zu den Schulkameraden von Augsburg und zu den Veteranen des Oheims unter den bairischen Invaliden sowol wie in der Activität sorgfältig erneuerte und pflegte. Was würden da erst Napoleonische Proclamationen und — ritterliche Eitelkeit wirken! Auf die von Ludwig Napoleon an den bairischen Gesandten in Paris gerichtete Frage: mit welcher der beiden deutschen Großmächte Baiern im Falle des Kriegs zwischen den Westmächten und Rußland gehen würde, soll Hr. von Wendland geantwortet haben: mit der, Sire, welche zu Frankreich hält. Diese Antwort ist zu charakteristisch, um nicht auch wahrscheinlich zu sein!

II.

Wir stellen nur Thatsachen auf. Der Abstand Baierns mit $4\frac{1}{2}$ Millionen Seelen von Preußen mit 16 Millionen ist beträchtlicher, als der desselben Preußens von Oestreich mit 36 Millionen, obgleich es sich dort nur um 11 und hier um 20 Millionen Differenz handelt.

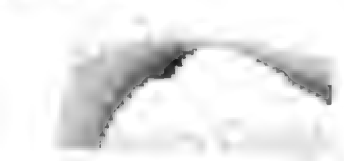
Digitized by Google

Oestreich und Preußen sind die europäischen Großmächte auch im Deutschen Bunde und Baiern ist nur der erste unter den kleinern Bundesgliedern.

Minder mächtig würde König Max Joseph freilich den Vertrag von Ried nicht erlangt haben. Bundesintervention in innern Angelegenheiten hat man in München stets abzulehnen gewußt. Dennoch hat Preußen im Jahre 1849 die Pfalz pacificirt, da man in den übrigen Provinzen des Königreichs die Truppen nicht entbehren konnte. Und als Oestreich und Preußen im Jahre 1851 in Olmütz über das Schicksal Deutschlands entschieden, waren die Isarstaatsmänner, welche sich in der Vermittelung zwischen beiden Großmächten außerordentlich gefielen, plötzlich bei Seite geschoben. Als dann neuerlichst Oestreich und Preußen in der Zollangelegenheit miteinander stritten, wollten dieselben Diplomaten durchaus östreichischer sein als Oestreich selbst. Allein Hr. von Bruck ging ohne vorher in München anzufragen, nach Berlin, schloß dort den preußisch-östreichischen Vertrag ab und wiederum mußte man in München Dem zuzustimmen, was ohne eigene Mitwirkung zu Stande gekommen war.

Deshalb ist die Behauptung eines bekannten officiellen Actenstücks: „die Geschichte der neuesten Zeit habe wiederholt die providentielle Bestimmung Baierns in Deutschland kundgethan, indem es aufs neue, wie in der Vorzeit mehr als einmal, der Revolution und den Gelüsten nach einer Zerreißung Deutschlands mit Entschiedenheit und Erfolg entgegengetreten sei" — mindestens eine ganz eigenthümliche Ministerialentschließung. Behauptet hat auch schon Schlichtegroll beim Wiener Frieden von 1809, daß Deutschland zur Zeit durch (das zu Frankreich haltende!) Baiern gerettet worden sei. Allein die Beweise fehlten damals wie jetzt.

Gern ließen wir uns die einschlagenden Thatsachen nachweisen und uns belehren, wie die gewaltsame und völlige Lostrennung eines großen Staatencomplexes von Deutschland und seine unbedingte Unterwerfung unter einen fremden Protector zur Einigung des Vaterlands beigetragen hat. Oder hegten die bairischen Staatsmänner auf ihrem providentiellen Standpunkte etwa schon während der Rheinbundsblüte ein verschwiegenes per aspera ad astra im Herzen, um die Schlacht von Leipzig und die Wiener Bundesacte planmäßig vorzubereiten? In diesem Falle zögerte der Schwiegervater des Prinzen Beauharnais mit dem Abfall von Napoleon doch etwas zu lange. Zwar ist die spätere Mitwirkung des münchener Cabinets zu den Karlsbader Beschlüssen und zu der Wiener Schlußacte nicht in Abrede zu stellen; allein die Entscheidung darüber, ob durch das Einrücken des bairischen Armeecorps unter dem Fürsten von Thurn und Taxis in Kassel die



große Frage zwischen Oestreich und Preußen auf immer beigelegt sei, müssen wir, abgesehen von Olmütz und dem Berliner Vertrage vom 19. Februar 1853, denn doch spätern Geschichtschreibern überlassen.

III.

Von einigen der früher reichsunmittelbaren Gebiete wurde bereits zugegeben, daß sie besser mit Baiern vereinigt sind, als daß sie noch ferner dazu beitrugen, die Landkarte recht bunt zu färben. Dagegen erscheint zwar die geographische Trennung der Rheinpfalz von dem Hauptgebiet des Königreichs nicht schlimmer als die Birkenfelds von Oldenburg: aber Niemand wird behaupten, daß die Verbindung in Kriegszeiten lediglich durch die von den Zwischenländern ausbedungene Etappenstraße und den Telegraphen aufrecht zu erhalten sei.

Im Jahre 1818 war es das Gerathenste, durch eine Gesammtverfassung mit Volksvertretung die Foderungen des Klerus, der Ritterschaft und der Stände, welche früher unabhängig gewesen waren, zu beschwichtigen. Der Kampf der untereinander sowol, wie der Regierung gegenüber widerstrebenden Elemente wurde dadurch allerdings ein parlamentarischer, welcher in dem Rahmen der beiden Kammern seine Grenzen fand.

Der Klerus ist wol auf immer aus der weltlichen Herrschaft verdrängt worden. Daß es sich unter dem Krummstabe gut wohnen ließ, ist ziemlich vergessen und die Gebiete von Würzburg, Bamberg, Freising, Passau und Schwaben (das Land, nicht die Städte) halten gegenwärtig vermöge der gemeinsamen Religion wol am aufrichtigsten zu den Wittelsbach'schen Provinzen. Auch die ehemaligen Reichsstädte erkennen an, was ein größerer Staat im Vergleich zu kleinen Gemeinwesen für nationalökonomische Zwecke thun kann. Sie begreifen, daß sie in früherer Isolirtheit wol schwerlich so bald zu den Eisenbahnen, der Zollerleichterung und dem gegenwärtigen Handelsschwunge gekommen sein würden. Auch fließen die Bürgermeisterreden von Nürnberg, Nördlingen, Augsburg und Kempten stets von Dankbarkeit und Loyalität über. Es kann nicht anders sein, zumal sich die Regierung die Herren für die goldene Halskette aussucht; nur beweisen solche Kundgebungen für Zeiten großer Krisen sehr wenig. In Ansbach und Baireuth erinnern verödete Schlösser und großmächtige Theater, aber auch das Landrecht noch immer an die markgräfliche und preußische Zeit. Die bairische Regierung sucht die Erinnerung zu verwischen, der König von Preußen verwendet dagegen Summen für die Erhaltung der Denkmäler seines Hauses. Das Ausschauen dieser Gebiete sowie Nürnbergs nach dem protestantischen Norden fand im Jahre 1848 auf

jener Seite keine Unterstützung: allein die Thatsache, daß die bessere Zukunft nicht von München erwartet wurde, ist nicht hinwegzuleugnen.

Die strengste bureaukratische Centralisation bemüht sich inzwischen, die widerstrebenden Elemente zum Schweigen zu bringen. Und weit geht dieselbe allerdings. Wie die Uhren des Königreichs sich, soweit Telegraphenleitung und Eisenbahn reicht, nach der Sternwarte von Bogenhausen zu richten haben, so soll auch die Staatsmaschine ganz und gar von München aus regiert werden. Daß man die Kreislandtage bei jeder Gelegenheit, wo sie im geringsten über die Grenze ihrer Provinz hinauszugreifen versuchten, sofort zurückweist, ist dem allgemeinen Landtage gegenüber geboten. Aber selbst im Communalwesen können die Städte ohne specielle Genehmigung der Regierung keinen Schritt thun. Keine Theuerungszulage können die Magistrate ihren Subalternen bewilligen, keine Schenkung können sie annehmen, nicht das Lederzeug der Stadtsoldaten dürfen sie verändern, ohne die Erlaubniß dazu von München eingeholt zu haben. Es sind auf die Weise zwar manche Misbräuche und Unterschleife, manche Knickerei und Verschwendung aus den verschiedenen altehrwürdigen Rathhäusern verscheucht worden; aber die Menschen haben auch alle Selbständigkeit und jeden Ehrgeiz verloren. Nachdem die Regierung außerdem die große Purification der Kreislandtage in der Pfalz und in Franken und unter den Stadtverordneten von Speier, Kempten und Schweinfurt vorgenommen hat, sind jene Collegien wahre Brüdergemeinden der Eintracht und des Friedens geworden.

Was die städtische und königliche Polizei betrifft, so ist es in Baiern wie überall möglich, daß man von jener eine rücksichtslose und von dieser eine verbindliche Behandlung erfährt und umgekehrt. Wurde in München ein leipziger Kaufmann polizeilich verfolgt und bestraft, weil er die große Fronleichnamsprocession mit der Hausmütze auf dem Kopf und die Cigarre im Munde vom Gasthofsfenster aus angesehen hatte, so lag das mehr in der Landessitte und der Eifersucht der Geistlichkeit als an der Verfolgungssucht der Behörde. Denn im Ganzen ist die Bureaukratie nur so weit kirchlich und orthodox, wie eben nothwendig; lediglich in politischen Dingen sucht sie durch Eifer nachzuholen, was sie in den Jahren der Ueberraschung versäumt hat.

Der Volksunterricht in England.

Von
Ferdinand Wolff.

Drei Parteien machen sich in diesem Augenblick die Volkserziehung in England streitig. Die eine, welchen ihren Hauptsitz in Manchester hat, mit Cobden und Bright an der Spitze, verlangt gänzliche Trennung der religiösen Erziehung von der weltlichen. Was das Volk vor allen Dingen in der Schule lernen müsse, das, behauptet diese Partei, sei Lesen, Schreiben, Rechnen; die Religion könne außerhalb der Schulstunden, nach Beendigung derselben beigebracht werden, wo dann zugleich der jedesmaligen Sekte Spielraum genug gelassen sei, sich derjenigen Kinder zu bemächtigen, die ihr durch Geburt, Glauben oder Ueberzeugung angehören. Die Schule selbst müsse ohne Unterschied allen Sekten offen, der Schulmeister aber von allen Sekten gleichweit entfernt stehen. Erreicht könne dies Ziel blos dadurch werden, daß der Schulunterricht den Händen der Geistlichkeit ein für alle mal entzogen werde: „Was hat das Einmaleins mit dem Gotte, was die Orthographie mit der Orthodoxie zu schaffen?!"

Diesen Ansichten tritt die hereforder Partei mit dem Bischof von Hereford an der Spitze schnurstracks entgegen. Ueber alle Dinge setzt sie den Glauben, dann erst kommt das Wissen, kommt Lesen, Schreiben, Rechnen. Das Rechnen dem Glauben voranzustellen, sei eine Gotteslästerung, deren nur so verderbte Menschen sich schuldig machen könnten, wie diese Manchester- oder Free-trade-Schule auch übrigens enthalte. Sogar die Mathematik, meint der Bischof von Hereford, dürfe nicht ohne Glauben erlernt werden; auch sie bedürfe des Glaubens ebenso gut wie jede andere Wissenschaft. Zur Bekräftigung dieser Behauptung citirt er den Lord Bacon, der den Glauben über Alles stelle und selbst noch den Aberglauben für besser halte als den Unglauben.

Nun hat aber der jüngst veröffentlichte Census der Religionssekten ein Factum ans Tageslicht gefördert, das beide Parteien mit Schrecken erfüllt, die gläubige sowol wie die ungläubige, und das sie sich gegenseitig in die Schuhe schieben, wenn sie sich ihre Ansichten über Glauben und Rechnen entgegenhalten. Während der Census nämlich alle die schier unzählbaren Sekten aufführt, die sich den rechten Glauben streitig machen, zählt er zugleich nicht weniger als sechs Millionen Menschen auf, die nie die Schwelle einer Kirche betreten haben und die selbst kaum wissen, welcher Sekte, welchem Glaubensbekenntniß sie angehören. Und zwar gehören diese sechs Millionen, dieses Drittheil also der eng-

lischen Bevölkerung, ohne Ausnahme der arbeitenden Classe an. Wie können wir diese Heerde von sechs Millionen Seelen in die Kirche bringen? Durch die Schule, antwortet der Bischof von Hereford; die Schule muß den Weg zur Kirche bahnen. Die Herangewachsenen sind einmal verloren, sie wollen mit der Kirche nichts mehr zu thun haben, ungeachtet aller Erleichterungen, die man ihnen geboten; also, fährt der Bischof fort, muß man sich der Kinder bemächtigen, um ihnen von der Schule aus den Weg zur Kirche zu zeigen.

„Wenn die Schule den Weg zur Kirche bahnen soll", erwidert darauf die Manchester-Partei, „so müßt ihr vor allen Dingen euch hüten, die Schule selbst in eine Kirche umzuwandeln und den Schulunterricht zu Sektenzwecken zu benutzen. Die sechs Millionen, welche nicht in die Kirche gehen, werden ihre Kinder auch niemals in die Schule gehen lassen, wenn in der Schule die Verschiedenheit der Sekten discutirt werden soll." Was in der Schule gelernt werden müsse, sei gerade Das, worin alle Sekten sich verständigen könnten. Das Einmaleins kenne keine Meinungsverschiedenheit; daß zwei mal zwei vier ist, darin stimmen die verschiedensten Sekten überein; vereinige man dagegen, wie es bisher geschehen, das Wissen mit dem Glauben, so mache man nur den Glauben unleidlich und das Wissen unglaublich. Mehr als je dringt daher diese Cobden'sche Partei darauf, daß der Volksunterricht den Händen der Geistlichkeit entrissen und dafür dem Volke selbst, wie es in den einzelnen Gemeinden als „selfgovernment" vertreten ist, übertragen werde; das Volk selbst werde dann schon dafür sorgen, daß Dasjenige, was allen Gemeinden gemein ist, der Glaube an das Rechnen und Schreiben vom Glauben an das geschriebene Wort und die geschriebenen Artikel, worüber Glaubensverschiedenheit obwaltet, in der Schule getrennt bleibe. Die Schulstunden würden für den weltlichen Unterricht gehören, an dem alle Sekten theilnehmen könnten, die Nebenstunden für den religiösen Unterricht, an dem es Jedem freigestellt bliebe, sich in einer oder der andern Weise zu betheiligen.

Zwischen beiden Parteien, der Partei des Freihändlers von Manchester und der Partei des Bischofs von Hereford, tritt nun drittens die Partei der Presbyterianer oder die schottische Partei, mit Lord Panmure an der Spitze, vermittelnd auf. Daß der Volksunterricht der Geistlichkeit entrissen werden müsse, will diese Partei gern zugestehen; aber nur Das will sie damit nicht gesagt haben, daß mit der Geistlichkeit als solcher auch der einzelne Geistliche oder überhaupt jeder Geistliche von der Betheiligung am Schulwesen ausgeschlossen sein soll. „Wenn", sagte Lord Panmure auf dem Meeting von Edinburg, „es sich nach sorgsamer Prüfung herausgestellt hat, daß mein Geistlicher,

der Geistliche in meiner Gemeinde, ein Mann von business ist, ein Geschäftsmann, der in jeder Hinsicht mit dem nationalen Endzwecke des Erziehungssystems übereinstimmt, so sehe ich keinen Grund, weshalb ein solcher Mann vom Schulcomité ausgeschlossen werden soll.“ Die Presbyterianer sind ferner auch damit einverstanden, daß alle religiösen Abschweifungen aus den Schulstunden wegfallen müssen; aber auch Das wiederum wollen sie nicht bis dahin ausdehnen, daß aller religiöser Unterricht lediglich in die Spielstunden fallen müsse. Was sollte aus der Moral werden, wenn die Religion nicht wäre?! Die Moral sei die Brücke, welche die verschiedensten Glaubensbekenntnisse miteinander verbände; darum dringt Lord Panmure darauf, daß keine Sekte, welchen Namen sie auch immer führen mag, diese Brücke umgehe.

Jede Frage von allgemeinerm Interesse wird in England, bevor sie im Parlament zur Sprache kommt, zuvor in öffentlichen Versammlungen, sogenannten Meetings, besprochen. Das Parlament, in seiner bisherigen Zusammensetzung, ist keineswegs die gesammte Volksvertretung; was das englische Parlament vertritt, ist nur der Besitz und zwar vorzugsweise der Grundbesitz. Wenn nun aber bei Fragen von allgemeinerm Interesse eben das allgemeine Interesse auch im Parlament zuweilen den Sieg erringt über das specielle Interesse, so ist dies keineswegs dem Parlament selbst zuzuschreiben, sondern vielmehr dem Druck, den die öffentlichen Meetings von außen auf dasselbe ausüben und den man daher sehr treffend mit dem Namen „pressure from without“ bezeichnet hat. Die öffentlichen Meetings in der Erziehungsfrage, welche in Hereford, Manchester und Edinburg stattgefunden haben, können als der beste Ausdruck aller sonstigen Meetings angesehen werden, welche über dieselbe Frage in den übrigen Provinzen Englands stattgefunden haben und noch tagtäglich stattfinden. Wo irgend diese Fragen zur Sprache kommen, stellen sich auch sofort die in Manchester, Hereford und Edinburg ausgesprochenen Ansichten wieder als leitende Gesichtspunkte heraus, immer finden wir die reinen Religionslehrer oder die reinen Rechenlehrer oder aber die berechnenden Religions- und moralisch-religiösen Rechenlehrer sich einander gegenüberstehen. Den sechs Millionen Seelen, die nicht in die Kirche gehen, hält man die 300,000 Heirathen entgegen, die jährlich in England geschlossen werden und von denen die Hälfte statt der Namensunterschrift ein Kreuz trägt, weil nämlich die angehenden Eheleute den Katechismus besser gelernt haben als das Buchstabiren. Nicht wenig Gewicht wird ferner von Seiten der Freihändler auf den Umstand gelegt, daß, während auf dem Continente das Verhältniß der Schulbesucher zu den Nichtschulbesuchern wie 1 zu 6 oder höchstens zu 7 ist, dieses Verhältniß in England sich wie 1 zu 12 herausstellt, sodaß in dieser Be-

ziehung England mit den barbarischsten Nationen der Welt auf gleicher Stufe steht. Zwischen Manchester und Hereford tritt dann immer Edinburg vermittelnd auf. „Statt fortwährend von den Leuten zu sprechen, die nicht in die Schule oder nicht in die Kirche gehen, thätet ihr besser, euch mit den Leuten zu beschäftigen, die ins Gefängniß gehen. Wenn Schule und Kirche zu etwas frommen sollen, so muß es doch wol vorzugsweise dazu sein, die ungeheuern Kosten zu vermindern, welche uns die Unterhaltung unserer Gefängnisse kostet." Und so kommt die schottische Schule immer wieder zu der Conclusion, daß Glauben und Wissen Hand in Hand gehen müsse, um die Gefängnisse von der Erde verschwinden zu machen.

Kein Land hat sich so vieler und so ausgedehnter Wohlthätigkeitsanstalten zu erfreuen als England, und alle diese Anstalten werden durch freiwillige Gaben, Schenkungen u. s. w. aufrecht gehalten. Ein nicht geringer Theil dieser Gaben fällt den Schulen anheim, und in solchem Falle ist es immer die Geistlichkeit, der die Gaben, Schenkungen ꝛc. überwiesen werden, um sie den Schulen zugute kommen zu lassen. So war es mit den reichen Schenkungen, die in frühern Zeiten den Schulen vermacht wurden, so ist es auch noch diese Stunde mit den freiwilligen Beiträgen, die zur Gründung oder Unterhaltung von Schulen ausgesetzt werden. Unter diesen Umständen konnte es denn natürlich nicht ausbleiben, daß die Schulen einen religiösen Charakter annahmen und daß die Geistlichkeit mehr von den Gaben bezog als die Schulen. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, schlägt Cobden vor, daß die jedesmalige parish oder Gemeinde die Kosten der Schule tragen soll. Nun hat die parish im Englischen einen doppelten Sinn. Im weltlichen Sinne ist die parish die Gemeinde, welche sich selbst besteuert, um ihre eigenen Armen zu unterhalten, ganz unabhängig von dem Pfarrer, der blos für die geistige Wohlfahrt der Armen zu sorgen hat. Auf dieselbe Weise soll die parish für die Gründung von Schulen sich selbst besteuern, um praktische Kenntnisse unter den Armen zu verbreiten, ohne die geringste Intervention des Pfarrers. Siegt die Freihändlerpartei, so kann es nicht ausbleiben, daß in kurzer Zeit nicht allein die reichen freiwilligen Beiträge, die bisher zum größten Theile der Geistlichkeit zugute kamen, wegfallen, sondern auch die reichbegabten Pfarrschulen müssen früher oder später von den durch Steuern zu unterhaltenden Gemeindeschulen absorbirt werden.

Merkwürdig ist noch, wie die drei Standpunkte, von denen aus jede Partei ihre Ansichten vertheidigt, in topographischer Hinsicht mit dem specifischen Charakter der jedesmaligen Provinz zusammenfallen. In den Agriculturdistricten, wo der materielle Wohlstand zumeist von dem unmittelbaren Segen des Himmels und dem Ergebniß der Ernten

abhängt, ist die religiöse Partei vorherrschend; in den industriellen Districten, wo die Maschine die alleinige schaffende Kraft ist, wie in ganz Lancashire, stehen die Freihändler und Rechenmeister obenan, während in Schottland, wo Ackerbau und Industrie Hand in Hand gehen, die vermittelnde Partei den Boden behauptet.

Am lautesten unter ihnen läßt sich Cobden vernehmen. „Was hält die Strikes (Arbeitseinstellungen), die jetzt ganze Provinzen Englands wie mit einem Netze umstrickt halten, so fest zusammen? Nichts anders als Unwissenheit, Mangel an Elementarunterricht! Verständen die Arbeiter zu rechnen, so würden sie bald einsehen, daß der Preis der Arbeit vom Gesetz der Nachfrage und der Zufuhr regiert wird, und daß mit der Vermehrung der Nachfrage nach den «Händen» der Preis der Hände von selbst steigen muß, ohne daß die Köpfe, denen diese Hände angehören, nöthig hätten, sich zusammenzuthun, um auf künstliche Weise eine Vermehrung des Arbeitslohns zu erzwingen. Und wenn die Hände in Lancashire nicht gutmüthig Hand ans Werk legen und auf ihren «hungerigen Heroismus» verzichten wollen, so lassen wir Hände aus Ackerbaudistricten kommen, die zu jeder Zeit mit dem Minimum des Preises und des Lebens zufriedengestellt werden. Was wir Fabrikanten vor allen Dingen suchen müssen, ist, die Arbeit auf dem billigsten Markte einzukaufen, um sie auf dem theuersten zu verkaufen."

Danach muß man den Freihändlern zugestehen, daß sie deutlich heraussagen, was sie meinen. Was dagegen die Religionslehrer sagen, ist nicht immer, was sie meinen. Was sie sagen, weiß alle Welt; was sie aber meinen, läuft ungefähr auf Folgendes hinaus: „Wenn die Arbeiter in den Ackerbaudistricten sich mit dem Minimum des Lebens und der Lebensbedürfnisse zufriedenstellen, so habt ihr Freihändler das uns zu verdanken, die wir ihnen in Ermangelung der zeitlichen Güter den Glauben an die zukünftigen, in die Ewigkeit hinausgeschobenen Güter gegeben haben. Sowie ihr den Glauben absondert von dem Rechnen, und das Rechnen an die Stelle des Glaubens setzt, so hat es mit dem Zufriedenstellen ein Ende."

Das ist die Entgegnung der Kirche, so denken die Millionen, welche in die Kirche gehen. Anders verhält es sich mit einer vierten Partei, die bisher noch gar nicht zu Worte gekommen: das sind jene sechs Millionen Arbeiter selbst, die nicht in die Kirche gehen. „Ihr wollt", denken diese, „die Arbeit auf dem billigsten Markte einkaufen, um sie auf dem theuersten zu verkaufen. Wie ist diese «ökonomische Wahrheit» mit der Wahrheit der Bibel zu vereinigen, die es dem Menschen zur Pflicht macht, gegen seinen Nächsten zu handeln wie gegen sich selbst? Handel muß sein; aber ist das auch das richtige Handeln, wenn ihr unsere Arbeit für ein Minimum erhandelt, um sie an

eure Nächsten für ein Maximum weiter zu verschachern? Und warum sollen wir nicht gegen euch handeln, wie ihr gegen euren Nächsten handelt? Warum sollen wir nicht suchen, durch das Zusammenthun unserer Köpfe die Arbeit unserer Hände so theuer als möglich zu veräußern?" Diese Leute, welche den Rechenlehrern mit Religionsgründen und den Religionslehrern mit Rechnungsgründen entgegentreten, verdanken ihre Erziehung weder der Schule noch der Kirche; sondern einzig und allein dem Leben, der Lebensstellung, die sie in der Gesellschaft einnehmen. In dieser Hinsicht stehen sie also gleich weit von Manchester, Hereford und Edinburg entfernt. Wenn sie dennoch in der Erziehungsfrage sich den Freihändlern anschließen, so ist das mit demselben geistigen Vorbehalte, womit sie die Freihändler in der Kornfrage unterstützen. Damals sagte man ihnen: „Ihr englischen Arbeiter, ihr braucht kein Korn zu bauen; spinnen müßt ihr, spinnen für die ganze Welt, und im Austausche für euer Gespinnst wird euch Korn von der ganzen Welt zufließen." Und wirklich hatte die Abschaffung der Korngesetze für den Augenblick die Folge, daß das Brot im Preise sank. Aber mit dem Sinken des Brots sank zugleich der Preis der Arbeit in den industriellen Districten, während die Arbeiter aus den Agriculturdistricten fast Alle in die letztern hingezogen wurden. Wer am meisten dabei verlor, das war die Landaristokratie und die ihr untergebene Geistlichkeit. Denn durch die Verwandlung der Ackerbauarbeiter in industrielle Arbeiter fielen von der Geistlichkeit Tausende von Gläubigen ab, welche im Angesichte der Riesenmaschinen und der schaffenden Kraft des Dampfs anfingen, an die berechnende Kraft des Menschen zu glauben. Was aus dieser Classe von Menschen werden wird, wenn sie den Freihändlern alle ihre geheimen Künste abgelernt haben, das bleibt der Zukunft überlassen. Für den Augenblick gehen sie in der Erziehungsfrage Hand in Hand mit den Freihändlern, um in der Kunst des Rechnens besser unterrichtet zu werden.

Von Quebeck nach Saratoga.

Skizzen aus meinem atlantischen Reisebuche.

Von

Eduard Heusinger.

(Verfasser von „Achtundvierzig Jahre. Aus der Mappe eines constitutionellen Offiziers".)

III. Der Champlainsee.

In den dürren Ebenen des nördlichen Mexico, die hier und da von einem klaren Bache durchrieselt werden, an welchem die Karavanen und die Indianer sich lagern, etwa wie die Araber der Wüste an den Brunnen in der Oase, streicht selten ein Wind über das Gras der Steppen oder bewegt die grünen Büschel der Sassafrasbäume. Der immer blaue oder von weißgrauen Flecken leicht durchzogene Himmel wölbt sich über dem Haupte des Reisenden wie ein Azurdom, der ganze Horizont ist ohne Bewegung, ohne Luftzug und Leben. Dagegen weht in den westlichen Gegenden, die überall von Seen, Flüssen und Bächen durchschnitten sind, ein unaufhörlicher Wind, der, über das Wasser streifend, die Segel des Fischers oder die herabhängenden Blumen der Wasserpflanzen aufzusuchen scheint. So ist das waldige Land, welches den Champlainsee umgibt.

Die Ufer des Richelieuflusses sind mit Weiden, Sykomoren und Akazien bedeckt, überall sieht man dorniges Gesträuch, das sich um die großen Bäume schlingt und ein ununterbrochenes Laubgewölbe bildet. In vielen erblickt man einige besser als gewöhnlich bebaute canadische Felder, bis zur Isle aux noix (Nußinsel), der letzte Punkt, den die Engländer besetzten. Eine Batterie auf der Insel selbst und eine andere westlich auf den entgegengesetzten Ufern, ein Hospital, eine Werfte, auf welcher die Regierung Schiffe bauen läßt, Palissaden und eine zahlreiche Garnison sind Alles, was die Engländer mit großen Kosten in dieser weiten Entfernung von Quebeck und den andern canadischen Städten hier unterhalten, etwa 10 Meilen von dem armseligen Dorfe St.-John. Ein geschmackvoll angelegter Garten gehört dem Commandanten, am Landungsplatze steht ein chinesischer Pavillon; den ganzen Tag über hört man nichts als Trommelschlag und Pfeifenton. Auch liefen die Soldaten auf dieser einsamen Insel wirklich Gefahr, vor Langeweile zu sterben, wenn man sie nicht immer exerciren ließe, oder wenn nicht von Zeit zu Zeit einige Fahrzeuge die tödtliche Monotonie unterbrächen. Als wir in den engen Kanal, der von Kanonen bestrichen werden kann, einliefen, brach ein furchtbarer Sturm los; dennoch streckten die Schildwachen den Kopf neugierig aus den

Schilderhäusern, während von dem Dache der Pagode Regenströme herabfluteten.

Wenn man sich dem Champlainsee nähert, wird der Fluß breiter, die Ufer erheben sich und bald erblickt der Reisende einen weiten Wasserspiegel, steile, amphitheatralisch sich erhebende Gebirge und eine abgestufte Vegetation, von den Schlingpflanzen, welche das ruhige Wasser des Sees bespült, bis zu den verkrüppelten Eichen, Zwergtannen und Kriechmoosen. Der erste Gegenstand, der uns auf diesem Ocean ins Auge fiel, war ein Segel, das allein zu schwimmen schien, ohne Kahn; es sah aus wie ein Marssegel von einem großen Fahrzeuge, dessen Kiel aber wegen der großen Entfernung noch nicht sichtbar ist und doch waren wir höchstens zwei gute Pfeilschüsse von demselben entfernt. Erst dicht in seiner Nähe sahen wir, daß es eine aus Damhirschfell gefertigte Pirogue war, so leicht und klein, daß der Indianer in derselben, seine Pagaye unter dem Arme, wenn er sich ausstreckte, sie allein ausfüllte. Neben ihm lag ein Bogen, eine Art Köcher und ein Packet Pelzwerk; die Pirogue tanzte an uns vorüber und der Indianer lachte, als er uns staunen sah. Er wandte dann seinen Nachen so schnell um, daß wir Alle zusammenfuhren: denn sein Fahrzeug lag ganz auf der Seite. Ich verglich das abenteuerlich furchtlose Leben dieses Indianers mit der glänzend unruhigen Laufbahn großer Herren; während ich noch schwankte, wem ich den Vorzug geben sollte, war die Pirogue bereits verschwunden.

Von allen amerikanischen Seen ist der Champlainsee vielleicht der berühmteste. Und in der That, er hat auf seinen Gewässern und in den Ebenen, welche die Gebirge von Vermont durchschneiden, Gefechte gesehen, wegen welcher er diese Berühmtheit wol verdient. Die beiden großen Inseln, welche sich von dem Nordostende des Sees bis zum Flusse Savanak und der Insel Valcoor erstrecken, müssen vortrefflich zur Jagd sein; die frischen, grünen Wälder bestehen aus eitel Nußbäumen und blühenden Gesträuchen, oder aus Stauden mit lieblichen Beeren. Mit dem ersten Strahle der Morgenröthe schweben die Raubvögel von den Gebirgen herab und schweifen den Tag über zwischen den Inseln South- und North-Hero umher; nicht selten sieht man Ziegen oder canadische Rennthiere von einer Felsenspitze mitten in die Bucht hinabfallen, wo das Wasser sie verschlingt. Tiefe Ruhe herrscht auf diesem schönen See, der Himmel spiegelt sich mit seinen Wolken und lieblichen Abendtinten auf ihm wieder, die Reiher und Kraniche strecken ihre Köpfe aus den Binsen hervor, das Wasserhuhn gluckt und verschwindet im Gesträuche, die Otter schwimmt durch das Wasser und hält sich oft so tief, daß man kaum ihren schönen Pelz zu sehen bekommt. Ueberall herrscht tiefe Ruhe, man fühlt sich glücklich und

zufrieden, wie wenn der Mensch nie glücklicher wäre, als wenn er recht weit von seines Gleichen entfernt ist — und doch kann man sich nicht von dem Gedanken trennen, wie herrlich es sein müßte, wenn man neben sich ein lebendes Wesen hätte, dem man seine Gefühle mittheilen könnte.

Da ist Plattsburg! Kennen Sie die Schlacht von Plattsburg? rief mir plötzlich ein Philadelphier zu und störte mich aus meinem tiefen Sinnen, indem er mir das Schlachtfeld zeigte und den Sieg der amerikanischen Milizen über die königlichen Truppen Großbritanniens erzählte. So unangenehm mir diese Unterbrechung gerade jetzt war, so konnte ich doch nicht umhin, der genauen Kenntniß, die jeder Amerikaner von der Geschichte und namentlich von der Geographie seines Landes hat, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, um so mehr, da sie sich als junge Leute keineswegs Dutzende von Jahren aus einer Schulclasse in die andere schleppen. Plattsburg gegenüber, in der Cumberlandbay, erwartete der Commodore Mac Donough mit seiner kleinen Escadre die Ankunft der feindlichen Schiffe; in zwei Stunden war Alles beendet, das Fahrzeug, welches der englische Capitän befehligte, bekam 100 Kugeln in den Kiel und der Saratoga 59. Zur Belohnung für diesen Sieg erhielt Mac Donough vom Staate Vermont 200 Acres Land. Die Canadier, zu Schlachtopfern des englischen Ehrgeizes auserkoren, vertheidigten sich mit einem Muthe und einer Hartnäckigkeit, die eines bessern Schicksals würdig waren. Die Amerikaner steckten die Flotille in Brand und nur Wenige kamen mit dem Leben davon. Uebrigens zeigte die britische Regierung sich sehr großmüthig gegen die canadischen Milizen; ein jetzt noch lebender, fast hundertjähriger Capitän, der durch seine Tapferkeit schon im 16. Jahre sich das Commando über eine Compagnie erwarb, bezieht noch jetzt jährlich eine Pension von 1000 Dollars.

Plattsburg liegt am Ufer des Savanak, oberhalb der Fälle, welche dieser Fluß bildet, ehe er in den See fällt. Die steilen Ufer sind mit Forts und Wällen bedeckt, um die Stadt zu vertheidigen; auch sieht man in der Umgegend viele Ruinen alter Redouten nebst Spuren von der Schlacht, die auf der Ebene, dicht am Ufer des Sees im Angesicht der beiden Escadres geliefert ward.

Burlington ist eine niedliche Stadt im Staate Vermont, im Hintergrunde einer Bai, die von ihr den Namen führt. Sie hat einen Hafen, besitzt mehre Handelsschiffe, die unter den Gebirgen, wodurch sie vor dem Winde gedeckt sind, dahin rudern, oder mit ihren dreieckigen Segeln die vielen Vorgebirge und Halbinseln umschiffen, welche hier das vortretende Land bildet. Wenn man die Hügel, welche die Stadt beherrschen, erstiegen hat, so hat man die aufblühende Stadt und die in die See einströmenden Flüsse zu seinen Füßen. Schaut man

weiter, so erblickt man nichts als ein Labyrinth von Inseln, die mit so schlank emporstrebenden Fichten bedeckt sind, daß einstmals ein Fahrzeug Feuer auf eine derselben gab, weil es sie für ein vor Anker liegendes Fahrzeug hielt; seit der Zeit hat diese Insel den Namen Sloop-Island behalten.

Hinter Burlington bildet der See noch einmal eine tiefe Bucht und wird dann allmälig wieder enger bis nach Crown-Point, das vielleicht der bewundernswürdigste Punkt ist in diesem ganzen an vortrefflichen Ansichten so reichen Theile Amerikas. Die seltsam ausgezackten Gebirge, erheben sich, ein ungeheures Amphitheater bildend, stufenweise bis in die Wolken. Ich erblickte dieses erhabene Schauspiel beim Anbruch des Tages. Die Dünste lagen fest um die dürren Hügel, während die Sonnenstrahlen zwischen den Bäumen der Insel durchschimmernd auf dem Thau funkelten und den Dampf in der Luft vergoldeten und sie allgemach zerstreuten. Ein leichter Wind erhob sich und trieb das Gewölk vor sich her, das den Wollenflocken glich, welche die aus dem Walde herausgetriebenen Schafe an den Dornengesträuchen hängen lassen — und bald lagen die Gebirge hell und klar vor mir.

Crown-Point hat eine zu vortheilhafte Lage, als daß man es in der Kriegszeit nicht hätte befestigen sollen, wo jede Erhöhung des Geländes in eine Redoute, jeder Engpaß in einen Posten verwandelt wurde. Es ist unnütz, die Bastionen, Gräben ꝛc. sämmtlich zu beschreiben; sie sind halb verfallen und werden an Ort und Stelle selbst von Niemand beachtet, weil die großartige Ansicht der Gebirge Aller Blicke auf sich zieht. Uebrigens ward hier in der Nähe ebenfalls ein Treffen auf dem See geliefert, das aber weder so blutig noch auch so entscheidend war als das von Plattsburg. Zwei Briggs, eine Goelette und zwei Sloops nebst einigen Galeeren und bewaffneten Schaluppen, daraus bestand die ganze amerikanische Flotille, während der Feind ein Schiff von 28 Kanonen hatte, zwei Goeletten und einige 20 kleinere Fahrzeuge, meist mit flachem Boden, aber alle mit Kanonen besetzt, deren Kaliber jenes der amerikanischen Kanonen bei weitem überwog. Der Commandant Arnold kämpfte vier volle Stunden gegen die Engländer. Als er Chimney-Point umsegeln wollte, um in die Bucht von Crown einzulaufen, wurde er durch die platten Fahrzeuge umringt und von allen Seiten angegriffen; doch gewann der Rest seiner Escadre die Höhe des Sees, während er wie ein Verzweifelter so lange kämpfte, bis sein Schiff Feuer fing.

Dann erschienen vor uns die Gipfel der Mounts Hope, Independence und Defiance, deren Geschichte mit jener der Festung Ticonderoga in Verbindung steht. Man landet im Angesicht des Forts und muß den Hügel hinabsteigen, auf welchem es erbaut ist. Der Weg

ist sandig und führt unter Akazien durch. Diese Ruinen sind die merkwürdigsten des Sees; schon von weitem erblickt man die halbverfallenen Schornsteine, die Vorderseiten der Mauer sind mit Schlingpflanzen bedeckt, die Keller dienen unsauberm Gewürm zur Wohnung, den einzigen Besitzern dieser vormals so prächtigen Gebäude, deretwegen so viel Blut vergossen ward. Den Fuß der Wälle bespült der See; auf der Landseite werfen große Akazien ihren Schatten. Im Norden erscheint der Berg Hope, wo die Engländer unter Anführung Burgoyne's standen. In einiger Entfernung sieht man auch den spitzen Felsen, auf welchem der erste englische Soldat, mitten aus dem rechten Flügel, der ganz ruhig marschirte, herausgeschossen wurde. Diesem einzigen Flintenschusse antwortete die ganze Linie durch ein allgemeines Abfeuern; die Amerikaner jedoch feuerten drei mal ab, ohne dazu Befehl gehabt zu haben. In diesem Scharmützel ward Niemand weiter getödtet und Beide zogen sich zurück. Auf der Seite der französischen Linien, die sich auf der Höhe der Gebirge in der Richtung nach dem Georgssee zu befanden, sieht man noch Ueberbleibsel von Festungswerken.

Auf der vordersten Spitze senkrecht über dem See stehen noch Mauerwände, die etwa zehn Fuß Höhe und sechs Schießscharten haben. Dieses war die sogenannte Grenadierbatterie, die jetzt von Felsengerölle verschüttet oder mit Gesträuch und Schlingpflanzen bedeckt ist. Der Berg Defiance, den die Engländer mit ihrer Artillerie besetzten, liegt 1800 Fuß über dem Wasserspiegel; um hinauf zu kommen, mußten sie sich einen Weg bahnen, der eine gute englische Meile lang ist. Von dieser vortheilhaften Stellung aus schossen sie die Citadelle Ticonderoga zusammen.

Mitten in diesen Gebirgen erscheint der Berg Independence, der durch einen kleinen Arm vom Champlain getrennt wird und seine Felsenkette bis nach Whitehall ausdehnt. Eine mit mehr als 40 Kanonen bedeckte Batterie lief im Zickzack dem Ufer entlang; auf der Westseite lag die Horseshoe- oder Hufeisen-Batterie, von der man ebenfalls noch Spuren sieht. In der Bai, im Osten des Sees mußte der amerikanische Commodore Arnold auf den Strand laufen, um dem englischen Geschwader zu entkommen. Der Rumpf der Fahrzeuge blieb bis zum Ende des Krieges unversehrt; auch zog man mehr als 400 Kanonen an verschiedenen Stellen des Sees sowol als auf dem Lande ans Tageslicht, die meisten aber waren von den Engländern vernagelt.

Literatur und Kunst.

Wenige Künste sind so rasch in die Höhe geblüht und haben in verhältnißmäßig so kurzer Zeit eine so weite Verbreitung gewonnen, wie es seit etwa einem Menschenalter in Deutschland mit der Malerei der Fall ist. Ehedem nur auf die Prachtgemächer der Vornehmen beschränkt oder abgesperrt in großen, vom Volke selten oder nie besuchten Galerien, ist sie neuerdings eine der beliebtesten und volksthümlichsten Künste geworden. Selbst der industrielle Zug, der unserer Zeit innewohnt, hat zu ihrer Ausbreitung mit beitragen müssen; da der Berg nicht zum Propheten kommen wollte, nun gut, so entschloß die Muse der Malerkunst sich kurz und ging selbst zu den Leuten ins Haus, um sich Freunde und Bewunderer zu erwerben. Kaum wird es in diesem Augenblick in ganz Deutschland eine Stadt von nur einiger Bedeutung geben, die nicht ihre regelmäßig wiederkehrende Kunstausstellung, ihre Gemäldeverloosungen und Aehnliches hätte; Kupferstich und Stahlstich, Steindruck und Holzschnitt wetteifern in möglichst treuer und effectvoller Wiedergabe beliebter Gemälde, und zwar zu Preisen, welche selbst der Unbemittelte ohne große Anstrengung erschwingen kann; während ehemals ein oder zwei schlecht gekleckste Familienporträts das Aeußerste waren, wozu selbst der Kunstsinn unserer Wohlhabenden sich verstieg, fangen jetzt sogar die Stuben unserer Handwerker, die Hütten unserer Bauern an, sich mit Nachbildungen von den Meisterwerken eines Lessing, eines Hildebrandt &c. zu schmücken.

Ein wesentlicher Mangel indessen bleibt dabei immer noch: die Liebhaberei der Gegenwart für die Werke der Malerkunst ist noch immer zu dilettantenhaft, es fehlt ihr noch immer zu sehr an geschichtlichem Verständniß und Bewußtsein. Daß die Poesie eines bestimmten Volks oder eines bestimmten Zeitraums mit dem übrigen geschichtlichen Inhalt desselben im genauesten Zusammenhange steht, darin stimmen Alle überein; selbst der Ungebildete hat eine Ahnung davon, daß es nicht genügt, ein Goethe'sches oder Schiller'sches Gedicht blos zu bewundern, sondern daß diese Bewunderung nur dann berechtigt ist und nur da wirkliche Früchte bringt, wo sie Hand in Hand geht mit dem geschichtlichen Verständniß des Dichters selbst, sowie mit der Kenntniß seines Entwickelungsgangs und der Stellung, die er in dem Gesammtorganismus unserer Literatur behauptet. Daß aber auch die Schöpfungen des Pinsels noch etwas mehr sind als bloße bemalte Leinwand, und daß nur Derjenige im Stande ist, ein Gemälde richtig zu würdigen und zu verstehen, der die geschichtliche Entwickelung der Malerei überhaupt begreift und sich eine genügende Kenntniß von ihrem Bildungsgange und ihren Zusammenhängen mit der sonstigen Cultur des Zeitalters verschafft hat — das ist eine Meinung, zu der selbst unsere Gebildetsten sich nur ungern bequemen, dazu zucken sie noch immer die Schultern, als zu einer bloßen gelehrten Grille, einem bloßen Hirngespinst wirklicher oder vermeintlicher Kenner, durch das nur die natürliche Klarheit des Blicks getrübt, der unbefangene, harmlose Genuß nur zu einer schwerfällig pedantischen Arbeit verunstaltet wird. Mit einem Wort: daß die Kenntniß der vaterländischen Literaturgeschichte einen nothwendigen Bestandtheil der öffentlichen Erziehung bildet und daß

Derjenige keinen Anspruch hat auf den Namen eines gebildeten Mannes, der nicht wenigstens die Classiker unserer Literatur nach ihren geschichtlichen Zusammenhängen begreifen gelernt hat, das ist längst anerkannt; die Geschichte der Malerei dagegen, trotz Ausstellungen und Verloosungen, existirt nur immer erst für wenige Männer vom Fach, während das Publicum seine Pflicht gegen die Kunst vollständig erfüllt zu haben meint, wenn es jedes neue Bild hübsch andächtig durch die hohle Hand besieht und allenfalls eine Lessing'sche Landschaft von einem Achenbach'schen Seesturm zu unterscheiden vermag.

Welcher Nachtheil der Kunst selbst daraus erwächst, liegt auf der Hand. Weder der einzelne Künstler noch die Kunst im Ganzen können recht gedeihen, ohne ein Bewußtsein ihrer geschichtlichen Aufgabe zu haben. Dies Bewußtsein selbst aber wird jederzeit um so richtiger und lebhafter sein, je mehr das Publicum dasselbe theilt; nicht blos die Leser erziehen sich ihre Schriftsteller, sondern auch das Publicum unserer Gemäldeausstellungen erzieht sich seine Maler. Bei aller Anerkennung des vielen Vortrefflichen, das unsere Malerei neuerdings geleistet hat, muß man doch auch zugestehen, daß es mit ihrem geschichtlichen Bewußtsein, mit ihrem Stil im höhern und echten Sinne nur noch ziemlich schwach bestellt ist; zu malen wissen unsere Künstler allenfalls — wenn sie nur erst wüßten, was und wie sie es malen sollen! Und doch fällt dieses dilettantische Umhertasten nur theilweise den Künstlern zur Last; die andere und vielleicht sogar die größere Hälfte der Schuld trägt das Publicum, das durch seine Bildungslosigkeit und seinen Mangel an geschichtlichem Verständniß Desjenigen, was der Kunst noththut und wohin sie ihre Bestrebungen zunächst zu richten hat, die Schwankenden nur noch immer unsicherer, die Verwirrung noch immer schädlicher macht. Es ist hier wie allerwärts: Kenntniß ist Macht. Ein ästhetisch gebildetes und aufgeklärtes Publicum hält seine Dichter im Zügel; es kann keine großen Talente schaffen, aber die vorhandenen mittelmäßigen kann es verhindern, sich in gar zu große Geschmacklosigkeiten zu verlieren. Ganz ebenso würde auch ein Publicum, das auf die Gemäldeausstellungen noch etwas mehr mitbrächte als einen guten Operngucker und zwei oder drei Redensarten, die es dem Feuilletonisten des Orts abgehorcht — ein solches Publicum, sage ich, durch sein Lob und seinen Tadel, seinen Beifall und sein Schweigen, würde auch den Künstlern selbst auf ihrem dornenvollen Pfade — wir behaupten nicht zum Führer, aber doch ganz gewiß zur Unterstützung dienen.

Machen wir von Vorstehendem die Anwendung auf die kürzlich erschienenen: „Düsseldorfer Künstler aus den letzten fünfundzwanzig Jahren. Kunstgeschichtliche Briefe von Wolfgang Müller von Königswinter“ (Leipzig, T. O. Weigel), so ergibt sich daraus, daß wir in dem gedachten Werke nicht nur eine höchst schätzenswerthe Bereicherung unserer Kenntniß, sondern auch einen wichtigen Beitrag zur Besserung des Kunstgeschmacks und somit auch der Kunstübung selbst zu begrüßen haben. Bei allen Einseitigkeiten und Schwächen, geistigen sowol wie technischen, die man ihr vorrücken kann und die auch der Verfasser keineswegs verheimlicht, nimmt die Düsseldorfer Schule dennoch den ersten Rang in der Entwickelung unserer neuern Malerkunst ein, schon um deswillen, weil sie von allen Schulen, die nach und neben ihr in Deutschland entstanden sind, bei weitem die populärste ist, weil sie verhältnißmäßig am tiefsten in die Eigenthümlichkei-

ten unsers Volks eingedrungen ist, sich dem Geist der Gegenwart am innigsten hingegeben und darum auch beim Volke selbst das meiste Verständniß und die liebevollste Aufnahme gefunden hat. Eine Geschichte dieser weitverzweigten, an productiven Kräften so reichen, durch die Zahl und den Glanz ihrer Schöpfungen so berühmten Schule muß nothwendig höchst bedeutende Lichter werfen auf den Entwickelungsgang unserer bildenden Kunst im Allgemeinen, selbst wenn sie, wie der Verfasser mit liebenswürdiger Bescheidenheit von seiner Arbeit sagt, nur erst eine vorläufige Skizze ist. Die Geschichte einer Wissenschaft oder Kunst ist allemal die beste Einleitung, um das Wesen der betreffenden Kunst oder Wissenschaft selbst zu begreifen; daher bietet auch die Geschichte einer Kunstschule, die so bedeutend ist und so volksthümlich wie die düsseldorfer, uns zugleich einen Schlüssel zur Geschichte unserer modernen Malerei überhaupt. Verdient somit die Wahl des Stoffs das vollste Lob, so dürfen wir dasselbe auch der Ausführung nicht versagen. Zunächst ist das historische Material, von den Anfängen der Schule im Jahre 1827 an bis auf die Gegenwart, mit einer Vollständigkeit und Genauigkeit zusammengetragen, wie sie nur eben von diesem Verfasser erreicht werden konnte. Wolfgang Müller, selbst ein Sohn des schönen Rheinlands, das er durch seine Lieder verherrlicht, hat lange Jahre in Düsseldorf gelebt; im täglichen Verkehr mit Meistern und Schülern, willkommener Genosse ihrer Feste, Vertrauter ihrer Pläne und Entwürfe, bereitwilliger und uneigennütziger Herold ihrer Triumphe, ist er mit der Düsseldorfer Schule gleichsam in Eins verwachsen, während ihm hinwiederum durch den Umstand, daß er einem andern Kunstgebiete angehört und sich selbständige Lorbern darauf erringt, die vollste Unabhängigkeit des Urtheils und das uneingeschränkteste Vertrauen des Publicums gesichert ist. Auch in dem vorliegenden Buche spricht diese Unabhängigkeit sich in höchst anerkennenswerther Weise aus. Wer hier ein Gemälde ohne Schatten, ein bloßes Loblied der Düsseldorfer Schule, ohne Einschränkung und Ausnahme, erwartet, der wird sich sehr enttäuscht finden; aber auch an der Schärfe des Urtheils werden nur Diejenigen zu mäkeln haben, die sich keinen Tadel ohne Herbigkeit, keinen Widerspruch ohne Bitterkeit zu denken vermögen. Für unser Gefühl hat es im Gegentheil etwas sehr Wohlthuendes gehabt, nach den vielen Anmaßlichkeiten und Ungezogenheiten, denen man sonst in der deutschen Kritik begegnet, ganz besonders auch in der Kunstkritik, hier endlich einmal wieder auf einen Mann zu stoßen, dem Niemand die genaueste Kenntniß seines Gegenstandes absprechen kann und der es dabei doch vorzieht, nicht aus Schwäche, sondern aus natürlichem Wohlwollen sowie aus redlichem und aufrichtigem Eifer für die Sache, seine Behauptungen lieber in der Form von Meinungen, seinen Widerspruch als Zweifel, seinen Tadel als Warnung zu geben. Dieselbe Gefälligkeit und Milde zeichnet auch die sprachliche Darstellung des Buchs aus. Vielleicht könnte dieselbe stellenweise etwas knapper sein; aber selbst wo er ein wenig ins Plaudern geräth, ist der Verfasser noch immer ein zu angenehmer Plauderer, als daß man ihm nicht mit Vergnügen zuhören möchte. Auch die Anordnung könnte vielleicht etwas systematischer sein; insbesondere hätte der historische Gang, den der Verfasser zu Anfang einschlägt, wol etwas genauer festgehalten und durchgeführt werden sollen. Doch räumen wir ein, daß bei der

außerordentlichen Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit des Stoffs damit wieder Schwierigkeiten anderer Art verbunden gewesen wären, welche möglicherweise dem Hauptzweck des Buchs, nämlich seinem populären Verständniß, Eintrag gethan hätten. Das Ganze ist ein höchst verdienstliches Unternehmen, das nicht nur unserer Literatur zur Zierde gereicht, sondern das, richtig benutzt und verstanden, auch unserer Kunst selbst neue, fruchtbare Keime zuführen wird; möge diesem seinem Werthe denn auch seine Aufnahme beim Publicum entsprechen, beim schauenden sowol wie beim malenden. R. P.

Von dem „Kleinern Brockhaus'schen Conversations-Lexikon für den Handgebrauch" (Leipzig, F. A. Brockhaus), auf das wir die Leser schon beim Erscheinen des ersten Hefts aufmerksam machten, liegt jetzt der erste Band, die Artikel A bis Chateauneuf enthaltend, vollendet vor. Auch jetzt können wir unsere frühere Empfehlung nur wiederholen; bei einer außerordentlichen Billigkeit (das ganze fertige Werk, aus vier Bänden von je 50 Bogen des größten Lexikonformats in doppelten Columnen bestehend wird nicht mehr als 6 Thaler 20 Neugroschen kosten), ist es von einer Vollständigkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt und die sich selbst auch auf solche Artikel ausdehnt, die man sonst nur in Fremdwörterbüchern und Zeitungs-Lexiken zu suchen pflegt. Es hängt dies mit dem Zwecke zusammen, welcher dem ganzen Unternehmen zu Grunde liegt und durch den es sich auch von dem bekannten größern Conversations-Lexikon derselben Verlagshandlung unterscheidet: nämlich als Nachschlagebuch für den augenblicklichen Gebrauch zu dienen, besonders in solchen Kreisen, welche dem praktischen Leben angehören, also in den Kreisen der Beamten, der Geschäftsmänner, der Oekonomen, der Handwerker rc. Durch bloßes Kürzen und Zusammenstreichen des größern Conversations-Lexikon (dessen zehnte, auf fünfzehn Bände berechnete Auflage ebenfalls schon zum zwölften Bande vorgerückt ist und vermuthlich noch bis Ende dieses Jahres fertig wird) konnte diese Absicht freilich nicht erreicht werden; vielmehr machte der praktische Zweck auch eine eigene praktische Behandlung nöthig und so sind denn sämmtliche Artikel dieses kleinern Lexikon ganz ausdrücklich für dasselbe bearbeitet worden, und zwar durchgängig von andern Gelehrten als von denen die Artikel in dem größern Werke herrühren. Dafür aber sind die meisten Artikel auch wahre Muster knapper, sachgemäßer Behandlung. Der Ausdruck ist überall so präcis wie möglich, alles Raisonnement und alle subjectiven Ansichten sind ausgeschlossen und überall nur der Kern des Thatsächlichen in klarster, gedrungenster Form gegeben. Nur auf diese Weise ist es denn auch möglich geworden, eine so außerordentliche Menge von Artikeln auf einem verhältnißmäßig so engen Raume zusammenzudrängen; die drei ersten Buchstaben des Alphabets z. B. enthalten über 13,000 eigene Artikel, abgesehen von denjenigen, die in Collectivartikeln enthalten sind. Den aus fremden Sprachen entlehnten Wörtern ist die Angabe der Aussprache beigefügt, eine Zugabe, welche denjenigen Leserclassen, für welche das Werk hauptsächlich bestimmt ist, ohne Zweifel sehr angenehm sein und die ihren Bedürfnissen in der That auch ganz entspricht, soviel Schwierigkeiten die Sache selbst auch hat und so unmöglich es ist, den strengern Foderungen der Wissenschaft dabei zu genügen. Daß ein solches Werk auch einen

ungewöhnlichen Absatz findet, ist natürlich. Nach den Notizen welche die Verlagshandlung darüber im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" gegeben hat, bezogen das Werk zu Anfang dieses Jahres nicht weniger als 902 deutsche Buchhandlungen, darunter 136 je über 25 Exemplare, und viele von diesen 50, 60 und einige selbst über 100 Exemplare; ja in Nordamerika werden von einer einzigen Buchhandlung 1050 Exemplare bezogen. Bei einem so außerordentlichen Absatz kann das „Kleinere Conversations-Lexikon" sich die Angriffe, mit denen die katholische Geistlichkeit dasselbe wegen seiner aufgeklärten und freisinnigen Richtung beehrt, denn schon immerhin gefallen lassen und auch von der Concurrenz, welche Geschäftsneid und religiöser Fanatismus ihm bereiten, wird es schwerlich etwas zu fürchten haben.

Auch von einem andern gemeinnützigen Unternehmen, das in derselben Verlagshandlung erscheint und das wir ebenfalls schon früher empfohlen haben, sind zwei weitere Fortsetzungen erschienen: „Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung", 19. Bändchen: „Der Haushalt der Pflanze von Ferdinand Cohn", und 20. Bändchen: „Kaiser Karl der Große. Ein Geschichtsbild von Josef Rank." Das erstere ist ein höchst anziehendes Gemälde von der Verbreitung, der Entwickelung und dem innern Bau der Pflanzenwelt. Der Verfasser vereinigt mit gründlicher Kenntniß seines Gegenstandes poetischen Geist, gemüthliche Tiefe und ebenso klare wie lebendige Darstellung. Besonders die Einleitung, in welcher er das allmälige Entfalten der sommerlichen Blumenpracht schildert, ist mit großer Sinnigkeit und vielem poetischen Geschmack geschrieben. Auch der Aufsatz von Josef Rank bleibt hinter den Anfoderungen, die wir an dergleichen populäre Darstellungen zu richten haben, nicht zurück. Der Stoff ist gut geordnet, die Charakteristik lebendig, der Ton einfacher und ungekünstelter, als wir es sonst bei ihm gewohnt sind. Den ersten Band von Adam Pfaff's „Deutscher Geschichte" scheint der Verfasser noch nicht gekannt zu haben; er würde ihm seine Arbeit wesentlich erleichtert und diese selbst in manchen Punkten vervollständigt haben. mmr.

Correspondenz.

Aus Berlin.

20. März.

NO. Die Befürchtung, die ich in meinem letzten Briefe aussprach, nämlich daß hinter dem dauernden Schweigen der Regierung eine Politik sich verberge, welche mit den Wünschen der patriotischen Partei im Lande in Widerspruch steht, hat leider in der Zwischenzeit eine nur allzu sichere Bestätigung erhalten; unsere ministerielle Politik in der orientalischen Frage hat in den letzten Wochen in der That eine Wendung gemacht und zwar eine Wendung, die Niemand, der Preußen aufrichtig liebt und achtet, den Muth haben wird, als eine Wendung zum Bessern zu bezeichnen. Preußen hat die Anträge auf eine thatsächliche und thätige Cooperation, welche ihm von den Westmächten gemacht worden waren, abgelehnt; die Regierung beab-

sichtigt eine unbedingte Neutralität nach allen Seiten hin aufrecht zu erhalten; mitten in einem europäischen Kriege von allertiefster principieller Bedeutung soll Preußen, lediglich mit Rechtsgrundsätzen bewaffnet, statt des Schwertes die Friedenspalme in der Hand, isolirt dastehen.

Daß diese Wendung in der That eingetreten ist, dafür liegen mehrseitige Aufschlüsse vor. Eine triumphirende Notiz der „Neuen Preußischen Zeitung" kündigte zuerst den großen Wendepunkt an, und weitere Posaunenstöße begleiten seitdem die Regierung auf ihrer Bahn. Vorgestern hat nun auch der Ministerpräsident selbst in beiden Kammern eine Erklärung verlesen, welche die Volksvertretung mit den Entschlüssen des Ministeriums bekannt machte; gleich hinter ihm brachte der Finanzminister eine Vorlage ein, worin die Regierung einen Credit von 30 Millionen zur Aufrechterhaltung ihrer Politik verlangt. Endlich ist gleichzeitig in der neuesten Nummer des „Preußischen Wochenblatt" ein längerer Artikel erschienen, worin, objectiv wie in einem Memoire, das Verhältniß in der orientalischen Frage nach ihren verschiedenen Phasen geschildert und die Stellung der altpreußischen Partei sowol in ihrer bisherigen Unterstützung der Regierung als in ihrem jetzigen Bruche mit der Neutralitätspolitik derselben ausführlich dargelegt wird.

Die Triumphgesänge der Kreuzzeitung können wir füglich übergehen; dieses Blatt zu widerlegen ist man seit 1850 glücklich überhoben. Beiläufig mag nur bemerkt werden, daß sie es — natürlich! — auch diesmal nicht ohne eine Unwahrheit hat abgehen lassen. Sie rühmt sich, das Ministerium habe sich zu ihrem, der Kreuzzeitung, Programme bekehrt. Das ist einstweilen noch nicht wahr. Die Kreuzzeitung ist russisch sans phrase; sie verlangt, die russischen Foderungen gegen die Türkei sollen nicht blos thatsächlich zugelassen, sondern auch als rechtlich begründet anerkannt werden; ihr Ziel ist die thätige und energische Unterstützung der russischen Politik gegen die Westmächte durch Preußen. Kommen freilich mag es mit uns auch noch dahin; daß wir aber für den Augenblick noch nicht so weit sind, das beweist sowol die Rede des Ministerpräsidenten als auch das Memoire des „Preußischen Wochenblatt". Der Wortlaut der erstern ist Ihren Lesern längst durch die Zeitungen bekannt. Man hatte sie im Publicum erwartet und so las der Ministerpräsident sie vor einem Hause, das seit langer Zeit wieder einmal gefüllt, ja überfüllt war; auf den Tribunen drängte sich ein größtentheils elegantes Publicum und selbst ein sonst so vereinsamter Raum wie die Diplomatenloge war besetzt. An Erwartung hatte es also nicht gefehlt; desto mehr fehlte es an Befriedigung derselben. Hat es je einen Moment in der preußischen Politik gegeben, der mit unwiderstehlichem Gewicht auf die allerschärfste Klarheit des Entschlusses, die unwandelbarste Energie und Festigkeit des Wollens hindrängt, so ist es der gegenwärtige; darin stimmen Alle überein, die überhaupt ein Bewußtsein von der politischen Lage Europas und Preußens insbesondere haben. Aber die ministerielle Erklärung entspricht diesem verhängnißvollen Moment nur in sehr geringem Grade; sie ist unbestimmt, unsicher, fast inhaltlos. Dem entsprechend war die Aufnahme in der Versammlung; es war ein Gemisch von Enttäuschung, Gleichgültigkeit und Unwillen. Selbst die Appellation an den preußischen Patriotismus, mit der Hr. von Manteuffel schloß, brachte nur den allermäßigsten Beifall hervor, und auch den wiederholten Nachdruck, den er auf die „eigenthümlichen Inter-

essen" und das „wahre Wohl" unsers Landes legte, sowie die emphatischen Ausdrücke, mit denen er den Muth und die Entschlossenheit der Regierung pries, blieben ohne Wirkung; nur an drei Stellen notiren die Zeitungen ein schwaches Bravo von der rechten Seite der Kammer. Noch viel ungünstiger ist die Aufnahme außerhalb derselben. Die öffentliche Meinung hält sich an die einfache Thatsache, daß in der ganzen Erklärung der Regierung nur eine einzige positive Ansicht klar ausgesprochen wird, und die geht dahin, daß Preußen an der Rechtsanschauung festhalte, die es in den Protokollen der Wiener Conferenz niedergelegt hat. Und selbst diesen einzigen positiven Entschluß muß man als einen guten und erfreulichen mehr auf Treu und Glauben hinnehmen, als daß man aus einer authentischen Information über die Natur jener Rechtsanschauung des Nähern unterrichtet würde. Darüber hinaus aber?! Die Absicht des Publicums ist gewiß so loyal und patriotisch als möglich; es sehnt sich ordentlich, aus den Orakelsprüchen der ministeriellen Rede einen gemeinverständlichen Sinn herauszulesen. Allein beim besten Willen will es ihm nicht gelingen; die inhaltschwersten Fragen drängen sich auf und verhallen unbeantwortet. Ich hebe davon nur zwei hervor. Hält Preußen an der Rechtsanschauung der Wiener Conferenz, an der Integrität der Türkei wirklich fest, wird es dann die unveränderte Herstellung des status quo ante als letztes Ziel der Politik der Westmächte gelten lassen, oder wird es das „europäische Gleichgewicht" für gefährdet erachten, wenn die Westmächte die Aufhebung der lästigen Verträge, von denen die Türkei Rußland gegenüber gefesselt und gestört wird, als nothwendige Bedingung für die künftige Erhaltung der Integrität erklären und den russischen Ansprüchen etwa auch sonst einen Riegel vorzuschieben für gut finden? Und ferner jene Freundschaftszusage, laut welcher Preußen jedem Bundesgenossen zu Hülfe eilen wird, der „durch seine geographische Lage früher als Preußen berufen sein möchte, zur Vertheidigung deutscher Interessen das Schwert zu ziehen" — bezieht sie sich vielleicht auch auf eine Unterstützung Oestreichs gegen etwaige französische Angriffe in Italien? — — Ich lasse es mit diesen zwei Fragen genug sein; sie reichen hin, um das Gefühl der Unsicherheit zu erklären, mit welchem die öffentliche Meinung in die nächste Zukunft unsers Landes blickt. Selbst darüber hört man bereits Zweifel äußern, ob die Kammern wirklich gutthun würden, die verlangten Mittel zu bewilligen für eine Politik, die in ihrem innersten Kern nichts weniger als durchsichtig ist, — sie zu bewilligen für eine Haltung, welche, den besten Willen und die reinste Absicht zugegeben, doch an sich unhaltbar ist, — endlich sie auf eine Erklärung hin zu bewilligen, welche durch den bösen Willen eines etwaigen neuen Ministeriums denn doch gar zu leicht nach der allerschlimmsten Seite hin gedeutet werden könnte.

Gesteigert werden diese Besorgnisse und Bedenken durch den Inhalt des Memoire im „Preußischen Wochenblatt", welches um so mehr Aufmerksamkeit findet, als man für den Verfasser allgemein den Grafen Pourtalès hält, der in der letzten Zeit im Ministerium des Auswärtigen die orientalische Frage bearbeitete. Graf Pourtalès war der persönliche Vertreter der Verständigung, welche für diese specielle Frage zwischen seiner Partei und Hrn. von Manteuffel erfolgt war und die, wie der Artikel sich ausdrückt, von Seiten der Regierung „in Anspruch genommen", also nicht von Seiten der

Digitized by Google

Altpreußen angeboten war. Nach diesem Memoire ist der Gang der Entwickelung folgender gewesen. Die östreichischen und russischen Anträge auf ein Neutralitätsbündniß seien mit Recht abgelehnt; bei Annäherung des Kriegs habe Oestreich der preußischen Regierung den Entwurf einer „Convention der vier Mächte" vorgelegt, welche die einzelnen Staaten noch keineswegs zu unmittelbaren Feindseligkeiten veranlaßte, sondern nur bestimmt ausdrückte, daß die Mächte vereint im Streite mit Rußland ständen und für den Fall der Action diese daher ausschließlich eine Richtung gegen Rußland nehmen würde. „Die Convention war der erste Schritt zur gemeinschaftlichen Action Europas, die Basis einer solchen gegen Rußland; wurde er gethan, so trat der betreffende Staat damit in das Verhältniß eines Gegners zu Rußland, in eine Allianz mit den andern Großmächten zum Zweck, Rußlands gefahrdrohende Stellung zu brechen. Zugleich war sie aber auch noch ein letzter bedeutsamer Versuch, Rußland den Frieden abzugewinnen, indem sie ihm die letzte Täuschung über seine völlige Isolirung raubte." Die Wichtigkeit einer solchen Convention leuchte vor allem aus der lebhaften und angestrengten Opposition hervor, welche die Kreuzzeitung dagegen erhoben; die Partei dieses Blattes habe eingesehen, daß es mit einer solchen Politik ihr ans Leben gehe; sie habe deshalb mit „Lüge und Verleumdung" gegen die Altpreußen operirt, habe ihr früheres Programm einer russisch gefärbten Neutralität in eine „unbedingte Neutralität", in eine „Politik des Nichtsthuns" verwandelt und in dieser Form den Streit gegen das Programm der Altpreußen „an entscheidender Stelle" unter Anwendung „aller nur möglichen Hebel" zum Austrag gebracht, zum siegreichen Austrag, wie sich nun zeige. Denn wenn es auch nur ein erster Schritt sei, so wisse doch die Kreuzzeitungspartei recht wohl, daß er zum fernern Ziele führen müsse, und die Freunde Preußens hätten die Regierung warnend zu bitten, daß sie diesen ersten Schritt zurückthun möge, ehe weitere Consequenzen es unmöglich machten.

Es geht ein rührender Zug durch dieses altpreußische Exposé, so zu sagen ein elegischer Klang. Wieder einmal ist die liebe Unschuld von der schlauen Bosheit überlistet; wieder einmal haben die guten Vermittler nichts Anderes erreicht, als verlorene Zeit und einen compromittirten Ruf. Bei aller Anerkennung persönlicher Bravheit kann man nicht umhin, der ewig vertrauensvollen Einfalt diese Lection ganz von Herzen zu gönnen. Aber das mildert und mäßigt den tiefschmerzlichen Eindruck nicht, den der sachliche Inhalt jener Darlegung macht. Das Bitterste daran ist die Kunde, daß Oestreich zu größerer Thatkraft gegen Rußland bereit gewesen, als Preußens Entschluß reichte — Oestreich, das von Rußland gerettet worden, antirussischer als Preußen, das im Jahre 1850 die Feindschaft und den Hochmuth Rußlands so böse hat empfinden müssen! Und doch war jener Conventionsentwurf mit aller Schonung, wie ich sicher weiß, gerade für die Verwandtschaftsrücksichten unsers Hofs angelegt.

Die trüben Gedanken, welche sich in diesen Tagen in unerfreulicher Tiefe eröffnen, werden bald das ganze Land beschäftigen. Wem nicht politische Einsicht sie aufdrängt, den wird die Creditfoderung der Regierung unsanft genug darauf hinstoßen. Die Regierung will sich 30 Millionen zur Disposition stellen lassen; der Finanzminister soll eine Anleihe zu diesem Be-

trag aufnehmen dürfen, die verzinst und amortisirt werden soll, vorläufig mit einem Zuschlag von 25 Procent auf die Einkommensteuer, Classensteuer und Schlacht- und Mahlsteuer vom 1. Juli dieses Jahres bis zum 31. December 1855. Das wird zu denken geben in Palästen und Hütten, zu denken also geben da, wo man sonst am letzten anfängt, Gedanken und Bedenken zu haben. Desto nachhaltiger werden dann auch die Bedenken sein, zumal in heutiger theurer Zeit, wo eine Erhöhung der Steuer auf die nothwendigen Lebensmittel um ein ganzes Viertheil besonders schwer lasten wird. In der That fängt die „Canaille des materiellen Interesses" schon jetzt an, ihre eigenen Gedanken und Bedenken zu haben; sie hat sich noch immer nicht überzeugen können, daß ein frischer, fröhlicher Krieg ein wünschenswerthes Ereigniß, zumal wenn er für Rußland gegen die Westmächte geführt werden sollte. Man darf mit Gewißheit annehmen, daß diese Zweifel und Bedenken sich auch in der Kammer verlautbaren werden, mit welchem Erfolge, steht freilich dahin. Die heute erfolgten Wahlen der Commission zur Begutachtung der ministeriellen Vorlage, die soeben bekannt werden, sind wesentlich oppositionell; man sieht einem parlamentarischen Kampfe entgegen, nicht blos von ungewohnter Heftigkeit, sondern auch von ungewohnter Wichtigkeit.

Was sonst an politischen Neuigkeiten zu berichten wäre, steht selbstverständlich mit dem Bisherigen in keinem Verhältniß. Gleich den politischen und Preßverbrechen sind nun auch die Vergehen derselben Kategorie den Geschworenen ebenfalls entzogen worden. Die Restauration der ehemals Reichsunmittelbaren will die Erste Kammer einer „königlichen Verordnung" überlassen. Eine Petition des Magistrats von Bütow in Hinterpommern um Wiedereinführung der Prügelstrafe hatte sich in der Zweiten Kammer nur der Unterstützung des Hrn. von Gerlach und einiger Vierzig seines Gleichen zu erfreuen; die überwiegende Majorität stimmte für einfache Tagesordnung. Ein ähnliches Schicksal erwartet einen von demselben Geiste eingegebenen Antrag der Gerlach'schen Fraction auf zweijährige Einberufung der Kammern, Beschränkung der Mitgliederzahl der Zweiten Kammer auf 250, Verlängerung der Legislaturperiode auf sechs Jahre. „Die einfache Tagesordnung", sagt Vincke in seinem gedruckt vorliegenden Berichte, „erschien der großen Mehrheit der Abtheilungen als der angemessenste Ausdruck für die Würdigung eines solchen Antrags", und auch der Centralausschuß hat diese Ansicht ohne Discussion mit fünf gegen eine Stimme adoptirt. So gibt es doch endlich, scheint es, gewisse unverkürzbare Errungenschaften im preußischen Constitutionalismus.

Vom Budget und neuen Eisenbahnprojecten muß ich bei der Fülle drängenden Stoffs das nächste mal zu berichten mir vorbehalten.

In gelehrten Kreisen erregt das mysteriöse Schicksal eines Universitätsprofessors viel Theilnahme: der Philosoph Beneke ist seit drei Wochen spurlos verschwunden. Alle Nachforschungen der Polizei, die ein Bruder des Verstorbenen mit Ausbietung eines Preises unterstützt, sind fruchtlos geblieben; es ist kaum ein Zweifel mehr, daß Beneke, der schon seit langem an Verstimmung litt, sich das Leben genommen hat. Das ist denn binnen Jahresfrist das zweite Mitglied der hiesigen Universität, das selbst Hand an sich gelegt hat.

Vom Rhein.

März 1854.

BD. Es gibt Zeiterscheinungen, für die man keine äußerliche Erklärung zu finden weiß und die trotzdem ihre tour du monde machen, so gut wie die Cholera, für die man auch keinen Grund weiß. Zu diesen Erscheinungen gehört ohne Zweifel die auffallende Lebhaftigkeit, womit sich gerade dies Jahr das Publicum aller Orten an den Faschingsfreuden betheiligt hat, während Lebensmitteltheuerung, Erwerblosigkeit, ein ungewöhnlich harter Winter doppelt lasteten und ein europäischer Krieg auch die Aussichten auf die Zukunft verdüsterte. Auch am ganzen Rhein sowie in Frankfurt ist die Faschingszeit mit besonderm Glanz und Jubel begangen worden, namentlich die letzten drei Faschingstage. Da nun die augsburger „Allgemeine Zeitung" gerade in Schwärmereien für die griechisch-russische conservative Politik des Revolutionirens versunken ist, so hat sie auch noch keine Entscheidung darüber abgeben können, ob diese rheinische Carnevalslust ebenfalls ein Beweis moralischer Zerrüttung ist, wie sie in der berliner Wintervergnüglichkeit findet, oder aber liebenswürdige Sorglosigkeit, dergleichen sie im münchener und wiener Carnevalsvergnügen erkennt. Unsers Erachtens ist die erhöhte Lebhaftigkeit im Gesellschaftsleben eben nur ein Zeichen der Aufrüttelung aus allgemeiner Erschlaffung und Theilnahmlosigkeit. Darum sei sie freudig begrüßt; wir brauchen die Lebhaftigkeit nicht blos in der Politik, wo all unsere Theilnahme doch schließlich nur geduldet ist, weil man sie nicht hinwegdecretiren kann. In allen Lebensrichtungen werden wir angefrischte und straffe Kräfte nöthig haben. Selten kann übrigens ein beginnender Krieg die Welt so vorbereitet auf sein Kommen angetroffen haben wie der jetzige. Möglich, daß man ihm leichtern Muths entgegentritt, als man sollte, weil das Geschlecht, das heute im Mannesalter steht, den Krieg noch nicht kennen gelernt hat. Zugleich geht aber doch auch durch das unpolitische Publicum ein Bewußtsein, daß, wie die Dinge bei uns ein mal geworden sind, der Weg zu einem wirklichen Frieden, zu einer festen Ordnung unzählbarer Anliegen und Provisorien nur noch über das Schlachtfeld geht. Sogar die Börsen sind nicht mehr friedliebend à tout prix, sie sind „gesinnungstüchtig" geworden und lassen die Werthpapiere niemals mit größerer Energie sinken, als wenn irgend eine der vier Großmächte in ihrer Trennung von Rußland zu schwanken scheint. In dieser Beziehung ist die frankfurter Börse von der berliner am abhängigsten, während sie sich von der wiener beinahe vollständig emancipirt hat. Diese Veränderung, welche erst seit den letzten Zeiten datirt, war besonders auffallend bei den neuen östreichischen Finanzoperationen, sowie in dem Moment, als vor wenigen Tagen das Gerücht von einer russenbündnerischen Schwenkung Preußens verbreitet worden war. Die östreichischen Finanzoperationen und das ephemere Aufathmen der wiener Börse fanden nicht den geringsten Anklang in Frankfurt, vielmehr ging die „weichende Tendenz" ihren unbeirrten Gang, während das preußische Papiergeld stieg; jenes berliner Gerücht warf dagegen sofort alle Papiere und hatte vollkommen die Wirkung einer panique.

Natürlich übersetzen sich diese Werthschwankungen auch in andere Sphären der Geschäftswelt; Niemand ist unbetheiligt und interesselos. Blos Deutschlands Centralorgan benutzt den Moment allgemeiner Erregung und

Spannung zu factischen Ferien. Man sagt, es fehle an Vorlagen zu Verhandlungen. Natürlich sind wir nicht eingeweiht. Aber zu den Einläufen, welche bundestägliche Prüfung eines Kaffeesurrogats oder eines neuen Heilmittels in gewissen Frauenkrankheiten wünschen, ist neuerdings aus Hessen-Darmstadt ein nationalwichtiger Beitrag geliefert worden. Es wird nämlich die bundestägliche Begutachtung einer neuen Hefebereitung vorzüglich darum gewünscht, weil in jetziger theuern Zeit jede Ersparniß bei Bereitung des süddeutschen Nationalessens Knödel (Klöße) von allgemeindeutscher Bedeutung sei. Solchen patriotischen Bestrebungen gegenüber verstummt natürlich auch jeder Argwohn gegen die vorläufige Niederlassung des russischen Gesandten von Brunnow gerade in Darmstadt, von welcher glasköpfige Politiker meinten, er habe diesen Ansiedelungsort keineswegs absichtslos gewählt.

Auch die oberrheinische Kirchenfrage ruht — wenigstens im Publicum. Die Russen haben ihre Stärke in Bezug auf die Türken und ihr Principat in Bezug auf Mitteleuropa überschätzt; ebenso haben sich die ultramontanen Kleriker in ihrem Einfluß auf das Publicum, in der Theilnahme für ihre Sache, in der Nachgiebigkeit der Regierungen verrechnet. Seitdem gewisse politische Einflüsse, denen „die Kirche" als Sturmbock dienen sollte, anderweit zu sehr in Anspruch genommen sind, vermag der Bischofstreit nicht einmal mehr ernste Verlegenheiten zu erregen. Gleichzeitig haben seine Organe das Malheur, in Bezug auf die orientalische Frage einander zu befehden. So wird die ganze Angelegenheit vor der Hand wol zu den vielen factischen Provisorien führen, die ihr Definitivum erst unter sehr veränderten Gestaltungen der Dinge zu finden bestimmt sind. Man sieht es den Aeußerungen der officiösen Blätter Württembergs über das angebliche Uebereinkommen mit den Bischof von Rottenburg ziemlich deutlich an, daß man dort die getrennte und eilige Abmachung fast schon bereut. Sie wäre auch nach den frühern Kundgebungen Württembergs fast unerklärlich, wenn hierbei nicht ganz andere, scheinbar abseits gelegene Fragen ins Spiel gekommen zu sein schienen. Man behauptet nämlich, daß die wahrhaft furchtbare Noth und Armuth, welche in einzelnen (vorzugsweise katholischen) Landestheilen herrscht, eine Ruhe und Ordnung bedrohende Stimmung hervorgerufen habe und daß nun für die der Curie gemachten Zugeständnisse von den Geistlichen dankbare Beschwichtigung der dumpfen Aufregung erwartet würde.

Diese immer weiter greifende Erwerbs- und Nahrungslosigkeit herrscht übrigens nicht allein und vorzugsweise in Württemberg, sondern ebenso in Baden, beiden Hessen und Nassau. Wenn irgend eine moderne Lebenserscheinung recht deutlich die Zukunftlosigkeit kleiner souveräner Territorien, das Misverhältniß zwischen den an sie gestellten Ansprüchen und der Möglichkeit ihrer Befriedigung zeigt, so sind es die materiellen Zustände. Ueberall ist die Steuerkraft von den Bedürfnissen des Mitlebens in der modernen Welt bereits so sehr in Anspruch genommen, daß neue Belastungen fast undurchführbar sind; und dennoch lassen die kleinstaatlichen Verhältnisse auf der andern Seite keine so freie Entfaltung der nationalen Arbeit zu, daß das Publicum rasch und schwunghaft aus den gewohnten in neue Lebensweisen übergehen könnte. Aus diesen Misverhältnissen erklärt sich auch die relativ viel bedeutendere Auswanderung aus den kleinern als aus den größern Staaten Deutschlands, und dennoch wird auch diese keine bessern ma-

teriellen Zustände der Zurückbleibenden erzeugen, solange die Vielregiererei jede freie Selbstbestimmung hemmt. An den mehr oder minder liberalen Principien der einzelnen Regierung liegt es nicht, sondern eben daran, daß die Regierungsweise in einem kleinen Staate ihrer ganzen Natur nach auf das geringste Detail bevormundend eingehen muß.

Hier ist diese Frage nicht weiter zu erörtern, sondern nur die traurige Thatsache beizufügen, daß im neuen Jahre die Auswanderung aus dem südwestlichen Deutschland allen Nachrichten und Wahrscheinlichkeiten zufolge die vorjährige um das Doppelte übertreffen wird. Dabei ist es sehr bemerkenswerth, daß in Württemberg wiederum sehr viele auskömmliche Leute (hier drücken die Steuerlasten am schwersten) den Wanderstab ergreifen, während sich in beiden Hessen das Verlassen und Verschwinden ganzer Dorfschaften immer häufiger wiederholen will. Die Erschwerung der Auswanderung in Kurhessen hat vor der Hand blos das Resultat gehabt, daß die heimliche Entfernung fast zur Gewohnheit wird, während aus Baiern die Klage erschallt, daß das auswanderungslustige Capital doch nicht zurückgehalten werde, sondern nur die Armuth. — Im Dröhnen des europäischen Kriegs werden diese und ähnliche Dinge vergessen werden; der Frieden findet sie wieder. Sie werden dann selbst ungestümer ihre Lösung verlangen als die politischen Organisationsfragen. Das wird der neue Krieg im Frieden werden.

Notizen.

Dem ehemaliligen Oberpräsidenten von Vincke, dessen Andenken erst kürzlich durch die vortreffliche Bodelschwingh'sche Biographie aufgefrischt ward, soll in der von ihm so lange und so segensreich verwalteten Provinz Westfalen ein Denkmal errichtet werden von etwas eigenthümlicher Beschaffenheit. Man will nämlich auf dem schönsten Punkt der Grafschaft Mark, dem Schloßberg Hohensyberg, einen Thurm errichten, der die Aussicht über den größten Theil der Grafschaft Mark gewähren wird. Derselbe soll den Namen „Vincke's-Denkmal" führen und nebst den Gartenanlagen, die man darum einzurichten gedenkt, der Aufsicht eines Beamten anvertraut werden, welchen der jedesmalige Besitzer des in der Nähe belegenen Vincke'schen Gutes „Busch" zu ernennen hat.

Giambattista Rubini, geboren 1794 zu Romano in Bergamo, in den zwanziger und dreißiger Jahren anerkannt als der erste Tenorist von Europa, ist Anfang März in seiner Vaterstadt gestorben. — Auch die deutsche Theatergeschichte hat den Namen eines wohlverdienten Veteranen in ihre Todtenlisten einzutragen: der „alte Lenz", ehedem die Zierde der hamburger Bühne, besonders im Fach der bürgerlichen Väter und komischen Alten, ist in hohen Jahren (er war 1778 geboren) in seinem Geburtslande Liefland, wohin er sich seit seinem Abschied vom Theater zurückgezogen hatte, gestorben. Lenz war von adeliger Herkunft, der Sohn eines russischen Collegienraths; er selbst diente bereits in der adeligen Leibgarde Paul's I., als

eine unbezwingliche Leidenschaft ihn auf das Theater führte. Unter dem Namen Kühne, den er aus Rücksicht gegen seine Familie angenommen hatte, und den erst da wieder ablegte, als sein künstlerischer Ruhm fest genug stand, um auch den ererbten Namen zu verherrlichen, betrat er in Königsberg die deutsche Bühne. Begünstigt durch seine kraftvoll schöne Gestalt sowie durch die Natürlichkeit und den Adel seiner Bewegungen wurde er bald ein beliebter Heldenspieler. Als solcher kam er 1805 nach Hamburg, das damals noch unter den Auspicien Schröder's die erste dramatische Schule in ganz Deutschland war. Auch Lenz genoß Schröder's Rath und Unterricht bis 1811, wo er sich als Regisseur und erster Heldenspieler an das Stadttheater in Breslau begab, das damals gerade eine seiner glänzendsten Perioden feierte. Doch kehrte er schon 1814 nach Hamburg zurück, wo er nun volle dreißig Jahre hindurch als eines der angesehensten und einflußreichsten Mitglieder thätig blieb. Namentlich um Erziehung und Ausbildung jüngerer Talente hat er sich in dieser Zeit, gemeinschaftlich mit Schmidt und Lebrun, große Verdienste erworben. Auch als Schriftsteller versuchte er sich nicht ohne Glück, theils mit eigenen Stücken, theils als Bearbeiter ausländischer Dramen, wie er denn überhaupt ein Mann von seltener Vielseitigkeit und Gediegenheit der Bildung war.

Der Marchese Guerrazzi, der berühmte Agitator und frühere toscanische Minister, dessen Proceß kürzlich so viel Aufsehen erregte, hat während seiner Gefangenschaft einen Roman geschrieben: „Il Marchese di Santa Prassede ovvero la vendetta paterna." Ein Bericht in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" rühmt das ungewöhnliche Talent, das sich darin kund gibt, tadelt aber die Wahl des abschreckenden und grausigen Stoffs, sowie überhaupt die Nachahmung der französischen Schauderliteratur, in welche der Verfasser verfallen ist.

In Frankfurt am Main ist ein neues einactiges Drama: „Der Jäger-Meister" gegeben und mit Glanz ausgezischt worden; als Verfasser wird ein Polizeicommissar Pfeiffer in Frankfurt a. M. namhaft gemacht. Ebendaselbst soll ein Lustspiel von Wilhelm Jordan: „Die Complimente", zur Aufführung angenommen sein.

T. O. Weigel in Leipzig wird Mitte Mai eine große Versteigerung interessanter Autographen veranstalten; der sorgfältig gearbeitete und splendid ausgestattete Katalog zählt über 2000 Nummern. Für deutsche Literatur und Wissenschaft gewährt er nur eine geringe Ausbeute. Dagegen sind Geschichte und Politik, besonders italienische und französische, sehr reichlich vertreten; namentlich finden sich von einzelnen Regentenhäusern ganze Reihenfolgen, die durch Vollständigkeit in Erstaunen setzen.

Max Ring hat einen Roman „Milton" vollendet. Gottfried Keller, von dem erst kürzlich ein mehrbändiger Roman angekündigt ward, soll ein Lustspiel vollendet haben. Auch Julius von Rodenberg hat sich im dramatischen Fach versucht; er hat ein zweiactiges Liederspiel „Waldmüllers Margareth" geschrieben, das von einem befreundeten Componisten

in Musik gesetzt wird und demnächst auf einer der berliner Vorstadtbühnen aufgeführt werden soll.

Erhaltener Einladung zufolge wird der kölner Männer-Gesang-Verein auch in diesem Sommer wieder eine Fahrt nach London unternehmen. Ein besonders vortheilhafter Contract soll mit dem vorigen Unternehmer Hrn. Mitchell bereits abgeschlossen sein; die Reise selbst wird Mitte Mai vor sich gehen und etwa vier Wochen dauern. Im Interesse der deutschen Kunst können wir uns über den Beweis von Anerkennung, der in dieser wiederholten Einladung liegt, natürlich nur freuen. Um so mehr aber wünschen wir, daß der kölner Verein nicht dieselbe Erfahrung in England machen möge wie das deutsche Theater im vorigen Sommer. Das zweite Erscheinen ist überall ein anderes als das erste, am meisten aber in London, wo bekanntlich die Kunst lediglich Sache der Mode und der Patronage ist. Auch hat der kölner Verein bei seinem ersten Besuche des Ruhms und der Ehre so viel geerntet, daß es kaum möglich sein wird, den damaligen Erfolg noch zu überbieten. Ein zweites Auftreten aber, dessen Erfolg nicht denjenigen des ersten noch übertrifft, ist in den Augen der Masse immer schon eine halbe Niederlage.

Mosenthal's „Sonnwendhof" ist jetzt auch in Dresden und Hamburg gegeben worden, am letztern Ort mit günstigem, in Dresden jedoch nur mit sehr mäßigem Erfolg. Auch an der königlichen Hofbühne zu Berlin soll er in Vorbereitung sein; ebenso Gutzkow's „Philipp und Perez". Auf dem dortigen Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater ist ein neues einactiges Lustspiel von dem talentvollen Max Ring mit Beifall gegeben worden: „Dichter und Wäscherin". Der Plan des Stückchens soll einigermaßen an „Scarron's Liebe" von demselben Verfasser erinnern; dafür sollen aber auch die Sauberkeit der Ausführung und die Anmuth des Dialogs dieselben sein wie in dem frühern Stücke, zwei Eigenschaften, welche auf der deutschen Bühne bekanntlich immer seltener werden, besonders im Lustspiel, das bei uns täglich mehr zur Posse herabsinkt, in demselben Maße und auch aus denselben Gründen wie die Tragödie zum Rührstück.

Friedrich Bodenstedt, der den Winter in Gotha verlebte, ist mit ansehnlichem Gehalt nach München berufen worden. Hoffmann von Fallersleben beabsichtigt sich in Weimar niederzulassen; auch von einer wissenschaftlichen Zeitschrift, welche er in Gemeinschaft mit Oskar Schade daselbst herausgeben will, ist die Rede. Moritz Hartmann, der sich als Correspondent der „Kölnischen Zeitung" auf den Kriegsschauplatz der Donau begibt, ist glücklich in Konstantinopel angekommen; das Feuilleton der „Kölnischen Zeitung" bringt bereits höchst anziehend geschriebene Reiseskizzen von ihm aus dem Mittelländischen Meer, von Malta, aus Konstantinopel ꝛc.

Ueber den „Demetrius" von Hermann Grimm wird uns aus Berlin von einem kunstsinnigen und unparteiischen Berichterstatter, dessen Urtheil wir allen Grund haben Vertrauen zu schenken, noch Folgendes geschrieben: „Das Stück ist seit 14 Tagen stehendes Gespräch in allen Gesellschaften;

es hat entschieden misfallen und doch wird dem Dichter nur von Wenigen die eigentliche Begabung abgesprochen. Mir scheint der Hauptfehler des Dramas darin zu liegen, daß es so unliebenswürdig ist wie möglich; die Charaktere sind barock, ohne männlich zu sein, die Handlung ist einfach und doch nicht natürlich; es ist nicht ein Wort in dem ganzen Stück, das Einem das Herz weiter machte. Und doch sehe ich es als eine sehr beachtenswerthe Studie an und wünsche dem Dichter zu seiner unzweifelhaften künstlerischen Bildung und seinen reinen und edlen Absichten nur etwas mehr Feuer und Begeisterung. Das Legitimitätsprincip wird von Denjenigen, welche das Stück schlechthin verwerfen, viel zu sehr in den Vorgrund geschoben; der Dichter selbst hat es gar nicht so ernst damit gemeint, vielmehr ist es nur ein Incidenzpunkt, der sich erst in Folge der ungeschickten Behandlung neben der Hauptfrage so breit macht."

Wenn das Algäu mit seinen prachtvollen Alpenhöhen das bairische Schottland, so ist Kempten am Fuße des Gebirgs das bairische Edinburg, indem man die große Lechebene, um den Vergleich zu vervollständigen, dreist als die die Stadt bespülende Nordsee betrachten kann. Nachdem die Eisenbahn durch das Algäu eröffnet worden, hat der freundliche protestantische Ort, der wie eine Insel aus dem Katholicismus ringsum hervorragt, wieder eine Zukunft erlangt und die Industrie gründet dort manche Fabrik. Wenn man reist, so vergißt man jedoch gern Baumwolle und Eisen und hält sich an die Naturschönheiten und auch da sucht Kempten einzugreifen. Wie die „Algäu-Karte" aus der dortigen Buchhandlung von Tobias Dannheimer schon manchem Reisenden angenehm war, so bietet das mit Anfang dieses Jahres erscheinende „Algäu-Album" aus derselben Verlagshandlung eine Reihe von Lithographien, welche in nicht allzu kleinem Maßstabe die reizendsten Partien des Gebirgs darstellen werden. Die erste Lieferung enthält den Niedersonthofer, den Zwingsteg, die Ruine Laubenbergstein, die Trettachspitze, den Balderschwang und das Osterachthal in gut aufgefaßten und sauber ausgeführten Bildern, und noch achtzehn der merkwürdigsten Punkte, darunter der Stübenfall, die Höhle Sturmansloch und Raute, sollen folgen.

Professor Rosini in Pisa, der schon mehre französische Tragödien aus der classischen Epoche des 17. und 18. Jahrhunderts ins Italienische übersetzte, hat jetzt auch den „Struensee" von Michel Beer übertragen. Auch von Werther's „Daniel und Susanne" sollen Uebersetzungen ins Englische und Dänische im Werke sein. Ebenso soll die Gräfin d'Agoult in Paris, bekannt unter dem Schriftstellernamen Daniel Stern, die dramatischen Schriften von Elise Schmidt in Berlin, Verfasserin von „Der Genius und die Gesellschaft", „Macchiavelli" rc. ins Französische übertragen wollen. Daß eine so feingebildete und geistreiche Dame wie Daniel Stern sich so lebhaft für unsere neueste dramatische Literatur interessirt, ist höchst erfreulich; daß sie dabei aber so schlecht adressirt ist, können wir nur bedauern, sowol in ihrem Interesse wie namentlich im Interesse unserer eigenen deutschen Literatur, der die dramatischen Extravaganzen des Frl. Schmidt im Auslande schwerlich zum Ruhm gereichen werden. Einstweilen freilich erlauben wir uns die ganze Nachricht für — eine Ente zu halten.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von **Karl Gutzkow.**

Mit dem 1. April hat ein **neues vierteljährliches Abonnement** auf diese zu einer **Lieblingslectüre des ganzen gebildeten Publicums Deutschlands** gewordenen, in den verschiedensten Familienkreisen fest eingebürgerten Zeitschrift begonnen. Der **Preis** beträgt **vierteljährlich nur 16 Ngr.** Wöchentlich erscheint eine Nummer. **Unterzeichnungen** werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Der **erste Band**, bereits in unveränderter **zweiter Auflage** erschienen, ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen (geheftet 2 Thlr. 4 Ngr., elegant gebunden 2 Thlr. 16 Ngr.).

Leipzig, im März 1854. **F. A. Brockhaus.**

Gutzkow's dramatische Werke.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ottfried. Schauspiel in fünf Aufzügen. — **Fremdes Glück.** Vorspielscherz in einem Aufzuge.

8. Geh. 25 Ngr.

Diese beiden bisher ungedruckten Dramen bilden die erste Abtheilung des achten Bandes der **Dramatischen Werke** von **Karl Gutzkow.** Die früher erschienenen Bände, deren jeder 1 Thlr. 20 Ngr. kostet, enthalten:

I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. Liesli. Der Königsleutenant.

Einzeln sind in **besonderer Ausgabe** zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 20 Ngr.
Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 1 Thlr.
Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 20 Ngr.
Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 1 Thlr.
Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. **Zweite** Auflage. 20 Ngr.
Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. **Zweite** Auflage. 1 Thlr.
Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.
Der Königsleutenant. Lustspiel in vier Aufzügen. 25 Ngr.
Ottfried. Schauspiel in fünf Aufzügen. — **Fremdes Glück.** Vorspielscherz in einem Aufzuge. 25 Ngr.

Außerdem erschien in **Miniatur-Ausgabe:**

Uriel Acosta. Trauerspiel. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 15.** 6. April 1854.

Inhalt: Die sociale Frage auf deutschem Boden. Von **K. Ch. Planck.** I. — Bairische Zustände. Von **Adolf Bock.** IV—VII. — Ein Besuch bei Silvio Pellico. Von **Friedrich Crüger.** — Literatur und Kunst. (Ottilie, „Ein Diplomat". — Seybt, „Geschichte der Gefangenschaft Napoleon's auf St.-Helena. Aus den Briefen und Tagebüchern des Generallieutenants Sir Hudson Lowe und andern officiellen bisher ungedruckten Urkunden. Nach dem Englischen des William Forsyth". — Peez, „Die Deutschen in Vergangenheit und Zukunft"; „Die osteuropäische Gefahr. Vom Verfasser der «Westeuropäischen Grenzen»".) — Correspondenz. (Aus Oldenburg. — Aus Westfalen. — Aus der Schweiz.) — Notizen. — Anzeigen.

Die sociale Frage auf deutschem Boden.

Von
K. Ch. Planck.

I.

Die große Aufgabe, an deren Lösung die heutige europäische Gesellschaft arbeitet, ist ein und dasselbe mit dem Bewußtsein und der Durchführung des vollständig bestimmten positiven Rechtsbegriffes, im Gegensatz gegen die unvollständige, noch formelle und abstracte Rechtsauffassung, welche auch der Bewegung der Neuzeit, der des Revolutionszeitalters noch zu Grunde liegt. Den Nachweis und die nähere Erörterung hiervon hat der Verfasser dieses anderwärts zu geben versucht.*) Hier sollen daher nur die unterscheidenden Grundlagen jenes höhern

*) In der Schrift „Katechismus des Rechts oder Grundzüge einer Neubildung der Gesellschaft und des Staats" (Tübingen 1852). In einer ausführlichern und mehr eigentlich wissenschaftlichen Form ist jener unterscheidende Grundbegriff des Rechts erörtert in einem Artikel „Ueber die wahre positive Bedeutung des Rechtsbegriffs" in der „Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur", Octoberheft 1852.

positiven Rechtsbegriffs nochmals in größter Kürze verdeutlicht werden, um dann auf unsern eigentlichen Gegenstand übergehen zu können, nämlich darauf, wie sich von hieraus das Ziel und die Bedeutung der deutschen Entwickelung in gesellschaftlicher und politischer Hinsicht, vor allem gegenüber der französischen und englischen Geschichte, darstellt.

Das Recht nach seinem wahren bestimmten Begriffe besteht in der äußern Zusammenstimmung des Handelns mit den vollständigen äußern Bedingungen, an welche die wesentliche Bestimmung der freien Persönlichkeit geknüpft ist. Daraus nun ergibt sich ein doppelter unterscheidender Rechtsgrundsatz. Da nämlich die wesentliche Bestimmung der freien Person nach ihren verschiedenen Seiten die ganze sittliche Ausbildung u. s. w. nur durch die demgemäße Arbeit der Gemeinschaft sich verwirklichen läßt, so hat Jeder die natürliche Rechtspflicht, in irgend einem wesentlichen Zweige der menschlichen Culturthätigkeit mitzuarbeiten, und zwar so, daß diese seine Arbeit und der Verkehr derselben in einem zweckmäßigen Verhältnisse zu der Arbeit der übrigen Gemeinschaft steht. Diese Rechtspflicht Aller zur allgemein zweckmäßigen Arbeit erstreckt sich also theils auf das bestimmte Wesen der Arbeit selbst, theils auf das zweckmäßige quantitative Verhältniß, in welchem die einzelnen Arbeitszweige vertreten sein sollen, theils auf den Verkehr dieser Arbeit. Es erweist sich also von diesem Rechtsbegriffe aus die innere principielle Unwahrheit jener ganzen bisherigen Anschauungsweise und gesellschaftlichen Verhältnisse, wonach der Einzelne zunächst nur als Privatperson für sich betrachtet wird, sodaß er (wenn er es nicht für sich selbst nöthig hat) theils gar keine bestimmte Arbeitsform zu treiben braucht, theils seine Arbeit selbst ursprünglich nur aus dem Gesichtspunkte seines Privaterwerbszweigs betrachtet, ohne von jener Rechtspflicht zu wissen. Und während aus dieser falschen, einseitig für sich gedachten Privatstellung Aller nothwendig die verhältnißmäßige Ordnungslosigkeit der Arbeits- und Verkehrsverhältnisse, die überhäufte Concurrenz in einzelnen Arbeitszweigen u. s. w., sowie die einseitige Geltung des selbstisch berechnenden Interesses folgt, so ergibt sich dagegen aus jenem Grundsatze des wahren vollständigen Rechtes von selbst das Gesetz einer höhern allgemein zweckmäßigen (für die Einzelnen im Staate, wie für das Verhältniß der Staaten zueinander gültigen) Arbeits- und Verkehrsordnung. Die neuere Rechtsentwickelung also seit der ersten französischen Revolution hat darin, daß sie nur erst die volle Freiheit des Erwerbs Aller verkündigte, ohne von jener vollständigen und bestimmten Rechtspflicht Aller zu wissen, in Wahrheit noch die einseitige Willkür stehen gelassen, sie hat sich noch in formeller, abstracter Weise blos an den Begriff der freien von Natur berechtigten Selbstheit gehalten, ohne sich die bestimmten voll-

ständigen Rechtsbedingungen zum Bewußtsein zu bringen, welche durch die wesentliche Bestimmung Aller gefodert sind.

Jedoch das Recht, wenn es seinem oben bezeichneten vollständigen Begriffe genügen soll, fodert nicht blos die allgemein zweckmäßige (und demgemäß gegliederte) Arbeit Aller und deren entsprechenden Verkehr, sondern es fodert auch die für Jeden vorauszusetzende materielle Grundlage seines genügenden Erwerbs. Jene ursprüngliche, nicht erst durch die menschliche Thätigkeit gesetzte, sondern für Alle als Naturbedingung vorausgesetzte Grundlage aber ist der Grund und Boden, aus welchem alles übrige Eigenthum stammt. Also ist auch jenes ursprüngliche Anrecht Aller auf eine vorausgesetzte genügende Grundlage ihres Erwerbes zunächst ein Anrecht auf den Grund und Boden, weil dieser nicht wie Anderes hervorgebracht und folglich auch nicht in solcher Weise wie das Hervorgebrachte reines ausschließendes Privateigenthum ist. Und wenngleich nun nicht Alle Grundeigenthümer sein können, so muß doch auf demjenigen ursprünglichen Grundeigenthum, welches den hinreichenden Bedarf der Besitzenden übersteigt, jederzeit die unterscheidende Rechtspflicht ruhen, für die noch Bedürftigen in irgend einer Form die noch fehlende genügende Grundlage ihres Erwerbes abzugeben. Die neuere Rechtsentwickelung mit all ihren Freiheitsbegriffen hat von jener vorausgesetzten bedingten Naturgrundlage des genügenden Erwerbes und Besitzes Aller gleichfalls noch abstrahirt, sie hat sich auch in dieser Hinsicht noch einseitig an den Begriff der freien Selbstheit und ihrer berechtigten Thätigkeit gehalten, sodaß sie den Grund und Boden noch gleich allem andern Eigenthum einseitig in den durch die geschichtliche Thätigkeit gesetzten Besitzverhältnissen gelassen hat, während doch klar ist, daß die aller geschichtlichen Thätigkeit vorausgesetzte Grundlage des Eigenthums nicht in solcher Weise, wie Anderes, den erst durch diese Thätigkeit gesetzten Besitzverhältnissen unterworfen sein kann.

Es kann hier nicht davon die Rede sein, diese unterscheidenden Rechtsgrundsätze weiter zu entwickeln, sowie dies anderweitig geschehen ist, sondern nur noch davon, sie gegenüber dem gewöhnlichen Bewußtsein, sowie den Vorurtheilen der Gegenwart in das Licht zu setzen. Daß der Einzelne rechtlich verpflichtet und folglich auch einer rechtlichen Nöthigung unterworfen sein soll, als Glied einer allgemein zweckmäßigen Arbeitsordnung innerhalb einer bestimmten Arbeitsform thätig zu sein und dem entsprechend auch seine Arbeit in den allgemeinen Verkehr zu bringen, dies mag allerdings sehr gegen hergebrachte Freiheitsbegriffe streiten; jedenfalls steht es zu dem bestehenden allgemeinen Rechtszustande in wesentlichem Gegensatz. Denn dieser letztere weiß durchaus nichts von einem allgemeinen Rechtsgesetz, kraft dessen

auf allgemein gesetzliche Weise darüber zu wachen wäre, daß Jeder seiner Rechtspflicht zu einer bestimmten allgemein zweckmäßigen Arbeit nachkomme, daß demzufolge auch die einzelnen Arbeitszweige im zweckmäßigen quantitativen Verhältniß vertreten seien, daß die Arbeit Aller auf die entsprechende Weise (also namentlich auch zu dem gebührenden Preise) in den allgemeinen Verkehr komme u. s. w. Auch hätte man vollkommen das Recht, hiergegen den Vorwurf einer widersinnigen Tyrannei zu erheben, wenn der Sinn der wäre, daß Jedem seine bestimmte Arbeitsform vorgeschrieben, ebenso die Verkaufsbedingungen auf unmittelbar gesetzliche Weise festgestellt werden sollten u. s. w. Allein dies liegt in dem Obigen durchaus nicht; es ist dadurch z. B. die eigene freie Berufswahl durchaus nicht ausgeschlossen, sondern sie ist nur auf ihr wahres rechtliches Maß zurückgeführt, sofern sie doch zugleich mit der Rechtsfoderung der zweckmäßigen Arbeit, also namentlich auch der genügenden Fähigkeit zu dem erwählten Berufszweige, der angemessenen quantitativen Vertretung der Arbeitszweige u. s. w. im Einklang sein muß. Wollte man aber auch hiergegen noch sagen, daß es über das reine Recht hinausgehe, Alle hierzu gesetzlich anzuhalten und in solcher Weise die ganze Ordnung der Arbeits- und der Verkehrsverhältnisse zu überwachen, so würde man damit nur zeigen, daß man nicht weiß, was denn wirklich unter dem Begriffe des Rechts zu verstehen ist. Denn das Recht nach seinem natürlichen Begriffe ist eben dasjenige Handeln, welches mit den äußeren Bedingungen der wesentlichen menschlichen Bestimmung in äußerer Zusammenstimmung ist; daß eine Handlung in dieser Zusammenstimmung sei, heißt eben, daß sie eine rechtmäßige sei, und sofern sie für diese Zusammenstimmung wesentlich erfoderlich ist, so ist sie Rechtspflicht. Da nun aber die äußern Bedingungen für die wesentliche Bestimmung der freien Person nur in der allgemein zweckmäßigen und demgemäß vertheilten und gegliederten Culturthätigkeit erreicht werden, dieser Zweck aber, wie jeder Rechtszweck, in allgemein gesetzlicher Weise zu sichern ist, so ist ebendamit auch jene Rechtspflicht Aller gegeben und folglich die Rechtsfoderung der allgemein gesetzlichen Ueberwachung der Arbeits- und Verkehrsverhältnisse in dieser Hinsicht. Nur wenn z. B. dem Einzelnen die freie Wahl des Berufs genommen und ihm statt dessen eine bestimmte Arbeitsform gesetzlich vorgeschrieben würde, nur dann wäre das Recht überschritten, weil damit in der That die äußern Bedingungen für die wesentliche Bestimmung der freien Person verletzt wären. Aehnliches gilt von den öffentlichen Verkehrspreisen, wenn hier Alles auf unmittelbare gesetzliche Weise festgestellt sein sollte. Denn dies würde ebenso sehr gegen die freie Würde der verkehrenden Personen als gegen die sonstige wirkliche Zweckmäßigkeit der Sache ver-

stoßen; es wäre eine widersinnige und widerrechtliche Tyrannei. — Wollte man nun aber überhaupt jenen allgemeinen Begriff des Rechts, wonach es in der äußern Ermöglichung und Sicherung der ganzen wesentlichen Bestimmung Aller besteht, als einen zu umfassenden und zu weit ausgedehnten bestreiten, so wäre auch dies in der That ein bloßer nichtiger Wortstreit. Denn wollte man auch sich dagegen sträuben, daß der Begriff des Rechts in solchem Umfange gebraucht werde, so würde doch nach wie vor Vernunft und Sittlichkeit gebieten, alles Das, was in der obigen Definition befaßt ist, auf äußere, gesetzlich überwachende und nöthigende Weise zu sichern; es würde nach wie vor vernünftige Foderung bleiben, auf äußere gesetzliche Weise darüber zu wachen, daß Alle in einer allgemein zweckmäßigen Weise thätig seien und in entsprechender Weise diese ihre Arbeit in den Verkehr bringen u. s. w. Denn nur auf solche Weise (möchte man auch einer solchen Ordnung den Namen des reinen Rechts verweigern wollen) ist das äußere Handeln Aller in wirklicher Zusammenstimmung mit den äußern Bedingungen, an welche die Bestimmung Aller geknüpft ist; dagegen sind diese Bedingungen dadurch in keiner Weise verletzt.

Wir haben hiermit zunächst nur gegenüber von dem hergebrachten Bewußtsein und seiner ganz unvollständigen Rechtsauffassung den vollen positiven Begriff des Rechts hervorgehoben. In dem Erwachen dieses vollständigen bestimmten Rechtsbewußtseins mit seinem umfassenden Inhalte liegt zunächst die Zukunft der Menschheit beschlossen. Von diesem Bewußtsein aus wird auf dem rechtlichen Gebiete eine analoge Umgestaltung erfolgen, wie die, welche einst das Christenthum auf dem religiös-sittlichen Gebiete bewirkt hat. Die jetzigen selbstischen und zersplitterten Sonderverhältnisse der Einzelnen und der Staaten gegeneinander, sowol innerhalb der Arbeit und des Verkehrs als in Beziehung auf die ursprüngliche Grundlage alles Eigenthums (den Grund und Boden), werden verschwinden vor dem Bewußtsein des vollständig bestimmten und umfassenden Rechtszusammenhanges, in welchem der Einzelne, wie der besondere Staat, sich zum Ganzen befindet. Und diese rechtliche Umgestaltung muß von selbst auch ihre entsprechende sittliche Wirkung üben, sowol auf die Besonderheit des Nationalbewußtseins und seiner Bildung als auf das ganze Bewußtsein des Einzelnen über seine Stellung in der Gemeinschaft.

Allein so gewiß es ist, daß die ganze sociale Aufgabe der Neuzeit ihre Lösung einfach in dem vollständigen bestimmten Begriffe des Rechts haben muß (weil ja das Rechtsgesetz seinem wahren Wesen nach eben darin besteht, die vollständigen äußern Bedingungen der wesentlichen freien Bestimmung Aller herzustellen und zu sichern), — und so gewiß wir also jede solche Auffassung zurückweisen müssen, welche auf

dem blos national-ökonomischen oder auch auf dem bloßen religiös-sittlichen Wege die Abhülfe suchen will, so große Schwierigkeiten muß andererseits jene höhere vollständige Rechtsanschauung im Geiste einer Zeit finden, die wie die jetzige durch mannichfache innerlich noch unreife und zerstörende Bestrebungen in sich selbst irre geworden, abgestumpft und ermattet ist. Theorien, welche an die Stelle der bisherigen Zustände eine strenge systematische Ordnung der Arbeits- und Verkehrs-, sowie der Eigenthumsverhältnisse setzen wollen, allein mit den ersten Grundlagen des Rechts selbst und den höchsten sittlichen Zwecken sich in unlösbaren Widerspruch setzen, hat die Gegenwart bereits genug gesehen (obwol es noch nicht viel über ein Jahrzehnd ist, daß eine Vorstellung von den socialen Problemen und Theorien in das allgemeinere Zeitbewußtsein eingedrungen ist): und noch mehr ist praktisch durch den blinden und ordnungslosen Drang des demokratischen nur auf möglichst unmittelbare Selbstregierung der Massen gerichteten Strebens die ganze Bewegung der Zeit im Innersten gelähmt worden. Andererseits steht dieser durch allgemeine Principien und Ideen beherrschten Entwickelung des europäischen Festlandes eine hiervon verhältnißmäßig unberührte und vielmehr ganz aus den bestimmten, verständig praktischen Interessen hervorgegangene, für sich gesonderte Welt gegenüber in dem Leben des englischen Staates, welches ebendeshalb in der Gegenwart für so Viele als ein relatives Musterbild und als ein Fingerzeig erscheint, daß auch für das übrige Europa nicht aus allgemeinen Principien, sondern nur auf dem Wege einer rein praktischen Durchbildung die allmälige Lösung der gegenwärtigen Uebel und Widersprüche möglich sei. — Eben im Gegensatze gegen diese nur aus der bisherigen Entwickelung entnommenen Anschauungen soll nun hier das unterscheidend Deutsche, das in jenem umfassenden, vollständig bestimmten Begriffe des Rechts liegt, zum Bewußtsein gebracht und demzufolge vor allem der französischen und englischen Entwickelungsgeschichte gegenüber erörtert werden. Es soll gezeigt werden, wie erst mit jenem höhern vollständigen Rechtsbewußtsein die wahre selbständige Aufgabe des deutschen Geistes in socialer und politischer Hinsicht beginnt, während seine bisherige Geschichte in dieser Beziehung nothwendig noch von den anderweitigen (hauptsächlich von Frankreich aus beherrschten) schwankenden Strömungen der Zeit abhängig blieb. Vorläufig heben wir von den gangbaren Zeitanschauungen, welche dem Begriff jener umfassenden vollständigen Rechtsordnung im Wege stehen, noch eine besonders hervor, welche in sehr scheinbarer Weise eine gerade entgegengesetzte Ansicht der Sache aufstellen will, in Wahrheit aber weder von dem vollständigen bestimmten Begriffe des Rechtes etwas weiß, noch mit ihren Einwürfen den wirklichen Inhalt unserer oben ausgesprochenen

Rechtsanschauung trifft. Nach dieser Ansicht nämlich würde die oben bezeichnete allgemein gesetzliche Ordnung der zweckmäßigen Arbeit Aller und ihres entsprechenden Verkehrs nur vollends der Gipfel einer falschen Vielregiererei und Bevormundung des Staats sein, während es sich vielmehr vor allem für uns Deutsche darum handeln soll, von solcher bureaukratischen und die eigene Selbstthätigkeit erstickenden Bevormundung frei zu werden, damit endlich ein selbständiger, praktischer Geist in dem Volke erwache. Man mag dann hierbei vor allem auf die englischen Verhältnisse hinweisen, wo die Kraft der Nation eben auf der möglichsten Selbregierung des Volks innerhalb seiner besondern Kreise und dem selbstthätigen Unternehmungsgeiste beruhe, während gerade dieser, z. B. auf dem Gebiete der Industrie, bei uns Deutschen durch die Gewohnheit des einseitigen Regiertwerdens so sehr erstickt sei. Ganz unbeschadet Dessen nun, was in dieser Ansicht Wahres enthalten ist, liegt dabei die schon oben widerlegte ganz falsche Auffassung zu Grunde, als ob es sich bei jener Ordnung der allgemein zweckmäßigen Arbeit um ein unmittelbar gesetzliches Vorschreiben und Eingreifen, einen unfreien Zwang handle, während doch die eigene freie Bewegung des Einzelnen innerhalb des allgemein Zweckmäßigen durchaus nicht aufgehoben ist, wol aber durch das Bewußtsein jener wahrhaft bestimmten vollen Rechtspflicht und des erst hierin gesicherten eigenen vollen Rechts ein ganz anderer Alles durchdringender Geist zweckmäßiger Thätigkeit geweckt werden muß. Außerdem aber liegt es gerade im Wesen dieser Ordnung, daß auch die gesetzlich überwachende Macht, welche hiermit zu thun hat, mehr als irgend eine in dem Volke selbst, in der bestimmten Einsicht und Kenntniß, wie sie in den einzelnen Arbeitszweigen selbst vertreten ist, ihre Wurzel haben muß. Es wird also gerade durch jene Ordnung eine der äußerlich bevormundenden Bureaukratie ganz entgegengesetzte wahrhafte Volksregierung gefodert, nur daß diese nicht, wie es nach dem bisherigen einseitigen und unvollständigen Rechtsbegriffe der Fall wäre, Sache bloßer für sich gedachter Privatcorporationen und Privatpersonen, sondern ihrem wahren rechtlichen Begriffe nach mit der Regierung des Staats an sich selbst eins ist. Hiervon eben, von dem wahren vollen Rechtsbegriffe, zufolge dessen es sich nicht blos um die verständig zweckmäßige und thatkräftige Sicherung der eigenen Sonderexistenz Aller handelt (wie in dem Leben des englischen Nationalgeistes), sondern wonach Jeder mit seiner Arbeit und dem Verkehre derselben einem höhern überwachenden Gesetze der allgemeinen Zweckmäßigkeit unterworfen sein muß, weiß jene vorhin bezeichnete Anschauungsweise nichts. Sie verkennt aber auch insbesondere den durchgreifenden Unterschied, welcher zwischen einer Entwickelungsgeschichte wie der des englischen Geistes und der des deutschen besteht.

Wäre der deutsche Geist einer solchen verständig praktischen Richtung fähig, wie sie in unmittelbar nationaler, aber ebenfalls auch sehr einseitiger Form dem englischen Geiste innewohnt, dann wäre längst die deutsche Geschichte eine ganz andere. Allein die zweckmäßige äußere Ausbildung des eigenen nationalen Lebens wird vielmehr für den deutschen Geist seiner ganzen Natur und Geschichte zufolge nur auf dem Wege der allgemein geistigen principiellen Entwickelung, durch das erwachende Bewußtsein von der wahren umfassenden Bedeutung des Rechts nach dem vollständigen Inbegriffe seiner Bedingungen möglich werden und der deutsche Geist eben damit bestimmt, in der höheren wahrhaft menschlichen und bleibenden Form diejenige Zweckmäßigkeit herzustellen, welche der englische Geist nur in nationaler, selbstisch particulärer und deshalb noch höchst einseitiger und unvollkommener Form in sich darstellt.

Wir sind hiermit bereits auf unsern eigentlichen Gegenstand übergeführt. Allein ehe wir denselben nun bestimmter und mit Gegenüberstellung der französischen und englischen Entwickelung erörtern, ziehen wir zunächst eine Schrift herbei, welche zwar nach einer Seite hin zu unserer Ansicht über die wahre Gestaltung der Gesellschaft in sehr wesentlichem Gegensatze steht, zugleich aber auch wieder in einer sehr beachtungswerthen Weise mit derselben zusammentrifft und so von einer andern Seite her gleichfalls dazu dienen kann, zur tiefern und wahrhaft deutschen Auffassung der socialen Frage hinzuleiten.

Die Schrift des Hrn. Riehl „Die bürgerliche Gesellschaft", welche wir hierbei im Auge haben, sucht kurz gesagt den eigenthümlichen Grundgedanken durchzuführen, daß sie im Gegensatze gegen die gleichförmige Abstraction des jetzigen unbefriedigten Rechtsbewußtseins (vor allem in seiner demokratischen Form), welches überall dieselbe von abstracten Rechtsansprüchen ausgehende, dagegen mit den bestimmten Verhältnissen des Standes, der ständischen Sitte u. s. w. zerfallene innere Entzweiung und Zerfahrenheit darstellt, vielmehr eine Versöhnung des freien staatsbürgerlichen Bewußtseins der Neuzeit mit der bestimmten ständischen Gliederung der bürgerlichen Gesellschaft anstrebt, in der Kräftigung und Erneuerung dieses ständisch gegliederten Lebens nach seiner natürlichen und geschichtlichen Bestimmtheit, in der Belebung des ständischen Geistes, der ständischen Sitte u. s. w. das nächste Heilmittel für die gegenwärtigen Zustände findet. Diese seine Grundanschauung führt nun Hr. Riehl mittels einer sorgfältigen eingehenden Charakteristik der verschiedenen Stände der bürgerlicheen Gesellschaft durch. Das größte Gewicht legt er mit Recht vor allem auf den Bauernstand, welcher in unsern jetzigen Verhältnissen so zu sagen noch der einzige natürliche, bestimmt und scharf ausgeprägte

Stand sei. Mit feinem eindringendem Blicke und treuer sorgfältiger Auffassung der einzelnen Züge weist Hr. Riehl nach, wie der unterscheidende Charakter des echten deutschen Bauern überall das Leben in seiner hergebrachten Sitte und der reelle ganz auf seine bestimmten Standesverhältnisse gerichtete Sinn ist; wie er nur auf diesem bestimmten Boden sich zurecht und zu Hause findet, daher auch mehr als alle andern Stände eines gleichmäßigen festen Ganges seines Erwerbs u. s. w. bedarf; wie ihm aber demzufolge nicht blos die allgemeinen demokratischen Zeitbegriffe, sondern selbst die allgemeinen Formen des neuern Staatslebens, die constitutionelle Regierungsform u. s. w. etwas wesentlich Fremdes sind. Auch in den letzten Revolutionsjahren hat deshalb der Bauer nur an die bestimmte Abhülfe in seinen ihm zunächstliegenden bäuerlichen Verhältnissen gedacht, und zwar so, daß es aus demselben Grunde auch hier nicht zu einem reflectirten allgemeinen Bewußtsein, zu Vereinen u. s. w. kam, sondern die Bewegung überall eine bestimmte locale blieb und nur der Sache nach überall denselben wesentlichen Charakter trug. Insofern wird dann auch mit Recht gesagt, daß vor allem der deutsche Bauer mit seiner zähen Standesnatur es gewesen sei, der in der letzten Revolution vor den Thronen Halt gemacht, sofern schon die natürliche Passivität des Bauern gegen die anderweitigen (demokratischen) Bestrebungen jener Revolutionszeit an sich selbst auch einen Damm gegen das Ueberfluten der Revolution gebildet habe. Nur durch den Zerfall des Bauernlebens, durch das ländliche Proletariat vor allem, kann daher auch der demokratische Geist der Neuzeit Eingang bei dem Bauernstande finden. Dieser Zerfall aber ist nach Hrn. Riehl in vielfacher Hinsicht ebenso sehr durch das falsche Eingreifen des bureaukratischen Staats, z. B. in die Verhältnisse des Gemeindelebens des Bauern u. s. w., herbeigeführt worden, als durch anderweitige locale Verhältnisse, durch Güterzersplitterung u. s. w. Von Natur ist z. B. eine Gemeindeverfassung nach dem abstract gleichmachenden Stile der heutigen Demokratie dem Wesen und Geiste des Bauern ebenso sehr zuwider als die falsche Bevormundung durch den Polizeistaat, deshalb nämlich, weil für die Anschauung des Bauern sich die Bedeutung des Einzelnen wesentlich nach Dem bemißt, was er nach seinen bestimmten bäuerlichen Verhältnissen ist, nicht aber nach abstracten Zeitbegriffen. Dem Allem zufolge liege wol auch in der Bemerkung ein richtiger und bedeutsamer Zug, daß der Bauer zufolge seines natürlichen ständischen Gefühls eine Vertretung des Volks nach ständischen Gruppen zu begreifen und zu schätzen wisse, während er für die gerade bei den niedern Classen der städtischen Bevölkerung so populäre Vertretung nach der abstracten Kopfzahl keinen Sinn habe. Der

Bauer ist also überhaupt die eigentliche erhaltende Macht im Staate und sollte demgemäß auch behandelt werden. Durch Entfernung der heruntergekommenen Einzelnen oder auch Gemeinden, mittels Auswanderung u. s. w., durch erneute größere Abrundung des bäuerlichen Grundbesitzes und Verhinderung der Güterzertheilung, durch Pflege der bäuerlichen Sitte, namentlich auch innerhalb des Gemeindelebens, durch Beamte, die mit dem Wesen und den Verhältnissen des Bauern besser vertraut sind, durch eine angemessene Stellung und Bildung der Dorfschullehrer (im Gegensatze gegen ihre jetzige vom Wesen des Bauernstandes so abgelöste Bildungsweise u. s. w.) soll der Staat auf jenen Zweck hinarbeiten, indem er sich dadurch gegen die auflösende Macht der jetzigen rechtlichen und gesellschaftlichen Abstractionen seinen natürlichen Halt sichern.

Zunächst nach dem Bauernstande und als das ihm verwandteste Glied der bürgerlichen Gesellschaft wird dann von Hrn. Riehl „die Aristokratie" besprochen, d. h. der Adel, sofern er nicht nur durch ein auszeichnendes geschichtliches Familienbewußtsein, sondern auch durch eine dem entsprechende reelle und sichere Unterlage, durch einen größern Grundbesitz, zu einer solchen unterscheidenden Stellung in der Gesellschaft berufen sein soll. Auch hier vor allem kehrt sich der Verfasser gegen die einseitige Gleichmacherei des modernen Rechtsbewußtseins, welches von der so berechtigten geschichtlichen Bestimmtheit, auf welcher der Adel ruhe, ganz absehe; er sucht insbesondere zu zeigen, wie der Haß gegen den Adel hauptsächlich erst aus der Zeit herrührt, in welcher der Adel seine frühere natürliche und selbständige Stellung schon verloren hatte und in der höfischen Unterordnung unter den Absolutismus der fürstlichen Gewalt zu etwas wesentlich Anderm, zu einem bloßen Unterschiede des Ranges und zu einem vielfach auf keine reelle Grundlage mehr gestützten Anspruche ward, der denn endlich in einen solchen Kastengeist ausarten mußte. Wir können zu Dem, was der Verfasser in dieser Beziehung ausführt, kurz hinzufügen, daß während in England der Adel sich als eine praktisch verständige, nüchterne Realität forterhielt, er dagegen in Frankreich und Deutschland mit der Zeit zu einem allgemeinen ideellen Begriffe wurde, welcher als solcher nothwendig dasselbe Schicksal theilen mußte wie jenes göttliche Recht der Fürsten, mit dem er sich in so enge Verbindung gesetzt hatte. Der Erörterung des Verfassers über Wesen und Bedeutung der mittelalterlichen Aristokratie, mittels welcher er seine eigene Anschauungsweise zu erläutern und zu begründen sucht, können wir hier freilich nicht weiter folgen, wie wir überhaupt unbeschadet des Verdienstlichen, welches der Verfasser auch in diesem Abschnitte sagt, doch im Folgenden sehen werden, daß jener Begriff der „Aristokratie" als eines eigenen Stan-

des in der künftigen bürgerlichen Gesellschaft (neben dem des Bauern und Bürgers) zu den schwächsten Seiten der Riehl'schen Anschauung gehört. Im Ganzen will der Verfasser der „Aristokratie" als ihren wahren Beruf die gemäßigte vermittelnde Stellung zuweisen, sofern sie als ein Stand der höhern allgemeinen Bildung ebenso sehr zu dem vorwärts schreitenden bürgerlichen Elemente sich in ein befreundetes Verhältniß zu setzen habe, als sie andererseits doch ihrer Natur nach eine conservative und dem Bauern verwandte Macht sei. Jene Bedeutung könne jedoch der Adel nur dann haben, wenn er sich auf einen sichern größern Grundbesitz stützt, daher der Verfasser für denjenigen großen Theil des Adels, dem es an diesem Erfodernisse fehlt, die Uebersiedlung in den bürgerlichen Stand (also nach Art des englischen Adels) verlangt.

Im Gegensatz gegen diese bisher geschilderten Mächte des „socialen Beharrens" wird nun der Bürger als der allgemeine geschichtliche Stand der „socialen Bewegung" aufgefaßt, welcher daher auch durch das freie Bewußtsein der Neuzeit in den Besitz der überwiegenden moralischen und materiellen Macht gekommen sei. Als der unterscheidende Grundzug des bürgerlichen Geistes wird das thätige schaffende Streben bezeichnet, welches zufolge dieser seiner Natur auch bei allem Reichthum und bei aller Bethätigung desselben im Großen doch eine gewisse Knappheit und Selbstbeschränkung in der äußern Sitte, also eine innerlich geistige Concentration und eine damit verbundene verhältnißmäßige Unscheinbarkeit nach außen mit sich führt, wie ja dies Alles in der engern Bedeutung des Worts „bürgerlich" enthalten liegt. Der Bürgerstand schließt nun aber seiner Natur nach zwei entgegengesetzte Seiten zumal in sich: einerseits die allgemeine gleichmachende geistige Bildung, andererseits die mannichfaltige und selbständigere Besonderung der verschiedenen Berufsarten innerhalb jener bewußtern Einigung. Das lebendige eigene Erfülltsein von der bestimmten Berufsart ist ein wesentliches Erfoderniß für den kräftigen bürgerlichen Standesgeist. Allein dasselbe darf nicht ausarten in jener Weise, wie sie hauptsächlich durch den bureaukratischen Polizeistaat gefördert worden ist, nämlich daß die bloße Berufsart sich zu einem unterscheidenden Stande aufbläht, z. B. also von einem Beamtenstande, Offizierstande u. s. w. die Rede ist im Gegensatze gegen den Handwerkerstand u. s. w., überhaupt gegen den sogenannten Bürger im engeren Sinne. Denn dadurch ist an die Stelle des wahren socialen Standesbewußtseins, an die Stelle des allgemein bürgerlichen Geistes, ein gemachter Unterschied unechter Stände gesetzt, und der Kastengeist, welcher dem wirklichen Stande vielmehr den Begriff des Ranges unterschiebt, ist somit eine nothwendige Folge. Eben diese falschen gemachten Stände haben wesentlich dazu beigetra-

gen, die moderne Abneigung gegen die ständische Gliederung überhaupt hervorzubringen. Theils durch solche Einwirkung der Polizeistaats, theils durch die gleichzeitigen Abstractionen der modernen Rechtsentwickelung, wie z. B. namentlich durch eine unbeschränkte einseitige Gewerbefreiheit, hat nun das sociale Bewußtsein des Bürgerstandes noch ungleich mehr gelitten als das der andern Stände, wie ja überhaupt der Bürgerstand seiner Natur nach am meisten einer Verflachung oder Verkehrung des Sonderbewußtseins ausgesetzt ist. An die Stelle des wahren Bürgers ist so zu einem großen Theile der „sociale Philister“ getreten, als dessen eigenthümliches Kennzeichen von dem Verfasser eben der Indifferentismus gegen den Standes- und Berufsgeist und daher einerseits ein verschwommenes und nivellirtes bloßes Staatsbürgerthum, andererseits ebendeshalb die egoistische, stumpfe und geistlose Selbstbeschränkung auf sich bezeichnet wird. Als ein besonders charakteristischer Zug wird demgemäß namentlich das vielfache Verleugnen des eigenen Berufes, des bestimmten Handwerks u. s. w. hervorgehoben, indem z. B. der Schneider, Schuhmacher u. s. w. nicht mehr unter diesem Namen laufen und gelten will, sondern in der Allgemeinheit eines Kleiderfabrikanten u. s. w. seine Ehre sucht, sodaß überhaupt nicht mehr die bestimmte bürgerliche Kunstfertigkeit, sondern in Wahrheit der bloße mit Andern gleichmachende Besitz, das in dem Geschäfte enthaltene Capital es ist, nach welchem die gesellschaftliche Stellung geschätzt wird. Dagegen wird nun z. B. an dem Handelsstande deutlich gemacht, wie nur Derjenige ein wahrer Kaufmann zu nennen sei, welcher bei seinem eigenen Vortheile zugleich auch im Interesse und Geiste seines Standes und seiner Nation thätig ist, während Derjenige, dessen Handel nur auf den eigenen Erwerb und Vortheil berechnet ist, bei noch so großem Capitale doch ein bloßer Krämer bleibt. Im Ganzen also will der Verfasser für die Zukunft wieder eine Erneuerung und Kräftigung des bürgerlichen Corporationsgeistes, so vor allem der Gewerbe u. s. w. Es soll jenes „Behagen innerhalb des Standes und der ständischen Sitte“ wieder möglich werden, wie es dem frühern deutschen Bürgerthume mit seiner ausgesprochenen corporativen Gliederung so wesentlich war.

Schließlich faßt nun der Verfasser im Gegensatz gegen die obigen natürlichen Stände unter dem Namen des „vierten Standes“ alles Dasjenige zusammen, was den schärfsten Kern der gegenwärtigen Gesellschaft bildet, nämlich das mit den gegebenen bestimmten Verhältnissen seines ständischen Daseins zerfallene und in sich selbst entzweite Proletariat der verschiedenen Stände. Proletarier ist nach dem Verfasser schon überhaupt Derjenige, welchem die gesicherten Mittel fehlen, in einer den sonstigen bestimmten Verhältnissen seines Standes ge-

mäßen Weise zu leben, daher das Proletariat ebenso gut den höhern als den niedern Classen der Gesellschaft angehört. Allein ein Mitglied des vierten Standes ist dem Verfasser erst Derjenige, welcher von hieraus auch geistig mit seinem socialen Stande und mit der Sitte desselben zerfallen und in das abstracte Bewußtsein unbefriedigter Rechtsansprüche sowie in eine unbestimmte Zerfahrenheit der ganzen gesellschaftlichen Stellung hineingerathen ist. So wird denn namentlich gleich zu Anfang jene in den letzten Jahren so vielfach zum Vorschein gekommene natur- und geschichtslose Abstractheit des ganzen Bewußtseins, die sich selbst über die Nationalität hinwegsetzt und auf allen Revolutionsschlachtfeldern Europas sich umhertreibt, als der schärfste Ausdruck des unterscheidenden Geistes des vierten Standes hervorgehoben. Auch im Weitern sucht dann der Verfasser mit seinem gewohnten sorgfältigen Eingehen in die einzelnen Verhältnisse nachzuweisen, wie die Losreißung von der hergebrachten Bestimmtheit und Sitte des Berufsgeschäfts, Handwerks u. s. w. ein wesentlicher Ausgangspunkt theils schon für das Entstehen des Proletariats, theils noch bestimmter des vierten Standes sei, so z. B. bei den verschiedenen Arten der Künstler und namentlich bei dem schriftstellernden Literaten, aber auch bei dem Fabrikarbeiter, sofern dieser nach der ganzen Art seines Geschäfts ein von dem frühern Handwerk verschiedenes und nur erst halb fertiges, unvollkommen ausgebildetes Ding sei. Der geistige Unterschied aber zwischen dem noch in seinem Standesbewußtsein lebenden Proletarier und andererseits dem Mitgliede des vierten Standes wird z. B. insbesondere an dem Verhältniß des echten Handwerksburschen und andererseits des unzufriedenen Fabrikarbeiters klar gemacht. Auch gegen die Uebel des vierten Standes nun sucht der Verfasser seiner Grundanschauung gemäß wiederum in der neu erstarkenden körperschaftlichen Gliederung der Stände die Abhülfe, indem diese Gliederung von den früher besprochenen Ständen ausgehen und so einen analogen Trieb auch in dem vierten Stande erwecken müsse. In diesem Sinne werden dann mit Hinsicht auf die verschiedenen Gruppen des vierten Standes mancherlei Andeutungen gegeben. Es wird z. B. in Betreff der Handwerksbursche die Hinwirkung auf den frühern kräftigen und ehrenhaften Zusammenhalt der Gewerbe, eine Neugestaltung ihrer gemeinsamen Herbergen, die Wiederbelebung des Verhältnisses zur Familie des Meisters u. s. w. gefodert; es wird hinsichtlich der dienenden Classe auf die Nothwendigkeit einer Erneuerung der engern häuslichen und moralischen Gemeinschaft mit der Dienstherrschaft hingewiesen; es wird für die Fabrikarbeiter theils eine vollständigere (mehr gewerbsmäßige) Bildung durch Arbeitsschulen verlangt, theils eine Genossenschaft unter sich, welche sie mit einem

gewissen Familiengeiste durchdringen soll, ihnen zur Erlangung einer mannichfachern Handfertigkeit helfen würde u. s. w. Im Ganzen ist nun aber doch gerade hier hinsichtlich der Zukunft des vierten Standes die Anschauung des Verfassers am wenigsten klar und entwickelt, und es hängt dies nothwendig mit seiner ganzen Auffassung der socialen Frage zusammen, auf deren selbständige Besprechung wir demnächst übergehen.

Bairische Zustände.

Von

Adolf Bock.

IV.

Um in der Gesetzgebung des Königreichs größere Uebereinstimmung zu erzielen, ist schon seit 1818 viel gesprochen und geschrieben worden. Als der Kanzler von Wächter im Auftrage Württembergs vorschlug, das Geschäft, welches in beiden Ländern gleich nothwendig sei, gemeinsam vorzunehmen, erklärte man sich in München, um bairische Superiorität geltend zu machen, gern bereit, die Organisation auszuarbeiten, damit Württemberg nur anzunehmen habe, und die Sache zerschlug sich. An den jüngsten Landtag wurden endlich Vorlagen gebracht, um wenigstens die Criminalordnung, welcher in der Pfalz der Code pénal und in den übrigen Provinzen die Feuerbach'schen Grundsätze als Basis dienen, einheitlich herzustellen. Die Strafen des Code pénal sollen gemildert, die scharfen Begriffsbestimmungen Feuerbach's Gemeingut werden, um, was ein aufrichtiges Eingehen auf das Institut der Geschworenengerichte voraussetzt, den letztern die Präcision der Fragestellung u. s. w. zu erleichtern. Alles gut; allein der Landtag ist wieder vertagt worden, bevor er ans Werk ging. In der Civilgesetzgebung finden sich sodann nach einer Angabe des Oberconsistorialraths von Arnold noch gegenwärtig nicht weniger als fünfundsechzig Legislationen vor, sodaß es in Niederfranken noch Häuser gibt, wo in der Stube baireuther, in der Kammer bamberger und im Stall die Gesetzgebung ehemaliger Reichsritterschaft gilt. Ebenso kommt es in Schwaben vor, wo es von großen und kleinen Reichsstädten, von gefürsteten Abteien, von Grafen und Herren wimmelte, daß bei der Erhebung eines Thatbestands darauf gesehen werden muß, ob etwas vor oder hinter einem Hause geschah: denn danach richtet sich der Gerichtsstand und die Beurtheilung. Auch hier ist die Nothwendigkeit der Codificirung längst

von allen Seiten eingeräumt; allein die Inangriffnahme der schwierigen Arbeit verschiebt sich von Jahr zu Jahr.

An Steuern hat das sich im Ganzen nur eines bescheidenen Wohlstandes erfreuende Land hinreichend zu tragen. Für Colonialwaaren zahlt es unter allen Zollvereinsgebieten verhältnißmäßig am wenigsten. Allein die directe Steuer, der sicherste Prüfstein für das Wohlbefinden und die Zufriedenheit des Bürger- und Bauernstandes, belief sich im Budget von 1848 auf 6½ Millionen Gulden, überstieg 1851 7½ Millionen und mußte 1852 bei einem Deficit von 2½ Millionen auf 9 Millionen Gulden erhöht werden. Dazu hat die Grundsteuer über 4½ Millionen Gulden, die Gewerbesteuer über 800,000 Gulden und die Einkommensteuer mehr als 700,000 Gulden aufzubringen. Außerdem hat die Regierung die Zuschüsse des durch Kammerbeschluß längst abgeschafften Zahlenlottos noch immer nicht entbehren können und das Institut ruinirt noch immer den Geldbeutel der kleinen Leute.

Die Staatsschuld belief sich 1848 auf 101 Millionen, im Jahre 1851 auf 136 Millionen Gulden; doch müssen die bedeutenden Eisenbahnbauten auf Staatskosten dabei in Anschlag gebracht werden.

Ob es ein wirklicher Vortheil sei, daß der Staat bisjetzt kein Papiergeld emittirte, müssen wir dahingestellt sein lassen. Ausländische Werthpapiere cursiren desto lebhafter im Lande.

V.

Auf den ersten Blick erscheint die Verfassung des Königreichs sehr solid begründet. Sie widerstand den Angriffen, welche 1848 auf ihre Fundamente gemacht wurden, und es ist wol zu beachten, daß dafür die in jener Zeit von den eingeschüchterten Parteien erlangten Gesetze nun auch der grollenden Reaction desto entschiedener trotzen.

Daß der Landtag die ihm von den Theoretikern angesonnene Umgestaltung zurückwies, hatte seine innere Berechtigung. Denn größerer Theilnahme, als das bairische Volk gegenwärtig vermittels der Kammern an der Gesetzgebung besitzt, ist dasselbe seinem ganzen Culturstande nach vorläufig nicht fähig. Man muß die Urwähler und Wahlmänner von Schwabmünchen und Ampfing, von Nesselwang und Zwissel und selbst von Augsburg und München gesehen und gehört haben, man mußte die Deputirten Reinhardt und Kolb reden hören, um das zu behaupten: aber wo die Phrase nicht dominirte, da that es gewiß die Kurzsichtigkeit in politischen Dingen.

Daß der hohe katholische Klerus im bairischen Oberhause Sitz und Stimme fand, hat seine historische Begründung. Es harmonirt das nicht mit allen Grundsätzen des Liberalismus: allein Baiern steht factisch mit einem Fuße noch hinter der Kirchenreformation und wir

dürfen nicht erwarten, daß es mit einem Sprunge das Versäumte nachhole. Unter solchen Umständen ist es wenigstens ein relativer Gewinn, daß nicht alle bei der Gesetzgebung concurrirenden Prälaten Ultramontane sind. Neben ihnen sitzen zugleich Repräsentanten der protestantischen Kirche. Von ihnen ist zwar keine Befürwortung der Freien Gemeinden zu hoffen, aber innerhalb der Grenzen der anerkannten Kirchen ist dessenungeachtet noch manches mit der wahren Lehre des Christenthums übereinstimmende Resultat zu erzielen. Unter dem hohen Adel des Reichs gibt es noch stolze, Steuerfreiheit und Siegelmäßigkeit in Anspruch nehmende Junker in Menge. Allein wenn einmal Männer darunter sind, welche auf ihren Herrschaften den wohlgeordneten Staat im Kleinen einrichteten und nun mit desto praktischerm Blicke in der Kammer der Reichsräthe auf jede nationalökonomische Verbesserung hinarbeiten, so sind diese wenigen Männer vermöge ihrer Stellung von desto größerm Einfluß. Um Namen nicht ganz schuldig zu bleiben, soll Graf Giech von Thurnau genannt werden, der in der Reichsrathskammer in der Regel nur als Ausschußmitglied hervortritt, dessen Urtheil aber beim Könige stets Beachtung findet und dessen Anwesenheit in München deshalb vom Lande immer als ein erfreuliches Zeichen angesehen werden darf.

In der Kammer der Abgeordneten ist die Demokratie theils durch Resignation der Demokraten, theils durch nicht immer preiswürdige Operationen der Regierung neuerlichst erst reducirt worden. Selbst Se. demokratische Durchlaucht, der Fürst Oettingen-Wallerstein ist nach den Jahren der Aufregung zu einer Mäßigung zurückgekehrt, welche die umfassenden Kenntnisse und den unleugbaren staatsmännischen Scharfblick des Mannes nur noch glänzender hervorhebt. Fürst Oettingen-Wallerstein ist unstreitig der erste Redner der Kammer: stets klar und weltmännisch verbindlich, sollte unter Umständen auch die Ironie ihren Antheil verlangen. Er überrascht durch die Detailerörterung der verschiedenartigsten Gegenstände, oft auch durch die Aufschlüsse, welche er aus der eigenen Ministerperiode gibt. Da die Zeitverhältnisse ihm kein Portefeuille bieten können, so hat sich die Regierung zu seiner immer bei der Sache bleibenden Opposition nicht minder Glück zu wünschen als zu seiner Zustimmung, welche zwar seltener erfolgt, aber keineswegs principiell verweigert wird.

Im Ganzen ist die Nationalrepräsentation zahlreich genug, um einen gesunden legislatorischen Körper zu bilden, und hinreichend mannichfaltig zusammengesetzt, um die verschiedensten Meinungen, welche in der Bevölkerung Geltung zu beanspruchen haben, darzustellen. Daß es nicht in der Weise geschieht, wie jede einzelne Partei innerhalb und außerhalb des Königreichs wünscht, spricht keineswegs gegen

den Organismus. Daß aber in Zeiten, wie sie uns möglicherweise sehr bald bevorstehen, um die Stürme von 1848 als Spielerei hinter sich zu lassen, die bairische Nationalrepräsentation nicht bei der Reichsrathsuniform und dem Deputirtenfrack bleiben, sondern an jene Herren übergehen wird, welche das Casquet im Zimmer auf dem Kopfe behalten, das ist ebenso gewiß!

Auf den jüngsten Landtagen stützte die Regierung sich hauptsächlich auf die Rechte der Zweiten Kammer, mit Ausschluß der äußersten Rechten. Doch ist die Parteistellung keineswegs so starr, daß nicht auch die weiter links stehenden Fractionen unter Umständen für das Ministerium stimmten, oder das rechte Centrum nicht auch in einzelnen Fragen zur Opposition überginge. Nur muß man in diesem Falle nicht erwarten, daß das Ministerium sich deshalb zum Rücktritt entschlösse.

Daß die Kammern die in Wien und Berlin pactirten Erweiterungen des Zollvereins den Regierungspropositionen gemäß ebenso geräuschlos annahmen, wie sie das Gouvernement selbst ohne sichtbare Aufwallung acceptirte, war von der Klugheit vollständig geboten. Damit ruhen die deutschen Fragen so gut in den Kammern wie für die Regierung. Privatstudien bleiben dabei den HH. von der Pfordten und Hersch sowie dem Baron Linden in Augsburg unbenommen.

In innern Angelegenheiten wird der Einfluß der Kammern vielfach dadurch verkümmert, daß die Bureaukratie sich in spitzfindiger Auslegung und Anwendung der Gesetze stark zeigt, die ursprüngliche Absicht der Legislation auf die Weise umgeht, sich aber durch Kammerinterpellationen nicht hemmen läßt. Der Kampf selbst gehört indeß zum Wesen des Constitutionalismus und die definitive Entscheidung des Streits liegt wenigstens in der beschworenen Verfassung, der gemäß „ohne den Beirath und die Zustimmung der Stände kein allgemeines neues Gesetz, welches die Freiheit der Person oder das Eigenthum der Staatsangehörigen betrifft, erlassen, oder aufgehoben oder auch nur authentisch interpretirt werden soll", während zur Erhebung aller directen Steuern, sowie neuer indirecter Auflagen „der König die Zustimmung der Stände erholt".

Als es beim vorletzten Landtage galt, die schon hinreichend beschränkte Preßfreiheit durch Cautionen und Perhorrescenz des Geschworenengerichts in Preßprocessen noch mehr einzuengen, lehnte eine starke Majorität unter Führung der ehrenhaftesten Deputirten, des Freiherrn von Lerchenfeld und Dr. Ruland vom linken Centrum und des Fürsten Oettingen-Wallerstein von der gemäßigten Linken, die Regierungsvorlagen mit Entschiedenheit ab. Eine ähnliche Parteivereinigung hat die Vertagung des jüngsten Landtags kürzlich herbeigeführt.

Während nämlich die Nothwendigkeit der Trennung von Justiz und Verwaltung schon 1818 und später sogar vom Ministerium Abel anerkannt, ein entsprechendes Gesetz jedoch erst im Jahre 1848 erzielt wurde, hat die Regierung die Durchführung desselben Gesetzes bisher stets hingezögert. Sie ist nur theilweise vorgeschritten. Die Patrimonialgerichte, welche sich früher entgegenstellten, sind aufgehoben; bei den Städten erster und zweiter Classe ist die Trennung erfolgt. Es kommt also nur noch darauf an, die Operation bei den kleinen Städten und den Landgerichten zu vollziehen. Auch da erklärt der Minister die Sache für nothwendig; allein er will sich aus Finanzrücksichten mit geringer Personalverstärkung und Geschäftsvereinfachung begnügen, während die Opposition die gänzliche Beseitigung des eximirten Gerichtsstandes, welchem 1825 nur die Stempelbogenfreiheit entzogen wurde, und endliche, vollständige Durchführung des bestehenden Gesetzes verlangt. An der Kostenbewilligung würde nicht zu zweifeln sein. Dennoch vertagte die Regierung den Landtag, nachdem die Zweite Kammer die Vorschläge des Ministers mit großer Majorität verworfen hatte. Die Zweite Kammer würde sogar aufgelöst worden sein, wenn die ministerielle Absicht nicht, wie es heißt, auf den Widerspruch des Königs gestoßen wäre. Hoffentlich liegt in dem daraus hervorgegangenen Ministerwechsel der Keim zur künftigen glücklichen Ausgleichung der Differenz.

VI.

Allerdings konnte der Papst mit dem katholischen Könige von Baiern leichter ein Concordat abschließen als mit dem protestantischen Großherzog von Baden. Allein der Klerus möchte auch hier gern gegen die weltliche Gewalt angehen. Wo es direct nicht möglich ist, geschieht es indirect. Die meisten bairischen Erzbischöfe und Bischöfe waren deshalb unter den Ersten, welche dem Erzbischofe von Freiburg zu seinem muthigen Vorschreiten im Dienste der Kirche Glück wünschten und Kirchengebete für den neuen Märtyrer anordneten. In München empfand man die Demonstration sofort.

Im Concordat vom Jahre 1817 heißt es: der König ernennt für die erledigten erzbischöflichen und bischöflichen Stühle im Königreich würdige und taugliche Männer; der Papst setzt sie dann ein; vor dieser Einsetzung aber sollen sie sich in die Leitung und Verwaltung der betreffenden Kirchen auf keine Weise einmischen können. Die Propsteien der erzbischöflichen wie bischöflichen Kirchen werden vom Papste verliehen, die Ernennung der Dechanten steht dagegen dem Könige zu. In die Capitel der erzbischöflichen wie bischöflichen Kirchen, welche von den Erzbischöfen nnd Bischöfen besetzt werden, können nur Landeseingeborene aufgenommen werden. Der König von Baiern wird

auf alle Pfarreien und Beneficien, auf welchen seine Vorfahren oder die (1808) säcularisirten geistlichen Corporationen das Patronats- und Präsentationsrecht besaßen, die Candidaten präsentiren; die Erzbischöfe und Bischöfe werden sodann nach vorgängiger Prüfung die kanonische Einsetzung ertheilen. Alle übrigen Pfarreien und Beneficien, welche die frühern Bischöfe der jetzigen acht Kirchen Baiern frei besetzen, sollen von den Erzbischöfen und Bischöfen an Personen „frei vergeben werden", welche der König genehmigt.

Darin liegt auch eine sehr erhebliche Einmischung der weltlichen Macht in die Kirchenangelegenheiten. Allein der Klerus ist vorläufig an die Zugeständnisse des Heiligen Stuhls gebunden.

Die Hauptschwierigkeit liegt jedoch darin, daß Baiern nach seiner jüngsten Länderacquisition ein aus Katholiken und Protestanten gemischter „paritätischer" Staat sein soll. Seitdem ist zwar in München eine evangelische Kirche gebaut worden: allein die größere Nachgiebigkeit wird vorkommendenfalls immer noch den Protestanten zugemuthet und die Kluft, welche deshalb zwischen der Pfalz und Franken einer- und den alten und neuen katholischen Provinzen andererseits besteht, wird immer größer bleiben als selbst die Stammesverschiedenheit. Ist die Verbindung, was wir nicht entscheiden wollen, für alle Ewigkeit geschlossen, so wird der durch Gesetzgebung und Polizei erzielte friedliche Hader und die nur verdeckt spielende Eifersucht beider Parteien für die Culturgeschichte der Jahrhunderte hoffentlich günstige Resultate der Toleranz und der gegenseitigen materiellen und geistigen Hülfe abwerfen. Allein der Proceß selbst wird ein höchst langsamer und mühseliger sein.

Indem die Staatsregierung vorläufig keineswegs als über den Confessionen stehend zu betrachten ist, entstehen Hemmungen aller Art. Alles soll beim Statusquo erhalten werden: weder der Protestantismus soll seine Freiheit aussprechen und entwickeln, noch der Katholicismus mit Feuer für die Alleinseligmachende werben und den Gehorsam der Gläubigen gegen den Klerus verschärfen. In der Verfassungsurkunde ist zwar vollständige Gewissensfreiheit zugesichert. Allein dieselbe unterscheidet sich bekanntlich noch sehr weit von freier Religionsübung. Und so sind die Zugeständnisse, welche 1848 dem Deutschkatholicismus und den Freien Gemeinden gemacht wurden, so bald wie möglich zurückgenommen worden. Denn Misbrauch des Versammlungsrechts war leicht nachgewiesen.

VII.

Werden einer hohen Stelle protestantische Sympathien zugeschrieben, so geschieht das immer nur von katholischer Seite in feindseliger

Absicht. Das Wahre an der Sache ist, daß König Max Poesie, Naturwissenschaft und Geschichte vorzugsweise liebt. Da auf katholischer Seite für diese Zweige geistiger Thätigkeit wenig geschehen ist, so hat sich der König nach protestantischen Vertretern derselben umgesehen. Wenn die HH. von der Pfordten, Dönniges, Thiersch, Emanuel Geibel, Liebig, welche dem Monarchen nahe stehen, Protestanten und Franz Dingelstedt und Carriere mehr als das sind, so ist zu berücksichtigen, daß bei ihrer speciellen Aufgabe das Glaubensbekenntniß nicht in Betracht kommt.

Die ultramontane Presse möchte gegen alle diese Männer gern losbrechen und nur die Polizei hält sie im Zaume. Es ist auch nicht unmöglich, daß bei irgend einer Gelegenheit der Fanatismus gegen sie aufgestachelt wird und sie das Feld räumen müssen. Indeß vorläufig gehen sie ihre Bahn und wir wollen ihnen Glück wünschen. Der greise Thiersch wirbt nun schon manches Jahrzehnd hindurch die jungen Baiern von der Isar und der Pegnitz, vom Main und von der Donau für die hohen Gestalten des Agamemnon und der Klytämnestra. Dönniges ist unermüdlich, dem König über alle hervorragende Erscheinungen deutscher Wissenschaft und deutschen Lebens der Gegenwart Bericht zu erstatten, sodaß von höchster Stelle manche erfreuliche Aufmunterung nach Berlin, Göttingen und Heidelberg erfolgt. Unter den anregenden Eindrücken Münchens gibt Emanuel Geibel manch schönes Gedicht. Und schlummern Franz Dingelstedt's lyrische Ergüsse Cotta'schen Verlags ruhig auf dem Lager, so bringt dagegen seine umsichtige Leitung des münchener Theaters die Meisterwerke deutscher, englischer und französischer Kunst in würdiger Weise zur Anschauung. Er lehrt die reichen Brauer von München, die Honoratioren von Ingolstadt und Landshut „Nathan den Weisen" anstaunen und vor „Richard III." erschrecken, um zugleich den Höhergebildeten die Zauberposse und das Melodrama zu ersparen. Sogar die antike Tragödie geht in ehrwürdiger Ursprünglichkeit durch das Haus der achthundert Gasflammen und wir sahen mit Vergnügen, wie sich vor dem Palast des Königs Oedipus und dem Haine von Kolonos ein zahlreiches, ernst lauschendes Publicum sammelte, das sich, vom hohen Ernst des alten Schicksals ergriffen, gern seiner „Weltumsegler" und „Undinen" entschlug.

Unterdeß erzählt Carriere in der deutschen Literaturgeschichte, wie der Weizen, welchen Walter von der Vogelweide den Vögeln auf seinem Grabsteine im mainzer Dom stiftete, später von der Geistlichkeit weggepickt wurde und die Studenten bemerken mit stillem Behagen, wo die Pointe liegt. Liebig enthüllt vor höchsten Herrschaften und vor zahlreichen Studirenden der Chemie die hohen Naturwunder,

vor deren Licht alle Gebilde des Aberglaubens, wie er sich zum Aergerniß des Klerus ausgedrückt hatte, wie Schatten entfliehen. Wer wird außerdem nicht mit höchster Spannung der Methode folgen, in welcher Hr. von der Pfordten die Lehren des Staatsrechts und der Politik, welche er auf dem Lehrstuhle zu Leipzig so beredt erörterte, als Ministerpräsident in die unmittelbare Praxis übersetzt?

Ein Besuch bei Silvio Pellico.

Von

Friedrich Crüger.

Silvio Pellico! Wem sind die Leiden, welche dieser berühmte italienische Dichter während seiner zehnjährigen Gefangenschaft auf dem Spielberg erduldete, unbekannt geblieben? Wer hat nicht die Seelenstärke, die Ergebung bewundert, mit der er die Torturen der Bleikammern von Venedig ertrug? Wer hat nicht mit fliegendem Athem jenes durch seine Wahrheit, seine Einfachheit so unvergleichliche Buch durchlaufen, in welchem er seine Unglückstage verzeichnet? Wer hat ihn nicht liebgewonnen aus diesem Buche und bei der Schilderung seiner Befreiung ihn nicht wie einen Freund in Gedanken jubelnd an sein Herz gepreßt?!

Der „Schnitter Tod“, der in den letzten Monaten eine so besonders reiche Ernte unter den Berühmtheiten der Wissenschaft und Kunst gehalten, hat bekanntlich vor kurzem auch an Silvio Pellico seine unerbittliche Hand gelegt. Von theuren Todten ist jedes Andenken willkommen, wie werthlos es auch an sich selbst sein möge; so, hoffe ich, soll den Lesern denn auch die nachstehende Schilderung eines Besuchs nicht ganz unwillkommen sein, den ich dem berühmten Dichter noch kurz vor seinem Heimgang machen durfte und dessen Andenken mir um so theurer ist, als Silvio Pellico sich bei dieser Gelegenheit mit der liebenswürdigsten und männlichsten Offenheit über einen Punkt äußerte, der auch sonst schon vielfach besprochen worden ist, aber, wie ich jetzt zu meiner Freude aus des Dichters eigenem Munde beweisen kann, in durchaus irrthümlichem Sinne. Das ist die angebliche Bigoterie, der religiöse Fanatismus, in dem Silvio Pellico seine letzten Jahre verbracht haben soll — auch nach der Meinung dieser Blätter —, während sein Alter doch in der That so mild und geistesfrei gewesen ist, wie es nur den auserwähltesten und glücklichsten Naturen zutheil wird.

Wiewol von meinen Knabenjahren an ein enthusiastischer Bewunderer des erhabenen Dulders, hatte ich doch beinahe schon vier Jahre in derselben Stadt mit ihm gelebt, in Turin, ohne ihm nur einmal

begegnet, oder ihn auch nur von ferne gesehen zu haben. Auch mir hatte man ihn geschildert als einen schwächlichen, der Einsamkeit und einem übermäßigen Hange zu religiösen Uebungen hingegebenen Greis, der sich in seiner Ruhe nicht gern stören lasse und fremden Besuchern nur in seltenen heitern Augenblicken zugänglich sei. Seit seiner Befreiung als Bibliothekar in dem Hause der piemontesischen Gräfin Barolo lebend, einer reichen Matrone, die mit seiner religiösen Richtung harmonirte, verließ er selten oder nie seine Studirstube, in der ihn ohnehin seine schwache Gesundheit zurückhielt. Eine literarische Angelegenheit, die mit seiner frühern Wirksamkeit in naher Beziehung stand, nöthigte mich endlich, diese Zurückgezogenheit zu stören; Silvio Pellico ließ mich durch einen seiner genauern Freunde versichern, daß er mich gern empfangen würde, und so war der ersehnte Augenblick denn endlich gekommen.

Es war am Morgen eines heitern Octobertages, als ich mich mit ungeduldigem Schritt dem prächtigen Palais Barolo näherte. Durch eine großartige, im mittelalterlichen Stil gebaute Säulenvorhalle gelangte ich in einen geräumigen Wartesaal; während einer aus dem Dienerschwarm, welcher den Saal durchkreuzte, mich meldete, versank ich, mich auf einen Divan werfend, von Erinnerung und Erwartung bewegt, in tiefes Nachdenken. Ein Geräusch in meiner Nähe scheuchte mich daraus empor; ich erblickte vor mir einen Greis von kleiner, hagerer Gestalt, mit krankhaft bläßlichem Gesicht, das jedoch durch ein wohlwollendes Lächeln belebt ward. Er war in Morgenrock und Pantoffeln; die hohe Stirn war zum Theil durch ein schwarzes Käppchen verhüllt. Unwillkürlich erwiderte ich seinen Gruß mit dem lebhaften Ausruf: Ecco Silvio Pellico! Ich hatte mich nicht getäuscht; der kleine Mann war der Dichter der „Francesca da Rimini“, der Märtyrer der Bleikammern von Venedig. Sei es, daß die Empfehlung seines Freundes, oder die Lecture einiger meiner kleinen italienischen Schriften, oder vielleicht auch der Eindruck, den seine Erscheinung auf mich machte und dessen Echtheit ihm selbst nicht entgehen konnte, ihm ein günstiges Vorurtheil für mich eingeflößt haben, genug, er drückte mir die Hand traulich wie einem alten Bekannten, führte mich in seine Studirstube, einen hohen, mit altmodischer Einfachheit möblirten Salon, und lud mich ein, in der Nähe des Kaminfeuers Platz zu nehmen.

Die erste Viertelstunde unserer Unterhaltung war jener literarischen Angelegenheit gewidmet, welche meinen Besuch veranlaßt hatte. Silvio Pellico zeigte mir bei dieser Gelegenheit die verschiedenen Ausgaben und Uebersetzungen seiner Schriften. Er sprach mit einer extremen Ruhe, wie ein Kranker, welcher sich mit größter Aengstlichkeit vor Anstrengung oder innerlicher Aufregung hütet. Dennoch verur-

sachte das Sprechen ihm von Zeit zu Zeit ein schwaches Hüsteln, wobei er jedesmal unwillkürlich mit der Hand nach der Brust fuhr. Allmälig begann seine Stimme sich etwas zu accentuiren, und die Impassibilität seines leidenden, aber mehr heitern als ernsten Gesichtsausdrucks auf flüchtige Augenblicke einem lebhaftern Minenspiel zu weichen. Lange Kränklichkeit, ein Erbtheil seiner Gefangenschaft, hatte den ursprünglichen lebendigen Ausdruck seiner Physiognomie geschwächt; stark markirt jedoch schien dieselbe mir auch in jüngern Jahren nicht gewesen zu sein. Silvio Pellico hatte eines jener Gesichter, auf die das Alter nur schwer seine Male eingräbt, und aus denen trotz hoher Jahre und schwerer Leiden eine zähe Geistes- und Gemüthsfrische nie ganz den Schimmer innerer Jugendlichkeit verschwinden läßt. Sein gebleichtes, früher, wie es mir schien, blondes oder hellbraunes Haar bekränzte in sparsamen Locken seine Schläfe, über welche sich eine volle und freie Stirn erhob; seine Augen waren hell, etwas klein, seine Nase geradlinig und wohlgeformt, auf seinen dünnen, fast zierlichen Lippen, die sich selbst im Schweigen nicht gern zusammenschlossen, ruhte der Zauber der Beredtheit und vertraulichen Mittheilsamkeit. Das Ganze seiner äußern Erscheinung erinnerte mich lebhaft an die liebenswürdige Greisengestalt des berühmten Physiologen Burdach, dessen Hausgenosse und häufiger Gast ich im Jahre 1844 zu Königsberg zu sein das Glück hatte.

Kaum hatte unser Gespräch sich etwas erwärmt, als Silvio Pellico, aus freien Stücken, ohne daß ich ihn durch eine noch so entfernte Anspielung dazu veranlaßt hätte, über seine religiöse Richtung zu sprechen anfing. Zu wiederholten malen beklagte er sich darüber, daß man ihn für bigot und pietistisch halte, während er doch nur stets danach gestrebt habe und immerfort strebe, die Christuslehre in ihrer ganzen göttlichen Kraft aufzufassen und sein innerstes Wesen mit ihr zu erfüllen. „Meine religiöse Richtung", sagte er, „besteht nicht in träumerischer Eingaukelung meiner Gefühle und Gedanken, sondern in geistiger Durchdringung und Erkenntniß des Katholicismus; je schwerer mein inneres Ringen nach dieser Erkenntniß gewesen, um so theurer und trostreicher ist mir mein Glaube. Im Uebrigen achte ich jede andere religiöse Ueberzeugung, wenn sie nur eine tiefe und in warmem Gedankenkampf erworbene ist. Man wirft mir vor, ich sei abgefallen von meinem frühern religiösen Freisinn; mein Gott, es ist wahr, daß ich in meiner Jugend leichtfertig über religiöse Dinge dachte, oder sie über anderweitige Bestrebungen, welche die Zeitverhältnisse in mir anregten, bisweilen auch wol ganz aus den Augen verlor. Aber der Keim des religiösen Sinns lag im Grunde meiner Seele, er schlummerte nur, um schon in der ersten Zeit ruhigerer Selbstbeschauung

desto mächtiger in mir aufzugehen. Vielleicht war mir deshalb die Stille der Gefängnißzelle heilsam und ein Glück für mein späteres Seelenleben. Meinen Freund Ugo Foscolo hat man häufig im Gegensatz zu mir des Unglaubens, ja der Feindschaft gegen die Religion angeklagt. Daran hat man sehr Unrecht gethan. Ugo Foscolo war von einer tiefen und glühenden religiösen Ueberzeugung durchdrungen, die sich auch fast in allen seinen dichterischen Schöpfungen wiederspiegelt. Aber mancherlei Misbräuche, die der äußern Erscheinung des Katholicismus anhaften, setzten diesen Feuergeist in Zorn; auch vermochte er nur schwer, Sarkasmen zu unterdrücken, wenn sie ihm beim Schreiben in die Feder kamen. Mehr als ein mal hat er sich bei mir beklagt, wenn er wegen seiner beißenden Ausfälle gegen die Kirche von den Zweiflern und Freidenkern als einer der Ihrigen genannt wurde."

Den köstlichen Moment der traulichen Mittheilsamkeit Pellico's benutzend, suchte ich das Gespräch auf seine Gefangenschaft zu lenken, über die er sich auch sofort verbreitete und ohne daß die trübe Erinnerung nur einen Augenblick die Heiterkeit seiner Stirn umwölkte. Eine volle Stunde hindurch entwarf er mir ein lebhaftes und zusammenhängendes Bild sowol von seinen jugendlichen Bestrebungen wie von seinen spätern Schicksalen — ein Gemälde, welches ich in Folgendem nur in schwachen Umrissen und mit Auslassung vielfacher Einzelheiten wiederzugeben vermag.

„Seit meinem ersten Aufenthalte in Mailand", erzählte Pellico, „bewegte ich mich zumeist in den literarischen Kreisen dieser Stadt, welche damals viele ausgezeichnete Schriftsteller und die Blüte der strebsamen Jugend aus den übrigen Provinzen Italiens in sich vereinigte. Am genauesten befreundete ich mich indeß mit dem jungen Dichter Maroncelli, mit welchem ich die literarische Zeitschrift «Il Conciliatore» schrieb. Dem politischen Treiben der Zeit Beide gleich fremd stehend, fanden wir unsere größte Befriedigung in belletristischen Arbeiten und Versuchen, zu welchen uns die aufblühende romantische Richtung reichen Stoff und immer neue Anregung bot. Die literarischen, philosophischen und religiösen Erscheinungen wurden von uns mit Freimuth besprochen, ebenso auch, soweit nämlich die Censur es zuließ, die vaterländischen Verhältnisse, deren verkommener Zustand uns natürlich nicht befriedigen konnte. Wenn man ja von einem politischen Zwecke sprechen will, den wir verfolgten, so war es dieser, das Nationalgefühl unserer Vaterlandsgenossen zu wecken und zu kräftigen, und das suchten wir besonders zu erreichen durch Schilderung der Größe und Macht der italienischen Städte im Mittelalter. In unserm Innersten trugen wir den Wunsch nach vaterländischer Unabhängigkeit allerdings; doch war es uns kaum gegeben, durch unsere schriftstellerische

Thätigkeit auch nur indirect für diese Idee zu wirken. Ebenso wenig vermochten wir uns zu Vorkämpfern constitutioneller Principien oder der Idee eines einigen Vaterlands zu machen. Nichtsdestoweniger fand der freimüthige «Conciliatore» immer mächtigern Anklang in der gebildeten Welt; bald gehörte unser Blatt zu den verbreitetsten Zeitschriften Italiens. Aber gerade dieser Umstand sollte uns, ehe wir Solches noch ahnten, den Verdacht der Regierung zuziehen und uns nur zu bald ins Verderben stürzen."

„Während in Norditalien um jene Zeit die tiefste Ruhe herrschte, begann im Süden der Halbinsel, zumal in den Beiden Sicilien sowie in Spanien der Carbonarismus in geheimnißvoller Weise sein Haupt zu erheben. Man sprach von einer weitverzweigten und mächtigen Verschwörung dieser Gesellschaft, ohne daß man jedoch über ihre Grundsätze und Pläne im Klaren war; bald legte man ihr republikanische, bald monarchisch-constitutionelle Principien bei. Selbst an den Höfen und in den höchsten Kreisen der Gesellschaft, in den Armeen so gut wie in der Beamtenwelt wurden zahlreiche Personen namhaft gemacht, von denen das Gerücht behauptete, als gehörten sie dem Carbonariorden an. Die Fürsten und ihre Regierungen zitterten; hinter jeder leisen und unscheinbaren Volksregung glaubten sie die dunkele Hand der Carbonari zu erblicken, bald mit dem Dolch des Meuchelmords, bald mit der Brandfackel der Empörung bewaffnet. Eine Zeit banger Spannung und argwöhnischer Späherei trat ein. Neugierig, die wahren Doctrinen und Zwecke der Carbonari kennen zu lernen, fragte ich eines Tags meinen Freund Maroncelli, ob er Näheres darüber wisse. Er verneinte dies, fügte aber hinzu, daß er einen jungen Mann (wenn ich nicht irre, einen Corsen) kenne, von welchem er erfahren, daß in Florenz ein geheimes Carbonari-Comité bestehe, mit dessen Leiter er bekannt sei. Da dieser Fremde eben im Begriffe war, nach Florenz abzureisen, so beschloß Maroncelli ihm einen Brief an das florentiner Comité mitzugeben, in welchem er dasselbe in seinem Namen um Uebersendung des Statuts des Carbonari-Ordens ersuchte."

„Ohne weiter an diese Sache zu denken", fuhr Pellico fort, „reiste ich bald darauf mit dem Grafen Gonfalonieri, demselben, der späterhin ebenfalls durch sein unglückliches Schicksal bekannt ward, zu einen Familienbesuch nach Venedig, wo wir einige Tage verweilten. Nach Mailand zurückgekehrt, ließ ich es mein erstes Geschäft sein, meinen Freund Maroncelli zu besuchen. Schon auf der Treppe kam sein Diener mir mit verstörtem und angstvollem Gesicht entgegen. Ist mein Freund zu Hause? fragte ich ihn lebhaft und durch seinen Anblick in Unruhe versetzt. Mein Gott, erwiderte er, indem er spähend um sich blickte und mit den Armen in die Höhe fuhr, wie um mich mit stum-

mer Geberde zu schleuniger Flucht aus dem Hause anzutreiben: mein Gott, wissen Sie denn nicht, daß mein Herr vorgestern verhaftet und seine Wohnung von der Polizei versiegelt ist? Die ganze Stadt ist davon voll! Die Polizei, heißt es, hat einen fremden Reisenden, bei welchem sie einen Brief meines Herrn an einen Carbonari-Chef vorgefunden, an der lombardischen Grenze verhaftet, dieser Fremde soll ein geheimer Agent der Polizei sein und im Einverständniß mit ihr gehandelt haben — fliehen Sie, fliehen Sie so schnell als möglich!"

„Die Nachricht von der Verhaftung Maroncelli's traf mich wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Mühsam schleppte ich mich nach Hause, wo ich mich tausend unruhigen Gedanken und Befürchtungen hingab. Nur dem Rathe des Dieners zu folgen und mich auf die Flucht zu begeben, fiel mir keinen Augenblick ein. Mein Gewissen war rein; abgerechnet meine Mitwissenschaft um den Brief Maroncelli's nach Florenz konnte man keinerlei politische Anklage gegen mich erheben. Ueberdies war ich sicher, daß mein unglücklicher Freund über diesen Punkt das tiefste Schweigen beobachten werde. Meine Besorgniß wegen seines Schicksals wurde um so peinigender, als die östreichische Regierung, durch den Ausbruch der Insurrectionen in Neapel und Spanien in Schrecken gesetzt, einige Tage vorher in den officiellen Blättern des Lombardisch-Venetianischen Königreichs ein Proclam veröffentlicht hatte, durch welches die Mitglieder geheimer Gesellschaften mit den strengsten Strafen bedroht wurden; Kriegsgerichte, hieß es in diesem Proclam, sollten über Gut und Leben der Schuldigen entscheiden. Welche Aussicht für meinen treuen Freund! Doch sollte ich nicht lange Zeit haben, mich dieser Ungewißheit hinzugeben; kaum hatte ich meinem von der Reise ermüdeten Körper einige Ruhe gegönnt, als ein Abgeordneter der Polizei auf meinem Zimmer erschien und mir einen Verhaftsbefehl vorwies, in welchem ich, der ich doch nie conspirirt hatte und jeder gewaltsamen Auflehnung gegen die Regierung stets Feind gewesen war, keines geringern Verbrechens angeklagt wurde als des Hochverraths."

Die nun folgenden Ereignisse im Leben Pellico's sind bekannt. Nach kurzem Gefängniß in Mailand wurde er nach den Bleikammern von Venedig abgeführt, dann, nach langer peinlicher Untersuchung, im Jahre 1822, nach dem Gefängniß auf der Insel San-Michele. Maroncelli und Pellico wurde öffentlich auf dem Schaffot das Todesurtheil verkündigt, welches ein kaiserliches Decret unmittelbar darauf für den Erstern in fünfzehn-, für den Letztern in zwanzigjährige Gefangenschaft verwandelte. Im März 1822 wurden die Freunde und Unglücksgefährten nach dem Spielberg gebracht und anfangs in dessen unterirdische Gefängnisse geworfen, wo ihnen nicht nur unzureichende

Nahrung verabreicht, sondern auch Strohlager und Bettdecken vorenthalten wurden. Erst im folgenden Jahre erhielten sie reichlichere und kräftigere Nahrung, eine weniger dumpfe Klause und andere kleine Vergünstigungen. Am 1. August 1830 endlich wurden beide Freunde nach unsaglichen physischen und moralischen Martern, welche selbst den verhärtetsten Gefängnißschließern Mitleiden abrangen, einer Gefangenschaft entlassen, zu welcher der blindeste Verdacht, die entschiedenste Ungerechtigkeit sie verdammt hatte.

Die Erinnerung an seine Leiden ließ Silvio Pellico, wie schon bemerkt, äußerlich völlig unbewegt. „Keinerlei Groll", sagte er, „regt sich in meiner Seele gegen Diejenigen, die mich unverdienterweise verfolgten, verurtheilten und peinigten; ich habe ihnen längst und von ganzem Herzen vergeben. Gott sei mit ihnen!... Ich denke selbst mit Liebe und Dankbarkeit an manchen guten Menschen zurück, den ich in meiner Gefangenschaft kennen gelernt, und der, vielleicht den Befehlen seiner Obern zuwider, mein hartes Loos durch geheime Wohlthaten zu mildern suchte... Im Uebrigen halte ich dafür, daß jede Regierung die Pflicht hat, für ihre Sicherheit zu sorgen und sich ihren Widersachern mit allen Kräften zu widersetzen. Die östreichische Regierung zumal hatte damals vollen Anspruch auf Anerkennung seitens ihrer italienischen Provinzen, denen sie viel Gutes erwies, sei es durch eine geregelte und achtbare Verwaltung, sei es durch Beförderung der Volksbildung und Sorgfalt für sonstige Interessen des Landes. Später ist das freilich anders geworden, die Fremdherrschaft ließ ihre eiserne Hand fühlen und machte sich durch schlechte und verkehrte Handlungen selbst bei Denen gehässig, die ihr sonst mit Sympathie oder wenigstens ohne Antipathie zugeschaut hatten... Ich zürne Oestreich nicht von früher her, bin heute aber nicht sein Freund und kann es nicht sein als Mensch so wenig wie als Italiener...."

Dies waren fast die letzten Worte unserer Unterhaltung; ich schied von dem ehrwürdigen Dulder mit lebhaftem Dank für die Offenheit, die er mir bewiesen, sowie mit aufrichtiger Freude über die Humanität und die nationale Tüchtigkeit, die er sich trotz seines religiösen Quietismus dennoch frisch und lebendig bewahrt hatte — und, setze ich hinzu, auch bewahrt hat bis an seinen kurz darauf erfolgten Tod.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Bei Otto Wigand in Leipzig ist erschienen: „Ein Diplomat, Roman von Ottilie.“ Die Verfasserin zeigt viel Beweglichkeit des Geistes und eine glückliche Leichtigkeit der Darstellung. Sie hat offenbar viel erlebt, besonders in jenen dunkeln Regionen des Seelenlebens, in jenen innern Kämpfen und Krisen, aus denen die Mehrzahl unserer Schriftstellerinnen hervorgeht und deren Nachklang sich denn auch gewöhnlich noch in der eigenthümlichen Einseitigkeit ihrer Auffassungen, sowie in der Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit ihrer Empfindung zu erkennen gibt. Und doch ist diese Leidenschaftlichkeit nur der Anfang, nur der Keim des Schriftstellers; wer es zu wirklich künstlerischen Leistungen bringen will, wem die Beschäftigung mit der Literatur noch mehr sein soll als nur eine persönliche Befriedigung, der muß sich aus diesem verwundeten, zerrissenen Zustand auch wieder zu künstlerischer Gesundheit und Harmonie emporzurichten wissen. Kein wirklicher Künstler ist denkbar ohne Humor; er muß alle Höhen erklommen, alle Tiefen durchmessen, alle Wonnen und Qualen des Lebens empfunden haben und darf doch, in göttergleicher Ruhe, nie das Bewußtsein seiner selbst, nie die Gewißheit des Göttlichen und Ewigen verloren haben. Von diesem Humor, der allerdings eine wesentlich männliche Eigenschaft zu sein scheint, ist in unserer Frauenzimmerliteratur wenig oder nichts zu spüren. Unsere Frauenzimmerliteratur ist in den meisten Fällen zu pathologisch, um recht poetisch zu sein; die Schriftstellerinnen nehmen an ihren Büchern zu viel unmittelbaren, persönlichen Antheil, sie wollen nicht blos ein Buch schreiben, sondern das Buch soll zugleich auch eine alte Erinnerung verklären, eine Unbilde früherer Jahre rächen, einem Schmerz, der vor der Welt verstummen mußte, zum Wort verhelfen. Das gibt den Romanen unserer Frauen zum Theil eine große Lebhaftigkeit und ein erhöhtes Interesse, sowol in psychologischer wie in socialer Hinsicht: aber der poetische Werth ihrer Producte gewinnt dadurch nicht. Denn nur der überwundene Schmerz ist schön; eine Hand, die noch von Leidenschaft zittert, darf auch den Griffel des Künstlers noch nicht führen. Auch die Vorzüge und Mängel des vorliegenden Buchs sind damit angedeutet: lebhafte Darstellung, Wärme der Empfindung, aber Einseitigkeit der Auffassung, verbunden mit einer krankhaften und darum unerquicklichen Reizbarkeit des Gemüths. Am schlimmsten hat die Verfasserin sich in der Wahl ihres Haupthelden vergriffen; dieser angebliche Diplomat (denn in der That benimmt er sich für einen Diplomaten mit fast unbegreiflicher Plumpheit und Ungeschicklichkeit), halb Intrigant und halb Schwärmer, halb Enthusiast und halb blasirt, ist eine zu unnatürliche, um nicht zu sagen unmögliche Gestalt, als daß man sich für ihn interessiren könnte. Ueberhaupt hätte die Verfasserin bei der Bildung und dem Geschmack, die sie übrigens verräth, wol wissen sollen, daß die Zeit der abstracten Bösewichter vorüber ist, im Roman so gut wie auf der Bühne, und daß auch eine mehr als reichliche Dosis von Sentimentalität nicht im Stande ist, dieses abgestandene Gericht wieder schmackhaft zu machen. Auch der Pistolenschuß am Schluß des Buchs ist ein sehr gewaltsames und unkünstlerisches Mittel der Lösung. Was ein richtiger Diplomat ist, erschießt sich überhaupt nicht;

am wenigsten aber können wir diesem Solern, wie er uns bis dahin geschildert worden, die traurige Energie zutrauen, welche zu einem solchen Schritte gehört. Die Verfasserin wird gut thun, bei der Wahl ihrer Stoffe ein wenig vorsichtiger zu Werke zu gehen und ihre Feder nur solchen Gegenständen zu widmen, denen sie selbst geistig gewachsen ist; schlägt sie diesen Rath nicht in den Wind und sucht sie gleichzeitig mehr künstlerische Ruhe und Klarheit zu erwerben, so kann sie bei dem unzweifelhaften Talent, das ihr verliehen ist, mit der Zeit noch ganz Angenehmes zu Tage fördern. mmr.

Kein großer Mann bekanntlich, der vor seinem Kammerdiener Stich hielte. Aber auch der Kerkermeister scheint ein gefährlicher Beobachter menschlicher Schwäche und Thorheit zu sein. Napoleon auf St.-Helena — welch ein erhabenes Bild des Leidens und des Heldenmuths hat man nicht daraus gemacht! Mit welchen glühenden Farben haben uns Las Cases und Andere den Heroismus dieses neuen Prometheus geschildert! Mit welchen Verwünschungen, welchen Flüchen ist der Name seines Kerkermeisters gebrandmarkt worden, jenes Sir Hudson Lowe, in dem (so behauptete man) die kaltblütigste, herzloseste Grausamkeit ihr nur allzu williges Werkzeug gefunden hatte! Aber siehe da, die Gräber öffnen sich, unverwerfliche Zeugen werden laut und der erlogene Heiligenschein zerflattert vor dem ernsten Licht der Wahrheit. Napoleon (der Erste, wie wir jetzt sagen müssen) ist der Gruft von St.-Helena entnommen; von Victorien und Ruhmesgöttinnen umgeben, ruht er im prächtigen Dom der Invaliden. Auch Sir Hudson Lowe ist ins Grab gestiegen; aber er hat ein Buch nachgelassen, nicht eigentlich ein Buch, nur einen Haufen Briefe und Papiere — aber diese Briefe und Papiere sind von so merkwürdigem und unwiderleglichem Inhalt, daß die Victorien und Ruhmesgöttinnen darüber auf ihren Postamenten zu wanken anfangen. Das merkwürdige Buch ist auch ins Deutsche übertragen worden: „Geschichte der Gefangenschaft Napoleon's auf St.-Helena. Aus den Briefen und Tagebüchern des Generallieutenants Sir Hudson Lowe und andern officiellen bisher ungedruckten Urkunden. Nach dem Englischen des William Forsyth von Julius Seybt" (Leipzig, Amelang). Es sind lauter officielle Documente, Berichte an das Ministerium, Briefe und Erklärungen Napoleon's und seiner Umgebung, Rapporte der englischen Offiziere auf St.-Helena ꝛc. Gegen die Wahrhaftigkeit dieser Quellen ist kein Zweifel möglich, also ebenso wenig auch gegen das Resultat, das sich aus ihnen ergibt. Dies aber besteht in nichts Geringerm, als daß alle jene Schilderungen, mit denen man den Heldenmuth, die Hochherzigkeit und Seelengröße des gefangenen Kaisers zu verherrlichen gesucht hat, zum größten Theil unwahr gewesen sind, gerade so unwahr wie die Erzählungen von den geflissentlichen Martern, den Mishandlungen und Gewaltthätigkeiten, denen Napoleon von Seiten des englischen Gouverneurs ausgesetzt gewesen sein sollte und die denn freilich in ihrer trostlos düstern Färbung einen sehr effectvollen Hintergrund zu jener Lichtgestalt bildeten. Sir Hudson Lowe's Tagebücher und Berichte bestätigen, was freilich dem unparteiischen Kenner der Geschichte schon längst kein Geheimniß mehr war und was namentlich auch Lamartine in seiner „Geschichte der Restauration" sehr richtig hervorgehoben hat: nämlich daß Napoleon bei außerordentlichen intellectuellen Kräften doch in sittlicher Hinsicht nur ein sehr kleiner und ohnmächtiger

Mensch war. Der wahre Probirstein menschlicher Größe ist bekanntlich der plötzliche Wechsel von Glück und Unglück; wie erhaben erscheint z. B. Friedrich der Große in ihm! und wie klein dagegen Napoleon! Napoleon wurde durch das Glück nur immer übermüthiger, durch das Unglück nur kleinmüthiger und verzagter; er war ein Emporkömmling, auch in sittlicher Hinsicht, eine Roturiersnatur, brutal, solange der Wind des Glücks seine Segel schwellte, verzagt und haltungslos im Sturm, kleinmüthig, ja jämmerlich im Schiffbruch. Wer von solcher selbsterrungenen Höhe so gestürzt war wie Napoleon, der durfte als Gefangener auf St.-Helena nicht um müssige Titel streiten, noch diplomatische Correspondenzen führen lassen um einen Sack Kohlen oder einen Hut Zucker, der ihm nach seiner Meinung zu wenig geliefert worden. Der Heros der Schlachten zeigt sich in der Gefangenschaft bald als schmollendes Kind, bald als keifendes Weib; Schauspieler durch und durch, wollte er auch seinem Ende noch den Schein des Märtyrerthums verleihen. Allein er vergriff sich in den Mitteln und bedachte nicht, daß früher oder später die Wahrheit dennoch an den Tag kommt. Das in Rede stehende Buch will indeß noch mehr thun: es will nicht blos beweisen, daß Napoleon in seiner Gefangenschaft auf unbegreifliche Weise kleinlich, eigensinnig und zänkisch gewesen ist und daß die Mehrzahl jener strengen Maßregeln, über die er und seine Freunde sich beschwerten, theils in der Natur der Sache lagen, theils aber auch durch seine eigene Querköpfigkeit hervorgerufen wurden, sondern es will auch weiter den Beweis führen, daß Sir Hudson Lowe selbst, weit entfernt dem Schreckbild zu gleichen, zu dem man ihn so lange gemacht hat, vielmehr ein Muster von Humanität, Sanftmuth und Milde gewesen. Im ersten Punkt ist der Beweis vollständig gelungen; vom zweiten vermögen wir das nicht zu sagen. Sir Hudson Lowe war ein Ehrenmann, ohne Zweifel, ein tapferer Soldat, ein gewissenhafter Beamter, aber dabei ebenso kleinlich und ebenso eigensinnig wie Napoleon in seiner Art; der Eine wußte nicht mit Würde zu dulden, der Andere nicht mit Würde zu befehlen. Der tapfere General war ein Held des Kamaschendienstes, pünktlich bis zur Pedanterie, aber ohne jene großartigere Auffassung der Verhältnisse, sowie ohne jene kaltblütige Ruhe, welche seine Stellung doppelt wünschenswerth gemacht hätte. Die Vorwürfe, mit denen man sein Andenken so lange verfolgt hatte, sind durch seine Tagebücher ein für alle mal beseitigt, der Heiligenschein, welcher Napoleon's Ende bis dahin verklärte, ein für alle mal zerstört. Damit muß es nun aber auch genug sein; Sir Hudson Lowe zum Heiligen machen und ihm, wie es in dem vorliegenden Buche stellenweise versucht wird, die Krone des Märtyrers zu reichen, wäre ebenso thöricht und wahrheitswidrig wie das frühere Verfahren. Die Uebersetzung ist gut und fließend; wir empfehlen das Buch als eine interessante und lehrreiche Lecture, besonders Denjenigen, die in Napoleon I. noch immer nicht blos den glücklichen und großen Feldherrn, sondern auch den großen Mann bewundern zu müssen glauben. HFk.

Wer mitten in der Verwirrung der gegenwärtigen politischen Lage, unter den Enttäuschungen und Beängstigungen, welche jeder neue Tag uns bringt, noch das Bedürfniß empfindet, sein Herz aufzurichten an dem Bilde Desjenigen, wozu Deutschland von der Weltgeschichte eigentlich berufen scheint

und was es unter glücklichern Verhältnissen ohne Zweifel auch leisten würde, dem empfehlen wir zwei kleine Schriften, die zum Theil schon vor längerm erschienen sind, aber auch noch jetzt die Aufmerksamkeit des Patrioten in hohem Grade verdienen: „Die Deutschen in Vergangenheit und Zukunft. Eine patriotische Phantasie von Alexander Peez" (Göttingen, Deuerlich) und „Die osteuropäische Gefahr. Vom Verfasser der «Westeuropäischen Grenzen»" (Trier, Linz). Die erste der genannten Broschüren nimmt auf die gegenwärtige Weltlage gar keine oder doch nur eine sehr entfernte Rücksicht. Es ist eine Art Philosophie der deutschen Geschichte, freilich nur in den allgemeinsten Umrissen und auch nicht ganz frei von jenen Willkürlichkeiten, an denen derartige Constructionen der Geschichte zu leiden pflegen. Der Geist jedoch, der aus dem Ganzen spricht, ist so gesund und frisch, die Begeisterung so echt, das Ziel so edel, daß wir die kleine Schrift trotzdem mit großer Befriedigung gelesen haben. Von dem Satze ausgehend, daß die Germanen die eigentlichen Träger der Sittlichkeit, die Repräsentanten des „bewußten Gewissens", im Gegensatz zu der „natürlichen Leidenschaft" der romanischen Völker, erblickt der Verfasser in den erstern die eigentlichen berufenen Erzieher der Menschheit. Als den ursprünglichsten und begabtesten Stamm der Germanen aber stellen sich ihm die Deutschen dar, denen er deshalb auch den Beruf zuspricht, in Gemeinschaft mit England an die Spitze aller Völker zu treten — nämlich wenn sie vorher das entsprechende nationale Band gefunden und damit verschiedene ihnen jetzt noch anhaftende Mängel werden abgestreift haben. Den Hauptfeind der deutschen Zukunft, oder was nach ihm Dasselbe ist, der Zukunft der Menschheit überhaupt erblickt der Verfasser in Rußland. Rußland ist Deutschland hauptsächlich so gefährlich, weil es selbst nur ein Product der deutschen Cultur ist, aber der deutschen Cultur ohne Patriotismus und ohne Sittlichkeit. „Woher", sagt er S. 48, „saugt Rußland das Leben, welches uns tödtet, wenn nicht aus der Kraft des deutschen Stammes? Schlagt die wissenschaftlichen Werke Rußlands auf: wer sind die Verfasser? — Deutsche. Die Hälfte der russischen Feldherren? — Deutsche. Die bewunderten Diplomaten? — Deutsche. Selbst die Dynastie? — Deutsche, aber Alle abgewendet vom Vaterland! Und sobald, wie es über kurz oder lang geschehen muß, diese deutschen Elemente ausgestoßen werden, fällt Rußland vorerst wieder in Barbarei und innere Zerrüttung. Unser Tod ist sein Leben und unser Leben wird sein Tod sein. Daher wird es nicht müde, uns zu «retten»". — Eine weitere Ausführung dieses Thema mit directer Beziehung auf die gegenwärtige politische Situation finden wir in der „Osteuropäischen Gefahr". In einer frühern Broschüre hat der enthusiastische und patriotische Verfasser auf die Gefahren aufmerksam gemacht, die uns von Frankreich her drohen. Mit demselben Eifer wendet er seine Aufmerksamkeit jetzt nach dem Osten; auf eine gedrängte Uebersicht der russischen Staatsentwickelung folgt eine recht klare und wohlgeordnete Darlegung der gegenwärtigen orientalischen Krisis, wie dieselbe bis zu dem Augenblicke, da das Schriftchen die Presse verließ, also ungefähr bis Ende Januar sich gestaltet hatte. Im letzten Abschnitt soll dann nachgewiesen werden, daß weder England noch Frankreich als Bollwerk gegen Rußland zu brauchen, sondern daß allein Deutschland kraft seiner sittlichen und geistigen Ueberlegenheit dazu berufen ist, den russischen Koloß in die gebührenden Grenzen zurückzuführen.

Dieser Abschnitt ist denn nun freilich durch die Begebenheiten der letzten sechs Wochen einigermaßen antiquirt und liefert einen neuen Beweis, daß in der Politik nichts gefährlicher ist als das Prophezeien. Der Zuruf indessen, den der Verfasser bei dieser Gelegenheit an Deutschland richtet und der nach seinem Dafürhalten die herabgedrückte, machtlose Nation auf einmal zur Beherrscherin der Welt machen würde, bleibt darum nicht minder beachtenswerth; es ist das Attinghausen'sche „Seid einig! einig!! einig!!" das er ebenso sehr den Fürsten und Stämmen, wie namentlich auch den politischen Parteien unsers Vaterlands zuruft. Wie diese Einigkeit freilich hergestellt werden soll, darüber bleibt der Verfasser uns die Antwort schuldig und da es andern Leuten nicht besser geht, so wird die deutsche Nation sich denn wol noch ein wenig gedulden müssen, bis der Tag ihrer Weltherrschaft anbrechen wird. — Schließlich noch ein Wort über die Form der beiden Schriften. Wie sie beide in dem Hauptgedanken zusammentreffen, nämlich in der Nothwendigkeit und Gewißheit einer künftigen deutschen Weltherrschaft, so sind beide auch in einem sehr verwandten Stil geschrieben, einem declamatorischen, bilderreichen Stil, der mehr der Poesie als der Politik, mehr der Kunst als der Wissenschaft anzugehören scheint. Bei dem vorwiegend theoretischen Inhalt der Peez'schen Broschüre läßt sich dies noch am ersten ertragen, besonders da der Stil hier bei aller Emphase doch noch immer in den Schranken künstlerischer Mäßigung gehalten wird. In der „Osteuropäischen Gefahr" dagegen ist die Sprache geradezu wild geworden; die klarsten und einfachsten Gedanken werden in einer Form vorgetragen, so verschnörkelt und so orakelhaft, daß es mitunter schwer fällt, nur überhaupt einen Sinn herauszufinden. Und doch haben gerade auf dem Gebiet der Politik Phantasterei und Ueberschwänglichkeit schon so vielen Schaden bei uns angerichtet; darum, meinen wir, sollten auch unsere politischen Schriftsteller sich am allermeisten eines klaren und nüchternen Stils befleißigen. Der Verfasser bringt viele gute und schätzenswerthe Gedanken zu Markte — wozu denn dieser närrische Aufputz? Der Masse bleibt er doch unverständlich, während er dem aufmerksamen und einsichtigen Leser nur Unbehagen erweckt. Fkg.

Correspondenz.

Aus Oldenburg.

Anfang April.

Dt. Wie Sie ohne Zweifel schon erfahren haben, geht unser Hoftheater,

Die Wiege mancher jugendlichen Kräfte,
Die Laufbahn manches wachsenden Talents,

seiner Auflösung mit raschen Schritten entgegen. Wenige Wochen noch und unsere Schauspieler zerstreuen sich nach allen Richtungen der Windrose, um nicht wieder zu uns zurückzukehren; „der scherzenden, der ernsten Maske Spiel", woran wir uns so manches Jahr erfreut, geht uns verloren und vermuthlich für immer. Denn wenn vielleicht auch in der Folge einmal ein

kühner Theaterunternehmer es wagen sollte, hier seinen Thespiskarren aufzuschlagen, so ist unsere Stadt doch viel zu klein, als daß eine anständige Bühne ohne beträchtlichen Zuschuß von Seiten des Hofes hier Bestand haben könnte, geschweige denn eine so vortreffliche und musterhafte Bühne, wie wir seit den letzten zehn oder zwölf Jahren besessen haben. Mitten in einer Zeit des Ungeschmacks und der Verirrung blieb dieselbe unausgesetzt ihrer Aufgabe treu, bildend und veredelnd auf den Geschmack des Publicums einzuwirken; nie hat sie sich dazu herabgelassen, den augenblicklichen Launen der Menge zu schmeicheln. Alle bessern Productionen der Gegenwart wurden hier — dank dem wahrhaft freien Sinne unsers verstorbenen Großherzogs — ungehindert durch Rücksichten, die an andern Orten ihre Aufführung verzögerten oder auch ganz hintertrieben, rasch zur Aufführung gebracht. Die Lücken, die in einer an brauchbaren dramatischen Productionen so armen Zeit unausbleiblich entstehen, wurden nur selten durch französische Niaiserien, häufiger durch ältere werthvolle, mit Unrecht vergessene Stücke ausgefüllt, die, von geschickter Hand zurechtgestutzt, die beste Wirkung nur selten oder nie verfehlen. Wo gibt es noch eine Bühne in Deutschland, die, gleich der unsern, 22 Shakspeare'sche Stücke auf ihrem Repertoire hat? Und diesem edeln Streben ist unser Theater bis zum letzten Augenblicke treu geblieben; von den hundert Abenden dieser Wintersaison sind vier mit Goethe'schen, vier mit Schiller'schen, ebenso viele mit Lessing'schen Stücken ausgefüllt worden, während von Shakspeare dreizehn Stücke gegeben wurden. Und das in einer so kleinen Stadt wie Oldenburg, wo das Theaterpublicum immer dasselbe ist! Oldenburg wird auch den Verlust seiner Bühne, die hier eine wahrhafte Bildungsanstalt war, tief empfinden. Ich habe die Bevölkerung der Stadt vor der Gründung des Theaters gekannt und kenne sie jetzt; ich weiß, wie sehr dasselbe dazu beigetragen hat, neue Anschauungen und Interessen im Volke zu erwecken. Nicht blos die gebildeten Classen fanden hier Nahrung für Geist und Gemüth: gerade für die jungen Leute aus denjenigen Ständen, in denen der Unterricht mit dem vierzehnten Lebensjahre beendigt zu sein pflegt, wurde die Bühne eine fortgesetzte Schule. Durch sie lernten dieselben unsere großen Dichter, von deren Dasein sie auf anderm Wege vielleicht niemals erfahren hätten, kennen und lieben; „Maria Stuart", „Wilhelm Tell", „Egmont" und andere machten in spätern Jahren stets gefüllte Galerien. Und damit nicht genug, rief das Theater auch eine Menge von Lesekränzchen ins Leben, in denen dramatische Werke mit vertheilten Rollen gelesen wurden. Diese beschränkten sich nicht auf die Stadt Oldenburg, sondern sie entstanden an allen Orten des Landes, in denen Leute von Bildung lebten. Daß aber das Lesen dramatischer Meisterwerke, selbst wenn es nur dilettantisch bleibt, doch immerhin ein besseres Culturmittel ist als Karten- und Pfänderspiele oder dgl., das bedarf wol keines weitern Beweises. Oldenburg war vor einem Menschenalter noch eine völlig plattdeutsche Stadt, selbst die Kinder der wohlhabendsten Familien sprachen in meiner Jugend untereinander nur plattdeutsch. Kaum daß die jungen Männer, die von der Universität heimkehrten, geläufig hochdeutsch sprechen konnten; selbst theologische, philosophische und andere strengwissenschaftliche Fragen wurden nur in der plattdeutschen Sprache erörtert und besprochen. Jetzt dagegen spricht schon ein großer Theil unserer Handwerker und Arbeiter mit seinen

Kindern hochdeutsch; das Terrain des Plattdeutschen wird alle Tage kleiner. Dem Theater aber gebührt das Verdienst, auch zu dieser Metamorphose wesentlich beigetragen und dadurch ein wichtiges Hemmniß der Bildung aus dem Wege geräumt zu haben.

Aus Westfalen.

März 1854.

Brl. Daß das „Deutsche Museum" endlich auch unsere westfälische Heimat in den Kreis seiner Correspondenzen gezogen, hat in hiesigen Kreisen viele Freude erregt. Ich meinerseits glaube dieselbe nicht besser bethätigen zu können, als indem ich um Erlaubniß bitte, den Faden weiter fortspinnen zu dürfen. Es ist eine Eigenthümlichkeit des Westfalen, eine Schwäche, wenn Sie wollen, von der sich auch Ihr heutiger Correspondent nicht frei weiß, daß er mit einem gewissen Selbstbehagen auf die öffentlichen Organe sieht, die auch auf „rother Erde", auf dieser solange vergessenen ultima Thule ihre Früchte sammeln. Deshalb haben auch die „Westfälischen Skizzen", die uns der der vorige Jahrgang Ihrer Zeitschrift brachte, einen so nachhaltigen Widerhall in unsern Bergen und Eichenwäldern gefunden, um so nachhaltiger, je gelungener das Bild war, das der Tourist von Natur und Menschen entwarf. Und diese Natur, sie ist schön und diese Menschen sind brav; sie wissen, was sie wollen und thun, was sie als richtig und nöthig erkannt, wie das ja die Agitation der westfälischen Abgeordneten in der preußischen Zweiten Kammer zur Genüge zeigt. Es ist wahr, auch die Bestrebungen jener extremen Parteien, als deren Vertreter die Kreuzzeitung und die „Deutsche Volkshalle" genannt zu werden verdienen, haben ihre Werkstätte ebenfalls bei uns: jene im Ravensbergischen, diese im Münsterland, im Paderbornischen und einem Theil des Sauerlandes. Aber die Saat, welche diese Mesalliance aussäet, will doch nicht gedeihen, die Localpresse, deren Sendboten die in fast jeder Stadt erscheinenden Kreis- und Wochenblätter sind, bleibt unberührt von ihren Einflüsterungen und wird nicht minder den gesunden Sinn des Bürgers und Bauern in der richtigen Bahn erhalten. Eines weit bedeutendern Einfluß als die „Deutsche Volkshalle", die auch bei uns in jüngster Zeit wegen der in dem Reichensperger'schen Streit zum Besten gegebenen Florencourt'schen Maßlosigkeiten von allen einsichtigen Katholiken vollständig desavouirt wird, erfreuen sich die sogenannten „Borromäusvereine", die bei bedeutenden Fonds billige Bücher katholischer Richtung an ihre Mitglieder abgeben, in solchem Umfange, daß sie sogar schon eine Petition der Buchhändler wegen beeinträchtigten Gewerbebetriebs hervorgerufen haben. Daß unter den von ihnen vertheilten Schriften Redwitz' „Amaranth" nicht fehlt, versteht sich; dennoch werden Sie sich vermuthlich überrascht fühlen, wenn ich Ihnen erzähle, daß ich neulich in den rauhen Händen gewöhnlicher Arbeiter billige Exemplare dieses Buchs antraf. In den letzten Tagen hat uns ein anderes ähnliches Product der rothen Erde, „Der treue Eckardt", von einem Referendar Pape überrascht; ästhetisch unbedeutend, aber sehr fromm, hat es seine Wanderung durch die rührigen Reihen der Gläubigen ebenfalls bereits angetreten und wird um seiner Tendenz willen von Gleichgesinnten lebhaft gepriesen. Neben

den „Borromäusvereinen“ stehen die „Piusvereine“, die bekanntlich ihren höchsten Glanz vergangenes Jahr in Wien entfalteten, in vollster Blüte. Als ich zum ersten male in die Versammlung eines solchen Localvereins trat und die scharfe Kritik politisch-kirchlicher Tagesereignisse hörte, an die sich sofort eine Darlegung der Kräfte und Mittel der Piusvereine anschloß, konnte ich der ehernen Consequenz, mit welcher die ultramontane Partei ihr Ziel verfolgt, meine Bewunderung nicht versagen. Aber ebenso lebhaft war auch mein Bedauern darüber, daß das Vereinsrecht von 1848 seine Stätte nur noch in diesen religiösen Conventikeln findet, während man dieselben vom Standpunkte der Bureaukratie aus doch am Ende ebenso ängstlich und vielleicht noch ängstlicher überwachen sollte als andere Zusammenkünfte. Und was hat der Protestantismus in Westfalen dem entgegenzusetzen und zwar da, wo er am exclusivsten und also in seiner Wirksamkeit am unbeschränktesten ist? Similia similibus: Tractätchen und Pietistenconventikel!

Wollen wir nun auch solche kirchliche Machinationen von der einen wie von der andern Seite nicht zu gering anschlagen, so haben wir, glaube ich, doch keine nachtheilige Einwirkung auf die Zeitigung politischer Selbständigkeit davon zu fürchten. Trotz der „Volkshalle“ nehmen auch die strengsten Katholiken, sogar Geistliche, aufs entschiedenste Partei gegen Rußland, wie sie sich denn überhaupt, wo es einen Angriff auf Unabhängigkeit und Freiheit des Gemeindelebens gilt, auf Seite der liberalen Partei stellen. Die Selbstregierung der Gemeinden, historisch errungen nach Kämpfen mit Adel und Geistlichkeit, ja sogar mit Kaiser und Reich und seither, nicht blos als Doctrin, sondern als lebenskräftige Praxis traditionell geworden, ist für sich mächtig genug, alle schädlichen Einflüsse zu absorbiren; so wenig in England das strengste Puritanerthum je Hand anzulegen wagte an die freien Institutionen der Communen, so wenig läßt dieselbe sich auch bei uns durch geistliche Gewalt beeinträchtigen. Dieser (um mich so auszudrücken) municipale Geist in Verbindung mit der angeborenen Gemüthsheiterkeit eines ackerbautreibenden und dadurch in stetem Verkehr mit der freien Natur erhaltenen Stammes sind die besten Waffen gegen Verdummung und Verfinsterung, zugleich auch die stärkste Schutzwehr der jüngern Generation gegen das Eindringen jenes kopfhängerisch-muckerhaften Wesens, mit dem die Rückschrittspartei sich hier wie aller Orten spreizt. Den sprechendsten Beweis dafür liefern die Liedertafeln und Gesangvereine, die in täglich wachsender Anzahl in den westfälischen Städten und Dörfern Fuß fassen und mit ihrer Liederlust und Sangesliebe eine lebendige Protestation gegen alles klosterthümliche Treiben bilden. Daneben sorgen zahlreiche Lesecirkel — in denen zumeist auch das „Deutsche Museum“ figurirt — für gesunde geistige Nahrung der höhern und mittlern Stände, die vor allem auch den Segen der naturwissenschaftlichen Zeitschriften zu würdigen anfangen.

Aus der Schweiz.

Ende März.

Gl. Nachdem der Winter seine Rechte mit einer Strenge geltend gemacht hat, wie sie jeder Freund der Gesetzlichkeit und Ordnung, nämlich im Laufe der Natur, nur gern sieht, hat der März sich ebenfalls in die alte und be-

liebte Ordnung gefügt: er hat mit trockenem Wetter und heiterm Himmel angefangen und scheint auch damit enden zu wollen. Während die Höhen des Jura noch größtentheils mit Schnee bedeckt sind, wirbelt auf unsern Straßen bereits Staub und blühen in unsern Gärten bereits die Erstlinge der Frühlingsflora. Hoffentlich wird sich nun auch die Noth lindern, welche hier, wie allerwärts, mit fast unleidlichem Druck auf den mittlern und untern Classen der Bevölkerung gelastet hat. Wohlthätige Vereine, Behörden und Privaten haben dieselben zwar nach Möglichkeit zu erleichtern gesucht; doch blieb noch manche Thräne ungetrocknet. Nun fangen die Frucht- und Brotpreise zu fallen an und überall öffnen sich neue Quellen der Arbeit und des Verdienstes. Insbesondere geben die neuerdings in der Ost-, Mittel- und Westschweiz wieder lebhaft angegriffenen Eisenbahnarbeiten vielen hundert fleißigen Händen Beschäftigung, eine Wohlthat, die namentlich den aus der Lombardei ausgewiesenen Tessinern zugute kommt. Es verdient alle Anerkennung, mit welcher musterhaften Würde sich diese Opfer der Politik in ihr Elend gefunden haben. An Verlockungen zu Empörungsversuchen von revolutionärer und pfäffischer Seite hat es im Canton Tessin nicht gefehlt; allein sie sind sämmtlich gescheitert an der eidgenössischen Gesinnung dieser wackern Arbeiter, die selbst auch der Hunger die Rücksichten nicht vergessen ließ, welche sie der liberalen Schweiz schuldig sind. Noch dauert die Sperre gegen den Canton Tessin fort, wie vor einem Jahre und der Span mit Oestreich ist noch um keinen Schritt seiner Lösung näher gerückt. Ob die bevorstehende Entwickelung und Abwickelung der orientalischen Frage nicht auch in das gespannte Verhältniß zwischen der Schweiz und Oestreich eine Aenderung bringen muß, wird die nächste Zukunft lehren. Soviel ist jedenfalls gewiß, daß das Verhältniß selbst ebenso drückend, wenn nicht noch drückender, auf der lombardischen wie auf der tessinischen Bevölkerung lastet.

Was letzten Winter bei uns für Kunst und Wissenschaft geleistet worden, darüber kann ich mich kurz fassen. In der deutschen Schweiz sind es eigentlich blos drei Städte, bei denen vermöge ihrer Einwohnerzahl, ihrer Bildung und ihrer Reichthümer die Bühne gedeihen könnte: Zürich, Bern und Basel. Aber auch unter diesen war es bisjetzt nur Zürich, wo auf den Bretern, „die die Welt bedeuten", etwas Namhaftes geleistet worden ist. Unter der Direction von Löwe spielte hier in frühern Wintern eine ausgewählte Operngesellschaft mit verdientem Beifall. Letzten Sommer hatte Hr. Löwe im Theater zu Baden das Unglück, durch Unvorsichtigkeit einen Schuß in den Arm zu erhalten; er starb an den Folgen der Amputation. Seine Gesellschaft löste sich auf und das züricher Theater blieb im vergangenen Winter leer stehen. In der ersten Hälfte desselben versuchte eine sehr mittelmäßige Schauspielergesellschaft ihr Glück in Bern, in der letzten in Basel. Allein weder hier noch dort hatten ihre Vorstellungen Erfolg. Freilich, was Basel betrifft, so ist nicht abzusehen, wie hier selbst unter der besten Leitung und bei der besten Gesellschaft das Theater jemals in Blüte kommen soll. Dazu herrscht in Basel noch zu viel Pietismus, zu viel Heidenbekehrungseifer; die dortigen Kaufleute mit ihren Familien haben den Tag über zu viel für die weltlichen Interessen zu speculiren, um am Abend an der heitern Wirklichkeit der Kunst eine naive Freude finden zu können, da müssen

sie die andere Hälfte ihres Tagwerks nachholen, indem sie auf den Himmel speculiren.

Dagegen haben jetzt auch in Basel die populären Vorlesungen für ein gemischtes Publicum, dergleichen in Zürich schon seit einer Reihe von Wintern stattfinden, sich glücklich Bahn gebrochen. Noch mehr wissenschaftlichen Aufschwung darf das Schweizer-Leben sich von dem eidgenössischen Polytechnicum versprechen, das in Zürich eröffnet werden soll und zwar, wie man hofft, schon im nächsten November. Die Vorbereitungen dazu, als da sind Beschaffung der erfoderlichen Geldmittel, Abstecken des Bauplatzes für das Schulgebäude ꝛc. sind in Zürich bereits in vollem Gang. Eine vom Bundesrath ernannte Commission schweizerischer Gelehrten ist mit der Ausarbeitung der Schulorganisation für die genannte Anstalt beauftragt. Auch die von den Bundesbehörden bewilligten Geldmittel sind sehr reichlich, nämlich 166,000 Francs jährlich, während z. B. die karlsruher polytechnische Schule sich blos mit jährlich 110,000 Francs, die züricher Universität sich sogar mit 70,000 Francs begnügen muß.

Inzwischen macht Basel, erfreut über das Scheitern jener eidgenössischen Hochschule, auf die Zürich sich bereits so sichere Rechnung gemacht hatte, die größten Anstrengungen, seiner alten Universität wieder den alten Ruhm zu gewinnen. Zunächst sucht man den Universitätsfonds zu mehren; nicht nur wird auf einen ansehnlichen Beitrag aus der Staatskasse gehofft, sondern es sind auch bereits namhafte Beiträge von reichen Privaten theils gezeichnet worden, theils in Aussicht gestellt. Ob freilich diese Vermehrung des Fonds auch eine Vermehrung der Studentenzahl herbeiführen wird, welche gegenwärtig diejenige der Docenten nicht um Vieles übertrifft, das ist eine andere Frage. Nur bedeutende Lehrkräfte, die mit gediegener Kenntniß freien Sinn und lebendige Bildung vereinigen, gründen die Blüte einer Hochschule: und daß dergleichen in Basel angestellt werden sollten, dafür ist nach den bisherigen Vorgängen, sowie bei der bekannten Geistesrichtung Derjenigen, in deren Händen das Patronat der baseler alma mater ruht, nur wenig Aussicht.

Ueberhaupt steht die Theologie, d. h. die bornirte, buchstabengläubige, die Theologie, die den Menschen nicht zum Licht, sondern nur immer tiefer in die Dunkelheit führen will, in der Schweiz noch in großem Ansehen. Unsere Liberalen spielen in dieser Hinsicht eine ebenso gewagte wie thörichte Rolle; den Anmaßungen dieser Theologie in Schule und Kirche indifferent zusehend, scheinen sie nicht zu begreifen, welche Kraft die Religion auf den ganzen Menschen ausübt und daß eine unlautere, unfreie Religion einem freien Staatsbürgerthum nur zum größten Verderben gereichen kann. Von Seite der Pietisten wird durch Tractätchen, von Seite der jesuitisch gesinnten katholischen Geistlichkeit durch Vereine für Verbreitung „guter" Volksschriften gegenwärtig wieder aufs thätigste und mit Aufwendung großer Summen Propaganda gemacht. Unsere Liberalen aber, die Hände im Schoos, nehmen sich nicht einmal die Mühe, den Dunkelmännern auf die Finger zu sehen, geschweige denn daß sie daran denken, ihnen durch freie Vereine oder durch eine wahrhaft bildende Presse thatkräftig entgegenzutreten. Wohin das führen muß, ist leicht zu sehen; aber dann wird es wieder einmal zu spät sein.

Zu allem Ueberfluß haben sich nun auch noch Apostel vom Salzsee in der Nähe Basels niedergelassen, um Proselyten für das Reich der Mormonen

zu gewinnen. An schönen Verheißungen haben sie es nicht fehlen lassen, so wenig wie an lebhafter Ausmalung der Genüsse, die jenseit des Meeres der Gläubigen harren. Da sie jedoch bei alledem nicht Miene machten, mit realem Reisegeld herauszurücken, so fanden die praktischen Brüder und Schwestern der Nordschweiz es denn doch gerathener, einstweilen noch mit der angeerbten Religion ihrer Väter diesseits zu verharren. Die Prediger des neuen Evangeliums haben sich nun an den Thuner- und Brienzersee begeben; ob es ihnen dort gelingen wird, Menschen zu fischen, werde ich Ihnen vielleicht in meinem nächsten Briefe mittheilen können.

Notizen.

Gleichzeitig mit Friedrich Bodenstedt ist auch Paul Heyse vom König von Baiern mit einem ansehnlichen Jahrgehalt aus der königlichen Cabinetskasse nach München berufen worden. Paul Heyse, mit Geibel nahe befreundet, hat sich besonders durch zwei kleine erzählende Gedichte: „Urica" und „Die Brüder", bekannt gemacht; wie die Zeitungen schon vor längerm meldeten, ist er mit einer Tochter Franz Kugler's verlobt.

Professor Kiß in Berlin hat das Modell zu einer Statue vollendet welche dem Herzog Leopold von Dessau in seiner ehemaligen Residenz errichtet werden soll. — Auch dem berühmten Tragiker Alfieri soll in seiner Vaterstadt Asti in Piemont ein Denkmal errichtet werden.

Berlin hat eine besonders lebhafte Theaterwoche gehabt. Auf der Hofbühne ist „Dame Kobold" von Calderon gegeben worden, doch nur mit mittelmäßigem Erfolg, woran theils die Wahl des Stücks, dessen frivole und gekünstelte Intrigue unsern deutschen Begriffen nicht recht zusagen will, theils auch die nicht ganz genügende Darstellung die Schuld zu tragen scheint. Auch Dorn's langerwartete „Nibelungen" sind endlich in Scene gegangen; man rühmt lebhaft die Pracht der Ausstattung, während Musik und Text nur wenig befriedigt zu haben scheinen. Dagegen hat „Welt und Theater" von Bauernfeld auf der Friedrich-Wilhelmstädtischen Bühne eine sehr beifällige Aufnahme gefunden. Auf dem königstädtischen Theater macht eine neue Posse: „Nur Skandal" von Dohm, Einem der Redacteure des „Kladderadatsch", und Grobecker Furore.

In Toulouse ist Graf Villèle, berühmt als Minister Ludwig's XVIII. und Karl's X., der talentvollste und glücklichste Staatsmann der Restauration, gestorben. 1770 zu Toulouse aus einer ursprünglich spanischen Familie von entschieden royalistischer Gesinnung geboren, hatte er sich zuerst dem Seedienst gewidmet und war 1792 als Marineoffizier nach Ile de Bourbon gekommen; daselbst mit einer reichen Creolin verheirathet, hatte er großen politischen Einfluß auf der Insel erworben und zu verschiedenen malen die Unabhängigkeit der Colonie sowie ihre innere Ordnung gerettet. Erst 1807 kehrte er nach Frankreich zurück. 1814 schloß er sich den royalistischen Ul-

tras an; als er jedoch im folgenden Jahre in die Kammer gewählt ward, machte er sich allmälig von ihnen frei und suchte eine eigene gemäßigte Partei zu gründen. Schon an dem Ministerium Richelieu nahm er als Minister ohne Portefeuille theil, bis er nach dem Rücktritt desselben 1823 selbst an die Spitze des Cabinets trat. Verdrängt wurde er erst 1828 durch das Ministerium Martignac, dem dann kurze Zeit darauf das Ministerium Polignac und mit ihm die Ordonnanzen und die Julirevolution folgten. Lamartine in seiner „Geschichte der Restauration" behandelt Villèle mit großer Vorliebe; er nennt ihn „den gesunden Verstand des Royalismus" und behauptet, wenn die Restauration sich hätte wollen retten lassen, so würde Villèle sie gerettet haben.

Karl Beck hat eine „Epistel an den Zaren" (Berlin, Schindler) erscheinen lassen. Die Absicht des Poeten war gewiß die beste von der Welt; doch hätte er sich bei einigem Nachdenken wol selbst sagen sollen, daß die Zeit, wo der Poesie zugestanden ward, sich in die öffentlichen Angelegenheiten zu mischen, vorüber und daß der gegenwärtige Moment mit seinen diplomatischen Intriguen, seiner Verstimmung und Ungewißheit, am wenigsten geeignet ist die politische Poesie wieder zu Ehren zu bringen. Und auch das mußte er sich sagen, daß von allen Regenten der Welt der Kaiser von Rußland zweifelsohne der letzte ist, auf den eine poetische Harangue etwas zu wirken vermag. Ueberhaupt paßt die politische Poesie, wenigstens in dieser lyrischen Form, nur für Epochen der gemüthlichen Erregung, der Hoffnung, der Sehnsucht, der Begeisterung; in so nüchternen Zeiten wie die unsern, im Angesicht von Verwickelungen, die nur noch durch das Schwert entschieden werden können, bringt der pathetische Erguß des Dichters nur einen peinlichen, vielleicht auch bei Vielen nur noch einen komischen Eindruck hervor.

Von Immermann's „Epigonen" ist eine neue billige Auflage (Berlin, Ehle) erschienen. Im Interesse des guten Geschmacks sowie unserer literarischen Bildung im Allgemeinen ist lebhaft zu wünschen, daß dadurch eine recht weite Verbreitung des vortrefflichen Werks erreicht werden möge. Sind von den hypochondrischen Ansichten, welche der Dichter darin aufstellt, auch viele seitdem theils veraltet, theils durch die Ereignisse selbst widerlegt, so enthält das Buch doch übrigens eine solche Fülle poetischen Lebens, so viel Tiefe des Geistes und künstlerische Gediegenheit, daß wir in der ganzen neuern Literatur vergeblich nach einem Werke suchen, das auch nur entfernt damit verglichen werden könnte; unsere neuern Autoren sind vielleicht zum Theil bessere Fabrikanten, aber Immermann ist jedenfalls der größere Dichter, der tiefere und großartigere Denker. Um so mehr bedauern wir, daß auch der ermäßigte Preis dieser neuen Ausgabe noch immer ziemlich bedeutend ist, wenigstens bedeutender als das deutsche Publicum für einen vaterländischen Roman zu bezahlen pflegt, noch dazu für einen alten, über den es sein Urtheil längst gebildet zu haben meint, auch wenn es ihn zufälligerweise noch gar nicht gelesen haben sollte.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

In meinem Verlage erscheint täglich die

Volks-Zeitung.

Organ für Jedermann aus dem Volke.

Zweiter Jahrgang.

Preis vierteljährlich bei allen königlich preußischen Postanstalten 25 Sgr.; bei den übrigen 1 Thlr. 6 Sgr. — Insertionsgebühren 2 Sgr. die Zeile.

Diese billigste aller politischen Zeitungen gibt in volksthümlicher Sprache vom volksthümlichen Standpunkte aus täglich eine treffende Beleuchtung der Zeitfragen und eine gedrängte Uebersicht der Ereignisse. Um den Lesern die Ereignisse des bevorstehenden Kriegs aufs schnellste zur Kenntniß zu bringen, ist Veranstaltung getroffen worden, daß die Zeitung von jetzt an täglich die neuesten in Berlin eingegangenen **telegraphischen** Depeschen mittheilen wird.

Außerdem versucht die Zeitung, durch klar geschriebene Artikel über naturwissenschaftliche Gegenstände die jetzt so dringend gefoderte Kenntniß der Naturwissenschaften zu verbreiten. Diese Artikel, wie nicht minder die politischen Leitartikel, haben dem Blatte schnell einen bedeutenden Ruf erworben. In einer besondern Beilage an jedem Sonntage zieht die Zeitung auch die Literatur, Kunst und Wissenschaft in ihr Bereich, indem sie abwechselnd Erzählungen und Gedichte von den namhaftesten deutschen oder besten ausländischen Dichtern, belehrende Aufsätze aus allen Gebieten des Wissens, Besprechungen von den bessern Erscheinungen auf dem Gebiet der Kunst und Wissenschaft, endlich polytechnische Mittheilungen und Notizen für die Werkstatt bringt. Die Sonntagsnummern vom nächsten Quartal werden die neueste **Erzählung von Charles Dickens** stets sofort nach dem Erscheinen des Originals enthalten. In einer Zeit wie jetzt, wo Niemand ohne Zeitung leben mag, empfiehlt sich daher die „Volks-Zeitung„ gewiß mit Recht der allgemeinsten Theilnahme. Anzeigen finden durch dieselbe die weiteste Verbreitung, denn sie hat hier in Berlin bereits dieselbe Abnehmerzahl wie die Vossische Zeitung und außerhalb steigt ihre Verbreitung von Quartal zu Quartal.

Berlin, den 25. März 1854. **Franz Duncker.**

Erschienen ist und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Platon's sämmtliche Werke. Uebersetzt von **H. Müller,** mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart.** Erster bis vierter Band. 8. 1850—54. Geh. Jeder Theil 3 Thlr.

Diese Uebersetzung der Werke **Platon's** von **Hieronymus Müller** ist von den competentesten Richtern für eine treffliche erklärt worden. Ihr Werth wird durch die ausgezeichneten Einleitungen von **Karl Steinhart** noch bedeutend erhöht. Ein fünfter Band wird im Laufe dieses Jahres erscheinen.

Leipzig, im März 1854. **F. A. Brockhaus.**

Im Verlage von **Heinrich Schindler** in Berlin erschien soeben:

Afra Veit

oder

Eine Zeit der Kämpfe.

Roman von der Verfasserin der „Sommerreise".

2 Theile. Eleg. geh. Preis 3 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 16.** 13. April 1854.

Inhalt: Gedichte. I. Die letzten Meistersänger. Von **Julius Sturm**. II. Traumgesicht. Von **Julius von Rodenberg**. III. Bettler und Bettlerin. Von **Ernst Victor Schellenberg**. — Die sociale Frage auf deutschem Boden. Von **K. Ch. Planck**. II. — Bairische Zustände. Von **Adolf Bock**. VIII—XI. — Literatur und Kunst. (Ruth, „Studien über Dante Allighieri". — Redwitz, „Siglinde"; Merckel, „Sigelind".) — Correspondenz. (Aus Wien. — Aus Berlin.) — Notizen. — Anzeigen.

Gedichte.

I. Die letzten Meistersänger.

Ulm am 21. October 1839.

Von

Julius Sturm.

So sprach der Kronenmeister,
Ein Kränzlein in der Hand:
„Bald winken uns die Geister
Ins ferne Heimatland.

Es schließt der Ring sich enger,
Von zwölfen blieben vier,
Als letzte Meistersänger
Sind wir versammelt hier.

Was uns're Väter sangen,
Die Meister echter Art,
Wir haben's wohl empfangen
Und haben's treu bewahrt.

Der kunstverschlung'nen Weisen
Sind uns noch viel bekannt;
Gemerk sind wir geheißen
Und so mit Recht benannt.

Doch sind beim Büchsenmeister
Schon längst die Kassen leer
Und hat der Schlüsselmeister
Nichts zu verwalten mehr

Auch hat an Sangeswerken,
Wie sie die Zeit jetzt bringt,
Merkmeister nichts zu merken,
Weil Alles fremd ihm klingt.

Und wollt' ich Einen krönen,
Weil mir sein Lied gefiel,
Sie würden mich verhöhnen
Und nennten's Kinderspiel.

Ein neuer Sängerorden
Bringt neuen Sang und Klang;
Die Zeit ist anders worden;
Es starb der Meistersang.

Drum ach! eh' wir ermatten,
Laßt ihn, den wir bewahrt,
Uns feierlich bestatten
Nach echter Sänger Art."

Da sangen die vier Greise
Ein Lied aus alter Zeit,
Das klang in ernster Weise
Von alter Herrlichkeit.

Dann legten stumm sie nieder
In einem feinen Schrein
Tabulatur und Lieder
Und bunte Schilderei'n.

Des Schlosses Riegel klingen,
Sie reichen sich die Hand:
„Nun mögen Jüng're singen
Im deutschen Vaterland.

Dort wo die Fahnen wehen
Im hellen Sonnenglanz,
Soll uns're Lade stehen
Im jungen Sängerkranz."

Drauf schreiben sie: „Beschlossen
Ist unser Meisterwerk,
Nehmt hin, ihr Sangsgenossen,
Die Lade vom Gemerk.

Nehmt hin den werthen Todten,
Den alten Meistersang,
Der einst sich ohne Noten
Von Mund zu Munde schwang.

Er hat mit frohen Tönen
Gelabt des Volkes Herz
Und wußt' es zu versöhnen
Mit Kummer, Noth und Schmerz.

Er sang von heil'gen Dingen
Ihm fromme Lieder vor
Und trug's auf seinen Schwingen
Zu Gott dem Herrn empor.

In Mainz ward er geboren,
In Nürnberg ward er groß,
Hat dann sich Ulm erkoren
Und hier erfüllt sein Loos.

Er starb und ruht beschlossen
Nun sanft in diesem Schrein,
Laßt den euch, Sangsgenossen,
Ein heilig Erbe sein.

Das Kleinod soll euch mahnen,
Daß ihr den Preis erringt,
Wenn ihr gleich euern Ahnen,
So fromm als fröhlich singt.

Ja, weiht durch eure Lieder
Die Freude wie den Schmerz
Und singt dem Volke wieder
Echt deutschen Muth ins Herz."

So krönten sie hienieden
Mit frommem Wunsch ihr Werk
Und sind dann still geschieden
Und lösten ihr Gemerk.

Anmerkung. Im Jahre 1830 waren zu Ulm noch zwölf alte Singmeister übrig. Im Jahre 1839 waren sie bis auf vier zusammengeschmolzen, die das letzte Gemerk des Meistergesangs bildeten. Am 21. October desselben Jahres beschlossen sie feierlich den Meistergesang und vermachten ihre Lade, Schultafel, Tabulatur und Liederbücher dem Liederkranze zu Ulm.

II. Traumgesicht.

Von

Julius von Rodenberg.

Ich lag im Traum. — Die glücklichsten Gedanken
An meine Liebe wiegten sacht mich ein.
Des Tages Zweifel, seine Sorgen sanken,
Der Himmel meiner Seele wurde rein.
Und all dies Sehnen, all dies müde Schwanken
Zerfloß in einen klaren Abendschein:
Mir ward so weich, so still mit einem male
Als ruht' ich in der Heimat grünstem Thale.

Mir war, ich läg' in den geliebten Auen,
Als überm Berg die Sonne niederging,
Und als die Sommernacht mit Dämmergrauen
Die ferne mir, die Wirklichkeit verhing,
Da traten vor mich hin drei schöne Frauen,
In deren Blick sich meiner lächelnd fing;
Sie sah'n mich an mit unnennbarer Milde,
Und lauschten in die schweigenden Gefilde.

Die Eine, noch ein Kind mit blonden Haaren,
Mit einem frischen Veilchenkranz geschmückt,
Sprach wie Gesang: „Laß Noth, laß Sorge fahren,
Wirf ab die Bürde, die dein Herz bedrückt!
Ich bin der Geist aus deinen Kinderjahren,
Den du mit deinen Spielen oft entzückt.
Ich hab' dich lieb — o laß dies eitle Streben,
Ich will dir deine Kindheit wiedergeben!"

Drauf nahte sich die Zweite; weiße Rosen
Und Lilien hoben ihrer Stirne Glanz:
„Die Wünsche, die in jungen Herzen tosen,
Wol nicht erfüllt, doch ruhig sind sie ganz;
Mir schmeicheln nicht die Lüfte, die da kosen,
Doch wein' ich auch um keinen welken Kranz:
Mein ist des Alters Ruhe, mein der Frieden,
Und wenn du willst, sei Beides dir beschieden!"

Die Dritte ließ die Blicke suchend schweifen,
Das Haar flog aufgelöst ums schöne Haupt:
„Nach Blumen darf ich nur im Fluge greifen,
Von Wanderhast sind meine Schuh' bestaubt;
Ich seh' nur nach den Früchten, die da reifen,
Und liebe nicht, daß man so blindlings glaubt;
Ich hab' sie nicht, doch such' ich sie: die Tugend —
Und wenn du willst, wohlan — ich bin die Jugend."

Und höher schlug mein Herz, da sie gesprochen,
Ein Zweifel zog breitschattig durch die Brust:
Ach! meine Adern, meine Schläfe pochen,
Mich prüfte schon das Schicksal durch Verlust;
Manch' frische Blüte hab' ich schon gebrochen,
Und habe dann ihr Welken seh'n gemußt;
Das Herz ist still nur, wenn das Aug' in Blindheit,
Selig das Alter, schön allein die Kindheit!

Und doch — ich sage nein! Das selig Schöne
Kann unsrer Sendung wahres Ziel nicht sein,
Es gilt nur, daß das Herz sich still versöhne,
Und in der Niedrigkeit sich halte rein;
Daß es in Thaten seinen Drang austöne
Und freudig hoffe — wohl, ich sage nein!
— — Da wacht' ich auf, mit Augen, thränenfeuchten,
Und durch das Fenster quoll des Morgens Leuchten.

III. Bettler und Bettlerin.

Von

Ernst Victor Schellenberg.

Der Bettler geht mit seiner Frau
Zum Dorf hinein, zum Dorf hinein,
Der Bettler spricht zu seiner Frau:
Geh' du allein, geh' du allein —
Und sind wir durch, wir treffen dann
Dort hinterm Dorf uns wieder an
Am Holderzaun, am Holderzaun.

Er geht nun rechts, sie geht nun links
Von Haus zu Haus, von Haus zu Haus,
Die Frau ist stumm, das Männlein hinkt
Zum Hof hinein, zum Hof heraus.
Die Schuhe sind im Korn versteckt,
Damit der Bauer nicht entdeckt
Wie arm sie sind, wie arm sie sind.

In Wochen liegt des Schulzen Frau,
O Schelmenglück, o Schelmenglück!
Von schwarz und weißem Kuchen gibt's
Ein großes Stück, ein großes Stück.
Der Pfarrer hat gar Hochzeitsfest,
Er gibt, daß er sich sehen läßt,
Drei Kreuzerlein, drei Kreuzerlein.

Vorm Hirtenhause kräht ein Hahn,
Der legt kein Ei, der legt kein Ei!
Was kümmert das den Bettelmann?
'S ist einerlei, 's ist einerlei:
Er jagt ihn auf dem Feld umher,
Ein todter Hahn, der kräht nicht mehr —
Zum Korb hinein, zum Korb hinein!

Die Frau sitzt schon am Holderzaun,
Ist müde nun, ist müde nun;
Er spricht: Die Schuh hol' aus dem Korn,
Jetzt will ich ruh'n, jetzt will ich ruh'n.
Die Frau spricht: Nein, das thu' ich nicht,
Er schimpft, sie kratzt ihn ins Gesicht —
Sie prügeln sich, sie prügeln sich!

Schon kämpfen sie mit Hand und Fuß,
Der Korb zerbricht, der Korb zerbricht,
Im Staub liegt Kuchen, Wurst und Brot,
Sie seh'n es nicht, sie seh'n es nicht —
Da plötzlich über Stock und Stein
Flieh'n Mann und Weib mit flinkem Bein, —
Der Bettelvoigt! Der Bettelvoigt!!

Die sociale Frage auf deutschem Boden.

Von

K. Ch. Planck.

II.

Wir haben unsern ersten Artikel mit einer gedrängten Inhaltsangabe der Riehl'schen Schrift geschlossen. Fassen wir das dort Mitgetheilte zusammen, so hat die Riehl'sche Schrift in ihrer eigenthümlichen Grundanschauung allerdings eine unterscheidend deutsche Tendenz ausgesprochen gegenüber den Abstractionen der französischen Rechtsentwickelung, durch welche das moderne Bewußtsein bis jetzt hauptsächlich beherrscht worden ist. Riehl verfolgt die doppelte Tendenz, einerseits der abstracten einseitig gleich machenden Allgemeinheit des modernen Rechtsbewußtseins die volle und wesentliche geschichtliche Bestimmtheit der Gesellschaft, das individuell gegliederte Leben derselben entgegenzusetzen, und andererseits doch eben hiermit statt der isolirten vereinzelten Stellung der jetzigen abstracten Rechtsperson vielmehr die vollständige bestimmte Stellung des Einzelnen in der Gemeinschaft und den durch die ständische Gliederung vermittelten wahren

Gemeingeist geltend zu machen. Und dies Beides, was wesentlich zusammenhängt, werden wir mit vollstem Rechte als eine unterscheidend deutsche Tendenz bezeichnen dürfen, wie das Folgende bestimmter zeigen wird. Sagt uns doch schon der erste allgemeine Ueberblick, daß alle jene Uebel der neuern Entwickelung, gegen welche die Riehl'sche Schrift sich richtet, in Frankreich ihren Hauptsitz haben. Dort am meisten ist jene abstract gleichmachende Centralisation zu Hause, welche die individuelle Bestimmtheit nicht nur des selbständigern Gemeindelebens, sondern selbst der verschiedenen Stämme und Landestheile unfrei gefangen nimmt unter den Alles beherrschenden Willen des Staates; dort hat überhaupt das einseitige, vom ständischen Geiste losgerissene abstracte Staatsbürgerthum, die abstracte Gewerbsfreiheit u. s. w. ihren ersten Ausgangspunkt; dort ebenso die communistischen und socialistischen Theorien, welche die freie Individualität unter einer gleichmäßigen despotischen Ordnung ersticken wollen, wie andererseits der selbstisch isolirte Geist des bloßen Capitalisten u. s. w., so wenig auch bei dem Allem die analogen Mängel unserer deutschen gesellschaftlichen und politischen Entwickelung geleugnet werden sollen.

Allein so sehr wir nun auch die Wahrheit anerkennen, welche in jener Tendenz der Riehl'schen Schrift enthalten ist, so wenig können wir doch in der Anschauung Riehl's auch schon den wahrhaft rechtlichen und ebendeshalb überhaupt den vollständigen Ausdruck Dessen erkennen, um was es sich gegenüber den Abstractionen des neuern Rechtsbewußtseins handelt. Für Riehl ist vielmehr die sociale Frage überhaupt keine rechtliche, sondern, wie aus allem Obigen hervorgehen muß und wie er selbst ausdrücklich erklärt, sie ist für ihn vor allem eine ethische, dann in zweiter Linie auch eine ökonomische; daß sie vor allen Dingen ein wahrhaftes Rechtsproblem wäre, davon ist gar nicht die Rede. Indessen kann dies natürlich nicht hindern, daß doch auch bei der Anschauung Riehl's eine bestimmte Ansicht über das rechtliche Verhältniß der bürgerlichen Gesellschaft und des Staats zu Grunde liegen muß. Und zwar ist nun diese Grundansicht, durch welche die ganze Anschauung Riehl's durchaus bedingt ist, kurz gesagt keine andere als die vorzugsweise von Hegel entwickelte, über deren ungenügenden und auf einem unvollständigen, einseitigen Rechtsbegriff beruhenden Charakter wir uns bereits anderweitig*) ausgesprochen haben. Nicht nur die Gesammtan-

*) Theils in dem schon zu Anfang genannten Artikel „Ueber die wahre positive Bedeutung des Rechtsbegriffes" („Allgemeine Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur", Octoberheft 1852), theils schon früher in der Schrift: „Die Weltalter", Bd. 1, in dem rechtsphilosophischen Abschnitte.

schauung des Verhältnisses von Staat und bürgerlicher Gesellschaft wie sie sich bei Riehl findet, ist dieselbe mit der Hegel'schen, sondern selbst jene oben bezeichnete eigenthümlichste Tendenz der Riehl'schen Schrift ist ganz im Geiste der von Hegel ausgesprochenen Anschauung. Man vergleiche nur, was die Hegel'sche Rechtsphilosophie (2. Ausg., S. 302—304 oder §. 253—255) über die Bedeutung der Corporation, der Standesehre und des Standesgeistes sagt, und man wird finden, daß Riehl derselben Anschauung, die schon dort ausgesprochen ist, nur eine entschiedenere und mit Beziehung auf die bestimmten Verhältnisse der Gegenwart durchgeführte praktische Bedeutung gegeben hat. Auch hinsichtlich der ständischen Bedeutung des Adels als unterscheidenden Familienbewußtseins und Grundbesitzes zeigt sich dieselbe Uebereinstimmung der ganzen Grundanschauung. Riehl selbst zwar zeigt sich der Philosophie, insbesondere was das „Naturrechtliche" betrifft, keineswegs sehr hold, und diese seine Abneigung gegen die philosophische (d. h. systematische) Behandlung der gegenwärtigen socialen Grundfragen ist sehr natürlich, da das Treffliche und Verdienstliche seiner eigenen Schrift, sowie überhaupt der natürliche Zug seiner Geistesrichtung, nach der ganz entgegengesetzten Seite hin liegt: nämlich vor allem in der eindringenden, feinen und sorgfältigen Auffassung der empirischen Verhältnisse der Gesellschaft. Allein nur um so mehr muß es auch einer solchen Anschauungsweise gegenüber zum Bewußtsein gebracht werden, wie wenig in solchen Fragen ohne eine allgemein rechtliche und ebendamit philosophische Grundlage sich irgend etwas Stichhaltiges sagen läßt und wie daher auch die vermeintliche Beiseitesetzung des Philosophischen in solchen Fällen vielmehr nur darin besteht, daß man eine bestimmte Grundansicht (hier also jenes Verhältniß von Staat und bürgerlicher Gesellschaft) schon als fertige Voraussetzung mitbringt.

Im Uebrigen läßt sich nun leicht zeigen, wie die eigenthümliche Tendenz der Riehl'schen Schrift erst von jenem früher erörterten vollständigen und wahrhaft positiven Rechtsbegriffe aus ihre Vollendung und berichtigende Ergänzung erhält. In jener treffenden Schilderung des „socialen Philisters" z. B., welcher fern vom wahren ständischen Gemeingefühle, vom Geiste seines bestimmten Berufs und seiner ständischen Sitte, einerseits nur in einem abstracten (nivellirten) Staatsbürgerthum, andererseits in vereinzelter selbstisch isolirter Beschränkung nur in seinem Besitze, seinem Capitale, seine Bedeutung sucht — in dieser Schilderung hat Riehl der Sache nach nichts Anderes ausgesprochen als den innersten Fehler des bisherigen Rechtsbegriffs und Rechtsbewußtseins. Eben darin, daß in abstracter Weise nur erst die freie berechtigte Selbstheit, deren eigene Erwerbsfreiheit u. s. w. den

Inhalt des modernen Rechtsbewußtseins ausmacht, eben darin ist jenes Doppelte begründet: nämlich einerseits, um mit Riehl zu reden, jener nivellirende Charakter des ganzen Bewußtseins, der losgerissen von dem Geiste bestimmter ständischer Verhältnisse u. s. w. in einem leeren bloßen Staatsbürgerthume hinlebt, und andererseits zugleich damit die Isolirung und stumpfe selbstische Beschränkung des Einzelnen, seine einseitige bloße Privatstellung. Auch hat im Grunde Riehl selbst ein Bewußtsein hierüber; eben in den rechtlichen Abstractionen der neueren Entwickelung soll nach ihm jener doppelte Fehler begründet sein. Allein sowie dessenungeachtet nirgends von einer Kritik des neuern Rechtsbewußtseins als solchen die Rede ist, so wird auch die Gegenwirkung gegen diesen Einfluß der rechtlichen Abstractionen nicht in einer Umbildung und Vervollständigung des Rechtsbewußtseins gesucht, sondern nur in der Erweckung des ständischen Geistes und Lebens, also allgemein ausgedrückt nur auf ethischem Wege. Offenbar zeigt sich in einer solchen Anschauungsweise auf das klarste wieder jener früher besprochene unvollständige und einseitige Rechtsbegriff, welcher (auch hier analog mit Hegel) das reine Recht blos als das abstracte (als die gegenseitige Geltung der freien Selbstheit) faßt und gegen die unzulängliche und unwahre Abstractheit dieses Bewußtseins vielmehr im Geiste der substantiellen Sitte das Heilmittel sucht. Das aber ist unmöglich das wahre Verhältniß des Rechts zum sittlichen und gesellschaftlichen Gebiete, daß jenes erstere für sich den einseitigen nivellirenden Geist der abstracten bloßen Privatexistenz mit sich führen und dagegen diesem Einflusse des Rechtsbewußtseins durch die sittliche Kraft des ständisch gesellschaftlichen Lebens entgegengewirkt werden müßte. Vielmehr muß, wie wir in unserm frühern Artikel gesehen haben, das Recht selbst in seinem höhern vollständigen Begriffe an sich auch statt jener selbstisch isolirten und abstracten Privatstellung auf das wahre lebendige Verhältniß zur Gemeinschaft und auf die Förderung des wahren ständischen Geistes hinwirken, sofern der Einzelne schon seiner ursprünglichen rechtlichen Stellung nach in seiner Arbeits- und Erwerbsform nicht blos sein besonderes Privatinteresse vor sich hat, sondern in dieser Arbeit als einer allgemein zweckmäßigen seiner vollen bestimmten Rechtspflicht gegen die Gemeinschaft Genüge zu thun hat, also eben durch seine bestimmte Arbeits- und Eigenthumsform, durch seinen Stand, auch erst zugleich seine wahre Stellung in der Gemeinschaft nimmt. So wenig also auch je geleugnet werden kann, daß das bloße Rechtsbewußtsein für sich noch nicht fähig ist, den wahren Gemeingeist und ständischen Geist zu schaffen, sondern daß hierzu die Macht der sittlichen Verhältnisse noch hinzukommen muß, so gewiß ist es doch andererseits, daß auch jene sittliche Umgestaltung,

welche der Gesellschaft noth thut, selbst jene, welche die Riehl'sche Schrift will, nur durch eine Fortbildung und Vertiefung des reinen Rechtsbewußtseins ihre sichernde und bleibende Grundlage erhalten kann.

Wenn also Riehl darin Recht hat, daß er im Gegensatz gegen die Abstractionen der bisherigen rechtlichen Entwickelung vielmehr in der vollen Bestimmtheit des gegliederten ständischen Lebens die Abhülfe sucht, so müssen wir unserntheils doch dabei bleiben, daß auch in diesem Ausgehen von der bloßen geschichtlichen Bestimmtheit der ständischen Verhältnisse von der vollständigen und wahrhaft bestimmten natürlichen Bedingung alles Rechtes noch abstrahirt ist. Wenn Riehl vor allem denjenigen Stand zum Ausgangspunkt nimmt, welcher seiner Natur nach an den ideellen Naturbegriffen der neuern Entwickelung am wenigsten theilgenommen hat, den Bauernstand, so müssen wir noch in einem ganz andern und durchgreifendern Sinne uns diese Wahrheit aneignen, daß „die Erfrischung und Verjüngung unsers Volkslebens nur von dem Bauernstande aus" möglich sei. Denn die wahre allgemein rechtliche Sicherung ist nur dadurch vorhanden, daß die von Natur schon vorausgesetzte Grundlage alles Eigenthums, das Grundeigenthum, von den ausschließend geschichtlichen und ebendamit einseitig particulären Verhältnissen, in denen es wie ein erst hervorgebrachtes Eigenthum behandelt wird, befreit und in seine wahre natürliche Rechtsbedeutung eingesetzt wird, zufolge welcher es für die Glieder aller Stände oder Erwerbsformen die bleibende gesicherte Grundlage ihres ursprünglichen Eigenthumsrechts bilden soll. Ebendeshalb aber ist keine andere Erneuerung der jetzigen Gesellschaft möglich als eine solche, welche vor allem im Stande des Grundeigenthums wurzelt, und ebenso in seinem Bewußtsein, inwieweit dasselbe das der übrigen Gesellschaft durchdrungen hat. Und wie schon die Feststellung eines allgemeinen zureichenden und gesicherten Besitzstandes (vor allem innerhalb des Grundeigenthums selbst) nur durch jene Ordnung des natürlichen Grundeigenthumsrechts möglich ist, so wird denn auch nur durch sie und das ihr zur Seite gehende Rechtsgesetz der allgemein zweckmäßigen Arbeit und ihres Verkehrs der wahrhafte, von allem einseitigen Particularismus befreite Gemeingeist und Standesgeist möglich. Was insbesondere den Bauernstand nach seinen geschichtlichen Verhältnissen betrifft, so muß ja Riehl selbst zugestehen, daß gerade je mehr in ihm ein natürlicher unterscheidender Standesgeist vorhanden ist, desto mehr auch zugleich ein zäher und eingewurzelter Particularismus bei ihm zu Hause ist. Dieser geschichtliche einseitig particuläre Standesgeist aber liegt durchaus nicht in der wahren natürlichen Stellung des Bauernstandes, sondern er beruht auf den noch einseitig geschichtlichen und particulären Rechtsverhält-

nissen des Grundeigenthums, des Erwerbs und des Verkehrs. Vom wahren Rechte aus betrachtet, muß dagegen der Stand des Grundeigenthums eben weil er nicht an dem selbstthätig Gesetzten, sondern an der ursprünglich festgesetzten Naturgrundlage alles Eigenthums den Gegenstand seines Besitzes hat, auch auf unterscheidende Weise innerhalb des bedingenden universellen Rechtszusammenhanges stehen, welchem diese ursprüngliche Naturgrundlage des Eigenthums Aller unterworfen bleibt. Ganz unbeschadet der eigenthümlichen Standesnatur, muß also gerade der Stand des Grundeigenthums seiner wahren Rechtsstellung nach vielmehr in einem Verhältnisse der unterscheidenden Gleichmäßigkeit mit den andern Ständen sich befinden, weil er jener natürlichen Bedingung alles Rechtes unterworfen ist, zufolge welcher jederzeit auch für die noch Bedürftigen der übrigen Stände das ursprüngliche Grundeigenthum die Quelle ihres natürlichen Eigenthumsrechts bildet. Und ebenso vermag nur die Rechtspflicht der gegliederten allgemein zweckmäßigen Arbeit und ihres entsprechenden Verkehrs jenen Particularismus zu überwinden, welcher bei der bisherigen einseitigen Privatstellung sowol der besondern Stände als der Einzelnen von dem Standesgeiste unzertrennlich ist. In der That, solange die einzelnen Stände nicht jene höhere allgemein rechtliche Bedeutung erhalten, welche sie zu Gliedern der umfassenden allgemein zweckmäßigen Rechtsordnung der Arbeit macht, solange vielmehr das Staatsbürgerthum und andererseits die durch den bestimmten Stand zugewiesene Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft getrennt bleiben soll, wie dies in der Anschauung der Riehl'schen Schrift der Fall ist, so lange wird auch die Förderung des Standesgeistes und der ständischen Selbständigkeit ebenso sehr eine Förderung des falschen Particularismus bleiben, als sie doch demselben (nämlich der selbstischen Isolirung der Einzelnen) entgegenwirken soll. Die wahre geistige Heilung der jetzigen Uebel kann vielmehr in dieser Hinsicht nur darin liegen, daß das Staatsbürgerthum statt seiner bisherigen in der That noch abstracten und leeren Form sich erst mit seinen vollständigen bestimmten Rechtsinhalte erfüllt, das Standesbewußtsein selbst in sich aufnimmt und ihm hierdurch erst seine höhere Weihe gibt, nämlich in dem Bewußtsein, daß Jeder erst durch seine allgemein zweckmäßige Arbeit seiner vollständigen bestimmten Rechtspflicht nachkomme, hierin also erst, in seinem bestimmten Stande, auch sein wahres Staatsbürgerthum bethätige.

Wir wissen sehr wohl, wie wenig dieser Begriff der wahren Einheit von Staat und bürgerlicher Gesellschaft im Sinne einer augenblicklichen Zeitrichtung ist. Da wird vielmehr die bisherige falsche Omnipotenz des Staates angeklagt und also ganz umgekehrt in der ausge-

dehntern Verselbständigung der einzelnen Gruppen der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber dem Staate die Heilung der gegenwärtigen Uebel gesucht; man will gegenüber der einheitlich systematisirenden Ordnung vielmehr das Princip der frei individuellen Ausbildung der bürgerlichen Verhältnisse geltend machen. Auch ist es sehr erklärlich, daß gerade jetzt, in einem Zeitpunkte der Reaction gegen unreife sociale Theorien und gegen die despotische Centralisirung, welche in denselben gelehrt ist, eine solche Tendenz sich geltend macht, zumal da man hierbei auf das gepriesene England und dessen beneidenswerthen Zustand gegenüber dem übrigen Europa hinweisen kann, während man andererseits ebenso an Frankreich ein abschreckendes Beispiel der einseitigen vom Staate ausgehenden Centralisirung und ihrer verderblichen Folgen vor Augen hat. Allein so gewiß auch in der Centralisirung des französischen Staates und derjenigen, welche in den französischen Socialtheorien aufgestellt ist, sich eine und dieselbe innerlich zusammenhängende Einseitigkeit der Zeitentwickelung und der Nationalgeistes zeigt (wie hiervon im Folgenden noch bestimmter die Rede sein wird), und so wenig jenes vor allem auch von Riehl getadelte falsche und schädliche Verhältniß des bureaukratischen Staates zu den bestimmten Ständen und Corporationen geleugnet werden kann, so schief und kurzsichtig ist es doch, dieser Einsicht jene obige Wendung geben zu wollen, als hätte überhaupt der Begriff des Staats in der neuern Entwickelung eine falsche, übermäßige Ausdehnung und Bedeutung an sich gerissen. Es ist vielmehr gerade umgekehrt: der noch einseitig abstracte und formell mit dem unvollständigen Rechtsbegriffe zusammenhängende Charakter der Staatsregierung, zufolge dessen sie sich gegen die wahre Bestimmtheit des ständischen Lebens, gegen die lebendige Zweckmäßigkeit der Arbeits- und Verkehrsverhältnisse u. s. w. in einer noch äußerlichen fremden Weise verhält, dieser Fehler ist es, in welchem sowol Das, was man unter der Bureaukratie versteht, als überhaupt die Uebel des jetzigen Staatswesens begründet sind. Nur aus diesem Gesichtspunkte ist es aufzufassen, wenn z. B. der Staat den ländlichen Gemeinden statt solcher Vorstände, die in der bestimmten Zweckmäßigkeit der bäuerlichen Verhältnisse zu Hause wären und dem Geiste derselben entsprächen, vielmehr in einer äußerlich uniformirenden Weise solche aufdrängt, welche die formelle Geschäftsbildung der Schreibstube besitzen u. s. w. Insbesondere aber ist es ein eigenthümlicher Hauptzug, welcher sich durch die neuere Entwickelungsgeschichte der deutschen Staaten sowie des französischen hindurchzieht: nämlich gegenüber dem (zum Theil ebenso abstracten) Streben nach Geltendmachung der politischen Volksrechte das entgegengesetzte Streben nach einer möglichst durchgreifenden und streng systematisirten Sicherung

des Einflusses der Regierung. Dieses abstracte und blos formelle Streben ist das für den bureaukratischen Staat am meisten charakteristische, und eben hiermit vor allem hängt jenes äußerlich nivellirende und störend eingreifende Verhalten der Regierung zu den bestimmten Corporationen u. s. w. zusammen. Allein es ist offenbar verkehrt, dieses in der That noch einseitig inhaltslose und formelle Verhalten des Staats vielmehr so aufzufassen, als ob sich mit dem bisherigen Begriffe des Staats eine zu übergreifende Bedeutung desselben verbunden hätte und als ob also in einer selbständigern Gruppirung der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber dem Staate die nächste Aufgabe der Zukunft läge. Vielmehr damit erst, daß der Staat den vollständigen bestimmten Inhalt seiner Rechtsaufgabe sich zum Bewußtsein bringt, nämlich die auf dem ursprünglichen Grundeigenthumsrechte beruhende Organisirung und Sicherung des Eigenthums Aller, sowie die Rechtsordnung der allgemein zweckmäßigen und gegliederten Arbeit Aller und ihres Verkehrs, erst damit wird auch die Staatsregierung jenen bureaukratischen und abstract uniformirenden Charakter ablegen, wird wahrhaft im Geiste des Volks selbst, in der Zweckmäßigkeit und Einsicht der bestimmten Arbeits- und Verkehrsverhältnisse u. s. w., also überhaupt des gegliederten ständischen Lebens, ihre Wurzel haben, während der bisherige Zustand in Wahrheit ebenso sehr an einer falschen Freiheit d. h. einer einseitigen, isolirten Privatstellung der verschiedenen Theile der bürgerlichen Gesellschaft und an der hiermit gegebenen zersplitterten Ordnungslosigkeit leidet, wie an jenem äußerlichen und nivellirenden Verfahren des Staats. Man berufe sich gegen diese Ansicht der Dinge nicht auf das Beispiel Englands. Denn dieses unterscheidet sich von der Entwickelungsgeschichte des deutschen und französischen Staats gänzlich dadurch, daß es nicht wie jene nach allgemeinen Principien der Zeitentwickelung seine gesellschaftlichen und politischen Zustände gestaltet hat, sondern in einer wesentlich isolirten Weise nach einem unmittelbar nationalen, verständig zweckmäßigen Drange (aber ebendeshalb auch mit einer großen nationalen Einseitigkeit) sich seine Verhältnisse ausgebildet hat, ohne also deshalb irgend als ein Muster des wahren, allgemein rechtlichen Verhältnisses gelten zu können.

In dem Bisherigen liegt von selbst auch eine Berichtigung des Begriffs der verschiedenen Stände, welchen die Riehl'sche Schrift aufstellt. Solange man die Stände und Corporationen nur als Glieder der bürgerlichen Gesellschaft faßt, die als solche eben im Unterschiede von der Staatsordnung sich nach ihrer socialen Stellung ausbilden und kräftigen sollen, so lange kommt man über die einseitige geschichtliche Particularität der Standes- und Corporationsverhältnisse nicht hinaus. Und dies zeigt sich bei Riehl vor allem in seinem Be-

griffe des Adels als der Aristokratie. So gewiß nämlich auch der Vorzug eines auszeichnenden geschichtlichen Familienbewußtseins ein natürlicher und berechtigter Vorzug ist und bleibt, so wenig ist doch hierdurch und durch den gesicherten größern Grundbesitz auch schon der wahre Begriff eines unterscheidenden Standes begründet. Im vollständigen bestimmten Begriffe des Rechts liegt es vielmehr, daß nur einerseits der Unterschied der allgemeinen Eigenthumsform (nämlich des Grundeigenthums und der erst hervorgebrachten secundären Eigenthumsformen) und andererseits der allgemein zweckmäßigen Arbeitsformen den wahrhaft berechtigten und wesentlichen Standesunterschied begründen kann. Nur nach diesen Rücksichten bestimmt sich der Unterschied der Stände innerhalb der vollen natürlichen Staatsordnung des Eigenthums und der Arbeit. Insbesondere erhält der Einzelne erst durch seine allgemein zweckmäßige Arbeitsform seine allgemein rechtliche Bedeutung im Staate, während sein Besitz und sein Familienbewußtsein nur erst die particulär persönliche Seite seines berechtigten Daseins ist, noch nicht aber ihm seine allgemeine Bedeutung in der Rechtsgemeinschaft geben kann. Dadurch wird sich für immer jene höhere Form der Gesellschaft, welcher die neuere Entwickelung zustrebt, von der bisherigen unterscheiden. Ebendeshalb aber können jene Adelsvorzüge innerhalb der wahren gesellschaftlichen Ordnung nicht den Begriff eines unterscheidenden Standes begründen. Denn mögen sie auch einer bestimmten Anzahl gemeinsam sein und insofern eine allgemeine Classe bilden, so haben sie doch nur einen particulär persönlichen Inhalt, betreffen die bloße Privatperson als solche, nicht aber haben sie eine allgemeine Bedeutung für die gesellschaftliche Ordnung, sowie dies von den bestimmten allgemein zweckmäßigen Arbeitsformen gilt. Insbesondere kann von der wahren höhern Rechtsordnung aus von keinem Rechte einer besondern ständischen Vertretung die Rede sein, das auf jene obigen Adelsvorzüge sich gründen würde.

Und dies führt uns schließlich überhaupt noch auf die Bedeutung, welche Riehl dem ständischen Elemente für die Volksvertretung geben will. Wir erkennen nämlich zwar auch hier in der Anschauung der Riehl'schen Schrift eine eigenthümliche Wahrheit an; ja wir geben der ständischen Gliederung noch eine ungleich entschiedenere und größere Bedeutung für die Volksvertretung, als dies von Riehl selbst geschieht. Allein wir müssen auch freilich auf eine ungleich durchgreifendere rechtliche Begründung dieser Ansicht zurückweisen. Riehl hält zufolge seiner allgemeinen Trennung von Staat und bürgerlicher Gesellschaft nach einer Seite hin, nämlich für das Gebiet des allgemein staatsbürgerlichen Lebens, an der bisherigen Form der Volksvertretung fest, während aber andererseits eben zufolge dieser Trennung von Staat

und Gesellschaft in der Vertretung der besondern untergeordneten Gebiete sich noch jene persönlich particulären Unterschiede der gesellschaftlichen Stellung geltend machen. Ist dagegen einmal erkannt, daß Jeder erst als Glied einer allgemein zweckmäßigen gegliederten Arbeitsordnung seiner vollen bestimmten Rechtspflicht nachkommt und also durch diese seine bestimmte Arbeitsform erst seine wahre allgemeine Bedeutung in der Rechtsbedeutung erhält, so ergibt sich auch, daß erst diese Arbeit (noch nicht aber der bloße Besitz und das ihm entsprechende Maß der Steuerpflichtigkeit) die active Wahlberechtigung und Theilnahme an der Mitregierung des Staats gibt, daß ferner ebendeshalb die Volksvertretung nach den wesentlichen Unterschieden der allgemeinen Arbeits- und Eigenthumsformen gegliedert sein muß, deshalb weil Jeder eben in seiner bestimmten Arbeitsform erst (und der damit zusammenhängenden Eigenthumsform), nicht aber nach seinem particulären persönlichen Besitz eine allgemeine Bedeutung im Staate einnimmt. Von hieraus betrachtet muß also auch die bisherige Form der Volksvertretung noch ebenso als eine ordnungslose (auf einem abstracten Rechtsbegriff ruhende) und ungegliederte Masse erscheinen, wie der ganze Zustand der Arbeits-, Eigenthums- und Verkehrsverhältnisse, durch den sie bedingt ist, von der höhern vollständigen Rechtsordnung der Arbeit und des Eigenthums aus als ein Zustand ordnungslos zersplitterter und selbstischer Sonderverhältnisse erscheint. Auch in der bisherigen Form der Volksvertretung wird der Einzelne nur erst in abstracter Weise als diese berechtigte einzelne Selbstheit (und somit nach den particulären Verhältnissen seines Besitzes) zum Ausgangspunkte genommen.*) Allein wenn wir diesem Allen zufolge der ständischen Gliederung eine ganz andere höhere Bedeutung für die Volksvertretung zuschreiben müssen (eine Bedeutung, die sie freilich im jetzigen Staate noch gar nicht haben kann), so ist doch eben durch das Wesen jener ständischen Gliederung selbst der Gedanke einer besondern Adelsvertretung ausgeschlossen.

Zum Schlusse muß der ganze Unterschied, welcher zwischen der Anschauung der Riehl'schen Schrift und unserer von dem vollständigen positiven Rechtsbegriffe ausgehenden Ansicht besteht, sich nothwendig auch darin aussprechen, daß jene erstere sich ihrer Natur nach ganz auf die gesellschaftlichen Verhältnisse innerhalb des einzelnen Staats beschränkt und also im Verhältnisse der Staaten zueinander ganz die bisherigen Sonderverhältnisse läßt, während die letztere Kraft desselben vollständigen Rechtsgesetzes, welches innerhalb des Staats gilt, auch

*) Eine genauere Entwickelung auch dieses Punktes, nämlich der ständischen Gliederung der Volksvertretung u. s. w., hat der Verfasser dieses in seiner Schrift „Katechismus des Rechts" gegeben.

Digitized by Goo

für das Verhältniß der Staaten zueinander eine analoge Gliederung der ursprünglichen Eigenthumsverhältnisse, der Arbeit und des Verkehrs fodern muß. Auf diesem Punkte ist endlich die Entwickelung des rechtlichen und geschichtlichen Bewußtseins angelangt, daß der einseitige Particularismus der Eigenthums-, Arbeits- und Verkehrsverhältnisse innerhalb des Staats, jener falsche, selbstisch isolirte Privatgeist, von dem im Frühern die Rede war, nur zugleich mit dem einseitigen Particularismus der Staaten gegeneinander überwunden werden kann. Solange der Geist nach außen, im Verhältnisse der Staaten und Nationen zueinander, noch keinen höhern Rechtszustand kennt als den der feindlich sich durchkreuzenden und zersplitterten Arbeits- und Handelsinteressen u. s. w., so lange wird auch noch im Innern des Staats jene höhere, rechtliche und sittliche Erneuerung der Eigenthums-, Arbeits- und Verkehrsverhältnisse möglich sein. Ohnedies handelt es sich dabei nicht um bloße philanthropische Ideen, sondern um höchst reelle äußere Rechtsinteressen. Je größere Bedeutung sich allmälig für das Leben der Völker, für ihre Wohlfahrt und Macht, an die gegenseitigen internationalen Verhältnisse der Arbeit und des Handels und an die hierauf bezüglichen Fragen geknüpft hat, desto mehr werden auch allmälig schon durch die Natur der Sache selbst die Völker auf die Nothwendigkeit einer höhern rechtlichen Organisirung der gegenseitigen Arbeits- und Verkehrsverhältnisse hingewiesen werden, sofern nur durch sie die wahre Sicherung des wesentlichen Interesses Aller möglich wird, während ohnedies Jeder wird zugestehen müssen, daß nicht blos in der selbstisch nationalen Verständigkeit (durch welche sich vor allem England auszeichnet), sondern erst in einer höhern allgemeinern Ordnung die des Menschen wahrhaft würdige Lösung jener Aufgabe liegt. Es ist dies überhaupt der eigentliche Fluch der jetzigen Zeit, daß durch eine Masse unreifer und einseitiger Versuche das Interesse an den großen rechtlichen und socialen Fragen abgestumpft ist, während doch die wirkliche denkende Durcharbeitung derselben erst noch in ihren Anfängen steht. So hat auch ein flacher Philanthropismus, der in seiner hohlen Abstraction von einer Verschmelzung der Nationen träumt, die Ideen eines umfassenden höhern Rechtsorganismus der Staaten gleichfalls bei Vielen in Verruf gebracht. Dessenungeachtet bleibt es gewiß, daß vor allem in jener Umgestaltung des Rechtsverhältnisses der Nationen sich erst ganz die unterscheidende Aufgabe des deutschen Geistes zeigen wird. Dies führt uns nun schließlich überhaupt auf den letzten Punkt unserer Aufgabe, auf die selbständige Erörterung des unterscheidend Deutschen, welches, besonders im Gegensatz zu der französischen und englischen Entwickelung, in jenem vollständigen positiven Rechtsbegriffe enthalten ist.

Bairische Zustände.

Von

Adolf Bock.

VIII.

Nachdem in den Volksversammlungen der Jahre 1848 und 1849 Thörichtes genug gesprochen und beschlossen worden war, erkennt ein Gesetz vom Jahre 1850 das Versammlungs- und Vereinsrecht merkwürdigerweise noch vollständig an, normirt dasselbe aber sogleich in seiner Ausübung der Art, daß nur noch der Pius- und Gustav-Adolf-Verein, die gewerblichen und landwirthschaftlichen Vereine geduldet werden, daß aber alle übrigen, wenn sie nur im entferntesten an die Lustbarkeiten der Volkssouveränetät erinnern, strengstens verboten sind. Selbst die unschuldigsten Turnvereine wurden, weil sie aus dem Jahre 1848 stammten, aufgelöst; einer, dessen Harmlosigkeit notorisch war, mußte wenigstens seinen Namen ändern und sich Feuerrequisiten- und Löschverein nennen.

Das Edict, welches den Grundsatz der freien Presse in allen seinen Consequenzen anerkennt, datirt vom 4. Juni 1848. Wie hätte aber damals von der politischen Weisheit aller unaufhaltsamen Fortschrittsmänner, der zeitungschreibenden Advocaten und Buchdrucker, Ex-Registratoren und verbitterten Barone das Faß nicht überlaufen sollen? Es wurde also für die geängstigten Behörden das Gesetz vom 17. März 1850 „zum Schutz gegen den Misbrauch der Presse" von den Landständen erlangt. Seitdem verlief sich die Flut und es wäre wol möglich gewesen, die Organe der öffentlichen Meinung an Ordnung und Freiheit zugleich zu gewöhnen. Allein auch der bescheidene und wohlmotivirte Widerspruch erschien der Regierung trotz der wiedererlangten Machtfülle unbequem; selbst Kleinigkeiten störten sie; die Polizei war im rücksichtslosen Zugreifen wieder in Uebung gekommen und so ist ein keineswegs zu schönen Zukunftshoffnungen berechtigter Zustand dumpfen, zum Theil tief grollenden Schweigens wiedergekehrt.

Die „Allgemeine Zeitung" fügte sich den neuen Präventivmaßregeln in Form nachfolgender Confiscation und Preßprocesse vermöge ihrer parteilosen, das Zeitbild auch in seiner ganzen Unerfreulichkeit wiederspiegelnden Haltung. Den nürnberger „Correspondenten von und für Deutschland", das eigentliche Organ der constitutionellen Partei in Baiern, verurtheilten amtliche Drohungen und private Einschüchterungen ebenfalls zu einer gezwungenen Sprache. Nicht genug: die Polizei ging über das schon hinreichend strenge Preßgesetz, welches z. B. für die Referate aus Landtags- und Schwurgerichtssitzungen,

selbst wenn sie öffentlich stattfanden, ja für die Excerpte aus dem stenographischen Landtagsprotokollen die Zeitungsredactionen extra verantwortlich macht, noch hinaus. Gegen den 1848 demokratisch auftretenden, allmälig aber in den Weg des Constitutionalismus wieder einlenkenden „Nürnberger Kurier", welcher bei der scharfen Kritik, die er gegen die Bureaukratie übte, doch loyal zu bleiben verstand, vermochte der Staatsanwalt nie einen Grund des Einschreitens zu finden. Dessenungeachtet belegte die Polizei das Blatt in der Zeit vom 1. Januar bis zum 14. Februar 1853 nicht weniger als vierundzwanzig mal mit Beschlag. Das hielt die Redaction nicht aus; sie stellte ihre Thätigkeit ein, um erst beim Landtage Schutz zu suchen, der aber wegen Vertagung noch nicht zur Erörterung der Angelegenheit gekommen ist.

Das Heer kleiner, vom Nachdruck lebender Blätter, welches in der Hauptstadt selbst jedem größern Organ das Terrain entzieht und in der Buchdruckerei der unbedeutendsten Provinzialstadt ein Nest zum Ausschwärmen besitzt, ist dadurch, zumal in den innern Angelegenheiten, zur gänzlichen Farblosigkeit gezwungen. Nur die ultramontanen Organe wagen sich noch bis zur äußersten Grenze der Gesetzlichkeit vor und bestehen zuweilen einen Preßproceß. Um so lauter, aber nicht mit mehr Takt als die weiland demokratische Presse, erhoben sich nun die siegreichen „regierungsfreundlichen" Blätter. Bei Gelegenheit der Emeute in Mailand und des Attentats in Wien beschuldigten sie mit Unverschämtheit dieselbe Partei, welche in der Paulskirche mit Lebensgefahr die Throne vertheidigt hat, des Einverständnisses und der intellectuellen Urheberschaft an jenen Wahnsinnsunternehmen. Die höchstens in 800 Exemplaren gedruckte und kaum über die blau-weißen Grenzpfähle hinausdringende halbofficielle „Neue Münchener Zeitung" erklärte wie ein Hahn auf dem Mist England den Krieg, wenn es den italienischen und ungarischen Flüchtlingen noch ferner ein Asyl gewähre, und rief den kleinen Vaterlandsblättern, welche ihre Entrüstung über den Meuchelmord aus den größern Zeitungen längst entlehnt hatten, ohne deshalb einer schrankenlosen Polizei- und Militärdictatur das Wort reden zu wollen, drohend zu: Wir merken uns eure Namen und unsere Maßregeln sind genommen, wenn ihr nicht sofort mit uns Chorus macht gegen den Liberalismus! Ihr verliert die amtlichen Inserate, hieß das mit andern Worten — und das kleine Gesindel verstand, druckte alle officiösen Uebertreibungen über Mazzini und die Schweiz, über Martin Koßta und die nordamerikanischen Freistaaten herzhaft nach und wagte in dem badischen Conflict keine Meinung zu äußern, weil die „Neue Münchener Zeitung" keine Parole ausgab. Unterstand sich in der orientalischen Angelegenheit das „Augsburger Anzeigeblatt", welches sicher sein konnte, nicht nach Petersburg zu kommen, ja den

Mund gegen Rußland etwas voll zu nehmen, so wurde es wegen Beleidigung einer befreundeten Macht confiscirt und vor Gericht gestellt, während es ein verdienstliches Werk blieb, gegen England, an dessen Hofe ein bairischer Gesandter so gut wie an dem des Zaren accreditirt ist, weidlich zu schimpfen. Wie sehr man sich in München nach Oestreich richtet, geht daraus hervor, daß Hr. Hersch von der „Neuen Münchener Zeitung" bei der ersten westlichen Wendung in Wien sogleich Auftrag erhielt, auseinanderzusetzen, daß zwischen dem Conservativismus Rußlands und dem Deutschlands doch ein kleiner Unterschied bestehe. Weiter aber durfte nicht gegangen werden!

Zugleich leugnen wir aber nicht, daß es außer den politischen Nachrichten vieles Andere zu überwachen gibt. Wir haben es zu loben, daß die Polizei neben den Feinden Rußlands wenigstens auch gegen die unverschämten Anpreisungen des Linsen- und Bohnenmehls Barry du Barry's einschritt, indem nur ein katholisches Blatt, die „Augsburger Postzeitung", aus eigenem ehrenhaftem Antriebe die gewinnreichen aber bethörenden Inserate des Hrn. Baruch in London zurückwies. Allein wir fragen: wäre es nicht mindestens ebenso sehr am Orte gewesen, gegen eine „Warnung und Bitte" aus Eichstädt fiscalisch einzuschreiten, die bekannt machte, „daß das heilige Walburgisöl, welches jährlich zu gewissen Zeiten aus den Brustgebeinen der heiligen Walburga quillt und schon zahlreichen Frommen Linderung und Heilung in verschiedenen Leiden gebracht hat, vielfach verfälscht werde und laut geistlicher Unterschrift allein echt zu Eichstädt an der Altmühl, in dem Kloster der ehrwürdigen Frauen Benedictinerinnen zu haben sei"? Wir fragen: hätte die Polizei nicht auch da ein Einsehen haben sollen?!

IX.

Baiern ist ein Land großer Hülfsmittel. Seine Seelenzahl ist von 1834—52, wo die neueste Zählung stattfand, von 4,251,118 auf 4,565,236, also um 7,37 Procent, und jährlich um 0,41 Procent gestiegen. Jedoch ging dabei die Bevölkerung der Pfalz speciell durch starke Auswanderungen in den Jahren von 1849—52 von 616,370 auf 611,476 Seelen zurück.

Vorzugsweise sind die Bewohner auf Ackerbau angewiesen und die Gewerbe nehmen nur etwa fünf Procent der Gesammtbevölkerung in Anspruch. Für die Agricultur ist noch ungeheuer viel zu thun, sowol um den wüst liegenden Strecken urbaren Boden abzugewinnen, als um die Culturmethode zu vervollständigen. Denn wie weit dieselbe auch in der Pfalz und in Niederfranken vorgeschritten ist, so blieb sie in der Oberpfalz, in Oberbaiern und Schwaben noch beträchtlich zurück. In der That bieten Regierung und landwirthschaftliche Vereine alle

Kräfte auf, theils durch Flußcorrectionen, Trockenlegung und Bewässerung, theils durch Landstraßen, Agrargesetze, Aufmunterung und Belehrung der Ackerbautreibenden helfend einzugreifen; gelingen alle die vorliegenden Projecte, so muß es möglich werden, die gegenwärtig über das Meer ziehende Auswanderung größtentheils im Lande selbst unterzubringen.

Auch die Gewerbe wachsen, indem die Regierung durch Statistik, gewerbliche Journale, Preise für Entwürfe und Zeichnungen, durch Modellversendung und Industrieausstellungen zu Hülfe kommt, zusehends. Namentlich zeigt sich große Neigung, nach einigen glücklichen Resultaten, immer mehr Fabriken auf Actien zu gründen; seit der Wiederbefestigung des Zollvereins entstanden, angesichts der großen Zahlen der aus England eingeführten Twiste, in Augsburg, Baireuth, Hof und andern Orten neue Baumwollspinnereien, sodaß die Spindeln erstgenannter Stadt gegenwärtig nahe an 100,000 reichen.

Münchens Kunstschöpfungen sind bereits weltberühmt. Doch sehen wir hier von ihrem ästhetischen Werthe ab und fragen auch nicht, ob sie in einer glücklichen Proportion zu den übrigen Nationalinstituten stehen. Es stecken viele Millionen Gulden in diesen Gebäuden, Sculpturen und Malereien. Wir können augenblicklich nicht sagen, wie viel der Staat für diese Dinge aufwenden mußte (König Ludwig steuerte aus seinem Privatvermögen über acht Millionen Gulden): aber selbst wenn von jetzt an für die Künste eine zeitlang gar nichts geschieht, so können Generationen an den angehäuften Schätzen sich erquicken und lernen. Schon beginnen die Fremden, welche die Isarstadt auf längere oder kürzere Zeit besuchen, sowie die künstlerischen Bestellungen, welche dort ausgeführt werden, einen Theil der Capitalzinsen zu tragen.

Höchst erfreulich ist außerdem der beginnende Einfluß der Wissenschaft und der Kunst auf die Gewerbe, den die Regierung durch ausgezeichnete polytechnische Schulen, durch eine Modellakademie in Nürnberg und selbst durch Zeichnenschulen für die Holzschnitzer in Oberammergau und Berchtesgaden unterstützt. Der Einfluß der wachsenden Einsicht und Gewandtheit auf die Sitten des Volks, der Einfluß der Aesthetik auf die Moral kann dabei nicht ausbleiben.

X.

„Ich liebe die Volksschullehrer", ließ der König den Lehrern vor einiger Zeit sagen und es geschieht durch Gehaltsverbesserungen derselben, durch Unterstützung ihrer Seminare, durch Empfehlung fleißigen Schulbesuchs Manches, um das Volk aus seiner Stumpfheit und Verwahrlosung emporzubringen.

Dennoch bleibt, bei der notorischen Sittenroheit Altbaierns, noch viel zu wünschen übrig. Die Schulpflicht endet in den Städten wie auf dem Lande mit dem zwölften Lebensjahre. Hier müssen die Knaben dann das Vieh hüten, oder sie treiben sich nichtsthuend im Dorfe umher; in den Städten werden sie, wenn der Körper für ein Handwerk noch zu schwach ist, für eine Interimsbeschäftigung in den Fabriken, Buchdruckereien u. s. w. mit spärlichem Montagsunterricht verwendet.

Bei der katholischen Geistlichkeit liegt also noch die Hauptaufgabe, indem die protestantischen Provinzen des Königreichs bekanntlich wie im Fleiß, so auch in sittlicher Hinsicht den katholischen voraus sind. Wir wollen auf die Verbrecherstatistik nicht ausführlicher zurückkommen; aber während kürzlich die Quartal-Schwurgerichtssitzung in Unterfranken wegen Mangels an Stoff ausfiel, hatte der Schwurgerichtshof von Oberbaiern sieben Todesurtheile zu fällen.

Offenbar legt der katholische Klerus noch zu viel Gewicht auf den Altardienst, der, in einer todten Sprache gehalten, die Gemeinde als Zuschauer und nicht als Zuhörer versammelt und höchstens eine flüchtige geweihte Stimmung hervorbringt; er hält zu wenig auf die Predigt, welche das Herz und das Nachdenken zugleich anregt. Erst die Jesuitenmission machte mit ihren Standespredigten den Anfang, mehr Werth auf die Moral zu legen. Es ist wahr, die Priester stritten mit Feuer für die katholische Kirche mit allem dogmatischen und hierarchischen Inhalt: aber sie drangen zugleich mit solcher Gewalt auf Sittenreinheit und Sittenverbesserung, daß wir wünschen möchten, die Patres Roder und Roh durchzögen allwöchentlich das Land Baiern. Sie griffen gewaltiger zu als selbst die Polizei, und tiefer: sie griffen in die Gewissen. Das Volk strömte scharenweise herbei und die Ortsgeistlichen konnten viel von ihnen lernen. Aber der Fortsetzung ihrer Wirksamkeit stellte sich — gerade deshalb amtsbrüderliche Eifersucht und Eifersucht sogar auf politischer Seite entgegen. Es verdroß manche Staatspersonen, daß die Missionare eine Anhänglichkeit der Massen fanden, die jene Herren selbst entbehren.

XI.

Sehr erfreulich ist es, wie die Geschworenengerichte in Baiern ernstlich Fuß fassen. Sie hatten in den Provinzen, wo sie im Jahre 1848 neu eingeführt wurden, manchen Angriff zu bestehen, indem die Menge der Hochverrathsprocesse vor dem neuen Institut zu entscheiden war und da fast ausschließlich Freisprechungen erfolgten, wo das alte schriftliche und mündliche Verfahren rechtskundiger und buchstabenklaubender Richter unfehlbar verurtheilt haben würde. Es ist wahr, die nach gar keiner Form und nur nach ihrem Gefühl urtheilenden Män-

Digitized by Google

ner auf den Bänken der Geschworenen sprachen vielfach in Erwägung, daß die gute Absicht der Demagogen, die strenge Auffassung des Criminalcodex und die Härte der Strafen für meist unschädlich gebliebene Agitation in keinem Verhältniß standen, das Nichtschuldig, weil kein Ausweg für eine leichtere Schuld gelassen worden war. Indeß kamen Fälle, wo der Gerichtshof das Urtheil der Geschworenen als gänzlich falsch — was unter Einstimmigkeit der Richter möglich ist — verworfen hätte, nicht vor. Glücklicherweise sind jene Processe, in welchen die Parteistellung den Ausschlag gab, vorüber; der einfache Criminalfall, wo es sich um Todtschlag und Eigenthumseingriffe handelt, ist eine bessere Schule der Gewissenhaftigkeit, und so haben sich gegenwärtig sogar amtliche Berichte dahin ausgesprochen, daß kein Fall vorliege, wo die studirten Richter nicht ebenso wie die Geschworenen über Schuldig oder Nichtschuldig entschieden haben würden. So konnte der Justizminister, wie schon früher angedeutet wurde, mit Aufrichtigkeit auf die Befestigung und Entwickelung des Instituts eingehen.

Bei dem trägen Charakter der alten Provinzen mußte das Erscheinen der Geschworenen in der Sitzung freilich mehrfach durch schwere Strafdrohungen geregelt werden; doch hat sich auch das schon vielfach gebessert. Viel hängt von dem Gerichtspräsidenten, dem Staatsanwalt und den Advocaten ab, das Geschäft der Geschworenen, wenn auch der Objecte halber zu keinem erfreulichen, doch zu einem Genugthuung gewährenden zu machen und besonders unter den jüngern Beamten und Anwälten sind manche scharfsinnige und gewandte Redner, welche dem Institute Ehre einbringen. Die Zuhörerräume sind stets mit Personen aus allen Ständen gefüllt, welche den Verhandlungen mit größter Spannung und sittlicher Erregtheit folgen. Und so leidet es keinen Zweifel, daß das Rechtsgefühl im Volke von dieser Seite eine Kräftigung erfährt, die, wenn auch nicht sofort, doch hoffentlich in nächster Zukunft den Untersuchungsrichtern augenfällige Resultate liefern wird.

Literatur und Kunst.

Dr. Emil Ruth in Heidelberg hat sich sowol durch seine zweibändige „Geschichte der italienischen Poesie“ (Leipzig 1844—47) wie auch durch zahlreiche kleinere kritische Abhandlungen und Untersuchungen als ein gründlicher und fleißiger Forscher auf dem Gebiete der italienischen Literatur- und Culturgeschichte bekannt gemacht. Auch seine neueste dahin einschlagende Schrift: „Studien über Dante Allighieri, ein Beitrag zum Verständniß der Göttlichen Komödie“ (Tübingen, Fues) ist eine interessante und nützliche Arbeit, die nicht nur den Kennern und Freunden der italienischen Poesie, son-

dern auch allen Denjenigen, die sich mit dem Vater und Meister derselben auf eine verhältnißmäßig kurze und bequeme Weise bekannt machen und zu einem tiefern Verständniß seines unsterblichen Gedichtes vorbereiten wollen, bestens empfohlen werden darf. Im Ganzen zwar glauben wir nicht, daß es gerade „Studien" und „Beiträge" sind, was der Dante-Literatur in diesem Augenblick Noth thut. Im Gegentheil, dieselbe ist in den letzten dreißig, vierzig Jahren so außerordentlich angeschwollen, nicht blos der wetteifernde Fleiß gelehrter und einsichtiger Männer, sondern auch religiöse und wissenschaftliche Beschränktheit, Pedanterei und Caprice haben sich dermaßen auf ihr herumgetummelt, namentlich auch bei uns in Deutschland, daß das Nächste und Dringendste, dessen die Dante-Literatur bedarf, uns vielmehr in einer Sichtung des Vorhandenen zu bestehen scheint, in einer zusammenfassenden, abschließenden Arbeit, durch welche der viele unnöthige und unfruchtbare Ballast beseitigt und die entscheidenden Punkte noch einmal klar und deutlich hingestellt werden. Es geht der Gelehrsamkeit öfters so, besonders der deutschen, daß sie den Wald vor Bäumen nicht sieht, und so haben denn auch an der berufenen Dunkelheit des Dante seine verschiedenen Erklärer nicht den kleinsten Antheil; das bekannte Wort von den Auslegern, die nicht aus-, sondern unterlegen, hat sich kaum anderswo dermaßen bewährt und ist durch den allgemeinen Gebrauch so sanctionirt worden wie bei dem Dichter der „Göttlichen Komödie". Daß Hr. Ruth nun den Haufen dieser vorwitzigen Ausleger, denen es weit mehr um ihre eigene Weisheit zu thun ist als um den Dichter, nicht vermehren würde, das ließ sich allerdings von einem so gründlichen und gewissenhaften Gelehrten, der dabei zugleich so viel nüchternes Urtheil an den Tag gelegt hat, ohne weiteres erwarten. Auch ist es nur ein Zeugniß für die Bescheidenheit des Verfassers, daß er sein Buch unter dem Titel von „Studien" und „Beiträgen" in die Welt geschickt hat: statt der vereinzelten und episodischen Arbeiten, welche der Titel erwarten läßt, finden wir — zwar noch nicht jenes sichtende, abschließende Werk selbst, von dem wir soeben sprachen, aber doch immerhin einen höchst schätzenswerthen und nützlichen Anfang dazu. Besonders verdient in dieser Hinsicht die erste Abtheilung des Werkes: „Dante's System" (S. 5—174), empfohlen zu werden. Der Verfasser liefert darin eine vollständige und wohlgeordnete Uebersicht von Dante's Ansichten und Grundsätzen in Betreff menschlicher wie göttlicher Dinge; seine Gedanken und Vorstellungen über Schöpfung und Himmel, über die von ihm sogenannten Intelligenzen (die Engel der Volksanschauung), über Natur und Bestimmung des Menschen, über Höllenstrafen, Fegfeuer und Paradies, über kirchliches und weltliches Regiment ꝛc. werden zusammengestellt und in ihrer innern Folgerichtigkeit nachgewiesen. Daß der Verfasser sich dabei so viel wie möglich jeder eigenen Einrede enthält (nur die ausführliche und lebhafte Polemik gegen die bekannte Witte'sche Auffassung von dem beabsichtigten Zusammenhange der „Vita nuova", des „Convito" und der „Commedia" macht davon eine Ausnahme, S. 52—63), ja daß er in den meisten Fällen sich darauf beschränkt hat, nur Dante's eigene Worte zusammenzustellen, erhöht nach unserm Dafürhalten das Verdienst dieser gründlichen und mühsamen Arbeit, welche ganz besonders dazu geeignet ist, dem Anfänger des Dante-Studiums in den Dichter einzuführen. Nur in einem Punkte hätten wir noch eine größere Vorsicht vom Verfasser erwartet: gerade weil er

selbst die Witte'sche Ansicht, wonach „Vita nuova", „Convito" und „Commedia" nur gleichsam drei verschiedene Abschnitte Eines großen Gedichts, mit so guten Gründen bekämpft, so hätte er in seinem „Systeme des Dante" auch wol die verschiedenen Epochen, denen diese drei Werke angehören, noch genauer auseinander halten und nicht so ganz unterschiedlos eines um das andere citiren sollen, wie Quellen von gleichem Werth und gleicher Beschaffenheit. Wir geben zu, daß sein Unternehmen dadurch noch außerordentlich viel mühsamer geworden wäre: allein eine streng historische Erklärungsweise ist und bleibt nun doch einmal die einzige Grundlage des Verständnisses, für ganze Literaturen sowol wie für einzelne Dichter und Dichterwerke, und auch einem so durch und durch allegorischen Poeten wie Dante ist schließlich auf keine andere Art beizukommen als auf geschichtlichem Wege, wie dornig derselbe auch sei. — Der zweite Theil des Buches (S. 175—287) versucht nun, auf Grund' dieses Dante'schen Systems eine „Erklärung der Allegorien und des Grundgedankens der Göttlichen Komödie" zu geben. Auch dieser Abschnitt enthält viel Interessantes und Schätzenswerthes. Besonders anziehend, auch durch die Neuheit der Untersuchung, ist der Unterschied, den der Verfasser zwischen der frühern und spätern Beatrice, der Beatrice der „Vita nuova" und der „Commedia" zu machen sucht. Auch über Bedeutung und Stellung des Virgil wird manches Eigenthümliche und Neue, das zu weiterer Nachforschung anregt, beigebracht. Doch fehlt es auch nicht an einzelnen, zum Theil recht grellen Widersprüchen, z. B. über Theologie und Philosophie und ihre Repräsentation durch Beatrice und Virgil, über Dante's eigene Schuld und Buße &c.: wie es denn diesem ganzen Abschnitt überhaupt noch an der gehörigen Durcharbeitung und Klarheit mangelt und das Gepräge von Studien, höchst interessanter und anregender, aber nicht immer ganz abgeschlossener und gereifter Studien, ihm noch am deutlichsten aufgeprägt ist. Die Riesen der Empörung aus dem 31. Gesang des „Inferno" werden ganz in Rossetti's Sinne gedeutet (S. 282 fg.); wir vermögen den Abscheu unserer deutschen Dante-Puristen gegen diesen Ausleger nicht zu theilen und haben uns daher gefreut über diesen neuen Beweis von dem nüchternen und unparteiischen Sinn unsers Verfassers, der sich durch kein Vorurtheil abhalten läßt, das Gute mitzutheilen und anzuerkennen, gleichviel wo er es findet. — Die Darstellung des Buchs ist einfach und klar, wie es sich für ein wissenschaftliches Werk geziemt; nur in den polemischen Stellen würde etwas mehr Mäßigung des Ausdrucks nicht geschadet haben.

Bgr.

Die arme Sigelinde hat wenig Glück; weder als Tragödie noch als Komödie, weder als Original noch als Travestie will es ihr gelingen, den Lorberkranz zu erreichen, nach dem sie doch sichtlich so lüstern ist. Ueber Oskar von Redwitz' „Siglinde. Ein Trauerspiel" (Mainz, Kirchheim) hier noch etwas zu sagen, wäre überflüssig. Daß eine Erneuerung des deutschen Drama, wie wünschenswerth dieselbe sei und wie unfähig die bisherigen Regeneratoren desselben sich gezeigt haben mögen, doch nicht von einem Dichter zu erwarten stand von so einseitigem und schwächlichem Charakter, wie der Verfasser der „Amaranth" und des „Märchen" sich gezeigt hatte, das mußte in der That Jeder vorauswissen, der sich nur einigermaßen auf Poesie und

poetisches Talent versteht. Hrn. von Redwitz fehlt Alles, was den Dichter und nun gar erst den dramatischen Dichter macht: Wahrheit der Empfindung, Fruchtbarkeit der Phantasie, Schärfe der Charakteristik, Eigenthümlichkeit und Kraft des Ausdrucks. Seine verwaschene, saftlose Lyrik reicht nur eben aus, den Bußprediger eines entnervten, gelangweilten Geschlechts zu machen, welches die Frömmigkeit mitmacht, gedankenlos, wie jede andere Mode, und dabei mit lüsterner Neugier nach dem Herrn Bußprediger hinschielt, was für Augen er hat und ob das Haar auch gut gescheitelt ist und der Talar die richtigen Falten schlägt; es ist die Clauren'sche Sentimentalität und Geistlosigkeit, nur aus dem Frivolen ins Fromme übersetzt. Aber so groß hatten wir das Fiasco bei alledem doch nicht erwartet; Erfindung, Charakteristik, Sprache — es ist in diesem Stücke Alles so schülerhaft elend, daß es die Kritik beleidigen hieße, wollten wir jetzt, nachdem die Aufnahme beim Publicum den völligen Unwerth des Stücks schon längst festgestellt hat, denselben hier noch im Einzelnen nachweisen. Diese „Siglinde" ist kein „Harfenstein" mehr, sie ist nur ein simpler Grabstein, nämlich der Grabstein des Redwitz'schen Dichterruhms; mit diesem dramatischen Versuche hat er die ganze Hohlheit und Nichtigkeit seiner Natur, das durchweg Knabenhafte und Unreife seines vermeintlichen Talents enthüllt — die Kritik kann ihn laufen lassen, seitdem er sich selbst dermaßen gerichtet hat. In dem ganzen Gedicht ist nicht Ein wahrer und richtiger Gedanke, nicht Eine natürliche Empfindung, nicht Eine poetische und geschmackvolle Wendung; innerlich ein Monstrum von Fratzenhaftigkeit und Unnatur, tritt es äußerlich mit einer Unreife und Geschmacklosigkeit auf, für die es in der deutschen Poesie Gottlob nur wenig Beispiele gibt.

Aber wenn das schlechthin Elende kein Stoff mehr ist für die Kritik, so ist es noch weniger ein Stoff für den Spott des Komödiendichters. Schon daran würde die „S i g e l i n d. Ein Normallustspiel von W i l h e l m v o n M e r c k e l" (Berlin, Schindler) haben scheitern müssen, auch wenn der Verfasser sich die Arbeit nicht so leicht gemacht und mehr Witz und mehr satirische Kraft dazu mitgebracht hätte, als er leider gethan hat. Der Verfasser sucht das Redwitz'sche Stück dadurch lächerlich zu machen, daß er es seines unwahren Pathos entkleidet und es in derjenigen trivialen und gemeinen Form vorführt, die der Trivialität der Gedanken, der Gemeinheit der Empfindungen entspricht. An sich ist dieser Gedanke nicht unglücklich: aber ein ganzes Stück damit auszufüllen, reicht er doch bei weitem nicht aus. Weitere Gedanken aber sucht man in der Merckel'schen Travestie vergebens; mit sklavischer Treue, Schritt vor Schritt, geht sie dem Originale nach und erreicht damit allerdings etwas, was wir bis dahin für unmöglich gehalten: nämlich daß sie ebenso langweilig wird wie das Original selbst. Hrn. von Merckel's Humor (wir erinnern an den in der „Argo" enthaltenen, auch in diesen Blättern besprochenen „Frack des Herrn von Chergal") ist zu zahm und zu breitspurig; wer Hrn. von Redwitz und seine „Sigelinde" komödiren will, der muß nicht blos gebildet genug sein, die Fehler seines Gegenstandes zu erkennen, sondern er muß auch Witz, Phantasie und schöpferischen Humor haben, er muß sich auf der Basis einer tiefen und umfassenden Lebensanschauung bewegen, er muß verstehen, die Consequenzen des Irrthums zu ziehen den er verspotten will, um ihn eben dadurch poetisch zu vernichten. Der

Satiriker muß weiter sehen und höhere Standpunkte haben als sein Original; wo das nicht der Fall, wird das Eine so ledern und unbedeutend ausfallen wie das Andere. Und Das, wie gesagt, hat der Dichter dieses „Normallustspiels" auf eine wahrhaft erschütternde Weise erreicht. Die Medicin allerdings curirt einen verdorbenen Magen mit Ipecacuanha; aber die Poesie, meinen wir, sollte edlere Mittel haben. mmr.

Correspondenz.

Aus Wien.

30. März 1854.

R. D. Wie überall, so steht auch bei uns die orientalische Krisis auf der Liste der Tagesgespräche obenan; ich fürchte, wir werden in diesem Frühling vor dem fernen Kanonengebrüll selbst das nahe Lerchengeschmetter kaum vernehmen. Die einzige Ausnahme machen die grandiosen Festlichkeiten, welche zur Vermählung unsers Monarchen veranstaltet werden. Dieselben werden voraussichtlich sehr prächtig ausfallen; die Commune allein soll eine Million Gulden darauf verwenden wollen, sodaß die Schaulust sich also reichliche Befriedigung versprechen darf. Auch die Zahl der zuströmenden Fremden wird ohne Zweifel höchst bedeutend sein und auch für sie werden bereits allerhand Zurüstungen gemacht. Doch da ich Ihnen in meinem nächsten Schreiben ohnedies eine ausführliche Schilderung dieser Herrlichkeiten zu geben gedenke, so gestatten Sie wol, daß ich heute ohne weiteres auf das Thema zurückkomme, das ich schon in meinem neulichen Briefe ankündigte, nämlich auf das musikalische Treiben in unserer Hauptstadt während der nunmehr zu Ende gehenden Saison. Nicht leicht hat Wien in einem Winter eine solche Masse von Concerten erlebt wie diesmal; das eigentlich Erfreuliche dabei ist aber dies, daß bei weitem die größere Menge derselben der wirklichen und nicht der Afterkunst gewidmet war. An großen Orchesterconcerten hörten wir sieben (die Aufführung des unseligen Oratoriums „Saul" von Hrn. Hofkapellmeister Aßmaier in den Weihnachtsfeiertagen abgerechnet), wobei nur höchlich zu bedauern bleibt, daß die drei Spiritualconcerte, welche noch folgen sollten, wegen einer unglücklichen Constellation der Verhältnisse ausfallen werden, da für diese noch manches höchst bedeutende Werk von Lotti und Durante, sowie Händel's „Messias" und eine Symphonie von Robert Schumann angekündigt waren. Neben den Werken der alten Meister bekamen wir darin wenngleich allerdings nur sehr spärlich, auch Einiges von neuern Componisten zu hören, wie namentlich von Ferdinand Hiller und Richard Wagner. An diese Concerte schloß sich eine bedeutende Anzahl von Quartettproductionen; der artistische Director der Gesellschaft der Musikfreunde, J. Hellmesberger, veranstaltete deren allein ein volles Dutzend. Ein zweites Dutzend brachten uns die Gebrüder Müller und Vieuxtemps. Daß in diesen Concerten Haydn, Mozart, Beethoven und Mendelssohn in erster Linie standen, versteht sich; doch kam auch Einzelnes von Schubert, Schumann, Gade, Volkmann und Andern zur Aufführung. Sehr interessante Concerte, fünf an der Zahl, gab in letzterer Zeit ein schnell zu außerordentlicher Beliebtheit emporgestiegener

Sänger, Namens Julius Stockhausen. Hr. Stockhausen gehört zu der kleinen Anzahl von Sängern, die ihre Wirkung nicht durch bloßes Hervorkehren des rohen Materials, durch unerhörte Kraft, Umfang oder auch nur durch den blendenden Zauber einer wahrhaft schönen Stimme erreichen, sondern dadurch, daß sie in schöner, künstlerischer Einfachheit das Innerste zur Geltung bringen oder, wie Saphir es einmal treffend bezeichnete: daß sie nicht den Topf mit Erdreich und Wurzeln, sondern die Blume selbst darreichen. Unerhört war es für Wien, daß Jemand wagte, die einfachsten Lieder von Schubert, wie die „Müllerlieder" ꝛc. im Concertsaale zu singen, da doch für die Masse der heutigen Sänger nur „Erlkönig", „Wanderer", „Ständchen", nebst ein paar andern Pracht- und Capitalstücken concertfähig sind. Ebenso wurden auch die Lieder von Schumann, der gerade in diesem Genre so Herrliches geleistet hat, dem größern Publicum durch ihn zum ersten mal vorgeführt. Von Concerten berühmter Virtuosen verdienen nur die von Vieuxtemps Beachtung; Jenny Lind wird in den nächsten Tagen erwartet. Das Höchste jedoch, was uns im Laufe dieses Winters von der Tonkunst überhaupt geboten ward, war Beethoven's neunte Symphonie, wenn auch freilich nur in mangelhafter Ausführung.

Von Bedeutung ist es übrigens, daß die systematische Abschließung Wiens gegen die Werke neuerer, namentlich ausländischer Meister nach und nach gebrochen wird, sowie auch, daß man endlich daran denkt, die Werke der vorhaydn'schen Periode dem Publicum wieder in lebendige Erinnerung zu bringen. In ersterer Beziehung interessirte uns besonders die Vorführung einiger Werke von Richard Wagner, nämlich der Ouverture und eines Chors aus dem „Tannhäuser" im dritten Spiritualconcert. Doch hat meine Ansicht über diesen Componisten sich auch bei dieser Gelegenheit nur neuerdings bestätigt. Seine Musik ist im Großen und Ganzen betrachtet, unkünstlerisch und gehaltlos; sie wirkt durch unlautere, wohlfeile, roh-sinnliche Mittel, die eben deshalb für eine Zeit die Massen bestechen können. Statt Ideen liefert er meistentheils nur Colorit, statt Poesie Rhetorik; nicht Begeisterung finden wir bei ihm, sondern Fanatismus, nicht helles, klares Licht, sondern unheimliche, unkeusche Glut. Einzelne interessante Details können dafür natürlich nicht entschädigen; auch machen sie ihn ebenso wenig zum großen Musiker, als seine Operntexte, wenn sie auch im Vergleich zur ganz ordinären Schablonenarbeit allerdings solider sind, ihn zum bedeutenden Dichter machen. So vermag denn der Künstler die maßlosen Sünden des Schriftstellers nach keiner Seite hin zu decken; das Weltgericht, das er über die Vergangenheit der Kunst heraufbeschwören möchte, wird allem Vermuthen nach ihn selbst zuerst ereilen.

Ueber unsere Opernzustände wüßte ich nach Dem, was ich über dies Thema bereits in Ihren Blättern ausgesprochen, nichts Neues hinzuzufügen. Die letzte That Cornet's in dieser Saison war die zehn Tage vor dem Schlusse der deutschen Oper erfolgte Inscenesetzung der seit nahe an zwanzig Jahren hier nicht mehr gehörten „Vestalin" von Spontini; an das Studium derselben waren drei Proben gewendet worden, während man z. B. dem Balfe'schen Machwerke „Keolanthe" volle zwei Monate gewidmet hatte! Die Aufführung war daher auch unter aller Kritik; die Besetzung war so widersinnig wie möglich, die äußere Ausstattung aufs gröbste vernachlässigt, kurz, wenn man die Absicht gehabt hätte, die Oper zu Falle zu bringen, man hätte es nicht besser anfangen können. Das Burgtheater hat nur eine einzige Novität gebracht, den „Arzt seiner Ehre" von Calderon, und auch dieser ging nur

neu in Scene. Der Erfolg war sehr ungünstig; unser Publicum kann sich nun einmal für diese dialektischen Spitzfindigkeiten, wie sie den spanischen Dramen zu Grunde liegen, nicht interessiren. Darum prophezeie ich auch dem „Stern von Sevilla“ von Zedlitz, welcher nächstens folgen wird, kein allzu günstiges Schicksal. Die „Waise von Lowood“ hält sich noch immer auf dem Repertoire, dagegen ist Hebbel's „Magellona“ nach der sechsten Vorstellung verschwunden, und zwar weil sie verboten ist, angeblich infolge der Insinuationen, welche von mehren Seiten gegen das Stück vorgebracht wurden. Namentlich zeichnete sich bei dieser Gelegenheit ein Hr. Rumpelmaier aus, der hier unter dem Namen Johannes Nordmann ein obscures Journal, betitelt „Der Salon“, herausgibt. Dieser „Salon“ sucht sich, was denn doch seit den Tagen Groß-Hoffinger's nicht mehr vorkam, nicht durch die Qualität seiner Aufsätze oder den literarischen Ruf seiner Mitarbeiter zu empfehlen, sondern durch Stand, Rang und Titel seiner Abonnenten, deren er unter dem Bürgerstande nur sehr wenige, aber freilich auch unter dem hohen Adel nicht viele zählt. Es wäre überhaupt über den gegenwärtigen Zustand unserer Journalistik gar mancherlei zu sagen und komme ich wol früher oder später einmal ausführlicher auf dieses Thema zu sprechen.

Aus Berlin.

Anfang April 1854.

NO. Vor vier Wochen südwestlich, vor vierzehn Tagen nordöstlich, heute zwischen Westen und Osten hin und her flatternd — so schwankt die Nadel auf der Windrose meiner Berichte, so dreht sich der Wind selbst, dessen Strömungen sie verzeichnen. Noch vor wenig Tagen schien unsere Politik, die sich in jüngster Zeit der Kreuzzeitungspartei merklich zugewendet hatte, abermals einen entgegengesetzten Stoß erhalten zu haben, der sie ein wenig zum Bessern lenkte, und siehe da, in diesen allerletzten Tagen ist wiederum eine allerneueste Wendung eingetreten, die das Schlimmste befürchten läßt. Ich will versuchen, Sie mit kurzen Worten in diesem Gewirr zu orientiren.

Die Wendung „ein wenig zum Bessern“, wie ich sie eben bezeichnete, wurde von Wien her bewirkt. Dort haben die Enthüllungen der vertraulichen Correspondenz zwischen London und Petersburg den vollen Eindruck gemacht, den sie auf jeden Verständigen machen müssen. Namentlich soll der Kaiser persönlich aufs tiefste verletzt sein durch die Protectormiene, welche der russische Kaiser in seinen Unterhaltungen mit Seymour gegen Oestreich anzunehmen für gut befunden hat. Wie ich aus guter Quelle höre, ist das wiener Cabinet im Stande, den Nachweis zu führen, daß in derselben Stunde, wo in Petersburg mit dem englischen Gesandten auf den Sturz des türkischen Reichs zu conspiriren versucht wurde, der russische Gesandte in Wien eine Note übergab, in der die Integrität der Türkei als unantastbar anerkannt war. Das hat gewirkt, wie es wirken mußte. Der erste Ausdruck der antirussischen Haltung, zu der das wiener Cabinet sich infolge dessen genöthigt sah, ist die Sendung des Frhrn. von Heß an den hiesigen Hof. Heß, als einer der fähigsten östreichischen Militärs hinlänglich bekannt, ist zugleich Chef der antirussischen Partei in Wien. Seine Mission hier in Berlin geht — um es mit mehr Kürze als diplomatischer Präcision zu bezeichnen — dahin, Preußen zur Unterzeichnung eines Protokolls im Sinne der Westmächte zu be-

wegen, nachdem es die bindendere Form einer Convention abgelehnt hat, und es so aus der nebelhaften Unbestimmtheit einer absoluten Neutralität heraus in die klarere, bindende Stellung einer antirussischen, bewaffneten Neutralität mit Oestreich zur Seite zu bringen. Mit dieser Mission hatte Heß, auch persönlich hier beliebt, die besten Aussichten. Zwar hatte die Kreuzzeitungspartei, behend wie sie ist, es sofort verstanden, ihren beiden ersten Führern, Gröben und Gerlach, die Unterhandlungen mit Heß in die Hände zu spielen. Doch waren daneben — an diese Zweiheit muß man sich in Berlin schon gewöhnen — auch Manteuffel und der Kriegsminister Bonin in dauerndem Verkehr mit dem östreichischen Abgeordneten. Man hoffte allgemein ein gutes, d. h. den Umständen nach gutes Resultat, wobei wiederum der Prinz von Preußen stark mitzählte, von dessen durchaus fester Haltung man aus den Audienzen, in denen er patriotische Männer empfing, die beste Kunde haben wollte. Ja, so gut schienen die Dinge zu stehen, daß die Altpreußen in ihrem Wochenblatt wieder den Ton bescheidener Zufriedenheit anstimmten.

Bestimmtere Aeußerungen in derselben Richtung fielen in der Commission der Zweiten Kammer, welche die Creditforderung der Regierung zu berathen hatte. Zwar dauerte es lange, bevor die Minister sich zu deutlichen Erklärungen entschlossen. Es soll das merkwürdige Factum zutage getreten sein, daß der preußische Ministerpräsident über die königlichen Schreiben, welche Gröben nach London, Fürst Hohenzollern nach Paris mitgenommen hatten, keine Auskunft geben konnte, weil er sie selbst nicht kannte; auch seinen Namensvetter, den Oberst von Manteuffel, welcher neulich in einer besondern Mission zum Kaiser von Oestreich gesandt ward, soll er lediglich als den Ueberbringer von Briefen bezeichnet haben, für deren Inhalt er nicht verantwortlich gemacht werden könne. So bedurfte es mancher Verhandlungen, bevor die Regierung der Commission die nöthigen Mittheilungen machte. Vincke mußte seine kräftigsten Hammerschläge führen, um das spröde Metall zu erweichen. Und er hat sie geführt, sagt man, mit aller Macht seines niedersächsischen Armes, schonungslos gegen alles Ansehen der Person. Manteuffel fühlte sich zu entschiedener Sprache veranlaßt. Namentlich aber ist es der Kriegsminister Bonin gewesen, dessen Auftreten der Commission als eine gute Bürgschaft und ein Motiv zur Bewilligung des gefoderten Credits erschien. An ein Zusammengehen Preußens mit Rußland, soll der Kriegsminister erklärt haben, sei gar nicht zu denken; ja, wie Gesetzgeber alter Zeiten in ihren Gesetzen keine Strafe für den Vatermord bestimmt hätten, weil sie ein solches Verbrechen für unmöglich gehalten, so dürfe auch bei den gegenwärtigen Verhandlungen eine Unterstützung der russischen Politik seitens Preußens als eine totale Unmöglichkeit gar nicht zur Sprache kommen. Diese entschiedene Erklärung — merken wir sie uns wenigstens für alle Fälle! — hat der Commission das Vertrauen gegeben, das sich in der Creditbewilligung ausspricht. Für die motivirte Ablehnung, die Vincke vorschlug, war doch keine Aussicht der Annahme im Plenum; so hat man bewilligt in einer von Rudolf von Auerswald, dem gewandten Vermittler, vorgeschlagenen Fassung, bei der die einleitende Motivirung allerdings so stark antirussisch gehalten ist, daß die Kreuzzeitung sie mit vieler Entrüstung aufnimmt. Es fragt sich nur, ob und wie weit eine derartige Motivirung einer Geldbewilligung bindend ist für die Regierung. Und da ist denn allerdings zuzugestehen, daß dem Ministerium damit höchstens eine moralische Verpflichtung aufgelegt ist,

und wie wenig die im constitutionellen Staatsrecht bedeuten, hat die Erfahrung gelehrt. Das wird freilich immer der Ausgang sein, solange Liebenswürdigkeit für Staatsweisheit sich hält und gehalten wird und solange angenehme Manieren politischer Thatkraft den Rang ablaufen.

Bei allem Tadel aber, den man über die friedfertige Schwäche einer Vermittelung von antipodischen Gegensätzen aussprechen muß, hätte man doch noch nicht alle Hoffnung aufzugeben brauchen, wenn die Motivirung der Commission, zugespitzt ein wenig und mit etwas Vincke'schem Pfeffer gewürzt, von der Kammer angenommen, von der Regierung förmlich adoptirt worden wäre. Das Weitere, da nun doch einmal die letzte Entscheidung nicht da, wo sie liegen sollte, im Parlamente liegt, wäre dann mit einiger Zuversicht von der östreichischen Betreibung und dem heilsamen Druck der Ereignisse zu erwarten gewesen. Aber auch diese letzte Hoffnung ist wieder erschüttert, wenn nicht gescheitert. Unsere Russen haben einen Meisterstreich gemacht — ja, ich muß es bewundernd wiederholen: einen Meisterstreich.

Am 2. April ist der Herzog Georg von Mecklenburg-Strelitz, der bekanntlich mit einer Nichte des Kaisers von Rußland vermählt ist, in einer besondern Mission von Petersburg hier angekommen. Er überbringt einen Brief des Kaisers an den König. Darin meldet Kaiser Nikolaus, daß die Emancipation der Christen in der Türkei, wie sie die Pforte den beiden Westmächten bewilligt habe, seine Foderungen befriedige, daß er zum Frieden bereit sei, daß er daher den König bitte, die Aufstellung von Friedenspräliminarien zu vermitteln; Räumung der Fürstenthümer ꝛc. ist im Hintergrunde.

Daß im Publicum Keiner zu finden ist, der diesen Friedensversicherungen glaubt, brauche ich wol kaum zu sagen. Aber ebenso weiß man auch, daß das Publicum bei der hohen Politik nur sehr entfernt in Betracht kommt. Für jeden Fall ist die psychologische Feinheit zu bewundern, mit der die mecklenburgische Friedensmission auf die entscheidenden Kreise unsers Hofes berechnet ist. Emancipation der Christen — da steht das religiöse Moment im Vordergrunde; zum Frieden bereit sein trotz fortdauernder Siege an der Donau — was kann man mehr verlangen von dem „bestverleumdeten Manne" in Europa? Endlich wird Preußen die Vermittelung aufgetragen — das heißt ja doch klärlich, die verwandtschaftlichen Bande auf das feinste berücksichtigen und ganz in die Intentionen eingehen, welche die Regierung während der Krisis fortdauernd gehabt hat. Das paßt Alles so vortrefflich zueinander, das greift Eins so schön in das Andere, das ist der Zeit nach so geschickt, so auf die Minute arrangirt, daß es begreiflich wird, wenn man den Ursprung dieser Mission nicht in Petersburg, sondern in der Dessauer Straße und Umgegend sucht. Aber gerade dieser letztere Umstand erhöht nur die Bangigkeit, mit welcher man den Entschließungen entgegensieht, die nun an entscheidender Stelle entscheidend gefaßt werden müssen.*)

---

*) Wie unsern Lesern aus den Zeitungen bekannt, ist seitdem nicht nur das Schutz- und Trutzbündniß mit Oestreich abgeschlossen und das Protokoll, welches England, Frankreich und Oestreich für die Friedensbasis entworfen, von Preußen mitunterzeichnet worden, sondern auch den von der Regierung verlangten Credit von 30 Millionen hat die Zweite Kammer in ihrer Sitzung vom 8. April bewilligt.
D. Red.

Notizen.

Otto Ludwig, der Dichter des „Erbförster" und der „Makkabäer", soll mit einer „Agnes Bernauerin" beschäftigt sein. Ist die Nachricht richtig, so würde er der dritte moderne Dramatiker sein, der diesen Stoff bearbeitet, indem bekanntlich, ganz abgesehen von ältern Bearbeitungen, erst ganz kürzlich Friedrich Hebbel und Melchior Meyr sich daran versucht haben. Das scheint uns denn aber doch, mit aller Ehrfurcht vor dem „Engel von Augsburg" sei es gesagt, des Guten etwas zu viel und kein besonders günstiges Zeugniß für die Erfindungskraft und den dramatischen Instinct unserer Dichter, die im Gegentheil besser thun würden, sich nach frischen und dabei minder sentimentalen Stoffen umzusehen.

Aus dem Nachlaß von August Kopisch wird eine „Geschichte der königlichen Schlösser und Gärten zu Potsdam" angekündigt; das Buch, in prächtiger Ausstattung, mit Kupfern und Plänen reichlich versehen, wird auf königliche Kosten erscheinen. — Von den berühmten Reisenden M. Wagner und C. Scherzer ist der erste Band eines gemeinschaftlichen Werks über „Nordamerika" (Leipzig, Arnold) erschienen. Derselbe beschäftigt sich hauptsächlich mit den politisch-statistischen Verhältnissen; ein zweiter und letzter Band, der demnächst folgen soll, wird die wissenschaftlichen Zustände Nordamerikas beleuchten.

Von Otto Müller's „Deutscher Bibliothek" (Frankfurt a. M., Meidinger) wird die dritte Lieferung, „Der Dunkelgraf" von Ludwig Bechstein, Anfang Mai erscheinen; die vierte Lieferung wird einen Roman vom Herausgeber dieser Blätter, „Der Musikantenthurm", bringen. Demnächst wird Kurz' „Sonnenwirth", „Die Familie Ammer" von Ernst Willkomm, sowie ein neuer Roman von Gustav Kühne folgen. — Von Cläre von Glümer werden „Skizzen aus den Pyrenäen", von Ernst Willkomm eine Sammlung von Genrebildern „Im Walde und am Gestade", beide bei Katz in Dessau erscheinen; von dem erstern Buche waren im „Deutschen Museum" wie auch im „Bremer Sonntagsblatt" bereits Bruchstücke zu lesen.

Berichtigungen.

In den „Gedanken über ältere und neuere Malerei. Aus einem hinterlassenen Manuscripte des Malers Joseph Koch. Mitgetheilt von David Friedrich Strauß", in Nr. 7 und 8 dieser Zeitschrift, sind einige Druckfehler stehen geblieben, die man nachträglich zu verbessern bittet, nämlich:

Seite 235,	Zeile 21,	statt:	zeigt	ist zu lesen:	zeigte
„ 241	„ 4	„	des Schenkels	„ „ „	der Schenkel
„ 242	„ 4	„	Nachkommen	„ „ „	Nachfolger
„ 243	„ 4	„	Elimar	„ „ „	Elymas
„ 271	„ 4	„	Brauwer	„ „ „	Brouwer
„ 271	„ 31	„	solchen übereifrigem	„ „ „	solchem übereifrigen

„ 272 am Schlusse der letzten Zeile fehlt: 16.
„ 273, Zeile 16, statt: diese ist zu lesen: dieser

Auch sind die in Nr. 14 besprochenen „Düsseldorfer Künstler ꝛc." von Wolfgang Müller nicht, wie dort irrthümlich angegeben, bei T. O. Weigel, sondern bei Rudolf Weigel in Leipzig erschienen.

Digitized by Google

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Gedichte von Julius Sturm.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte. Zweite Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Fromme Lieder. 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Zwei Rosen oder Das Hohe Lied der Liebe. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 12 Ngr. Gebunden 16 Ngr.

Julius Sturm's „Gedichte" haben sich durch Innigkeit des Gefühls, Klarheit und Frische der Gedanken, verbunden mit einer seltenen Meisterschaft der Form, schon so viel Anerkennung und Theilnahme erworben, daß davon bereits eine zweite vermehrte Auflage nöthig geworden ist. Ebenso haben seine erst kürzlich erschienenen „Frommen Lieder" viel Aufmerksamkeit erregt. „Diese Lieder — sagt ein Kritiker zur Charakterisirung von Sturm's Lyrik — eine Korallenschnur echter schöner Lieder, die aus der reinen Empfindung quellen, tragen keine Schmerzen zur Schau, sondern im Gegentheil ein in sich selbst vollberuhigtes Sein, ein Dasein, das mit ganzer Seele an der schönen Erde hängt, aber dem der Aufblick zu dem Himmel, der über ihr, keinen Augenblick mangelt. Dieser Dichter versteht es, seine Welt durch seinen Himmel zu verklären." Sturm's neuester Liedercyklus „Zwei Rosen oder das Hohe Lied der Liebe" wird dem Dichter gewiß zahlreiche neue Freunde erwerben.

Unterhaltende Belehrungen
zur
Förderung allgemeiner Bildung.

Dieses Werk — eine Reihe trefflicher Volksschriften, von den ausgezeichnetsten Schriftstellern Deutschlands verfaßt — erscheint im Verlage des Unterzeichneten in einzelnen Bändchen, deren jedes einen Gegenstand als ein abgeschlossenes Ganzes behandelt und 5 Ngr. kostet. Neu ausgegeben wurden davon das 19.—21. Bändchen und enthalten:

19. **Der Haushalt der Pflanze**, von F. Cohn.
20. **Kaiser Karl der Große.** Ein Geschichtsbild von J. Rank.
21. **Das Planetensystem der Sonne.** Von J. H. Mädler.

Die bereits früher erschienenen achtzehn Bändchen enthalten:

1. **Unsterblichkeit**, von H. Ritter. — 2. **Der gestirnte Himmel**, von J. H. Mädler. — 3. **Das Mikroskop**, von O. Schmidt. — 4. **Die Bibel**, von F. A. D. Tholuck. — 5. **Die Krankheiten im Kindesalter**, von A. F. Hohl. — 6. **Die Geschworenengerichte**, von R. Köstlin. — 7. **Deutschland**, von H. A. Daniel. — 8. **Die Lebensversicherungen**, von E. S. Unger. — 9. **Sonne und Mond**, von J. H. Mädler. — 10. **Das Slawenthum**, von M. W. Heffter. — 11. **Das Gold**, von R. F. Marchand. — 12. **Schutzzoll und Handelsfreiheit**, von O. Hübner. — 13. **Die Künstler unter den Thieren**, von A. B. Reichenbach. — 14. **Die Telegraphie**, von L. Bergmann. — 15. **Schiller.** Eine biographische Schilderung, von J. W. Schaefer. — 16. **Die Blumen im Zimmer**, von F. Freiherrn von Biedenfeld. — 17. **Die deutsche Hansa**, von F. W. Barthold. — 18. **Benjamin Franklin.** Sein Leben, Denken und Wirken. Von H. Bettziech-Beta.

Leipzig, im April 1854. **F. A. Brockhaus.**

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 17.** 20. April 1854.

Inhalt: Die Stimmung in der Bulgarei. Aus dem Briefe eines bulgarischen Arztes. — Von Quebeck nach Saratoga. Skizzen aus meinem atlantischen Reisebuche. Von **Eduard Heusinger.** IV. — Die sociale Frage auf deutschem Boden. Von **K. Ch. Planck.** III. — Literatur und Kunst. (Minutoli, „Altes und Neues aus Spanien". — „Künstlerbriefe, übersetzt und erläutert von Guhl".) — Correspondenz. (Aus Paris. — Aus London.) — Notizen. — Anzeigen.

Die Stimmung in der Bulgarei.

Aus dem Briefe eines bulgarischen Arztes.

Anfang März.

Es ist eine Reihe von Jahren her, lieber Freund, seit wir in dem chirurgischen Klinicum zu Wien beisammen saßen und anstatt dem berühmten, aber langweiligen NN. zuzuhören, lieber in Kolar's „Tochter des Ruhmes" oder in Wuk's „Heldenliedern" blätterten. Wie war die Welt damals noch so unbefangen, so unschuldig! Die Karte von Europa wurde nach unsern Sympathien zurechtgeschnitten, Könige wurden ab- und eingesetzt, neue Fürstenstühle und neue Reiche voll Liebe und Eintracht errichtet, die getrennten Glieder der Völker wurden zusammengefügt, das Ungleichnamige gesondert und das Gleichnamige nach Gesetzen, die wir für ewig und einzig natürlich hielten, vereinigt. Ach, damals hatte noch kein Jahr 1848 den tiefen Weltfrieden erschüttert, den glücklichen Schlummer der Mächtigen und die goldene Traumwelt der Unmächtigen war noch nicht mit Alarmdonnern aufgerüttelt; Gottes Erde lag dem Anscheine nach noch friedlich und still und kein Phantasiebild war so kühn, kein Traum so verwegen, daß man sie sich nicht unbefangen und unangefochten nach schönstem Belieben hätte ausmalen können. Damals, als ich bald darauf von Ihnen schied, um in meiner, in den Augen der cultivirten Welt

noch als halbbarbarisch geltenden Heimat, Einer aus Hunderttausenden, mit dem schweren Berufe des Arztes das Bestreben nach geistiger Hebung meiner armen, tiefgesunkenen bulgarischen Landsleute zu verbinden — wer von uns hätte damals gedacht, daß mich wenige Jahre später Ihre Briefe mitten im heißesten Kampfe finden würden?! Der gesammte Boden, soweit der Halbmond herrscht, ist in Gährung begriffen, in einer Gährung, deren Wehen, wie schmerzhaft sie auch sein mögen, dennoch von Allen mit einer beispiellosen Ausdauer, mit einer ans Unglaubliche grenzenden Aufopferung geduldig und willig ertragen werden. Denn ein Jeder fühlt, daß es die unvermeidlichen Wehen einer Wiedergeburt sind und daß unsere Zustände sich nur danach verbessern, aber auch im unglücklichen Fall nicht mehr verschlimmern können.

Sie erwarten, daß ich Ihnen über unsere Stimmung, über unsere Hoffnungen, unsere Ansichten, unsere Bestrebungen schreibe. Ich will den Versuch machen, ja ich gebe Ihnen sogar gern die Erlaubniß, was und soviel Ihnen davon gutdünkt zu veröffentlichen. Denn was ich Ihnen schreibe, ist nichts Anderes als was jeder Unbefangene, der unter uns lebt, selbst sehen, selbst beobachten, selbst erkennen kann.

Lassen Sie mich, da nun einmal dem Kriege, in welchem wir uns thatsächlich befinden, von gewissen Seiten das hochherzige Bestreben einer religiösen Emancipation als erstes und letztes Motiv aufzuprägen versucht wird, und da er nun einmal wirklich blos um Christi willen begonnen sein soll, den Anfang machen mit der Religion. Kann die Glaubensgenossenschaft, welche zwischen der Mehrzahl der von Rußland beherrschten Völker und den unter türkischem Scepter lebenden Christen herrscht, der Ausgangspunkt politischer Sympathien sein oder werden? Die Meinung von ganz Europa hat sich seit Jahrzehnden für diese Annahme erklärt, freilich jedoch, ohne daß man sich die Mühe genommen hätte, die Gründe dieser Annahme jemals genauer zu untersuchen. Thatsache ist, daß wir Christen, die wir uns des Sultans Rajah nennen, so viele Jahrhunderte auch über unser Elend dahingerauscht sind, doch noch immer nicht vergessen haben, daß wir einst die Bürger selbständiger und freier christlicher Fürstenreiche waren; es ist auch Thatsache, daß wir des bis zur Unerträglichkeit gesteigerten Joches muselmännischer Despotie längst, längst todtmüde sind und daß der Drang nach Erlösung und Befreiung aus entwürdigenden und unmenschlichen Zuständen derselbe ist vom Bosporus bis ans Adriatische Meer. Thatsache ist ferner, daß die letztregierenden russischen Zaren, namentlich aber der gegenwärtige, seit Jahren alles Mögliche aufgeboten haben, diese Glaubensgleichheit zur Erweckung von Sympathien für Moskau und Petersburg zu benutzen. Diese Sympathien, sowie die

Mittel, deren man sich bediente, sie zu erwecken, sollten anfangs blos religiöser Natur sein. Keine Kirche, kein Kloster des griechisch-christlichen Ritus im ganzen Umfange der Türkei besteht, welches nicht im Verlaufe der Zeit auf directe oder indirecte, auf offene oder heimliche Art Beweise der großmüthigen Aufmerksamkeit der Zaren erfahren hätte. Namhafte Geschenke an Geld, an Pretiosen, an Gewändern und Kirchengeräthen wurden nicht allein auf türkischem Boden, sondern auch auf östreichischem an die glaubensverwandten Gemeinden und ihre kirchlichen Häupter vertheilt. Jeder Anlaß dazu wurde sorgfältig benutzt; es ist Niemand auf diesem Gebiete, der sich über die Freigebigkeit der russischen Zaren zu beklagen hätte. Zu einem förmlichen Systeme jedoch gestaltete die Sache sich erst unter Nikolaus I. Was irgendwo eine griechisch-christliche Gemeinde wünschen, was sie benöthigen mochte, sie konnte gewiß sein, es von der Gnade Nikolaus' I. zu erlangen. Daß dies dem Zaren die religiöse Seite der Gemüther gewinnen mußte, verstand sich von selbst. Das religiöse Bewußtsein nahm seine Richtung mehr und mehr nach Petersburg; erkennt die orientalische Kirche auch allerdings kein einheitliches Oberhaupt, keine papistische Stellvertreterschaft Christi auf Erden an, so gewöhnte sich die allgemeine Anschauung doch im Zaren eine Art alleinigen Oberhauptes aller Rechtgläubigen zu erblicken und zwar um deshalb, weil er, der seit der Aufhebung des Patriarchats in Rußland daselbst auch die höchste kirchliche Gewalt in sich vereinigt, sich als das thatsächlich wohlthätigste und zugleich mächtigste Oberhaupt unter den Vorständen der orientalisch-christlichen Kirchen zeigte.

Diese religiösen Sympathien zu politischen zu steigern, wurden nun insbesondere zwei Elemente benutzt: erstens die wirklich klägliche Lage der Christen in der Türkei und zweitens unsere nationale Verwandtschaft mit dem größten Theile der russischen Bevölkerung. Beides suchte man uns durch Schrift und Wort, durch Thaten und Abgesandte zum Bewußtsein zu bringen, jedoch mit unendlicher Vorsicht, da jedes Zuweitgehen hierin gefürchtet wurde und verhütet werden sollte. Zahlreiche Südslawen fanden in Moskau wie in Petersburg wohlwollende Aufnahme; sie wurden bedauert, beschenkt, unterstützt, erhielten Pensionen und Orden; die Klöster, die Schulen, die Beamtencarrière, die militärische Laufbahn wurden ihnen geöffnet. Heimgekehrt konnten unsere Landsleute nicht umhin, den Spender solcher Wohlthaten zu preisen; absichtlich und unabsichtlich wurden sie zur Propaganda für das russische Zarenthum. Man sehnte sich das türkische Elend gegen die russische Herrlichkeit zu vertauschen; alle Hoffnung besserer Zukunft gewöhnte man sich auf Rußland zu setzen, und die Art und Weise, wie dasselbe sich bei Gelegenheit des serbischen Frei-

heitskampfes benommen, trug nicht wenig dazu bei, diese Hoffnung zu befestigen.

Diese Thatsachen im Auge behalten, hat man in Europa allerdings Grund, von unsern religiösen Sympathien zu Rußland zu sprechen und großes Gewicht auf dieselben zu legen. Sehr aber würde man irren, wenn man diesen Sympathien auch in politischer Hinsicht eine große Tragweite beilegen und uns eine allgemeine Sehnsucht nach dem russischen Scepter andichten wollte. Der Gedrückte, insofern nur noch ein Funken von Bewußtsein des Unrechts in ihm lebt, das er zu ertragen hat, besitzt ein sehr feines Gefühl für Alles, was ebenfalls Druck und Unrecht ist, wenn auch in anderer Gestalt; Rußland hat in uns das Bewußtsein unserer unwürdigen Lage, das Bewußtsein unsers nationalen Zusammenhanges angefacht. Daß beide Empfindungen mächtig in uns wurden, wollte es gewiß nicht: aber es hat nicht die Macht gehabt es zu verhindern. Ja, die türkische Herrschaft war uns verhaßt, wir fühlten uns gedrückt, entwürdigt, rechtlos, unglücklich. Allein durch unsere wiederholte Berührung mit Rußland hatten wir Gelegenheit, auch manchen Blick in das Innere dieses Reichs zu werfen, und je bekannter wir mit ihm wurden, desto weniger Lust verspürten wir, die Lage seiner Unterthanen zu theilen. Hier trugen wir das Joch der Rajah — dort sahen wir das zwiefach drückendere Joch der Leibeigenschaft, zwiefach drückender und uns mit Grauen erfüllend, weil es nicht von Glaubensfeinden, sondern von Glaubensbrüdern ausgeübt wird. Hier die Willkür der Paschas, dort eine Kette von Willkür von dem untersten Schreiber hinaufreichend durch alle Stufen amtlicher und militärischer Rangordnung. In Rußland ist Jeder, der im Range niedriger steht, der unbedingte Untergebene des nächst Höhern; durch einen traurigen, aber unleugbaren Instinct der menschlichen Natur sucht er sich schadlos zu halten an Denen, die ihm seinerseits unterthan sind. Mit einem Wort, wir lernten das russische Sprüchwort kennen und verstehen: Gott ist hoch und der Zar ist weit!

Auch noch andere Gründe überzeugten uns, daß, wenn einmal ein Joch ertragen werden sollte, es immerhin noch besser ist, ein türkisches als ein russisches Joch zu tragen. Jenes ließ uns die Aussicht auf Befreiung offen, ja es trug in seinem Wesen sogar die Bürgschaft dafür. Das russische Joch erschien als ein ewiges. Aus den Unbilden der islamitischen Despotie mußte uns am Ende Europa erlösen, wenigstens hatte es die Macht dazu; einmal unter russischer Gewalt, hatten wir von Europa nichts mehr zu hoffen.

Veranschlagen Sie dazu endlich noch die politischen Ideen, die in den letzten Jahren, wenn sie auch nicht in die Massen unsers Volks gedrungen sind, doch in mehr Köpfen Eingang gefunden haben, als man sich aus-

wärts träumen läßt, und ermessen Sie dann selbst, was von dem Urtheil Derjenigen zu halten, welche entweder selbst glauben oder auch in Andern den Glauben erwecken wollen, als seien wir irgendwie geneigt, das Höchste, wonach wir streben, unsere Freiheit, Rußland aus purer Sympathie zu Füßen zu legen.

Ein Anstoß zur Aenderung unserer Lage mußte kommen; woher er kommen würde, das galt uns gleich, wenn er nur kam. Hätte Persien, Aegypten, England, Oestreich oder Frankreich diesen Anstoß dadurch gegeben, daß es der Türkei an den Leib ging, wir hätten ihnen Dank dafür gewußt. Wir sind daher auch Rußland dankbar, daß es den Anfang gemacht. Noch mehr: wir fühlen uns ihm zu ewigem Dank dafür verpflichtet, daß es die Sache gleich an der rechten Stelle berührt und — freilich unter andern Voraussetzungen — uns in den Vordergrund geschoben hat. So weit aber, daß wir uns danach sehnen sollten, Unterthanen des weißen Zaren zu werden, geht auch diese Dankbarkeit nicht. Haben wirklich jemals irgend andere als religiöse Sympathien für Rußland unter uns bestanden, so haben sie doch immer nur bei Einzelnen bestanden, nur bei einigen Bojarenfamilien und Popen, die sich unter Rußlands Herrschaft Macht und Einfluß versprachen. Im Volke hat die Sympathie für Rußland nie Wurzel gefaßt; die hundertfachen Beispiele von Elend und Jammer, denen unsere Nachbarn, die Walachen und Moldauer, ausgesetzt waren, so oft ihnen die Liebe Rußlands einen Besuch abzustatten kam, waren mehr als hinreichend, Jedermann die Augen zu öffnen.

Oder könnte Jemand im Ernst behaupten wollen, unsere armen Nachbarn jenseit der Donau befänden sich um ein Haarbreit besser, seit sie wieder von christlichen Fürsten unter dem schutzherrlichen Einflusse Rußlands beherrscht werden? Die Einzigen, denen es unter ihnen wohl wird, sind die reichen Bojaren; der arme Bauer ist nicht mehr und gilt nicht mehr als das Zugvieh. Wo ist die Bildung, wo ist die Wohlhabenheit, wo ist die Ordnung, das Recht, die Blüte der Gewerbe, der Agricultur, des Handels, welche Rußlands schützende Hand über die beiden gesegneten Länder gebracht? Unglückliche, verödete, verarmte, ausgebeutete, ausgeplünderte Länder hat es aus ihnen gemacht — und nach solchen Erlösern sollten wir uns sehnen? „Ich will nicht erobern! Nur für meine Glaubensgenossen und für ihre Privilegien ziehe ich zu Felde!“ Diese Worte schreibt Rußland auf seine Fahne — vortreffliche Worte, ohne Zweifel! Aber sehen wir um uns, was erblicken wir? Daß Rußland unter derselben Fahne dieselben Glaubensgenossen, die es zu befreien kam, statt der Rinder vor seine Bagagewagen spannt, sie forttreibt von Haus und Hof, ihre Saaten zertritt, ihre Vorräthe verzehrt und ihnen seine papierenen Assignaten

aufdrängt! Wahrlich, wenn noch ein Funke russischer Sympathie bei irgendeinem von uns verborgen glomm — die Art und Weise, wie sich Rußland seiner Glaubensgenossen drüben in den Donaufürstenthümern anzunehmen gedrungen fühlt, mußte ihn verlöschen!

Ich weiß, Sie werden all dem bisher Gesagten eine Thatsache entgegenhalten, welche genügend scheint, mich zu widerlegen: die griechisch-slawische Hetärie. Allein auch über Wesen und Bedeutung dieser Hetärie ist mehr Irrthum als Wahrheit verbreitet. Ein Irrthum, und zwar ein sehr beträchtlicher, wäre es zunächst schon, wenn man russische Sympathien darin suchen wollte. Allerdings fehlt es nicht an Theilnehmern, die kein anderes Heil sehen, als auf den Knien zu dem neuen Papste nach Petersburg zu wallfahrten: allein das sind einzelne überspannte und unpraktische Köpfe, dergleichen es zur Zeit, als sich das Slawenthum in Oestreich regte, daselbst ebenfalls gab. Glücklicherweise jedoch ist der Einfluß derselben nur sehr gering. Denn das oberste Programm unsrer Patrioten ist staatliche Selbständigkeit, sei es nun allein oder in Verbindung mit Moldau, Walachei und Serbien, und zwar nicht unter russischer Oberhoheit, sondern unter der Garantie von Europa. Sollte dies für uns nicht zu erlangen sein, so ziehen wir es vor, im Besitze jener Emancipation, welche in diesem Augenblick von den Westmächten für uns in Konstantinopel erworben wird, Unterthanen des Sultans zu bleiben. Als solche haben wir eine Zukunft; als russische Unterthanen hätten wir keine. Wir sind ein gesundes, unverdorbenes, fähiges und arbeitsames Volk, und es wird uns nicht schwer fallen, uns neben unsern türkischen Mitbürgern materiell sowol als geistig emporzuarbeiten; in Rußland würden dieselben Eigenschaften uns möglicherweise nach Sibirien oder in die Strafregimenter des Kaukasus führen.

Ueberhaupt vermögen wir nicht einzusehen, was Rußland das Recht gibt, sich so dringend um unsere Zukunft zu bekümmern. Etwa unsere Bitten? Nein! Oder die Geschenke, die es unsern Kirchen und Klöstern gemacht? Wir sind gern bereit, sie ihm zurückzuerstatten! Etwa unsere Privilegien? Man lasse sie uns selbst verfechten! Unsere Glaubensverwandtschaft? Wir wollen keinen Papst! Und außerdem wäre dies auch ein ganz funkelnagelneuer Paragraph im Völkerrechte, nach welchem der Sultan ebenso die Oberhoheit über die mohammedanischen Unterthanen Rußlands, der König von Preußen über die protestantischen aller andern Mächte, und Zar Nikolaus selbst morgen oder übermorgen die über die orientalisch-christlichen Unterthanen des Kaisers von Oestreich im Süden dieser Monarchie verlangen könnte.

Sie wissen nun, wie wir hier gesinnt sind. Alle unsere Hoffnungen sind auf die richtige Erkenntniß gesetzt, mit welcher ganz Europa

in merkwürdiger Einhelligkeit das Vorgehen Rußlands beurtheilt. Daß keine Stimme sich für Rußland erhebt, ja daß selbst seine wärmsten Freunde, Oestreich und Preußen, Anstand nehmen, sich zu seinen Gunsten auszusprechen, erhöht den Glauben an eine erwünschte Wendung bei uns nicht wenig und gibt uns Kraft und Ausdauer in den unsäglichen Drangsalen, welche wir hier zu erdulden haben und die wol leider sobald noch nicht enden werden.

Von Quebeck nach Saratoga.

Skizzen aus meinem atlantischen Reisebuche.

Von

Eduard Heusinger.

(Verfasser von „Achtundvierzig Jahre. Aus der Mappe eines constitutionellen Offiziers".)

IV. Der Georgssee.

Die alten französischen Linien (Old French lines), welche sich um die Höhen von Ticonderoga herumziehen, sind nichts Anderes als Ueberbleibsel der Fortificationen von Montcalm's Lager, dessen Bewegungen uns Cooper in seinem „Der letzte Mohikaner" so vortrefflich geschildert hat. Wenn man von der Festung Ticonderoga herabsteigt, so verschwindet der Champlain, sich verlängernd wie ein Krokodil, dessen Füße die Landzunge und dessen Schuppen die Inseln bilden, hinter den Ruinen; kaum sieht man noch in der Ferne seinen unregelmäßigen Lauf sich durch die Gebirge von Vermont, Canada und Neuyork schlängeln, bis er sich allmälig in den Dünsten des Horizonts verliert. Die Hügel, auf welchen man unter den Schatten von Akazien den Weg weiter verfolgt, ohne Unterlaß vom Gesange der Vögel umtönt, bilden eine Hochfläche, auf allen Seiten eingefaßt von wunderlich gezeichneten Pics, die den herrlichen Georgssee einschließen. Ein Fluß, oder besser ein kleiner Arm des Champlain, bricht durch die Felsen, welche mit schlanken Rothfichten, Cedern und Gesträuch bedeckt sind, und stürzt sich, einen zischenden Fall bildend, in dieses zweite Wasserbehälter.

Wer hat nicht in seinen Jugendjahren den Cooper'schen Roman gelesen und sich dabei im Geist die Gegenden ausgemalt, welche durch die Thaten des „Falkenauges" für ewige Zeiten poetisch verherrlicht und gleichsam heilig gesprochen sind? Aber wie üppige Farben die Phantasie ihm auch gereicht haben mag, gegen die Wirklichkeit, wie sie dem überraschten, erschütterten Reisenden an den Ufern des Horican (oder wie er jetzt heißt, des Georgssee) entgegentritt, müssen sie dennoch er-

blassen. Selbst zwischen den Wendekreisen, wo die Wellen so sanft gehen, daß der über Bord schauende Matrose die Haifische unter dem Kiele durchschwimmen sieht, oder in den ruhigen Bayen der Inseln unter dem Winde kann es kein reineres und klareres Wasser geben, als das des Horican ist. Alle die schroffen Gebirge spiegeln sich wieder auf dieser weiten Fläche, die von einer Insel zur andern fliegenden Vögel, die Schmetterlinge mit bunten Flügeln, die an den Felsabhängen kriechenden Schlangen, Alles malt sich auf dem sandigen Grunde des Sees mit einer wunderbaren Klarheit ab, und ebenso deutlich erblickt man die in ungeheurer Menge sich in der Flut tummelnden Fische. Die Gebirge erheben sich wol an 1000 Fuß hoch über das Ufer; wenn die Sonne ihre Marmorwände bescheint, erglänzen sie in Azur und Purpur, wie die Schale einer Schildkröte; ihre entfernten Gipfel erscheinen blau, wie die Wellen des Mittelländischen Meeres, sie sind von tiefen Hohlwegen durchschnitten und eine ungeheure Laubdecke breitet schattige Wölbungen über die abgerundeten Kämme. Welches ist der Lauf des Sees? Wo sind Inseln und Ufer? Was sind das für Berge, die wie von Riesen übereinandergeschichtet erscheinen? Beschäftige man sich, es zu erforschen und eine geebnete Bahn zu verfolgen, wenn um Einen eine Welt von Poesie murmelt, flutet, sich bewegt und funkelt.

Dem See dienen zwei regelmäßige Gipfel, Rogers' Rick und Rogers' Sidle, zum Eingange. Sie haben diesen Namen vom englischen Capitän Rogers erhalten, einem tollkühnen Manne, der in der Geschichte der canadischen Kriege sehr berühmt ist. Er hatte sich oben auf den Eisbergen verirrt, und ließ sich nun auf seine snoe-shoes (Schneeschuhe) gestützt 200 Fuß senkrecht den steilen Felsen hinab. Schon der bloße Gedanke an ein solches Wagstück macht uns erbeben, wenn wir die Oberfläche und die Abhänge dieses Felses betrachten, die so glatt sind, daß selbst eine Eidechse nur mit Mühe sich daran halten kann. Weiterhin nimmt der See an Breite zu, die Gebirge zeichnen sich deutlicher und man gewahrt zur Rechten drei Hauptspitzen; den Horizont schließt ein anderer Zuckerhut und um dessen Grundlage erheben sich amphitheatralisch die Fichten und dichten Wälder des großen Landes.

Ein beständiges Unglück schien alle Unternehmungen der Franzosen in den canadischen Kriegen zu verfolgen; mochten nun die Scharmützel und plötzlichen Anfälle der Indianer den stürmischen Charakter der Soldaten ermüdet haben, die, wenn sie eine Ladung geben oder angreifen wollten, nirgends einen Feind erblickten und von allen Seiten doch von einem Pfeilregen empfangen wurden, oder mochte die plötzliche Veränderung der Temperatur in diesem gebirgischen Lande und die Wildheit der Indianer ihren Muth in etwas gelähmt haben — ge-

wiß ist, daß die französischen Waffen an den Ufern dieses Sees von großen Unfällen betroffen wurden. Auch das klare Wasser des Horican war mehr als ein mal mit französischem Blute gefärbt; seine schönen Ufer waren Zeugen einer der schrecklichsten Massacres, vor welchen die Geschichte zu erröthen hat. Dieskau, der die Division am Georgssee befehligte, hatte wegen der Nebel einen falschen Weg eingeschlagen; er wurde auf seinem Rückzuge abgeschnitten und völlig geschlagen, nachdem er unablässig mit den Indianern hatte kämpfen müssen. Die Vorposten der Engländer und die Regimenter Pomeray und Witlescomb endigten den Tag. Der unglückliche Dieskau, dessen Truppen flohen, sank schwerverwundet und blutend unter einer Sycomore nieder. Da trat ein Indianer zu ihm in wilder Freude hellauflachend. Der französische General griff nach seiner Uhr, um sie dem Wilden als Lösegeld anzubieten. Dieser aber drückte los und zerschmetterte ihm den Schädel. Darauf trug ein hinzugekommenes Piket Soldaten den Gefangenen auf einer Bahre nach dem Fort William Henry.

Diese Redoute bestand aus bloßen in der größten Eile aufgeworfenen Erdwällen, hinter welchen jedoch der Oberst Monroe, dieser alte Krieger mit greisem Haar und ritterlichem Charakter, sich bis zum letzten Augenblick zu vertheidigen beschloß; denn er rechnete auf den Beistand der 6000 Mann, welche Webb im Fort Edward unthätig stehen ließ. Monroe hielt die Belagerung ab, obschon die erwartete Hülfe nicht kam, er auch Mangel an Lebensmitteln litt und viele Verwundete hatte. Allmälig indeß wurden seine Kanonen von der französischen Artillerie unbrauchbar gemacht, seine Schanzen wurden mit Sturm eingenommen und endlich mußte der englische Oberst mit bitterm Groll gegen Webb, der ihn seinem Ehrgeize aufopferte, das Fort verlassen. Ihm wurden die militärischen Ehren bewilligt, man schwor, ihn gegen die Wilden in Schutz zu nehmen; Montcalm selbst hatte sein Ehrenwort gegeben, daß dem Besiegten Gut und Leben erhalten würde. Allein wer sich aus Cooper der schrecklichen Gräuelthaten erinnert, welche auf diese Uebergabe folgten, sowie der furchtbaren Wuth, mit welcher die Indianer über ihre Feinde herfielen, der weiß auch, wie diese Zusage gehalten wurde, und zwar unter den Augen Montcalm's, der den Grausamen keinen Einhalt zu thun vermochte.

Seitdem haben 80 Jahre ihren Schnee und ihr Sonnenlicht über die Ufer des Horican ausgegossen; die Einsamkeit ist wieder in ihre alten Rechte eingetreten. Während wir zwischen den unzähligen Inseln umherirrten, die kaum einen Durchgang offen ließen, erblickten wir überall weißköpfige Fischadler auf den Bäumen sitzen und mußten mit den Rudern platt aufs Wasser schlagen oder ein Gewehr ab-

feuern, wenn sie ihre breiten Flügel bewegen sollten; dann schaukelten sie sich erst langsam, schwebten, immer kleinere Kreise beschreibend, hoch in die Lüfte, um bald nachher auf einem kahlen Felsen sich niederzulassen.

Der Weiler und der Gasthof Coldwell (Coldwell-house) bilden einen Stationsplatz und die vielen, aus allen Gegenden herbeiströmenden Fremden, welche die Bäder von Saratoga und Ballston besuchen, halten hier einige Zeit an. Von den Galerien dieses Hauses herab übersieht man den ganzen See mit allen seinen pittoresken Lagen. Als die Sonne hinter den westlichen Gegenden untergegangen war, schlenderte ich aufs Gerathewohl am Abhange des Trompeterschlangenhügels (Rattle snake's hill) umher. Derselbe führt seinen Namen in der That. Das erste Geräusch, das ich vernahm, war der trompetenartige Ton, den diese Schlange mit ihrem Schwanze von sich gibt. Die Purpurtinten, welche die Sonne über die Gipfel der Berge vergoß, spiegelten sich mit magischer Klarheit in dem schönen Wasser; die in Blüte stehenden Kastanienbäume bedeckten vom Fuß bis zum Gipfel das Gebirge wie mit einem Teppich. Die Adler zogen sich in ihre Schlupfwinkel in den Felsenwänden zurück; allmälig stieg nächtliches Dunkel aus dem See empor und verschleierte die Insel und die ruhigen Wellen. Ich sah im Geiste den französischen Grenadier, der am Seeufer Wache stand, sein Liedlein vor sich hinsang .... aber bald hörte man nichts mehr als einen Schrei aus dem Wasser herauf. Als ich an der Stelle angelangt war, auf welcher das Fort William Henry sich erhob, erblickte ich ein hölzernes Kreuz und merkte nun erst, daß ich mich auf einem Kirchhofe befand, auf dem sich so viel Gräber erhoben als niedliche Wohnungen in dem neuerbauten Dorfe. Die Schwermuth, die mich beim Anblicke und bei der Erinnerung an dieses Fort überkam, vermehrte sich noch durch das Dunkel der Nacht; langsam ging ich nach meinem Asyle zurück, während die schwarzen Schatten der Gebirge mich mit ihrem Dunkel deckten und ein leichter Abendwind meine Stirn umsäuselte; an den Felsabhängen heulten die Wölfe und der Kauz ließ sein Klaggeschrei hören.

Die sociale Frage auf deutschem Boden.

Von

K. Ch. Planck.

III.

In unserm neulichen Artikel haben wir zu erweisen gesucht, daß statt jener rechtlichen Abstractionen, von denen die erste französische Revolution und die daran sich knüpfende neuere Entwickelung ausging, gegenwärtig die vollständigen bestimmten Bedingungen der rechtlichen und gesellschaftlichen Existenz mehr und mehr in den Vordergrund treten und dies zwar nicht blos in der Theorie, sondern auch im Leben der Völker selbst. In diesem Ziele der Entwickelung, dem vor allem wir Deutsche entgegenstreben, liegt nun einerseits eine unleugbare Analogie mit Dem, was längst die unterscheidende Eigenthümlichkeit des englischen Nationallebens gebildet hat. Denn gerade in der englischen Nation ist in der ursprünglichsten und kräftigsten Weise die verständig zweckmäßige Thätigkeit vertreten, welche statt unfruchtbarer begrifflicher Abstractionen vielmehr ganz in den bestimmten reellen Bedingungen der nationalen Freiheit, Wohlfahrt und Größe sich bewegt, ganz von dem Drange des bestimmten sachlichen Interesses selbst erfüllt ist. Aus diesem Grunde ist eben gegenwärtig die Bewunderung englischen Nationallebens und Nationalverstandes zu einem so allgemein verbreiteten Zuge der Zeit geworden. Auch die Riehl'sche Schrift zeigt z. B. vor allem in ihrer Auffassung des Adels und überhaupt in der Geltendmachung des bestimmten ständischen und Corporationsgeistes, in der Sonderung ihrer möglichst selbständigen Ausbildung und Gruppirung, deutlich genug diese Analogie mit englischem Geist und Wesen. Allein wie dennoch auch schon die Anschauung der Riehl'schen Schrift wieder von einem ganz andern, nämlich allgemein ethischen und principiellen Grunde ausgeht, von der Tendenz, statt des abstracten, selbstisch isolirten und von den bestimmten substantiellen Verhältnissen abgelösten Privatgeistes der jetzigen Zeit vielmehr das individuell gegliederte und doch von einem gemeinsamen substantiellen Geiste erfüllte ständische Leben geltend zu machen, so muß ohnedies gegenüber jener umfassenden, wahrhaft positiven Rechtsordnung, die wir als Ziel der gegenwärtigen Entwickelung erkannt haben, vollends die ganze Schärfe des Unterschiedes klar werden, welcher zwischen der Eigenthümlichkeit des englischen Nationallebens und andererseits der wahren Aufgabe des deutschen Geistes besteht. Denn die ganze Thätigkeit des englischen Geistes ist zugleich von einem Zuge durchdrungen, der jener höhern positiven Rechtsordnung gerade entgegengesetzt ist. Ueberall ist es ja

Digitized by Google

vielmehr das isolirte, selbstisch verständige Interesse der Befestigung und Erweiterung der eigenen Größe und Macht, des eigenen nationalen Reichthums u. s. w., was den englischen Geist vorwärts getrieben hat. Wie daher in England selbst namentlich die falsche, ausschließende Particularität des Grundbesitzes, überhaupt der einseitige geschichtliche Gegensatz von Armuth und Reichthum, der Widerstreit des Interesses verschiedener Arbeitsclassen u. s. w. seinen schärfsten Ausdruck findet (z. B. in der Kornzollfrage), so steht vor allem auch die äußere Politik Englands im directesten, augenfälligsten Gegensatz gegen jene universelle wahre Rechtsordnung der zweckmäßig ineinandergreifenden Arbeits- und Verkehrsverhältnisse der Staaten. Eben von der englischen Politik ist es am meisten bekannt, wie sehr sie durch ein consequent durchgeführtes selbstisch nationales System dem Wohlstande und der Blüte anderer Staaten (ihrem Handel, ihrer Arbeit und ihrer Bedeutung zur See) verderblich geworden ist. Sowie also England schon seiner natürlichen Lage nach dieses frei isolirte Inselland ist, so stellt es auch in seiner ganzen überall hin ausgebreiteten Thätigkeit und Bedeutung doch überall seinem Geiste nach die selbstisch verständige Isolirung dar. Oder wenn andere vereinzelte Erscheinungen, wie die englische Missionsthätigkeit und die philanthropischen Bemühungen (vor allem gegen die Negersklaverei), entgegengesetzter Art scheinen, so spielt doch theils auch hier wieder der nationale Zweck in einer sehr wesentlichen Weise herein, theils geht diese Seite des englischen Lebens nur in einer untergeordneten und äußerlich dualistischen Weise neben jener sonstigen verständig nationalen Thätigkeit einher, sozusagen als ein Bedürfniß, neben der einseitigen nationalen Verständigkeit des übrigen Lebens doch auch wenigstens ein hiervon verschiedenes, der allgemein religiösen Thätigkeit angehöriges Gebiet zu haben. Es verhält sich damit ganz analog wie mit der englischen Sonntagsfeier und Rechtgläubigkeit, welche gleichfalls einfach darauf beruht, daß neben den verständigen weltlichen Interessen, welchen den beherrschenden gewöhnlichen Inhalt des englischen Lebens bilden, also die sechs Werktage desselben ausfüllen, das allgemein religiöse Gebiet sich nothwendig in dieser äußerlich abgeschiedenen und geschichtlich überkommenen starren Form einherziehen muß. Dieses expreß-religiöse (und in einzelnen Erscheinungen selbst bis zur Abgeschmacktheit sich versteigende), sowie abstract-philanthropische Gepräge trägt demgemäß auch jene vorhin bezeichnete Seite der englischen Thätigkeit, sodaß aber das Untergeordnete derselben schon in ihrer Beschränkung auf einige äußerlich hervorstechende Punkte (wie eben die Sklaverei oder die Mission unter den Heiden) sichtbar ist. In derselben, zum Theil in noch schärferer Weise tritt ja diese äußerlich dualistische und mit dem verständigen praktischen

Drange zu keiner innern Einheit verschmolzene Stellung des Religiösen bei dem jüngern Zweige des englischen Stammes, in den nordamerikanischen Staaten hervor. In wie ganz anderer Weise ist nun gegenüber diesem rein für sich ausgebildeten, verständig nationalen Leben die Geschichte des deutschen Geistes bis in ihr Innerstes von den allgemein geistigen Fragen und Interessen durchdrungen! Sowie daher Deutschland schon von Natur im Gegensatze gegen das isolirte englische Inselland der nach den verschiedensten Seiten hin gleichmäßig offene Mittelpunkt Europas ist, so ist auch in ihm jener unbefangene, allgemein menschliche und in natürlicher Gleichmäßigkeit mit allen andern lebende Geist vorhanden, welcher für das unabhängige, volle Gesetz des Rechtsdaseins empfänglich und für die bewußte Durchbildung jener früher bezeichneten universellen Rechtsordnung nothwendig ist.

Wir können indessen bei diesem Anlasse nicht umhin, noch eine Bemerkung über die englische Entwickelungsgeschichte einzuflechten, welche mit dem Obigen von selbst im Zusammenhange steht und gegenwärtig in mehr als einer Hinsicht nöthig ist. Je mehr nämlich in unsern Tagen selbst das Streben nach einer kirchlichen Restauration sich darauf angewiesen sieht, mit dem allgemeinen Zuge der Zeit nach einem kräftigen Nationalleben sich in Verbindung zu setzen (wie dies z. B. namentlich in der bekannten Hundeshagen'schen Schrift geschehen ist), desto mehr ist von dieser Seite her jene Verbindung strenger Kirchlichkeit und durchgreifender politischer Thatkraft, wie wir sie vor allem in der Geschichte der englischen Puritaner und der englischen Revolution finden, zu einem Gegenstande der Bewunderung und der Vorliebe geworden. In jenem energischen nationalen Verstande der Rundköpfe aus der Revolutionszeit oder in jenen frommen Pilgrimen, welche in Neuengland den Grundstein nordamerikanischer Größe und Freiheit legten, glaubt man ein sehr geeignetes (wenn auch freilich nicht von aller Härte und Einseitigkeit freies) Ideal zu haben gegenüber Denen, welche die nationale Kräftigung des deutschen Lebens nur im Zusammenhange mit der unterscheidenden frei menschlichen Bildung der Neuzeit für möglich halten und erst in ihr die erweckende Grundlage unsers gegenwärtigen nationalen Strebens erkennen. Man stellt jenes Bild vor allem (und nicht ohne einiges Recht) in Gegensatz zu dem in jetziger Zeit so häufigen Bunde einer oberflächlichen humanistischen Aufklärung und eines roh materiellen demokratischen Strebens. Ohne nun hierauf näher eingehen und die Grenzen unserer eigentlichen Aufgabe überschreiten zu wollen, müssen wir doch sagen, daß jene obige Vorliebe eine sehr einseitige ist und wenig Einsicht in die wahre innere Natur Dessen zeigt, was sie bewundert. Denn so gewiß auch die religiöse Begeisterung ein wesentliches Moment war,

durch welches jener puritanische Geist erst seine unterscheidende volle Energie erhielt, so sehr zeigt doch andererseits schon die ganze übrige Entwickelungsgeschichte des englischen und nordamerikanischen Lebens, daß jene eigenthümliche Verbindung des Religiösen mit energischem politischem Verstande nur deshalb möglich war, weil es sich dabei in Wahrheit nicht um eine wirkliche Tiefe des religiösen Bewußtseins handelte, sondern weil dieses letztere schon ganz eine nach außen gekehrte verständig praktische Richtung hatte. Besteht doch die ganze Eigenthümlichkeit des englischen Puritanismus nur in dem nach außen gekehrten Gegensatze des selbstthätigen religiösen Subjects gegen die unfreie Gegenständlichkeit des frühern kirchlichen Bewußtseins. Ebendeshalb concentrirt sich ja der puritanische Geist sowol gegenüber dem „Papismus", als der englischen Episkopalkirche, in der Freiheit der unmittelbaren kirchlichen Selbstregierung und in der fanatischen Zurückweisung alles Dessen, was zur gegenständlichen (außer dem Subjecte liegenden) Hebung und Verherrlichung des Cultus gehört; und nur auf dieser unmittelbaren verständig praktischen Identificirung der religiösen Ordnung mit dem eigenen selbstthätigen Subjecte beruht denn auch die religiöse Starrheit und Härte, welche dem ganzen persönlichen Auftreten und der Lebensanschauung dieses Puritanismus anhaftet. Auch die Vorliebe für den energisch nach außen gekehrten alttestamentlich theokratischen Geist hängt hiermit zusammen. — Trägt nun also schon diese Religiosität selbst ganz den verständigen praktischen und zähen Nationalcharakter, wie kann man sich wundern, daß dieselbe ebendamit auch solche politische Thatkraft entwickelt? Wie ganz anders dagegen verhält es sich mit der gleichzeitigen deutsch-protestantischen Entwickelung, in welcher sich der Geist in die innerlichsten Tiefen des religiösen Gemüths und des Dogma versenkt hat, um diesen allgemein geistigen Inhalt ganz durchzubilden und zu seinem innern Eigenthum zu machen! Gewiß, von hieraus betrachtet, läßt sich mit Recht sagen, daß auch der englische Puritanismus, wie der englische Nationalgeist überhaupt, nur deshalb seine national-politische Thatkraft entfalten konnte, weil er den innern allgemein geistigen Inhalt der religiösen Wahrheit als diesen überkommenen verhältnißmäßig zur Seite liegen ließ, d. h. seinem ganzen Charakter nach nicht auf diese innere allgemein geistige Durchbildung sich richtete, sondern jenem praktisch verständigen Nationalgeiste folgte, während umgekehrt der deutsche Geist deshalb noch keiner nationalen Ausbildung fähig war, weil er seine höchste Kraft auf die Durchbildung des noch einseitig abstracten und von der Bestimmtheit des nationalen Lebens abgekehrten allgemein geistigen Inhalts verwendete. Bringt man sich dies klar und einfach zum Bewußtsein, dann ergibt sich freilich eine ganz andere Anschauung

von deutscher und englischer Entwickelungsgeschichte, als z. B. die jener Hundeshagen'schen Schrift ist; man erkennt dann vor allem, wie verkehrt es wäre, jene Verbindung des religiös Kirchlichen und nationaler Energie, wie sie sich in der englischen Geschichte findet, irgendwie dem deutschen Geiste als ein Muster vorhalten zu wollen. In Wahrheit, wie sich schon die deutsche Reformation ganz in das allgemeine reine Gesetz des religiösen Lebens und seiner Versöhnung, in die unabhängig für sich bestehende geistige Heilsordnung vertieft hat (wie dies vor allem der Charakter des Lutherthums, z. B. seiner Abendmahlslehre u. s. w., gegenüber dem subjectiv-selbstthätigen Drange der reformirten Kirche ist), und wie dann demgemäß schon unser jetziges nationales Streben erst auf dem Grunde des fortgeschrittenen freien Bewußtseins der allgemeinen Zeitentwickelung möglich geworden ist: so wird auch für uns Deutsche jene volle zweckmäßige Bestimmtheit eines kräftigen nationalen Lebens, die dem englischen Geiste kraft eines unmittelbaren nationalen Dranges, aber auch ebendeshalb noch in einer höchst einseitigen und particularistischen Form eigen ist, erst aus dem unbefangenen Bewußtsein des vollständigen reinen Gesetzes des wahren Rechtsdaseins entspringen; sie wird uns so auf dem freilich langsamer reifenden, aber auch weit höhern Wege der universell menschlichen Bildung zu Theil werden. Dies wird sich noch nach einer andern Seite hin bestätigen und noch klarer werden, wenn wir die unterscheidend deutsche Rechtsaufgabe ebenso im Gegensatz zu demjenigen Nationalgeiste betrachten, von welchem die bisherige moderne Rechtsentwickelung hauptsächlich ausgegangen ist, dem französischen.

Die Unvollständigkeit und ideelle Abstraction des bisherigen Rechtsbegriffs hat zwar ihre allgemein geschichtliche Nothwendigkeit darin, daß gegenüber dem frühern noch einseitig geschichtlichen und transscendenten Rechte zunächst überhaupt erst die freie geistige Grundlage des natürlichen Rechts, die Begründung desselben aus dem Wesen der freien Selbstheit, zum Bewußtsein kommen mußte und daß so das ganze Rechtsbewußtsein zunächst bei diesem ideellen geistigen Rechtsprincip stehen bleibt, dieses abstracte Princip durchzufechten hatte, während es von den bestimmten realen Bedingungen des gesicherten Rechts Aller noch absah. Allein dieser nothwendige allgemein geschichtliche Idealismus des ganzen Rechtsprincips fand dann doch zufolge der besondern Eigenthümlichkeit des französischen Geistes in diesem seinen Hauptvertreter. Denn die nationale Eigenthümlichkeit des französischen Geistes läßt sich darin zusammenfassen, daß er überhaupt immer die abstracte Selbstheit und deren äußere Geltung und Bedeutung, ihre äußere Repräsentation, zu seinem Inhalte gehabt hat. Deshalb ist der französische Geist vor allem auch für die äußern gesell-

schaftlichen Formen, für die Mode u. s. w. zur tonangebenden Macht geworden. Deshalb ist ihm auch jene Vorliebe für das äußerlich Glänzende und Hervorstechende, z. B. für die scharf hervorspringende Pointe des Witzes u. s. w., so eigenthümlich, und deshalb ist auch die Eitelkeit, als dieses Repräsentiren der Selbstheit nach außen, der eigenthümliche Nationalfehler der Franzosen. Sie sind ebendeshalb (vor allem gegenüber dem nüchtern reellen, auf den sachlichen Nutzen und Werth sehenden Engländer) dasjenige Volk, welches am leichtesten für einen äußern glänzenden Schein wahre reelle Vortheile hingibt; es hat dies seinen Grund eben darin, daß nicht das bestimmte sachliche Interesse der Person, sondern die abstracte Selbstheit und ihre äußere Geltung und Repräsentation den Mittelpunkt der französischen Eigenthümlichkeit bildet. Eben deshalb aber war der französische Geist nur dazu angelegt, vor allen übrigen die allgemeinen Begriffe der bisherigen Rechtsentwickelung zu vertreten, während der praktisch verständige, ganz in seinem bestimmten Interesse lebende englische Geist sich auch ebendeshalb bekanntlich eine ganz individuelle, nur auf seine Verhältnisse passende, nicht aber nach einer allgemeinen Theorie übertragbare Zweckmäßigkeit seines Staatslebens geschaffen hat. Schon der Begriff der einheitlichen absoluten Staatsgewalt oder des unmittelbaren göttlichen Rechts der Fürsten erhielt daher in Frankreich seinen schärfsten principiellen Ausdruck, durch den es dem übrigen Continente voranging; nirgends wurde in so durchgeführter systematischer Weise die ganze Macht des Staats centralisirt, die frühere selbständige Bedeutung der großen Lehnsträger und des Adels überhaupt gebrochen u. s. w. Diese scharfe Centralisirung aber, welche insoweit noch mit der allgemein geschichtlichen Einseitigkeit des ganzen Rechtsbewußtseins zusammenhängt, hat zugleich ihren bestimmten Grund eben in jener nationalen Eigenthümlichkeit, sofern nämlich also nicht blos die einheitliche absolute Staatsgewalt sich hier am schärfsten in ihrer abstracten Selbstheit und Geltung erfassen mußte, sondern auch überhaupt jener allgemeine und abstracte Inhalt des französischen Nationalgeistes, welcher doch zugleich die scharf hervortretende Geltung der eigenen nationalen Besonderheit in sich schließt, an sich auf eine solche Concentrirung seines Daseins hindrängte. Eben jene äußere Repräsentation und Geltung der abstracten Selbstheit ist es, die sich als solche ihrer Natur nach in einem Mittelpunkte zusammendrängt, hier den Glanz und Ruhm des Nationalgeistes entfaltet und der gemeinsamen abstracten Begriffswelt und Gefühlsweise der Nation ihren Sammelpunkt gibt, während z. B. der englische Geist in seinem bestimmten verständigen Sonderinteresse, ungeachtet der nationalen Concentrirung gegen außen, doch nicht jene gemeinsame und abstracte, folglich concentrirende Begriffs-

und Gefühlswelt besitzt, sich auch eben deshalb eine weit selbständigere Berechtigung und Geltung der innern besondern Unterschiede, z. B. der einzelnen Landestheile, der Gemeinden, der besondern Stände u. s. w. gewahrt hat. Vor allem aber war es nun das freie Rechtsprincip der neuen Zeit, welches der französische Geist dieser seiner Eigenthümlichkeit zufolge als seine unterscheidende Aufgabe ergreifen mußte; denn dieses Princip bestand ja selbst zunächst nur in jenem noch abstracten geistigen Begriffe der von Natur berechtigten freien Selbstheit. Mit welcher Abstractheit der französische Geist dieses Princip erfaßt hat, dies zeigt vor allem die erste französische Revolution, deren blutiger Terrorismus eben darin seine innerste Eigenthümlichkeit hat, daß er dem abstract gleichmachenden Begriffe der freien Selbstheit alles Uebrige, das Recht der individuellen bestimmten Besonderheit, der hervorragenden geistigen wie äußern Bedeutung, der selbständigen Ansicht u. s. w. opfert, alles scheinbar oder wirklich Entgegenstehende abstract wegrasirt. Auch die Centralisirung konnte daher durch diese rechtliche Umgestaltung nur noch gefördert werden, deshalb weil sie nicht das wahrhafte bestimmte Wesen der freien Persönlichkeit, sondern nur den gleichförmigen und abstracten (nur nach Köpfen rechnenden) Gesichtspunkt der freien Selbstheit zum Inhalt hatte. Die abstracte natur- und geistlose Eintheilung des Landes in bloße Departements, die Concentrirung der Regierungsgewalt durch die einseitige Abhängigkeit und Entlaßbarkeit der Beamten, die unselbständige Unterordnung des Gemeindelebens unter den Staat u. s. w., alles dies ist der natürliche Ausdruck einer nationalen Anschauungsweise, welche auch noch in der freien Selbstregierung des Volks doch nicht das Recht der individuell gegliederten und in ihrer besondern Bestimmtheit gedachten Gemeinschaft vor Augen hat, sondern Alle unter dem gleichförmigen abstracten Gesichtspunkte der freien Willen auffaßt, sie eben deshalb einseitig dieser in der Regierung zusammengefaßten abstracten Selbstheit des Volkswillens unterordnet und gerade in dieser nach außen hin repräsentirenden Zusammenfassung den Glanz und die Größe der Nation erblickt. Indem nun aber jenes Rechtsprincip noch die abstracte Ichheit zum Inhalte hat, so ist es hierin zugleich noch die bloße eigene Einzelberechtigung Aller, und deshalb hat andererseits jener selbstisch materielle Geist, welchen wir schon oben als nothwendige Folge dieses unvollkommenen Rechtsprincips bezeichnet haben, gerade in Frankreich seinen verderblichsten, über alle Classen der Gesellschaft verbreiteten Einfluß geäußert; eben in Frankreich ist er in der principiellsten Form als allgemeine Zeiterscheinung aufgetreten, während dagegen der englische Geist ungeachtet seines verständigen Egoismus hierin doch weit mehr nur seinen unmittelbar nationalen thatkräftigen

Charakter darstellt und also insofern ein sittlich gesunderes und kräftigeres Element. Liegt es nun also in der Natur des französischen Geistes, daß er auf unterscheidende Weise jenes bisherige noch einseitige und unvollständige Princip der berechtigten freien Selbstheit vertreten hat, so ist er eben damit am wenigsten geeignet, dieses Princip auch zu seiner vollständigen bestimmten Wahrheit fortzubilden. Die Uebel, welche aus jener noch unfruchtbaren und widersprechenden Abstraction des bisherigen Rechtsbegriffs hervorgehen, haben sich wol am frühesten und stärksten für den französischen Geist fühlbar gemacht, indem jenes Streben nach dem wirklichen Rechte Aller, nach einem genügenden und gesicherten Besitze u. s. w. unbefriedigt blieb, und deshalb hat der französische Geist wiederum am frühesten sich das Problem gestellt, wie die Widersprüche des bisherigen gesellschaftlichen Zustands zu lösen seien. Allein da ihm eben zufolge jener nationalen Geistesrichtung gerade das vollständig bestimmte reine Rechtsgesetz fremd bleiben mußte, so hat er es entweder nur zur revolutionären Form der bloßen ordnungslosen Einzelbestrebungen gebracht, oder er hat in der socialen Theorie den wahrhaft bestimmten und selbständigen Rechtszweck der freien Persönlichkeit der einseitigen Association oder einer unfreien despotischen Centralisirung der ganzen Gesellschaftsordnung zum Opfer gebracht. Jenes Gesetz der universellen Grundeigenthumsordnung, durch welches erst ein ursprünglicher Organismus des Eigenthums möglich wird, sowie jene bestimmte Rechtspflicht der allgemein zweckmäßigen Arbeit und ihres Verkehrs, durch welche erst die wahre rechtliche Organisation der Arbeit möglich wird, hat er sich nie zum Bewußtsein gebracht. Immer ist er bei einer abstracten unvollständigen Auffassung der Rechtsstellung des Einzelnen und andererseits, was damit zusammenhängt, bei dem einseitigen unmittelbaren Drange nach dem Rechte Aller stehen geblieben; daher bleibt vor allem auch das tiefere sittliche Gefühl (z. B. die Bedeutung der Ehe und des selbständigen Familienlebens) durch jene socialen Tendenzen so unbefriedigt.

Gegenüber dem Allen hat nun der deutsche Geist den innersten unterscheidenden Inhalt seines Lebens an dem unabhängigen reinen Gesetze des allgemein geistigen Seins, so in der Religion, im Rechte, in der Wissenschaft u. s. w., wie wir demgemäß schon oben die universelle Ausbildung des wahren Rechtsbewußtseins im Gegensatze gegen dessen bisherige noch particulär zersplitterte Form als seine Aufgabe erkannt haben. Der deutsche Geist hat also mit dem französischen Das allerdings gemeinsam, daß er von jeher in allgemein geschichtlichen Principien den Mittelpunkt seines Lebens gehabt hat; nach dieser Seite hin, durch dieses Beherrschtsein von allgemeinen Ideen und Zeitbegriffen, steht der deutsche Geist dem französischen näher als dem eng-

lischen, und deshalb ist auch zufolge der allgemein geschichtlichen Unvollkommenheit, welche noch der ganzen Zeitentwickelung anhaftet, der deutsche Geist in so vielfache Abhängigkeit von dem französischen gekommen, wie dies eben auf dem rechtlichen Gebiete noch in der letzten Zeit an der Anschauungsweise unserer Demokratie sich gezeigt hat.

Allein wie der deutsche Geist einerseits universeller ist als der französische, keine solche beschränkte eigenthümlich nationale Richtung hat, wie jene oben bezeichnete, so ist er auch andererseits nicht so von Natur auf einen abstracten Inhalt gerichtet wie der französische Geist, sondern in jenem allgemein menschlichen Inhalte seiner Bildung ist der Anlage nach zugleich der Sinn für die vollständigen wahrhaft bestimmten und individuellen Bedingungen der menschlichen Ausbildung mitenthalten. Die ideelle Abstraction, welche der bisherigen deutschen Bildung noch anhaftet, ist nicht sowol in der Natur des deutschen Geistes, als vielmehr nur im Wesen der bisherigen allgemein geschichtlichen Entwickelung begründet, welche der deutsche Geist nach ihrer innerlichsten allgemein menschlichen Seite vertreten hat. Das zu seiner Reife kommende geistig universelle Bewußtsein der deutschen Nationalität dagegen schließt, wie wir oben an der Rechtsordnung gesehen haben, auch den Inbegriff der wahren und vollständigen Bedingungen in sich, und aus diesem Gesichtspunkte vergleichen wir nun noch bestimmter einzelne Seiten der oben bezeichneten Rechtsordnung mit entgegenstehenden Parallelen aus dem französischen Socialismus. Wir gehen hierbei zunächst blos von dem Rechtsgesetze der allgemein zweckmäßigen Arbeit Aller aus, indem die französische Entwickelung theils eben hierzu die nächstliegenden Analogien darbietet, theils gerade an dieser Ordnung sich der ganze Gegensatz gegen die französischen Analogien am klarsten darstellt. Jenes obige Rechtsgesetz gründet sich einfach auf das unbefangene Bewußtsein der vollständigen wahren Rechtspflicht Aller im Gegensatze gegen den bisherigen noch ganz unvollständigen und in so weit wahren Begriff der bloßen subjectiven Berechtigung der freien Einzelwillen. Die französische Socialtheorie dagegen hat wol auch den Begriff einer allgemein zweckmäßigen Einrichtung der Arbeit, einer Organisation derselben, sie hat diesen Begriff zuerst ausgesprochen; allein sie hat dabei durchaus nicht jenen unbefangenen universell rechtlichen Gesichtspunkt der wahren bestimmten Rechtspflicht Aller, sondern jene Organisirung ist bei ihr nichts als eine subjective Veranstaltung, um auf diese Weise für Alle die Möglichkeit des vollständigen Genusses der materiellen Güter hervorzubringen. So ist vor allem der Fourierismus nur ein System der ökonomischen Zweckmäßigkeit für Alle, und deshalb handelt es sich in ihm auch nicht blos um die gegliederte Ordnung der allgemein zweckmäßigen Arbeit, sondern

zugleich um die Association der Bedürfnisse und des Eigenthums, wie dies Alles zusammen in der Phalange verwirklicht sein soll. Anstatt des unbefangenen wahrhaft deutschen Bewußtseins der vollen Rechtspflicht, anstatt dieses universellen in der Gleichmäßigkeit mit Allen lebenden Sinnes, hat also die französische Theorie ungeachtet der Allgemeinbegriffe und des Systems, in denen sie sich bewegt, dennoch ihr Bestimmendes an dem bloßen particulären Drange nach Einsetzung der eigenen abstracten Ichheit in den vollständigen äußern Genuß ihrer Rechte. Deshalb eben handelt es sich auch so einseitig um die äußern materiellen Güter, während jene Rechtspflicht der allgemein zweckmäßigen Arbeit nichts von solcher Einseitigkeit an sich hat, sondern vor allem ebenso die höhern geistigen Zwecke wie die vollständige materielle Ausbildung zu ihrem Inhalte hat. Andererseits aber wird nun in der französischen Theorie die ganze sociale Ordnung zu einem unwahren einseitigen Zwange, einer bloßen despotischen Veranstaltung, welche das wahrhaft bestimmte Recht der freien Persönlichkeit einem selbst nur einseitig aufgefaßten Zwecke der Gemeinschaft opfert. Bei Fourier freilich herrscht noch der bloße Gesichtspunkt der subjectiven Zweckmäßigkeit (also wiederum durchaus nicht der Gesichtspunkt der vollen natürlichen Rechtspflicht); die sociale Ordnung, wenn sie einmal eingetreten ist, soll sich von selbst machen, sofern die natürlichen unterscheidenden Anlagen und Neigungen der Einzelnen auch an sich selbst die Organisirung der Arbeit mit sich führen. Allein wenn eine wirkliche gesetzliche Sicherung des socialen Zweckes vorhanden sein soll, so ist klar, daß auch ein gesetzlicher Zwang eintreten müßte; und wie nun früher aus dem abstracten Begriffe der freien Selbstheit die vereinzelte selbstische Sonderstellung Aller in Eigenthum, Arbeit und Verkehr sich ergab, so wird jetzt umgekehrt von demselben abstracten Begriffe aus der Einzelne mit allen Andern einseitig zusammengefaßt, in abstracte unselbständige Einheit mit ihnen gesetzt. Die freie Arbeit und die freie Verwerthung ihres Erzeugnisses wird somit aufgehoben durch eine Alles beherrschende, centralisirende Gesammtordnung. Nicht jenes Bewußtsein der vollen Rechtspflicht Aller bildet hierbei den Ausgangspunkt — denn dabei müßte zugleich die freie bestimmte Stellung der einzelnen Persönlichkeit, die volle Würde derselben gewahrt bleiben —, sondern obgleich der Widerspruch jener vereinzelten Sonderstellung Aller nach Eigenthum, Arbeit und Verkehr mit Recht zum Bewußtsein gekommen ist, so werden doch nach wie vor Alle nur aus demselben abstracten Gesichtspunkte der berechtigten Selbstheit aufgefaßt, und der Einzelne wird so abstract der Einheit mit dem Interesse Aller unterworfen. Der französische Geist kennt zufolge jenes Princips der bloßen abstracten Selbstheit entweder nur die falsche Freiheit der ver-

einzelten Sonderstellung oder die falsche centralisirende Zusammenfassung der einzelnen Ichheit mit der Ichheit aller Uebrigen. Die wahre Rechtspflicht der allgemein zweckmäßigen organisch geordneten Arbeit dagegen schließt weder die freie Selbständigkeit in der Wahl des Berufs u. s. w., noch die freie Verwerthung des Erzeugnisses der Arbeit aus, sie führt dieselben blos aus ihrer falschen Unbedingtheit, wie sie mit der bisherigen einseitigen Sonderstellung des Ichs gegeben ist, zurück auf ihre rechtliche Uebereinstimmung mit dem vollen wesentlichen Zwecke der Gemeinschaft. Sie setzt also zu der freien Berufswahl blos insofern die nothwendige| rechtliche Schranke, als dadurch keine allgemein zweckwidrige Ueberhäufung in einzelnen Arbeitsformen entstehen oder der Einzelne keine Arbeitsform ergreifen darf, zu der er nun einmal keine Fähigkeit zeigt u. s. w., weil er hierdurch in Widerstreit mit seiner Rechtspflicht zu einer allgemein zweckmäßigen Arbeit käme. Ebenso enthält jene Rechtsordnung im Gegensatze gegen den bisherigen noch durch das einseitige Sonderinteresse beherrschten Verkehr allerdings die wesentliche Rechtspflicht für Jeden, das Erzeugniß seiner Arbeit für den Zweck des Ganzen zu dem allgemein rechtlichen Preise in den Verkehr zu bringen; sie schließt also das selbstisch berechnende bloße Sonderinteresse und dessen Willkür von dem Verkehre aus und unterwirft denselben einer entsprechenden allgemein gesetzlichen Ueberwachung. Allein sie führt auch hierin durchaus keinen widersinnigen, Alles auf unmittelbar gesetzliche Weise bestimmenden Zwang mit sich, sondern läßt der Freiheit denjenigen selbständigen Spielraum ihres Handelns, wie er ebensowol zur wahrhaften Zweckmäßigkeit des Einzelverkehrs als zur Würde der freien Person gehört. Ueberhaupt aber ist nun schließlich durch die allgemein zweckmäßige Rechtsordnung der Arbeit und ihres Verkehrs in keiner Weise das frei gesonderte Leben der Persönlichkeit, das selbständig geschiedene Leben der Familie, die gesonderte freie Verwaltung des eigenen Vermögens u. s. w. aufgehoben, während die sociale Ordnung der französischen Theorie immer auch mehr oder weniger diese verschiedenen Seiten der selbständigen persönlichen Bestimmung beeinträchtigt. Als das bezeichnendste Beispiel kann hier wieder der Fourierismus dienen, welcher, gerade je mehr er die eigenthümliche besondere Anlage der Einzelnen berücksichtigen will, desto mehr andererseits die Einzelnen ganz abstract nur nach dieser ihrer besondern Bestimmung in dem Arbeitsorganismus auffaßt, sie als bloßes Glied dieser bestimmten Section der Arbeit, dieser speciellen Rubrik betrachtet und sie also im Uebrigen in unselbständiger, gleichförmiger Weise mit der Selbstheit aller Andern zusammenfaßt. Eine Vergleichung zwischen dem Leben des Phalanstère, in welchem die sittliche Bedeutung und Würde der Ehe, des selbständig geschiedenen häus-

lichen Lebens u. s. w. untergegangen ist vor einer äußerlichen einseitigen Association, und andererseits jener wahrhaften Rechtsordnung der allgemein zweckmäßigen gegliederten Arbeit, bei welcher doch die freie und gesonderte sittliche und rechtliche Stellung der Persönlichkeit nach allen Seiten hin stehen bleibt, — eine solche Vergleichung zeigt in der anschaulichsten Weise den ganzen Gegensatz zwischen dem abstracten und doch ebendarin auf das blos Particuläre (auf die bloße Selbstheit) gerichteten französischen Nationalgeist und zwischen dem vollständig bestimmten universellen Rechtsbewußtsein, zu welchem der deutsche Geist berufen ist. Das Entsprechende aber gilt dann auch von jener natürlichen Grundeigenthumsordnung, welche blos den ursprünglichen universellen Organismus des Eigenthums aufstellt, ohne irgendwie das freie Privateigenthum aufzuheben. Wir können kurz sagen: jene Ausbildung des Rechtsbewußtseins, welche der deutsche Geist zur Aufgabe hat, gründet sich auf die Zusammenstimmung des Handelns mit der vollen wesentlichen Bestimmung Aller und deren äußern Bedingungen, und eben deshalb ist sie universell, während der französische Socialismus nur die von der abstracten Selbstheit ausgehende Zusammenfassung derselben mit allen andern ist und so ungeachtet dieser Zusammenfassung doch in der einseitigen particulären Richtung dieses besondern Nationalgeistes gefangen bleibt. Der französische Socialismus ist daher auch, so sehr er mit Recht die falsche Sonderstellung der Willen zu überwinden strebt, doch in scharfer Entzweiung mit der Religion und Sittlichkeit; er ist ein innerlich zerrüttendes Element für das französische Nationalleben, während jene obige Rechtsordnung erst auch das wahre universell sittliche Bewußtsein herstellt und die wahre bleibende Kräftigung und Wiedergeburt des deutschen Nationallebens zur Folge haben muß.

Was wir bisjetzt in ausdrücklicher rechtlicher Form als die unterscheidende Bestimmung des deutschen Geistes nachgewiesen haben, nämlich das Universelle, welches doch eben als solches die vollständige Bestimmtheit des Rechts der freien Person und also zugleich die volle Berechtigung der Individualität enthält, dies zeigt sich ja auch schon in der bisherigen deutschen Geschichte, in dem Verhältnisse, in welchem unsere deutsche Vielgetheiltheit zu der französischen Centralisirung steht. Eben indem die deutsche Geschichte in den universell geistigen Interessen der Religion, der Wissenschaft u. s. w. ihr unterscheidendes Leben gehabt hat, ließ sie auch ebendamit andererseits die vollständige individuelle Bestimmtheit der natürlichen und geschichtlichen Unterschiede innerhalb des Deutschen sich ausbilden. Dieses Verhältniß der entgegengesetzten Seiten des deutschen Lebens ist zwar zufolge des Charakters der bisherigen allgemein geschichtlichen Entwickelung noch ein un-

wahres; sowie in der Entwickelung der Menschheit im Großen das universell geistige Element und die Besonderheit der bestimmten nationalen Entwickelung noch auseinanderfällt, jenes erstere noch nicht auch die letztere zur wahren versöhnten Einheit zusammenzubringen vermocht hat, so ist auch die deutsche Geschichte dieser nebeneinander herlaufende Dualismus des allgemein geistigen Elements, in welchem die Nation den unterscheidenden Inhalt ihres Lebens hatte, und andererseits der besondern noch einseitig particulären Unterschiede, in welche die eine Nationalität zersplittert ist. Der Grund hiervon liegt in der ideellen Abstraction, mit welcher die allgemein geschichtliche Entwickelung (vor allem in ihrem ersten Ausgangspunkte, dem religiösen) behaftet war, und zufolge welcher sie in der Neuzeit erst begonnen hat, das selbständige Bewußtsein des natürlichen, im freien Wesen der Person wurzelnden Rechts, der allgemeinen Bedeutung des nationalen Lebens u. s. w. auszubilden, aber auch hierbei noch aus der anfänglichen Abstraction und Unvollständigkeit des ganzen Rechtsbegriffs sich herausringen muß. Allein dessenungeachtet ist doch schon die bisherige deutsche Geschichte bereits eine Hinweisung auf jene wahre rechtliche Bestimmung, welche der deutsche Geist zu vollbringen hat. Sowie jene universelle Rechtsordnung die vollständigen bestimmten Bedingungen des wesentlichen Zweckes Aller zum Inhalte hat und also auch dem individuellen Unterschiede sein Recht sichert, so weist auch die deutsche Geschichte schon bis jetzt darauf hin, daß sie innerhalb der rechtlich festzustellenden wahren Nationalgleichheit zugleich die volle Bedeutung der besondern Theile als wahrhafter Glieder bewahren und somit innerhalb ihrer selbst im Kleinen das Verhältniß wiederspiegeln soll, welches in dem vollständigen universellen Rechtszusammenhange die Staaten und Nationen als einzelne Glieder verbinden muß. Jenes Gewährenlassen der besondern Unterschiede innerhalb des Deutschen zeigt also gegenüber der abstracten nationalen Zusammenfassung des französischen Geistes ebenso die universell rechtliche Gleichmäßigkeit, welche dem deutschen Sinne eigen ist (sofern sich darin überhaupt ein Abbild seines gleichmäßigen Verhaltens zu den besondern nationalen Unterschieden, auch denen außer ihm, darstellt), wie andererseits darin die volle Geltung und Bedeutung des bestimmten Individuellen enthalten ist. Der deutsche Geist wäre selbst nicht dieser universelle, wenn er nicht zugleich diese Fülle des bestimmten Individuellen in sich trüge, und umgekehrt.

Was also der englische Geist nur in particulärer, verständig praktischer Weise darstellt, nämlich die volle bestimmte Zweckmäßigkeit des eigenen freien Daseins, das soll der deutsche Geist in geistig universeller, allgemein rechtlicher Form verwirklichen; und was dagegen der

französische Geist nur in einseitig abstracter Form enthält, nämlich das allgemeine Princip der freien Selbstheit und ihrer Geltung, das soll der deutsche Geist vielmehr in seiner vollständig bestimmten (und ebendamit auch erst von seiner Particularität befreiten) Wahrheit zur Durchführung bringen. In jenem gegenständlich intellectuellen Sinne für die volle Bestimmtheit des Daseins und seiner Bedingungen liegt also der wahre gemeinsame Unterschied, durch welchen sich der englische und deutsche Geist von dem französischen unterscheiden. Es liegt darin die germanische Schwere gegenüber der Leichtigkeit und Raschheit des Französischen; es liegt aber darin auch die sich selbst genügende, in sich ihren Schwerpunkt tragende und auf sich ruhende Eigenthümlichkeit des Germanischen, während der französische Geist derselben entbehrt und vielmehr als diese abstracte Selbstheit wesentlich in der äußern Geltung und Erscheinung gegenüber Andern, in diesem Repräsentativen, das treibende unruhige Motiv seines nationalen Lebens hat.

Allein auch jene germanische Eigenthümlichkeit stellt sich nun freilich im englischen und deutschen Nationalgeiste in ganz entgegengesetzter Weise dar: nämlich in jenem als der unmittelbare verständig-praktische Drang nach der zweckmäßigen Bestimmtheit des eigenen Daseins, folglich als diese für sich abgeschlossene, sich selbst setzende Particularität, im deutschen Geiste dagegen als der ruhige Sinn für das unabhängige wahre Gesetz des geistigen Seins und also für dessen volle universelle Bestimmung. Das wahre Wesen und die Aufgabe des deutschen Geistes kann daher auch erst auf dem vermittelten Wege der allgemein geistigen principiellen Entwickelung zur angemessenen vollen Erscheinung kommen, sie muß sich erst aus der Abstraction, die diesem allgemein geschichtlichen Entwickelungsgange anhaftet, befreien, während umgekehrt der englische Geist gerade in der bisherigen vereinzelten Sonderstellung der Staaten und Nationen seine nationale Eigenthümlichkeit am schärfsten hat offenbaren können. Vor allem also wird jener Sinn für die volle zweckmäßige Bestimmtheit des ganzen Staatslebens für uns Deutsche erst auf dem Wege der principiell rechtlichen Entwickelung möglich werden (sofern eben das wahrhafte Recht jene vollständige Bestimmtheit in sich schließt), während der englische Geist jene Zweckmäßigkeit in unmittelbar nationaler, aber eben deshalb auch nach innen wie nach außen noch beschränkter, selbstisch particulärer Form vertritt.

Zwischen entgegengesetzten einseitigen Strömungen schwankt seit dem Anfange dieses Jahrhunderts die Geschichte der europäischen Menschheit hin und her. Vom Westen, von Frankreich, drang der vorwärts treibende unruhige Geist des freien Rechtsbewußtseins der Neuzeit herüber. In riesiger Gestalt verkörperte er sich gegenüber den Mäch-

ten des geschichtlich ererbten Rechts in dem Sohne der Revolution, in Napoleon, und trieb mit stürmender Gewalt seine Scharen gegen den Osten, gegen den letzten Anhaltspunkt des unfreien geschichtlichen Rechtszustands. Allein sowie dieser vom Westen her kommende Strom in der Einseitigkeit seines selbstisch particulären gewalsamen Dranges an den Schneefeldern des Ostens sich brechen mußte und auf ihn die erkältende östliche Gegenströmung, die Zeit der Restauration, folgte, so hat auch seitdem noch immer die vom Westen her dringende revolutionäre Glut mit ihrer innern Unreife und zerstörenden Einseitigkeit dem eisigen Hause des Ostens wieder weichen müssen. Bis heute ist Napoleon's russischer Feldzug ein vorbildliches Symbol des europäischen Entwickelungsganges geblieben; nur die britische Insel hat abgesondert für sich, verhältnißmäßig unberührt von jenem Wechsel, an der Ausbildung ihrer eigenen Freiheit und Macht fortzuarbeiten vermocht. Doch kommen wird noch der Tag, wo in dem natürlichen Mittelpunkte, der zwischen jenen entgegengesetzten Strömungen liegend bisjetzt noch unselbständig von ihnen hin und her bewegt wurde, ein selbständiges nach außen gerichtetes Leben erwachen wird, wo aus dem Geiste deutscher Nation das Senfkorn des geläuterten vollen Rechtsbewußtseins zum mächtigen unzerstörlichen Stamme emporsprießen und nach Osten wie nach Westen hin seine Zweige ausbreiten wird!

Literatur und Kunst.

Unter dem Titel: „Altes und Neues aus Spanien" (2 Bde., Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt) hat J. Freiherr von Minutoli, preußischer Generalconsul für Spanien und Portugal, uns mit einem Buche beschenkt, das ebenso anziehende wie lehrreiche Beiträge zur Kenntniß der iberischen Halbinsel in frühern Zeiten wie in der Gegenwart bringt. Der Verfasser hat bei mehrjährigem Aufenthalt Charakter und Sitten der Spanier von vielen Seiten schätzen gelernt und lieb gewonnen; er ist von der herrlichen Natur des Landes entzückt: „der Zweck des Buches ist, das Interesse für dies Land zu fördern und die Reiselust hierher anzufachen." So wechseln denn Schilderungen aus der unmittelbarsten Gegenwart, Bilder aus dem Volksleben, Reiseskizzen, Stiergefechte und Processionen mit historischen Aufsätzen, mit interessanten Auszügen und Berichten aus den Archiven, in bunter Mischung ab. Als ganz vorzüglich spannend, tragisch ergreifend, zum Nachdenken über die unerklärlichen Widersprüche des menschlichen Herzens auffodernd, müssen wir die dritte Erzählung bezeichnen (I, 28: „Ein Zweikampf in Puerto Santa-Maria"), welche in vortrefflicher Darstellung ein Bild der eigenthümlichen Forterbung des Familienhasses und der Blutrache unter den Südländern gibt; eine wahre Geschichte, die sich zum Theil unter den Augen des Verfassers zugetragen hat. Unter den geschichtlichen Mittheilungen ist Don Juan

d'Austria's Bericht über die Schlacht bei Lepanto, aus dem Archiv von Valladolid, hervorzuheben; vorzüglich aber des Alvar Nuñez Cabeza de Vara Erzählung über seine Schiffbrüche und seinen Aufenthalt in Florida von 1527—38, aus dem Indischen Archive in Sevilla. Die Entbehrungen und Abenteuer, unter welchen eine Handvoll schiffbrüchiger Spanier zehn Jahre lang unter den Indianern umherirrte, grenzen an das Wunderbare. Auch der umständliche Bericht über den Mordversuch des Priesters Merino gegen die jetzige Königin von Spanien, über seinen Proceß und seine Hinrichtung wird mit Interesse gelesen werden; in der Mischung von priesterlichem Glauben und vollkommenster Indifferenz in dem Gemüthe des Mörders legt er uns ein psychologisches Räthsel vor. Die lebhafte Beschreibung des Corpusfestes in Valencia, welche das Buch eröffnet, hat in uns eigenthümliche Betrachtungen hervorgerufen. Gewiß hat jeder Leser schon mehr oder weniger festliche katholische Processionen gesehen, welche in dem Pompe ihrer äußern Erscheinung manchmal nicht verfehlen, auch auf den Nichtkatholiken eine gewisse Wirkung zu üben. Hier werden wir aber, durch die bevorzugte Stellung des Verfassers, die ihm überall Zutritt verschaffte, auch in die Vorbereitungen des Festes gleichsam hinter den Coulissen eingeführt, in die Seitenkapellen und Sacristeien der großen Kirche, wo die verschiedenen Personen, welche Engel, Apostel u. s. w. darstellen sollten, wie in einer Theatergarderobe sich costumirten und ausstaffirten; und schon bei den Schilderungen der Scenen, welche dabei vorfielen, kann man sich des Eindrucks einer durchaus unheiligen, widerwärtigen, fratzenhaften Mummerei nicht erwehren. Allein auch in dem Festzuge selbst außerhalb der Kirche traten solche gewiß nicht sehr geistliche Intermezzos ein. Wir theilen nur eine kleine Probe mit. Den langen Zug schlossen sechs riesengroße Wagen mit allerlei Darstellungen aus der biblischen Geschichte, unter diesen als der letzte der Wagen der Dreieinigkeit. „— — In der Mitte des Wagens stehen Adam und Eva in Tricot, jedoch, obgleich vor der fatal bocada, anständig mit Feigenblättern umgeben. Das Gefühl der Decenz hatte Eva veranlaßt, ein weißes Schnupftuch umzubinden und mit großer Nadel auf der Brust am Tricot festzustecken. Am Postament «mit Statuen der göttlichen Personen geschmückt» standen zwei Polizeisoldaten und ein Arbeitsmann, und ganz hinten ging der wachthabende Engel mit dem Schwerte auf und ab. Der Wagen hielt mitten auf dem Platze; der Arbeitsmann drehte mühsam an einer Kurbel: das Postament öffnete sich, Trompeten schmetterten und ein Schemel auf einem Storchschnabel fuhr heraus, Gott den Vater tragend, der in Blau und Roth gekleidet, mit Heiligenschein und der Erdkugel versehen, dem Menschenpaare den Genuß der Früchte des Baumes untersagte und ihnen Gehorsam anempfahl. Beim schnellen Zurückfahren des Stuhles blieben zwar der Heiligenschein und ein Bein des Schöpfers außerhalb des Postaments, was ein lautes Gelächter der Zuschauer und einen kleinen Wortwechsel Gottes mit dem Arbeitsmann (!) veranlaßte, aber nicht verhinderte, daß die Verführung, der Sündenfall und die Strafe vorschriftsmäßig aufeinander folgten." Haben wol je, fragen wir, die Mauren, welche ihres Glaubens wegen von den Spaniern vertrieben wurden, so unheilige Possen aufgeführt? oder standen sie nicht bereits auf der Stufe einer viel reinern Erkenntniß Gottes? Und wenn die heutigen Türken von denjenigen Christen, mit denen

sie zunächst in Berührung kommen, von den römischen Katholiken oder den anatolischen Orthodoxen, am Heiligen Grabe und anderswo ähnlichen Mummenschanz treiben, sie die Heiligenbilder küssen sehen u. s. w. — müssen sie sich, im Bewußtsein ihrer reinen und bilderlosen Gottesverehrung, nicht berechtigt fühlen, auf die Christen als Götzendiener, gleichsam als Heiden, herabzusehen? Auf welcher Seite ist hier die bessere, und wo die geringere Berechtigung? Kann ein solches dramatisirtes Christenthum, mit Gott und Sündenfall, mit Engeln und Teufeln und allem ordentlichen Beiwerk, wirklich auf eine höhere Stufe gestellt werden als die einfache Gottesverehrung der Mohammedaner, als ihr Abscheu vor Bildern und Fratzen? So gern wir der Würdigung des Charakters und der Sitten der Spanier durch Hrn. von Minutoli Gerechtigkeit widerfahren lassen, so wenig hat uns doch die Schilderung der angeblich religiösen Posse in Valencia erbaut, noch können wir den blutigen und grausamen Stiergefechten (II, 70—122), die eben keine Gefechte, sondern nur unmenschliche Hinmetzelungen abgelebter todesmüder Pferde und zum Tode gehetzter Stiere sind, von irgend einer Seite Geschmack abgewinnen.

Das Buch schließt mit der Erzählung einer antiquarischen Entdeckung, des sogenannten Herculesgrabes in Tarragona, welches durch einige beigegebene farbige Lithographien weiter illustrirt wird. Es begreift sich, daß die ungewohnten und fremdartigen, halb ägyptisirenden und doch wieder sehr rohen Darstellungen, die wol auf Libyphönicier zurückzuführen sind, bei der ersten Bekanntwerdung der Zeichnungen in Berlin vor einigen Jahren einiges Bedenken hervorgerufen haben. Indeß erscheint die Thatsache der Findung jetzt, auch durch amtliche Erhebungen der spanischen Regierung und erfolgreiche Fortsetzung der Ausgrabungen, als vollkommen constatirt, wenn nicht schon das Wort des Hrn. von Minutoli dafür genügende Bürgschaft gäbe. Es bleibt daher der Archäologie und alten Ethnographie nichts übrig, als die Thatsache hinzunehmen; vermag sie auch nicht im ersten Anlaufe Alles befriedigend zu erklären, so wird die Zeit vielleicht mehr Licht schaffen. g. s.

Je rüstiger mit dem Pinsel und dem Meißel, um so träger mit der Feder! — Schriftstellernde Künstler sind im Ganzen eine seltene Erscheinung, sogar saumselige Correspondenten sind die meisten, sie schreiben in der Regel nur unter gelindem Ach und Weh über die ungewohnte Arbeit und doch vor drei- und vierhundert Jahren so gut wie heute. Auch die kürzlich erschienenen „Künstlerbriefe, übersetzt und erläutert von Dr. Ernst Guhl" (Berlin, Trautwein) liefern dafür einige interessante Belege. Da spricht z. B. Rafael seinem verehrten Oheim Ciarla (Rom 1. Juli 1514; Guhl, S. 124) seine Freude darüber aus, daß dieser ihm nicht seines Schweigens halber grolle, und mit liebenswürdiger Offenheit setzt er hinzu: „Daran würdet Ihr auch wahrlich Unrecht thun, wenn Ihr bedenkt, wie lästig das Schreiben ist, wenn nicht ein wichtiger Grund vorliegt." Da schreibt ferner der wackere Benvenuto Cellini: „Viel besser würde ich mich über das Wesen dieser so mächtigen Kunst mündlich aussprechen können, als darüber schreiben; denn ich dictire schlecht und schreibe noch schlechter" (S. 347). Da bekennt Michel Angelo dem Vasari im Lapidarstil: „Das Schreiben macht mir große

Mühe, weil es nicht meine Kunst ist" (S. 237, vgl. auch S. 177). Ja dem vielschreibenden Vasari selbst ist „die Feder nicht so geläufig als der Pinsel zu sein pflegt" (S. 428): gern und noch lieber hätte er ein Bild gemacht als den Brief.

Auch zeigen in den meisten Fällen die Briefe selbst, daß das keine Phrase ist; die Arbeit wird den Herren wirklich sauer, die Feder leistet den Widerwilligen nur widerwillig ihre Dienste. Schon die Handschrift ist oft so undeutlich, daß man sie nur mit Mühe und Noth entziffert. Nicht besser steht es mit dem Stil; Hermeneutik und Conjecturalkritik werden gleich sehr in Anspruch genommen, um die Hieroglyphen zu deuten, unter den verschiedenen Lesarten, die sie zulassen, die richtige zu wählen, die labyrinthisch verschlungenen Structuren zu ergründen, und nun gar erst, Andern das Verständniß zu vermitteln, eine richtige und verständliche Uebersetzung zu liefern, die doch die Eigenthümlichkeiten der Originale nicht verwischt! Man muß es dem Uebersetzer der oben genannten Sammlungen nachrühmen, daß ihm die schwierige Aufgabe vortrefflich gelungen ist. Liebe zur Kunst und ausgebreitete Kenntniß ihrer Geschichte, ein feines Talent für die Auffassung der Charaktere, vereinigen sich in ihm mit einer tüchtigen philologischen Bildung und machen ihn dadurch höchst geschickt zu dem schwierigen Unternehmen, dessen erste Früchte uns hier vorliegen.

Erst kürzlich ist in diesen Blättern auf ein Buch aufmerksam gemacht worden, das, soweit das Material es zuläßt, Aehnliches für die Geschichte der alten Kunst und zwar zunächst der Sculptur zu leisten sucht als Guhl's Werk für die Blütezeit der modernen Kunst, wenn auch in anderer Form und in systematischer Verarbeitung: auf Brunn's „Geschichte der griechischen Künstler". Auch hier sollen die Persönlichkeiten in ihrer vollen Bedeutung gefaßt werden und der einseitigen Betrachtung ihrer Schöpfungen gegenüber zu ihrem Rechte kommen. Aber freilich hat die Zeit den Künstlern des Alterthums das Recht sehr verkümmert und, wenn es auch hier selbst an einzelnen Künstleranekdoten nicht mangelt, so fließen uns doch nirgend Quellen, die es gestatten, volle, frische und ganze Bilder auch ihrer rein menschlichen Persönlichkeiten zu gewinnen. Wie sehr aber diese das eigentliche Fundament und der bedingende Träger der künstlerischen Eigenthümlichkeit, wie ein volles Verständniß der Werke erst durch Eingehen in Charakter, Sinn, Lebensverhältnisse, Studien, Beziehungen der Künstler zu erreichen ist, das bedarf keines Beweises. Nirgends aber kann solch unschätzbare Einsicht treuer, urkundlicher, nirgends zugleich lebendiger, farbenreicher, nirgends endlich auch genußreicher, anmuthiger gewonnen werden als aus den unbefangen und ohne irgend einen Gedanken an Veröfftlichung geschriebenen Briefen der Künstler, denen sie Leid und Lust vertraut, in denen ihr Geist und ihr Herz, ihre Stärken und Schwächen sich mit gleicher Treue spiegeln, die uns ihre Ansichten über die Kunst enthüllen, uns zu vertrauten Augenzeugen ihres künstlerischen Schaffens machen, uns aber auch aus dem Atelier an die Höfe und in die Gesellschaft, in den Kreis der Sippschaft, der Freunde, der Kunstgenossen, der Mitstrebenden wie der Gegner, zu der Hausfrau und den Kindern, hier und da auch in das anmuthige Halbdunkel weniger legitimer, aber um so schwärmerischerer und feurigerer Verhältnisse führen, die minder begabte Künstler erschlaffen, große und gewaltige Naturen adeln und verklä-

ren und zu der höchsten Stufe künstlerischer Schöpfungskraft erheben. Selbst der herbe und strenge Michel Angelo ist nicht ganz zu ergründen; „wenn man nicht (Guhl, S. 257) einen Blick auf jene edle Leidenschaft wirft, die ihn noch in späten Jahren ergriff", die Leidenschaft zu jener hohen und herrlichen Vittoria, deren Bildniß noch heute den schönsten Schmuck der reichen Galerie in dem Palaste der Colonna bildet. Und wenn sie ihn bitten mußte, nicht so häufig Sonette an sie zu richten, indem er sie sonst hindern würde, ihre Morgenandacht zu halten, so sieht er sich dagegen durch diese Liebe hier und jenseits gleich verklärt:

Liebe macht vollkommen
Wol Geister hier, doch noch vollkomm'ner droben.

Vollendung wird er erst finden, wenn er durch sie neu ersteht, und sein ganzes Wesen ist zu reiner Inbrunst verklärt. Von solchen transscendentalen Gefühlen ist freilich in dem auf S. 149 mitgetheilten Sonette Rafael's wenig zu spüren — dagegen aber die volle Glut heiß entflammter Lust, gegen die um so greller die ruhige Geschäftsmäßigkeit absticht, mit der er projectirte Heirathspläne behandelt (siehe den Brief an den Oheim Ciarla, S. 124 fg.). Anmuthig und fein spricht unser Verfasser auch über diese Verhältnisse — fast zu discret, wie es uns scheint, wenn er weiteres Eindringen in dieselben, „wenn sie anders, wie bei Michel Angelo, nicht von ihm selber und von der Geschichte gefeiert werden", als unberechtigt und, um es stärker zu bezeichnen, als er selbst es ausdrückt, als unzarte und naseweise Neugier bezeichnet. Würde solche Forschung freilich zu keinem andern Resultate führen, als daß wir den Namen der Geliebten kennen lernten, deren Züge Rafael zu dem Antlitz der „Sixtinischen Madonna" verklärt hat, so würde sie allerdings weder ersprießlich noch erquicklich sein — aber wenn es ihr gelänge, Keim, Werden, Blüte eines solchen Verhältnisses mit all seinem Reichthum von äußerlich ebenso geringen als für die innere Entwickelung bedeutungsvollen Ereignissen, mit all seinem Weh und all seiner Lust in lebendigem Zusammenhange mit der ganzen künstlerischen Persönlichkeit und zumal mit den gleichzeitigen Schöpfungen des Künstlers darzustellen, wäre das nur ein indiscretes Beginnen? Unser Verfasser selbst, wie wir ihn kennen und hochschätzen, wenn ihm ein glücklicher Zufall Tagebücher, Briefschaften Rafael's in die Hände spielte, die in die Tiefen eines solchen Verhältnisses hineinführten, würde er nicht jubeln und sich beeilen, den köstlichen Fund mitzutheilen? und würde er nicht von wahrhaftem Gewinn sein für die vollendetere Erkenntniß auch des Künstlers Rafael? Aber der Verfasser ist nicht ein mal in die Versuchung gekommen, solche Enthaltsamkeit zu üben und sein Princip hat — fast möchten wir ein leider! hinzusetzen, wenn es nicht der trefflichen Leistung gegenüber halb boshaft klingen könnte — seinem Werke keinen Schaden gebracht.

Schon die bisher angeführten Namen bezeichnen den Kreis, in den uns der Verfasser einführt: es ist die Zeit der herrlichsten Entfaltung der neuern Kunst, es sind die Namen, die den Inbegriff ihrer vollsten und reinsten Blüte bezeichnen, die italienischen Künstler des 15. und 16. Jahrhunderts; aus den ersten vier Decennien jenes freilich nur, dem auch künstlerisch mehr vorbereitenden Charakter jener Epoche entsprechend, wenige Denkmäler, ein

Digitized by Google

Correspondenz.

Aus Paris.

Anfang April 1854.

KS. Noch ist der erste Kanonenschuß zwischen den streitenden Großmächten nicht gewechselt worden und schon lastet auf Industrie und Handel eine Stockung, eine tiefe Angst, welche gegen die vor etlichen Monaten geäußerte Sicherheit einen seltsamen Gegensatz bildet. Selbst die englischen Fonds, die sonst feststanden wie Mauern, sind seit 14 Tagen in den Strudel mit hineingerissen worden. Die endlich veröffentlichte Correspondenz über die Unterredungen Sir Hamilton Seymour's mit Kaiser Nikolaus zeigen auch für blöde Augen die Unerbittlichkeit des Conflicts und die Unvermeidlichkeit eines großen europäischen Kriegs. Ist es nicht höchst merkwürdig, daß Das, was heute jeder Krämer aus dieser Correspondenz herausliest, daß das damals Lord John Russell nicht herauslesen konnte, Lord Aberdeen nicht herauslesen wollte?! Sie haben, wie auch deutsche Staatsmänner zu thun pflegen, nach Straußenart den Kopf in den Streusand vergraben, um den nahen Feind nicht zu sehen, haben dem Parlament beruhigende Versicherungen gegeben, keine vorbeugenden Maßregeln ergriffen, die des Colonel Rose desavouirt und David Urquhart immerfort für verrückt erklärt. Welche bedeutende Lehren für und über die Diplomatie liegen in den wenigen, aber inhaltsschweren Aeußerungen der beiden klardenkenden Menschen, welche die Hauptacteurs dieser Correspondenz sind; wie richtig ist, durch Schweigen sowol wie durch Erwähnung, Oestreichs und Preußens Stellung charakterisirt! Man ist hier, selbst im großen Publicum, das langsam, aber richtig schließt, gegen die deutschen Groß- und Kleinmächte gewaltig mistrauisch geworden. Am wenigsten begreift man, daß selbst in einem Augenblick wie der gegenwärtige die ernstesten und dringendsten politischen Interessen mehr nach Gemüthstraditionen, als nach klaren Verstandesgründen entschieden werden sollen. Der bevorstehende Krieg wird dadurch erst recht zum Tendenzkriege, bei dem die Türkei, die nun einmal unrettbar ist, nur den äußern Anlaß gibt. Es handelte sich für Petersburg von Anfang an um eine gründliche Demüthigung Frankreichs, das seine Fittige wieder auszubreiten begann. Als kurz nach der Niederwerfung Ungarns Oestreich und Rußland mit der Türkei Händel suchten, sollen einige Chefs der hiesigen conservativen Parteien (Molé, Thiers und Andere) sich zu Hrn. von Kisselew begeben haben, mit der Vorstellung, daß jede Provocation des französischen Nationalgefühls der demokratischen Propaganda das Uebergewicht geben könnte. Daraufhin soll Rußland vorläufig abgestanden haben. Und in der That wird es täglich klarer, daß, hätte in Frankreich die Republik auch nur dem Namen nach bestanden, der gegenwärtige Friedensbruch niemals gewagt worden wäre. Mit den Völkern Krieg zu führen, davor scheut sich selbst der Kaiser Nikolaus, der nun schon seit dem Anfang der Feindseligkeiten begonnen hat, mit seinem Volke zu sprechen und an die öffentliche Meinung Europas (freilich in eigenthümlicher Weise) zu appelliren. Seine Kritik der Lebensfähigkeit des türkischen Reichs erinnert an die Lafontaine'sche Fabel von dem Wolf, der mit dem Schäfer übereingekommen, nur die todten

Schafe zu fressen, bald darauf aber die kranken Schafe für todt, die gesunden für krank erklärt. Und mit Recht. Denn wozu sind die Schafe überhaupt da, als um gefressen zu werden?

Vermuthlich haben die moskauer und münchener Romantiker die Zukunft Konstantinopels schon klarer herausdoctrinirt als Nesselrode und Nikolaus I. Sir H. Seymour's feinen Fragen gegenüber zu beantworten für gut fanden. Seit dem griechischen Aufstande fragt man sich hier und auch wol in London zuweilen, was eigentlich aus der Türkei werden soll, und bereut dabei jedesmal ernstlich, sich diese Frage nicht schon früher gestellt zu haben. Leider ist das Unheil so weit gediehen, daß Rußland möglicherweise, wie schon oft Das, was es im Kriege verlieren wird, durch die Friedensverhandlungen oder nach dem Frieden wieder erringen kann — weil es eben die einzige concentrirte Macht im Osten ist. Dergleichen freilich läßt sich nicht über Nacht schaffen, und der griechische Aufstand ist ein gar böses Symptom. Aber auch für Europa handelt es sich vorzüglich darum, dieser vorzugsweise asiatischen Macht die unbedingte Einwirkung auf Europa zu benehmen, seine westlichen Allianzen zu brechen, es unter die Civilisation zu stellen und auf seine untergeordnete Mission zurückzuweisen. Die Marine- und Artillerie-Staaten im Kampfe mit rohen Cavalerie- und Guerrillas-Horden — der Kampf kann langwierig, aber der Cultur nicht ungünstig sein.

Entschuldigen Sie, daß ich einen pariser Bericht mit Reflexionen über die orientalische Frage anfülle; was ich mittheile, ist das Echo hiesiger Stimmungen. Und wie wäre es auch möglich, in dem Augenblicke, in welchem Achille Fould den „Kammern“ die Kriegserklärung officiell vorlegt, von etwas Anderm zu reden, an etwas Anderes zu denken?! In wenigen Tagen werden englische Truppen durchmarschiren; sie werden dem Enthusiasmus für diese Allianz einen Aufschwung geben, der in der Geschichte der Menschheit nicht verloren sein wird. Was der Begeisterung bisher Abbruch that, war, abgesehen davon, daß die Presse hier keinen Einfluß hat wie in England, hauptsächlich die geographische Unwissenheit der Franzosen. Kriegsschiffe segeln ab nach Beikos, nach Helsingfors und sogar (allen Ernstes) nach Kamtschatka. Was bedeuten diese Worte der Phantasie des Franzosen?! Der Engländer dagegen ist überall zu Hause; er kennt das Land, aus dem Flachs und Talg kommen, sehr genau. Ferner opfert der Franzose leichter „Gut und Blut“, „Leib und Leben“, als sein Geld, die Quelle seiner Genüsse — und bisjetzt hat man nur erst an den Geldbeutel appellirt. Energie ist in die Ausrüstungen etwas spät gekommen; dafür werden sie aber jetzt sehr beschleunigt. In der Artillerie verspricht man sich viel von der neueingeführten Einheit des Kalibers, einer praktischen Idee, die schon in dem bekannten Buche des jetzigen Kaisers (wol nach Dufour?) niedergelegt war. Ueber die Behandlung des neutralen Seehandels ist man noch keineswegs im Reinen; die englischen Minister haben auf verschiedene Interpellationen nur undeutlich geantwortet, wol weil sie der strengen Theorie, welche in ihren Gesetzen niedergelegt ist, durch milde Auslegungen nachhelfen möchten, und die Franzosen, in deren Ordonnanzen stets die mildere Theorie vorherrschte (außer im letzten Seekriege gegen England), müssen sich mit den Briten über die Grundsätze zu vereinigen suchen, nach denen die unter englischem Commando stehende alliirte Flotte zu handeln hat, zumal das Interesse des

englischen Handels dabei das überwiegende ist. Merkwürdigerweise fehlt es, selbst unter den englischen Kronjuristen, durchaus an praktischen Kennern dieser Verhältnisse; ein einziger Mann wie unser alter Johann Georg Büsch von Hamburg könnte sich in diesem Augenblick große Verdienste erwerben. Es ist ein curioses Schauspiel, ein Volk, das den Freihandel zur Staatsmaxime erhoben hat, im Kriege Principien befolgen zu sehen, welche der Barbarei des Mittelalters entlehnt sind. Vielleicht beweist es einen Fortschritt der Zeit, daß sich diesmal noch kein einziger Rheder um Kaperbriefe gemeldet hat, während im Jahre 1840 schon 18 Meldungen dem Marineministerium vorlagen. Freilich mögen die französischen Armateurs denken, daß gegen Rußland nicht so viel zu holen ist als gegen England. Und dann wirkte Anno 1840 ein bornirter Nationalhaß; im Jahre 1854 dagegen herrscht eine aufgeklärte Nationalverachtung. Das ist auch ein Unterschied.

Mittlerweile werden auf den kleinen Spektakel-Theatern der östlichen Boulevards allabendlich Kriegsscenen aufgeführt, Konstantinopel wird entsetzt, Harems befreit, Kosacken in Weiberröcken von Hunden gehetzt u. s. w. Der gute Geschmack verhüllt dabei trauernd sein Antlitz. Im Gymnase gibt man „Die Krisis", nicht die orientalische, sondern die friedlichere Krisis einer durch Emancipationsgelüste gestörten Ehe, von Octave Feuillet, ein in vier kurze Acte auseinandergezerrtes Proverbe. Ich glaube nicht, daß die geistreichen Proverbes dieses Schriftstellers in Deutschland schon nach Verdienst bekannt und gewürdigt sind. Sein feiner und natürlicher Dialog, die zartfühlige Moral, seine unschuldige und sanfte Haushaltungs-Schwärmerei geben diesem Genre schon den Reiz der Neuheit; es sind keine gewaltsamen Emotionen, man lächelt mild oder zerdrückt eine verstohlene Zähre. O. Feuillet ist das Gegenstück zur George Sand, er vindicirt die Reinheit und Berechtigung der Ehe gegen die Verkehrtheit der Sitten, gegen die Zerstreuung der gesellschaftlichen Prätensionen; er lehrt die Ehegatten, welche zehn Jahre lang gleichgültig nebeneinander gelebt, sich lieben und glücklich sein. Bald ist bei ihm der Mann, bald die Frau im Unrecht, dann wieder geht ein Genie an dem verzehrenden Feuer einer unsittlichen Leidenschaft zu Grunde. Und das Alles wird mit viel Talent durchgeführt — und in unsern Zeiten und in Paris! Uebrigens ist die Moral auf der Bühne jetzt en vogue — ich sage auf der Bühne...

Das bringt mich darauf, daß Hr. Eugène de Mirecourt nun auch den edlen Lamennais, gleich nach dessen Tode, auf die schimpflichste Weise verbiographirt hat. Selbst der „Charivari" hat einen ernsten Schrei der Entrüstung über dieses armselige Handwerk, von Schimpf und Skandal zu leben, hören lassen. Man kann dabei zweifelhaft werden, was miserabler ist, lebende Menschen oder verehrte Todte so der Klatschsucht und Verleumdung preiszugeben? Girardin hat wegen seiner Biographie Klage geführt; indessen gehen die Heftchen gut ab. Girardin's Organ schickte kürzlich — ein hübscher Gegensatz zu den Mirecourt'schen Gemeinheiten — den demnächst erscheinenden „Gesammelte Schriften" Armand Carrel's (des großen Antipoden der „Presse" von ehemals) einen Panegyricus voran. Der naive Feuilletonist bemerkte dabei, daß der große Todte wol aus seinem Unsterblichkeitswinkel („de son coin de l'infini") dieser posthumen Versöhnung und Palinodie zulächeln werde. Das ist französisch sublim!

Aus London.

Anfang April 1854.

U. Meine letzte Correspondenz haben Sie mit einer Anmerkung begleitet, in der Sie sich bei Ihren Lesern gewissermaßen entschuldigen, daß Sie solche Ketzereien zum Abdruck bringen. Daß Sie damit nicht nur eine nothwendige Rücksicht gegen Ihre Leser, sondern vielleicht auch gegen mich erfüllt haben, davon hat die Haltung der deutschen Presse in den letzten vier Wochen mich zur Genüge überzeugt. Nichtsdestoweniger, wenn ich die wichtigsten Erscheinungen dieses Zeitraums überschaue, so finde ich noch immer keinen Grund, mich zur Orthodoxie zu bekehren. Erlauben Sie mir, bevor ich meine Ketzereien auch heute wieder fortsetze, zwei Punkte vorauszuschicken. Erstlich lebt Niemand Jahre lang in einem fremden Lande, ohne von dessen Einflüssen umgewandelt zu werden. Die fleischfressende wilde Katze bekommt durch die Zähmung einen langen Darm, der sie zur Verdauung von Pflanzenkost befähigt, schafft sich auch einen Ansatz von Gemüth an. Und die englische Küche, um von den geistigen Eindrücken nicht zu reden, sollte ein deutsches Gehirn nicht afficiren? Ein merkwürdiges Beispiel der umgekehrten Erscheinung ist in diesen Tagen hier beobachtet worden: auch der Engländer, trotz seiner gerühmten Zähigkeit, wird in Deutschland germanisirt. Der berliner Correspondent der „Times" bemühte sich täglich, seinen Lesern die Metaphysik der „Preußischen Correspondenz" begreiflich zu machen. Er zergliederte die Artikel dieses politischen Circulars und die Erklärung des Hrn. von Manteuffel und rechnete heraus, daß die preußische Politik aus 8, sage acht, Punkten bestände, die zierlich unter Nummern aufgeführt waren. Nun behaupte ich dreist, daß ein solches Unternehmen nie in das Gehirn eines in England lebenden Engländers gekommen wäre; so etwas kann nur durch märkische Rüben und berliner Conditoreipolitik erzeugt werden. Aber die „Times" druckt das ruhig ab und auch ich petitionire ja um weiter nichts, als mich zum „Subject" hergeben zu dürfen, wie man in der Anatomie sagt; sollten meine Roastbeef- und Plumpudding-Gehirnsecretionen an sich keinen Werth haben, so interessirt doch vielleicht ihre Entstehung diesen und jenen Beobachter.

Die zweite captatio benevolentiae, die ich voranschicke, ist diese, daß wir uns in einer ungeheuern Krisis befinden und daß in großen Krisen viele alte und befestigte Vorstellungen zum Henker gehen. Die orientalische Frage ist die letzte Evolution der Reaction gegen 1848 und weil die letzte Evolution, zugleich die Selbstkritik und Selbstzerstörung. Vom faulen Baume kommt nimmer gesunde Frucht. Man darf sich von den positiven Erfolgen nichts versprechen. Aber die negativen sind unübersehlich. All das Unwahre, der sham, der sich seit 1849 in der Welt breit gemacht, in der Praxis der herrschenden Parteien und in den Theorien der überwundenen, soll jetzt zeigen, was er vermag, und weil er sich seiner Unwahrheit bewußt ist oder bewußt wird, scheut er einen wahren Kampf. Die Bewegung, an deren Schwelle wir stehen, ergreift auch die drei Staaten, die 1848 unberührt blieben, Rußland, England, die Türkei. Die im westlichen und mittlern Festlande herrschenden Ideen sind auf dem beschränkten Terrain der frühern Bewegung erwachsen. Jetzt treten fremde Gestalten, fremde Elemente hinein, die nicht passen wollen, und da ist die erste Pflicht, sie sich ganz unbefangen, ohne

Brille anzusehen. Auch England ist in diesem Sinne eine fremde Gestalt und fühlt sich selbst fremd auf dem Schauplatz, den es betritt. Die eingehendere Beschäftigung mit England ist in Deutschland verhältnißmäßig jüngern Datums. Die Erschütterung von 1848, der Bankrott des französischen Constitutionalismus und die folgende Reaction haben England nacheinander den Conservativen und den Liberalen als das beneidenswerthe Vorbild, und Denen, die, der Kunstausdrücke, Schlagwörter und Formeln herzlich überdrüssig, nach den Dingen suchen, als den Staat erscheinen lassen, der den beiden Elementen der menschlichen Gesellschaft, der Ordnung und dem Fortschritt, der Ruhe und dem Leben, den freiesten Spielraum und die glücklichste Harmonie zu geben verstanden. John Bull hat sich mit vieler Würde bewundern lassen. Jetzt soll er selber tanzen. Ist es nicht natürlich, daß allerlei Defecte an ihm sichtbar werden, und Denen zuerst, die ihm am nächsten sind?

Und damit ist meine Vorrede zu Ende. Die Reformbill brauche ich nicht zu besprechen; sie ist provisorisch einbalsamirt. Es gehört eine große Befangenheit des Blicks dazu, in diesen wiederholten vergeblichen Ansätzen nur etwas Zufälliges zu sehen. Innerhalb zweier Jahre ist dies der zweite verunglückte Versuch, das Stimmrecht auszudehnen, das Unterhaus neu zu construiren. Beide Versuche sind nicht an einem redenswerthen Widerstande, sondern an dem eigenen Bewußtsein der Untauglichkeit gescheitert. Beide waren durch keinen redenswerthen Druck veranlaßt. Also gleichzeitig das Gefühl, daß etwas gethan werden muß, und daß man es nicht anzugreifen weiß. Das ist gewiß ein wichtiges Symptom und sollte die Freunde des „Parlamentarismus" zu ernstem Nachdenken bringen.

Aber, sagt man, ein auswärtiger Krieg ist nicht die rechte Zeit zu organischen Veränderungen. Diese Anschauung ist etwas plötzlich gekommen. Denn als Russell die Bill einbrachte, malte er das „herrliche Schauspiel" aus, England, während draußen der Kampf wüthet, seine zerrissenen Strümpfe stopfend. Und wenn das Argument für England gut ist, weshalb nicht für die Türkei? Welcher Menschenverstand ist darin, der Türkei, die um Haus und Herd zu kämpfen hat, die Robespierre'schen Menschenrechte beibringen, sie zu Reformen zwingen wollen, denen in England etwa die Abschaffung der Staatskirche und der Aristokratie entspräche? Trotz der systematischen Verheimlichung, welche die englischen und viele festländische Blätter über diesen Punkt praktisirt haben, wird es, wenn diese Blätter zur Presse gehen, in Deutschland wol offenkundig sein, daß dem Sultan Zumuthungen gemacht sind, die er nicht erfüllen kann und nicht erfüllen wird.

Ich bin also bei der Türkei, dem A und dem O. Seit meinem letzten Briefe haben wir die geheimen Actenstücke von 1844 und aus dem Anfange des vorigen Jahres erhalten. Es ist sonderbar, wie sehr das Urtheil der Menschen durch Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten bestochen wird, während es über das Wesen der Dinge gleichgültig hinwegsieht. Denke man sich, daß 1846, wo Lord Palmerston für Krakau leere Worte sprach, daß 1849, wo er sich als Retter der Ungarn becomplimentiren ließ, daß 1850, wo er angeblich Griechenland zum Prügeljungen für Rußland machte, daß 1853, wo zuerst die „herzliche Cooperation" mit Frankreich vor zweifelnden Gesichtern proclamirt wurde, oder daß 1852, wo Palmerston den dänischen Ver-

trag zeichnete, angeblich um Rußland für immer von der Erbfolge auszuschließen — denke man sich, daß zu einer dieser Zeiten Jemand aufgetreten wäre und gesagt hätte: „Das ist Alles Komödie; zwischen Rußland und England besteht das innigste Verständniß über die Lebensfrage der Alten Welt, geheimgehalten vor Frankreich, gerichtet gegen Frankreich; glaubt ihr, daß sie über Nebenpunkte ernsthaft hadern werden? Hier ist der Vertrag." Welch einen elektrischen Schlag hätte das gegeben, welch ein blendendes Licht! Wie hätte die Tagespresse den Vertrag zergliedert, wieviel Bücher wären über ihn geschrieben, welchen Kampf hätte es gesetzt über die Echtheit! Man erinnert sich, welch ein Aufsehen das „Portfolio" machte, und was sind seine Enthüllungen, verglichen mit dieser?! Aber sie wird von Amts wegen gemacht; das Document wird in einem Blaubuch abgedruckt; es kann kein Zweifel an der Echtheit sein. Darum ist kein Interesse an seinem Inhalt. In der ganzen englischen Presse ist es bisher keinem Menschen eingefallen, mit diesem Schlüssel an die Geheimnisse der letzten zehn Jahre zu gehen. Auch in der deutschen nicht, wenigstens soviel ich hier habe sehen können. Ganz andere Fragen sind es, die man daran knüpft: wie ist die russische Regierung dazu gekommen, die Veröffentlichung zu provociren? Es ist nichts dagegen zu sagen, daß man auch diese Frage aufwirft, nachdem man die näherliegenden erledigt hat; aber es ist nicht genug zu verdammen, daß man sich nicht zufrieden gibt, als bis man die Frage definitiv beantwortet hat, wenn nicht zur eigenen Befriedigung, doch zur Befriedigung kannegießernder Leser, und es ist lächerlich, wenn man sich mit einer „Unüberlegtheit", einem Schnitzer des petersburger Cabinets zufriedengibt. Freilich der Kannegießer verlangt, daß seine Zeitung ihm Alles deuten soll, und die Journalistik hat nicht den Muth, ihm zu sagen, daß das Verlangen unverständig ist. Das Studium der gleichzeitigen Geschichte ist doch wol eine Wissenschaft; der höchste Ruhm der Wissenschaft aber ist es, wenn sie mit bescheidenem Stolze sagt: ich weiß nicht. Die Naturwissenschaft sagt: diese Erscheinung weiß ich nicht zu erklären. Die Heilkunde sagt: diese Krankheit kann ich nicht heilen. Die Geschichte der alten Zeit, des Mittelalters, der neuern Zeit sagt: darüber schwebt ein Dunkel. Der Geschichte von gestern und heute ist das nicht erlaubt. Am Abend bringt die Post ein Document, von dem die Nachwelt vielleicht einmal einen Abschnitt datiren wird; am Morgen soll das unfehlbare Urtheil in Gestalt eines Leitartikels auf dem Frühstückstische liegen. Der Telegraph buchstabirt in Lapidarschrift eine Thatsache 500 Meilen weit her; am andern Tage soll die Thatsache gehörig in die Weltgeschichte einrangirt sein: ihre Ursachen, ihre Wirkungen, ihre Verknüpfungen, ihre Gestalt nach allen drei Dimensionen, Alles müssen diese überirdischen Wesen wissen, die an einem Redactionstische sitzen. Einem Correspondenten sieht man allenfalls durch die Finger; ich benutze die Nachsicht und sage: ich weiß nicht. Ich weiß nicht, weshalb Nesselrode gerade jetzt die englische Regierung gezwungen hat, zu bekennen, was sie vor zehn Jahren insgeheim mit ihm gesponnen. Aber wir werden es erfahren. Wissen wir doch schon so viel, daß die Zulassung der Christen zu politischen Aemtern, das heißt die Zerstörung des osmanischen Reiches, an der England und Frankreich jetzt arbeiten, im Jahre 1844 zwischen dem Kaiser Nikolaus und dem Grafen Aberdeen ver-

abredet war. Warum zwingt man nicht den Papst, Protestanten, Juden und Quäker in das Cardinalscollegium aufzunehmen?

Dann haben wir die „geheime und vertrauliche" Correspondenz zwischen dem Kaiser Nikolaus und der Königin Victoria aus dem Anfange des vorigen Jahres. Es gibt Geheimnisse der Liebe, des Geschäfts, der Schuld, des Verbrechens. Was für ein Geheimniß ist dies? Vertraulich kommt von Vertrauen. Hat England Vertrauen zu Rußland, oder Rußland Vertrauen zu England? „Aber die englischen Minister haben sich vortrefflich benommen", sagt der Kannegießer, auch der höhere, „sie haben den Theilungsvorschlag abgelehnt". Ich weiß nicht, ob ich mich vortrefflich benehme, wenn mir Jemand den Vorschlag macht, beim Nachbar einzubrechen, und ich den Vorschlag zwar ablehne, aber, wenn der Andere nachher auf eigene Hand einbricht, dem Nachbar sage: wirf ihn nicht hinaus, er meint wol nichts Böses. Nämlich angenommen, die Sache läge so. Aber hält denn die Ansicht fünf Minuten ruhiges Nachdenken aus, daß der russische Kaiser im Ernst geglaubt habe, England werde auf den Plan eingehen? Malen wir uns die Sache Zug für Zug aus. Rußland nimmt „einstweilen" Konstantinopel; England nimmt definitiv Aegypten und Candia. Werden die Türken sich ruhig zweitheilen lassen? Oder wird es einen Verzweiflungskampf setzen? Wird Frankreich ruhig zusehen? Wird das englische Parlament, gleichgültig wie es gegen die äußere Politik ist, für diesen Krieg die Mittel bewilligen? das englische Volk, eroberungslustig wie es sein mag, dafür sein Gold und Blut hingeben? Wird ein englisches Ministerium, unverantwortlich wie es praktisch ist, diesen Kampf riskiren oder Gefahren auf sich nehmen? Nein und hundert mal nein! Und die russische Diplomatie, gebildet aus den Talenten aller Länder und Racen, hat doch wol oft genug bewiesen, daß sie andere Staaten besser kennt, als diese sich selbst kennen. Nicht einen Augenblick hat der russische Kaiser daran gedacht. Er muß andere Zwecke gehabt haben, welche, weiß ich nicht zu sagen, ausgenommen einen. Er erwähnt beiläufig als etwas Selbstverstandenes, wirft spielend hin, daß er ein vertragsmäßiges Protectorat über die Bekenner des griechischen Glaubens in der Türkei habe, und beklagt sich, daß es ihm Unlast mache. Lord John Russell glaubt seine Sache sehr fein zu machen und schreibt: die Emancipation der Christen würde den Kaiser der Last überheben, das Protectorat auszuüben, „das allerdings durch die Pflicht geboten und unzweifelhaft durch Verträge sanctionirt sei". Darauf geht Mentschikow nach Konstantinopel und fodert eine Anerkennung, einen „acte explicatif" über das vertragsmäßige Protectorat. Darauf sieht Russell in die alten Verträge und findet, daß sie nur ein Protectorat über eine Kirche in der Vorstadt Galata geben. Und um was ist denn heute der Krieg erklärt? Um die Prätension Rußlands auf ein vertragsmäßiges Protectorat. Heute verstehen wir, was Nesselrode in seiner „besondern Arbeit" damit meinte, daß Rußland nur fodere, was es ja schon habe; heute erscheint die Behauptung gar nicht so sinnlos, wie hundert Leitartikel sie gefunden haben. Heute über ein Jahr werden wir Manches verstehen, was jetzt ein Schnitzer sein soll, und es gar nicht so dumm finden. Eine ungeheure Verantwortlichkeit übernimmt, wer alle Fragen beantworten will, um seiner Weisheit nichts zu vergeben, alle Thatsachen zurechtknetet oder versteckt seinem Schema zu Liebe, und nur eine Politik

wird bestehen in dieser verhängnißschweren Zeit — nach bestem Vermögen die Wahrheit sagen.

Vor einigen Tagen ist der letzte Nachtrag zu dem Blaubuch ausgegeben. Er bestätigt, was ich das letzte mal über Oestreich geschrieben; Oestreich hat die Westmächte dazu gebracht, eine Frist zur Räumung der Fürstenthümer zu bestimmen. Und auch, was ich über Preußen gesagt, erscheint heute wol nicht zu hart....

Notizen.

Nach einer Notiz in den berliner Zeitungen erscheinen in der preußischen Hauptstadt gegenwärtig nicht weniger als 118 periodische Blätter. Darunter sind außer den politischen Zeitungen 18 theologische, 27 belletristische, 12 medicinische und botanische; ferner Zeitschriften für Erdkunde, für Geschichte, für Sprachwissenschaft, für Kriegskunst, für Musik, für Landwirthschaft, für Jagd- und Pferdekunde, für Schachspieler, zwei eigene Zeitschriften für Stenographie ꝛc.

In München ist Dingelstedt's „Haus der Barneveldt" in der neuen umgearbeiteten Gestalt mit großem Beifall gegeben worden. Auch ein neues Lustspiel von Rudolf Gottschall „Fox und Pitt", das in Breslau zum ersten mal über die Breter ging, soll beim Publicum eine beifällige Aufnahme gefunden haben, während die Kritik allerhand Ausstellungen und Bedenken dagegen erhebt.

Zwei interessante Beiträge zur Bereicherung der italienischen Reiseliteratur haben soeben die Presse verlassen: „Die Ruinen und Museen Roms. Für Reisende, Künstler und Alterthumsforscher von Emil Braun" (Braunschweig, Vieweg) und „Corsica. Von F. Gregorovius" (2 Bde., Stuttgart, Cotta). Der Verfasser des erstern Werkes ist anerkannt als einer der gründlichsten und umfassendsten Kenner sowol des alten wie des heutigen Rom; sein Buch, das innerlich wie äußerlich ganz nach dem Muster der Murray'schen Handbücher eingerichtet ist, wird besonders unsern Reisenden eine willkommene Gabe sein. Von Gregorovius' „Corsica" brachte die augsburger „Allgemeine Zeitung" schon vor längerer Zeit höchst anziehende Bruchstücke; das fertige Werk bleibt hinter den Erwartungen, welche dieselben erregten, nicht zurück.

Alfred Meißner in Prag hat ein Trauerspiel „Warwick" vollendet. Auch sein Landsmann Siegfried Kapper, bekannt als Verfasser der „Südslawischen Wanderungen", sowie als glücklicher Bearbeiter serbischer Volkslieder, hat sich dem Drama zugewandt; ein Lustspiel von ihm wird nächstens an die Bühnen versandt werden. Robert Griepenkerl's neuestes Stück „Welt und Herz" soll in Weimar und Braunschweig in Vorbereitung sein; in einer der nächsten Nummern werden wir einen von kundiger Hand verfaßten ausführlichen Bericht über dasselbe mittheilen.

Google

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Proportionslehre
der
menschlichen Gestalt.

Zum ersten male morphologisch und physiologisch begründet von

Karl Gustav Carus.

Mit 10 lithographirten Tafeln. Folio. In Carton. 12 Thlr.

Die äussern Maassverhältnisse des menschlichen Organismus, von hohem Interesse für den Philosophen wie für den Naturforscher und den Künstler, erfahren hier zum ersten male eine gründliche wissenschaftliche Erörterung, indem die Gesetze der Raumverhältnisse unsers Organismus und die wichtigen Anwendungen dieser „Architektonik der menschlichen Gestalt" auf alle Gestaltungslehre (Morphologie), deren eigentliche Grundlage sie ausmacht, sowie für die Kunst und die Künstler dargelegt werden. Der Gegenstand bildete schon lange eine Lieblingsbeschäftigung des als Gelehrter, Physiolog, Arzt und bildender Künstler ausgezeichneten Verfassers. Die beigegebenen Abbildungen sind von dresdener Künstlern gezeichnet und aus der berühmten lithographischen Anstalt von F. Hanfstaengl in Dresden hervorgegangen.

Von dem Verfasser erschienen früher ebendaselbst:

Symbolik der menschlichen Gestalt. Ein Handbuch zur Menschenkenntniß. Mit 150 in den Text eingedruckten Figuren. 8. 1853. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die in diesem höchst interessanten Werke zum ersten male als ein Ganzes bearbeitete „Symbolik der menschlichen Gestalt" ist die Wissenschaft von der Bedeutung der äußern menschlichen Bildung für inneres seelisches und geistiges Leben, von den geheimnißvollen Gesetzen, nach denen das leibliche Abbild unsers geistigen Urbildes sich unendlich verschieden gestalten muß. Es sind über das gesammte Formengebiet der menschlichen Gestalt (Haupt; Antlitz: Nase, Auge, Augenbrauen, Mund, Zähne, Lippen, Mundwinkel, Kinn, Bart, Ohr, Sprache; Hals, Nacken, Brust, Rücken; Arm, Hand, Fuß u. s. w.) ausgedehnte und durch zahlreiche Illustrationen erläuterte symbolische Forschungen, die weder mit den mystisch-pietistischen Lehren Lavater's, noch mit den „verworrenen Theorien" der Chiromantie, noch mit „den nicht viel bessern der sogenannten Phrenologie" zu verwechseln sind. Das Werk, auf welches auch in der „Proportionslehre der menschlichen Gestalt" vielfach Bezug genommen wird, ist von dem deutschen Publicum mit der lebhaftesten Theilnahme aufgenommem worden und hat auch im Auslande Aufmerksamkeit erregt, sodaß gegenwärtig davon z. B. in Neapel eine italienische Uebersetzung erscheint.

System der Physiologie. Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 8. 1847—49. Geh. 8 Thlr.

Der Verfasser tritt in diesem Werke der jetzt herrschenden materialistischen Richtung der Physiologie entschieden entgegen, indem er das Ganze der physiologischen Lehren in großer Vollständigkeit und überall den neuesten Entdeckungen der Wissenschaft angemessen von einem höhern philosophischen Standpunkte aus bearbeitet hat.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 18.** 27. April 1854.

Inhalt: Byzantinisches aus München. Eine Duplik. Von **Philipp Jakob Fallmerayer.** I. — Robert Griepenkerl's neuestes Stück. — Aus dem Liederbuche von **Wolfgang Müller von Königswinter.** — Literatur und Kunst. („Laura. Ein Roman von George Sand. Nach der Handschrift der Verfasserin aus dem Französischen übersetzt von Scheler". — Tiedemann, „Dunkles Leben" und „Aus der Welt des Herzens".) — Correspondenz. (Aus Baden.) — Notizen. — Anzeigen.

Byzantinisches aus München.

Eine Duplik.

Von

Philipp Jakob Fallmerayer.

(Geschrieben Ende März.)

I.

Mag man München Neu-Athen oder Neu-Byzanz nennen — und gehört wird jetzt Beides oft genug —, so darf man immerhin glauben, daß die kleine Fehde, die sich zwischen Hrn. Roß in Halle und dem Verfasser dieser Zeilen über eine das mittelalterliche Athen betreffende Stelle in den Hettner'schen „Reisebildern" entsponnen hat und bereits durch vier Nummern des „Deutschen Museum" reicht, ohne, wie es scheint, sobald enden zu wollen, in den gelehrten Kreisen unserer Stadt, selbst im Drange des Augenblicks, nicht ganz unbeachtet vorübergeht. Ist Deutschland auch in der byzantinischen Politik neutral und stumm, so hat es doch Recht und Neigung, über byzantinische Literatur activ und laut mitzureden. Die münchener Literaten sind bekanntlich von Natur friedliebend und mischen sich nicht gern in Streithändel, wo man hitzig aneinanderfährt. Indessen achten und erkennen sie die Bemühungen beider Gegner, sehen mit Vergnügen ihre Windungen, ihre Finten und schließen sich am Ende, wie die Prutenen, Demjenigen

Google

an, der seine Sache am besten verfochten hat. Obgleich möglichst unparteiisch, neigen sie sich als alte Philhellenen und Hellasschwärmer doch in der Stille mehr zu Hrn. Roß hin; es ist Mancher unter ihnen, der es nicht ungern sähe, wenn der Erzhäretiker, der ihnen die theuersten Schulillusionen verwischte und mit einer dogged obstinacy noch heute in seiner Sentenz verharrt, wenigstens in einem Punkte gedemüthigt und des Irrthums überwiesen würde. Starr abspringende Meinungen will man auch hier wie überall ohne äußerste Gegenwehr nicht zu Geltung kommen lassen. Aber im Grunde, was wäre es auch? Stände es um die Hellenen von Radowitz etwa besser, oder wäre Hr. Roß deswegen schon ein gründlicherer Kenner der byzantinischen Geschichte, wenn er dem Fragmentisten ein Tüchtiges zu versetzen die Kraft besäße? Findet auch mancher Leser in der Replik des Hrn. Roß etwas mehr Erregtheit und Hitze als in den Argumenten seines phlegmatischen Widerparts, so sind, wie ich die Sache ansehe, die Worte des Hrn. Roß zwar etwas schärfer accentuirt, die Grenzen legitimer und berechtigter Gegenwehr aber kaum irgendwo überschritten. Etwas Sprudel und Derbheit dürfen billige Litiganten einem Grammaticus nicht übel nehmen. Dagegen ist hier unter den Urtheilsfähigen Mancher der Meinung, die Erwiderung des Hrn. Roß in Nr. 10 und 11 des „Deutschen Museum" sei nicht genügend; statt etwas durchschlagend Correctes zu bringen und den gemeinschaftlichen Feind mit einem kräftigen Schlage zu entwaffnen, wie er es selbst vorher verkündet hat, fuchtelt Hr. Roß plan- und ziellos in der Luft herum, weicht den Hauptargumenten des Gegners aus und sucht mit zwecklosem Aufwand gelehrter Citate Dinge zu demonstriren, welche Niemand streitig macht.

Was Hr. Roß am Hettner'schen Buche außer der angefochtenen Stelle der „Anargyrischen Mönchschronik" zu tadeln hat, ist so geringfügig, daß es vermuthlich gar nicht ernstlich gemeint ist und nur als Präludium für das Hauptgefecht gelten soll. Hettner's allerdings ungünstigem Berichte über das hellenische Regierungsschulwesen stellt Hr. Roß einen mehr günstigen, an Ziffern überreichen, an Titeln prunkenden und überschwänglichen Katalog entgegen. Von seinem Parteistandpunkte aus war er dazu vollkommen berechtigt; allein wer bürgt uns für die Richtigkeit der Angaben und für den reellen Inhalt dieses bausbackigen Schulregisters? „Tu quidem multa dicis", schreibt Cicero an Fadius Gallus, „sed tibi nemo credit", d. h., das Papier ist geduldig und hellenischen Officialangaben glaubt man gerade so viel als den Officiallisten des tapfern und hochgeborenen Fürsten Gortschakow über Zahl, Stärke und sieghaften Bestand der Moskowiter in Krajova und Bukarest. Möglich, daß Hr. Hettner zu we-

nig sagt und der hellenischen Verwaltung mehr aufbürdet, als sie verschuldet hat. Weit wahrscheinlicher aber ist es, daß Hr. Roß, nach Art dieser Schwärmer und Hochzeitlader des Afterhellenenthums, seinerseits in Uebertreibungen verfallen ist. Hr. Hettner, wie man weiß, erst vor kurzem aus Griechenland zurückgekommen, sagt uns nur, was die Leute im Königreiche von der Schulsache, soweit sie in Händen der Verwaltung liegt, denken und urtheilen. Daß er etwas erfunden oder absichtlich verfälscht hätte, fällt Niemand ein, selbst nicht Hrn. Roß. Aber von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt selbst nachgesehen und die einzelnen Angaben verglichen, geprüft und durchgesehen hat Hr. Hettner ebenso wenig als Hr. Roß, welcher Letztere — wenn wir nicht irren — schon seit zehn Jahren von Hellas entfernt lebt, und seit dieser langen Frist über das Unterrichtswesen daselbst keine andere Erkenntnißquelle hat als was die jährlich in Umlauf gesetzten Listen der athenischen Bureaukratie besagen, oder was seine Correspondenten zu möglichst weiter Verbreitung ihm vertraulich zu melden den Einfall haben. Was es aber mit sogenannten hellenischen Amtsrubriken aller Art für eine Bewandtniß hat und wie unverantwortlich die Schwindeleien sind, durch welche man den Occident damit zu blenden sucht, und zwar in der eigennützigsten Absicht, das ist von Vielen schon längst vermuthet worden, kommt aber, fürchte ich, in einer schreckenerregenden Weise und zu wohlverdienter Beschämung jener zwar redlichen, aber bethörten und unpraktischen Enthusiasten der deutschen Gelehrtenwelt eben erst jetzt recht an das Licht.

Nun liegen zwei sich widersprechende Angaben über den Bestand des griechischen Unterrichtswesens vor uns, und man sieht gar nicht ein, warum und in was den Hettner'schen Ansätzen die Roß'schen vorzuziehen seien. Oder möchte uns Hr. Roß etwa pädagogische Träumereien und verdächtige Amplificationen als etwas Reelles octroyiren? Das Mistrauen gegen Alles, was von jener Seite kommt, ist nach so vielen Täuschungen nur noch durch ungeschminkte offene Wahrheit und strenge Sichtung zu vertreiben. Bricht aber die Katastrophe wirklich herein und soll das Werk so vieler Thränen und so großer Noth durch die thörichte Selbstüberhebung der Neuhellenen schon jetzt zusammenfallen, so schreibe man die Schuld des Unglücks guten Theils auf Rechnung ihrer deutschen Protectoren. Eben weil die Hettner'schen „Reisebilder" diesem verderblichen Schwindel kräftig und nüchtern entgegentreten, werden sie von Hrn. Roß angefeindet. Ob aber der Werth eines vortrefflich geschriebenen und die ausschweifenden Vorstellungen des Abendlandes über die byzantinischen Gräken wesentlich berichtigenden und läuternden Buchs durch Hervorhebung

einer irrthümlichen Personalangabe über das Lehrer-Corpus in Athen wirklich untergraben werden kann, darüber werden denn doch wol einige Zweifel verstattet sein. Was bedeuten Sorglosigkeiten dieser Art in einer glanzvollen und an Wahrheiten so reichen Schrift? Ubi plura nitent in carmine etc. Ich hoffe von der Billigkeit des Hrn. Roß, er werde, wenn auch nicht in Allem was vorangeht, doch wenigstens in diesem letzten Punkte mit mir gleicher Meinung sein.

Dagegen ist in Sachen der „Anargyrischen Mönchschronik“ keine durch gegenseitige Annäherung zu erzielende Verständigung möglich und der Kampf muß endlich ausgefochten werden. Wenn das nun aber meinerseits nicht in gros mots, sondern in anständiger Form geschieht, so wird Hr. Roß freundlichst gebeten, dies nicht als Verzagtheit oder gar als Wirkung bösen Gewissens auszulegen. Zuerst muß ich, wie selbstverständlich, auf das Hinkende der gegnerischen Syllogismen hindeuten; dann werde ich das Ungenaue seiner Citate nachweisen und dann zum Schlusse muß ich doch auch noch ein wenig über Hrn. Roß selber schimpfen, weil ja nach deutschem Geschmacke eine literarische Fehde ohne diese Beigabe nun einmal keine Autorität besitzt.

Lesern, die sich um byzantinische Dinge ernstlich kümmern und sich nicht mit Phrasen zahlen lassen, kann es nicht entgangen sein, daß Hr. Roß in seiner Erwiderung auf meine Anzeige der Hettner'schen „Reisebilder“, statt den Hauptstreitpunkten etwas Stichhaltiges entgegenzustellen, meist nur einen Schwall classischer Stellen zu Hülfe genommen hat, die wol oberflächliche Leser blenden mögen, vor der Kritik aber nicht so leicht bestehen können.

Daß im Manuscripte, welches ich, wie man sehen wird, mit vollem Rechte „Anargyrische Mönchschronik“ nenne, echt und recht τετρακοσίους σχεδὸν χρόνους geschrieben stehe, hat der Gegner jetzt stillschweigend zugestanden, weil er das früher etwas voreilig behauptete Radirnadelspiel an dieser Stelle am Ende selbst als unthunlich anerkennen mußte. Denn ebenso leicht wäre es, aus dem Gefüge eines glatten Mauerwerks ein Steinchen herauszunehmen und dafür unbemerkt einen Quader einzusetzen, als in einer compact geschriebenen Zeile ohne sichtbare Störung des ganzen Baues das drei mal längere τετρακοσίους statt der fünf Buchstaben des τρεῖς einzuschieben. Ebenso wenig vermochte Hr. Roß auf die „beiläufig dreihundertjährige Verödung Athens (τριακοσίους σχεδὸν χρόνους)“ im Berichte des Philologen Zygomalas, sowie auf das mehr als zweihundertjährige Leerstehen der Stadt Patras bei gutbesetzter Akropolis, wie es in der Bischofschronik von Monembasia gemeldet wird, auch nur ein Wort zu erwidern. Diese Einwendungen sind aber vor allem zu beseitigen, wenn Hr. Roß seinen Widerspruch nicht fallen lassen will. Ich bin nicht wenig be-

gierig, was Hr. Roß dagegen zu sagen hat. Mit Poltern und Autoritätssprüchen ist da nichts auszurichten; Hr. Roß muß nachweisen, daß auch diese Notizen entweder gar nicht existiren, oder daß sie verfälscht und erdichtet seien, wie er es von der „Mönchschronik" beweisen wollte, aber freilich nicht bewiesen hat. Auch das Wort δένδρα vermag er, wie er es doch versuchte, aus der Handschrift nicht hinauszudisputiren, und seine unrichtige Uebersetzung des ἐλεεινὸν δάσος ist ebenfalls nicht länger zu bemänteln. Aus Rache für diese Demüthigung sagt er nun, ich hätte das Beiwort auch nicht verstanden und hätte, ἐλεεινὸν mit ἐλαϊνὸν verwechselnd, die Phrase mit „Oelwald" übersetzt, da doch im Text von einem Oelwalde überall keine Rede sei. Der wahre Sinn dieses Epithetons ist erst durch Vergleichung anderer Stellen byzantinischer Schriften klar geworden; bei der Natur der Baumvegetation auf der Cephissusfläche konnte ein Waldanflug auf dem Areale von Athen nur von der Olivengattung sein.

Zur Zeit des Morosini-Kriegs, auf welchen Hr. Roß Alles beziehen will, standen nach dem Auffliegen des Parthenon Stadt und Burg Athen bekanntlich gegen dreißig Monate leer. Zur Zeit der großen Verödung aber, für welche meine Ansicht kämpft, bleiben laut Angabe der Mönchschronik Akropolis und mehre Thürme der Unterstadt von Gräken noch besetzt. Daß Hr. Roß diesen höchst wichtigen Umstand in der gegnerischen Erwiderung verschweigt oder vielmehr nicht in Rechnung bringt, ist als eine wesentliche Lücke der Roß'schen Argumentation anzusehen. Auch über das Oedeliegen und über die traurigen Zustände des attischen Plattlandes während der vierhundertjährigen byzantinischen Bedrängnisse wußte Hr. Roß mit keinem thatsächlichen Gegenbeweis aufzukommen; Alles, was er in seiner Art dagegen vorbringt, beweist, wie sich im nächsten Artikel zeigen wird, entweder gar nichts, oder es beweist, wie keinem in byzantinischen Dingen irgend geübten Literaten entgehen kann, gerade das Gegentheil.

Im Ganzen genommen wäre also die Sache entschieden, da Hr. Roß in allen Hauptpunkten des Streits erwiesenermaßen geschlagen und die „misliebige" Thesis über die mittelalterliche Katastrophe Attikas, nach scharfer Läuterung und Prüfung, durchgestritten ist. Jetzt, möchte man glauben, sei der Friede gesichert und, wenn auch beide Zänker auf ihrer Meinung verharren, das gute Einvernehmen doch wiederhergestellt. Allein so leicht sollte es Einem nicht werden, über die nachhaltige Zähigkeit eines deutschen Schulmannes zu triumphiren! Hr. Roß, mit noch unbefriedigter Streitlust, will nichts von Unrecht und Nachgiebigkeit wissen; er nimmt seinen letzten und schärfsten Pfeil aus dem Köcher und drückt ihn zornentbrannt in Nr. 11 des „Deutschen Museum" auf den Gegner los. Gegen die wichtigsten Einzel-

Digitized by Google

heiten der in meiner Kritik angezogenen Mönchschronik war nicht aufzukommen; wohlan denn, so greift Hr. Roß nun das Ganze an. Mit Aufrechthaltung und wiederholter Vorführung der alten bereits letzthin sattsam widerlegten Argumente drängt Hr. Roß seine neue Polemik hauptsächlich auf zwei Punkte zusammen. Hr. Roß behauptet in seiner Replik:

1) Was ich „Anargyrische Mönchschronik" heiße und aus alten Aufschreibungen nach und nach zusammenwachsen und durch H. Cyriakus Pitaki aus dem benannten Kloster entnehmen lasse, habe gar nie existirt; Wort und Sache sei meine Erfindung, und was ich Handschriftliches gesehen habe und nach dem Kloster der Anargyroi benenne, sei ein armseliges Compositum von höchstens 20 — 30 Zeilen, deren Inhalt lediglich auf den Morosini-Krieg der Jahre 1687—90 gehe.

2) Was ich von einem großartigen Brande des Hymettuswaldes in diesem angeblichen Concept gelesen haben wolle, sei ebenso wie der Baumschlag auf dem Areale der Stadt Athen und ebenso gut wie die lange Verödung und wie das „Bischofcastell" eine Schöpfung meiner zügellosen Phantasie, sintemal der Berg Hymettus seit der großen Flut unbewaldet und das attische Flachland von jeher so viel als ohne Baum gewesen sei, bis man in der neuesten Zeit auf dem kahlen Boden einige hunderttausend Stämme angepflanzt habe.

Ergo, schließt Hr. Roß seine Diatribe, falle meine ganze Erzählung in ihr Nichts zusammen und wäre erst noch zu sehen, wie ich meine Reputation als Trapezuntier und Fragmentist noch länger bewahren könne.

Auf diese Anklagen des Hrn. Roß muß nun Antwort gegeben werden. Aus Rücksicht für die Leser sowie bei dem beschränkten Raum dieser Blätter will ich dieselbe theilen; ich werde für heute nur auf den ersten Punkt der Anklage antworten, dem zweiten aber in der nächsten Lieferung Rede stehen.

Nr. 1 der gegnerischen Replik ist vorzüglich aus drei Gründen als nichtig zurückzuweisen. Erstens ist hier von einer wirklichen „Chronik" und zwar von einer „Anargyrischen Mönchschronik" die Rede, weil das in Frage gestellte Concept mit namentlicher Angabe verschiedener, verschiedenen Jahrhunderten angehörigen Compilatoren eine Periode von nicht 30 Monaten, wie Hr. Roß sagt, sondern von mehr als 1200 Jahren umschließt, und weil man Handschriften überhaupt und mit Recht nach dem Orte des Fundes, der Aufbewahrung, oder nach dem Namen des Besitzers zu bezeichnen pflegt. Zweitens, was ich von der allerdings magern und nicht überall gut geordneten Sammlung ausgezogen habe, beträgt 42 Zeilen griechisch und 14 deutsch, zusammen 56 Zeilen compacter Schrift. Drittens, das Format der Handschrift ist in Quarto. Das Ganze, wenn ich recht

angestrichen habe, in zwei Hefte*), A und B, getheilt und eine der letzten, im Tagebuch stehenden und Athen betreffenden Notizen der dreißigsten Quartseite des Manuscripts entnommen. Dreißig Quartseiten fodern aber mehr als 20—30 Zeilen Schrift. Die ebenbenannte Stelle selbst gehört beiläufig in das Jahr 1512 unserer abendländischen Zeitrechnung und lautet in der Uebersetzung wie folgt: „Nachdem unser seliger Vorgänger, der Abt Kyr Joseph, in Abraham's Schoß eingegangen ist, habe ich, der Weihmönch Kallinikos, die (Fortsetzung der) Geschichte übernommen". **) Da hätten wir nun schon zwei Redactoren oder Fortsetzer der Mönchschronik aus den ersten Decennien des 16. Jahrhunderts! Sämmtliche, Attika betreffende Notizen meines Tagebuchs sind dem Hefte B entnommen. Die erste nennt S. 6 der Handschrift die beiden Imperatoren Valerianus und Gallienus, von welchen der eine den Athenern den Wiederaufbau der von Sulla zerstörten Stadtmauern erlaubte, der andere aber Attika gegen die verheerenden Einbrüche der Skythen nicht zu schirmen vermochte. Die zweite und längste mit der verfemten Phrase „τετρακοσίους σχεδὸν χρόνους" geht von S. 9—11 und beginnt mit den Worten: „In demselben Jahrhundert ꝛc." — allerdings ohne Justinian I. zu nennen, von welchem in frühern Sätzen die Rede war. Sie nennt aber auch Morosini und die Italiener nicht. Am Schlusse dieser langen Stelle ist von Balduin (Kaiser von Byzanz), vom Autokrator Theodor Laskaris und von einer bei den übrigen Chronikern nicht verzeichneten, vorübergehenden Bedrängung Athens durch den nicänischen Strategen Georgios die Rede. Die dritte in meinem Tagebuch eingetragene Notiz steht S. 14 der Handschrift und handelt umständlich von der Besetzung Attikas durch die große Compagnie der Katalanischen Abenteurer zu Anfang des 14. Jahrhunderts.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, als schon Türken in Athen waren, habe ein Erdbeben den großen Cerestempel in Eleusis zerstört. Anno 1500, am 8. Juli alten Stils, sei das von den Türken in ein Pulvermagazin verwandelte Pandrosion auf der Akropolis in die Luft geflogen (S. 28); das Pulver aber habe man nachher in die Propyläen verlegt, „wo noch die alte Waffensammlung zu sehen war".

Gegen das Jahr 1590 endlich habe ein Brand den „alten Hymettuswald" vernichtet.

Von Morosini und von der Zerstörung des Parthenon durch venetianische Kanonen wird in dieser ganzen, freilich dürftigen Notizen-

*) τετράδια.

**) ἀναδέχομαι ἱστορίαν Καλλίνικος ἱερομόναχος.

sammlung auch nicht ein Wort gemeldet, und es ist hiermit gerade das Gegentheil von Dem hergestellt, was Hr. Roß beweisen will.

Mögen wie immer durch mönchische Compilatoren in das große Citat (S. 9—11) chronologisch spätere Vorstellungen hineingekommen sein, und möge die letzte Redaction der Aufschreibungen in noch so späte und noch so corrupte Zeiten fallen, wie ich es schon längst als möglich zugegeben habe, so ändert dieser Umstand in der Hauptsache doch nichts. Der Mönch hat nur, was und wie es ihm vorlag, ungeprüft zusammengetragen; erfunden oder gefälscht hat er nichts, und die 400 Jahre bleiben mit dem Hymettuswalde und mit dem Gehölze auf dem Stadtboden von Athen vorerst noch ungefährdet, wie es vollständiger im zweiten Abschnitt dieser Entgegnung bewiesen werden soll.*)

Hätte Hr. Roß ruhig und einfach erklärt, diese mönchischen Aufschreibungen des Anargyroiklosters seien verworren, seien an einzelnen Stellen ohne Zusammenhang, im Ganzen ohne Wissenschaft, ohne Plan und Takt, so würde Jedermann, und ich zuerst, ihm beigestimmt haben. Hätte er auch noch auf das Unzulängliche und Schwankende ihrer Chronologie hingedeutet, so würde ihm auch in diesem Falle Niemand widersprochen haben. Aber geradezu mit dem Inhalte selbst die Existenz dieser Notizensammlung wegleugnen wollen, ist eine nicht zu rechtfertigende Unbesonnenheit, welche meiner Sache eher Nutzen als Schaden bringt. Das Imperium der anatolischen Christen von Byzanz war verfault, die Leuchte der Wissenschaft erloschen, das Volk sammt seiner Kirche der Barbarei anheimgefallen und das geistige Leben der entlegenen Provinzen wo möglich noch vollständiger verwildert und erstickt als im Mittelpunkt. Am schnellsten und tiefsten pflegt in solchen Fällen, wie man weiß, überall die Kunst der Geschichtschreibung zu sinken. Mechanisches Zusammenstellen einzelner besonders auffallender, oft aber auch für das Ganze unbedeutender Ereignisse ohne Wahl und Geist wird Alles sein, was in solchen Zuständen noch geleistet werden kann. Von dem Moder und von dem Siechthum der Gräken von Byzanz kann man nie schlecht und niedrig genug denken. Und eben weil Hr. Roß von dieser traurigen Periode gar keine Vorstellung hat und überall nur die Hellenen des Thukydides, des Platon und des Theophrastos finden will, flößt ihm diese barbarische Compilation attischer Mönche Ekel und Widerwillen ein. Was will nun Hr. Roß mit seinem engherzigen Anklammern an das Jahr 1690 und mit seiner ängstlichen

*) Sollte diese Vermengung alter und neuer Dinge durch die attischen Annalistenmönche dem Geschmacke des Hrn. Roß nicht entsprechen, so mag er sich mit Platon trösten, der in seinem „Kritias" den geistlichen Chronisten seiner Vaterstadt ebenfalls vorwirft, sie hätten alte Begebenheiten mit spätern Eigennamen vorgetragen: Platon. Crit., S. 152, edit. Bekker.

Constatirung, daß die Errichtung des Klosters der Anargyroi in dieselbe Epoche falle? Sei das immerhin, wie Hr. Roß gern glauben möchte! Es beweist gar nichts gegen mich; denn wie hätten die Anargyrischen Mönche Anno 1690 gewußt, daß z. B. Anno 1500 am 8. Juli alten Stils das Pandrosion aufgeflogen ist und wie die Kleidermode, die seidenen Hüte mit breitem Rande, rothgestickte Unterkleider und Schuhe, wie sie zur Zeit des mönchischen Sammlers nur noch die Bauersleute in Attika trugen, um die Mitte des 15. Jahrhunderts in Athen beschaffen waren, wenn sie diese und andere Einzelheiten nicht aus ältern Aufschreibungen hätten entnehmen können? In derselben Weise hat sich das Andenken an die mehrhundertjährige Verödung der Landschaft Attika, an die waldüberwucherte Ruinenstadt und an den Hymettusbrand erhalten. Wer waren denn etwa die beiden, S. 30 des Manuscripts genannten und um das Jahr 1512 lebenden Chronistenäbte Joseph und Kallinikos? wo hatten sie ihr Kloster, und woher sind ihre alten Notizen gekommen, wenn Alles, was ich geltend mache, nur 20—30 Zeilen betragen soll und ausschließlich auf den in beiden Heften gar nicht genannten Morosini-Krieg zu beziehen ist? Auf alle diese Fragen und auf viele andere, die nachkommen werden, wird Hr. Roß wahrscheinlich nichts zu antworten haben, oder er wird uns vielmehr zum dritten mal mit La Guilletière und seinem Gymnasium Ptolemäi angezogen kommen, als wenn Hr. Roß etwa wüßte, wie lange diese Benennung in Athen schon üblich war, bis sie in ein abendländisches Buch aufgenommen wurde! Gebe Hr. Roß Acht, daß es ihm mit seinem Γυμνάσιον Πτολεμαίου am Ende nicht ebenso gehe, wie mit seinem Φαμιλίας, wo man den gelehrten Herrn, vermuthlich gegen sein Erwarten, auf einer Unkunde ertappt hat, die sich Einer nicht zuschulden kommen lassen soll, der auf Andere so hochmüthig herabsehen will. Hat Hr. Roß etwa schon nachgesehen, was Nikolaus Gerbel, Dupinet und Laurenberg — sämmtlich um ein volles Säculum älter als La Guilletière — über das Athen des 16. Jahrhunderts sagen? Wäre Hr. Roß in seinen historischen Ansichten nicht um 2000 Jahre hinter unserer Zeit zurück, und hätte er sich auch nur mit den Anfangsgründen der byzantinischen Periode beschäftigt, so würde ihm das Verhältniß der anargyrischen Verödung Athens von „beiläufig 400 Jahren" zur Zygomalas'schen von „beiläufig 300 Jahren" nicht entgangen sein. Diese lange Oede — soviel können wir ihm gleich voraussagen — bringt Hr. Roß mit seinen Scheingründen und seinem Skepticismus aus der Geschichte des griechischen Mittelalters nicht mehr hinaus.

Durch das bisher Gesagte wäre nun erprobt, 1) daß mönchische, dem Anargyrokloster zu Athen gehörige Aufschreibungen über die Geschicke Athens und Attikas im Mittelalter Anno 1833 wirklich existir-

ten; 2) daß diese Aufschreibungen, nur nach meinen Excerpten zu urtheilen, nicht blos einen Zeitraum von drei Jahren, wie Hr. Roß will, sondern eine Periode von mehr als 1200 Jahren umfassen, und 3) daß sie nicht etwa nur 20—30 Zeilen, sondern zwei Hefte von wenigstens 32 Quartseiten füllen.

Aber um die Leser nicht zu ermüden, mag der Bericht hier für diesmal schließen. Doch hat man gegründete Hoffnung, Hrn. Roß in einem zweiten Artikel auch noch den Hymettuswald sammt dem Olivengehölze in der Cephissusebene abzujagen. Man wird bei dieser Gelegenheit die classischen Stellen, auf welche sich Hr. Roß mit soviel Selbstgefälligkeit beruft, näher prüfen und sehen, ob sie auch wirklich Das besagen, was uns Hr. Roß glauben machen will. Vielleicht wird das „correct" wieder zurückgenommen.

Robert Griepenkerl's neuestes Stück.

Ueber Stücke, die noch nicht aufgeführt und auch noch nicht im Buchhandel erschienen sind, sollte im Grunde auch noch gar nicht öffentlich berichtet werden. Kein Kritiker ist so souverain, daß er der Controle der Oeffentlichkeit entbehren könnte; im Gegentheil, je gewissenhafter er ist und je mehr er allein die Sache im Auge hat, um so mehr muß ihm selbst auch daran gelegen sein, daß dem Publicum die Möglichkeit bleibe, die Richtigkeit seines Urtheils zu controliren und sich durch unmittelbare Vergleichung von Grund oder Ungrund seiner Aussprüche zu überzeugen. „Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede, man soll sie billig hören Beede"; für den Kritiker spricht seine Kritik, für den Autor aber spricht sein Werk. Bei Stücken der angegebenen Art fehlt diese Möglichkeit der Controle; Lob wie Tadel erscheinen verdächtig oder doch wenigstens einseitig, solange der Gegenstand der Kritik selbst ausgeschlossen ist von jenem Forum der Oeffentlichkeit, vor das die Kritik ebenso gut gehört wie die Production.

Wenn wir von diesen Principien im Nachfolgenden selbst abzuweichen scheinen, so hat wenigstens Hr. Griepenkerl keinen Grund, sich darüber zu beschweren. Sein neuestes, bisher nur als Manuscript existirendes Stück „Ideal und Welt" ist von den Freunden des Verfassers in zahlreichen Berichten dermaßen bewundert und angepriesen worden, daß es gewiß keine Unbilligkeit ist, wenn auch entgegenstehende Urtheile sich zu äußern wünschen; Hr. Griepenkerl hat sich die Annehmlichkeiten der Kritik bisher vortrefflich schmecken lassen — soll die Kritik auf einmal unberechtigt sein, weil sie vielleicht im Falle ist, ihm minder angenehme Dinge zu sagen? Auch hat er ja sein Stück selbst an ver-

schiedenen Orten vorgetragen; ist es ihm nicht so gut damit geglückt, wie weiland mit dem „Robespierre", auf den er bekanntlich förmliche Reisen machte, so hat das wenigstens an seinem Willen nicht gelegen. Jedenfalls stehen der Kritik auf ein Stück, das der Verfasser selbst an verschiedenen Orten in mehr oder minder zahlreichen Kreisen vorträgt, gewisse Rechte zu, die auch dadurch nicht aufgehoben werden, daß das Stück zufällig noch nicht aufgeführt und auch noch nicht im Buchhandel zu haben ist.

Aber auch diese sehr mäßigen Rechte wollen wir hier gar nicht einmal geltend machen; wir wollen dem Verfasser nur in Dem unterstützen, was er selbst ja mit so vielem Eifer versucht hat: wir wollen nur dazu beitragen, sein Stück bekannt zu machen. Wir verzichten daher im Nachstehenden auf jede kritische Bemerkung, oder vielmehr wir überlassen sie dem Leser selbst, indem wir uns lediglich darauf beschränken, einen möglichst vollständigen und getreuen Auszug des Stücks mitzutheilen. Ein sehr bescheidenes Unternehmen allerdings: aber gegenüber den maßlosen Lobeserhebungen, mit denen das Stück von gewissen Seiten her ausposaunt ist, sowie im Andenken an die Verheißungen, mit denen Hr. Griepenkerl selbst in seinem „Robespierre" und den „Girondisten" sich dem Publicum vorstellte, dürfte dasselbe doch nicht ganz ohne Interesse, vielleicht sogar nicht ohne Verdienst sein.

Doch zur Sache. Die handelnden Personen sind: der Fürst; der Minister, Graf Soltau; der Cabinetsrath von Fersen; Agnes, dessen Gemahlin, geborene Gräfin von Soltau; Marianne, Fersen's Schwester; von Marwitz, Major außer Dienst; Graf Dorn; Oberst Wildungen; von Meyen; Dassel, Fersen's Secretär; Wehner, Kammerdiener des Fürsten; Flor, Fersen's Kammerdiener; Julie, Kammermädchen der Frau von Fersen; Werner, Chirurg.

In der ersten Scene befinden wir uns in einem eleganten Salon bei Fersen. Flor, am Spiegel stehend, erzählt uns, in einem Monolog, daß sein Herr, Sohn eines Amtsraths, Enkel eines „vielbeschäftigten Mannes", vor drei Jahren noch Assessor war, jetzt aber Cabinetsrath, Schwiegersohn des Premierministers und ein wahres Wunder von Freigebigkeit ist; auch erfahren wir, daß der Fürst, dessen Einfluß auf den Haushalt des jungen Paares gerühmt wird, sich hat zum Thee ansagen lassen. Dassel erscheint mit Acten, verschwindet aber sogleich wieder; sein Auftreten soll dem Flor offenbar nur Gelegenheit geben, die inhaltschwere Bemerkung daran zu knüpfen: „Ich glaube, der Herr Secretär mischt falsche Karten." Major von Marwitz unterbricht das Selbstgespräch; er will beim Cabinetsrath gemeldet sein und gewinnt inzwischen Zeit, uns (wiederum in einem Monolog) mitzutheilen, daß er Fersen's alter Freund ist, daß er ihn lange nicht gesehen hat und daß er

seine Umgebung zu prachtvoll findet. Fersen erscheint; herzliche Begrüßung. Von dem Stil ihrer Unterhaltung hier eine Probe. Marwitz: „Ich glaubte das Ideal eines Hofmannes zu finden und finde den alten Fersen, der die Sprache des Herzens spricht." Fersen: „Ich glaubte das Ideal einer aufgeschlossenen Menschenseele zu finden, und sehe den starren Marwitz von ehemals." Marwitz, der von weiten Reisen zurückkehrt, will gleich am folgenden Tage wieder Abschied nehmen, um ein Jahr in Amerika zu verleben; dann will er wiederkommen und eine „römische Villa am Neudorfer See" bewohnen, die er dem Fürsten abzukaufen im Begriff steht. Fersen bittet ihn zu bleiben und sich dem Fürsten vorzustellen; Marwitz lehnt es ab mit der Bemerkung: „Der Fürst ist ein ruhiger Beobachter der Welt, wie ich es bin; darin stimmen wir zusammen. Aber solche Naturen trennt das feinste Stäubchen Unterschied schneller und nachhaltiger als zwei andere Menschen eine Kluft von Gefühlen." Im Laufe des Gesprächs erzählt Marwitz, daß Graf Dorn, vom Fürsten berufen, angelangt ist; Fersen erschrickt und versichert: „In der Umgebung eines Fürsten, den das Volk liebt, ist Dorn nicht der rechte Mann." Marwitz: „Er ist gefährlich, allerdings. Auch sah ich in seiner Begleitung den alten Oberst Wildungen. Du glaubst nicht, wie mich der Anblick des alten Sünders belästigt." Nachdem wir sodann noch gehört haben, daß Fersen und Agnes im vergangenen Jahre Dorn's Bekanntschaft gemacht, daß er Agnes ausgezeichnet, dadurch Fersen's Eifersucht erregt hat, kommt Marianne mit einer rührenden Hundegeschichte; Fersen ist entzückt über ihre geschmackvolle Herbsttoilette „nach dem neuesten Journal", und stellt ihr den Freund vor. Dassel erscheint wieder mit Acten; Fersen sieht zerstreut aus und geht mit ihm ab. Marianne vertraut dem Major, daß sie ihm nichts zu vertrauen hat, daß sie aber ahnt, bangt, zittert. „Eifersucht?" fragt Marwitz — „Ich weiß nicht", sagt Marianne, „und doch" — Dann bittet sie den Major zu bleiben, sie glaubt, daß er rathen und helfen kann, drückt ihm die Hände und „springt davon".

Wieder folgt ein Monolog von Marwitz. „Wir stehen", sagt er, „auf dem Punkte, wo die Cultur eine Krankheit wird, weil sie, in zu starken Dosen und ohne Absätze gereicht, überreizen muß. Unter diesem Dache schleicht ein Gespenst, dessen Natur ich ergründen muß." Fersen kommt zurück; Agnes, seine Gemahlin, wird gemeldet. Gegenseitige Vorstellung; Fersen ist entzückt über den Geist seiner Frau, fällt dann aber wieder in Zerstreuung und Agnes benutzt diesen Augenblick, Marwitz, denselben Marwitz, den sie soeben erst kennen gelernt, in aller Schnelligkeit zu einem heimlichen Gespräch unter vier Augen zu bestellen, „morgen früh, wenn Fritz im Ministerium arbeitet. Schweigen Sie

jetzt"! Marianne kommt athemlos, die Ankunft des Fürsten zu melden. Gleich darauf erscheinen der Fürst und Graf Soltau und es beginnt nun eine Unterhaltung, die wenigstens bunt ist: über die Königin von England, die „glücklichste Frau"; über „Ueberstürzungen", „Durchgangspunkte", „Weimars Glanzperiode", „Schiller's ethische Auffassung der Kunst" und „die Neidlosigkeit großer Seelen". Dieselbe wird durch Dorn's Eintritt unterbrochen; Agnes zittert, Fersen wüthet, Marwitz und Marianne ahnen. Man redet dann noch etwas über deutsche und italienische Musik, wobei Marwitz und Dorn sich schroff entgegentreten; Marwitz nennt die italienische Musik „eine Maske", Dorn meint: „Es ist ein alter Streit", worauf der Fürst sie ermahnt, denselben friedlich zu schlichten. Inzwischen ist der Thee servirt; der Fürst bietet Agnes den Arm — und der Vorhang fällt.

Zu Anfang des zweiten Actes belauschen wir das Rendezvous, zu welchem Frau von Fersen den Major entboten hat. Sie erzählt ihm die Geschichte ihrer Liebe mit Fersen und wie ihr Vater, Graf Soltau, erst nach langem Sträuben in die Verbindung mit dem vom Fürsten geadelten und in jeder Weise ausgezeichneten Emporkömmling gewilligt hat. Die Gatten verleben ein Jahr in glücklicher Einigkeit; plötzlich wird Fersen „niedergeschlagen". Sie reisen mit Mariannen ins Bad, hier lernen sie Dorn kennen, der herrlich Klavier spielt. Agnes gesteht, daß ihr seine Huldigungen sehr angenehm gewesen sind; als sie jedoch merkt, daß Fersen darüber noch verdrießlicher wird, beschließt sie den Grafen zurückzuweisen. Eines Abends ist sie allein; Marianne ist zu Ball, Fersen, sie weiß nicht wo. Plötzlich tritt Dorn ins Zimmer und verlangt die Cis-Moll-Sonate zu hören. Agnes, wiewol über seine Familiarität erstaunt, macht doch gute Miene zum bösen Spiel: „Ich setzte mich und begann, obgleich ich kaum beginnend nicht beginnen wollte." Dorn weint, Agnes bricht ebenfalls in Thränen aus und springt auf; Dorn stürzt ihr zu Füßen, mit leidenschaftlichen Worten und erfaßt ihre Hand. Die Gräfin Soltau will den Beistand ihrer Dienerschaft anrufen; allein sie ist zu schwach die Klingel zu erreichen. Da tritt Fersen ein: „Er starrte mich an mit einem Blicke, der der letzte schien auf eine verlorene Welt, ohne Thränen, ausgestorben, wie nach einer Nacht voll Thränen." Er wird Dorn gewahr, schlägt mit der Reitpeitsche durch die Luft, stürzt an den Schreibtisch, schreibt „drei Zeilen und seinen Namen" übergibt Dorn das Billet: „Nehmen Sie, Graf, das soll Ihr Recht sein." Dieser entfernt sich und erst gestern hat Agnes ihn zum ersten mal wiedergesehen. Trotzdem ist Fersen's Eifersucht noch immer dieselbe; doch steckt, nach Agnesens Meinung, noch etwas Anderes dahinter: „Eifersucht ist nur die Folge von Etwas, dessen Nacht Sie lichten müssen,

und dazu, ich weiß es wie von Gott, hat Gott Sie gesendet." Der Major ist zu Allem bereit; Agnes nennt ihn „ein Licht unter den Verirrten", und geht ab. Marwitz vertraut uns in abermaligem Monolog, daß doch wol Eifersucht die Quelle des Uebels ist, worauf er gleichfalls abgeht. Hierauf Flor mit einem Monolog über Marwitz. Fersen kommt. Der Fürst hat Jagd und Damendiner befohlen; Flor ab. Fersen erzählt in höchster Bestürzung, daß er durch das Fallissement eines Bankierhauses die Ersparnisse des letzten Jahres im Betrage von — 20,000 Thalern eingebüßt; das Geld war bestimmt, Graf Dorn zu bezahlen, an welchen der Cabinetsrath dieselbe Summe im Spiel verloren. Was nun beginnen? Fersen klagt, daß sein Credit erschöpft sei, ein eigenthümlicher Unstern allerdings, bei einem Manne, der in Einem Jahre 20,000 Thaler erübrigen konnte! Am peinlichsten ist ihm, daß er Dorn nicht von Agnes entfernen kann, solange der Graf den Wechsel in den Händen hat, und dieser Jammer wird fortgesponnen, als Agnes erscheint. Der unvermeidliche Flor erinnert den Cabinetsrath an die Jagdtoilette und geht. Agnes entfernt sich nach einigen gleichgültigen Redensarten; Fersen nimmt die Eifersuchtsklagen wieder auf; plötzlich fällt ihm abermals ein, daß er durch Geld vom Feinde seines Glücks erlöst werden könne; er zieht ein Packet Kassenscheine hervor, breitet sie auf den Tisch und monologisirt dazu: „Papier, nichts als Papier! Sonst bedurfte man zum Fortschaffen solcher Summen baaren Geldes den Rücken eines Atlas, jetzt trägt man in Lumpen den Werth von Palästen. Es ist freilich nur eine andere Form für denselben Inhalt, doch stumpft es den Sinn für das Quantum ab." Wiederum erscheint Dassel mit den obligaten Acten, äußert wiederum wenig gleichgültige Worte und geht. Fersen noch einmal allein: „Der einzige Mensch, der das Chaos ahnt, in dem ich irre aus einer Nacht in die andere."

Darauf entfernt er sich und es kommen Dorn, Wildungen, Flor; Letzterer geht, um die Herren zu melden. Dorn apostrophirt Agnesens Bild. „Ich stehe", sagt er unter Anderm, „vor dieser Frau, ganz Liebe, ganz Verlangen und zitternd, wie ein Knabe auf dem ersten Gange der Natur, bin ich verlassen von allen Künsten der Verführung, inmitten aller berauschenden Bilder der Vergangenheit, verdammt zu sehen, was möglich sein könnte, kann nicht sein, hier nicht, in diesem Falle nicht." Aber Wildungen weiß Rath: „Man muß die Weiber zusammenhetzen, von zweien ist eine immer das Opfer." Fersen erscheint; an die 20,000 Thaler erinnert, welche Graf Dorn wieder an Wildungen verloren hat, verspricht er am folgenden Tage zu zahlen. Dorn und Wildungen gehen. Dafür tritt Hr. von Meyen ein, ein feiner Diplomat, der Fersen indeß doch nur auf sehr

grobe Weise eine bedeutende Summe bietet, um ihn zum Abschlusse eines Zollvertrags zu bestimmen. Von Fersen mit Entrüstung abgewiesen, empfiehlt Meyen sich mit der überraschenden Bemerkung: „Sind Sie empfindlich, Herr Cabinetsrath, so sind Sie auch nicht unempfindlich!" Darauf nochmals Monolog von Fersen: „Niemand, der mich rettet — der Fürst? Nein, nein — Marwitz? Er will reisen, es wäre sein Reisegeld, das ich bettelte. Und doch, es muß einen letzten Ausweg geben, oder der mächtige und doch so knabenhafte Günstling des Glücks fällt, nicht als ein Opfer des Mitleids, nein, als ein hingeworfener und äußerst willkommener Gegenstand des Gelächters." Aber vielleicht könnte die Mutter helfen? Er schellt. Flor soll Pferde bestellen und Niemand die Abwesenheit des Herrn verrathen.

In diesem Augenblicke bringt der Kammerdiener des Fürsten eine rothe Mappe und ein Billet des Fürsten: „Hier eine halbe Million, lieber Fersen!" Während Fersen die gewichtige Mappe noch in der Hand hält, kommt Marwitz und verlangt, von beleidigender Hellseherei gestachelt, eine ausführliche Unterredung: „Du taumelst an einem Abgrunde, Fersen; ich kenne den Dämon, Verschwendung, gleichviel um welchen Preis!" Allein Fersen hat jetzt keine Zeit, sich darauf einzulassen, die Ankunft des Fürsten im Park wird gemeldet; Fersen eilt hinaus und Marwitz schließt den Act mit der Sentenz: „Schein, o Schein, wie beherrschest du die Welt."

Der dritte Act wird wiederum durch Flor eröffnet; Pasteten essend, spöttelt er über die Verlegenheit seines Herrn und den Stolz der Frau Amtsräthin, bis Wildungen, der mit Dorn erscheint, ihn unterbricht. Vom Oberst erfahren wir, daß der „vielbeschäftigte Mann", der im ersten Act erwähnt wurde, ein Lohgerber war — warum gerade ein Lohgerber? Vermuthlich damit Wildungen das Wortspiel machen kann: „Es gibt Fälle, Comte, — Felle stinken." Ferner erfahren wir, daß „ein im Wirbel der Gefühle taumelndes Weib aus einem eifersüchtigen Ehemann einen Schurken machen kann" — und darum soll Dorn versuchen, Agnes in diesen „Wirbel" zu versetzen. Wildungen zieht Flor bei Seite, um ihm Versprechungen zu machen, worauf der Fürst, Soltau, Fersen, von Meyen eintreten. Ersterer gibt Wildungen sein allerhöchstes Misfallen zu erkennen: „Ich hasse das Spiel, da ich überzeugt bin, daß es die höhern Schichten der Gesellschaft aus ihren natürlichen Lagen rückt, sie im günstigsten Falle auf ein unpassendes Niveau herabdrängt, wenn nicht gar — genug, Sie verstehen mich." Alle ab, nur Soltau bleibt zurück. Derselbe hat einen Brief erhalten, worin man ihm meldet, daß Fersen sich habe durch Meyen bestechen lassen; nachdem er uns dies mitgetheilt, geht er ab, „die Sache dem Fürsten zu melden". Gleich darauf kehren Wildungen und Flor zurück, ihren Handel fortzusetzen;

der Oberst bietet 40 Friedrichsdor für eine ungestörte Unterredung Dorn's mit Agnes und Flor geht auf den Vorschlag ein; Beide ab. Nun kommt Marianne in wehmüthiger Stimmung. Ihr lieber Major ist nicht zur Jagd geladen, er hat ihr Blumen geschenkt mit sentimentalen Redensarten, zu deren Fortsetzung er sich jetzt einstellt. Bald darauf gesellt sich Agnes zu den Beiden; die Rührung ist im Steigen, da meldet Flor Wehner und Wehner meldet, daß Durchlaucht aus unbekannten Gründen die Jagd aufgehoben und das Diner abgesagt haben. Allgemeines Erschrecken; Wehner ab. Agnes, betäubt von solchen Schicksalsschlägen zieht sich, von Marianne gefolgt, zurück, mit dem Ausruf: „O Major, bringen Sie mir Fritz, bringen Sie ihn, wie er mich verlassen hat, nur so, wie er mich verlassen hat!"

Allein dazu hat der „starre Marwitz" noch nicht Zeit, er muß erst abermals einen Monolog halten voll Schmerz und voll Freude. Er will schnell irgendwohin reisen, Papiere umsetzen und eilig zurückkehren, den Freund zu retten, „der die Rettung verdient, weil seine sittliche Stärke seine Schwäche längst gerichtet". Ab. Dorn und Wildungen; der Oberst variirt sein altes Thema: „Indossiren Sie." Flor geht, um Dorn als Major Marwitz zu melden. Wildungen tritt bei Seite. Agnes kommt, es dunkelt. Dorn betet Agnesens Tugend an; ja er ist im Begriff, Fersen den Wechsel zurückzugeben, als Wildungen herbeistürzt und ihn daran hindert. Agnes schwankt beiseite, Wildungen aber spricht von Fersen's Spielschuld und Verlegenheit mit so lauter Stimme, daß Agnes zurückschwankt, um zu Dorn's Füßen in Ohnmacht zu fallen. Mitten in dieser Krisis meldet Flor den Cabinetsrath, Wildungen ruft: „Zufall, lockiger Bube, ich küsse dich!" und zieht Dorn mit sich fort. Fersen stürzt ins Zimmer, ihm nach Marianne mit Licht. Fersen wüthet: „Man sollte an Gott nicht glauben, wenn selbst die edelste, die erhabenste, wie eine Heilige angebetete Frau nur so lange treu zu ihrem Manne steht, bis sie, in andern Luftschichten luftiger geworden, den Ballast hinauswirft, daß ihr Nachen davonschießt, weiter und immer weiter, auf Nimmerwiederfinden im endlosen Raume. O ich kenne diese Augen, ich weiß, mit welcher Begierde solche Augen herumspähen, den Blick eines Mannes zu erhaschen, in dem geschrieben steht: Welche Augen! Wo ist Rafael für einen Diebstahl an der Natur ohne Gleichen? Bald richten sich diese Augen hartnäckiger als der geknechtete Magnet, auf einen Punkt, locken und locken wieder und locken die Hölle in den süßesten Frieden. Und statt Madonnen, die wir betrogenen Männer im Stillen anbeten, umarmen uns Sirenen, gewitzigt in allen Sprüngen der Phantasie herüber und hinüber." Agnes und Marianne ziehen unter diesen Umständen vor, sich zu entfernen; nur Fersen bleibt zurück, natürlich mit — einem neuen

Monolog: „Herr Graf, Sie sollen das Geld erhalten, Mittwoch sendet es die Mutter. Sie sollen es erhalten noch vor Mittwoch, damit es mir vergönnt sei, Sie von meiner Schwelle zu treten wie einen Hund! Ja, ja, Sie müssen Ihr Geld noch erhalten vor Mittwoch! Es darf keine Luft mehr sein, die Sie athmen mit Agnes. Gleich, gleich sollen Sie Ihr Geld erhalten." Er läßt das Licht fallen und stürzt fort mit den Worten: „Agnes, ich rette deine Seele." Dassel kommt — er will versuchen, Agnes zu sprechen — und geht wieder. Flor mit Licht, Fersen mit der rothen Mappe. Fersen allein: „Bis Mittwoch, nur bis Mittwoch." Er nimmt 20,000 Thaler von dem anvertrauten Gelde, versiegelt und adressirt die Papiere und übergibt sie Dassel, der sie umsetzen soll. Aber dieser ist auch ein Ahnend-Wissender; er läßt ein warnendes „Herr Cabinetsrath!" erschallen und geht mit Widerstreben. Kaum ist er fort, so ruft ihn Fersen zurück. Schon aber ist es zu spät; Graf Soltau tritt ein, gleich darauf Agnes. Der Minister fragt seine Tochter, ob sie bei einem Manne bleiben will, der sich hat bestechen lassen. Agnes: „Ich — bleibe — hier!" Sie fällt an Fersen nieder. Soltau reclamirt die rothe Mappe im Namen des Fürsten. Fersen: „Nehmen Sie, Herr Minister." Damit fällt der Vorhang.

Vierter Act. Flor und Marwitz. Letzterer will Fersen Geld bringen, findet aber weder ihn noch Dassel. Marianne kommt und wechselt mit dem lieben Major einige Redensarten voll Rührung und Zärtlichkeit. Agnes erscheint ebenfalls; sie klopfen mit vereinten Kräften an Fersen's Thür, erhalten aber keine Antwort, bis Marwitz ruft: „Frohe Botschaft." Nun wird geöffnet. Der Cabinetsrath erscheint bleich und zerstört auf der Schwelle. Agnes schreit; Alle jammern. Fersen schickt die Frauen fort; Marwitz bietet ihm 30,000 Thaler zur Beendigung aller Verlegenheiten. Fersen bittet ihn die Thüren zu verschließen, dann wiederholt er die effectvolle Scene aus dem „Robespierre", indem er sich, wie dieser, die Binde abreißt und Luft! Luft! schreit. Darauf fällt er zu Boden. Marwitz richtet ihn auf und versucht ihn zu trösten; Fersen: „Ich starre in Hoffnungslosigkeit, wie in das Auge der ewigen Nacht." Es wird geklopft; Wehner kommt den Cabinetsrath zum Fürsten zu bescheiden. Marwitz verschließt die Thür abermals; Fersen gesteht seinen Eingriff in die fürstliche Kasse: „Ja schuldig, Marwitz, und doch unschuldig, jämmerlich niedergeworfen von den Tücken des Zufalls." Marwitz schickt Fersen zu seiner Mutter. Wehner kommt noch ein mal, den Schlüssel zu holen, den Fersen in der Mappe stecken gelassen. Agnes und Marianne schickt Marwitz Fersen nach. Dorn erscheint, um Fersen den Wechsel zurückzugeben, Marwitz aber misversteht seine Absicht und reizt ihn durch die Worte:

„Ich spreche von einem Papiere, das in den Händen eines Mannes von Ehre verzweifelt ungefährlich gewesen wäre.“ Wildungen und Dassel zu den Vorigen. Dassel bringt die Papiere zurück, die er nicht umgesetzt hat; Marwitz geht mit ihm ab. Der wüthende Dorn fühlt plötzlich „spanisches Blut“; er will Marwitz fodern, will „den «ruhigen» Takt seines Herzschlages mit einem Stück Blei auf immer «zur Ruhe» bringen, ihn die Erde seiner Flegellänge nach messen lassen, seine Augen brechen sehen und bei ihm ausharren, bis sein Leib kalt, ganz kalt — so kalt wie seine Verachtung ist.“ Ab. Wildungen unterhält uns mit einem Monologe; Marwitz kommt zurück, Wildungen fodert ihn und geht! Von Meyen will Fersen sprechen und läßt sich bereit finden, Marwitz zu secundiren. Noch ein mal Dassel; Dienertreue, Anerkennung, Händedruck, Rührung.

Zweite Scene; Waldgegend. Fersen spricht in einem Monologe die Absicht aus, zu dem Fürsten zu gehen: „In einen Rausch gerieth ich, daß ich um Agnes that, was ich nicht dachte. Ist dies aber eine That, die man zusammenrechnet, aus eigensüchtigen Zwecken zusammenrechnet, um einen vorausgesehenen Vortheil gleich einer verbotenen Frucht zu pflücken? Nein, nein, die Wage, die meine Schuld wiegt, hält in der Schale des Bessern so viel, daß die andere hinaufschnellt, ihren unlautern Inhalt von sich werfend.“ Ab. Dorn und Wildungen gehen mit Pistolen über die Bühne, bald darauf Marwitz und Meyen. Endlich kommt auch Flor und empfiehlt sich dem Publicum in einem Monologe; er hat den Abschied und freut sich, sein Schäfchen ins Trockene gebracht zu haben. Da hört man zwei Schüsse. Flor eilt fort, Wildungen, Meyen, Marwitz, Werner, Dorn treten auf. Letzterer ist tödtlich verwundet: „An dem herrlichsten Weibe der Welt, das mir ein Götze schien wie die andern, sinke ich zusammen, geblendet — vom himmlischen Licht.“ Er gibt Marwitz seine Brieftasche mit dem Wechsel und stirbt.

Fünfter Act. Der Fürst, Soltau, die rothe Mappe. Der Minister sucht des Fürsten Mistrauen zu wecken. Der Fürst weist ihn ab, Soltau aber entschuldigt sich: „In diesem Falle rechtfertigt mich der leiseste Hauch einer vorgespiegelten Möglichkeit.“ Darauf wird er unwohl und läßt sich durch Wehner fortführen. Der Fürst gesteht nun, daß auch er das Aergste vermuthe: „Wo ich nicht das Recht der Gnade habe, darf ich nicht Gnade für Recht ergehen lassen.“ Frau von Fersen wird gemeldet; sie ist in Verzweiflung: „Er that, was er nicht dachte — ein hoher Sinn kann ihn nicht verdammen einer That wegen, die ist und nicht ist, die nichts mit ihm gemein hat, wo er — er selbst ist.“ Wehner meldet Marwitz. Der Fürst führt Agnes hinaus; Marwitz benutzt diese Zeit zu einem letzten Monologe. Der Fürst kehrt

zurück; Marwitz übergibt Dorn's Portefeuille, berichtet über das Duell und sucht Fersen zu entschuldigen. „Es gibt Verhältnisse, Durchlaucht, in denen der Mensch nicht sowol durch Das leidet, was er selbst verbrach, sondern auch durch Das, was an ihm verbrochen wurde, und was an ihm verbrochen wurde, ist oft nicht die Schuld Anderer, sondern die Schuld der Zeit, die Schuld der Verhältnisse, die nun einmal so und nicht anders sind." Der Fürst erwidert: „Ich weiß, zu welchen unbegreiflichen Seltsamkeiten sanguinische Naturen sich fortreißen lassen." Dann gibt er Marwitz die rothe Mappe und geht hinaus, damit dieser die bewußten 20,000 Thlr. wieder hineinlegen kann. Fersen stürzt herein; Erstaunen, Erklärung, Entzücken. Der Fürst kommt wieder. Fersen ist zerknirscht; aber der Fürst richtet ihn auf: „Ich möchte Ihnen befehlen können, nicht mehr zu leiden." Die Damen werden herbeigerufen; rührende Scene zwischen den Gatten; Fersen ruft: „Einen Himmel mußt' ich versöhnen, um einen Himmel zu verdienen." Marianne und Marwitz, dessen Verdienste allseitig gewürdigt werden, verloben sich; der Fürst erklärt, daß er im Begriff stehe, sich zu vermählen, und bietet Fersen den Posten eines Vermittlers (bei Seite): „Er wird's nicht annehmen." Und allerdings, Durchlaucht haben Recht, Fersen legt sich die Buße auf — daheim zu bleiben. Soltau kommt und in seiner Gegenwart händigt der Fürst dem Cabinetsrath die rothe Mappe wieder ein. Fersen, Marwitz, Agnes, Marianne: „Durchlaucht!" Soltau: „Seltsam!" Der Fürst im Abgehen zu Soltau: „Und denken Sie in Zukunft besser von den Menschen." Fersen von Wehmuth überwältigt: „Agnes!"

Damit endet das Stück. Unserm Versprechen getreu, überlassen wir dem Leser das Urtheil und enthalten uns jedes eigenen Zusatzes — bis auf einen, und auch der soll nur in einem Citat aus dem Stücke selbst bestehen, und auch seine Auslegung mag wiederum dem Leser überlassen bleiben. Wir haben die Stelle schon vorhin angeführt: auch das Griepenkerl'sche Stück scheint uns eine Probe davon, „zu welchen unbegreiflichen Seltsamkeiten sanguinische Naturen sich fortreißen lassen!"

Google

Aus dem Liederbuche

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

1.

In schwarzen Föhrenhallen
Zieh' ich durch wild Gestein;
Die grauen Nebel wallen,
Die Regenschauer gießen,
Die Bäche voller fließen,
Die Wasserfälle schrei'n.

Es ist so finster, schaurig
In dieser engen Schlucht:
Die Stimmen rings wie traurig,
Angstlaute allwärts klingen!
Da kann auch ich's nicht zwingen,
Es schreit mein Schmerz nach Luft.

2.

Was hat die rothen Rosen
So welk gemacht?
Das that des Sturmes Tosen
In kalter Nacht.

Was ich so scheu, verblödet,
Verdüstert bin?
Mir hat das Herz verödet
Dein schroffer Sinn.

3.

Welch öd' Revier, verwildert schön,
Von Schilf und Ried durchsprossen,
Umkränzt von schwarzen Waldeshöh'n,
Vom Bergfluß jäh durchflossen!

Unheimlich wird der Abend wach,
Die grauen Nebel wallen,
Der Strom, der wüst das Thal zerbrach,
Fängt lauter an zu schallen.

Dazwischen tönt des Wildhuhns Schrei,
Es lockt an dieser Stätte:
Die junge Brut ruft es herbei
Der weit versprengten Kette.

Und sicher ist es, daß sie all'
Auf seinen Ruf erscheinen —
O könnte meiner Stimme Schall
So, was ich lieb', vereinen!

4.

Verklungen sind des Tages Stimmen
In Thal und Fluten;
Dort am tiefblauen Berg verglimmen
Die Abendgluten.

Der stille Wald stellt ein sein Flüstern,
Der Strom sein Rauschen:
Welch seltsam mäliges Verdüstern!
Welch weites Lauschen!

Horch, Schmerzensruf! — Ein Vogel streifet,
Vom Nest verirret;
So schreit mein Herz, das lieblos schweifet,
Von Angst verwirret.

5.

Stets weiter wird die Einsamkeit,
Je höher ich zum Gipfel strebe,
Kein grünes Pflänzlein mehr gedeiht,
Hier wächst nur noch des Steins Gewebe.
So wird das Dasein hart,
Kalt, öde und erstarrt,
Je länger ich darinnen lebe.

Stets dämmerhafter liegt zurück,
Schau' ich mich um, die weite Ferne;
So forsch' ich wol nach Lust und Glück,
Ich such' der Jugend helle Sterne.
O wie der blasser blinkt!
O wie der trostlos sinkt! —
Hilf, Muth, daß ich das Altern lerne!

6.

Verflattert sind die rothen Gluten
Rings auf Gebirg und See und Thalen,
Heimzieh'n die Boote auf den Fluten,
Der Dörfer stille Lichter strahlen.

Der Glocken Ave ist verhämmert,
Die rings am Strand sich Antwort gaben,
Die weite runde Erde dämmert,
Sie will sich in die Nacht begraben.

Doch seh' ich noch von Purpur blühend
Die Wolken durch den Himmel schwanken;
So fliegen rastlos liebeglühend
In meiner Seele die Gedanken.

7.

Als der Frühling die Kränze um Baum und Strauch
So frisch und grün geschlungen,
Da gingen wir durch den Maienhauch
Recht Herz an Herz gedrungen.
Jetzt geh' ich hier, jetzt gehst du dort,
Und die Blätter fallen welk und verdorrt,
Und der Herbst braust über die Erde.

Als der Frühling erweckt den Vogelschwarm
Zu singen die süßen Lieder,
Da klang jedes Wort so duftig und warm
Von Herzen zu Herzen wieder.
Jetzt geh' ich hier, jetzt gehst du dort,
Und die Sänger sind über die Berge fort,
Und der Herbst braust über die Erde.

Literatur und Kunst.

Hat auch das Talent der George Sand seit einigen Jahren bei weitem die Frische nicht mehr, wie zur Zeit des „Horace", der „Consuelo", des „Compagnon de tour de France" und wie sie weiter heißen, diese Meisterwerke der modernen französischen Poesie, so ist doch ein neuer Roman der fruchtbaren und geistreichen Verfasserin noch immer ein Gegenstand, der die Aufmerksamkeit der Kritik nicht minder an sich zieht wie die Neugier des Publicums. Doch wird durch das neueste Product derselben so wenig die eine wie die andere befriedigt: „Laura. Ein Roman von George Sand. Nach der Handschrift der Verfasserin aus dem Französischen übersetzt von August Scheler. Mit einer Einleitung von E. M. Oettinger. Rechtmäßige deutsche Ausgabe" (2 Bde.; Brüssel und Leipzig, Schnée). Es ist eine Krankheitsgeschichte wie in „Mont-Revêche", also eine Geschichte ohne psychologische Wahrheit wie ohne ästhetischen Reiz, eine bloße Ausgeburt der Caprice, um nicht zu sagen der Industrie und jener künstlerischen Indifferenz, zu der George Sand sich schon in der Einleitung des „Mont-Revêche" mit soviel Unbe-

fangenheit bekennt. Die Heldin leidet an denselben Unbegreiflichkeiten wie die Heldin des „Mont-Revêche"; mit ermüdender Weitläufigkeit wird uns ein Zustand geschildert, den wir weder mit dem Verstand begreifen noch mit der Phantasie uns ausmalen können: ein Zustand der Erstarrung, der Versteinerung, des geistigen Todes, der ein junges, liebenswürdiges Weib zu einer Bildsäule, ja mehr noch zu einer Blödsinnigen macht und bei der sie doch den vollen Glanz ihrer Anmuth, den vollen Reiz ihrer Liebenswürdigkeit behalten soll. Und nun der Grund dieses unerhörten Zustandes? Weil ihr ein Mann gestorben ist von plumpen und rohen Sitten, ein Mann, den sie selbst gar nicht einmal geliebt hat, im Gegentheil, durch den sie nur zum Bewußtsein darüber gekommen ist, daß sie die Liebe überhaupt noch nicht kennt. Das sind psychologische Probleme von solcher innern Unwahrheit und so schief gestellt, daß selbst die geistreichste Lösung uns nicht damit versöhnen kann. Und die Lösung, welche die Verfasserin in dem vorliegenden Roman versucht, verdient dieses Prädicat nicht einmal: sie ist trivial und würde noch trivialer erscheinen, wenn die Verfasserin nicht eine Routine der Darstellung besäße, welche den Leser für den Augenblick blendet und ihn über die schwachen Stellen hinwegreißt, bevor er sie noch recht bemerkt hat. Laura wird geheilt durch die Liebe eines jungen Künstlers, eines Componisten und Sängers. Die Verfasserin hat sich große Mühe gegeben, diese Figur recht liebenswürdig und großartig zu zeichnen; auch findet sich in Einzelnem über das Wesen der Kunst, ihre Ausübung, ihre gesellschaftliche Stellung manche hübsche und sinnige Bemerkung. Das Ganze ist aber doch nur eine schwächliche Variation jenes Thema, das sie zuerst in der „Consuelo" so hinreißend und mit so vieler innerer Wahrheit angeschlagen. Was damals Begeisterung war, ist ihr jetzt zum Handwerk geworden; wir bewundern noch immer die Fruchtbarkeit dieses Geistes, erfreuen uns an dem Glanz dieser Darstellung, können aber doch den Eindruck nicht los werden, daß dies Alles nur geschrieben ist, um ein neues Buch zu liefern, nicht aber aus jenem heiligen und unwiderstehlichen Drange, welcher ihr zuerst die Feder in die Hand gab und ihr alle Zauber der Erfindung und alle Geheimnisse der Sprache enthüllte. Die Uebersetzung ist gut und fließend und übertrifft bei weitem die sonst übliche Fabrikarbeit. Dagegen ist die Einleitung des Hrn. Oettinger ein sehr oberflächliches Machwerk, das den Werth des Buchs wahrlich nicht erhöht und das sich daher auch auf dem Titel nicht so breitmachen sollte. ls.

Das Geschlecht der Spieß und Cramer scheint in Deutschland nicht aussterben zu sollen. Das möchte nun immerhin sein, da ja trotz der zunehmenden Bildung, deren wir uns rühmen, und trotz der Geschmacksverfeinerung, von der unsere Poeten und unsere — Buchbinder so glänzende Zeugnisse liefern, doch im Publicum selbst noch immer eine zahlreiche Generation vorhanden ist, deren grobe Sinne nur durch grobe Mittel befriedigt werden können; solange das Publicum Gefallen findet an wüsten und rohen Bildern, werden sich auch immer Federn finden, Bilder dieser Art zu entwerfen. Der Fehler dabei ist nur, daß die Spieß und Cramer von heute gar die naive Derbheit, die resolute sinnliche Frische nicht mehr haben, durch welche ihre Ahnherren sich auszeichneten und die ihr Handwerk in der That erfodert.

Sie sind roh, allerdings, aber selbst ihre Roheit ist kein Naturproduct mehr, sondern nur ein künstlich zurechtgemachtes Surrogat; sie sind ungeschlacht und widerlich, nicht weil ihnen selbst „kannibalisch wohl“ dabei zu Muthe ist, sondern weil sie glauben, so wird das Publicum am sichersten gepackt; mitten in ihrem Toben und Wüthen, zwischen ihren Wachtstubenwitzen und Mordgeschichten überkommt sie immer wieder eine gewisse schwächliche Reminiscenz des Anstands und wie Schnock der Schreiner flüstern sie uns zu, daß sie im Grunde gar so schlimm nicht sind, und bitten um Entschuldigung für die Unruhe, die sie uns machen. Ob die Ausschweifungen des Schriftstellers dadurch in sittlicher Hinsicht gewinnen, bleibe unerörtert; daß aber der ästhetische Eindruck dadurch nicht gebessert werden kann, sondern daß die Geschmacklosigkeit im Gegentheil nur um so widerwärtiger wird, je schwächlicher sie auftritt, das ist auch ohne Erörterung klar. Ebenso richtig ist auch, daß das Uebel sich keineswegs blos auf die deutsche Literatur und auch nicht auf die Dii minores derselben beschränkt; vielmehr zeigen sich auch im französischen Roman ganz ähnliche Erscheinungen und auch bei uns haben namhafte, vom Publicum hochgepriesene Schriftsteller der neuesten Zeit es stellenweise nicht verschmäht, den Spieß und Cramer ins Handwerk zu pfuschen. Doch kann das natürlich keinen Freibrief hergeben für ihre Nachahmer, noch wird die Kritik dadurch der Pflicht entbunden, dem Unwesen dieser brutalen Effecthascherei mit aller Strenge entgegenzutreten, wo sie es findet.

Und da ist denn einer der Gefährlichsten Hr. Oswald Tiedemann, der seit einiger Zeit im Verlag der Gebrüder Thost in Zwickau aufgetaucht ist. Mit einer Fruchtbarkeit, die unter den obwaltenden Umständen fast verhängnißvoll genannt werden muß, hat derselbe rasch hintereinander zwei mehrbändige Werke erscheinen lassen: „Dunkles Leben“ und „Aus der Welt des Herzens“. Das erste ist eine Sammlung von Novellen der allergewöhnlichsten Art, dürftig in der Anlage, ungeschickt in der Ausführung, salopp im Stil. Bemerkenswerth daran ist nur die Armuth der Erfindungskraft, indem in sämmtlichen fünf Geschichten des ersten Bandes (den zweiten, der seitdem ebenfalls die Presse verlassen, haben wir nicht mehr den Muth gehabt zu lesen) dieselbe brutale, rein äußerliche Katastrophe wiederkehrt, nämlich Unglück durch Feuer; eine so dürftige Phantasie, die sich ihre Einfälle so abquälen muß, ist gewiß am wenigsten berufen, das Publicum der Räuberromane in Entzücken zu versetzen. Dieselbe poetische Unfähigkeit, verbunden mit derselben Abwesenheit alles künstlerischen Geschmacks und aller höhern Intentionen, zeigt sich auch in dem Roman „Aus der Welt des Herzens“. Es ist die halb sentimentale, halb schlüpfrige Liebesgeschichte eines Schauspielers, ausstaffirt mit einer Garnirung von alten liederlichen Weibern, verlumpten Genies, nichtswürdigen Edelleuten, von falschen Documenten, verführten Mädchen, von Gift, Mord und Todtschlag. Der Verfasser hat vermuthlich einmal davon gehört, daß es dem deutschen Roman im Allgemeinen an wirksamen Effecten, an eigentlicher fortreißender Handlung und spannenden Situationen mangelt. Das ist nicht unrichtig; aber als einen kläglichen Irrthum müssen wir es bezeichnen, wenn er geglaubt hat, diesen Mangel durch Gräuelscenen und Schlüpfrigkeiten zu ersetzen, gleich denjenigen, aus denen dies Buch zusammengesetzt ist, besonders wenn sie dabei noch in so trivialer und nachlässiger Form auftreten wie hier. Um

Phantasie und Geschmack des Verfassers zu charakterisiren, wird eine einzige Probe genügen: eine Schauspielerin ist eifersüchtig auf ein anderes junges Mädchen — was thut sie? Unter dem Vorwande einer freundschaftlichen Neckerei kitzelt sie das junge Mädchen dermaßen, daß dasselbe in Krämpfe fällt, den Verstand verliert und stirbt — es wird nicht recht klar, ob blos an dem Kitzeln oder ob nebenher auch an dem Gift, das ein Edelmann, der sie verführt hat, ihr verrätherischerweise beigebracht. — Hr. Oswald Tiedemann scheint früher Schauspieler gewesen zu sein. Ob und was die deutsche Bühne an ihm verloren, vermögen wir nicht zu beurtheilen; daß aber der deutsche Parnaß nichts an ihm gewonnen hat, das ist nach diesen Producten unzweifelhaft und wünschen wir daher lebhaft, ihm nicht sobald wieder zu begegnen. mmr.

Correspondenz.

Aus Baden.

Mitte April 1854.

Chs. Seit einigen Tagen ist unser Landtag entlassen. Viel Geräusch hat er nicht gemacht, trotzdem daß unter den Fragen, welche ihm zur Berathung vorlagen, sich einige von großer Wichtigkeit befanden, besonders in finanzieller Beziehung, und obwol sein Zusammentritt zu einer Zeit erfolgte, da die Stimmung des Landes sich übrigens in großer Aufregung befand. Auswärts ist man leicht geneigt, diese Unbedeutendheit, zu der das parlamentarische Leben bei uns herabgedrückt ist und die allerdings einen sehr grellen Contrast bildet zu der Begier, mit welcher die Verhandlungen unserer Kammern ehedem in Deutschland verfolgt wurden, lediglich dem Umstande zuzuschreiben, daß die frühern Berühmtheiten derselben, soviel ihrer überhaupt noch vorhanden sind, sich dem politischen Leben durchaus entzogen haben. Namentlich von einer parlamentarischen Opposition — und bekanntlich war es gerade die Thätigkeit der Opposition, welche den Ruhm unsers ständischen Lebens begründete — ist bei uns keine Rede mehr; davon hat der soeben geschlossene Landtag, wo die wichtigsten und folgereichsten finanziellen Neuerungen fast ohne Discussion bewilligt wurden, wiederum höchst denkwürdige Beispiele geliefert. Nun will ich nicht in Abrede stellen, daß jener Umstand wol einigen Antheil an dem Verfall unsers parlamentarischen Lebens hat; der eigentliche Grund desselben liegt aber doch tiefer. Nämlich in der Abspannung, die sich unser überhaupt bemeistert hat und aus der selbst das kirchliche Zerwürfniß uns nur stellenweise und nur für kurze Zeit hat aufrütteln können. Ferner aber auch in den Enttäuschungen, welche die unseligen Revolutionsjahre uns gebracht haben. Dies Kammerwesen, welches Baden so eifrig gepflegt hatte, auf das es so stolz und mitunter sogar so eitel war — was hatte es ihm nun genützt? Weder den Ausbruch der Revolution hatte es verhindern, noch die ausgebrochene bewältigen und lenken können; im Gegentheil, es hatte nur dazu gedient, die tollste und verbrecherischste Anarchie mit einem gewissen Schein gesetzlicher Formen zu bekleiden und die Verwirrung dadurch nur noch höher zu steigern. — So sieht die Mehrzahl

Google

der Bevölkerung die Sache jetzt an; ob die Ansicht in allen Stücken probehaltig ist und ob die allgemeine Verstimmung des Augenblicks nicht auch daran ihren Antheil hat, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls wird es längerer Zeit bedürfen, sowie einer großen Resignation von Seiten der Landtagsmitglieder, um das Ständewesen bei uns überhaupt wieder in Credit zu bringen und die Gleichgültigkeit der Einen, den stummen Groll der Andern zu überwinden.

Der Regierung selbst scheint diese untergeordnete Stellung unsers parlamentarischen Lebens inzwischen ganz erwünscht zu sein; wenigstens thut sie nichts, was das moralische Ansehen desselben im Volke wiederherstellen und vermehren könnte. Die Zustimmung des Landtags zu Ausgaben und Aenderungen, durch welche unser ganzes bisheriges Finanzwesen umgeworfen wird, hat sie mit Dank entgegengenommen; sie hat sogar die unzeitige Knauserei verschmerzt, mit welcher man, nachdem Millionen bewilligt worden, die Vermehrung des Armeeetats um einige — Trommelschläger abzulehnen für gut befunden hat. Aber damit sind auch die Beziehungen der Regierung zum Landtag erschöpft; von einer Anerkennung desselben als eines gleichberechtigten Coefficienten im Staatsleben, von dem Wunsche, ihn Antheil nehmen zu lassen an den Entschließungen der Regierung und dadurch diesen selbst einen Stempel erhöhter Gültigkeit zu verschaffen, hat sich nirgends eine Spur gezeigt. Wollen Sie Beweise? Ein einziger genügt: über den ganzen, für unsere Verhältnisse so unendlich wichtigen Kirchenstreit ist von der Regierung nicht ein einziger Antrag, nicht eine einzige ausführliche und directe Mittheilung an den Landtag gebracht worden; ja der Landtagsabschied, wie gnädig im Uebrigen, thut desselben nicht einmal mit einer Silbe Erwähnung. Die Kammer kann dies vielleicht verschmerzen; aber um der Regierung selbst willen bedauern wir, daß sie sich so wenig Mühe gegeben hat um einen Beistand, der, wenn nichts weiter, doch wenigstens ein erneutes Zeugniß für die Stimmung des Landes gewesen und ihr eine unzweifelhafte moralische Unterstützung verliehen haben würde.

Aber freilich, wenn die Regierung die Angelegenheit vor die Kammer gebracht hätte, so hätte sie auch nothwendig den Stand derselben darlegen und sich offen über ihre Absichten aussprechen müssen. Daß sie dazu keine Lust gehabt hat, ist sehr begreiflich. So entschieden die Haltung unserer Regierung im Anfang war, so ungewiß und schwankend ist dieselbe seit einigen Monaten geworden. Daß fremde Einflüsse dabei wirksam sind, unterliegt keinem Zweifel; doch kann das Publicum sich nicht überzeugen, daß die Sache dadurch gebessert wird. Bei ihren ersten entschiedenen Schritten hatte die Regierung die öffentliche Meinung fast ohne Ausnahme auf ihrer Seite; es schien ihre Absicht, sich auf das Volk zu stützen, und diese bloße Absicht war genügend, das Volk für sie zu gewinnen. Durch das Schwanken und Zaudern, in welches sie seitdem gerathen, ist die öffentliche Meinung erkältet worden. Man begreift nicht, wie die Regierung so unthätig sein kann in einer Angelegenheit, die ihrer Natur nach eine so schnelle wie energische Lösung erfodert; man wird verdrießlich über diese diplomatischen Schwierigkeiten in einer Frage, welche der gesunde Menschenverstand und das sittliche Gefühl des Volkes so rasch und so einstimmig entschieden hatten. Jeden tapfern Schritt nach vorwärts würde man mit Vergnügen unterstützen, selbst wenn

die Verwirrung dadurch für den Augenblick noch größer werden sollte; dies resultatlose Hin- und Herzerren dagegen verstärkt nicht nur den Uebermuth des Feindes, sondern auch die Sympathien der Freunde werden dadurch geschwächt. Auch weiß die ultramontane Partei mit anerkennenswerther Geschicklichkeit die schwachen Seiten der Regierung aufzufinden und jeden Fehlgriff auszubeuten, zu dem dieselbe sich hinreißen läßt. Als ein solcher Fehlgriff und zwar ein sehr verdrießlicher, der deshalb auch von dem aufgeklärten und wahrhaft patriotischen Theile der Bevölkerung sehr schmerzlich empfunden wird, zeigt sich besonders die Verordnung, welche das Ministerium des Innern unterm 28. v. M. an sämmtliche Aemter des Landes erlassen hat. Es wird in diesem Erlaß zu verstehen gegeben, daß katholische Geistliche, welche aus Anlaß des Kirchenstreites mit Geldstrafen belegt worden waren, von diesen Strafen befreit worden sind, weil sie die Regierung um Erlaß derselben gebeten; dasselbe Verfahren werden die Aemter angewiesen, auch in künftigen Fällen zu beobachten. Ueber die gute Absicht dieser Verordnung kann wiederum kein Zweifel sein; man hat aber dabei den Feind, mit dem man es zu thun hat, gründlich verkannt. Auf die Schwäche und Feigheit seiner Gegner speculiren, hat alle mal etwas Bedenkliches, besonders wenn es so offenkundig geschieht, wie in diesem Falle. Die Ultramontanen wünschen bekanntlich nichts lebhafter und haben kein sehnlicheres Verlangen, als Märtyrer zu werden; wer ihren Eifer also dadurch abkühlen will, daß er ihnen den Erlaß einer Strafe zusichert, die unter neun von zehn Fällen gar nicht einmal aus ihrem Beutel gezahlt wird und die sie daher auch nicht im mindesten zu fürchten brauchen — der treibt sein Zutrauen in die menschliche Nichtswürdigkeit doch offenbar zu weit. Auch ist die Strafe für die Uebereilung gleich auf dem Fuße gefolgt; die „Deutsche Volkshalle" veröffentlicht soeben eine erzbischöfliche Verordnung, durch welche der Erlaß der Regierung aufs entschiedenste desavouirt wird. Um Nachlaß von Geldstrafen bitten, welche in Veranlassung des Kirchenstreites verhängt worden sind, würde die Gerechtigkeit dieser Strafen anerkennen heißen; auch würde es eines katholischen Geistlichen unwürdig sein, wenn er nicht für seine Kirche ein Opfer bringen oder zeitlichen Schaden leiden wollte. Auf diese Gründe gestützt, spricht der Erzbischof gegen seine Geistlichen das „gerechte Vertrauen" aus, daß sie nie eine derartige Bitte weder gestellt haben noch je stellen werden, um so weniger, als „wirklich bedürftige Geistliche von Uns niemals in Schaden gelassen worden sind noch werden gelassen werden". — Dasselbe Blatt bringt noch eine zweite erzbischöfliche Verordnung, durch welche allen Pfarrämtern ernstlich untersagt wird, der Verfügung der Staatsbehörde wegen Verwendung kirchlicher Fonds Folge zu geben. Sollten einzelne Geistliche es bereits gethan haben, so werden sie aufgefodert, sofort der weltlichen Stelle zu erklären, daß sie dem Rechte der katholischen Kirche auf Verwendung und Verwaltung ihres Vermögens damit durchaus nichts haben vergeben wollen. Auch wird den Dekanaten und Pfarrämtern aufs neue eingeschärft, in allen das Recht der Kirche berührenden Fällen erst die Weisung des Erzbischofs einzuholen, bevor sie die Anordnungen der weltlichen Behörde zur Ausführung bringen.

So der Erzbischof; von andern noch entschiedenern Maßregeln und Erklärungen, die demnächst in die Oeffentlichkeit gehen sollen, wird in den

Kreisen der Eingeweihten mit Schadenfreude gemunkelt. Aber auch die Freunde der Regierung werden dadurch härter betroffen, als diese selbst es für möglich zu halten scheint. Denn so sehr man im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt die dadurch in Aussicht gestellte Fortdauer des Streites auch beklagen mag, so kann man doch nicht umhin, die Consequenz und Tapferkeit des Kirchenfürsten anzuerkennen, besonders wenn man damit die halben und schwächlichen Maßregeln der Regierung vergleicht. Ich wiederhole, was ich Ihnen schon früher und auch heute wieder geäußert habe: die Masse der Bevölkerung hegt keine Sympathie für den Erzbischof, die ganze Bewegung ist künstlich erzeugt und würde, kräftig angegriffen, sofort in nichts zerfallen. Aber das hindert nicht, daß nicht auch Diejenigen, welche die Tendenzen des Erzbischofs übrigens misbilligen, doch wenigstens die Entschiedenheit seines Willens anerkennen, sowie die Klarheit und Festigkeit, mit welcher er denselben ausspricht. Ueber Recht und Unrecht in der ganzen Streitfrage ist die Meinung des Landes noch immer dieselbe; allein über die Zweckmäßigkeit der angewandten Mittel sowie über die Energie und Würde des Auftretens auf der einen und der andern Seite fängt dieselbe allerdings an, einen höchst bedenklichen Umschwung zu erleiden. Möge die Regierung Acht darauf geben, solange es noch Zeit ist; es wäre nicht die erste gute Sache, wird auch nicht die letzte bleiben, welche durch falsche Mittel verdorben wird. Sind wir auch, im Bewußtsein Dessen, was im Volke lebt, um den endlichen Ausgang des Streites keineswegs bange, so würde doch eine längere Dauer desselben die Zerrüttung, an der wir ohnedies schon leiden, nur noch vermehren, ganz abgesehen von gewissen politischen Wechselfällen, welche bei der gegenwärtigen Lage Europas uns vielleicht näher sind denn je.

Dies sollte mir eigentlich zum Uebergang dienen, die Stimmung unsers Landes in Betreff der orientalischen Krisis zu schildern. Da mein Brief indeß schon ein wenig lang gerathen ist, so verspare ich mir diesen Gegenstand für ein anderes mal, indem ich für heute nur noch die „thatsächliche Bemerkung" hinzufüge, daß die preußische Neutralität hier außerordentlich wenig Freunde zählt und daß jeder Versuch, Deutschland für das Interesse Rußlands auszubeuten, hier sofort die unseligsten Folgen nach sich ziehen würde.

Notizen.

Bei dem allgemeinen Interesse, welches die kriegerischen Begebenheiten im Orient in diesem Augenblicke erregen, machen wir diejenigen unserer Leser, denen es um ein genaueres Verständniß der bevorstehenden militärischen Operationen zu thun ist, auf ein Schriftchen aufmerksam, das eine sehr zweckmäßige Vorbereitung dazu bietet; dasselbe ist soeben bei Bertram in Kassel erschienen und betitelt sich: „Der russisch-türkische Krieg in der europäischen Türkei und in Asien in den Jahren 1828 und 1829. Zum bessern Verständniß des gegenwärtigen Krieges bearbeitet durch C. Junck, Hauptmann a. D." Die Thatsachen sind mit Sorgfalt zusammengestellt, die Anordnung ist klar und deutlich, der Vortrag auch dem Laien überall verständlich; auch an

belehrenden Fingerzeigen auf Aehnlichkeit und Unterschied der gegenwärtigen Situation fehlt es nicht. Dem Vernehmen nach ist der Verfasser von der Redaction der augsburger „Allgemeinen Zeitung" als militärischer Berichterstatter über die Ereignisse an der Donau engagirt und bereits nach dem Kriegsschauplatz abgereist; nach der vorliegenden Schrift zu urtheilen, dürfen wir aus seiner Feder ebenso interessanten wie sachgemäßen Berichten entgegensehen.

Interessante Neuigkeiten des Buchhandels sind: „Ein Staatsgeheimniß", Roman in 3 Bdn. von Lewin Schücking (Leipzig, F. A. Brockhaus). Ebendaselbst erscheinen „Gesammelte Schriften" von Heinrich Koenig; der erste Band enthält die zweite verbesserte Auflage von „Regina. Eine Novelle". Von Ludwig Rellstab's bekanntem „1812" (in demselben Verlag) wird sogar eine vierte Auflage angekündigt; dieselbe wird in zwölf Lieferungen zu 10 Ngr. erscheinen. Hermann Grimm, der Verfasser des „Demetrius", hat ein erzählendes Gedicht: „Traum und Erwachen" (Berlin, Hertz) herausgegeben. Von Adam Pfaff's „Deutsche Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart" (Braunschweig, Westermann) ist der zweite Band, die Zeit von Konradin I. bis Rudolf von Habsburg umfassend, erschienen. Eine andere höchst schätzenswerthe Bereicherung unserer historischen Literatur begrüßen wir in der „Deutschen Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes" von Ludwig Häusser (Leipzig, Weidmann); der soeben erschienene erste Theil reicht bis zum Frieden von Basel. Auch Theologie und Literaturgeschichte sind durch ein interessantes und gründliches Werk bereichert worden: „Lessing als Theolog" von Karl Schwarz (Halle, Pfeffer).

Ein höchst seltsames, aber auch höchst unfruchtbares Experiment ist auf dem hamburger Stadttheater gemacht worden: man hat den zweiten Theil des Goethe'schen Faust, bearbeitet von Wollheim, mit Musik von einem in Hamburg lebenden englischen Componisten Hugh Pierson, auf die Bühne gebracht. Schon der erste Theil wäre nach unserm Dafürhalten besser unaufgeführt geblieben; weder die deutsche Schauspielkunst, der darin einige geradezu unmögliche Aufgaben gestellt werden, noch das deutsche Publicum, das überdies schon von Alters her an dem Fehler leidet, statt mit naiv-dramatischem mit gelehrt-kritischem Interesse in das Theater zu gehen, haben Vortheil davon gehabt. Auch war bekanntlich Goethe selbst mit der Aufführung seines Gedichts durchaus nicht einverstanden. Dennoch läßt dieselbe sich entschuldigen wegen der unerschöpflichen Schönheiten des Gedichts und weil dasselbe sich so tief in das Bewußtsein des deutschen Publicums eingelebt hat. Beim zweiten Theil ist weder das Eine noch das Andere der Fall; das große Publicum kennt ihn nicht und auch die Zeit, wo Aesthetiker und Philosophen keinen wichtigern Beruf kannten als an den „Geheimnissen" dieses Gedichts herumzuknuspern, ist Gottlob vorüber. Wozu also das Experiment? Doch höchstens, um mit etwas Neuem und Unerhörtem auf die Neugier des Publicums zu speculiren. Und so scheint es denn auch in Hamburg gewesen zu sein; der Beifall des Publicums (wird uns versichert) hat mehr dem Theaterschneider gegolten als dem Dichter, man hat das Stück

sehr langweilig, die Musik sehr frostig gefunden und nur Decorateur und Maschinist haben vollen und aufrichtigen Beifall erhalten. Das ist denn freilich eine eigenthümliche Art, zur Verherrlichung Goethe's beizutragen.

Die Verehrer Silvio Pellico's sind durch eine beträchtliche Anzahl noch ungedruckter Manuscripte überrascht worden, die sich in seinem Nachlaß vorgefunden haben. Das Bedeutendste darunter sollen drei Trauerspiele sein: „Corradino", von dem jedoch schon einige Bruchstücke bekannt waren, „Die Franzosen in Agrigent", eine Episode aus der Geschichte Neapels zur Zeit der Eroberung durch Karl von Anjou, und „Rafael von Siena", aus der Zeit des Dante, der auch eine Hauptrolle in dem Stücke spielt. Von zwei andern Trauerspielen „Boetius" und „Pia de' Tolomei" sind nur Bruchstücke gefunden. Außerdem sollen noch „Denkwürdigkeiten" aus der Periode nach der berühmten Gefangenschaft auf dem Spielberg, ein unvollendeter Roman, der zur Zeit der französischen Revolution von 1785 — 1800 spielt, sowie eine große Zahl unvollendeter Oden und anderer Gedichte gefunden sein.

In Edinburg ist John Wilson, Professor der Moralphilosophie an der dortigen Universität, gestorben. Unter dem Schriftstellernamen John North gehörte derselbe zu den fruchtbarsten und beliebtesten Autoren seiner Heimat. Er hat Gedichte und Novellen geschrieben; am berühmtesten aber wurde er durch seine zahlreichen Beiträge zum „Blackwood's Magazine", welche späterhin als „Recreations of John North" in 3 Bdn. gesammelt erschienen. Er war 1788 geboren.

Das Hoftheater zu Berlin, das überhaupt seit einiger Zeit einen höchst anerkennenswerthen Eifer auf Erneuerung älterer classischer Stücke verwendet, hat „Richard III." nach dreizehnjähriger Ruhe wieder zur Aufführung gebracht. Die Darstellung wird im Ganzen ziemlich gelobt; wahrhaft bewundernswerth aber soll Frau Crelinger als Margarethe gewesen sein. Auch Calderon's „Arzt seiner Ehre" ist nach längerer Pause neu einstudirt worden; doch soll der Erfolg nur mittelmäßig gewesen sein, gerade wie es auch kürzlich in Wien der Fall war.

Von Alexander Jung in Königsberg wird in diesen Tagen ein ausführliches Werk über Goethe's Wanderjahre, die Frucht langjähriger und gewissenhafter Studien, erscheinen. J. G. Fischer in Stuttgart, von dessen angenehmem lyrischen Talent auch das „Deutsche Museum" verschiedene Proben gebracht hat, ist mit einer Sammlung seiner Poesien (Stuttgart, Cotta) beschäftigt. Rudolf Gottschall arbeitet an einer „Deutschen Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts"; sein neulich erwähntes Lustspiel „Pitt und Fox" ist in Breslau schon mehrmals mit wachsendem Beifall wiederholt worden und scheint sich auf dem Repertoire zu erhalten. Wolfgang Müller hat ein illustrirtes „Rheinbuch" (Brüssel, Muquardt) vollendet; daß er, wie wir kürzlich in Uebereinstimmung mit verschiedenen andern Blättern meldeten, die Herausgabe eines belletristischen Jahrbuchs übernommen habe, beruht auf einem Irrthum.

Von Kaulbach's „Wandgemälden im Treppenhause des Neuen Museums zu Berlin" (Berlin, A. Duncker) ist nach langer Pause das zweite Heft erschienen. Dasselbe enthält drei Blätter: „Solon", gestochen von A. Hoffmann, „Die Sage", von Ludwig Jacoby, und eine Fortsetzung des berühmten Frieses, die Culturentwickelung der Menschheit in einer Reihe von Kindergruppen darstellend, von Eduard Eichens. Sämmtliche drei Blätter sind vortrefflich gearbeitet und geben den Geist des Originals mit großer Treue wieder. Auch die „Shakspeare-Galerie" desselben Künstlers ist, Berichten aus München zufolge, in raschem Vorschreiten; eine Zeichnung zum „Sturm", in welcher die Liebe zwischen Ferdinand und Miranda den Mittelpunkt bildet, wurde soeben vollendet. Das Ganze soll bei Parthey in Berlin erscheinen.

Mistreß Norton, deren Name theils durch ihre Schriften, noch mehr aber durch ihren Eheproceß auch in Deutschland ziemlich bekannt geworden ist, hat eine Broschüre geschrieben: „English laws for women in the nineteenth century", in der sie, anknüpfend an ihre eigenen Schicksale, die abnorme Stellung, welche die englischen Frauen vor dem Gesetz einnehmen, mit großer Schärfe beleuchtet. In den Buchhandel ist die Broschüre, die jedenfalls als ein Beitrag zur englischen Sittengeschichte von hohem Interesse ist, nicht gekommen; doch wird nach einer Notiz in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" eine deutsche Uebersetzung derselben mit Zustimmung der Verfasserin demnächst bei Franz Duncker in Berlin erscheinen.

Wenn zur Blüte eines Theaters nichts weiter gehörte als Geld, so müßte das Kaiserliche Hoftheater in Petersburg offenbar die erste Bühne der Welt sein. Nach einer Notiz in der Leipziger „Allgemeinen Theater-Chronik" beläuft allein der Gagenetat desselben sich auf 896,700 Silberrubel — also mehr als eine Million Thaler. Freilich umfaßt das Institut auch eine russische, eine deutsche, eine französische, eine italienische Truppe; ferner ein Ballet und einen — Kunstreitercircus. Auch nehmen 187 Verwaltungsbeamte allein schon 32,000 Silberrubel vorweg. Die Garderobe mit 108 Personen kostet 28,700 Silberrubel, das Decorationswesen mit 118 Angestellten 33,000, das Bauwesen mit 27 Architekten, Ofensetzern, Schornsteinfegern, Heizern ꝛc. 14,700 Silberrubel. Als Aerzte, Uhrmacher, Hausaufseher, Dielenpolirer ꝛc. sind 57 Personen mit 7700, im Equipagenwesen 84 mit 8200 Silberrubel angestellt. Sämmtliche Orchester zählen zusammen 303 Personen mit 121,600 Silberrubel. Die französische Gesellschaft zählt 70 Köpfe und erhält 123,200 Silberrubel Gehalt, die deutsche 63 Köpfe und erhält 47,000, die italienische Oper 18 Köpfe mit 129,000, das übrige Opernpersonal 154 mit 57,000, das Ballet 187 mit 96,000, das russische Schauspiel 127 mit 89,000 Rubel Silber. Die Kunstreitergesellschaft ist mit 96,200, das Notencomptoir mit 4000 Rubel Silber ausgestattet. Außerdem sind noch für Theaterfuhrwerk 19,000, für Erhaltung des Circus 43,800, sowie für die kaiserliche Theaterschule 50,000 Rubel Silber jährlich angewiesen. Die Bestbezahlten sind danach, wie man sieht, erst — die Pferde, dann die Italiener, dann die Franzosen; die Deutschen sind, wie überall, mit am billigsten zu haben.

Seht, ein Bürger schaut von Kolbergs Walle,
Und ihn grüßen ehrerbietig Alle,
Und der Bürger blickt umher so keck:
'S ist der Geist vom alten Nettelbeck.

Vaterland, in dieser Frühlingsstunde
Steigen aufwärts aus dem kühlen Grunde
Deine Heldengeister für und für,
Blicken segnend alle hin nach dir.

Deutschlands Sohn, vertrau' den grünen Schanzen!
Liebe nicht den Russen, nicht den Franzen!
Deine Brüder wohnen ganz allein
An der Donau und am deutschen Rhein.

Dorten mögen wol die Besten wohnen,
Welche leben rings in allen Zonen,
Dort die einz'gen Frauen, deutscher Mann,
Deren Kuß dich recht erquicken kann.

In der Fremde schlagen keine Herzen,
Glaub' mir's, Bruder, für die deutschen Schmerzen;
Selbst der Frauenkuß so minniglich
Wird dort eitel Nattergift für dich.

Darum laßt uns treu zusammenstehen!
Laßt die Bruderliebe nie vergehen,
Und bis auf den letzten Tropfen Blut
Laßt uns wahren Deutschlands Ehr' und Gut!

2. Es singt ein Vöglein über die Haid'.

Es singt ein Vöglein über die Haid',
Das macht mich fröhlich allezeit.

„Zywit, zywit, die Liebe bin ich!
Ei, was ein schöner Vogel bin ich!

Zywit, zywit, grün ist die Haid',
Und rosenroth des Mägdleins Kleid.

Zywit, es lacht ein rother Mund
Auf grüner Haide zu mancher Stund'.

Zywit, zywit, die Liebe bin ich!
Ei, was ein schöner Vogel bin ich!“

3. Der wilde, wilde Rosenbusch.

Der wilde, wilde Rosenbusch
Der raschelt immerfort — husch, husch.

Der Thau macht seine Blätter schwer,
Der Wind, der wirft ihn hin und her.

Das ist die Liebe vor der Eh';
Sie macht dem Herzen nichts als Weh.

Sie flattert um das holde Kind,
Wie um den Rosenstrauch der Wind.

Sie strauchelt wie der Rosenstrauch,
Hat doch den Blick voll Thränen auch.

Geduld, Geduld, ihr Röselein!
Auf Regen folget Sonnenschein.

Und du, mein wilder Rosenbusch,
Du schick' dich in die Zeit — husch, husch!

4. Der Wind der weht.

Der Wind der weht,
Der Hahn nicht kräht,
Der Fuchs saß auf dem Zaune;
Ans Fenster schlich
Der Buhle sich:
Mach' auf, du Mägdlein braune.

Im Hemdelein
Ließ sie ihn ein,
Die Magd, die runde, braune;
Der Wind der weht,
Der Hahn nicht kräht,
Der Fuchs saß auf dem Zaune.

Das Mägdlein lacht
Die ganze Nacht,
Der Fuchs saß auf dem Zaune;
Der Wind der weht,
Die Lust vergeht,
Du rundes Mägdlein braune.

Nun auf der Au
Hebt sich ein Thau,
O rundes Mägdlein braune;

Dein Aug' wird naß
Wie grünes Gras,
Der Fuchs saß auf dem Zaune.

Schon kräht der Hahn:
„Was hast du than,
Du rundes Mägdlein braune?
Dein Kränzelein
Ist's jetzt noch fein?“
Der Fuchs saß auf dem Zaune.

II. Drei Lieder.

Von

Karl Schmitt.

---

1. Abschied.

Da, wo der Berg sich senkt zu Thal,
Da steht die alte Eiche:
Es ist im ganzen weiten Land
Nicht eine, die ihr gleiche!
Sie hat noch manches frische Blatt,
Grün ist ihr Laub zu schauen —
Nun aber soll am andern Tag
Sie werden umgehauen.

Am letzten Abend, wo sie steht
Gewurzelt in der Erden,
Regt einmal noch die Zweige sie,
Die bald verdorren werden;
Der Wind, der zieht so leis daher
Zum altbekannten Genossen,
Es hat das letzte Abendroth,
Die Eiche licht umflossen.

Sie aber schaut noch einmal an
Das Thal, das Dorf da unten;
Sie steht die letzten Stunden nun
Von soviel tausend Stunden:
„Ade, du alter, hoher Berg,
Ade, ihr Buchen im Walde —
Ade, du Moos an meinem Fuß,
Du frisches Gras der Halde!“

Und als die alte Eiche fiel
Am andern frühen Tage,
Da zog ich fort von Dorf und Thal,
Die ich im Herzen trage!
Was dort mir lieb und theuer war,
Kann mir nicht länger dienen:
Der Heimat Wurzeln büßt' ich ein,
Soll in der Fremde grünen!

---

2. Nächtlicher Weg.

Auf der Wies' die Nebel steigen,
Mondschein blinket drüber her —
Dies ist wol ein Elfenreigen,
Der sich schlingt im Nebelmeer!

Ferne seh' den Fluß ich fließen,
Seine Wellen rauschen sacht:
O wie gern auf diesen Wiesen
Wandl' ich hier in später Nacht.

„Puck, du lust'ger Nachtgeselle,
Siehst du nicht den Wandrer hier?
Eine deiner kleiner Tücken,
Froher Elfe, spiele mir!"

Stille bleibt's — doch in dem Busen,
Wird es mälig so bewegt,
Und ein Zauber, halbvergessen,
Sich im Herzen wieder regt!

Vor mir scheint ein Bild zu wallen,
Bild der allerschönsten Frau:
Blumen pflückt im Mondenscheine
Die Geliebte auf der Au'!

Ja, das ist die schlanke Schöne,
Die durch ihre stille Macht
Diesen ungebeugten Willen
Oft zu ihrem Dienst gebracht!

„Stehe still, Bild meiner Träume
Hemme deinen flücht'gen Lauf!" —
Sieh', da löst am Wiesensaume
Alles sich in Nebel auf.

Doch im Herzen pocht er wieder,
Jener alte Liebeswahn:
Puck, der lust'ge Nachtgeselle,
Hat das Leid mir angethan!

3. Von der Rebe.

Frühling hat die Welt bewegt,
Blume blüht und Vogel schlägt,
Nur die Rebe schlank und schwank
Weint, als sei sie sehnsuchtkrank;
Alle, die nach Blumen trachten,
Wenig jetzt die Rebe achten.

Sommer sendet Sonnenbrand,
Blume welkt im dürren Sand
Und die Rebe nur allein
Saugt die Strahlen wonnig ein;
Durch die Glut, die Andern schadet,
Wird die Rebe hoch begnadet.

Herbst mit seinen Früchten kommt,
Vieles bringt er, das uns frommt;
Doch als seiner Gaben Rest
Bringt er uns das Lesefest:
Eh' die Stürme Alles rauben,
Kommt das Beste, kommen Trauben.

Nun, wo keine Blumen blüh'n,
Schnee bedeckt das letzte Grün,
Wo erlischt der Sonne Schein,
Winkt die Flasche, winkt der Wein:
Frühling, Sommer, Herbstesgaben
Sind im Flaschengrund begraben.

Freunde, zieht die Pfropfen aus!
Jahres Wonne strömt daraus;
Alles, was das Jahr gebracht,
Hell nun aus dem Glase lacht:
Freuden aller Jahreszeiten
Soll'n uns durch die Kehle gleiten.

Als die Rebe hat geweint,
War uns wol ein Lieb vereint;
Sommer brachte Ros' und Kuß,
Herbst nahm Ros' uns und Genuß:
Aber Blüte, Lust und Lieben
Sind im Weine uns geblieben!

Byzantinisches aus München.

Eine Duplik.

Von

Philipp Jakob Fallmerayer.

(Geschrieben Ende März.)

II.

Dasein und Belang einer aus zwei Heften bestehenden Mönchschronik von Athen hat der vorige Artikel gegen die Anfechtungen des gelehrten Hrn. L. Roß mit ausreichenden Gründen festgestellt. Zur völligen Geltendmachung attischer Verkommenheit im Mittelalter bedarf es nur noch einer genauern Sichtung jener classischen Stellen, welche Hr. Roß zu Gunsten seiner Negation in Nr. 11 des „Deutschen Museum" angezogen hat. Damit aber der Leser wisse, um was es sich handelt, darf die in Frage gestellte annalistische Notiz der „Mönchschronik" hier nicht fehlen. „Gegen das Jahr 1590", heißt es am Ende des zweiten Hefts, „gerieth der uralte Wald auf dem Hymettus in Brand und nach dem Erlöschen der Flamme [ἀφ' οὗ ἔπαυσεν ἡ φλόγα] war der Hymettus schwarz und häßlich anzusehen und ein Glutdampf stieg mehre Tage von dem Berge auf; die Felsen wurden durch die Hitze in kleine Trümmer [μικρὰ χαλίκια] zerrieben. O Jammerschade für die Wälder!"

Das Alles, sagt nun Hr. Roß, sei vom ersten bis zum letzten Wort erdichtet; ein Waldbrand auf dem Hymettus um 1590 n. Chr. sei unmöglich, weil nach dem einstimmigen Zeugniß aller Schriften des Alterthums der Berg Hymettus schon zu Platon's Zeiten wasserarm, kahl und baumlos war und höchstens Thymian und anderes Aromagestrüpp für Bienenweide hatte. Bienenweide aber mit Buschwerk von Myrten, Rosmarin und Thymian, meint Hr. Roß, gebe keine Flamme, stark genug, um Hymettusfelsen in kleine Trümmer aufzulösen. Die Hauptbeweisstellen für seine Ansicht hat Hr. Roß vorzüglich aus Platon's philosophischem Dialog „Kritias", dann aus einer Wetterregel in den Fragmenten Theophrast's und endlich aus einer Hymettus-Landschaftsscene des Ovid geschöpft. Platon sage a. a. O.*) ganz bestimmt, „der Hymettus habe früher Bauholz zu Dachbalken der größten Art geliefert, sei aber jetzt [400 v. Chr.] nur für Bienennahrung geschickt".

Hr. Roß hat diese Stelle, wie es scheint, nicht recht angesehen.

---

*) Platon. Op., ed. Bekker. III, p. 151.

Und wer sie im Interesse unserer Fehde im Original selber nachliest, wird finden, daß sie vom Hymettus überall keine Meldung thut, ja daß der Name „Hymettus“ im ganzen Dialog „Kritias“ auch nicht ein einziges mal gefunden wird. Diese erste Bemerkung erregt schon Verdacht gegen die Zuverlässigkeit dieses Roß'schen Citats. Hr. Roß hat offenbar die im Allgemeinen hingeworfene Phrase des attischen Philosophen gleich für etwas Concretes genommen und daraufhin Schlüsse gezogen, die man nicht gelten lassen kann. Platon schildert im benannten Dialog antediluvianische Zustände, Götterregierung, hohe Bildung und Glückseligkeit der Urbewohner Attikas. Jetzt sei aber Alles viel schlechter; die Landschaft Attika sei nicht mehr so paradiesisch schön noch so idyllisch gut, Wälder und Bäume seien nicht mehr so groß und riesig, die Weiden nicht mehr so fett, die Ströme nicht mehr so rauschend und tief und selbst die Stadt nicht mehr so ausgedehnt wie vor der großen Flut. Und zum Beweis, wie weit die Bergwaldungen an Mächtigkeit verloren haben, sagt der Philosoph: „es gebe Berge in Attika, welche jetzt nur Bienen nähren, vor nicht langer Zeit aber für die größten Bauwerke Dachsparren von solcher Dicke lieferten, daß sie bis zu seiner Zeit noch fortbestanden.“ Hier ist wol von „Bergen“, aber nicht von Einem, am wenigsten aber vom Hymettus die Rede. Es ist nur eine voreilige Annahme des Hrn. Roß, daß die philosophische Strafpredigt über den Verfall Attikas den Hymettus allein betroffen und buchstäblich zu nehmen sei. Die nach Vertreibung der Pisistratiden sich rasch mehrende Bevölkerung mit ihrem steigenden Holzbedarf mag das Bauholz übermäßig in Anspruch genommen haben. Daß aber die attischen Waldgebirge zu seiner Zeit schon kahl und nach Abtreibung antediluvianischer Hochwälder plötzlich ohne allen Nachwuchs gewesen seien, sagt Platon nicht und ist auch gar nicht einmal wahrscheinlich. Waren ja noch zu Pausanias' Zeiten Bären und Wildschweine auf dem Parnes, was immer noch tüchtige Waldungen vermuthen läßt (Paus. I, 32). Bienenzucht war und ist noch jetzt weniger oder mehr über ganz Attika verbreitet, und wenn der Hymettus auch noch heute die besten Honigkräuter gibt, so fehlen z. B. dem berühmten, vier Stunden nördlich von Athen liegenden Marmorberge Pentelikon Klosterbienenkörbe mit Aromakräutern und auf seinen höhern Theilen ansehnliche Waldungen noch heute nicht. Wie kann Hr. Roß wissen, daß die angezogene Stelle des „Kritias“ nur auf den Hymettus zu beziehen sei? Kein Autor sagt, daß in Attika der Hymettus allein Bienenkräuter nähre; es heißt nur überall, daß Serpyllum und Thymian dieses Berges als vorzüglich galten. Hr. Roß aber glaubt, wenn ein Berg keine Dachbalken liefere, sei er schon wasserlos und kahl, und Bienenweide, meint er, schließe allen

Baumwuchs aus. Die immer grünen Kolchiswälder mit ihren Honigwaben und Bienenschwärmen würden den skeptischen Grammaticus bald vom Gegentheil überführen. Der von Hrn. Roß aus Platon's „Kritias" geschöpfte Beweis für die Kahlheit des Hymettus und das Jahr 400 v. Chr. wäre also ziemlich schwach, wenig sagend und mehr als unbestimmt. Es ist hier aber auch nichts als die alte Klage der Philosophen und Dichter über die fortschreitende Verschlechterung der Erde und der Menschen. Wer hätte etwa vergessen, wie Nestor in der Iliade jammert und wie weit Homer seine Zeitgenossen gegen die Troja-Krieger im Nachtheil stellt? Hat ja noch in unsern Tagen Graf Hermann Wackerbarth über die kurzen Leiber der deutschen Aristokratie geklagt! Zur Zeit der Cimbern und Teutonen, sagt der edle Graf, seien die deutschen Edelleute „zwei Stunden" lang gewesen, woran natürlich ein Gutgesinnter und ein Hellasschwärmer nicht zweifeln darf.

Wenn Platon mit seinen antediluvianischen Dachbalken Hrn. Roß auch nicht viel hilft, so ist vielleicht mit dem Botaniker und Wetterpropheten Theophrastos mehr auszurichten. In der Stelle, welche Hr. Roß aus den Fragmenten des Theophrastos ausgezogen, heißt es: „Wenn der Kleine Hymettus, den man den trockenen (ἄνυδρος) nennt, in seiner Vertiefung Nebel hat, so bedeute es Regen" *). Da sehe Einer nur, wie scharf und bündig Hr. Roß argumentirt! Weil der Kleine Hymettus, der einst der trockene hieß, in gewissen Fällen Regen verkündete, war der Große Hymettus um das Jahr 200 v. Chr. kahl. Dieser Wetterspruch des lesbischen Botanikers, scheint mir, beweist eher das Gegentheil. Hr. Roß hat fürwahr eine eigenthümliche Logik!

Noch haben wir kein klares Zeugniß, daß der Hymettus im Alterthum schon kahl, ψίλος und ἄδενδρος gewesen sei. Die Hoffnung des gelehrten Gegners ist also nur noch auf die hymettische Landschafts- oder vielmehr Bergjagdscene aus Ovid gestellt. Von dieser lieblichen Schilderung gibt aber Hr. Roß nur einen und zwar den ersten Vers:

Est prope purpureos colles florentis Hymetti.

Er thut dieses natürlich in der Voraussetzung, er allein sei im Geheimniß des Bildes und Niemand wage es, ihm näher auf die Finger zu sehen. **) Diese „purpurei colles" des Dichters, sagt Hr. Roß, gehen nicht auf Wälder, sondern auf röthliche, gestrüpp-bekleidete Fel-

*) De signis tempor. I, 20. Die nach Süden gekehrte, von der großen Hymettusmasse deutlich zu unterscheidende Felskuppe nannte man im Alterthum den kleinen Hymettus, der im Vergleich zum großen, quellen- und vegetationsreichen der „wasserlose" hieß.

**) Man findet die Stelle bei Ovid, De arte amator. III, 687 fg.

sen. Vor allem bittet man Hrn. Roß um Aufklärung, welches Wort in diesem Hexameter „Felsen" bedeute. Doch etwa nicht collis? Von einem Professor der Philologie wäre das doch etwas stark! Posteaquam superiora loca colere coeperunt, a colendo colles appellaverunt, sagt Varro. Und ohne Zweifel weiß der gelehrte Hr. Roß, in der wievielten Rede Cic. in Verrem folgende Phrase steht: Quos ego campos antea, collesque nitidissimos viridissimosque vidissem. Durch gründlichen Beweis, daß purpureus collis synonym mit rupes und saxum sei, wird Hr. Roß manchem Freunde guter Latinität Vergnügen machen. Dann hätte uns Hr. Roß erst auch noch aufzuklären, wo auf der Welt „röthliche Felsen" blühend und mit Gestrüpp bekleidet seien. Blühend Gestrüpp setzt überall Humus voraus, und in der That, hätte Hr. Roß zum Hexameter nur auch noch den folgenden Pentameter angesehen, wäre das Argument vielleicht besser ausgefallen:

Fons sacer et viridi cespite mollis humus.

Die beiden folgenden Disticha beschreiben sogar den duftenden Schattenwald mit namentlicher Angabe der Gesträucher sowol als des hochstämmigern Gehölzes in der Nachbarschaft der romantischen Hymettusquelle:

Silva nemus non alta facit, tegit arbutus herbam:
Ros maris et lauri, nigraque myrtus olent.
Nec densae foliis buxi, fragilesque myricae,
Nec tenues cytisi, cultaque pinus abest.

An Gesträucherwerk also und an sogenanntem Kurzholze wuchsen am hymettischen Quellhain: Rosmarin, Myrte, Tamariske, Cytisus und Lorber; an hochstämmigerm Gehölze aber Arbutus, Buchs und Pinie, sei es Gartenpinie, oder, wie man es heute noch am Fuße des Hymettus überall findet, Pinus silvestris. Zehn Fuß hohe Lorberbäume sind in Griechenland, z. B. in Thessalisch-Tempe, heute noch keine Seltenheit. Noch höher wächst der schöne Arbutus mit seiner glatten, dunkelrothen Rinde und seinem Stamm von verhältnißmäßiger Dicke; er findet sich, wie Hr. Roß selbst gesehen haben muß, an den Ausläufern nicht eben blos des Großen, einst schattenvollen, Hymettus: er findet sich selbst auf der Südostseite des Kleinen, wasserlosen, Hymettus noch jetzt in großer Menge. Vom Cytisus — sei es der gepriesene Lieblingsstrauch des athenischen Dichters Aristomachos, oder sei es Cytisus laburnum, der schönste Baum unserer Gärten — will man gar nicht reden. Daß aber der Buchs mit seinem dichtgedrängten Blätterschmuck unter dem Breitengrade Griechenlands bis zu dreißig Fuß in die Höhe gehe, kann man heute freilich nicht mehr am Hymettus, wol aber im waldreichen Kolchis sehen. Pinus silvestris da-

gegen, die gemeine Waldkiefer mit den langen grünen Nadeln und dem harzreichen Stamme, hat sich aller Verödungen ungeachtet am Fuße des Hymettus noch heute, wie zu Ovid's Zeiten, in nicht geringer Menge erhalten. Eine solche Nadelholzwaldung auf einer lieblichen, vom Kleinen Hymettus auslaufenden Hügelschwellung zwischen Cap Sunion und Anaphlysto findet sich neben den zahlreichen Exemplaren der Pinus silvestris auf der Ostseite des Großen Hymettus, zwischen dem Albanesendorfe Spata und der Ebene Marathon im Tagebuche besonders angemerkt.

Dieses Alles auch zugegeben, könnte Hr. Roß vielleicht doch einwenden, Nadel- und Laubgehölze an der untersten Halde, auf Vorhöhen und Ausläufern des Hymettus seien noch kein Beweis, daß zu Ovid's Zeiten auch die höhern Regionen des Berges noch bewaldet waren. Diese Einrede dürfte man Hrn. Roß aber nicht gelten lassen, weil Ovid in einer andern Stelle, welche Hr. Roß eben nicht zu kennen scheint, ausdrücklich andeutet, daß die Athener auf dem blühenden Hymettus ihr Revier für Hirschjagd hatten:

Cum me cornigeris tendentem retia cervis
Vertice de summo semper florentis Hymetti. *)

Hirsche aber können, wie Jedermann weiß, ohne Baum- und Buschwald nicht bestehen. Am Ende kommt Hr. Roß vielleicht gar noch mit dem Einwurfe angezogen, Ovid's Schilderung gehe in beiden Stellen auf den Hymettus der alten Zeit, passe aber nicht mehr auf den Zustand des Bergs, wie er später und in des Dichters Tagen, d. h. mehr als 400 Jahre nach Platon's Dachbalken gewesen sei. Auch dieser Ausweg ist Hrn. Roß versperrt. Hr. Roß hat uns ja, wie er glaubt, aus Platon's „Kritias" bewiesen, der Hymettus habe vor Alters Bäume von solcher Mächtigkeit getragen, daß man aus ihnen Sparren für die größten Bauwerke zimmern konnte. Ovid redet aber a. a. O. von pinus, von silva nemus non alta facit, was von einem den Hymettus selbst noch um ein halbes Jahrtausend nach Platon bedeckenden, harzreichen und feuerempfänglichen Kiefernwalde ganz gut verstanden werden kann. Silva, nemus, cornigeri cervi, Jagdrevier für Hochwild sprechen ganz für mich, und es ist ein Ueberfluß, wenn ich zu den frühern Stellen noch ein Distichon aus Martial citire, von welchem Hr. Roß auch nichts zu wissen scheint, in welchem Distichon aber ganz deutlich von Hymettuswäldern zu Anfang des 2. Jahrhunderts n. Chr. die Rede ist:

Hoc tibi Thesei populatrix misit Hymetti
Pallados a silvis nobile nectar apis. **)

*) Ovid. Metamorph. VII, 701—2.

**) Martial. XIII, 101.

Was hat Hr. Roß diesen positiven Belegen entgegenzustellen? Hr. Roß hat, um die uralte Kahlheit seines Hymettus zu beweisen, außer Platon noch aus neun andern Autoren Belege zusammengestellt, die man ohne viele Mühe aus Silius Italicus, aus Martialis, Statius, Valerius Flaccus, Aelianus, Columella ꝛc. noch um ein gutes Dutzend vermehren könnte, ohne deswegen dem Roß'schen Ziele näher zu sein. Denn diese Sprüche alle zusammen wiederholen in verzweifelter Monotonie immer nur einen und denselben Gedanken: Hymettus liefere die beste Bienenweide, Hymettus erzeuge den besten Honig, Serpyllum des Hymettus werde seiner Vortrefflichkeit wegen überallhin verpflanzt. Das wird ja von Niemandem bestritten; es handelt sich aber hier nicht von Honig, Bienen und Thymian, sondern von Waldbäumen, die eine Feuersbrunst nähren konnten. Und wenn man ruhig beobachtet hat, fehlt es an verkrüppeltem, zerstreut lebendem Piniengehölze in den obern Regionen des Hymettus selbst heute nicht. Solange uns Hr. Roß nicht eine erprobte Stelle bringt, welche den Hymettus noch vor dem 16. Jahrhundert unserer Zeitrechnung ausdrücklich „kahl", ψιλός, ἄδενδρος nennt, kann von einer Wegleugnung des Hymettuswaldes der attischen Mönchschronik keine Rede sein. Und selbst dann müßte erst noch weiter geprüft und nachgesehen werden, weil man sich (wie wir gesehen haben) auf die classischen Citate des Hrn. Roß nicht überall verlassen kann.

Noch oberflächlicher und sich gegenseitig widersprechender sind die von Hrn. Roß aus alten Autoren gezogenen Beweise, es sei nicht blos der Hymettus, es sei auch die Landschaft Attika schon in den ältesten Zeiten baumlos gewesen und es könne deswegen die mönchische Notiz eines Oelwaldes auf dem Stadtareale von Athen nur eine Fabel sein. Ein solcher Schluß ist in der That keiner ernsthaften Widerlegung werth; wer auch nur das Attika von heute mit seinem zahmen und wilden Gehölze gesehen hat, kann nicht glauben, daß Hr. Roß die Sache ernstlich meine. Zuerst hat uns Hr. Roß aus Platon bewiesen, Attika habe in der alten Zeit riesige Baumwälder gehabt; jetzt aber will er uns plötzlich aus Dio Chrysostomus weismachen, Attika sei in derselben alten Zeit noch ganz kahl (ψιλός) gewesen und habe erst um 600 v. Chr. durch Pisistratos Bäume erhalten, um 600 Jahre n. Chr. wieder kahl zu sein. Hrn. Roß fehlt nicht das grammatische, wol aber das sachliche Verständniß der Stellen, die er in classischen Autoren findet. Um das Anhäufen der städtischen Bevölkerung und ihre Beschäftigung mit Staatsangelegenheiten zu verhindern, wollte Pisistratos als kluger Despot seine Unterthanen bei ihrer Bauernwirthschaft auf den Dörfern festhalten und pflanzte Bäume, nicht etwa wilde, deren es ja ohnehin in Menge gab, sondern fruchttragende, um den Leuten Arbeit, Sorge, Nahrung und Gewinn zu schaffen. Die

Waldkiefer mit ihren langen Nadeln hätte die Attiker nicht an das Landleben gefesselt und von Politik abgehalten, wol aber der zahme Oelbaum mit seiner milden reichen Frucht. Das ist aber nicht genug. Hr. Roß macht noch viel bündigere Syllogismen: „Gewisse Gegenden des alten Griechenland hatten Mangel an Wasser, der attische Boden war nach Thukydides mager, eine gewisse Dorfgemeinde zwischen Strand und Hymettus war reicher an Steinen als an Oliven und das Argosfeld im Peloponnes hieß das Durstige; ergo war Attika überhaupt und besonders das Weichbild von Athen ohne Baum.“ Hr. Roß, wie man sieht, ist ein scharfer Logicus! Daß aber renommirte Philosophen und reiche Bürger in Alt-Athen, wie das Anaktorion unserer Tage, unmittelbar vor der Stadt und sogar in der Stadt ihre Baumparadiese, ihre Wasserbehälter, ihre Schattengänge hatten*) und Thukydides wiederholt vom Niederhauen der Bäume in Attika durch die Lacedämonier redet, will Hr. Roß ganz vergessen und dafür seine Leser glauben machen, das große Athen habe im Peloponnesischen Kriege das gesammte Landvolk innerhalb seiner Mauern beherbergt und doch den Wasserbedarf für die Hunderttausende aus einem einzigen Brunnen geschöpft. Pausanias (Attica, XIV) bemerkt ausdrücklich, daß die Stadt an laufendem Sprudel zwar nur die „Neuner-Quelle“ (ἐννεάκρουνος), dagegen aber πολλὰ φρέατα, viele Brunnen (Wasserbehälter) hatte; und nach Attica XIX gab es eine Oertlichkeit innerhalb der Stadt mit Namen κῆποι, die Gärten. Eine andere Stelle des Pausanias (Attica, XXI) läßt sogar vermuthen, daß mit dem Neuner-Sprudel nur das öffentliche, für Jedermann laufende Quellwasser zu verstehen sei, die Tempel und (wohlhabenden) Privathäuser aber ihren eigenen Brunnen (κρήνη) hatten. Hr. Roß scheint auch hier von Oberflächlichkeit und Uebereilung nicht frei zu sein. Dieser Verdacht steigert sich noch, wenn Pausanias am Schlusse dieses Capitels von einem „prachtvollen Apollo-Hain“ am Fuße der Akropolis mit dem Beisatz redet, daß die Bäume theils fruchttragende, theils wildwachsende, aber voll Duft und Schönheit waren. Warum verschweigt Hr. Roß den lebendigen Wassersprudel am Tempel unterhalb der Propyläen (Attica, XXVIII) sowie das Baumdickicht des Poseidon an den Gärten der Akademie (Attica, XXX) außerhalb der Stadt? Auch den Wald und die lieblichen Buschscenen beim Herculesgymnasium und beim Lyceum in Kynosarges unweit der Stadt scheint Hr. Roß nicht kennen zu wollen (Livius, XXXI, 24). Was soll man also von der Kraft und von dem geistigen Vermögen eines solchen Antagonisten urtheilen? Man will dem Leser hierin nicht vorgreifen und zu noch schärferer

*) Οἱ κῆποι τῶν φιλοσόφων. Strabo IX, 273, edit. Casaub.

Digitized by Google

Widerlegung der Roß'schen Argumente nur noch beifügen, daß der große Kephissos-Oelwald mit seinen, wenn ich nicht irre, mehr als 60,000 Stämmen noch heute nahe bei Athen ist und daß in der Mönchschronik ausdrücklich bemerkt wird, der Stratege Georgios habe bei seinem feindlichen Angriff auf Athen (c. 1205) „viele Stadtwaldungen, πολλὰ δάση τῆς πόλεως" verwüstet. Nach einer andern Stelle derselben Chronik verbrannten die Catalanen (1312 n. Chr.) „den noch bestehenden Nymphenhain in Kolonos", von welchem Sophokles ein so reizendes Bild entwirft. Sogar die Türkenherrschaft hatte um die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts den Reichthum an Olivenbäumen in den nächsten Umgebungen der Stadt noch nicht gehindert. „En s'avançant vers la ville on passe dans des plaines toutes couvertes d'oliviers", schreibt der von Theben herkommende Spon in seinem Reiseberichte um 1675 n. Chr.*) Wo wären also das baumlose Attika und die kahlen Stadtumgebungen des Hrn. Roß?

Auf diese Gründe hin wird uns Hr. Roß den Hymettuswald sowie Bäume in Attika überhaupt und Olivengehölze in den nächsten Umgebungen der Stadt insbesondere wol bewilligen müssen. Hatte aber das große, bewohnte Alt-Athen baumreiche Umgebungen, wie konnte das Jahrhunderte lang großentheils verlassene vom Waldanfluge gesichert sein? Am Ende haben wol gar noch die auf enge Umgebungen beschränkten Castellleute das öde Stadtareale als Ackerfeld und Olivenpflanzung benutzt! Das aber ist es eben, was Hr. Roß nicht glauben will und weswegen auch für das „arme, kleine Bischofcastell" von seiner Seite durchaus keine Gnade zu hoffen ist. Diesen schnöden Ausdruck kann mir Hr. Roß nicht verzeihen und stellt ihn ohne alle Barmherzigkeit in die Reihe der vielen Erdichtungen, die ich mir habe zuschulden kommen lassen. Neu ist das Wort allerdings und auch von mir erfunden, es bezeichnet aber genau die politischen Zustände Athens um das Jahr 1200 unserer Zeit. Meine Schuld ist es aber nicht, wenn sich Hr. Roß diese Zustände nicht erklären kann und wenn er in den albanesischen Dickschädeln von Menidi, welche es zur Zeit des Aufstandes mit den Türken hielten und auf die „Hellenen" schossen, noch heute die witzigen Enkelsöhne des Aristophanes sehen will.

Beinahe noch mehr als der Oelwald auf dem verlassenen Athen erbost Hrn. Roß die „vierhundertjährige Verödung" der Landschaft Attika, weil letzteres auf ein völliges Verschwinden der altionischen Race hinzudeuten schiene. Hr. Roß fragt, wie ich mit der „fabelhaften" Mönchschronik von einer vierhundertjährigen Verödung der attischen Landschaft während

*) Spon, Voyage etc., II, 99.

einer Zeitperiode reden möge, „in welcher orthodoxe Autokraten mit ihrem Landheere nach Athen gekommen seien und durch Gesetze und weise Einrichtungen die öffentlichen Angelegenheiten von Stadt und Land geordnet und verbessert haben"? Da haben wir wieder die Dachbalken des platonischen „Kritias"! Dieser einzige Satz beweist zur Genüge, daß Hr. Roß in der mittelalterlichen Geschichte von Byzanz durchaus Fremdling ist und daß er ohne alle eigene Forschung nur anderer Leute Citate citirt, und zwar ohne ihre Tragweite und ihren Sinn überall zu verstehen. Bei Dionys Surmelis oder sonst irgendwo in einem Compendium mag Hr. Roß gelesen haben, der byzantinische Autokrat Basilius II., mit dem Zunamen „Bulgarentödter", sei nach endlicher Besiegung dieser furchtbaren Reichsfeinde im Jahre 1019 — also ungefähr 400 Jahre nach dem Beginn der Slawenstürme im Innern Griechenlands — mit seiner Streitmacht von Byzanz auf dem Landwege bis nach Athen vorgedrungen und habe im großen Tempel der Panagia (auf der Akropolis) Dank- und Siegesopfer dargebracht.

Diese erste und einzige Thatsache amplificirt nun Hr. Roß nach Belieben, in der Meinung, solche Kaiserzüge von Konstantinopel nach Athen seien schon früher und öfter, ja regelmäßig vorgekommen, was aber durchaus irrig, falsch und auch unmöglich ist. Nenne uns Hr. Roß einen byzantinischen Kaiser, welcher zwischen Justinian I. und Basilius II. zu Lande mit seinem Heere von Konstantinopel nach Athen gekommen ist! Das große Bulgarenreich zwischen der Donau und dem Golf von Korinth verschloß Jahrhunderte lang den Landweg zwischen Byzanz und Hellas, hinderte durch beständige Feindseligkeiten und Ueberfälle, in Böotien und Attika, das Aufkommen einer ackerbautreibenden Bevölkerung, die Gründung geordneter politischer Zustände und Sicherheit des Eigenthums auf dem platten Lande, bis endlich der vorgenannte Autokrat durch Zerstörung des bulgarischen Chanats von Ochrida das vielhundertjährige Hemmniß beseitigte, das theils barbarische, theils verödete Hellas wieder vollständig an das Reich brachte und die Wiederherstellung der längst verschwundenen Ruralgemeinden in Attika ermöglichte. Vom Jahre 1019 angefangen, konnten die Nachkommen der Ausgewanderten erst mit voller Sicherheit an Säuberung der alten Oede und an Erweiterung des „Bischofcastells" gehen und ward das — wie schon Finlay nachgewiesen — schon vor den Slawenstürmen halb verödete und während der Stürme leere Flachland Attikas durch Einwanderung einer neuen byzantinischen Landbevölkerung gleichsam erst wieder colonisirt. Die altattischen Landstädtchen waren in dieser traurigen Zwischenepoche sammt den kümmerlichen Resten der alten Bevölkerung verschwunden und, zwei oder drei ausgenommen, selbst bis auf den Namen vergessen. Es wurde auf dem

Lande Alles neu. Die neuerbauten Ortschaften wurden aber von den byzantinischen Ansiedlern, ohne alle Beziehung auf die Vergangenheit, nach ihrem eigenen Geschmacke zugenannt. Daher auf einmal das Netz früher unbekannter Dorfnamen von einem Ende Attikas zum andern — eine Verwandlung, die in einer solchen Allgemeinheit bei ununterbrochenem Fortbestande auch nur kümmerlicher Reste der alten ionischen Attiker unmöglich gewesen wäre. An solche Dinge hat Hr. Roß nicht gedacht. Die Chronographen von Byzanz erwähnen sowol diese Metamorphose als eine noch viel durchgreifendere der spätern Zeit auch nicht mit einem Wort, und die indirecte Andeutung der Mönchschronik und des Zygomalas ist bisher noch Alles, was über ein so bedeudeutungsvolles Ereigniß auf uns gekommen ist. Die Sache kann deswegen aber doch nicht bestritten werden, weil man nur die Namen der 174, bis Justinian noch üblichen, altattischen Demen mit der neuen byzantinisch-attischen Ruralnomenclatur zu vergleichen braucht, um die Bedenklichkeiten selbst eines Hrn. Roß zu beschwichtigen. Sollte der gelehrte Herr aber nicht wissen, wie diese Vergleichung anzustellen sei, mag er nur die einschlägigen Erlasse Innocenz' III., dann die französisch-gräkischen Chroniken des Mittelalters, besonders aber die statistischen Nachrichten über das türkische Attika im Spon'schen Reisewerk zusammenstellen.

Hat sich nun von den Athenern der vorslawischen Periode auch ein Rest im orthodoxen „Bischofcastell" bis zur Recolonisation des Flachlandes durch die Autokraten von Byzanz erhalten, so ist doch während der bejammernswerthen Drangsale, die vom Beginn der Frankenherrschaft im Jahre 1205 bis zur Besitznahme Athens durch die Osmanli über Athen und Attika hereingebrochen sind, nicht etwa blos jener ärmliche alte Rest, es ist auch die ganze neueingewanderte byzantinische Ruralbevölkerung des Mittelalters bis auf die letzte Familie wieder verschwunden, um den Albanesen Platz zu machen. Attika war den griechischen Sprachgebieten schon vor Jahrhunderten verloren und ist es heute noch. Oder leugne Hr. Roß, wenn er es kann, daß, um von den Dörfern im Innern zu schweigen, selbst in den alten Orten Eleusis und Marathon jetzt nur Albanesen wohnen und sogar die Bevölkerung der Altstadt von Athen noch heute nicht griechisch, sondern albanesisch redet. *)

Wer sind aber diese attischen Albanesen? Diese attischen Albanesen

*) Das Albanesenviertel in Athen heißt „Plaka" oder Altstadt, vom albanesischen πλjαx, weiblich πλjαxε, alt. In Megara sowie in Orogo an der böotischen Grenze wird zwar viel Albanesisch gesprochen, doch soll die alte Bevölkerung griechisch, die albanesische aber von der Umgegend eingewandert sein. Auf Süd-Euböa ist das griechischredende Karysto ausgenommen. Vgl. von Hahn, „Albanesische Studien", I, 32.

sind Leute, welche bei den Gräken ebenfalls „eichene Dickschädel" heißen und deren Haus- und Familiensprache mit der griechischen keine größere Aehnlichkeit hat, als das Plattdeutsch von Burtehude und Itzehoe mit einer Rede des Demosthenes. Und doch leiert uns Hr. Roß noch immer seinen Sing-Sang von ungetrübtem Fortbestande der Alt-Athener vor! Welches Vertrauen können also in dieser Sache die Streitgründe eines Mannes einflößen, der zehn Jahre Professor in Athen war und als hellenischer Perieget das Land beschrieben hat, ohne auch nur zu ahnen, daß die attische Landbevölkerung in Haus und Familie nicht mehr griechisch rede und also gerade der edelste Theil am althellenischen Volkskörper völlig verdorrt, abgestorben und weggeschnitten sei? Hätte es aber Hr. Roß gewußt und im Streite doch verheimlicht, so wüßte ich nicht, wie das zu nennen wäre. Aber nicht genug mit ganz Attika: auch Böotien, Lokris, die Südhälfte von Euböa, die Nordhälfte von Andros, ganz Hydra, Spezzia, Salamis, Poros, Argolis, Korinth und Isthmos ist reines Albanesen-Land, und haben alle diese Provinzen mit Dem, was Hr. Roß Hellenen nennt, nichts gemein als Luft und Sonnenlicht. Dieses höchst wichtige, in keiner Chronik verzeichnete und nur durch die Wirklichkeit constatirte Ereigniß muß Hr. Roß sammt den übrigen Einwendungen, die man seinen hinkenden Syllogismen, seinen Entstellungen geschichtlicher Thatsachen und besonders seinen misverstandenen Citaten entgegenstellt, vor allem genügend beseitigen, wenn er in der Sache noch weiter verhandeln will. Hr. Roß muß beweisen:

1) daß meine ganze Baum- und Vegetationstheorie von Alt-Athen irrig sei;

2) daß nicht Basilius II. der erste und eigentliche Pacificator von Attika war;

3) daß nach Basilius II. nicht plötzlich ein ganz neues Ruralwesen in Attika zum Vorschein kommt, und endlich

4) daß der Bevölkerungsstock in Attika und in den obengenannten Gebietstheilen auf Inseln und Festland heute den Nationalgriechen und nicht den Albanesischredenden angehört.

Ist aber Hr. Roß unvermögend, das Gefoderte zu leisten und denkt er dessenungeachtet seine fire Idee festzuhalten, so wird er ganz jenem harmlosen Monomanen gleichen, der zu Argos allein im leeren Theater saß und freudestrahlend applaudirte, weil er wundervolle Tragödien zu hören glaubte:

Qui se credebat miros audire tragoedos
In vacuo laetus sessor plausorque theatro.

Von Quebeck nach Saratoga.

Skizzen aus meinem atlantischen Reisebuche.

Von

Eduard Heusinger.

(Verfasser von „Achtundvierzig Jahre. Aus der Mappe eines constitutionellen Offiziers".)

V. Saratoga.

Es gibt keinen süßern Schlaf als den, der auf die Anstrengungen einer Reise folgt und ich schlief tief und fest am Abhange des Rattle snake's hill, als ich von Gesängen aufgeweckt ward, die mir aus meinen Feldzügen ebenso bekannt waren, als ihr Ton in diesen fernen Gegenden mich befremdete. Es waren lebhafte, geräuschvolle französische Gesänge, angestimmt von drei lustigen Parisern, die gleich mir eine Reise in die nördlichen Provinzen der Vereinigten Staaten machten. Ich wußte noch nicht, was ich von dieser unerwarteten Scene denken sollte, als ich sie nach dem See zuwandern sah, immer unter Lachen und Singen, zum großen Misvergnügen der ernsten Amerikaner von Coldwellhouse, die laut gegen diese, zur ungelegenen Zeit kommenden Ausbrüche französischer Fröhlichkeit murmelten. Bald verschwanden die drei Pariser zwischen den Inseln des Horicansees, und eine junge Dame von Neuyork, die gleich uns die Bäder von Saratoga besuchen wollte, fragte mit großer Einfalt: „ob denn diese Herren in der That französische Gentlemen wären und ob es in Paris üblich sei, so früh schon alle Nachbarn durch lautes Lachen und Singen im Schlafe zu stören?"

Wenn man den Georgssee verläßt, steigt man einen sanften Hügel hinab, erblickt dabei aber stets die Inseln und das Gebirge, das sich im Wasser spiegelt, bis man bald auf der andern Seite ein ganz neues Schauspiel gewahr wird. Der Weg führt durch einen aus Fichten und Kastanienbäumen bestehenden Wald, die miteinander um den Vorrang streiten und ihre bald dunkeln bald hellgrünen Schatten auf die nahen Felder werfen. Am Horizont erblickt man einige weiße Linien, abgerundet wie die Wolken im Sommer, die in tausend phantastischen Formen aufeinander folgen, bald Schlösser bilden, bald Ruinen, bald Paläste, die plötzlich steil abfallen, oder auch Felsen, Wälder, geflügelte Drachen, Gnomen und Dämonen. Diese entfernten Dünste aber bleiben unbeweglich, der Glanz auf diesen schneeweißen Kämmen ist immer derselbe; es liegt eine imposante Wirklichkeit auf diesen nebeligen Gipfeln der Gletscher von Newhampshire, die den Namen der Weißen Berge führen. Ihre Entfernung vom Georgssee beträgt zum wenigsten 62 Meilen und doch sieht man sie deutlich über die

bläulichen waldbedeckten Hügel hervorragen, die sich bis an den Hudson verlängern. Den Indianern sind diese Berge bekannt unter dem Namen Agocoschook.

Das Land, durch welches wir reisten und das von den vielen Kranken oder Neugierigen, welche in die Bäder nach Saratoga gehen, häufig besucht wird, war lange Zeit ein Schauplatz der blutigsten Scharmützel zwischen europäischen Truppen und den Indianern. Die Unebenheit des Bodens, die vielen engen Gebirgspässe, die zahlreichen durch das Dickicht sich bahnenden Bäche, die kaum betretenen Fußsteige in einem Labyrinthe kleiner Seen, Cascaden und Felsen begünstigten ungemein die Unternehmungen der Wilden. Bald lagerten sie sich in Hinterhalte, bald verfolgten sie den verirrten und entmuthigten Feind und ließen ihm weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe; ihre mörderischen Pfeile pfiffen um die Ohren der Grenadiere, welche die französische Vorhut bildeten, und drohten Jedem den Tod, der sich in Schußweite wagte. Oft, wenn eine ganze Truppendivision in einem Thale ihr Lager aufgeschlagen hatte und von den Vorposten bewacht, ruhig schlief, hatte sich eine Anzahl Indianer ins Gras gedrückt, oder kletterte auf dem Moose, das die Berge bedeckt, spähete die Bivouacfeuer und Zelte aus, schlich durch die Schildwachen hindurch und hinterbrachte Alles dem feindlichen General; es war noch Glück dabei, wenn die Axt des Wilden, schneller als ein Tiger, nicht mit einem Streiche der Schildwache den Kopf spaltete. Gewöhnlich nahm dann der Sieger den blonden Kopf des Europäers, hing ihn an seinen Gürtel und ging ruhig seines Wegs dahin.

Die Gleens-Falls, einige Meilen von Saratoga, sind ein schrecklicher Wasserfall, in der Mitte von Felsen durchschnitten, die eine unzugängliche Höhle bilden. Der Strom, mit Wuth hinabstürzend, bildet einen weiten Kreis, wo das Wasser wild durcheinander tobt und schäumt; dann verfolgt er seinen Weg mitten durch abgestorbene Tannen, an deren Wurzeln er nagt. Die beste Beschreibung der Fälle findet man in Cooper's „Der letzte Mohikaner"; in der romantischen Grotte, um welche der Gleensschlund tost, erkannte ich sofort die geheimnißvolle Höhle, in welcher Lederstrumpf und seine Gefährten sich so lange Zeit vor der Rache der Mengos bargen.

Früher war da an keinen Uebergang zu denken, jetzt steht hier eine friedliche Mühle; auf der Brücke, welche oberhalb des Water-Mill liegt, sieht man ehrsame Pächter aus der Umgegend, die mit ihren fruchtbeladenen Wagen dahergezogen kommen, oder elegante Wagen, welche die reichen Kaufleute aus den Städten in die Bäder fahren. Mit Enthusiasmus sprach man davon, daß es dem amerikanischen Fleiße

gelungen sei, den Strom zu besiegen; ich für meinen Theil hätte lieber gesehen, daß der Felsen dürr und nackt, die Höhle von Gesträuch verdeckt, die Inseln von Fichten und Eichen beschattet gewesen wären, selbst auf die Gefahr hin, Mohawks und Irokesen zu finden, die Tod und Verderben um sich her verbreiten.

Die an Canada grenzenden Gegenden haben, wie wir schon gesehen, ihre alte Rauhheit bewahrt; erst der lange Champlain macht den Uebergang zwischen diesen rauhen Gegenden des Nordens und den gemäßigten Staaten von Neuyork und Vermont. Alsdann kommt der Horican, mit seiner ganzen eigenthümlichen Vegetation, namentlich mit seinen in dem übrigen Theile der Provinz so seltenen Kastanienbäumen, die überhaupt in den meisten nördlichen Staaten fast gar nicht vorkommen; seine Felsen sind röthlicher, seine Marmoradern funkelnder und die jenseit des Hudson nur zuweilen vorkommende Trompeterschlange scheint seine einsamen Grotten zu lieben. Kaum hat man den See verlassen, so herrscht abermals eine strenge, ernste Natur; Fichten bedecken wieder ein sandiges, unfruchtbares Erdreich, die Hügel erscheinen dunkelblau und aus der Ferne könnte man sie für Meereswogen halten. Einen so finstern und melancholischen Anblick gewährt die Umgegend, in welcher das amerikanische Dorf liegt, wo die fashionable Welt aus allen Staaten und aus allen Völkern zusammenkommt, welche diese große Hemisphäre bewohnen. Aus einem stillen, dunkeln Walde tritt man heraus und befindet sich urplötzlich von Allem umgeben, was der europäische Luxus hervorbringt. Saratoga ist eigentlich nur ein großes Dorf, oder vielmehr eine große Gruppe unregelmäßiger, zwischeneinander stehender stattlicher Häuser und Magazine, in einer mit Hügeln umgebenen Ebene, in welcher sich die zahlreichen Quellen befinden, deren Heilkraft schon den Indianern bekannt war, bevor sie in den Vereinigten Staaten in Mode kamen. Cooper läßt die beiden Mohikaner mit ihren Messern in der Erde wühlen, um die wohlthätige Quelle hervorzulocken, die lange Zeit durch einen Bach verborgen blieb, der über sie hinfloß. Dieser Umstand erklärt die sonderbare Art, wie die Indianer sich das Wasser dieser zweiten Quelle verschafften; sie trägt noch jetzt den Namen Congreß-Spring. Diese Quelle soll mehr heilende Kraft besitzen als die übrigen; eine Pinte hält 80 Gran Salz, 6½ Kalk und Magnesia; auch schmeckt das Wasser etwas nach Eisen. Einige Schritte von dieser liegt die High-Rock-Quelle. Am meisten Aufmerksamkeit verdient jedoch der Round-Rock-Spring, auf dem Gipfel eines abgerundeten Felsens; er kommt aus einer Oeffnung, die fünf Fuß im Durchmesser hat. Dieses natürliche Becken, das auf seiner Basis sechs Fuß breit ist, endigt in einem Kegel und ist durch eine unausgesetzte Anhäufung von Kalklagen, womit das Wasser stark gesättigt ist, ge-

bildet worden. Die Quelle springt immerfort, und wenn man vom Rande der Urne etwas abbricht, in welche die Natur ihren Schatz verborgen hat, so sieht man bald das Ausgebrochene durch eine kalkartige Substanz wieder ersetzt, die nach und nach die Substanz und das Aussehen des Felsens annimmt. Vormals lief das Wasser vom Gipfel des Gesteins herab, hält sich jetzt aber seit lange schon auf der Oberfläche: eine Veränderung, die man einem Risse zuschreibt, der durch das Herabstürzen einer alten Fichte im untern Theile des Felsens entstand.

Die Häuser in Saratoga bilden ein großes Parallelogramm; bis auf wenige sind sie jetzt alle von Stein aufgeführt und mit weißgemalten Galerien umgeben. Weiß sind auch das Haus und die Säulen angestrichen, welche das Dach stützen. Diese Colonnade ist mit einer Guirlande von gelbem Jasmin bedeckt, der einen großen Theil des Sommers hindurch Blüten treibt; auch die Purpurkelche des Florijasmins sind nicht selten. Auf der Straßenseite sind die Galerien von Pappeln beschattet, während in den Gärten die duftigen Batalpas, die virginischen Tulpenbäume, welche herrliche Laubgewölbe bilden, an die Ufer des Mississippi erinnern. Wenn unter den langen Corridors die Glocke zum Mittagsessen ertönt, rennt Alles geräuschvoll aus den Lauben hervor; 2—300 Fremde nehmen Platz an den reichsetzten Tischen. Abends sieht man in diesem Salon die herrlichsten Toiletten, es wird getanzt und musicirt, die Kronleuchter strahlen ihr glänzendes Licht auf das vergoldete Getäfel und der Ball verlängert sich nicht selten, bis das bleiche Morgenlicht hereindämmert.

Sechs Meilen von diesem Dorfe entfernt liegt noch einer jener lieblichen Seen, wie man sie in Amerika so oft findet. Hierher werden große Fischerpartien unternommen; man reitet von Saratoga und Ballston oft hierher, zumal da ein fashionabler Amerikaner den Tag über nothwendig seine 9—10 Dollars verthun muß. Die Ufer dieses Sees tragen ringsum die Zeichen der höchsten Cultur; seit Montreal zuerst sah ich hier wieder schöne Gärten und große bebauete Felder. Hundertundachtzig Fuß hoch über den See erhebt sich eine Felsenspitze; sie ist mit Bäumen besetzt, und wer sich in die Gehölze hineinwagt, an welche dieselbe sich lehnt, darf auf eine reiche Ausbeute von Fasanen und Wachteln hoffen.

Unweit von diesem See, bei Schülersville, ergab sich Burgoyne mit 6000 Mann dem General Gates. Die Engländer waren überall dem Feuer der auf den Höhen lagernden Amerikaner ausgesetzt und hatten sechs Tage Stand gehalten. Obschon die Besiegten auf ihrem Wege Alles verbrannt und zertrümmert hatten, so wurde ihnen doch eine ehrenvolle Capitulation von dem großmüthigen Sieger gestattet, den sie so sehr verachtet und beleidigt hatten.

Ballston und das Dorf Spaa wetteifern mit Saratoga in Hinsicht der Heilkraft ihres Wassers sowol, als der Menge der zuströmenden Fremden. Sanssouci ist der günstigste Vereinigungspunkt. Ballston hat einen See und seine Spaziergänge wie Saratoga; seine Quellen, namentlich der Lafayette-Spring, sind von ausgezeichneter Qualität. Man findet an diesem Orte auch noch drei Quellen von ganz verschiedener Natur, von denen die eine außerordentlich frisch ist und Eisenoxyd und kohlensaures Gas enthält. Die alte Quelle, Old-Spring, war die im Lande am allgemeinsten bekannte; man sagt, die Indianer seien durch Rehe auf dieselbe aufmerksam gemacht worden. Endlich nenne ich noch die Salzquelle oder Vereinigte Staaten-Quelle; sie enthält viel Eisenoxyd und verschiedene Salze zu gleichen Theilen. Alle diese Vergnügungsörter werden nur in der schönen Jahreszeit besucht, wo sie allerdings einen herrlichen Spaziergang gewähren. Das regsame, lebhafte Treiben wirkt auf die Gesundheit der Kranken, die meistentheils an Körperübeln leiden, welche eine Folge plötzlichen Temperaturwechsels sind, nicht minder wohlthätig als das Wasser selbst. Im Winter stehen die Häuser und Dörfer theilweise verödet; kein Wagen rollt Staub auf, die Seen werden von keinen eleganten Kähnen und Piroguen durchfurcht, und die weißen, der Blumengewinde entkleideten Säulen stehen in traurigem Einklang zu der Schneedecke, die über der ganzen Gegend gebreitet liegt.

Literatur und Kunst.

Das neue deutsche Reich, das man im Jahre 1848 mit mehr Begeisterung als Einsicht gründen wollte, ist bekanntlich nicht zu Stande gekommen; das Einzige, was noch davon übrig, ist ein Haufen stenographischer Berichte, nebst andern vergilbten Papieren, die schon jetzt keinen andern Werth mehr haben, als den die Wagschale des Maculaturhändlers ihnen zutheilt. Aber auch das alte Deutsche Reich, das zur Zeit des Rheinbunds zu Grabe getragen ward, hat trotz seiner fast tausendjährigen Dauer einen ganz ähnlichen Ausgang gehabt; auch von ihm war endlich nichts mehr übrig als ein ungeheurer Haufen alter Papiere und auch diesen hat man geflissentlich in alle Winde zerstreut. Man kennt das ehemalige Reichskammergericht zu Wetzlar; man weiß, welche Actenberge da zusammengehäuft lagen, vielleicht nicht ganz so hoch, aber gewiß ebenso confus wie weiland der Thurmbau zu Babel, und daß es als ein Fall von außergewöhnlicher Beschleunigung betrachtet ward, wenn der Enkel das Ende eines Processes erlebte, den der Großvater begonnen. Nicht so bekannt dagegen ist es, daß dasselbe Kammergericht zu Wetzlar mit seinen Bergen von Acten, seinem Abgrund unerledigter Processe, das einzige und letzte Institut war, welches das Deutsche Reich noch geraume Zeit überdauerte; Franz II. schrieb sich

schon längst Franz I., die deutschen Burschenschafter hatten schon längst auf der Festung dafür büßen müssen, daß sie von einem Deutschen Reich geträumt — und noch immer bestand das Archiv des ehemaligen Reichskammergerichts ungetheilt, und noch immer wandelten die Gespenster der unzähligen Processe, die hier niemals zum Spruch gekommen, durch die düstern Hallen und raschelten mit den Papieren, die jetzt auf ewig begraben werden sollten. Wer erkennt darin nicht jene Ironie des Schicksals, die zuweilen mit den kleinsten Mitteln die größten Effecte hervorbringt und an der besonders die deutsche Geschichte so reich ist? Von dem Deutschen Reich, diesem Reich des Haders und der Zwietracht, der Chicane und Pedanterie, durfte nichts übrig bleiben als ein Haufen alter Acten; das Reich selbst war zu Ende gegangen wie ein Proceß ohne Urtheil und so bildeten auch Processe ohne Urtheil sein letztes und einziges Denkmal. Und auch ihrer wurde man endlich überdrüssig. Die Bundesversammlung in Frankfurt wollte Alles entfernen, was an die ehemalige Reichseinheit erinnern konnte; selbst das wetzlarsche Archiv beschloß sie unter die verschiedenen Bundesstaaten zu vertheilen. Im Jahre 1845 waren die Vorarbeiten dazu so weit gediehen, daß die Auseinandersetzung selbst beginnen konnte. Im Verlauf von sieben Jahren, mitten unter den Stürmen der Zeit, ist dieselbe vollendet worden; jeder hat seinen Theil von dem alten Hader an sich genommen, die letzte Spur deutscher Einheit ist verwischt. Ob die einzelnen Staaten dabei viel gewonnen, mag dahingestellt bleiben; in vielen Fällen soll der Frachtlohn mehr gekostet haben, als der Maculaturwerth der Papiere beträgt. Dagegen hat die deutsche Rechts- und Reichsgeschichte, sowie überhaupt die Geschichte unserer öffentlichen Zustände durch die Zersplitterung des wetzlarschen Archivs einen nicht unbedeutenden Verlust erlitten. Juristen und Publicisten hatten die große, in vieler Hinsicht unvergleichliche Sammlung schon früher mannichfach ausgebeutet; aber auch für die innere Geschichte unsers Volks, für die Geschichte seiner Sitten, Gebräuche, Rechte ꝛc. hätte dieselbe, richtig benutzt, von großer Wichtigkeit werden können. Um so erfreulicher ist es, daß wenigstens der bedeutende Theil, welcher an Preußen gerathen, in kundige Hände gefallen ist. Hr. Paul Wigand, den Freunden unserer ältern Geschichte, besonders der ältern Rechtsgeschichte schon längst durch eine Reihe gelehrter und wichtiger Werke bekannt, hatte die ebenerwähnte Auseinandersetzung zu leiten gehabt; sehr gegen seinen Willen, indem es nach seiner Ansicht weit zweckmäßiger gewesen wäre, das Archiv beisammenzuhalten, wofür er sich auch vielfach, aber immer vergeblich, verwendet hatte. Daß aber mit dem lästigen Geschäft sein Interesse an der Sache selbst nicht erloschen ist, dafür geben die soeben erschienenen „Denkwürdigkeiten für deutsche Staats- und Rechtswissenschaft, für Rechtsalterthümer, Sitten und Gewohnheiten des Mittelalters; gesammelt aus dem Archiv des Reichskammergerichts zu Wetzlar; nebst einer Denkschrift über Geschichte, Schicksale, Inhalt und Bedeutung jenes Archivs von Dr. Paul Wigand" (Leipzig, Hirzel) ein höchst anerkennenswerthes Zeugniß. Es sind Auszüge aus jenem Antheil des Archivs, der an Preußen übergegangen ist. Einen besondern Plan dabei zu verfolgen, war dem Herausgeber bei der Massenhaftigkeit des Materials nicht wohl möglich; daß die meisten Fälle sich mit Westfalen beschäftigen, ist bei der Wichtigkeit, welche diese Provinz für ältere Rechts- und Verfassungszustände behauptet, vollkommen in der

Ordnung. Das Ganze zerfällt, die einleitende Denkschrift nicht mitgerechnet, in elf größere Abschnitte; dieselben beschäftigen sich mit den Reichssteuern und der Geldnoth im 16. Jahrhundert, mit dem Ewigen Landfrieden und den Landfriedensbrüchen, mit dem schleppenden Rechtsgang der Justiz im 16. Jahrhundert, mit Femgericht, Freigericht und Gogericht, mit den Collisionen der Unterthanen mit den Landesherren, sowie der Ritterbürtigen mit den Bürgern, ferner mit der Geschichte der Städte und ihrer Zünfte, Zölle und Oberhöfe, mit ehelicher Gütergemeinschaft nach westfälischen Gewohnheiten und Statutarrechten, mit den Erbgerichten, mit Meierrecht, Hofrecht und Leibeigenthum in Westfalen, endlich mit Processen gegen Hexen und Besessene und dem Einschreiten des Reichskammergerichts gegen die dabei eingerissenen Misbräuche. Alle diese verschiedenen Punkte, die, wie man sieht, so ziemlich den ganzen Umkreis des öffentlichen und häuslichen Lebens in sich begreifen, werden durch eine Auswahl interessanter und charakteristischer Beispiele erläutert. Außer dem juristischen Interesse kommt dabei auch eine Masse von Gegenständen zur Sprache, welche dem Geschichts- und Sittenforscher von Wichtigkeit sind. Besonders hervorzuheben sind in dieser Hinsicht die beiden letzten Abschnitte über Hexenprocesse und Besessene; so viel dieser Gegenstand in neuerer Zeit auch behandelt worden ist, so erhält er doch durch die hier mitgetheilten Documente ein in vielem Betracht neues und interessantes Licht. Selbst einzelne humoristische Stücke sind nicht ausgeschlossen; so namentlich ein Proceß von 1561 über Weinverfälschung und ob ein in das Faß gehangenes Stück Speck, welches die Gährung des jungen Weins verhindern soll, als Verfälschung zu rechnen sei; wir lernen daraus eine Masse von Geheimmitteln der damaligen Weinkünstler kennen und thun zugleich interessante Blicke in die Sitten und Gebräuche der Zeit. So bietet das Buch denn, trotz seines etwas trockenen Aussehens, nicht nur dem Juristen, sondern Jedem, der sich für unsere ältern Zustände interessirt, eine ansprechende und fruchtbare Fundgrube; selbst Dichter und Romanschreiber, die etwa Lust haben, einen Stoff aus der ältern deutschen Geschichte zu behandeln, werden es nicht ohne Vortheil studiren. Kst.

Die Verlagshandlung von Wilhelm Herz in Berlin scheint es sich zu einer besondern Aufgabe gemacht zu haben, die gelungensten von den Vorträgen, die im Lauf des Winters von berliner und auswärtigen Gelehrten in dem sogenannten Wissenschaftlichen Verein in der Singakademie gehalten worden, durch den Druck zu verbreiten und dadurch dem größern Publicum zugänglich zu machen. Da die Auswahl im Ganzen recht sorgfältig ist und sich größtentheils auf solche Vorträge beschränkt, die in der That durch Stoff und Ausführung geeignet sind, die Theilnahme des Publicums zu beschäftigen, so verdient das Unternehmen ebenso sehr die Billigung der Kritik wie die thätige Unterstützung des Publicums. Es ist auf diese Art schon eine ganze kleine Bibliothek entstanden, in der sich auf sehr zweckmäßige Weise das Angenehme mit dem Nützlichen, die Unterhaltung mit der Belehrung vereinigt findet, während auch die Ausstattung vollkommen so zierlich ist, wie man es heutzutage von dergleichen Schriften fodert. Einen höchst angenehmen Zuwachs hat diese Bibliothek neuerdings erhalten durch Hermann Hett-

ner's Vortrag „Ueber Robinson und die Robinsonaden". Schon das Thema ist überaus glücklich gewählt; wer kennt nicht den „Robinson"? wer bewahrt nicht noch jetzt in dankbarem Gemüth das Andenken an jene Entzückungen, mit denen das trefflichste und unvergänglichste aller Kinderbücher uns erfüllte? Allein so verbreitet der „Robinson" und so allgemein der Beifall, der ihm seit mehr denn hundert Jahren in allen Gegenden der Welt, bei allen Nationen, in allen Ständen und Lebensaltern zutheil geworden ist, so unbekannt ist bei alledem die Person des Verfassers geblieben; nicht blos das Publicum, zu dessen Eigenschaften Dankbarkeit nun einmal nicht gehört, sondern auch die Literaturgeschichte, die doch so viel kleinere Geister bereitwillig in ihr Pantheon aufgenommen, hat für den Verfasser des „Robinson" kein Gedächtniß gehabt. Erst in neuester Zeit haben einige englische und französische Schriftsteller diese Lücke auszufüllen gesucht; ihren Untersuchungen schließt der Hettner'sche Vortrag sich an. Wir erfahren daraus, daß Daniel Foe (geb. 1661, gest. 1731; den adeligen Beinamen Defoe nahm er sich aus unbekannten Gründen erst gegen Ende der Achtziger an, bei seiner Rückkehr von einer Flüchtlingsreise nach Spanien, Frankreich und Deutschland, zu welcher seine Theilnahme an dem Monmouth'schen Aufstand ihn genöthigt hatte) nicht nur einer der einflußreichsten und fruchtbarsten Schriftsteller seiner Zeit war, sondern auch als Staatsmann wie überhaupt als praktischer Kopf nimmt er einen erheblichen Rang unter seinen Zeitgenossen ein. Von ihm ist der erste Plan der öffentlichen englischen Banken, sowie der erste Gedanke zu jenen Hagel- und Feuerassecuranzen und jenen Sparkassen ausgegangen, wie sie jetzt noch unter uns üblich sind; sein „Essay on projects" (den Hr. Hettner kein Bedenken trägt mit Möser's „Patriotischen Phantasien" zu vergleichen), wiewol heutzutage vollständig verschollen, selbst bei den Männern der Wissenschaft, hat doch eine Menge von Sätzen, die jetzt als Grundlehren der Nationalökonomie allgemein anerkannt sind, zuerst und mit glücklichem Erfolg in Umlauf gesetzt. Ja das wichtigste Ereigniß, durch welches die Regierung der Königin Anna sich auszeichnet, die staatliche Vereinigung von Schottland und England, ist hauptsächlich durch den Verfasser des „Robinson", den das Ministerium zu diesem Zweck ausdrücklich nach Edinburg schickte, zu Stande gekommen. Dieser ausgedehnten Wirksamkeit entspricht nun auch die Mannichfaltigkeit und Abenteuerlichkeit seines äußern Lebens; beliebter Romandichter, gefürchteter Pamphletist, geschickter Unterhändler, begegnet er uns bald in vertrautem Umgang mit den Häuptern der Regierung, die ihn als geschicktes Werkzeug benutzen, bald wieder in den Reihen der Opposition, sogar als Rebell auf dem Schlachtfeld, im Kerker und auf der Flucht; heute im Cabinet des Ministers, treffen wir ihn morgen am Pranger, aber an einem Pranger, den die Bewunderung und Liebe des Volks für ihn mit Blumenkränzen und Teppichen ausschmückt. Solche Schwankungen des Schicksals waren unvermeidlich in einer politisch so aufgeregten und schwankenden Zeit wie diejenige, in welcher Defoe lebte. Mit ganz besonderer Härte aber mußten sie einen Mann treffen, der bei aller Gewandtheit und allem industriellen Talent (mit dem er indeß, wie es häufig geschieht, für Andere glücklicher speculirte als für sich selbst) doch die Kunst des Manteltragens so wenig verstand und an dem einmal erfaßten Banner der Freiheit, der Ehre und der öffentlichen Wohlfahrt so fest hielt als er. Was uns am

meisten an der Hettner'schen Arbeit gefallen hat, das ist die Sorgfalt, mit welcher er überall den sittlichen Faden nachzuweisen sucht, der dies scheinbar so regellose und abenteuerliche Leben zusammenhält. Die Fälle, wo es der Geschichtschreibung verstattet ist, vergessenes oder verkanntes Verdienst an das Licht zu ziehen und einen bis dahin unbekannten oder entstellten Namen hinzuzufügen zu der Liste der Unvergeßlichen, die wir als die Väter und Vorkämpfer unserer gegenwärtigen Bildung verehren, sind außerordentlich selten; Hr. Hettner, indem er das Leben Defoe's zum Gegenstand seiner Studien machte, war in diesem Fall und er hat ihn in einer Art und Weise benutzt, die nicht blos seinem gelehrten Fleiß, nicht blos seinem Geschmack und Darstellungstalent, sondern auch der Wärme seines Herzens und dem Ernst seiner patriotischen und künstlerischen Bestrebungen zum Ruhme gereicht. Der Vortrag ist ein kleines Meisterstück populärer und doch kunstgemäßer Darstellung; in der Anordnung zeigt sich die Sicherheit, welche nur durch vollständige Beherrschung des Stoffs, in der Sprache bei aller Einfachheit jener höhere, fast dichterische Reiz, der nur da erlangt wird, wo eine reiche Fülle eigener und wohldurchdachter Gedanken zu Grunde liegt. Sind wir recht unterrichtet, so ist der Verfasser seit längerer Zeit mit einer ausführlichen „Geschichte der englischen Aufklärung" (aus dem Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts) beschäftigt; entspricht dasselbe der vorliegenden Skizze, so dürfen wir ein höchst bedeutendes Werk erwarten, das eine nur allzu empfindliche Lücke unserer Literatur endlich auf würdige Weise ausfüllen wird.

In demselben Verlag sind gleichzeitig noch einige andere Schriftchen erschienen, die ihren Ursprung derselben Veranlassung verdanken: „Die Alhambra und der Untergang der Araber in Spanien" von Richard Gosche, nebst zwei Vorträgen von Karl Witte: „Die Alpenpässe" und „Der katholische Tendenzroman in Italien". Das Erste ist eine sehr gründliche Arbeit, für den populären Zweck, für den sie bestimmt ist, vielleicht sogar zu gründlich. Der Verfasser, durch umfassende geschichtliche Studien, sowie durch eigenen Augenschein unterstützt, behandelt seinen Gegenstand mit erschöpfender Ausführlichkeit, nicht nur in kunstgeschichtlicher, sondern auch in politischer und religiöser Hinsicht. Für den Zweck, um den es sich hier zunächst handelte, hätte er nach unserm Dafürhalten besser gethan, sich nur auf die kunstgeschichtliche, die ästhetische Seite zu beschränken; indem er Alles geben und jede Frage beantworten wollte, die sich etwa bei Gelegenheit der Alhambra aufwerfen läßt, ist er nicht nur schwerfällig, sondern zum Theil auch unklar und unverständlich geworden. Doch ist ja diese übertriebene Gewissenhaftigkeit, die, wenn sie einmal zu Worte gekommen, den Gegenstand nicht eher wieder losläßt, als bis sie ihn vollständig todtgemacht hat, ein alter Erbfehler der deutschen Gelehrsamkeit; es werden vermuthlich noch viele Vorträge gehalten werden müssen, bevor es damit besser wird. Den beiden Witte'schen Vorträgen kann man diesen Vorwurf der Schwerfälligkeit nicht machen; sie sind ganz in jenem leichten Conversationston gehalten, der überall nur die Oberfläche der Dinge berührt und den eben deshalb die sogenannten vornehmen Kreise ganz besonders begünstigen. Am meisten hat uns noch die Schilderung der „Alpenpässe" angesprochen. Auf häufig wiederholten Reisen nach Italien hat der Verfasser die wichtigsten und interessantesten Uebergänge von Deutschland nach Italien passirt und

gibt uns hier eine ausführliche Schilderung derselben, sowol in landschaftlicher Hinsicht, als auch in Betreff ihrer Entstehung, ihres Alters, ihrer geschichtlichen und politischen Wichtigkeit rc. Solange er sich darauf beschränkt, bloße äußere Eindrücke zu verarbeiten, wie er sie unmittelbar an Ort und Stelle gesammelt hat, hören wir ihm mit Vergnügen zu; wo er sich dagegen zu allgemeinern Betrachtungen erhebt, da tritt der dilettantische Charakter des Ganzen doch zu deutlich hervor. Auch die Abhandlung über den „Tendenzroman" zeigt, daß er sich besser auf die Staffage eines Landes als auf seinen Geist und seine innere sittliche Entwickelung versteht; es ist eine sehr einseitige Arbeit, die eine einzelne, in Wahrheit sehr untergeordnete und beiläufige Erscheinung auf ganz ungebührliche Art in den Vorgrund drängt. Die katholisirenden Sympathien, welche der Verfasser dabei an den Tag legt, haben uns nicht überrascht, so seltsam sie sich im Munde eines protestantischen Gelehrten auch ausnehmen. Diese Liebäugelei mit dem Katholicismus ist ein altes Inventarienstück der Romantik; der Uneingeweihte mag sich darüber wundern, daß sie dasselbe gerade jetzt wieder hervorholt, sie selbst wird wol wissen, was sie damit will. HFk.

Correspondenz.

Aus München.

Ende April 1854.

pl. Das „Deutsche Museum" hat sich in den letzten Monaten so vielfach mit bairischen Zuständen und Verhältnissen beschäftigt, daß Ihr münchener Correspondent seine Berichte wol mit gutem Gewissen für einige Zeit einstellen durfte. Auch hat sich nur wenig bei uns zugetragen, was auswärts interessiren könnte. In geselliger Hinsicht war der Winter außergewöhnlich still; selbst der Carneval, der sich von frühern Jahren her eines gewissen Rufs erfreute und stellenweise, wiewol mit Unrecht, sogar mit Köln und Düsseldorf verglichen ward, verlief dies mal sehr geräuschlos und unscheinbar. Einen nicht geringen Antheil daran hat natürlich der allgemeine Nothstand gehabt, der auch bei uns lebhaft empfunden wird, wenn auch allerdings lange nicht in dem Grade wie auf dem platten Lande. München ist noch immer eine der wohlfeilsten und behäbigsten Städte in Deutschland; unter den deutschen Residenzen nimmt es in dieser Hinsicht ganz unbestreitbar die erste Stelle ein, selbst viel kleinere Städte, wie etwa Stuttgart oder Karlsruhe, nicht ausgeschlossen. Dafür aber ist der Münchener auch gewohnt sehr reichlich zu leben, wenigstens was Essen und Trinken betrifft; was der Münchener in diesem Punkte Einschränkung nennt, würde in vielen andern Städten, vorzüglich in Norddeutschland, noch immer Uebermaß und Verschwendung heißen. Es kommt dazu, daß, die eigentlich vornehmen Kreise ausgenommen, häusliche Geselligkeit ein Ding ist, das der Münchener nicht kennt. Die „Fliegenden Blätter" (deren Popularität, beiläufig bemerkt, sehr in der Abnahme begriffen sein soll) haben uns darüber schon manchmal verspottet, aber ohne Erfolg. Wenn der Münchener gesellig sein will — und er ist in der That sehr gesellig —, so geht er ins

Wirthshaus; selbst seine nächsten Bekannten, selbst Gastfreunde, die ihm von auswärts empfohlen sind, ladet er nicht zu sich ins Haus, sondern es genügt ihm, sie ins Wirthshaus zu bestellen. Für gesellige Repräsentation, für Gastereien und Einladungen enthält das Budget einer richtigen münchener Haushaltung mithin keinen Kreuzer; Alles, was anderwärts zu diesem Zwecke verwandt wird, wird bei uns ins Wirthshaus getragen. Und es wäre gut, wenn es dabei nur bliebe; in den meisten Fällen aber wird noch weit mehr hineingetragen, so viel, daß nicht selten das ganze Budget darüber in Verwirrung geräth.

Aber selbst auf unserm geliebten Wirthshausleben liegt seit einigen Monaten ein gewisser Druck; die politischen Kannegießereien, mit denen der gute Bürger sich hier wie anderwärts sein Bier würzt, sind seit einiger Zeit gar zu beängstigender Natur und noch ist keine Aussicht vorhanden, daß der Horizont sich aufklären will. An und für sich zwar würde der orientalische Krieg uns wenig Kopfbrechen machen; wir sind weit vom Schauplatz, erfreuen uns überhaupt eines ruhigen Gemüths und haben uns auch von jeher um die politischen Verhältnisse Europas viel zu wenig gekümmert, als daß wir an der gegenwärtigen Störung derselben ein besonders lebhaftes Interesse nehmen könnten. Auch ist die „Großmacht Baiern“ bei uns nie bis ins Volk gedrungen; solange das münchener Bier nur seinen alten Ruhm in Deutschland behauptet, ist unser Ehrgeiz vollkommen befriedigt. Allein nur um so mehr Sorge machen uns gewisse Constellationen, welche Baiern früher oder später in die europäische Krisis hineinzuziehen drohen. Man weiß, wie nahe verwandt uns das Königreich Griechenland ist. Daß wir diese Verwandtschaft besonders lieb hätten, läßt sich nicht sagen; dazu ist sie uns, ehrlich gestanden, zu theuer geworden. Auch hat unser hellenischer Vetter uns wenig Dankbarkeit erwiesen; kaum daß er durch unsern Beistand ein bischen zu Kräften gekommen war, hat er uns den Stuhl vor die Thür gesetzt. Das ist hier unvergessen und auch die nachträgliche Ehrenerklärung, welche der griechische Senat kürzlich den deutschen Philhellenen gegeben, hat darin nichts ändern können, trotz der großprahlerischen Begeisterung, mit welcher unsere Nachbarin vom Lech das Ereigniß sofort in alle Welt posaunte. Und wie nun die Verhältnisse im Augenblick stehen, droht die griechische Verwandtschaft uns noch viel theurer zu werden. Noch bis vor kurzem legte unsere Regierung ein ganz besonderes Gewicht auf ihre deutsche Gesinnung; wollte man gewissen inspirirten Politikern glauben, so wäre es gerade Baierns Beruf, eine specifisch deutsche Politik zu vertreten und die Unabhängigkeit und Ehre des gemeinsamen Vaterlands aufrechtzuerhalten. Damit scheinen uns nun die intimen Beziehungen, die sich seit einiger Zeit zwischen München und Petersburg angesponnen haben, nicht gerade in Einklang zu stehen. Wir wollen gewisse Ordensverleihungen, gewisse Handschreiben und ähnliche Gunstbezeugungen nicht höher anschlagen, als sie ihrer Natur nach verdienen: aber daß die bairische Politik seit einiger Zeit eine sehr bedeutende Schwenkung nach Osten gemacht hat, das ist eine Thatsache, die sich nicht gut mehr in Abrede stellen läßt und durch die auch die bekannte Haltung der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ erst ihre wahre Bedeutung erhält. Ja so groß ist diese Russenfreundschaft bei uns, daß selbst die alte Abneigung gegen Preußen dadurch in den Hin-

tergrund gedrängt worden ist; die preußische Neutralität, in jenem verhängnißvollen Sinne, wie die Partei der „Neuen Preußischen Zeitung“ dieselbe versteht, ist nirgends vollständiger gebilligt und lebhafter unterstützt worden als von dem münchener Cabinet. Den Zusammenhang dieser Erscheinung aufzufinden fällt nicht schwer. Derselbe liegt keineswegs, wie man anfangs glaubte, in gewissen reactionären Absichten, welche man der Regierung in Betreff der innern Politik zuschreibt und von denen besonders bei Gelegenheit der plötzlichen Entlassung der Zweiten Kammer viel gesprochen ward. Allen Respect vor unsern Brutussen aus der Pfalz: aber um die Aufmerksamkeit des Kaisers von Rußland auf sich zu ziehen, sind sie doch noch lange nicht gefährlich genug. Und auch unsere eigene Regierung, wenn sie sonst Lust hat, kann jeden Augenblick mit ihnen fertig werden, ohne dazu einer russischen Unterstützung zu bedürfen. Nein, der einzige Punkt, um den es sich dabei handelt, ist Griechenland. Griechenland ist durch Rußland aufgehetzt; wir wissen nicht, welche Versprechungen ihm gemacht sind, aber daß es sich nicht um Nichts und wieder Nichts in einen Krieg stürzen wird, der nicht nur seine erschöpften Kräfte völlig zu ruiniren droht, sondern der ihm auch die Misbilligung des gesammten übrigen Europa zuzieht, darüber kann nicht der mindeste Zweifel obwalten. Rußland spielt mit dem Königreich Griechenland dieselbe Rolle, wie früher mit dem griechischen Aufstand und den Donauprovinzen: es hetzt an, es putscht und stachelt, es verspricht goldene Berge, es knüpft die Existenz Griechenlands gewissermaßen an die eigene und macht sich dadurch für alle Zukunft zum unvermeidlichen und unwiderstehlichen Protector. Nun ist Griechenland bekanntlich eine Secundogenitur unsers Regentenhauses; jede Vergrößerung, welche Griechenland zutheil wird, vergrößert auch den Glanz und die Macht unsers königlichen Hauses. Das sind denn sehr natürliche, aber auch sehr gefährliche Fäden; Rußland hat oft nicht einmal so viel gebraucht, um Netze daraus zu spinnen, die nach kurzer Zeit unzerreißbar geworden sind. — Einige Zeit trug man sich mit der Hoffnung, die Seymour'schen Enthüllungen würden das Verhältniß zu Rußland lockern; wenigstens scheint der geringschätzige Ton, mit welchem darin jeder Gedanke an ein hellenisches Kaiserthum in Konstantinopel abgelehnt wird, nicht sehr geeignet, die Phantasien unserer Hellasschwärmer zu unterstützen. Gleichwol ist keine Veränderung merklich geworden. Jetzt hofft man wieder auf den Einfluß Oestreichs, das uns nun ja durch glücklich geschlossene Familienbande so nahe gerückt ist. Allein auch diese Hoffnung steht bisjetzt nur auf schwachen Füßen; um sich wirklich auf sie stützen zu können, müßte man erst wissen, wie es mit der östreichischen Politik selber bestellt ist und welcher Hintergedanke derselben zu Grunde liegt. An die ruhmredigen Versicherungen, die in dieser Hinsicht vor einigen Wochen von Paris aus verlautbart wurden, glaubt bei uns Niemand mehr, so populär der Name Frankreichs und speciell das jetzige französische Staatsoberhaupt auch übrigens bei uns ist. Daß die Verhältnisse aber möglicherweise gerade zum entgegengesetzten Resultate führen können, daß Baiern, das bei uns von Vielen noch immer als der natürliche Alliirte Frankreichs betrachtet wird, möglicherweise mit Oestreich und Preußen für Rußland gegen Frankreich gehen wird — Das ist es, was selbst unsern ruhigen Bürger in Kummer versetzt, sodaß er vor Angst und Sorge noch

zwei Halbe mehr trinkt als gewöhnlich und hinterdrein doch behauptet, sie hätten ihm nicht geschmeckt.

Aber auch in unserer innern Politik gibt es einige dunkle Punkte, auf die der münchener Bürger sein Auge mit Besorgniß richtet; ich will nur einen derselben namhaft machen, theils weil er im Augenblick am meisten besprochen wird, theils weil es ein Punkt ist, der unserer Regierung in Deutschland gerade umgekehrt zum ganz besondern Ruhm gereicht und in dem sie in der That den Beistand jedes unbefangenen und aufrichtigen Beurtheilers verdient. Das sind die Berufungen auswärtiger, besonders norddeutscher Gelehrten und Schriftsteller, welche seit einiger Zeit bei uns stattfinden und deren Zahl sich bekanntlich in den letzten Wochen wieder durch Bodenstedt und Paul Heyse vergrößert hat. Wie gesagt, im übrigen Deutschland wird König Max um dieser Berufungen willen bewundert und gepriesen; selbst wer mit der Persönlichkeit der Berufenen nicht überall einverstanden sein sollte, oder wer Zweifel hegt über die Gesundheit des Bodens, in den sie hier verpflanzt werden, selbst der gibt doch zu, daß es wenigstens ein höchst interessantes Experiment ist, das hier gemacht wird, besonders wenn man damit die Berufungen vergleicht, die im Jahre 1840 in Preußen bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. stattfanden. Damals in Berlin berief man lauter fertige Größen; wollen wir auch nicht mit einem bekannten Epigramm der damaligen Zeit behaupten, daß es lauter „herabgebrannte Kerzen" waren, so waren es doch ohne Ausnahme Männer, welche die Höhe des Lebens und der Wirksamkeit überschritten hatten; sie wurden nach Berlin berufen weniger um Das, was sie daselbst leisten sollten, als um Das, was sie früher anderwärts geleistet hatten. Bei den hiesigen Berufungen befolgt man, wie es scheint, das entgegengesetzte Princip; nehmen wir den einen Liebig aus und allenfalls noch Leopold Ranke, mit dem aber die Unterhandlungen bekanntlich zu keinem Resultat geführt haben, so sind lauter jüngere Leute hierher berufen worden, lauter Leute, die den Ruf, dessen sie sich erfreuen, noch erst vertheidigen, ja zum Theil erst noch rechtfertigen müssen. Daß sie das im Stande sein werden, bezweifle ich keinen Augenblick; einige von ihnen, wie z. B. Dingelstedt, dessen Berufung anfangs eine so unangenehme Sensation machte und den jetzt Niemand entbehren möchte, haben es bereits gethan. Der einzige fragliche Punkt ist nur, ob man beim besten Willen im Stande sein wird, diesen jungen strebsamen Talenten den Raum zu eröffnen und den Boden zu gewähren, dessen sie bedürfen, um sich und ihre Berufung vor der Welt zu rechtfertigen. Die Celebritäten, die man ehemals nach Berlin und Potsdam berief, sollten nur leuchten; diese dagegen, um zu leuchten, müssen erst brennen. Wo es aber brennt, da kann es leicht eine Explosion geben — oder auch verbrannte Finger, je nach der Gelegenheit. — Unser Philister hat von diesem Verhältniß ein gewisses instinctives Verständniß. Sollten und wollten diese jungen norddeutschen und, wohlgemerkt, protestantischen Poeten und Schriftsteller wirklich nichts weiter bei uns als nur dem König zwei mal wöchentlich ihre Aufwartung machen und sich mit ihm über die Neuigkeiten der Literatur unterhalten, so würde Niemand Anstoß daran nehmen, höchstens einige religiöse Fanatiker ausgenommen, deren Zahl bei uns jedoch lange nicht so groß ist, als man auswärts denkt. Allein der gesunde Verstand des Publi-

cums sagt ihm ganz richtig, daß dies nicht der einzige Zweck dieser Berufungen sein kann noch darf; er sagt sich, daß eine solche Anzahl junger strebsamer Talente, sämmtlich noch in den kräftigsten Jahren, ja einige noch im allerersten Anfang ihrer Laufbahn, unmöglich blos deshalb nach München gekommen sein können, um sich hier in der Gunst des Hofes zu sonnen und ein frühzeitiges otium cum dignitate zu genießen: sondern diese jungen Männer, sagt man sich, wollen arbeiten und wirken, sie wollen ihr Talent fruchtbar machen in dem neuen Boden, in den sie versetzt sind, sie wollen und müssen dem Lande zeigen, was es an ihnen gewonnen hat und daß diese norddeutsche, diese protestantische Bildung, als deren Vertreter man sie ins Land gerufen, in der That eine Macht ist, vor welcher das alte eingefleischte Baierthum sich beugen muß. Muß, aber nicht will; der Münchener, obschon Residenzbewohner, ist in diesem Punkte so querköpfig wie nur irgend Einer; er liebt das Alte, weil es das Alte ist. München ist durch König Ludwig eine sehr prächtige Stadt geworden; allein wenn man glaubt, daß der Münchener ihm dafür dankbar ist (d. h. der eigentliche eingeborene Münchener, das münchener Stadtkind, nicht der speculationslustige Einwanderer, der ist hier wie überall Derselbe), so irrt man sich. Weder die zahlreichen Fremden, welche jetzt nach München strömen, noch die unleugbare Vermehrung des Wohlstands, welche dadurch hervorgebracht ist, vermögen ihn damit auszusöhnen. Er fügt sich nur in Das, was er nicht ändern kann; wenn aber ein Zauberer über Nacht das ganze Leben der Hauptstadt um vierzig Jahre zurückdrehen wollte, so würde ihm das gerade recht sein. Außerdem aber haben wir es in Baiern auch schon zu oft erlebt, daß die Regierung selbst ihr eigenes mühsam begründetes Werk aus freien Stücken wieder zerstört hat; wir trauen keinen Neuerungen, auch darum nicht, weil wir aus Erfahrung wissen, wie kurz die Dauer derselben, und daß die Nacht, welche auf diesen Dämmerungsversuch folgt, nur allemal noch finsterer geworden ist. Endlich aber und am allerwenigsten wollen wir Neuerungen, die gar nicht einmal von Staats wegen eingeführt werden, sondern die eine Handvoll fremder Literaten und Gelehrter auf eigene Faust ins Werk setzt. Was von oben befohlen wird, nun gut, dem müssen wir zuletzt gehorchen; aber die stille Reform der Geister, jene allmäligen, kaum merklichen Neuerungen, die auf dem Wege der Kunst, der Wissenschaft, der geselligen Sitte &c. sich einschleichen und die uns umstrickt halten, bevor wir sie selbst noch recht gewahr worden — die fürchten, die hassen wir! Da haben Sie den eigentlichen Schlüssel zu dem Argwohn und dem Misvergnügen, mit welchem das große Publicum hier jene Berufungen aufnimmt: es ist nicht blos religiöser Fanatismus, auch nicht bloße spießbürgerliche Knauserei, die sich über den Gulden ärgert, der für so überflüssige Personagen, als da sind Versemacher und Bücherschreiber, ausgegeben wird — es ist die Furcht, in unserm ursprünglichen münchener Dasein gestört und genirt zu werden durch Fremde, die zuletzt nicht mehr sind oder auch wol noch nicht einmal so viel als wir selbst; es ist der Widerwille vor jeder Art von Neuerung, es ist die Furcht vor der Macht des Gedankens, die zuletzt auch unsern Sumpf in Bewegung setzen könnte. Die Maler und Bildhauer, die König Ludwig berief, o das waren gute Leute, die malten und meißelten und tranken Bier dazu, sehr viel Bier, als ob sie geborene Münchener wären. Diese Poeten und Pro-

fessoren dagegen, die malen nicht, nein, die denken, die schreiben Bücher, die halten Vorlesungen, die wollen Andere zu ihren Ansichten bekehren?! Nimmermehr!...

Natürlich habe ich Ihnen damit nur die eine, wenn auch freilich die bei weitem größere Hälfte des hiesigen Publicums geschildert, und zwar diejenige, welche auf Bildung und Vornehmheit keinen Anspruch macht. Aber auch unter Denen, welche dergleichen Ansprüche allerdings erheben, ist die Abneigung gegen diese Berufungen nicht minder groß; verletzte Eitelkeit, aristokratische Vorurtheile, Furcht wegen verminderten Einflusses, natürlicher Hang zur Intrigue wirken hier zusammen und bringen dasselbe Resultat hervor, wie die altbairische Verstocktheit des Publicums. Doch das sind Regionen der Gesellschaft, von denen sich Menschen ohne „noble Passionen" gern entfernt halten und bitte ich Sie daher, mir für heute nur noch einen Zusatz zu gestatten, nämlich daß es zwischen diesen Philistern und jenen Aristokraten, von denen ich soeben gesprochen, noch eine dritte Partei gibt, welche die Empfänglichkeit des Königs für deutsche Kunst und Wissenschaft besser zu würdigen und die Hoffnungen, die sich für die geistige Entwickelung unsers Landes daran knüpfen, richtiger zu schätzen weiß. An Zahl ist diese Partei im Augenblick allerdings noch sehr klein; aber die Berufenen selbst haben es in der Hand, dieselbe allmälig zu vergrößern und die Schranken niederzureißen, mit denen Baiern sich bisher noch, halb aus Groll, halb aus Eitelkeit, von dem übrigen Deutschland abschließt — nicht blos zu seinem, sondern ohne Zweifel auch zu Deutschlands Schaden. Wer es paradox ausdrücken will, könnte sagen: die Befürchtungen des münchener Spießbürgers werden nur dann im Rechte sein, wenn sie nicht verwirklicht werden; werden sie aber verwirklicht, so wird und muß auch für ihn eine Zeit kommen, wo er sich von der Furcht zur Freude, vom Mistrauen zur Dankbarkeit bekehrt.

Aus Königsberg.

Mitte April 1854.

Dt. Ich suche nach einem unverfänglichen Gegenstand, meine Correspondenz damit zu eröffnen, und finde keinen, selbst das Wetter mit eingeschlossen. Denn auch dies hat sich bei uns entschieden misliebig gemacht. Unser Winter war so wechselnd und unbestimmt wie die Politik mancher Staatsmänner und auch sein Ausgang ist ebenso verhängnißvoll geworden. Das nach strengem Frost und anhaltenden Schneefällen plötzlich eingetretene Thauwetter brachte Ueberschwemmungen hervor, durch welche ganze Districte des Danziger Werders ruinirt worden sind. Die Dämme der Weichsel und Nogat wurden an verschiedenen Stellen durchbrochen; der Wasserstand soll eine Höhe erreicht haben, wie sie seit einem Jahrhundert nicht beobachtet worden. An Bemühungen, das hereingebrochene Uebel abzuwenden, haben die Behörden es nicht fehlen lassen; doch kamen dieselben, wie es bei dergleichen Calamitäten leider zu geschehen pflegt, meistentheils zu spät. Der Verlust, den unsere Provinz dadurch erlitten hat, ist sehr beträchtlich und wird um so schwerer empfunden, je trüber bei der Ungewißheit der politischen Verhältnisse der Blick in die Zukunft sich überhaupt gestaltet.

Neben diesem öffentlichen Unglück beschäftigt die Aufmerksamkeit unserer

Stadt sich hauptsächlich mit einigen Personalveränderungen, welche in den letzten Wochen bei uns stattgefunden haben. Graf Dohna, der bisher als commandirender General des ersten Armeecorps in unserer Mitte lebte, ist dieser Stellung enthoben und mit dem Rang eines Feldmarschalls in ein wichtiges Hofamt nach Berlin berufen worden. Die Huldigungen, welche dem Scheidenden dargebracht wurden, waren zahlreich und glänzend. Daß dieselben vorzugsweise von militärischen Kreisen ausgingen, liegt in der Natur der Sache; ein Antrag, dem Scheidenden das Ehrenbürgerrecht unserer Stadt zu ertheilen, ist, wie ich höre, im Gemeinderath zwar gestellt worden, jedoch ohne Erfolg. Ueber gewisse Aeußerungen, die bei Gelegenheit dieses Abschieds gefallen sein sollen, haben die Zeitungen hinlänglich berichtet; ebenso über einige Vorfälle, die sich in der Königshalle, dem bekannten Sammelplatz unserer Reactionäre, zugetragen haben sollen. Ueber beide Begebenheiten sind zahlreiche öffentliche Erklärungen und Berichtigungen gewechselt worden; doch läßt sich eben nicht behaupten, daß der Thatbestand dadurch festgestellt oder die öffentliche Meinung von den einmal gefaßten Ansichten bekehrt worden wäre. Selbst das Schreiben, welches General Plehwe in dieser Angelegenheit an die Redaction der „Kölnischen Zeitung" gerichtet, ist nicht im Stande gewesen, alle Zweifel zu beseitigen; die Versicherung des Generals, „sich niemals in das Treiben der politischen Parteien gemischt zu haben, weil eine solche Theilnahme sich für einen preußischen General nicht gezieme", widerspricht Demjenigen, was wir seit Jahren mit Augen gesehen und mit Ohren gehört haben, zu sehr, als daß nicht auch der übrige Inhalt der Plehwe'schen Erklärung mit bescheidenem Kopfschütteln aufgenommen worden sein sollte. Uebrigens verläßt uns auch General Plehwe in den nächsten Tagen infolge seiner Ernennung zum Divisionscommandeur in Danzig; wir verlieren an ihm jedenfalls einen unserer originellsten Mitbürger, die conservative Partei aber eines ihrer thätigsten und einflußreichsten Mitglieder.

Auch Hr. Lindenberg, Redacteur des „Freimüthigen", ist nach Minden übergesiedelt, wohin ihm kurz zuvor sein Patron und eifriger Mitarbeiter, unser ehemaliger Polizeipräsident Peters, als Regierungspräsident vorangegangen. Sein Blatt ist eingegangen; die Vergangenheit desselben hatte die weitere Fortexistenz zur factischen Unmöglichkeit gemacht, insbesondere auch durch die Enthüllungen, die es über seine eigene Partei gebracht. Doch soll Hr. Lindenberg im Begriff stehen, seine neue Heimat Westfalen mit einer Zeitschrift von ähnlicher Tendenz zu beglücken; ja nach einer Notiz der „Kölnischen Zeitung" sind bei den Beamten des Regierungscollegiums zu Minden bereits Abonnementslisten auf das noch ungeborene Blatt in Umlauf gesetzt. Mit welchem Erfolg, muß die Zukunft lehren; hier war der Absatz seines Blattes, trotz der unleugbaren Virtuosität, mit der dasselbe auf Skandal aller Art speculirte, sowie trotz des unzweifelhaften Einflusses, den es an sich gerissen, selbst in Regionen, wo man dergleichen gern für unmöglich gehalten hätte, immer nur sehr gering und auch die persönlichen Antecedentien des Herausgebers scheinen uns nicht von der Art zu sein, daß sie seine neuen Landsleute besonders günstig für ihn stimmen könnten. Möglich, daß die specielle Controle zweier Ministerien, unter

welche er nach einem hier verbreiteten Gerücht bei Gelegenheit seiner Begnadigung gestellt worden ist, seinen Berserkergrimm ein wenig mäßigt und ihn auf einen bessern Fuß setzt mit Wahrheit und Sitte, als es hier der Fall war. Ob diese Controle aber auch im Stande sein wird, ihn von der Gefängnißstrafe zu befreien, zu welcher das hiesige Stadtgericht ihn neuerdings wegen Injurien und Verleumdungen verurtheilt hat? Es ist nicht wahrscheinlich, ich gebe es zu — und doch wird es hier von Vielen für unzweifelhaft gehalten.

Aus Berlin.

Ende April 1854.

NO. Die dreißig Millionen sind bewilligt, die Convention mit Oestreich ist abgeschlossen; das klingt groß, aber wir fühlen uns trotzdem noch immer unbehaglich klein.

Wozu denn sind die dreißig Millionen bewilligt? Ein kluger Mann, der das wüßte. Bei der vielstündigen Debatte in der Zweiten Kammer ist kein Wort gefallen, das darüber Licht gäbe. Nur wozu jene Millionen nicht angewendet werden, ist aus Vincke's Rede, der auch an dieser Stelle das Lob unverzagten Freimuths gezollt sein mag, selbst dem Schwerhörigsten verständlich geworden. Und die Convention mit Oestreich, die unsere Politik klar und fest stellen sollte, was bringt sie? Ein tief eingeweihter Mann, der das wüßte. Soviel ich umhergehört habe, soweit Sie die Tagesblätter, inländische und ausländische, officiöse und und unabhängige, nachsehen werden, nirgends ist noch das letzte Wort dieses geheimnißvollen Vertrags ausgesprochen worden. Die Ausdrücke „Schutz- und Trutzbündniß", „Garantie des Besitzstandes", „Cooperation" und dgl. sind viel zu allgemein, als daß sie für einen so prägnanten Fall, wie er hier vorliegt, etwas besagen können. Der Kern des Vertrags sind eben die einzelnen Stipulationen, in denen die Eventualitäten der gemeinsamen kriegerischen Action festgestellt worden sind und die von allen Seiten als durchaus geheim bezeichnet werden. So ist es denn nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß in einem Augenblicke, wo alle unsere Grenzen von grellem Kriegsfeuer blendend hell gezeichnet sind, innerhalb eben dieser Grenzen eine sehr unbehagliche Dunkelheit herrscht über die Stellung, die wir wahrhaft und wirklich einnehmen. Ob wir mobilmachen werden, und wann, und in welcher Ausdehnung, und ob lediglich als Oestreichs Reserve oder in directer Activität — alle diese einfachen praktischen Fragen bleiben unbeantwortet.

Und doch um einen großen Schritt sind wir Gottlob! weiter gekommen. Wenn mobilgemacht wird, so ist es wenigstens nicht für Rußland, und wenn Preußen Krieg führt, so wird es gegen Rußland sein. Ueber die Intriguen der Vaterlandsfeinde hat die größte Großmacht der Erde, la force des choses, triumphirt; die östreichischen Anträge haben den Streit in seinem Hauptpunkte zum Abschluß gedrängt, und das treue Festhalten einiger braven Männer von Einfluß an der vaterländischen Sache ist der Kern gewesen, an den der bisherige kleine Erfolg sich angeschlossen hat.

Diese beruhigende Ansicht (denn Ueberzeugung dürfen wir leider auch jetzt noch nicht sagen) schöpft die öffentliche Meinung aus einer Quelle, wo

sie sonst nicht gewohnt ist, Gutes zu schöpfen. Nämlich aus der Kreuzzeitung. Mit wahrer Erquickung liest man in diesen Wochen dies sonst so widerwärtige Blatt. Seit Hr. von Gerlach in seiner letzten großen Burleske durch die ungenirtesten und ungeschicktesten Ausplaudereien, die sich irgend erdenken lassen, den Dank des Vaterlands verdient hat (des Vaterlands sage ich, nicht der Russen), ist sein Organ in der unseligsten Lage von der Welt. Die Kreuzzeitung muß den bösen Eindruck zu verwischen suchen, den dies mal die Worte eines Mannes gemacht haben, dessen Sätze sie sonst entzückt war, nur commentiren, nachsprechen, herausstreichen zu dürfen; sie muß sich den Ereignissen gegenüber zu decken suchen, damit die antirussische Haltung des Ministeriums die ewigen Prahlereien nicht zu sehr und zu plötzlich Lügen strafe, welche das Organ unsern Russen über die Cabinetspolitik der Gerlach und Gröben mit aller Siegesgewißheit ausgesprengt hat; ja im Vorgefühl einer — wenn Oestreich will — unausbleiblichen Niederlage Rußlands und der preußischen Russen muß sie eine neue Position vorbereiten, auf der ihre Partei nach erfolgter Entscheidung das alte Spiel von neuem beginnen kann. Zu alledem ist eine Augenverblendung nöthig, die nur mit den Mitteln eines solchen Blattes bestritten, nur bei der geistigen Mittellosigkeit, wie sie in dem Gros seiner Partei herrscht, einige Aussicht auf Erfolg haben kann. Die Wahrheit entstellen, die Wahrheit verschweigen — man weiß längst, wie gut die Kreuzzeitung das versteht. Dennoch wird in dem thatenreichen Leben dieses Blattes sich schwerlich eine Periode auffinden lassen, wo es diese Künste mit solcher Meisterschaft getrieben hat, wie eben jetzt. Als der Freiherr von Heß mit den östreichischen Anträgen ankam, wurden die Unterhandlungen mit ihm zunächst den Generalen von Gerlach und von der Gröben neben dem Ministerpräsidenten zugewiesen; man erzählt sich, der östreichische Gesandte habe damals geäußert, es sei ihm zu Muthe, als unterhandle er mit Mentschikow und Gortschakow. Seiner vielen innern Unzuträglichkeiten wegen mußte dieser Dualismus mit der Zeit aufgegeben und dem Ministerpräsidenten allein der politische Theil der Verhandlungen übertragen werden; die Kreuzzeitung, — ignorirte das. Als ferner für die speciell militärischen Stipulationen eine besondere Commission ernannt wurde, mit dem Prinzen von Preußen an der Spitze, da wußte die Kreuzzeitung dies so zu drehen, daß es schien, als ob dem Prinzen jede politische Transaction verschwiegen und vorenthalten würde: eine so starke Verdrehung, daß dagegen eine officiöse Berichtigung gleichlautend in der „Spener'schen Zeitung" und der „Voß'schen Zeitung" veröffentlicht ward. Ganz ebenso geht es nun auch in neuester Zeit, wo die Kreuzzeitung den Inhalt der Convention mit Oestreich möglichst russenfreundlich zu wenden sucht, unbekümmert um die Angaben der ministeriellen „Preußischen Correspondenz", welche bei weitem preußischer klingen, sowie um die entschieden antirussisch gehaltenen Artikel der „Oestreichischen Correspondenz".

Einen besondern Kunstgriff wendet unser russisches Organ gegen dasjenige Mitglied unsers Herrscherhauses an, das ihr durch die Entschiedenheit und Festigkeit seiner Gesinnungen am diametralsten entgegensteht. Der Prinz von Preußen, auf dessen tüchtige Haltung ich in meinen Correspondenzen seit Monaten hingewiesen habe, genießt die Ehre eines ganz ingrim-

migen Hasses von Seiten der märkisch-pommerschen Russen. Wie er früher, als es noch galt, das conservative Preußenthum und die Armee für die Junker gegen Constitutionalismus und Liberalismus zu kirren, zum Idol erhoben wurde, an welches Die sich hielten, denen eine noch höher gestellte Person als zu geistreich galt, um junkerlich zu sein, so ist er denselben Leuten jetzt ein Dorn im Auge, seitdem er die Russificirung seines angestammten Landes auch in der äußern Politik „mit Rath und That“ — wie er sich neulich selbst in einem Schreiben an den hiesigen Magistrat ausgedrückt hat — zu verhindern bestrebt ist. Das Mittel, mit welchem die Kreuzzeitung ihm entgegenzuarbeiten sucht, ist ziemlich fein und sieht ganz unschuldig aus: die Kreuzzeitung schickt Se. königliche Hoheit auf Reisen; der Prinz ist abgereist, oder wird bald abreisen, oder, wenn er auch wiederkommt, geht er doch bald wieder weg. Natürlich merkt man die Absicht; aber in diesem Falle ist man nicht verstimmt darüber, sondern man — lacht blos.

Es versteht sich, daß neben diesen kleinen Plänkeleien auch größere Coups für Rußland zur Ausführung kommen. Die bedeutendsten Thaten vollbringt Hr. von Gerlach selbst. Von seinen Rundschauen würde nicht besonders zu reden sein, wenn sie nicht dieses mal ausnehmend pikant wären. Pikant schon deshalb, weil es neulich hieß, daß er sie gänzlich einstellen werde — freiwillig gezwungen, da dies nämlich die Bedingung sei, unter der von ministeriellen Maßregeln gegen ihn Abstand genommen werde. Das Gerücht muß aber unbegründet gewesen sein; Hr. von Gerlach hat erst jüngst wieder eine Rundschau losgelassen, eine „Osterrundschau“. Die Gründe, mit denen er darin für Rußland agitirt, sind selbst bei ihm merkwürdig. Der Kaiser von Rußland, sagt er, ist der einzige, der die „Naturkraft“ seines Volks bändigen kann und bändigt; reizt Preußen ihn, indem es seine neutrale Stellung verläßt, so verlieren wir in seiner Freundschaft den einzigen Hort, der uns gegen die wilde Kraft des Slawenthums schützt. Und am Schlusse rafft er sich gar zu folgender Betrachtung im größten historischen Stil auf: Preußen muß Rußland civilisiren, indem es dasselbe an den deutschen Angelegenheiten Theil haben läßt; gegen diesen seinen deutschen und welthistorischen Beruf würde Preußen fehlen, wenn es Rußland von Deutschland ab-, ganz in das asiatische Slawenthum hineinstieße. Weiter kann man die Wüstheit einer phantastischen Tendenzpolitik füglich nicht treiben.

So viel von jener Partei, die kleiner ist als je und nun auch bald weniger mächtig sein wird, als sie je gewesen. Wenn ich mich trotzdem dies mal ausschließlich mit ihr beschäftigt habe, so ist dies geschehen theils, weil ja von der Stimmung in allen sonstigen Kreisen nichts Anderes zu berichten ist, als was jeder Leser, der unter honetten Leuten zu leben das Glück hat, sich selbst sagen kann, theils auch weil der Blick auf die gedrückte Stellung unserer langjährigen Bedränger die einzige tröstreiche Aussicht ist, die wir Patrioten haben, seitdem die größere Freude, Preußen durch eine entschlossene Politik die unendlichen Vortheile des Augenblicks nützen und alle Fehler der letzten Jahre gutmachen zu sehen, uns leider verkümmert worden ist. Möchte die orientalische Verwickelung diesen Segen doch voll und sicher bringen!

In diesen Tagen gehen die Kammern auseinander; die Hände, die so lange gearbeitet haben, sind müde. Was sie gethan, ist dies mal weniger bedenklich gewesen als in den frühern Jahren. Einiges Böse wenigstens haben sie verhindert; positiv Gutes zu schaffen liegt bekanntlich außer ihrer Macht. Die gute Gelegenheit, durch ein energisches Votum bei der Creditbewilligung eine dauernde Wendung zum Bessern indirect zu erwirken, ist unbenutzt geblieben, wesentlich durch Schuld der oppositionellen Fractionen, die noch immer nicht einsehen können, daß mit glatten Auerswald-Hollweg'schen Glacéhandschuhen weder russische Regimenter noch russische Diplomaten anzufassen sind.

Notizen.

In München hat König Ludwig in aller Stille den Grundstein zu den seit Jahren von ihm projectirten Propyläen gelegt; Geheimrath von Klenze hat den Entwurf gemacht und leitet jetzt auch die Ausführung. Ebendaselbst soll Anfang August ein großes dreitägiges „Deutsches Musikfest", unter Lachner's Leitung, stattfinden; der Magistrat hat bereits die Errichtung einer eigenen Halle zu diesem Zwecke beschlossen.

Von Holtei wird ein neuer dreibändiger Roman „Ein Schneider" (Breslau, Trewendt und Granier) angekündigt. Auch von Heinrich Koenig soll ein neuer Roman unter der Presse sein; derselbe spielt am Hofe Jerôme's zu Kassel. Andere interessante Neuigkeiten des Buchhandels sind: „Afra Veit oder Eine Zeit der Kämpfe. Roman von der Verfasserin der «Sommerreise»" (2 Theile, Berlin, Schindler); K. Heinrich, „Die Pfingstweihe. Ein Idyll in drei Gesängen" (Kiel, Schwers); „Kunersdorf", Gedicht von A. Jordan (Berlin, Hempel); „Militärische Briefe eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde. Zur unterhaltenden Belehrung für Eingeweihte und Laien im Kriegswesen, herausgegeben von Pz." (1. Bd., Stuttgart, Cotta); „Pro populo Germanico" von Ernst Moritz Arndt (Berlin, G. Reimer); „Schleswig-Holsteins Gegenwart im März 1854. Ein Erinnerungsblatt für Deutschland" (Jena, Frommann). Auch ist von Georg Waitz' „Schleswig-Holsteins Geschichte in drei Büchern" (Göttingen, Dieterich) die zweite Hälfte des zweiten Bandes erschienen.

Die Verbreitung billiger und dabei doch gediegener Bücher nimmt auch in Deutschland auf höchst erfreuliche Weise zu. Besondere Auszeichnung in dieser Hinsicht verdient neben andern die Buchhandlung von K. B. Lorck in Leipzig. Nachdem dieselbe schon seit Jahren unter dem Titel „Historische Hausbibliothek" eine Sammlung historischer Monographien hat erscheinen lassen, die gegenwärtig schon zu 33 Bänden herangewachsen ist und sich zum größern Theil ebenso sehr durch ihren trefflichen Inhalt wie durch gute Ausstattung und mäßigen Preis empfiehlt, kündigt sie als willkommenes Seitenstück dazu jetzt auch eine „Naturwissenschaftliche Hausbibliothek", sowie eine „Hausbibliothek für Län-

der- und Völkerkunde" an. Von der erstern sind bereits zwei Bände, Oersted's „Geist in der Natur", deutsch von K. L. Kannegießer, enthaltend, von der zweiten „Eine Weltumseglung" von N. J. Anderssen erschienen. Auch die in demselben Verlag erscheinenden „Modernen Geschichtschreiber. Eine Bibliothek ausgewählter historischer Werke der neuern Zeit. Unter Redaction von Prof. Dr. Bülau" verdienen die lebhafteste Empfehlung; die bisher erschienenen Lieferungen enthalten Mignet's „Geschichte der französischen Revolution", Lamartine's „Geschichte der Februarrevolution", den Anfang von Bancroft's „Geschichte der amerikanischen Revolution" ꝛc. — Ein paar ähnliche Unternehmungen sind die „Naturwissenschaftliche Bibliothek", und die „Historische Bibliothek", die bei Ernst Balde in Kassel erscheinen. Die erstere eröffnet sich ebenfalls mit Oersted's „Naturwissenschaftlichen Schriften"; das vollständige Werk, sämmtliche naturwissenschaftliche Aufsätze des berühmten Verfassers enthaltend, kostet nur 1 Thlr. 20 Sgr. Auch die „Historische Bibliothek", deren bisjetzt erschienene Lieferungen Lamartine's „Geschichte der Restauration", Louis Blanc's „Geschichte der zehn Jahre", nebst Fortsetzung von Regnault, sowie Colletta's classische „Geschichte von Neapel" enthalten, zeichnen sich durch ungemeine Billigkeit des Preises aus. In allen andern Stücken dagegen, namentlich in der Selbständigkeit und Gediegenheit der Bearbeitungen und selbst auch in der Eleganz der Ausstattung muß den Lorck'schen Ausgaben der Vorzug zuerkannt werden.

Robert Giseke's „Johannes Rathenow, ein Bürgermeister von Berlin", historisches Drama in fünf Acten, nach Wilibald Alexis' „Roland von Berlin" bearbeitet, ist in Leipzig mit Beifall gegeben worden. Dagegen hat Robert Griepenkerl's neuestes Stück „Ideal und Welt", über das in der letzten Nummer dieser Blätter ausführlich berichtet ward, bei der neulichen Aufführung in München eine entschiedene Niederlage erfahren. Dasselbe Schicksal soll auch einem neuen dreiactigen Lustspiel von Lederer „Nur interessant" auf dem wiener Burgtheater zu Theil geworden sein. Von Theodor Apel, dem Verfasser des „Nähkäthchen", wurde ein einactiges Lustspiel versandt: „Ist sie treu?"

Mit dem kürzlich erschienenen 108. Heft der Brockhaus'schen „Gegenwart" ist der neunte Band dieses reichhaltigen und gediegenen Werkes vollendet. Derselbe enthält 14 zum Theil sehr umfangreiche Abhandlungen aus dem Gebiet der Geschichte, der Naturwissenschaft, der Literatur ꝛc. Als besonders interessant heben wir daraus hervor: Die Häupter der ungarischen Revolution; Die deutsche Nationalversammlung vom frankfurter Septemberaufstande bis zur Auflösung des Rumpfparlaments zu Stuttgart; Der neue deutsche Roman; Griechenland im letzten Jahrzehnd; Die Pyrenäische Halbinsel in ihren gegenwärtigen Zuständen; Preußen seit Ende 1850 bis Mai 1851; Die Chemie auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte; Frankreich seit der Junikatastrophe von 1848 bis zum Staatsstreich vom 2. December 1851. Zur Vollendung des Ganzen werden nach einem genauern Ueberschlage, der erst jetzt, nachdem der größere Theil des Werks ausgeführt ist, mit einiger Sicherheit unternommen werden konnte, noch drei Bände erfoderlich sein, sodaß das vollständige Werk also aus 12 Bänden bestehen wird; nach der

Absicht der Verlagshandlung soll es bis Ende künftigen Jahres vollendet sein.

Von Eduard Duller's „Der Fürst der Liebe" ist eine zweite Auflage (Kassel, Balde) in dem jetzt so beliebten Miniaturformate erschienen. Von Allem, was Duller auf poetischem Gebiete geleistet hat, ist „Der Fürst der Liebe" das Gelungenste und Dasjenige, woran er selbst mit der meisten Liebe gearbeitet hat; der Grundgedanke des Ganzen, das Evangelium der freien Menschheit, wird nach den verschiedensten Seiten hin in einer Reihe ergreifender und sinniger Bilder vorgeführt und auch die Form ist durchgearbeiteter und gediegener, als es bei der allzu großen Fruchtbarkeit des Dichters sonst der Fall zu sein pflegt. Den zahlreichen Freunden des Verstorbenen wird die neue Auflage, die sich überdies durch einen sehr billigen Preis auszeichnet, somit eine willkommene Gabe sein; aber auch Diejenigen, die ihn bisher noch nicht oder wenigstens nicht als Dichter kannten, werden ihn daraus liebgewinnen und seinen frühen Heimgang sowie die Ungunst der Verhältnisse beklagen, welche ihm keine ungestörte Ausbildung seines Talents verstattete. — Auch eine Biographie des Verstorbenen von W. Neumann ist in demselben Verlag erschienen. Doch hätte die interessante und dankbare Aufgabe wol eine gründlichere Lösung verdient, als ihr in diesem ziemlich leichtfertigen Machwerk zutheil wird.

„Dies academicus. Organ für Wissenschaft und Unterhaltung" ist der Titel einer neuen in München erscheinenden Zeitschrift, die ausschließlich von Studenten für Studenten geschrieben wird und als „Allgemeines Correspondenzblatt für Studirende an allen deutschen Universitäten, Gymnasien und polytechnischen Schulen" dienen soll. Schon diese letztere Zusammenstellung erregt gerechte Bedenken. Möglich, daß in Baiern und Oestreich zwischen Studenten und Gymnasiasten kein Unterschied der Bildung gemacht wird; im übrigen Deutschland aber besteht dieser Unterschied allerdings und zwar so deutlich und mit solcher Schärfe, daß wir offen gestehen, uns keine rechte Vorstellung machen zu können von einer Zeitschrift, die gleichmäßig für Gymnasiasten und Studenten geschrieben sein und Beiden die entsprechende Belehrung und Unterhaltung bringen soll. Durch den Inhalt der Probenummer werden diese Bedenken noch vermehrt; Schilderungen von berliner Grisettenbällen, uralte Kalenderanekdoten und ähnliche Plattheiten können unmöglich die richtige Kost sein, den Sinn der studirenden Jugend zu erfrischen und zu bilden. Die ungenannten Herausgeber, die nach dieser Probe zu urtheilen wol schwerlich unter den Studirenden, höchstens unter den Gymnasiasten zu suchen sind, haben ihre Kräfte offenbar überschätzt; an ihren Commilitonen ist es, den Fehler wieder gut zu machen, nämlich dadurch, daß sie das ganze Unternehmen ignoriren und es somit in der Geburt ersticken. Es mag schlecht stehen im Augenblick mit der deutschen Studentenschaft, Jugendmuth und Jugendfreudigkeit mögen unter dem Druck der Gegenwart sehr abgenommen haben: so schlecht aber, daß ein Blatt wie dieser „Dies academicus" Anklang bei ihr finden könnte — so schlecht steht es mit unserer akademischen Jugend doch ganz gewiß noch nicht.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Rellstab's Roman „1812" in 4. Auflage.

In meinem Verlage erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rellstab (Ludwig), **1812.** Ein historischer Roman. Vierte Auflage. Vier Bände. In 12 Lieferungen zu 10 Ngr. 12. Geh.

Ludwig Rellstab's historischer Roman „1812" hat sich eines großen Beifalls beim deutschen Publicum zu erfreuen gehabt: **drei Auflagen** sind davon vergriffen worden und er erlebt jetzt die **vierte Auflage.** Bei seinem Erscheinen, vor nunmehr zwanzig Jahren, ward dieser Roman mit ungewöhnlicher Theilnahme aufgenommen und selbst — ein seltener Fall bei deutschen Romanen — in mehre fremde Sprachen übersetzt. Daß er aber bleibenden Werth hat und stets eine rühmliche Stelle in der deutschen Literatur einnehmen wird, erhellt aus dem fortdauernden Interesse der deutschen Lesewelt für denselben. Der Roman schildert bekanntlich die furchtbaren Ereignisse des Jahres 1812, den Feldzug Napoleon's gegen Rußland und dürfte deshalb gegenwärtig, wo Rußland, wenn auch unter ganz veränderten Verhältnissen, mit dem Westen Europas in Krieg verwickelt ist, erhöhtes Interesse erregen.

Ueber den Inhalt des Romans sagt der Verfasser selbst in der „Zueignung" Folgendes:

„Wie das Jahr 1789 alle die großen Gedanken gebar und erzeugte, welche jetzt unsere Welt gestalten und umgestalten', so ist das Jahr 1812, von dem dieses Buch den Namen leiht, als das Geburtsjahr, oder besser, als das der Empfängniß für die Bildung der heutigen Staatenverhältnisse Europas zu betrachten. Es schrieb mit furchtbaren Schriftzügen gigantische Lehren in das Buch der Weltgeschichte ein. Nie hat sich ein Verhängniß grausenvoller gestaltet, nie wurde Ueberhebung des Einzelnen gegen die Allmacht der Schickung durch eine ähnliche Nemesis heimgesucht. Alle Höllen verschlangen die Heere des Eroberers; aus dem Flammenmeere brennender Städte wurden sie, wie Dante's Verdammte, zu entsetzenvollerer Qual in die Eisschlünde ewiger Erstarrung hinabgestürzt. Dies ist das Gemälde der Weltgeschichte, welches der Dichter, selbst erbebend vor dem vermessenen Unternehmen, vor Euch aufzurollen wagt. Doch über den Wüsten von blutgetränkter Asche, über den Schneefeldern voll erstarrter Leichen ging eine große, leuchtende Sonne des Segens allen Völkern auf."

Diese vierte Auflage von Rellstab's „1812" erscheint **in 12 Lieferungen zu 10 Ngr. (8 gGr., 36 Kr. Rhein.)**, von denen monatlich wenigstens eine ausgegeben wird.

Der Roman „1812" bildet den Anfang von

Gesammelte Schriften von Ludwig Rellstab. Erste und Zweite Folge. Vollständig in zwanzig Bänden. 12. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Inhalt der Ersten Folge: Band 1—4: 1812. Ein historischer Roman. Vierte Auflage. — Band 5: Sagen und romantische Erzählungen. — Band 6: Kunst-Novellen. — Band 7 und 8: Novellen. — Band 9: Auswahl aus der Reisebildergalerie des Verfassers. Vermischte Aufsätze. — Band 10: Vermischte Schriften. — Band 11: Dramatische Werke. — Band 12: Gedichte.

Inhalt der Zweiten Folge: Band 13 und 14: Algier und Paris im Jahre 1830. Neue Auflage. — Band 15—18: Erzählungen. — Band 19: Dramatische Werke. — Band 20: Musikalische Beurtheilungen.

Leipzig, im April 1854. **F. A. Brockhaus.**

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 20.** 11. Mai 1854.

Inhalt: Am englischen Bußtag. — Ueber den Verwitterungsproceß. Von **Wilhelm Wicke.** I. — Der Bentinck'sche Proceß. — Das Koleda=Singen in Prag. Mitgetheilt von **Virgil Grohmann.** — Literatur und Kunst. („Actenstücke der russischen Diplomatie"; „Deutsche Antwort auf die orientalische Frage"; Hagen, „Die östliche Frage. Mit besonderer Rücksicht auf Deutschland". — Ludwig, „Das Wachsen der Steine, oder die Kräfte, welche die Bildung und Entwickelung der Gebirgsarten vermitteln".) — Correspondenz. (Aus Wien. — Aus dem Wupperthal.) — Notizen. — Anzeigen.

Am englischen Bußtag.

(London, den 26. April.)

Heute „erniedrigen" wir uns — day of humiliation nennt man das — und morgen geht die Schule wieder an, in Westminster nämlich. Inzwischen ist es ein guter Tag, um Betrachtungen anzustellen; wenn dieselben ein wenig trübe ausfallen, so entspricht das ja dem Charakter des heutigen Tages. Einige der häßlichsten Aufgaben sind gestrichen und ich habe ein Gefühl, daß die großen Ferien, die Vertagung des Parlaments, dieses Jahr früh anfangen werden. Die Reformbill ist definitiv begraben, mit der Verheißung, daß sie künftiges Jahr vermehrt und verbessert wiederauffstehen soll. Lord John, der Erzeuger, hat ihr eine Thräne nachgeweint. Das Wesen war zum Unglück geboren und erzeugt, ja es hatte schon vor oder bei der Erzeugung Unglück gehabt, wie weiland Tristram Shandy. Es ist bekannt, daß Lord John seine erste Reformbill von 1832 hartnäckig für „final" erklärte; er wollte weiter keine Kinder der Art haben. Da, an einem ausnahmsweise langweiligen Februartage des Jahres 1851 brachte Hr. King seinen jährlich gestellten und jährlich verworfenen Antrag ein, den Census für Stadt und Land gleich zu machen. Das Haus war leer; der Einpeitscher hatte nicht auf den Dienst gepaßt, und die Tories hatten gerade eine Pique auf Lord John. King trieb es zur

Abstimmung, und eine Viertelstunde später erfuhren die Clubs zu ihrer großen Ueberraschung, daß das Ministerium in der Minorität geblieben. Die Whigs traten ab; Lord Derby wurde berufen, konnte aber, wie er selbst im Oberhause erzählte — der Spaß war zu verführerisch —, in seiner Partei keine zwei Leute finden, fähig ein Amt zu übernehmen. Auflösen mochte man nicht wegen der bevorstehenden Industrieausstellung. So nahmen die Minister, nachdem sie zehn Tage im Eiskeller gelegen, frisch und wohlgemuth ihre Plätze wieder ein und versprachen auf nächstes Jahr eine schöne Reformbill. Russell war also sehr wider Willen, aus Versehen des Einpeitschers, aus Malice der Tories, aus Schalkhaftigkeit Lord Derby's, kurz durch Zufall zu dem Reformkindlein gekommen; sein Kind der Liebe war es entschieden nicht.

Anfang 1852 kam es zur Welt. In Deutschland wird man sich kaum mehr dieser unglücklichen Bill erinnern, in England ist sie vollständig vergessen. Sie lief im Wesentlichen darauf hinaus, daß die 1832 mit so viel Mühe beseitigten „verfaulten Burgflecken" wieder hervorgeholt und mit Stücken der umliegenden Landschaft aufgepolstert werden sollten. Die „Times" schlug den Eisenbahnen vor, Extrazüge durch die Reformbill zu veranstalten, um Ihrer Majestät Unterthanen mit diesen interessanten, auf gewöhnlichen Karten nicht verzeichneten Ortschaften bekannt zu machen. Das Ministerium wäre über diese Bill gefallen, wenn Palmerston ihm nicht vorher ein Bein gestellt hätte. Dann folgte neun Monate lang das Zwischenspiel Derby-D'Israeli. Es fiel, weil „das aus der Ferne auftauchende Etwas" nicht auftauchen wollte. Graf Aberdeen, um sich in guten Geruch zu setzen — sein früherer Dunstkreis war nicht besonders —, Russell und die andern mit ihm eintretenden Whigs, um ihr altes Versprechen zu lösen, erneuerten die Verheißung einer Reformbill und baten sich nur ein Jahr Zeit aus. Das ist die Entstehungsgeschichte der Maßregel, die im Februar dieses Jahres zur Welt kam und die jetzt bestattet ist. Lord John war in einer schlimmen Lage; man begreift seine Bewegung, und man hat allerlei Stoff zum Nachdenken daran.

Die zweite große Maßregel der Session war die Poor-Removal-Bill, die Bill über Zurückweisung der Armen. Der Gegenstand sieht sehr langweilig aus; er erinnert an „Krüppel- und Knüttelfuhren", an Exmissionen, landräthliche Executionen und schauderhafte Processe zwischen Dominien und Stadtgemeinden. Ich glaube jedoch, wir können ihm einiges Interesse auch für Deutschland abgewinnen, wenn wir die Sache anfassen, die hinter dem Wort, den Gedanken, der hinter der juristischen Floskel steckt. Durch ein Gesetz, das jetzt bald 200 Jahr alt ist, sind erschwerende Bedingungen für die Niederlassung aufgestellt. Die Gemeinde hat das Recht, Personen, welche die Bedingungen nicht

erfüllen, die Niederlassung zu verwehren und sie nach dem frühern Domicil, eventuell nach dem Geburtsort zurückzuweisen, wenn sie der Armenpflege zur Last fallen; die Einzelheiten interessiren nicht. Die große politische Frage ist, ob überhaupt solche Beschränkungen des Aufenthalts existiren sollen. Vor einigen Jahren beauftragte die Regierung einen Commissarius, sich in einige Grafschaften zu begeben und Erkundigungen einzuziehen, wie dies Gesetz auf die arbeitenden Classen, die Arbeitgeber, den Pauperismus und die Gemeindelasten wirke. Die Aufgabe war in gute Hände gelegt; jeder Staatsmann und jeder Staatswirth sollte den Bericht studiren. Er geht von der sehr treffenden Bemerkung aus, daß man die Wirkungen des Gesetzes nur dadurch vollständig zu erkennen vermöchte, daß man sie mit Fällen oder Zuständen vergleiche, auf die das Gesetz nicht gewirkt. Solche Zustände gebe es aber in dieser Beziehung in England nicht. „Seit beinahe zweihundert Jahren hat Niemand je einen freien Arbeiter gesehen, hat also Niemand urtheilen können, wie ein freier Arbeiter sich befinden oder wie der Arbeitgeber sich ihm gegenüber befinden würde. Ein freier Arbeiter ist seit mehren Generationen ein Phantasiestück, und es ist zu bezweifeln, ob irgend Jemandes Phantasie ausreicht, sich das Bild richtig auszumalen. Alle Beobachtungen beschränken sich daher auf Personen, die entweder bereits der Armenpflege anheimgefallen oder doch durch die Gewohnheit des Gesetzes wirthschaftlich verdorben sind. Wie hart der Verarmte von der Ausweisung betroffen wird, welche Schwierigkeiten er beim Anzuge findet, welche Politik die einzelnen Gemeinden in der Frage befolgen, welche Nachtheile die Fabrikherrn davon haben, für alles Das bringt jeder Tag Beispiele die Fülle. Aber sie helfen alle nichts zur Sache, solange wir nicht im Stande sind, sie mit dem Zustande und den Verhältnissen eines freien englischen Arbeiters zu vergleichen, das heißt eines, der mit dem Recht begabt, geboren und aufgewachsen ist, sich dahin zu verfügen, seine Kraft da zu verwerthen, wo er es am zweckmäßigsten findet."

Die Resultate der Beobachtung sind in folgende Sätze zusammengefaßt: „Wir haben die Entstehung, die Entwickelung und Wirkung dieses Gesetzes geprüft, das paradoxerweise Law of settlement, Gesetz über die Niederlassung, genannt wird, das jedem Menschen die Niederlassung in den 15,535 Gemeinden Englands minus einer verwehrt, ihn, er mag wollen oder nicht, zum Angehörigen einer Gemeinde macht, ihm allen möglichen Antrieb gibt zu entfliehen, der Gemeinde, ihn zu vertreiben. Wir haben gefunden, daß das Gesetz ohne gehörige Vorbereitung eingebracht, auf falsche Gründe hin empfohlen und ohne Prüfung

angenommen wurde. Daß es nie die Gemeinden, zu deren Bestem es angeblich erlassen war, befriedigt und im Allgemeinen für die Bevölkerung nachtheilig gewirkt hat. Daß es den Arbeiter stets gehindert und ihm nie für die Beschränkung seiner Freiheit einen entschädigenden Vortheil gewährt hat. Daß es stets den Ackerbau, die Fabrikation und den Handel der weniger blühenden Gemeinden noch mehr zurückgehalten hat durch den Müssiggang, den es ermuntert und erzwingt, durch den Pauperismus, den es erzeugt und stagnirend macht. Daß es stets das Zuströmen einer achtbaren Bevölkerung nach den Orten, wo Mangel an Händen ist, verhindert und zunächst den Auswurf anderer Orte dahin gezogen hat. Daß es die Gemeinde des Domicils zu einem Gefängniß und jede andere zu einer feindlichen Festung macht. Es hat dem Engländer das Feld der Thätigkeit beschränkt und dadurch die Irländer herangezogen. Es hat die Orte, deren Behörden nicht wachsam sind, zum Sammelplatz alles losen Gesindels, zu schmuzigen Nestern der Armuth, des Elends und Verbrechens gemacht. Es hat einen ewigen Krieg der Gemeinden zum Normalzustande gemacht." Der Bericht schließt mit der Empfehlung, alle Beschränkungen des Anzugs aufzuheben, sowie mit einigen transitorischen Bestimmungen zur Erleichterung des Uebergangs. In welchem Licht erscheint dabei Peel's Gesetz über die Armenpflege, das ausdrücklich darauf ausgeht, den Armen uncomfortabler zu machen als den freien Arbeiter, der nach diesem Bericht nur in der Phantasie existirt? Doch das beiläufig.

Das Ministerium hatte die Empfehlung des Berichts angenommen und die Aufhebung des Law of settlement, also auch der Zurücksendung der Verarmten vorgeschlagen. Das ist ein ungeheurer Schritt, wird unberechenbare Kräfte entfesseln, ist ein resoluter Bruch mit den faul gewordenen Ueberbleibseln des Mittelalters, wird England einen neuen Vorsprung vor der nacheilenden Industrie des Festlands geben. Und das Letztere ist der wahre Grund der Maßregel, der natürlich nicht zur Sprache kommt. Wegen dieses Entschlusses verdienten die englischen Staatsmänner den Preis tiefer Staatsweisheit, den man ihnen im Auslande hartnäckig octroyiren will in Dingen, wo er sehr zweifelhaft ist, und über diesen Entschluß habe ich in den auswärtigen Blättern kaum ein Wort gelesen. Die Bill ist aber vor der Hand auf die Schwierigkeit gestoßen, mit der England als Strafe alter Sünden unaufhörlich zu kämpfen hat — Irland. Sie bezog sich nicht auf die nach England herübergekommenen irischen Arbeiter; man fürchtet — und nicht ohne Grund — diese Gesellschaft in das Haus aufzunehmen. Aber die irischen Abgeordneten baten, ihre Landsleute nicht auszuschließen, und die Stimmen der irischen Abgeordneten sind dem Ministerium unentbehrlich. Man beseitigte also die sehr reiflich erwogene

und gut vorbereitete Bill einstweilen dadurch, daß man sie an ein Specialcomité verwies. Kommt Zeit, kommt Rath.

So sind zwei der wichtigsten Maßregeln der Session vom Tageszettel gestrichen. Eine dritte wichtige Bill ist die Civil Service-Bill, das Gesetz über Einführung einer festländischen Bureaukratie. Diese Bill, gegen die ein ernster Widerstand organisirt wird, soll, wenn eine Andeutung der „Times“ sich erfüllt, octroyirt werden. Die Executive, meint die „Times“, habe das vollkommene Recht, zu bestimmen, unter welchen Bedingungen sie ihre Beamten anstellen wolle. Ueber die constitutionelle Frage ist schwer etwas zu sagen, weil die englische Constitution, wie sie jetzt ist, die Competenzgrenzen absichtlich verwischt hat. Die Wirkungen braucht man dem festländischen Leser nicht auszumalen. Daß die Richtung der Zeit nach einer solchen Bureaukratie hingeht, läßt sich nicht leugnen. Daß sie darum aber noch nicht nothwendig ist, das beweist schon das Beispiel Amerikas, das den Bedüfnissen eines viel regern wirthschaftlichen Lebens ohne chinesische Examina und ohne bonapartische Disciplinargesetze genügt. So bleibt für den Rest der Session nicht viel mehr übrig als die Anleihen zu bewilligen, die Hr. Gladstone noch in der Tasche trägt, und mit den Universitäten irgend etwas aufzustellen, der Himmel mag wissen was.

Ich hatte, eingedenk der Bedeutung des Tages, die Feder genommen mit dem festen Vorsatze, unparteiisch zu sein wie ein Rhadamanth, und siehe da, was ich geschrieben, ist trotz Buße und Besserung doch wieder „englandfeindlich“ gerathen, nicht aus Parteilichkeit, sondern aus der Natur der Dinge. Die Auffassung der englischen Verhältnisse wird eine täglich bestrittenere Frage. Eins steht fest: nämlich daß es mit jedem Tage dringender wird, auf Diejenigen zu hören, welche über die Beziehungen zwischen England und Deutschland nicht Meinungen und fertige Formeln zu bringen haben, sondern Thatsachen. Vetter Michel, dessen Blutsverwandter ich noch immer bin, da ich noch nicht sieben Jahre in England lebe, mir also noch keinen neuen Menschen angegessen habe, scheint in der Johnbullomanie gefährlich krank zu sein. Zur Rechtfertigung dieses unceremoniösen Ausdrucks ein Factum, das kürzlich zu meiner Kenntniß gekommen.

Hiesige deutsche Geschäftsleute konnten es nicht länger mit ansehen, wie ihre Landsleute in der Heimat von den hiesigen Gaunern geplündert werden. Daß das in sehr ausgedehntem Maße geschieht, darüber habe ich Beweise in Händen. Es gehen oder gingen wenigstens alljährlich sehr beträchtliche Waarensendungen von Deutschland nach England, für welche die Absender nie einen rothen Dreier zu sehen bekamen. Es war also gewiß ein sehr dankenswerthes Unternehmen, daß einige Personen sich zusammenthaten, die gewöhnlich gebrauchten Kniffe

beschrieben, Vorsichtsmaßregeln an die Hand gaben und die Notizen in deutsche Blätter zu bringen versuchten. Vergebens, kein Blatt nahm sie auf. Man verarbeitete daher den Stoff zu einer Broschüre, betitelt: „Die Schwindler in London", und schickte sie zum Druck nach Deutschland. Der Beauftragte, wie in der Vorrede erzählt wird, mußte aber lange vergeblich von einem Verleger zum andern gehen. „Das deutsche Publicum will nichts Nachtheiliges über England lesen", antworteten ihm die Buchhändler, „es leben jetzt eine Menge deutscher Schriftsteller in London, die, um nicht aus diesem Asyl vertrieben zu werden, alle englischen Zustände couleur de rose malen und das deutsche Publicum vollständig bestochen haben." Wenn die in London lebenden deutschen Schriftsteller das wirklich angerichtet haben, so hole sie ohne Ausnahme der Henker; und wenn ich mit meiner humble — wir haben kein Wort, um den cant wiederzugeben, der in dem Ausdruck liegt — wenn, sage ich, meine humble correspondence auch etwa dazu beigetragen haben sollte, so wollte ich, ich hätte sie nie geschrieben. Eine Warnung vor Gurgelabschneidern nicht lesen wollen, das geht denn doch über den Spaß. Man denke sich, daß Jemand das englische Publicum vor systematischen Gaunern zu bewahren suchte, wie würde die Presse mit beiden Händen zugreifen, wie viel Leitartikel würde es setzen! Als die „Times" vor einer Reihe von Jahren eine große Wechselbetrügerei aufdeckte, die von Italien aus gegen londoner Kaufleute beabsichtigt wurde, überreichte man dem Redacteur eine Danksagung, die heute noch in dem Locale aufgehängt ist, und eine Summe Geld, mit der dieser ein Stipendium stiftete.

Es ist richtig, daß seit einigen Jahren neben der Ausstellung und dem Ueberdruß an den französischen und — an den eigenen Zuständen der Zusammenfluß von mehr oder minder freiwilligen deutschen Journalisten in London einen Einfluß auf die öffentliche Meinung in Deutschland geübt hat. Es ist ferner richtig, daß die Meisten, wenn nicht Alle, in günstigem, befriedigtem Sinne schrieben. Jeder konnte Das finden, fand also zunächst Das, was ihn interessirte, und Alle fühlten sich behaglich in dem Genusse einer persönlichen Freiheit, die man auf dem Festlande auch außerhalb des Gefängnisses nicht kennt. Der Mangel Dessen, was wir auf dem Festlande „Staat" nennen, mit andern Worten der Polizei, im weitern Sinne, gestattet allen Richtungen eine freie Bewegung; es ist noch Leben in England. Der Freihändler besuchte Hrn. Cobden und sah nichts als Freihandel; der Constitutionelle berauschte sich in Parlamentsdebatten; der Demokrat sah Preßfreiheit, Vereins- und Versammlungsrecht und Hrn. Hume's Agitation für Hausstandsstimmrecht, wenn er nicht gar so unvorsichtig war, die Chartisten als Brüder anzusehen. Der behäbige

Bürger traf auf keinen insolenten Beamten und keinen hochmüthigen Junker. Der Socialist war bald darüber klar, daß in England Alles für seine Theorie reif sei. Der durch Glaubensdruck Vertriebene konnte sofort sein Kapellchen aufschlagen. Und Hr. von Gerlach, der ein schwarzwestiges Meeting in Exeter-Hell mitgemacht und die Kirchthürme in London gezählt hatte, versicherte in seiner von hier datirten Rundschau, England sei das gesundeste Land der Christenheit. Alle konnten sie doch unmöglich Recht haben; wol aber kann man Allen an den englischen Zuständen das Gegentheil ihrer Auffassung nachweisen. Die Hoffnungen des Freihändlers und des Socialisten neutralisiren sich. Hrn. Ronge kann man vorhalten, daß er eine Abgabe entrichten muß angeblich für das Waschen der weißen Oberhemden, die die Staatstheologen tragen, und für das Läuten der Glocken in den Staatskirchen. Hrn. von Gerlach kann man sagen, daß nach Mayhew's Berechnung in London 100,000 Menschen leben, die nie das Innere einer Kirche gesehen, und Viele, die nie von Christus gehört haben. Am schlechtesten kommt bei genauerer Prüfung der Demokrat weg, am besten der Constitutionelle; denn bei Lichte besehen ist in England nichts principiell und Alles Compromiß. Ich werde ein anderes mal ausführen, weshalb der Constitutionelle keinen Grund hat, darüber zu triumphiren; den Raum, den ich heute mir noch nehmen darf, will ich benutzen, um über den Umschlag zu sprechen, der bei vielen, wenn nicht bei allen hier lebenden Beobachtern eingetreten ist und zu einem merkwürdigen Conflict mit der öffentlichen Meinung in Deutschland geführt hat.

Ein Mechanismus, auch ein verwickelter, ist bald begriffen, und wenn einmal begriffen, ganz begriffen. Ein Organismus dagegen begreift sich schwer und nie ganz. Habe ich mir eine neue Dampfmaschine einmal erklären lassen, so kenne ich das Ding und kann seine Wirkung berechnen, abgesehen von Zufällen, d. h. von Kräften, die der Mechaniker nicht kennt oder nicht in Rechnung ziehen will oder nicht beherrschen kann. Das Wetter mag die Locomotive verstimmen; die Atome des Eisens mögen ihre Lage und ihre Beziehungen verändern; der Blitz mag einschlagen; sie kann mit einem andern Zuge zusammenrennen. Aber davon abgesehen wird sie ihren Dienst thun, hin und wieder geflickt werden und endlich nur für den Hochofen gut sein. Anders mit einer neuen Pflanze, die aus Neuholland oder dem Innern Afrikas herüber kommt. Ich habe viel über den Organismus der Pflanzen überhaupt zu lernen, um am Ende zu erfahren, daß wir noch lange nicht Alles wissen, und habe dann die Eigenthümlichkeiten dieser Species in ihrer Entwickelung zu beobachten, ohne jemals fertig zu werden. Ganz entschieden spielt derselbe Gegen-

satz bei der Beobachtung englischer und festländischer Zustände eine Rolle. Die Beobachtung wird erschwert durch die großartigen Dimensionen der Verhältnisse, der Presse und des Humbug. Ich muß die Ketzerei wiederholen, daß es meines Wissens kein Land gibt, in dem es so schwer hält, hinter die Wahrheit zu kommen, wie in England. Ueberall steckt unter der Oberhaut eine zweite Haut; hat man die abgezogen, so stößt man auf eine dritte und so fort, daß man glauben möchte, das ganze Ding bestehe aus nichts als Häuten wie die Zwiebel. Und wer sieht es denn immer der Haut an, daß sie Haut ist? wie oft hält man sie nicht für die Substanz selbst?!

Wenn es wahr ist, daß das deutsche Publicum sich seit einigen Jahren angelegentlich mit England beschäftigt, so muß es auch wahr sein, daß das deutsche Publicum einen ähnlichen intellectuellen Proceß durchgemacht hat wie der einzelne Beobachter. Ich nenne Den nicht einen Beobachter, der, wie ich hier Jemand kenne, des Vormittags einen alten Jahrgang der „Rheinischen Zeitung" wieder und wieder durchliest und Abends in eine deutsche Kneipe geht. Auch Den nicht, der seine Weltanschauung fix und fertig im Kopfe hat, nur die Erscheinungen beachtet, die hineinpassen, die andern nicht ansieht, oder, wenn sie ihn ins Gesicht schlagen, unter die abzuschaffenden Dinge notirt und Den, der sie ihm etwa vorhält, einen Querkopf nennt und damit zu richten meint. Ein solcher Proceß ist auch sichtlich vorgegangen. Er würde von selbst die Eingenommenheit für England und die Engländer auf ein berechtigtes Maß zurückgeführt haben. Aber er ist plötzlich und gewaltsam unterbrochen worden. Durch die orientalische Frage sind die englischen Institutionen auf eine Probe gestellt, in der wir sie noch nicht beobachtet hatten. Man hätte deshalb alle vorgefaßten Meinungen aufgeben, alle Analogien fallen lassen, alle Worte zunächst einmal nur als Worte nehmen und unbefangen und sorgfältig die Thatsachen beobachten sollen. Und zwar hätte man das um so mehr thun sollen, als es sich nicht mehr um Zusehen handelte, sondern auch um Mitspielen, wenigstens um passives. Hat man das gethan? Es wird nach Jahren noch zeitgemäß sein, darüber zu sprechen; ja vielleicht wird es auch drüben ein Bußtag sein, wo man sich endlich über diese Frage klar macht, wenn auch kein officieller.

Ueber den Verwitterungsproceß.

Von

Wilhelm Wicke.

I.

Indem wir den Versuch machen, den Lesern dieser Zeitschrift ein Bild zu entwerfen von dem merkwürdigen und wichtigen Processe welchen die Ueberschrift namhaft macht, so kann es natürlich nicht unsere Absicht sein, denselben in allen seinen Einzelheiten hier darzustellen; dazu würde nicht nur mehr Raum gehören, sondern auch mehr Vorkenntniß bei den Lesern, als wir hier beanspruchen und voraussetzen dürfen. Unsere Absicht geht nur dahin, im Allgemeinen auf die großartige Bedeutung aufmerksam zu machen, welche der Verwitterungsproceß für die lebende Natur gehabt hat und noch in diesem Augenblicke unausgesetzt hat. Unsern Ausgangspunkt nehmen wir dabei von einer Thatsache, die Jedermann bekannt ist und vor Augen liegt, nämlich von der jetzigen Beschaffenheit der Ackererde.

Auf den ersten Augenblick freilich scheint dieselbe nur eine durchaus gleichartige Masse zu sein; prüfen wir dieselbe jedoch etwas näher, so werden wir zwischen den die Erdkrume bildenden Körnern bald einen wesentlichen Unterschied entdecken. Und zwar zunächst einen physikalischen Unterschied: ein feiner, aufs höchste zertheilter Staub ist mit gröbern Körnern gemengt. Bei weiterer Beobachtung aber zeigen auch die Substanzen selbst, welche die Ackerkrume bilden, ein sehr ungleichartiges Gemenge. Nehmen wir an, die Erdkrume habe, wie in den meisten Fällen, eine ganz schwarze Farbe. Wir erhitzen eine kleine Quantität derselben in einem geeigneten Apparate, und siehe da, unter Entwickelung von Wasser, welches dampfförmig fortgeht, sowie namentlich unter Entweichung gewisser eigenthümlich riechender Substanzen tritt allmälig eine Aenderung der Farbe ein: die Erdkrume war schwarz oder grau und jetzt ist sie z. B. braunroth geworden, eine Veränderung, aus der wir den Schluß ziehen, daß Eisen darin enthalten ist. Jene eigenthümlich riechenden Stoffe, welche ebenfalls durch die Hitze ausgetrieben wurden, sind von denjenigen, die wir als Rückstand behalten, höchst verschieden. Jenes nämlich waren organische Substanzen, in deren Natur es liegt, durch eine hohe Temperatur zerstört, d. h. in einfachere, luftförmige Stoffe zersetzt zu werden, welche sich als solche der Atmosphäre beimengen. Ein bekanntes Beispiel dafür gibt der Verbrennungsproceß des Holzes. Wenn das Holz verbrennt, so wird die eigentliche Holzsubstanz zerstört; es entstehen daraus ein-

fachere Verbindungen, namentlich Wasser und Kohlensäure, welche dampfförmig oder gasförmig entweichen, und zurück bleibt die Asche.

Aber was ist nun die Asche selbst? Alle Stoffe, welche die Asche bilden, sind von jenen, die durch die Hitze zerstört wurden, sehr verschieden; sie gehören, wenn wir überhaupt alle Körper in zwei große Gruppen bringen, in organische und unorganische, unter die letztern, die unorganischen Substanzen, dergleichen z. B. die Kieselerde, der Kalk, das Eisen und viele andere Körper sind.

Die Bestandtheile des Ackers sind also entweder organischer oder unorganischer Natur. Es fragt sich nun weiter, woher die einen und woher die andern stammen; sind sie vielleicht von Menschenhänden dem Acker zugeführt? Zum Theil, ja, aber zum Theil auch nicht. Von den organischen Substanzen sind die meisten durch den Dünger in den Boden übergegangen. Aber sie sind mit der Zeit verändert worden und in einen Zustand übergeführt, den wir die Verwesung oder Fäulniß nennen; es sind dieselben, die man gemeinhin unter dem Namen humose Bestandtheile oder Humus zusammenfaßt. Andere organische Bestandtheile, welche den Humus mit bilden helfen, entstanden auf dem Acker selbst: aus den Wurzeln der Halmfrüchte, die wir bauten, aus den Blättern, die als Abfälle der krautartigen Gewächse dem Acker verblieben, aus den verwesenden Unkräutern. Alles dies sind Quellen der humusartigen Substanzen des Ackerbodens und diese humusartigen Substanzen sind dieselben, welche bei dem Glühen der Erde zerstört wurden und sich von den unorganischen Bestandtheilen trennten.

Nicht so leicht ist es, den Ursprung der unorganischen Bestandtheile des Bodens nachzuweisen. Und doch ist dies gerade der Angelpunkt unserer ganzen Betrachtung, indem der Verwitterungsproceß sich lediglich auf die Entstehung und die Veränderungen der unorganischen Theile des Bodens bezieht. Woher z. B. die ungeheuern Sandmassen, welche wir im nordwestlichen Deutschland aufgehäuft finden?

Offen gestanden, weiß das im Grunde Niemand und kann auch Niemand wissen, indem diese Sandlager vor Menschengedenken entstanden sind und jedenfalls an einem andern Orte, als derjenige ist, wo wir sie jetzt antreffen.

Günstiger für die Beantwortung obiger Frage gestalten die Verhältnisse sich da, wo unter dem lockern Boden in größerer oder geringerer Tiefe eine feste Gesteinmasse, ein Felsgrund sich findet. Wir räumen die lockere Erde weg und stoßen auf einen aus Steinbrocken gebildeten Untergrund. In größerer Tiefe bemerken wir, daß die Brocken zu förmlichen Schollen werden; wo diese endlich aufhören, tritt uns das nackte Felsgestein entgegen.

Aus jenem Untergrund nun bildete sich die Krume; der Untergrund

ist dasselbe, was die größern Schollen sind, nur feiner vertheilt. Daß aber der Untergrund wiederum aufs engste mit dem festen Gestein verwandt ist, darüber läßt der Augenschein keinen Zweifel aufkommen. So kommen wir schrittweise zu der Ueberzeugung, daß der Ackerboden nur ein verändertes Felsgestein ist, daß die lockere Bodenkrume und der harte Felsgrund wesentlich aus demselben Material bestehen und daß wir in den zwischenliegenden Schichten die Uebergänge von der Krume zu dem Felsgestein vor Augen haben.

Diese Verhältnisse sind überall leicht zu verfolgen, es sei denn (was freilich nicht selten der Fall ist) daß das Wasser verändernd eingewirkt und vielleicht die lockere Erdschicht ganz weggeschwemmt hat. Der Sand, welcher die Flußbetten der Ströme zuweilen so seicht macht, daß die Schiffahrt dadurch gehemmt wird, ist nichts Anderes als weggeschwemmter lockerer Boden, entstanden vielleicht an Stellen, die viele Meilen weit entlegen sind. Wie bedeutend diese Zufuhr zuweilen ist und wie zerstörend dieselbe unter Umständen einwirken kann, dafür liefert die Entstehung der Deltabildungen an den Mündungen des Mississippi und des Nils ebenso bekannte wie schlagende Beweise.

Zu wissen, wie ein bestimmter Boden entstanden ist, gewährt nicht nur interessante Aufschlüsse für den Geologen, sondern auch dem Landwirth werden praktische Vortheile dadurch eröffnet. Deshalb hat man das Factum, daß der lockere Boden ein Abkömmling der Gesteine ist, auch bestimmter festzustellen gesucht. Als das feinste und sicherste Beweismittel hat man endlich die chemische Analyse zu Hülfe genommen; durch sie ist es gelungen, auch in Betreff der einzelnen Bestandtheile einen allmäligen Uebergang von der lockern Erde zu dem unterliegenden Gestein nachzuweisen. Daß das Mischungsgewicht der Bestandtheile dabei wesentlich verändert worden, versteht sich von selbst; denn diese Veränderung in der Zusammensetzung der Felsmassen ist ja, abgesehen von den mechanisch einwirkenden Vorgängen, eben erfoderlich, damit ein lockeres Erdreich entstehe. Aber wenn z. B. der unterliegende Fels ein granitisches Gestein ist, so wird ohne Frage der ihn deckende Ackerboden ein sehr kalihaltiges Erdreich sein. Ist der Granit sehr quarzreich und enthält er den Feldspath vielmehr als einen untergeordneten Gemengtheil, so wird ohne Frage der aus ihm entstandene Boden sehr sandig sein, da nämlich Sand seinem Wesen nach nichts weiter ist als Quarz. Zugleich kann dies letztere Beispiel uns den bedeutenden Antheil anschaulich machen, den auch mechanische Processe an der Verkleinerung des ursprünglichen Felsgesteins nehmen. Im Granit ist der Quarz in derben Massen enthalten, oft in so gewaltiger Menge, daß er selbst in Gestalt von Blöcken erscheint. Und nun halte man gegen diese riesigen Blöcke den haarfeinen, kaum sichtbaren Sand, der in

seiner chemischen Zusammensetzung von jenen Quarzblöcken durchaus nicht abweicht — welche ungeheuren mechanischen Einflüsse müssen da mitgewirkt haben!

Hier jedoch interessiren uns hauptsächlich die chemischen Einflüsse, durch welche das feste, compacte, riesige Gestein dermaßen zerstört worden ist. Was versteht man überhaupt unter chemischen Einflüssen? Um uns in einem allgemeinen Bilde das Verhältniß der Erde zu der sie umgebenden Atmosphäre darzustellen, denken wir sie uns am besten als eine mit einer gasförmigen Hülle umgebene Kugel. Die Luft sehen wir bekanntlich nicht; ein leeres Glas muß darum aber noch nicht wirklich leer sein, vielmehr ist es erfüllt mit farblosen und darum für uns unsichtbaren luftförmigen Körpern. Die Chemie versteht dieselben aber auch zu färben; sie lehrt uns Luftarten, sogenannte Gase kennen, an denen, wenn sie in einem Gefäße angesammelt sind, sich eine eigenthümliche Färbung sehr wohl wahrnehmen läßt. So ist z. B. das Chlor, das einen Bestandtheil des Kochsalzes bildet, ein grüngelb gefärbtes Gas. Dagegen sind diejenigen Gase, deren Zusammensetzung den Luftkreis bildet, sämmtlich ohne Farbe, ja die meisten sind auch ohne Geruch und Geschmack. Sie sind entweder einfache Körper (Grundstoffe) oder chemische Verbindungen; im letztern Falle sind sie der Mehrzahl nach aus der Vereinigung zweier Grundstoffe entstanden. Die Gase, welche sich bei Verwesung thierischer Stoffe entwickeln und durch die unsere Geruchsnerven so unangenehm berührt werden, sind zusammengesetzter Natur. Auch feste Substanzen fehlen in der Luft wol nicht ganz; die Luftströmungen reißen feinen Staub oder Sand in die Höhe und tragen ihn über weite Strecken mit sich fort. Doch gibt uns das natürlich kein Recht, sie als wirkliche Bestandtheile der Atmosphäre gelten zu lassen; vielmehr zählen zu diesen lediglich die gasförmigen Elememte derselben. Aber auch diese lassen sich wieder zertheilen, je nachdem sie unverändert unter allen Himmelsstrichen, an allen Orten der Erde in der Luft enthalten oder blos Producte gewisser natürlicher Verhältnisse sind. Zu den erstern, die nie und nirgends in der Atmosphäre fehlen, gehören als einfache Körper der Stickstoff und der Sauerstoff, von den zusammengesetzten die Kohlensäure, das Ammoniak und das Wasser. Zufällige Bestandtheile dagegen, sogenannte Beimengungen, sind die schwefelige Säure, die in der Nähe chemischer Fabriken in der Luft enthalten sein kann, das Schwefelwasserstoffgas und dgl. mehr. Hier, wo wir von allgemeinen Verhältnissen reden, die sich überall kundgeben, haben wir es natürlich nur mit den constanten Bestandtheilen der Atmosphäre zu thun.

Die Atmosphäre ist also ein ungeheures Reservoir gasförmiger Stoffe. Ebenso bildet der Erdboden ein ungeheures Magazin fester

Substanzen, der Gesteinsarten. Indem nun die Luft durch die feinsten Risse und Spalten bis zu einer beträchtlichen Tiefe in den Erdboden eindringt, so muß nach den Gesetzen der chemischen Wahlverwandtschaft der Körper aus dieser Berührung nothwendig eine große Reihe chemischer Zersetzungen entspringen. Auch der Verwitterungsproceß, der uns hier beschäftigt, besteht hauptsächlich aus einer Reihe chemischer Umgestaltungen der Erdoberfläche, herbeigeführt (wie gesagt) durch die Einwirkung der Atmosphäre auf die Oberfläche der Erde. Die Atmosphäre wirkt von oben her auf die Erdrinde, in umgekehrter Weise also wie der Vulkanismus, den wir seit Alexander von Humboldt als die Reaction des Erdinnern auf die Kruste der Erde haben verstehen lernen. Außer den Gasen des Atmosphäre aber müssen bei Verwandlung des festen Gesteins auch ganz besonders noch die verschiedenen Einflüsse der Natur in Betracht gezogen werden. Daß das Leben der Thiere sowie das Gedeihen der Pflanzen wesentlich von den Einflüssen der Witterung abhängt, das weiß Jeder. Aber auch an dem scheinbar so festen, so unbezwingbaren Gestein erprobt dieser Einfluß seine Macht; nicht blos Wärme und Kälte, nein, sogar Licht und Schatten sind für die Verwitterung der Gesteine von Bedeutung.

Ein Gestein, eine Felsart verwittert, heißt also im Allgemeinen: es verändert sich an der Luft, ohne daß damit schon entschieden ist, auf welche Art diese Veränderung vor sich geht, ob auf mechanischem oder chemischem Wege. Die Veränderung selbst geht dann in der Art vor sich, daß das Gestein, wenigstens in den meisten Fällen, zuerst in größere oder kleinere Stücke zerspalten wird, die ihrerseits wieder eine Theilung erfahren, und so fort, bis wir zuletzt bei einem feinen Pulver, einem Staub, einer eigentlichen Erde anlangen.

Wozu nun dieser Proceß? Welche Stelle nimmt er ein in der großen Werkstatt der Schöpfung? Wo ist sein Ziel, wo die Grenze, bei welcher angelangt er gleichsam seine Mission erfüllt hat?

Um die erste Frage sofort zu beantworten, brauchen wir uns nur einen Augenblick vorzustellen, wie die Erde beschaffen sein würde ohne die vieltausendjährige Arbeit des Verwitterungsprocesses. Nämlich eine nackte, öde, unbewohnbare Wüste. Alle Felsen würden in ihrer ursprünglichen Nacktheit dastehen; das bunte Gewand, das der Reichthum der Pflanzenwelt der Erde verleiht, würde fehlen. Denn wo eine Pflanze wachsen soll, muß zuerst eine lockere Erdkrume sein; in ihr haften nicht nur die Wurzeln der Pflanze, sondern auch die Nahrung, deren dieselbe zum Aufbau ihres Organismus bedarf, wird aus ihr entnommen. Am nackten Felsen fristen höchstens die allerniedrigsten Pflanzen, wie Flechten und Moose, ein kümmerliches Dasein; höhere Pflanzen können nur da gedeihen, wo sie eine Erdkrume finden. Wie

aber entsteht diese Erdkrume? Wir haben diese Frage bereits oben ausführlich beantwortet: lediglich durch Verwitterung. Der anscheinend so grausame, so unfruchtbare Verwitterungsproceß ist der eigentliche Lebensproceß der Natur; ohne ihn würde kein Halm wachsen, keine Blume blühen, keine Creatur sich des Daseins freuen; kalt und starr, wie er ist, muß er doch helfen, an der Erde lebendigem Kleid zu wirken.

Aber kehren wir noch auf einen Augenblick zu unserer vorigen Annahme zurück. Wenn die Erde ihres Pflanzenlebens bar wäre, so könnte auch keine Thierschöpfung bestehen. Denn auch diese hat in der Pflanzenwelt ihre nothwendige und unerläßliche Voraussetzung. Die Fleischfresser nähren sich von dem Fleische der Pflanzenfresser, die wiederum an ihrem Theil die Kostgänger der Pflanzen sind. Ja bei den meisten niedern Thieren ist das Verhältniß zur Pflanzenwelt noch enger: es ist ihnen gar keine Wahl in ihrer Kost gestattet, wie etwa unsern Hausthieren, sondern viele derselben existiren schlechthin nur als Bewohner einer einzigen Pflanzenspecies; auf ihr werden sie geboren, von ihr nähren sie sich, und wenn sie abstirbt, gehen sie mit ihr zu Grunde.

So ist also der Verwitterungsproceß der nothwendige Vorläufer der Pflanzen- und Thierschöpfung gewesen; daß die Erde sich mit Pflanzen bekleidet, daß sie sich mit Menschen und Thieren bevölkert hat, dazu hat er den ersten Grund gelegt.

Diese Bedeutsamkeit, welche der Verwitterungsproceß für den Gesammthaushalt der Natur gehabt hat, läßt sich ohne Mühe noch jetzt in den geologischen Blättern der Erdgeschichte nachweisen. Wir schicken dazu einige allgemeine Sätze über das Wechselverhältniß zwischen Pflanze und Bodenbeschaffenheit voraus. Wo der Boden eine recht gemischte Beschaffenheit hat, da gedeiht der Pflanzenwuchs bekanntlich allemal am üppigsten, während ein Boden, der keine große Verschiedenheit mineralischer Stoffe hat, auch nur eine dürftige, wenigstens nur eine einförmige Vegetation ernährt. Hierauf beruht auch die Unterscheidung von sogenannten Charakterpflanzen des Bodens, d. h. von Pflanzen, welche durch ihr Auftreten anzeigen, daß gewisse Stoffe, z. B. Kalk oder Kali ꝛc., die vorherrschenden Bestandtheile des Bodens sind.

Wo demnach ein Boden einen hinreichenden Vorrath aller derjenigen Stoffe enthält, die zum Zweck der Pflanzenernährung nothwendig sind, da werden nicht allein diejenigen Pflanzen gedeihen, die überall fortkommen (sogenannte bodenvage), sondern auch solchen, die nur in einer ganz bestimmten Bodenmischung gedeihen, den sogenannten bodenstetigen Pflanzen wird dabei ein ihren Bedürfnissen entsprechendes Medium geboten sein. Je mehr nun aber ferner die verschiedenen Bodenarten durch die Gewalt des Wassers untereinandergemischt sind, um so günstiger und

größer ist das Feld für Ausbreitung der Pflanzen geworden. Je mehr wir uns mithin in der Geschichte der Erde, wie sie auf den Riesenblättern der Gesteinslagen und Schichten aufgezeichnet ist, der jetzigen Periode annähern, um so mehr nimmt auch die Pflanzenwelt an Arten zu. Mit dem zunehmenden Artenreichthum der Pflanzen aber wurden zugleich die Lebensbedingungen für viele Thiere geschaffen, sodaß dieselben, wenn sie endlich ins Dasein traten, gleichsam den Tisch gedeckt, die Wohnung bereit fanden — und das Alles durch den schöpferischen Einfluß der Verwitterung.

Ich sprach vorhin von dem praktischen Interesse, welches eine genaue und erschöpfende Kenntniß des Verwitterungsprocesses dem Landwirthe darbietet; auch hierüber seien mir noch einige Bemerkungen gestattet. Es ist eine allbekannte landwirthschaftliche Erfahrung, daß ein Feld nicht zwei Jahre hintereinander mit derselben Frucht bebaut werden darf, wenn die Ernte gerathen soll. Woher rührt das? Früher nahm man an, als ob die Pflanzen giftige oder narkotische Stoffe aussonderten; man betrachtete dieselben als die Excremente der Pflanzen, und da nun kein Geschöpf in seinen eigenen Excrementen zu leben vermag, so könne, folgerte man, auch nicht eine und dieselbe Frucht zwei Jahre hintereinander in demselben Boden gebaut werden. Diese Annahme war sehr künstlich, aber auch so thöricht, daß sie heutzutage gewiß Niemand mehr zu vertheidigen Lust hat. Die wahre Lösung des Räthsels bietet uns auch hier wieder der Verwitterungsproceß. Die Erfahrung hat den Landwirth gelehrt, einen gewissen Fruchtwechsel einzuhalten, gleichsam einen Cirkel zu beschreiben in der Wahl und Aufeinanderfolge der Früchte. Der Boden, sagt der Landwirth, ist für Roggen, Weizen ꝛc. erschöpft; ich werde in diesem Jahre eine Grünfrucht bauen müssen. Uebersetzen wir das in die Sprache der Wissenschaft, so ergibt sich Folgendes. Die Gewächse, die wir bauen, stellen gewisse Anfoderungen an den Boden; sie verlangen die Gegenwart gewisser Mineralstoffe, die sie aufnehmen und zu ihren physiologischen Functionen verwenden in derselben Art, wie die Hausthiere ein gewisses Futter verlangen. Die Halmfrüchte z. B. gedeihen nur da üppig, wo phosphorsaure Salze im Boden sind; ein Boden, der kein Kali enthält, sagt der Kartoffel nicht zu, der Klee gedeiht am besten auf einem Felde, das gegipst ist ꝛc. Haben wir nun in einem Jahre Weizen gebaut, so hat der Boden an phosphorsauren Salzen eine bedeutende Einbuße erlitten. Wollten wir im nächsten Jahre wieder Weizen bauen, so würde sich ein Mangel an diesen Salzen fühlbar machen; die Halme würden diejenigen Stoffe nicht finden oder doch nicht in gehöriger Menge finden, deren sie zur Entwickelung ihrer vegetabilischen Vollkraft bedürfen; sie würden mithin verkümmern und zu Grunde gehen.

Nach einem gewissen Verlauf von Jahren ist dieser Verlust ersetzt — aber wodurch? Wiederum einzig und allein durch den Verwitterungsproceß. Unablässig thätig in der Bodenkrume, stellt er in einer gewissen Zeit aus dem noch unzersetzten Gestein einen ganz neuen Boden her; die Zeit aber, in welcher diese Neubildung stattfindet, entspricht eben der Umlaufszeit eines Fruchtwechsels. Das ganze System des Fruchtwechsels gleicht somit der regelmäßigen Einrichtung eines Uhrwerks; der Verwitterungsproceß aber ist die Feder, welche dasselbe in Bewegung erhält.

Der Bentinck'sche Proceß.

Daß der gegenwärtige Augenblick in Deutschland zu Acten der Cabinetsjustiz besonders geeignet sei, wird gewiß Niemand behaupten wollen. Und doch, falls die Gerüchte, die seit kurzem über die sogenannte endliche Entscheidung des Bentinck'schen Processes in Umlauf sind, sich wirklich bestätigen sollten, was bliebe übrig, als darin die Rückkehr einer Cabinetsjustiz zu erblicken, der wir uns längst entwachsen glaubten? Nach diesen Gerüchten nämlich stände in Aussicht, daß eine vor den Gerichten schwebende Frage beendet und abgeschnitten (nicht beantwortet) würde durch einen Vergleich, der um so mehr zu den modernen Begriffsverwirrungen bedenklichster Art gerechnet werden müßte, als er nöthigenfalls dem einen Theile würde aufgedrungen werden. Nur eine angebliche Entscheidung dieser Art, von der gegenwärtig alle Tagesblätter wissen wollen, veranlaßt uns, auch in dieser Zeitschrift einen Proceß zur Sprache zu bringen, der außerdem nur noch als eine juristische Merkwürdigkeit für die Männer von Fach Interesse hat und der denn auch in der That von diesen bereits in einer zahllosen Menge von Schriften und Gegenschriften verhandelt ist. Solange derselbe wie jeder andere Rechtsstreit vor einem bestimmten Gerichte den Weg Rechtens ging, hatte die Presse keine besondere Veranlassung, sich um ihn zu bekümmern; höchstens nahm sie einfach berichtende Notiz von ihm. Aus diesem rein juristischen Kreise ist die Streitfrage indessen schon längst herausgetreten und zu einer Angelegenheit des öffentlichen Urtheils pro et contra geworden. Die streitenden Parteien selbst haben es seit Jahren in verschiedenster Weise versucht, für ihre Behauptungen und Rechtstitel auch die öffentliche Meinung zu gewinnen; sie haben damit das Gebiet der publicistischen Debatte selbst erschlossen und einem Jedem, dem die fragliche Angelegenheit einer allgemeinern Aufmerksamkeit werth schien und der Gelegenheit und Lust hatte, sich in das Labyrinth des mehr als zwanzigjährigen Processes zu wagen, Recht und Möglichkeit gegeben,

sich eine Ansicht zu bilden und eine Stimme abzugeben. Immerhin aber wird sich das Interesse der meisten Leser weniger auf die verwickelte Rechtsfrage richten als auf die Art und Weise ihrer Lösung und Entscheidung, indem mit der letztern sich Consequenzen von der allgemeinsten Bedeutung und Wichtigkeit verbinden. So gestatte man uns denn, dem Leser ein möglichst treues Bild des langwierigen Processes vorzuführen; dasselbe wird ihn in den Stand setzen, unbefangen entweder unserer eigenen Ansicht, die sich auch bei der möglichst objectiven Darstellung nicht ganz wird verschleiern lassen, beizutreten oder auch sich eine abweichende zu bilden. Selbst wo nur der Argwohn entsteht, daß ein vor einem competenten Gerichte anhängiger Proceß von dem Boden des Rechts auf das politische Gebiet hinübergespielt werden soll, hat die Presse die ernsthafte Pflicht, davon Act zu nehmen. Inwieweit aber dieser Argwohn im vorliegenden Falle eine bestimmte Gestalt anzunehmen droht, darüber möge die folgende Mittheilung den Leser aufklären.

Zum bessern Verständniß beginnen wir ab ovo, auch auf die Gefahr hin, Vielen nur längst Bekanntes zurückzurufen. Der letzte Graf von Oldenburg jüngerer Linie, Anton Günther, hatte in seinem Testamente vom 23. April 1663 die Immediatherrschaft (aber nicht Reichsstandschaft) Kniphausen mit der Herrschaft Varel und andern gewöhnlichen Privatgütern zu einem untheilbaren Familienfideicommiß für seinen außer der Ehe mit dem Fräulein Elisabeth von Ungnad erzeugten Sohn Anton verbunden, für den er schon vorher bei dem Kaiser Ferdinand III. die Erhebung in den Freiherrnstand und später auch die Erhebung in den Reichsgrafenstand unter dem Titel eines Grafen Anton, Freiherrn von Oldenburg auf dem Reichstag zu Regensburg erwirkt hatte. In dem Grafendiplom, vom Jahre 1653, einer Legitimatio minus plena, die allein die Aufhebung des Makels der unehelichen Geburt zum Zweck haben konnte, war dem Genannten allerdings vom Kaiser Sitz und Stimme auf den Reichs- und Kreistagen zugestanden. Allein damit konnte einmal nichts weiter gemeint sein als die kaiserliche Erlaubniß, sich um die Aufnahme in eines der reichsständischen Grafencollegien zu bewerben; sodann besaß Graf Anton zur Zeit der Ausstellung des Grafendiploms überhaupt noch gar keine Güter irgend einer Art, und endlich wurden weder Graf Anton noch seine Nachkommen trotz mehrfacher Bewerbungen jemals wirklich in eines der reichsständischen Grafencollegien aufgenommen. Durch die Vermählung der Gräfin Charlotte Sophie, Tochter des Grafen Anton II., mit dem der oldenburgische Mannsstamm ausstarb, mit einem niederländischen Edelmanne, Wilhelm von Bentinck, der kurz vorher (1732)

vom Kaiser in den Reichsgrafenstand erhoben worden war, kam das oldenburgische Fideicommiß, mit Einschluß Kniphausens, auf ihren ältesten Sohn, den Grafen Christian Friedrich Anton, der es seinerseits wieder auf seinen Erstgeborenen Wilhelm Gustav Friedrich, den Vater des gegenwärtigen Besitzers, des Grafen Gustav Adolf Bentinck vererbte. Bei der Auflösung des Deutschen Reichs wurde die Herrschaft Kniphausen völlig souverän. Napoleon einverleibte sie dem Königreich Holland; später nach Vertreibung der Franzosen wurde es von Oldenburg in Besitz genommen. Mishelligkeiten zwischen dem Vater des jetzigen factischen Besitzers der Herrschaft Kniphausen und der oldenburgischen Regierung wurden, nachdem ihre Beilegung schon von Stein auf dem Wiener Congreß betrieben worden, schließlich durch das von den Höfen von Berlin, Wien und Petersburg vermittelte, vom Deutschen Bunde garantirte sogenannte berliner Abkommen vom 8. Juni 1825 beendigt; der Graf gelangte wieder in den Besitz Kniphausens und letzterer Vertrag blieb seitdem die maßgebende Grundlage für seine und seiner Familie Verhältniß zu Oldenburg.

Doch war die Veranlassung zu dem gegenwärtigen Recessionsstreite damals bereits gelegt. Graf Wilhelm Gustav Friedrich von Bentinck hatte nach dem Tode seiner ersten Gemahlin mit seiner zweiten erst im Jahre 1816 ihm angetrauten Gemahlin, Sara Margaretha Gerdes, von bäuerlicher Abkunft, in den Jahren 1801, 1809 und 1812 drei Söhne, Wilhelm Friedrich, Gustav Adolf und Heinrich Anton erzeugt. Der einzige Sohn erster Ehe war im Jahre 1813 gestorben; 1827 aber hatte der regierende Graf seinen ältesten Sohn Wilhelm Friedrich zum Mitregenten eingesetzt. 1835 starb er selbst. Schon vorher hatten sein Bruder, der großbritannische Generalmajor Graf Johann Karl und dessen drei Söhne Veranlassung genommen, die Successionsfähigkeit der mit genannter Gerdes erzeugten Söhne zu bestreiten und das nächste Successionsrecht für sich geltend zu machen. Mehre Gesuche an die Deutsche Bundesversammlung bezweckten unter der Behauptung des hohen Adels und der Ebenbürtigkeit der gräflich Bentinck'schen Familie, somit der Erbfolgeunfähigkeit der Söhne des Grafen Wilhelm Gustav Friedrich, mit Umgehung des Rechtswegs eine unmittelbare Einschreitung der Bundesversammlung zur Sicherung der Erbfolge des Klägers und seiner Descendenz nach dem Ableben seines ältern Bruders. Das berliner Abkommen aber wies ausdrücklich alle derartigen Ansprüche vor das Forum des Oberappellationsgerichts zu Oldenburg, und ganz dem entsprechend fiel auch der betreffende einstimmig gefaßte Beschluß des Bundestags vom 24. Juli 1828 aus, der wegen Incompetenz dem Gesuche des Grafen Johann Karl Ben-

tinck nicht stattgab und es ihm überließ, seine Ansprüche „auf gehörigem Wege zu verfolgen". Diesen „gehörigen Weg" nun schlug zehn Jahre später der Sohn Karl's, der königlich niederländische Kammerherr Graf Wilhelm Friedrich Christian, ein, indem er 1837 den noch jetzt schwebenden ordentlichen Proceß beim Oberappellationsgerichte zu Oldenburg begann. Verwickelter wurde die Sache noch dadurch, daß angeblich Graf Wilhelm im Herbste 1836 seine behaupteten Regierungsrechte an den ältesten Bruder, Grafen Karl, abgetreten haben sollte und Letzterer um dieselbe Zeit einen verunglückten Versuch gemacht hatte, sich mit Gewalt in Kniphausen festzusetzen, während im nächsten Jahre Graf Wilhelm doch wieder als Kläger vor dem Appellationsgerichte und der Bruder Karl forthin nur als Mandatar in vielfacher Thätigkeit auftritt.

Indessen war das Erkenntniß der ersten Instanz, der juristischen Facultät von Jena, dem klagenden Theile nicht günstig. Der auf diese Weise in erster Instanz verlorene Proceß und die Befürchtung, auch die zweite Instanz, die Juristenfacultät in Gießen, möchte zu ihren Ungunsten urtheilen, trieb die klagenden Agnaten auf einen andern Weg. Die drei Brüder wandten sich im März 1843 abermals an die Deutsche Bundesversammlung, und zwar diesmal mit der Bitte um Anerkennung „der Rechte des hohen Adels für die Familie Bentinck im Sinne des Artikels 14 der Deutschen Bundesacte". Diese Erklärung gab die Bundesversammlung durch einen Mehrheitsbeschluß vom 12. Juni 1845 wirklich ab; und da die Publication dieses Beschlusses nicht in allen Staaten erfolgt war, so wurde erst im vorigen Jahre auf wiederholtes Andringen der Reclamanten durch einen abermals nur durch Stimmenmehrheit gefaßten Beschluß die Vornahme der Publication desselben verfügt. Indessen hatte der in dieser Hohen-Adelserklärung liegende „Trost" die Reclamanten ihrem wesentlichen Zwecke noch nicht näher gebracht. Wol aber suchten seitdem auch die jüngern Brüder des Klägers der Behauptung Geltung zu verschaffen, daß mit dem Beschlusse vom Jahre 1845 die Bundesversammlung im Grunde schon in der Recessionssache selbst und zwar wenigstens in Bezug auf die Herrschaft Kniphausen zu ihren Gunsten entschieden habe. Was sie von da an beantragten, war mithin nur die Ausweisung des gegenwärtigen Besitzers von Kniphausen und die „Wiederherstellung der rechtmäßigen Regierung in dieser Herrschaft". Daß eine solche Auslegung ihres Beschlusses und eine den unabhängigen Gang der Justiz störende Einwirkung keineswegs in der Absicht der Bundesversammlung gelegen, ist außer Zweifel; wol aber gelang es den Reclamanten, die mittlerweile eingesetzte provisorische Reichscentralgewalt,

resp. den damaligen Reichsjustizminister Hrn. Detmold für jene Ansicht zu gewinnen, was denn unterm 8. November 1849 einen Vollziehungserlaß des Letztern zur Folge hatte, wonach der Kläger nöthigenfalls auf dem Wege der Execution in den Besitz der Herrschaft Kniphausen gesetzt werden sollte. Allein weder die Bundescentralcommission noch auch der restaurirte Bundestag eilten damit, das Werk des Hrn. Detmold sich anzueignen. Im Wesentlichen ist die ganze Angelegenheit trotz wiederholter Anrufungen und Bitten an die Bundesversammlung seitens der Kläger nicht vom Flecke gerückt. Auch bei der Juristenfacultät zu Gießen liegt — horribile dictu! — dieser Rechtsstreit schon seit sieben Jahren in der zweiten Instanz, der endlichen Erledigung harrend; aus welchen Gründen, bleibe hier unerörtert.

Vorstehendes das Thatsächliche der Angelegenheit; es erübrigt nur noch, einige Worte hinzuzufügen über das Verhalten Oldenburgs zu derselben während dieser langen Reihe von Jahren. Dasselbe blieb sich stets gleich, indem es sich im Wesentlichen dahin normirte, an den Bestimmungen des berliner Abkommens, somit an der alleinigen ungetheilten Competenz des Oberappellationsgerichts zu Oldenburg in allen bei dem Processe in Betracht kommenden Fragen festzuhalten. Erst in neuester Zeit, nämlich wenn die im Eingang erwähnten Gerüchte begründet sind, würde hierin eine Aenderung eingetreten sein. Es soll nämlich zwischen der oldenburgischen Regierung und dem Kläger ein Vergleich abgeschlossen sein, wonach erstere die streitigen Besitzungen an sich kaufen, der Kaufpreis aber in folgender Weise zu vertheilen sein würde. 200,000 Thaler erhält der Kläger zu freier Verfügung; weitere 1,000,000 Thaler hat er zum Ankauf neuer zu einem Fideicommiß zu erhebender Güter in einem deutschen Staate zu verwenden. Der Beklagte, factischer Besitzer von Kniphausen, erhält 600,000 Thaler und die Erlaubniß, den Bentinck'schen Namen und gräflichen Titel, nicht aber das Wappen fortzuführen; auch verzichtet er auf alle Successionsansprüche in das neu zu gründende Familienfideicommiß. Sollte er dieses Abkommen nicht annehmen, so würde ihn die oldenburgische Regierung aus dem Besitz setzen und den Erlaß des Reichsministers Detmold vom 8. November 1849 zur Ausführung bringen, d. h. sie würde thun, wogegen sie sich bisjetzt aus triftigen Gründen des Rechts stets aufs ernstlichste und thatsächlich verwahrt hat. Zur Erklärung soll dem Beklagten nur eine sehr kurze, in diesem Augenblick bereits abgelaufene Frist gestellt sein, indem, wie hinzugefügt wird, das Ministerium ein fait accompli zu haben wünsche, bevor noch das Urtheil der gießener Facultät erfolgt und möglicherweise Alles wieder ändert.

So weit der Thatbestand, so weit die neuesten Gerüchte. Absicht-

lich haben wir uns dabei jedes Eingehens in die Materie dieses endlosen Processes enthalten, da es dem Publicum im Allgemeinen sehr gleichgültig sein dürfte, wer als Sieger aus ihm hervorgehen wird. Nicht so gerechtfertigt dagegen würde diese Theilnahmlosigkeit sein, falls es gelingen sollte, das traurige Register von Eingriffen der politischen Gewalten in die Unabhhängigkeit der Rechtspflege um einen eclatanten Fall zu vermehren; die verderblichen Folgen, welche eine derartige Willkür haben müßte, würden sich vielleicht nur langsam bemerkbar machen — aber ganz ausbleiben würden sie gewiß nicht.

Das Koleda-Singen in Prag.

Mitgetheilt

von

Virgil Grohmann.

Während der Weihnachtszeit kleine Spiele vor den Häusern aufzuführen oder doch wenigstens Liedchen vor denselben abzusingen, ist, wie neuere Forschungen nachgewiesen haben, ein uralter deutscher Gebrauch. Von Deutschland aus hat derselbe sich dann auch über die benachbarten slawischen Länder verbreitet, namentlich auch über Böhmen. Von Weihnachtsspielen, wie sie z. B. noch im nördlichen Böhmen im Schwange sind, habe ich zwar im slawischen Böhmen nichts gefunden; dagegen ist das Absingen von Liedern während der zwölf Tage auch hier allgemein verbreitet. In Prag heißt dieser Gebrauch das Koleda-Singen. Dabei gehen die Knaben ärmerer Leute paarweise von Haus zu Haus und singen in einer recht hübschen und lebhaften Weise ein Lied, das ich hier mittheile, weil es nicht uninteressant sein dürfte, es mit ähnlichen Liedern deutscher Abstammung zu vergleichen. Es lautet gewöhnlich also:

Strunka, strunka, strunka,
Zelená se chvojka.
Pásli jsou tam pastonškové,
Přiletěl k nim anděl,
  Aby jim pověděl,
Ze se Kristus Pán narodil,
  Aby každý věděl.
My žačkové malí,
Rádi bychom brali
  Koledičku
  Na ručičku,
Kdybyste nám dali.
Jesť-li pak nedáte,

Tedy uhlidáte!
Všecky hrnce potlučeme
Co v polici máte,
A pokličky k tómu.
My skočime z domu,
Aleluja, aleluja,
Chválá Pánu Bohu!

In möglichst wörtlicher Uebersetzung lautet dies:

Saitchen, Saitchen, Saitchen!
Es grünt die Haide;
Darauf weideten die Hirten.
Zu ihnen kam ein Engel,
Um ihnen zu verkünden,
Daß Christus der Herr geboren sei,
Auf daß es Jeder wüßte.
Wir kleinen Knaben,
Gern hätten wir genommen
Ein Christgeschenkchen
Auf das Händchen,
Wenn ihr's hättet uns gegeben.
Wofern ihr aber nicht gebet,
Dann werdet ihr schon sehen:
Alle Töpfe zerschlagen wir,
Die ihr im Schranke habet,
Und die Deckel auch dazu.
Dann springen wir aus dem Hause,
Alleluja, alleluja,
Lob sei Gott dem Herrn!

Literatur und Kunst.

Thätigen Antheil darf der Deutsche an der orientalischen Frage, dank der Weisheit seiner Regierungen, bekanntlich nicht nehmen; eine Angelegenheit, welche die ganze Welt in Bewegung setzt und selbst dem Blödesten ad oculos demonstrirt, wer denn eigentlich die Hegemonie über Europa führt und wer nicht, bleibt für ihn nur eine theoretische Frage, über die es Jedem erlaubt ist, seine Meinung zu haben, nämlich deshalb, weil auf seine Meinung gar nichts ankommt. Aber der Deutsche weiß sich auch darein zu finden; darf er kein Blut vergießen, wohlan, so entschädigt er sich, indem er desto reichlichere Ströme Tinte fließen läßt. Die Broschürenliteratur über die orientalische Frage wächst mit jedem Tage; ein Blatt, das gleich dem „Deutschen Museum" kein Bücherrepertorium von abstracter Vollständigkeit sein will, hat Mühe, die wachsende Flut im Auge zu behalten und das Bedeutende aus der Masse des Unbedeutenden und Ueberflüssigen auszusondern. Doch glauben wir Folgendes dem Leser empfehlen zu dürfen. Erstens: „Actenstücke der russischen Diplomatie.

Herausgegeben von Friedrich Paalzow" (Berlin, Franz Duncker). Die uns vorliegende erste Lieferung enthält das bekannte geheime und vertrauliche Rundschreiben an die diplomatischen Vertreter des russischen Cabinets in Deutschland vom Jahre 1844; ferner eine Denkschrift, welche dem Kaiser von Rußland bald nach der Februarrevolution, zur Zeit der französischen Expedition gegen Rom, von einem höhern Beamten des russischen Ministeriums des Auswärtigen überreicht worden; sodann die berühmte Denkschrift vom 10 Januar 1850, die zuerst vor etwa Jahresfrist von der augsburger „Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht ward; endlich das unter dem Titel „Politisches Testament Peter's des Großen" bekannte Document, dessen Ursprung allerdings nichts weniger als beglaubigt ist (es wurde angeblich um Mitte des vorigen Jahrhunderts, zur Zeit der Kaiserin Elisabeth, von dem berüchtigten Chevalier d'Eon nach Frankreich gebracht): doch hat die öffentliche Meinung von Europa seit bald hundert Jahren sich gewöhnt, den eigentlichen Kern der russischen Politik darin zu erkennen, und Rußland selbst thut alles Mögliche, diesen Glauben zu bestärken. Es ist demnach eigentlich nichts Neues, was das Heft uns bietet: doch sind es Actenstücke von unzweifelhafter Wichtigkeit, besonders auch für den gegenwärtigen Moment, weshalb wir den Wiederabdruck im Interesse des Publicums willkommen heißen. — Ausschließlich raisonnirenden Inhalts ist die „Deutsche Antwort auf die orientalische Frage" (Heidelberg, Akademische Anstalt). Sie führt ihren Namen in der That: es sind wirklich deutsche Worte, von deutscher Offenheit und deutscher Tapferkeit, welche der Nation und ihren Machthabern darin zugerufen werden. Der Ursprung der gegenwärtigen Verwickelung wird in bündiger Uebersicht schrittweis dargelegt; es wird nachgewiesen, wie nichtig die Vorwände Rußlands in seinem Streite mit der Türkei sind, wie gefahrdrohend seine Uebergriffe für ganz Europa, zumeist aber und am allernächsten für Deutschland, und wie dringend daher die Nothwendigkeit an der Zurückweisung derselben directen und kräftigen Antheil zu nehmen. Die Politik des Verfassers gipfelt in folgendem Satze, dessen Richtigkeit wir durchaus nicht bezweifeln und der doch, fürchten wir, nicht blos für jetzt, sondern noch auf lange hinaus ein bloßer utopischer Wunsch bleiben wird (S. 25): „Die Aufgabe der europäischen Politik stellt sich dahin, das Zarenreich so vollständig als möglich in die Grenzen der russischen Nationalität zurückzuweisen, die sämmtlichen Ostseeprovinzen, sammt seiner jetzigen Hauptstadt, den größten Theil der Lande am Schwarzen Meer und den ganzen Kaukasus mit Georgien und Armenien zu räumen.... Um Alles in ein Wort zusammenzufassen: die Sicherheit Europas verlangt die Vernichtung Rußlands als europäische Großmacht, und wenn Europa diesen Erfolg in dem gegenwärtigen Kriege nicht durchsetzt, so frevelt es damit an seiner eigenen Zukunft."

Dieselbe deutsche Gesinnung mit derselben Kühnheit und Aufrichtigkeit des Urtheils tritt uns auch entgegen in „Die östliche Frage. Mit besonderer Rücksicht auf Deutschland. Geschichtlich und politisch beleuchtet von Karl Hagen" (Frankfurt a. M., Meidinger). Die erste Hälfte der Schrift beschäftigt sich mit Entwickelung und Schilderung der russischen Macht und ihrer europäischen Beziehungen; sie ist mit der Klarheit und

Digitized by Google

der Sachkenntniß geschrieben, welche wir an den Schriften des gelehrten Verfassers gewohnt sind und darf Allen, die sich in Kürze über die Genesis der gegenwärtigen Verwickelung orientiren wollen, ganz besonders empfohlen werden. Weniger einverstanden sind wir mit dem zweiten Abschnitt, der sich vornehmlich mit den innern Verhältnissen Deutschlands beschäftigt; hier ist der Verfasser, ganz gegen seine sonstige nüchterne Natur, in einen gewissen politischen Idealismus verfallen, dessen Reinheit und Liebenswürdigkeit wir gern anerkennen, der uns aber doch schon zu viel Uebles zugefügt und uns zu oft um die Frucht der Wirklichkeit betrogen hat, als daß wir seine Erneuerung, die uns überdies noch mit Rücksicht auf die gegenwärtige Stimmung einen ziemlich grellen Anachronismus zu enthalten scheint, für zweckmäßig oder auch nur für zulässig erachten könnten. Gerade der Deutsche, wegen seiner träumerischen, unpraktischen Natur, sollte sich am allermeisten hüten, Politik mit Hülfe der Phantasie zu treiben; die unerquicklichsten Thatsachen, mit Besonnenheit geprüft, sind noch immer fruchtbarer und darum auch besser, als die glänzendsten Traumgebilde jemals werden können; jene rufen möglicherweise Kraft und Entschluß des Widerstands wach, während diese den Geist wie mit Opiumrausch einschläfern und untauglich machen für den Augenblick der Entscheidung. IIFk.

„Das Wachsen der Steine oder die Kräfte, welche die Bildung und Entwickelung der Gebirgsarten vermitteln. Allgemein faßlich dargestellt von R. Ludwig" ist der Titel einer Schrift, welche unlängst bei Jonghaus in Darmstadt erschienen ist und auf die wir alle Freunde populärer naturwissenschaftlicher Lecture aufmerksam zu machen eilen. Das Buch schließt sich in gewisser Beziehung dem früher besprochenen von Cotta „Deutschlands Boden" ꝛc. (Leipzig, F. A. Brockhaus) an. Gleich diesem geht der Verfasser von dem Grundsatz aus, daß nicht blos die Physiognomie der Landschaft abhängig ist von dem innern Bau und dem stofflichen Inhalt der Felsmassen, sondern auch das Gemüthsleben der Menschen, ihre Kunstrichtung, ihr Cultus ꝛc. steht in innigem Verhältniß zu der Gegend, welche sie bewohnen. Allein während das Cotta'sche Buch sich mehr mit den Consequenzen dieses Satzes beschäftigt und dieselben im Einzelnen darlegt, so hat der Verfasser des vorliegenden Buchs sich die Aufgabe gestellt, überhaupt erst die Gesetze und Kräfte zu expliciren, welche bei Bildung der Erdrinde selbst thätig gewesen sind. Wärme und Wasser, diese beiden großen Factoren der Erdbildung, werden uns nach ihren Eigenschaften und Wirkungen geschildert; auch über den Einfluß der Atmosphäre, über den Antheil, den Pflanzen und Thiere an der Erdbildung nehmen, sowie über die wunderbare Kraft der Elektricität werden wir ausführlich belehrt. Das Buch ist mit großer Liebe in ebenso populärer wie edler Form geschrieben. Das Studium der Natur ist dem Verfasser nach seinem eigenen Eingeständniß nicht blos eine wissenschaftliche Aufgabe, sondern auch eine Sache des Herzens; daher diese Wärme der Auffassung, diese schöne, sittliche Begeisterung, die auch sein Buch erfüllt und selbst der sprachlichen Darstellung desselben eine gewisse höhere Grazie verliehen hat. Einzelne Abschnitte, wie namentlich über die Erdbeben, über Vulcane und Salsen (Schlammvulkane)

gehören zu dem Besten, was in diesem Zweige der Literatur neuerdings geschrieben ist. Auch die Ausstattung ist vortrefflich und entspricht der Eleganz und Gediegenheit des Inhalts.

Correspondenz.

Aus Wien.

30. April 1854.

K. D. Das war eine sehr prächtige, aber auch sehr angreifende Woche, die wir hinter uns haben; selbst wir Nullen des Publicums, die wir nichts weiter dabei zu thun hatten, als nur zu bewundern und anzustaunen, fühlen uns allmälig ein wenig festesmüde. Seit dem 22. April, als dem Tage, wo die kaiserliche Braut in Nußdorf landete, bis heute hat sich eine ununterbrochene Reihe von Festlichkeiten gedrängt und noch in diesem Augenblick ist das Programm nicht ganz erschöpft. Die Zahl der Fremden, die aus allen Theilen der Monarchie zusammengeströmt waren, wird auf 60—80,000 geschätzt; seit den Tagen des Congresses, darin sind alle Stimmen einig, ist in unsern Mauern nicht so viel Glanz und Pracht entwickelt worden. Und ganz gewiß, wenn ein Fest um so glänzender ist, je mehr daran Antheil nehmen und je allgemeiner die festliche Stimmung ist, so ist diese Woche allerdings die glänzendste und schönste gewesen, die unsere alte Kaiserstadt seit langem erlebt hat. Die Persönlichkeit unserer jungen Kaiserin hat überall den besten Eindruck gemacht; ohne gerade durch Schönheit zu blenden, zeigt ihr Antlitz eine Mischung von Ernst und Fröhlichkeit, von Gutmüthigkeit und Schalkhaftigkeit, die ebenso eigenthümlich wie anziehend ist. Jugend und Anmuth ist überall ein starker Magnet; aber doppelt fühlen wir uns davon ergriffen, wo diese Jugend in Begriff steht, eine der glänzendsten aber auch der schwersten Lasten auf sich zu nehmen, wo die Anmuth bestimmt ist, einen der ältesten und wichtigsten Throne der Welt zu schmücken. Der Mensch ist nun einmal so beschaffen, daß er die Hoffnung niemals völlig aufgibt; auch wir, trotz der trüben Zeiten, die wir durchgemacht haben, sowie trotz der finstern Wolken, die unsere Zukunft verdecken, überlassen uns doch gern dem Glauben, daß die Anmuth und Milde, welche jetzt den östreichischen Thron theilt, ihre belebenden Strahlen weit über ihre nächste Umgebung hinaus verbreiten und über das ganze Reich eine neue glücklichere Zeit, eine Zeit der Eintracht und des gegenseitigen Vertrauens heraufführen wird. Der Anfang ist ermuthigend genug; durch eine umfassende Amnestie, welche der Kaiser zur Feier der Vermählung erlassen, sind weit über 300 politisch Verurtheilte in Freiheit gesetzt worden, während eine nicht geringere Anzahl wesentliche Erleichterungen ihres traurigen Looses erfahren hat. Der Belagerungszustand in der Lombardei ist aufgehoben; alle noch schwebenden Untersuchungen politischen Charakters sind niedergeschlagen worden. Die Befriedigung, mit welcher dieser Gnadenact aufgenommen ward, war ebenso lebhaft wie allgemein; erst nachdem man sich über diesen wichtigen Punkt beruhigt fühlte, glaubte man sich mit gutem Gewissen den festlichen Eindrücken hingeben zu dürfen, die uns von allen Seiten umbrausten.

by Google

Ein specielles Verzeichniß derselben erwarten Sie von mir natürlich nicht; theils sind mir darin die Tagesblätter längst zuvorgekommen, theils würde ich dazu auch einen viel größern Raum in Anspruch nehmen müssen, als Sie mir zu bewilligen pflegen. Ich beschränke mich deshalb auf eine Nachlese, die Ihren Lesern nur im Allgemeinen das bunte Treiben charakterisiren soll, das in dieser letzten Zeit bei uns geherrscht hat. Einer der festlichsten und ergreifendsten Momente war die schon erwähnte Ankunft der hohen Braut in Nußdorf; nicht nur die am Landungsplatz errichteten Tribünen, sondern auch die Fahrstraße selbst mit den daran gelegenen Privatgebäuden, die benachbarten Ausläufer des Kahlenberg, der Leopoldsberg mit seinen Vorhügeln, ja selbst die Auen des gegenüberliegenden Ufers waren mit Tausenden und abermals Tausenden festlich geschmückter Zuschauer besetzt. Alle an der Straße gelegenen Gebäude waren mit Fahnen, Blumen und Teppichen geschmückt; selbst der Aermste hatte wenigstens ein altes Tuch oder eine Bettgardine zum Fenster herausgehängt. Am Landungsplatz selbst war ein prächtiger gothischer Tempel erbaut; leider hatte der Sturm, der Tags zuvor ausgebrochen und der mit geringen Unterbrechungen auch die ganze Festzeit anhielt, den größten Theil der kostbaren und geschmackvollen Ausschmückung zerstört. Nebenan war eine Militärmusikbande aufgestellt, während sich vom jenseitigen Ufer eine festlich drapirte Tribüne mit den unvermeidlichen weißgekleideten Jungfrauen präsentirte. Oberhalb Nußdorf nächst der Stadt Klosterneuburg ankerte in der Mitte des Stroms ein mehr reich als geschmackvoll verziertes Schiff; dasselbe wurde scheinbar von sechs großen Schwänen gezogen; auch ein Amor, den Bogen spannend, war nicht vergessen. Der Kaiser, der seiner Braut bis Linz entgegengefahren, war ihr auf dem Rückweg vorangeeilt und erwartete sie, von zahllosen Hofherren und Würdenträgern umgeben, am Ufer. Endlich verkündeten Böllerschüsse die Ankunft in Nußdorf; in demselben Augenblick läuteten alle Glocken der Nachbarschaft, die Musik spielte die Volkshymne und von tausendstimmigen Vivats begleitet, eilte der Kaiser an Bord, die erröthende Braut in Angesicht des versammelten Volks zu umarmen und zu küssen. Am Nachmittag des 23. April begab die Prinzessin sich von Schönbrunn, wo sie übernachtet, in aller Stille in das in der Vorstadt Wieden gelegene Theresianum, den ehemaligen Lieblingssitz Karl's VI., um von hier aus ihren festlichen Einzug in die Residenz zu halten. Auch hier wiederum waren alle Straßen und Plätze, die der Zug berührte, aufs prächtigste geschmückt. Den schönsten Anblick bot die neuerbaute Elisabethbrücke gegenüber dem Kärnthnerthor, die bei dieser Gelegenheit zum ersten mal befahren ward. Die ganze Brücke war in ein Blumenmeer verwandelt; Tausende der seltensten exotischen Pflanzen strömten betäubende Düfte in die Luft, während das Auge an der Pracht ihrer Farben sich erlabte. Ueber dem Kärnthnerthor stand die Statue eines Friedensengels unter einem rothen Baldachin; so viel ich davon sehen konnte, schien er mir in die Kategorie des nußdorfer Amors zu gehören und wäre wol besser weggeblieben. Der Zug selbst war außerordentlich prächtig; nächst der kaiserlichen Braut zogen besonders die ungarischen Magnaten durch die märchenhafte Pracht ihres Aufzugs aller Augen auf sich. Graf Bethlen — der Einzige beiläufig bemerkt von den kaiserlich königlichen Kämmerern und Geheimräthen, der nicht paarweise, sondern einzeln ritt — trug das

Haupt so stolz, daß Niemand den Abkömmling eines Königsgeschlechts in ihm verkennen konnte; Fürst Esterhazy trug einen Schmuck von einer Million an Werth und die Grafen Batthyány und Zichy, Fürst Palffy und Andere standen ihm nur wenig nach.

Am 24., als dem eigentlichen Vermählungstage, trat verhältnißmäßig eine Pause ein; das Burgtheater benutzte dieselbe, seinen Antheil an den Festlichkeiten zu liefern durch einen von Friedrich Halm verfaßten Prolog, dem eine recht gelungene Darstellung der Schiller'schen „Glocke" mit der bekannten Musik von Lindpaintner folgte. Den Beschluß machte ein großes lebendes Tableau, die verschiedenen Nationalitäten des Kaiserstaats darstellend, in ihrer Mitte die Austria. Desto geräuschvoller war der Abend des nächsten Tages. Es war der Illuminationsabend; Stadt und Vorstädte, ja die ganze Umgebung schwammen in einem Feuermeer. Dazwischen jauchzte und lärmte die fröhliche Bevölkerung; wo das neuvermählte Paar, das in Begleitung des Hofes die Straßen durchfuhr, sich sehen ließ, wurde es mit lautem Zuruf begrüßt. Am Mittwoch war Festoper im Kärnthnerthor-Theater. Doch hatte man es sich ziemlich leicht damit gemacht: man hatte eine ältere Gelegenheitsoper von Rossini, „Die Reise nach Rheims", die derselbe vor 30 Jahren zur Krönung Karl's X. geschrieben, hervorgesucht und für die gegenwärtige Veranlassung zurechtgestutzt. Auch wurde bei dieser Veranlassung der von J. G. Seidl verfaßte Text der Volkshymne zum ersten mal vorgetragen.

Ich übergehe den großen Hofball am 27., den die Kaiserin zum Schrecken unserer Russenfreunde mit dem Herzog von Cambridge eröffnete, um noch ein paar Worte über das große Volksfest hinzuzufügen, das gestern im Prater stattfand und das unstreitig die originellste und am meisten poetische war von allen Festlichkeiten dieser Woche. Auch in den Festacten des Congresses begegnen wir einem Praterfest; allein der Stimmung jener Zeit gemäß trug dasselbe einen überwiegend militärischen Charakter. Diesmal dagegen war es auf ein eigentliches Volksfest abgesehen; Musikbanden, Kunstreiter, Seiltänzer, Luftballons, Puppentheater — kurzum, Alles was die Schaulust der großen Menge nur irgend ergötzen und befriedigen kann, fand sich hier zusammen; auf zahllosen Tanzplätzen wirbelten die Paare durcheinander, bunte Lampen und Lichter überstrahlten die hereinbrechende Dunkelheit, überall, wohin das Auge sich wandte, begegnete es dem Ausdruck der unbefangensten, herzlichsten Fröhlichkeit. Leider zeigte sich das Wetter gerade an diesem Tage besonders ungünstig; indessen wer gern tanzt, dem ist leicht gepfiffen, und so ließ auch der allgemeine Volksjubel sich durch Sturm und Kälte nicht niederschlagen.

Heute soll nun noch der sogenannte Bürgerball in den kaiserlich königlichen Redoutensälen abgehalten werden; es sollen über 10,000 Billets dazu ausgegeben sein, und auch Ihre Majestäten werden dabei erwartet. Morgen aber, als am 1. Mai, findet die gewöhnliche Praterfahrt statt; vorausgesetzt daß die Witterung das Zustandekommen derselben überhaupt gestattet, wird sie diesmal gewiß besonders glänzend ausfallen. Damit wird dann der lange Festkatalog zu Ende sein; das kaiserliche Paar wird sich auf einige Zeit nach dem Lustschlosse Laxenburg zurückziehen und die ganze Residenz wird allmälig ihr Werkeltagsantlitz wieder erhalten.

Von politischen Dingen schreibe ich heute nichts; wer hätte auch in

Mitte dieses festlichen Taumels Zeit und Lust gehabt, den Sorgen der Zukunft nachzuhängen? Daß der Vertrag mit Preußen endlich unterzeichnet ist, hat man mit Befriedigung vernommen, obwol die Ansichten über Bedeutung und Tragweite desselben sehr getheilt sind. Auch von einzelnen Aeußerungen, die der Kaiser zu den zahlreichen Festdeputationen gethan haben soll, erzählt man sich; sind sie wirklich begründet, so würden sie unsere Hoffnungen für die Zukunft allerdings befestigen.

Aus dem Wupperthal.

Anfang Mai 1854.

Vck. Es ist noch nicht allzu lange her, daß der Magistrat von Grüneberg in Schlesien einen Aufruf durch die Zeitungen erließ, in welchem alle Journalisten und Schriftsteller deutscher Zunge im Namen des Patriotismus und der Wahrhaftigkeit beschworen wurden, die üblichen Spöttereien und Anspielungen auf den berühmten schlesischen Dreimännerwein inskünftige gänzlich beiseitezulassen; der grüneberger Wein sei lange nicht so schlimm, als man ihm nachsage, ja wenn nur erst einmal die Sticheleien aufgehört hätten, mit denen man ihn wie einen Preisgegebenen verfolge, so würde er auch anfangen den Leuten zu schmecken. Ob diese letztere Prophezeiung wirklich eingetroffen, ich meine, ob der grüneberger Nektar wirklich süßer geworden ist, seitdem die Presse nicht mehr durch ungehörige Witze „die Milch seiner frommen Denkart in gährend Drachengift verwandelt", weiß ich nicht; das aber weiß ich allerdings, daß auch unser Wupperthal genügenden Grund hätte, eine ähnliche Appellation an das Billigkeitsgefühl und die Wahrheitsliebe unserer deutschen Brüder zu erlassen. Es ist wahr, das Wupperthal verbirgt unter seinem scheinbar so unanstößigen, so sittsamen Aeußern der unlautern und verderblichen Elemente gar viele; die Rauchwolken, mit denen unsere Dampfmaschinen die Luft verfinstern, sind durchsichtig, das von unzähligen Fabriken getrübte Wasser unsers Flusses muß rein genannt werden im Vergleich mit dem geistigen Nebel und diesem Sumpf des Pharisäerthums, den man übrigens zwischen unsern Bergen antrifft. Das Wupperthal gilt mit Recht in ganz Deutschland als der Hauptherd eines ebenso geist- wie herzlosen Pietismus; nirgends gehen einfältigste Frömmelei und gröbster Egoismus dermaßen Hand in Hand, nirgends versteht man sich so gründlich darauf, seinen ärmern Mitmenschen im Namen Gottes auszubeuten und alle Klagen der bedrängten Armuth mit einer emphatischen Hindeutung auf die Freuden des Paradieses zu beschwichtigen, wie bei uns. Aber selbst die Wüste hat ja bekanntlich ihre Oasen und so darf auch das Wupperthal, trotz seiner Heuchler und Pharisäer, seiner Geldsäcke und seiner Proletarier, dennoch mit Maria Stuart und dem grüneberger Wein behaupten, daß es immerhin noch besser ist als sein Ruf. In der That, wären alle die Vorstellungen begründet, die man auswärts von dem hiesigen Leben hegt, so ließe sich gar nicht begreifen, wie Menschen, wirkliche Menschen, die ein lebendiges Herz in der Brust tragen, nicht blos ein Tractätlein und ein Contobuch, hier überhaupt noch ausdauern können. Allein das Gerücht hat hier wie in andern Fällen übertrieben; auch das hiesige Leben, welche Schatten Pie-

tismus und Geldstolz auch darauf werfen mögen, bietet doch noch immer einzelne lichte Seiten, welche den Geist aus der allgemeinen Kopfhängerei und dem rohen materialistischen Treiben wieder aufrichten und mit Lebensmuth und Lebenshoffnung erfüllen. Von den Reizen, mit denen die Natur unser Thal geschmückt, habe ich Ihnen schon früher geschrieben. Es sind bescheidene Reize, allerdings, und das verwöhnte Auge des Touristen gleitet gleichgültig darüber hinweg. Aber für Denjenigen, den das Schicksal bestimmt hat, in diesem Dunst und Qualm zu leben, ohne daß sein Herz ganz davon ausgefüllt wird, hat die landschaftliche Umgebung doch viel Tröstliches, besonders wenn sie, wie in diesem Augenblick, im vollen Schmuck des Frühlings prangt; die geräuschlose Thätigkeit der Natur, ihre Zuverlässigkeit und Treue, ihre Heiterkeit und Freiheit bildet einen erhebenden Gegensatz gegen die kleinliche Speculation, die sich zwischen unsern Bergen angesiedelt hat und die den Himmel nur so fleißig im Munde führt, um die Erde desto sicherer zu beherrschen.

Aber auch die Künste fangen allmälig an, uns ihren Besuch abzustatten. Daß es nur heimlich und gleichsam versteckterweise geschieht, liegt in dem puritanischen Charakter unsers Thales; daß es aber nichtsdestoweniger geschieht, ja daß die kleine Gemeinde, die sich im Dienst der Kunst von den Sorgen und Kümmernissen des Lebens aufzurichten sucht, mit jedem Jahre größer wird, das ist ein großer Fortschritt für unsere Gegend und ein neuer Beweis, daß der Geist der Wahrheit und Schönheit endlich alle Widersacher überwindet. In der ersten Reihe steht dabei die Musik, die geselligste und zugleich die naivste aller Künste. An der Langenbach'schen Kapelle — Langenbach selbst ist ein Schüler Spohr's — besitzen wir einen wahren Schatz, dessen Werth auch in größern Kreisen allmälig zur Anerkennung kommt. Die Concerte, welche Langenbach auf dem Johannisberg, im Casino 2c. veranstaltet, erfreuen sich einer wachsenden Theilnahme und tragen nicht wenig dazu bei, mit der Liebe für die Musik zugleich einen unbefangenern und natürlichern gesellschaftlichen Ton zu verbreiten. In demselben Sinne wirken auch zahlreiche Gesangvereine, von denen besonders der Quartettgesangverein der Gebrüder Steinhaus in verdientem Ansehen steht. Weniger Gutes läßt sich von dem Theater sagen. Von städtischer Seite geschieht nichts dafür; das Publicum aber ist theils abgeneigt, theils gleichgültig, und wo noch ja ein lebhafteres Interesse existirt, da ist dasselbe ebenso roh und von ebenso schlechtem Geschmack wie im übrigen Deutschland. Unter diesen Umständen verdienen die Leistungen der düsseldorfer Gesellschaft, die unter ihrem Director Kramer diesen Winter bei uns gespielt hat, verhältnißmäßig alles Lob. Den meisten Anklang fanden die Benedix'schen Lustspiele; doch wurden auch einige Versuche im höhern Drama, wie Schiller's „Räuber", „Maria Stuart", sowie einige größere Opern mit Beifall aufgenommen. Selbst die Poesie zählt einige Vertreter bei uns; die bedeutendsten derselben habe ich Ihnen schon früher genannt: Adolf Schults, dessen Name auch auswärts hinlänglich bekannt ist, und Friedrich Röber, von dem neuerdings eine Tragödie „Tristan und Isolde" erschienen ist. Diese Beiden, in Verbindung mit dem Maler Richard Seel, einem höchst liebenswürdigen Gesellschafter, der sich zugleich als Klaviervirtuos auszeichnet, bilden den eigentlichen Mittelpunkt unsers geselligen Lebens und die vornehmste Stütze für alle Die-

jenigen, die weder im fabrikmäßigen Singen und Beten noch im Schlendrian des kaufmännischen Lebens ihr Genüge finden; auch ein poetisches „Album aus dem Wupperthal", das soeben bei Langewiesche in Barmen erscheint, ist hauptsächlich durch ihre Mitwirkung und unter ihren Auspicien zu Stande gekommen. In jüngster Zeit hat Adolf Schults in Elberfeld wiederum eine Reihe von Vorlesungen gehalten, über Romanzen und Balladen, die gleich seinen vorjährigen viel Anklang fanden. Eröffnet wurden sie durch ein episches Gedicht von Schults, „Der Huß von Genf"; in dem freien und mannhaften Geiste geschrieben, der dem Verfasser überhaupt eigenthümlich ist, gereichte dasselbe unsern Pietisten zum großen Aerger. Einer ihrer Wortführer, ein Dr. Krug, ließ sich verleiten, ebenfalls den Pegasus zu besteigen. Doch fielen die Verse, die er zur Vertheidigung Calvin's im „Elberfelder Kreisblatt" abdrucken ließ, so unbedeutend aus (und zwar nicht blos in poetischer Hinsicht), daß weder Schults selbst noch seine Freunde für zweckmäßig gehalten haben, den Handschuh aufzunehmen.

Um endlich über die politische Stimmung unsers Thals noch ein paar Worte hinzuzufügen, so ist der Wunsch nach Frieden hier das bei weitem überwiegende Gefühl; ein sehr natürlicher Wunsch bei einer Bevölkerung, deren Existenz an den ungestörten Betrieb einer aufs äußerste gesteigerten industriellen Thätigkeit geknüpft ist und für die daher Krieg und Bettelstab gleichbedeutend sind. Schon die jetzige Störung der europäischen Verhältnisse, obschon sie das Vaterland nur mittelbar berührt, wird von unsern Fabriken lebhaft empfunden und ist es daher ganz in der Ordnung, daß die Neutralitätspolitik der preußischen Regierung hier verhältnißmäßig die meisten Freunde zählt. Sollte dieselbe sich jedoch trotz aller Anstrengungen auf die Dauer nicht aufrechterhalten lassen, nun, so ist man auch hier ganz damit einverstanden, daß unser Feind im Osten steht, nicht im Westen. Natürlich rede ich dabei nur von dem großen Publicum; was die Matadore unserer Handelswelt, unsere ebenso frommen wie reichen Fabrikherren betrifft, so würde ein Krieg mit Rußland den Loyalitätsprincipien derselben allerdings schmerzlich sein. Aber noch viel schmerzlicher wäre ein Krieg mit Frankreich und England für ihren Geldbeutel; das wissen die Guten sehr wohl und da sie zwar nicht ohne Falsch wie die Tauben, aber jedenfalls klug sind wie die Schlangen, so werden sie sich, wenn es sein muß, mit Würde in das Unvermeidliche fügen — oder nach einem bekannten berliner Sprüchwort, sie werden „die Ehre mit's Geschäft" zu vereinigen suchen; das ist bei uns im Wupperthal genau so wie überall.

Notizen.

Unter dem Titel: „Bücherschatz der deutschen Nationalliteratur des 16. und 17. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur deutschen Bücherkunde" hat die Buchhandlung von J. A. Stargardt in Berlin das Verzeichniß einer Büchersammlung drucken lassen, welche der Besitzer, ein namhafter berliner Gelehrter, in einem Zeitraum von 25 Jahren mit einem bedeutenden Aufwand von Mühe und Kosten zusammengebracht hat und die derselbe jetzt entschlossen ist, sei es im Ganzen, sei es einzeln, unter den Hammer zu

bringen. Die Sammlung, aus fast dritthalb tausend Nummern bestehend, gehört zu den bedeutendsten, die in Deutschland seit längerm zum öffentlichen Verkauf gekommen sind. Namentlich im Gebiet der Volksbücher, sowie der weltlichen und geistlichen Lieder, ferner in Reformationsschriften und Fliegenden Blättern aller Art zeigt dieselbe einen überraschenden Reichthum. Ebenso in seltenen Drucken; die beiden ältesten derselben, ein Abdruck der „Historie vom Könige Apollonius" und eine Uebersetzung von Petrarca's „Epistel von der Griseldis" datiren vom Jahre 1471, und von da an bis 1520 ist fast ohne Ausnahme jedes Jahr durch eine Auswahl interessanter und seltener Druckwerke vertreten. Aber auch das Verzeichniß selbst verdient die ungetheilteste Anerkennung; es ist mit einer Vollständigkeit und Genauigkeit der bibliographischen Angaben gearbeitet, welche es für alle Bücherfreunde, namentlich aber für alle Freunde und Kenner unserer ältern Literatur, die hier nicht unwichtige Ergänzungen zu Panzer, Ebert und ähnlichen Werken finden, zu einer höchst interessanten und lehrreichen Lecture machen. Die Verzettelung dieses in vieler Hinsicht einzigen Bücherschatzes würden wir im Interesse der deutschen Literaturgeschichte lebhaft beklagen; hoffentlich läßt die königliche Bibliothek in Berlin, die ja erst kürzlich durch Erwerbung der Meusebach'schen Sammlung ein so vortreffliches Fundament für das genauere Studium unserer vaterländischen Literatur gelegt hat, sich denselben nicht entgehen.

Wagner's „Tannhäuser" ist jetzt auch in Darmstadt mit großem Beifall gegeben worden. Dagegen hat eine große fünfactige Oper von Kittl „Die Bilderstürmer" bei der ersten Aufführung in Prag nur geringen Beifall gefunden; die Musik soll zu gelehrt, der Text von J. E. Hartmann in Leipzig zu undramatisch sein.

Aus St.-Gallen wird der Tod des Landschaftenmalers Renatus Högger gemeldet, eines Sonderlings, der sich weniger durch seine künstlerischen Leistungen als durch gewisse technische Erfindungen bekannt gemacht hat; besonders seine Fixirprocesse erregten bei den Kunstverständigen großes Aufsehen und wurden selbst von Kaulbach empfohlen. Allein unpraktisch und grillenhaft wie er war, wußte er seine Erfindungen nicht zu verwerthen; das Geheimniß derselben ist mit ihm zu Grabe gegangen.

Während das Tischrücken bei uns in Deutschland fast bis auf den Namen verschollen ist, setzt dasselbe in Frankreich noch immer eine Menge von Köpfen und Federn in Bewegung. In Paris erscheint eine eigene Zeitschrift dafür: „La table mouvante, journal des faits merveilleux." Die Klopfgeister werden darin unter den Schutz der katholischen Kirche gestellt und mit angeblichen Aussprüchen aus dem Munde von Männern wie Pater Ventura und Pater Lacordaire vertheidigt; der Erstere soll das Phänomen „den größten Erscheinungen unsers Jahrhunderts" beigezählt, der Andere aber seine Ueberzeugung dahin ausgesprochen haben, daß dabei jedenfalls „die unsichtbare Welt eine Rolle spiele". Bis vor kurzem nahm die katholische Kirche bekanntlich gerade den entgegengesetzten Standpunkt ein, nicht blos in Deutschland, sondern auch in Frankreich. Doch sind ja die Tische geduldig und auch die Praxis ist, nach einem alten Sprüchwort, mannichfach.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Der Krieg gegen Rußland im Jahre 1854.

Nach den Berichten von Augenzeugen und anderen zuverlässigen Quellen. — Mit Karten, Plänen ꝛc.

In Lieferungen von 4—5 Druckbogen. Gr. 8. Geh. Jede Lieferung 10 Ngr.

Erste Lieferung:

Zur Orientirung. Die diplomatischen Verhandlungen. — Der Kriegsschauplatz und die Streitkräfte auf russischer und türkischer Seite. — Die Kriegsereignisse vom October 1853 bis zum Februar 1854. — Die russische Armee am 1. Januar 1854. — Chronologische Uebersicht der wichtigsten Begebenheiten. — Mit einer Karte der Häfen von **Helsingfors**, **Reval**, **Sewastopol.**

In diesem Werke soll dem Leser sowol in allgemeiner fortlaufender Erzählung wie in speciellen Darstellungen und Schilderungen eine vollständige Uebersicht, nicht blos der Begebenheiten dieses Kriegs, sondern auch derjenigen Verhältnisse geboten werden, welche auf die Entwickelung der Ereignisse von Einfluß waren und deren Kenntniß zur richtigen Auffassung und Beurtheilung derselben von Wichtigkeit ist.

Die Verfasser werden sich bemühen in ihrer Darstellung der Begebenheiten diesen so rasch zu folgen, als es das Eintreffen zuverlässiger und ausreichender Mittheilungen irgend gestattet.

Im Uebrigen verweisen wir auf den Prospect des Werks, welcher sich bei der ersten Lieferung desselben abgedruckt findet.

Leipzig, im April 1854.

Avenarius & Mendelssohn.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Felicitas. Ein Roman von **Eliza Wille**, geb. **Sloman.** Zwei Theile. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Im Verlage von **Franz Duncker** (W. Besser's Verlagshandlung) in Berlin ist erschienen:

Osterwald, W., Im Grünen.

Naturbilder, Märchen und Arabesken. Eine Gegengabe zu Hermann Masius' Naturstudien. Elegant cartonnirt mit Goldschnitt 27 Sgr.

Enthält: Aus der Pflanzenwelt. Federzeichnungen nach der Natur (poetische Charakteristiken der Waldbäume).

Märchen und Arabesken (Schönblümchen; Im Sandberge; Das weiße Reh).

Bei **Joh. Aug. Meissner** in Hamburg ist neu erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Flügel's Dr. J. G. Practical Dictionary of the English and German languages in 2 parts.

Zweiter Abzug, 1854.

Preis für beide Theile bei 2144 Seiten gr. 12. nur 6 Thlr. Pr. Crt.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 21.** 18. Mai 1854.

Inhalt: Ueber Californien. Von **Karl Grün.** — Ueber den Verwitterungsproceß. Von **Wilhelm Wicke.** II. — Gedichte: I. Zwei Handwerkslieder. Von **Alexander Kaufmann.** II. Drei Gedichte. Von **Julius Große.** III. Zwei Lieder. Von **Michel Berend.** — Literatur und Kunst. (Häusser, „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes". — Wilibald Alexis, „Isegrimm. Vaterländischer Roman"; Schücking, „Ein Staatsgeheimniß"; Keller, „Der grüne Heinrich"; Chop, „Poesie und Verbrechen"; „Afra Veit oder eine Zeit der Kämpfe. Von der Verfasserin der «Sommerreise»"; „Die schwarze Marc. Bilder aus Lithauen. Vom Verfasser der «Neuen deutschen Zeitbilder»".) — Correspondenz. (Aus Berlin. — Aus Paris.) — Notizen. — Anzeigen.

Ueber Californien.

Von

Karl Grün.

La Californie et les routes interocéaniques. Par Alexandre Holinski, citoyen américain. (Zweite Auflage. Brüssel 1853.)

Der Mensch denkt und Gott lenkt! sagt die Weisheit der Völker in allen Zungen. Große weltumgestaltende Ereignisse liegen oft nicht auf der Heerstraße der Geschichte, sondern weitab in einem unbekannten Winkel; im großen Gange der Dinge ist oft die anfängliche Nebensache die spätere entscheidende Hauptsache. Die Entwickelung des Geschlechts verläuft in Form einer Spirale, während fast alle Menschen glauben, die gerade Linie sei der kürzeste Weg. Wer dachte in Rom an Bethlehem? Columbus glaubte den westlichen Weg nach Indien zu finden, und selbst nach Berichtigung dieses Irrthums hießen die spanischen Könige noch lange Herren de las Indias! Als Fulton durch Vermittelung des Ludwig Costaz, Präsidenten des Tribunals, der Akademie der Wissenschaften das erste Dampfschiff zur Untersuchung anbot, erwiderte der große Bonaparte, damals noch Erster Consul: „Eine Masse von Abenteurern und Projectenmachern durchstreifen die Welt

und bieten allen Monarchen eingebildete Entdeckungen an. Es sind lauter Charlatane oder Betrüger, deren einziger Zweck ist, Geld zu erwischen. Dieser Amerikaner ist ein solcher, sprechen Sie mir nicht mehr davon!" Wer aber hat die Welt mehr umgestaltet, der die Welt durchstreifende Charlatan von Amerikaner, oder der die Welt durchtobende Schlachtenmeister aus Corsica? Ein noch viel näher liegender, zur Zeit noch nicht verstandener, mindestens ebenso beschämender Vergleich ist folgender: die Zeitgenossen sind äußerst geneigt, vom 24. Februar 1848 eine neue Aera der Geschichte zu datiren, wenigstens gab es einen Moment, wo wir Alle von dieser Ansicht ausgingen. „Ich stehe nicht an zu sagen, das Jahr 1848 wird weniger Einfluß gehabt haben auf die Zukunft der Gesellschaft durch seine zahlreichen Revolutionen, zu denen Frankreich das Signal gab, als durch die Aufdeckung der Reichthümer Californiens. Als wenn diese Thatsache eine neue Aera beginnen müßte, ging sie einen Monat vor den Februartagen her. Zwei Arbeiter, Marshall und Bennett, waren beschäftigt, eine Sägemühle für den Capitän Sutter (einen deutschen Schweizer) am südlichen Arme des American River (Rio de los Americanos) zu errichten, fünfzig englische Meilen von Neu-Helvetien (heute Sacramento); der Ort war voller Eichen, Pinien und Cedern. Als die Mühle fertig war, fand man es nöthig, den Platz für das Rad größer zu machen. Mitten in einem Kothhaufen sah der Arbeiter Etwas blinken: «Das ist Gold!» sagte er sich, und in kurzer Zeit sammelte er mit seinem Gefährten, nach der Schätzung eines Wardein von San-Francisco, für 150 Piaster Werth von diesem «gelben Pulver». Vergebens verständigte sich der Capitän Sutter mit seinen Angestellten, das Ding geheim zu halten: es flog von Munde zu Munde. Ein allgemeines Fieber bemächtigte sich der Bewohner Californiens, die massenweise Städte und Dörfer im Stich ließen — in San-Francisco, damals einem Orte von mehren hundert Seelen, blieben sieben Einwohner zurück —, um ihre Zelte in dem schönen Thale Columa, wie die Indianer es nannten, aufzuschlagen. Die Richter ließen die Justiz im Stich, der amerikanische Gouverneur, Oberst Mason, griff selbst zum Karst."

So Holinski, der interessante Verfasser des höchst interessanten Buchs dessen Titel wir in der Ueberschrift angegeben. Dieser Holinski — neue Ueberraschung — ist kein revolutionärer Franzose, kein revolutionärer Deutscher, nicht einmal ein praktischer Engländer, sondern ein praktisch speculativ-reformatorischer Russe. Er beginnt sein Buch mit folgender Einleitung:

„Eines Morgens fiel ein Russe in Neuyork nieder, er kam von Archangel oder Kamtschatka mit der fabelhaften Unwissenheit, welche

die Knute aufrechthält. Jemand führte ihn in der Stadt herum. «Jetzt habe ich die Straßen und Häuser gesehen», sagte der Ankömmling, «zeigen Sie mir jetzt gefälligst den Kaiser.» Welchen Kaiser? «Nun den Kaiser der Vereinigten Staaten.» Es gibt keinen. «Wie», rief der ungläubige Hyperboräer, «keinen Kaiser? auch keinen König?» Auch keinen König."

Als dieser Russe später ein bedeutender Reisender, politischer Geograph und Ingenieur geworden war, mußte er finden, daß der „Kaiser" doch nicht so ganz uninteressirt bei der Einverleibung des Goldlandes in die Republik der Vereinigten Staaten gewesen war, und daß wirklich Californien beinahe einen Kaiser statt eines bürgerlichen Präsidenten bekommen hätte. Denn hier thut sich eine der größten welthistorischen Antithesen hervor, und der Gegensatz, auf dem die moderne Welt beruht, wird für das blödeste Auge sichtbar. Man schlage ein Planiglob nach Mercator's Projection auf, man betrachte das Zusammenneigen der Westspitze von Amerika und der Ostspitze von Asien; man verfolge mit dem Finger den Weg, den höchst wahrscheinlich einst die mongolische Race von Japan über die Kurilen nach Kamtschatka, von da über die Aleuten und Fuchsinseln nach Amerika genommen hat; man erinnere sich, daß Rußland, der eine Factor der Menschheit, in Amerika Niederlassungen, 19,000 Quadratmeilen groß, vom 71. bis zum 54. Grad der Breite hat. 1804 noch erwarb Rußland die Insel Sitka, Westcaledonien gegenüber. 1814 ging Rußland noch viel weiter südlich, errichtete die Factorei Bodega oder Bodago in Californien, nördlich von San-Francisco, beanspruchte das Eigenthumsrecht auf 30 englische Quadratmeilen des Landes, und beachtete den Widerspruch der schwachen mexicanischen Regierung wie heute den der türkischen an der Donau. Im Jahre 1836 machten die Nordamerikaner ihren ersten Eroberungsversuch, und ein anderer Lopez büßte für die Voreiligkeit des Sternbanners. Erst am 17. August 1846 erklärte eine Proclamation des Commodore Stockton, das Banner der Union flattere auf allen Punkten Californiens; erst am 8. Juni 1847 fand das letzte Treffen am Flusse San-Gabriel gegen Florez, den letzten Parteigänger der mexicanischen Militärdespotie, statt. Ein Jahr darauf kannte man die Sägemühle des Capitän Sutter. Im Jahre 1842, sechs Jahr vor der Goldära, trug sich folgende Unterredung zu zwischen einem der russischen Militärcommandanten der russisch-californischen Factorei und einem gemeinen Arbeiter, dem Vorläufer von Marshall. Der russische Arbeiter kam von der Jagd:

„Ich habe in einem Bach einige Körner gesehen, die wie Gold glänzten. Wenn Ew. Hoheit es passend findet, so könnte man ein Peloton Leute zur Erforschung des Bachs detachiren."

„Dummheiten, die du träumst! Bekümmere dich um deine Arbeit, die dir das Reglement auferlegt, und nicht um Dinge, die dich nichts angehen!“

„Dabei blieb die Sache“, setzt Holinski hinzu: „aber man stelle sich vor, das autokratische Rußland, statt des republikanischen Amerika, sei Herr der Placeros von Californien geworden! Die glänzende Ungnade des Admirals Wrangel hatte keine andere Ursache als den Rath, den er seinem Herrn gegeben, Bodega und das Fort Roß vollständig aufzugeben, sechs Jahre vor der Erscheinung des Goldes! Hr. von Rotschew, der letzte russische Commandant der Colonie, transportirte die Bewohner nolens volens nach Sitka.“

Sieht man von Australien ab, so bringt Californien mehr Gold hervor als alle Minen der übrigen Welt. Von 1848 bis Mitte 1852 war der Ertrag 174,780,877 Dollars (zu fünf Francs). Man rechnet jährlich für Californien 50—60 Millionen Dollars Goldernte. Die übrige Welt bringt es gerade bis zur Hälfte, nämlich:

Europa (ohne Rußland)	1,000,000	Dollars.
Sibirien	20,000,000	„
Asien (ohne Sibirien)	2,500,000	„
Afrika	2,000,000	„
Nordamerika	1,000,000	„
Südamerika	6,000,000	„
Summa:	32,500,000	Dollars.

Dieses Eldorado in des Wortes wörtlichster Bedeutung sollte dem ewigen Geschick nach in die Hände des zweiten Factors der Menschheit, in die Hände der nicht nur freien Race, sondern auch der Race der Feiheit fallen, nicht aber in die Klauen einer „Hoheit“, welche „Pelotons“ zur Erforschung von Bächen „detachirt“.

Man würde indeß den amerikanischen Bürger Holinski sowie den Berichterstatter übel verstehen, wollte man annehmen, der bloße Besitz des Goldes, und wären es 1000 Millionen, falle ihnen in die Wagschale, wenn es sich vom Geschick der Menschheit handelt. Bücher, worin die Millionen als stupides Gold rollen, Bücher wie „Monte-Christo“ oder wie die Lustspiele, in denen das Erbe des ostindischen Onkels das Fatum spielt, sind nicht die Sache unsers Russen. Er will die Aufmerksamkeit der Welt auf die Thätigkeit und Entwickelungsfähigkeit der amerikanischen Race, sowie auf die geographische Wichtigkeit und Zukunftsbedeutsamkeit Mittelamerikas lenken; er sieht den Anker der sichern progressiven Entwickelung, der Entwickelung zur allgemeinen Freiheit der Welt, trotz alledem und alledem, irgendwo Grund fassen, und bezeichnet kühn die Landenge von Panama sowie die Bucht von San-

Francisco als die Mittelpunkte der Menschheit. Das Gold ist dabei äußere Veranlassung, erstes Reizmittel zur Arbeit. Wir haben lange kein frisches Buch gelesen; unter der allgemeinen moralischen Abspannung Europas war das Doppelloos indifferenter Feigheit oder wüthiger Gereiztheit auch der Literatur gefallen, und man hatte nur noch die Wahl zwischen der nichtigen Idylle und der abstrusen Gelahrtheit einer-, und der aufgetriebensten Energumenenlectüre andererseits. Gesunde Kost ist gar selten geworden. Hier bieten wir dem Leser ein ferngesundes Buch, ein Buch, das alle Fragen der Zeit behandelt, auch sehr radical behandelt, nie aber aus der classischen Ataraxie, nie aus psychologischer Ruhe kommt, welche die schönste Eigenschaft des Schriftstellers ist. Dieses Buch gehört zur Never-mind-Literatur; selbst wer des Verfassers Ansichten von der Hand weist, oder deren Erfüllung in nebelgraue Ferne schiebt, wird noch immer mit Lust den Menschen sich bewegen sehen, und mit Dank die Belehrung auf jeder Seite zu sich nehmen.

Nicht umsonst haben die Yankees aus dem Rio de los Americanos den American River gemacht. Wenn 1848 San-Francisco mehre hundert Seelen in die Placeros (die Goldgruben heißen auf Spanisch die Vergnügungen, weil das Gold doch keine „Chimäre" ist) zu versenden hatte, so zählte die Stadt 30,000 Einwohner zu Anfang 1852, hat also wahrscheinlich jetzt das Doppelte; in der Nähe aller Hauptgruben entstehen immerfort Städte und Städtchen, und die verlassene mericanische Besitzung, auf der sich die Russen nur mühsam einnisten konnten, zählte 1852 schon 300,000 Einwohner. Die Straßen der Hauptstadt sind seit 1849 immer sauberer geworden, die Sicherheit wächst mit der Cultur des Landes, und inmitten der absoluten persönlichen Freiheit kann der Einwanderer mit zwei rüstigen Armen auf fünf Dollars täglichen Verdienst noch immer zählen. Die Luxusbedürfnisse, wenn man sie Bedürfnisse nennen kann, standen 1852 noch ungeheuer im Preise; Wäsche wurde noch kurz vorher nach Valparaiso und den Sandwichsinseln zum Reinigen versandt, zwei gekochte Eier kosteten 1 Dollar. Aber die unumgänglichen Bedürfnisse werden als sehr billig geschildert: ein Mittagsmahl nach der Karte $1\frac{1}{2}$ Piaster, ein Frühstück 1 Piaster, Kost im wöchentlichen Abonnement 16 Piaster (der spanische Piaster ungefähr gleich dem Dollar), sehr guter, ungefälschter Bordeauxwein 1 Piaster. Der allergewöhnlichste Arbeiter verdient in Einem Tage seine Kost für die ganze Woche.

Die Bucht von San-Francisco hat ihres Gleichen nicht auf beiden Hemisphären; die Flotten aller civilisirten und barbarischen Mächte können bequem darin vor Anker liegen. Sie besteht aus zwei Buchten, der Bai von San-Pablo, 10 englische Meilen im Durchmesser, und der Bai von San-Francisco, 36 englische

Meilen lang und 6 breit (Wilkes' „Exploring expedition“.) Holinski sah schon 5—600 Schiffe vor hölzernen Kais oder in Docks eingeschlossen vor Anker liegen. Und indem er den Blick auf den großen Stillen Ocean warf, wie ihn Magellan getauft hat, auf die unendliche Fahrstraße nach Indien und China, sah er im Geiste die Verbindung zwischen der Alten und der Neuen Welt, seit Alexander dem Großen immer vergebens versucht, verwirklicht, und die alte Wahrheit, daß die Cultur nach Westen geht und nicht von Osten kommt, glänzend bestätigt. Und auch diese Verbindung zwischen Amerika und Hinterasien ist schon kein speculativer Traum mehr — wie nichts bei diesem durchaus praktischen Schwärmer: denn in San-Francisco lebten Anfang 1852 bereits 12—15,000 Chinesen, und der Verfasser berechnet, daß diese Zahl binnen Jahresfrist auf 40—50,000 gestiegen sein werde: sodaß also auch die Ehre dem Goldlande am Großen Ocean zugedacht war, die Beweglichkeit des Unbeweglichen zu demonstriren und unsere suffisanten Aprioris über das „Land der Mitte“ zu Schanden zu machen, noch ehe das Jahr 1853 uns mit einer chinesischen Reformation und Revolution zugleich überraschte.

Zur Vollendung der wahren Weltstraße fehlt aber noch Eins, und das bildet den zweiten Hauptpunkt von Holinski's Erforschungen und Mittheilungen, nämlich eine Zerschneidung des Landstrichs in Mittelamerika. Der Verfasser gibt uns alle erfoderlichen Details, wie sie schon dem Zeitungsleser unumgänglich geworden sind, will er nicht in vollkommener Dunkelheit umhertappen. Die Eisenbahn über die Landenge von Panama ist im Bau begriffen, und sollte im Jahre 1853 noch fertig werden. Die nordamerikanische Compagnie Aspiewall und Chauncey hat einen Vertrag mit der Republik Neugranada gemacht, wodurch die erstere ein Privileg von 49 Jahren genießt. Das bereits 1852 fertige Stück erspart schon die gefährliche Schiffahrt auf dem Chagresflusse, die ganze Länge der Bahn wird 74 Kilometer oder 15 Stunden Wegs betragen. Eine zweite Eisenbahn auf mexicanischem Gebiet von Veracruz im Meerbusen von Mexico nach Tehuantepec am Stillen Ocean war zu Holinski's Zeit bereits beschlossen, der Angriff der Arbeiten laborirte an Schwierigkeiten mit der mexicanischen Regierung. Eisenbahnen können indeß nur die Ueberbrückung des Landstreifens von Centralamerika darstellen, der Welthandel und die Schiffahrt fodern gebieterisch einen Kanal. Diese Foderung ist so alt wie die Regierung Kaiser Karl's V. 1523 schrieb Karl an Cortez nach Mexico, er möge doch „el secreto del estrecho, das Geheimniß der Meerenge“ nicht aus den Augen verlieren. Von diesem estrecho stellte man sich damals vor, er führe direct ins „Gewürzland“, d. h. zu den Molukken. Als die Meerenge gar nicht gefunden wurde, begnügte

man sich mit dem Umwege ums Cap Hoorn oder mit dem estrecho Magellan's, bis Alexander von Humboldt — große Namen findet man überall wieder — dem Befreier Südamerikas, Bolivar, die Idee einer Durchstechung von Panama an die Hand gab, der den Isthmus auch wirklich studiren ließ, 1827. 1827 trat auch die damalige Föderalrepublik von Guatemala (jetzt in vier Republiken gespalten) unter ihrem braven Präsidenten Morazan mit dem alten König von Holland in Unterhandlung wegen eines Kanals durch Nicaragua. Morazan versprach die Gründung einer Stadt an einem Ende des Kanals, mit vollkommener Handelsfreiheit, religiöser Toleranz, Municipalregierung, Geschworenengericht und Befreiung vom Militärdienst. Der König von Holland ward durch den Abfall Belgiens und Morazan durch den Sieg der Serviles von dem Plane abgelenkt. 1844 trat Hr. Guizot mit Nicaragua in Unterhandlung, ließ die Sache aber aus Furcht vor England fallen. Louis Napoleon schrieb im Fort Ham eine Broschüre „Ueber die Verbindung der beiden Oceane". Diese paar Seiten, die man einem ausgezeichneten Ingenieur zuschreibt, vermehrten den Ruf der Universalität, die der Neffe vom Onkel geerbt zu haben vorgibt. Der dritte Plan eines Kanals ward in Mexico erzeugt; diese Wasserstraße sollte von Veracruz nach Tehuantepec gehen. Santana war der Hauptbeförderer des Unternehmens, das aber endlich zu einer bloßen Eisenbahn herabsank. Holinski, der alle drei Kanäle im Einzelnen untersucht, entscheidet sich mit der größten Bestimmtheit für den über Panama, als den kürzesten, leichtesten und wohlfeilsten von allen, und zwar schlägt er als Richtung die Parallele der fast vollendeten Eisenbahn vor.

Um dem Leser nur eine Andeutung von der künftigen Abkürzung der Seewege, sowie von der mit Nothwendigkeit steigenden Präponderanz der Vereinigten Staaten zu geben, setzen wir den Tarif der Entfernungen her, welche die englischen und nordamerikanischen Schiffe jetzt und später zu durchlaufen haben, um nach San-Francisco zu kommen. Die Fahrten nach Hinterasien werden nun vollends außer Verhältniß gerathen.

Reise nach San-Francisco.

	Um das Cap Horn Seemeilen	Ueber Panama Seemeilen	Ueber Nicaragua Seemeilen	Ueber Tehuantepec Seemeilen
Von England	13,624	7,502	7,041	6,671
„ New-York	14,194	4,992	4,531	3,804
„ New-Orleans	14,304	4,505	3,767	2,704
Ersparniß				
Für England	—	6,122	6,583	6,953
„ New-York	—	9,202	9,668	10,390
„ New-Orleans	—	9,809	10,547	11,610

Hierbei ist nur San-Francisco als Ziel ins Auge gefaßt; berücksichtigt man aber zugleich Mittel- und Südamerika und Hinterasien, so erbleicht der Vortheil, den die Kanäle über Nicaragua und Tehuantepec vor dem über Panama voraus zu haben scheinen.

Friedrich Rückert, der auch zum speculativen Deutschthum gehört, hat einst gesungen: „Weltpoesie allein ist Weltversöhnung.“ Heute heißt es im Munde praktischer Ideologen: Weltgeographie ist Weltpoesie. Auch unser Russe, der Alles gelesen hat — ob den Rückert, kann ich freilich nicht sagen —, citirt begeistert die Worte Wilhelm von Humboldt's, die der Bruder Alexander zu den seinigen macht: „Wenn es eine Idee gibt, die durch den Lauf der Geschichte ihre Herrschaft immer mehr ausgedehnt hat, und die besser als irgend eine andere die übel verstandene und zu oft bestrittene Vervollkommnungsfähigkeit des ganzen menschlichen Geschlechts beweist, so ist es die Idee, welche unwiderstehlich und alle Schranken durchbrechend, die ihr die engen Vorurtheile der Religion, der Nationalität und der Farbe entgegensetzen, darauf ausgeht, unter den Menschen eine große Gemeinschaft, eine allgemeine Brüderschaft zu gründen, die zum Zweck die freie und unabhängige Entwickelung unserer geistigen Kräfte hat. Das ist das erhabene Endziel der Gesellschaft.“ Was Prinz Albert, der ideale Urheber der allgemeinen Industrieausstellung zu London, noch positiver auf der obersten Stufe zum Thron so ausdrückte: „Wer aufmerksam die charakteristischen Züge der gegenwärtigen Epoche betrachtet, wird keinen Augenblick zweifeln, daß wir in der merkwürdigsten aller Uebergangsperioden leben, die den großen Zweck realisiren muß, der von der Gesammtgeschichte angedeutet wird: die Einheit der Menschheit.“ Oder mit noch andern Worten, aus der Rede des Bostoner Charles Sumner in der amerikanischen Friedensgesellschaft 1849: „Der Mensch ist durch ein Rothes Meer von Blut gegangen; er hat während 40 Jahrhunderten durch eine Wüste von Irrthum und Elend geirrt; aber endlich steht er auf der Spitze des Pisgah, von wo er die Bäche von Milch und Honig fließen sieht. Wie der abenteuernde Spanier ist er mühsam die steilen Höhen emporgeklettert, von wo er den ungeheuren, den unbezähmten Ocean entdeckt; wie der kühne Portugiese ist er sicher das furchtbare Cap der Stürme zu umschiffen, das fortan zum Cap der guten Hoffnung werden muß. Ich will Ihnen aber nicht zu vertrauensvoll erscheinen, ich weiß nicht, ob die Nationen binnen kurzem wie identische Tropfen sich in Einen verschmelzen, ob sie sich durchschlingen und verweben werden wie die indischen Banianen, um aus Einem Baum einen Wald zu bilden: aber das bin ich gewiß, daß sie, ohne auf eine wesentliche Eigenschaft der Individualität und Unabhängigkeit zu verzichten, noch in unsern Tagen zu einer Harmonie ordnen

werden, wie jene Ringe von magnetisirtem Eisen, denen Platon einst ein Bild entlehnte, und die unter dem Einfluß der mächtigen und unsichtbaren Attraction alle, jeder in seiner besondern Form, in einer einigen Kette von unabhängigen Zirkeln cohäriren. Aus der Entstehung dieser neuen Ordnurg der Dinge wird nicht nur die Ruhe von Volk zu Volk entspringen, sondern auch das Privatglück, und der Friede wird der permanente Leiter der Staaten sein." Durchbrecht die Landenge von Suez und die Landenge von Panama, sagt Holinski, und ihr habt das Thor zum Paradiese eingeschlagen.

Um aber dem Zweck dieser Blätter gemäß die eigentlich sogenannte Poesie und Literatur nicht gar zu stiefmütterlich zu behandeln, wollen wir schließlich noch einige dahin schlagende Einzelheiten aus San-Francisco und Cuba mittheilen. „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein", sagt das Evangelium. Kein Grundsatz ist schärfer dem amerikanischen Wesen eingegraben. Die Piazza zu San-Francisco hat allein drei Buchhandlungen; viele andere liegen in der Stadt zerstreut. Jedes Dampfboot bringt periodische Blätter oder die wohlfeilen Ausgaben von Harper und Brüder, von Putnam, Scribner und andern populären Verlegern der Vereinigten Staaten. Dickens, Bulwer, Douglas Jerrold, Reynolds, E. Sue, Dumas, G. Sand sieht man in den entferntesten Minen; sie bilden ein geheimnißvolles Band zwischen der alten denkenden und der neuen handelnden Welt. Der „New-York Herald", der „New-York Tribune", die „New-York Times", der „Courrier des Etats-Unis" liefern halbmonatliche Nummern für Californien im Besondern, die sie zu 25 Cents (10 Sgr.) verkaufen. Die Circulation dieser Blätter steigt immer mehr. Der „Courrier des Etats-Unis", das weiß ich aus bester Quelle, schickt mit jedem Postboot 2000 Exemplare nach San-Francisco. Die französischen Einwanderer ziehen im Allgemeinen dieses unabhängige, ehrlich liberale Blatt allen Zeitungen der Presse ihres Vaterlandes, wie dieselbe in diesem Augenblick ist, vor. Doch empfängt ein Buchhändler die „Débats", die „Presse", den „Charivari", die er zu 1 Franc per Nummer verkauft. Die Deutschen lassen sich an ihr „deutsches Vaterland" durch die „Allgemeine Zeitung", nicht von Augsburg, sondern von Neuyork, erinnern. Die Emigranten spanischer Race lesen am liebsten das „Diario" von Valparaiso. San-Francisco selbst zählt 7 — 8 Blätter, unter denen die „Alta California", vom Umfange der englischen „Times", in verdienter Anerkennung steht. Die übrigen Städte, Sacramento, Stockton, Marysville, Nevada, San-Jose, veröffentlichen jede eine oder mehre Zeitungen. Die „Alta California" und zwei oder drei andere Blätter erwidern die amerikanische Höflichkeit und lassen vor Abgang des Dampfers eigens für die Vereinigten Staaten gedruckte Exemplare anfertigen.

Google

Literatur, Politik und Wissenschaft sind im Gedanken der Nordamerikaner unzertrennlich. „Da ist ein Land, kaum seit vier Jahren auf die Bahn der Civilisation geschleudert, das vor meinen erstaunten Augen eine Ackerbau-, Mineral- und industrielle Ausstellung ausbreitet: Shelton's Museum in San-Francisco. Es enthält eine Pflanzensammlung von 1000 Pflanzen, fast sämmtlich californischen Ursprungs, darunter Zwiebelgewächse, welche vollkommen die Seife ersetzen, und außerdem eine vortreffliche Arzenei gegen Hautkrankheiten, namentlich gegen die Folgen des poison oac (Gifteiche, spanisch hiedra) abgeben; Gemüse von außerordentlicher Ausdehnung, Kartoffeln von 7 ½ Pfund, Zwiebeln von 3—4 Pfund; Stufen von Gold und andern Metallen, Manufacturwaaren des Landes 2c. Die Kunst wird durch bewunderungswürdige Daguerreotypen vertreten, und als Merkwürdigkeit des Buchdrucks wird das erste Buch gezeigt, das in San-Francisco gedruckt wurde: „California as it is and as it may be, or a guide to the gold region, by F. P. Wierzbicki, M. D." (Californien wie es ist und werden kann, oder Führer zu den Goldminen, von F. P. Wierzbicki, Doctor der Medicin — einem Polen, dessen Buch noch immer Werth hat). Höchst anziehend ist auch, was Holinski in dem interessanten Capitel über Cuba und die dortige Sklaverei von einem Mulatten erzählt, Gabriel de la Concepcion Valdes, bekannter unter dem einfachen Namen Placido, der als Sklave zu Matanzas geboren ward und in Ketten und Banden seine ersten Gesänge dichtete. Der Freiheit wiedergegeben, ertönte seine Leier von edlen Hoffnungen auf eine bessere Zukunft seiner Brüder. Dies genügte dem General O'Donnel, dem spanischen Statthalter, ihn sammt 18 „Mitschuldigen" vor ein Specialgericht zu stellen und zum Tode verurtheilen zu lassen. Als er eben erschossen werden sollte, dichtete der erhabene Mulatte sein „Vor den zwölf Gewehrmäulern" in zwei Liedern: „Fatalidad" (Schicksal) und „Plegaria" (Gebet). Als er auf den Richtplatz zuschritt, sprach Placido seine „Plegaria" mit lauter, vollklingender Stimme. Als die mörderischen Kugeln seine gottgeweihte Stirn treffen sollten, wandte er sich ruhig zu einer Gruppe weißer Zuschauer und rief aus: „Ist Niemand hier, um die Unschuld zu vertheidigen?"

Gegen diese „Plegaria" des cubanischen Sklaven gehalten, sieht der gute „Onkel Tom" freilich sehr blaß und friedlich aus. Es ist eins der erhabensten Gedichte, die ich kenne, voll des edelsten, großartigsten Schwunges; Salas y Quiroga in seinen „Reisen auf Cuba" stellt um seinetwillen den Verfasser weit über alle Poeten der Neuen Welt und auch in Deutschland fehlt ihm nichts als ein glücklicher Uebersetzer, um seinem Verfasser den wohlverdienten Platz nicht blos unter den Märtyrern, sondern auch unter den Dichtern der Freiheit einnehmen zu lassen.

Ueber den Verwitterungsproceß.

Von

Wilhelm Wicke.

II.

In dem vorigen Abschnitt haben wir uns mit dem Verhältniß bekannt gemacht, welches der Verwitterungsproceß zur organischen Natur einnimmt; heute sollen uns einige specielle Fälle der Verwitterung beschäftigen. Namentlich wollen wir uns die Frage zu beantworten suchen, in welcher Art die zerstörende Kraft der Kohlensäure, des Sauerstoffs und des Wassers auf die Gesteine einwirkt. Den Stickstoff und das Ammoniak können wir dabei außer Acht lassen.

Auch hier wieder mag eine allgemeine landschaftliche Erfahrung uns als Ausgangspunkt dienen. Der Landwirth hält es für ein günstiges Zeichen, wenn sein Feld im Winter ordentlich mit Schnee zugedeckt ist und der Boden, wie er es nennt, tüchtig ausfriert; der Boden, sagt er, kann sich dabei ausruhen. Fragen wir aber weiter, was das Ausfrieren nützen soll, so antwortet er uns, der Boden werde dadurch mürbe gemacht. Diese letzte Erklärung läßt sich hören, wiewol auch dabei noch immer erst zu erklären bliebe, auf welche Weise denn das Mürbewerden zu Stande kommt und inwiefern das Wachsthum dadurch gefördert wird. Dagegen den Schnee für eine Ruhedecke zu halten, ist geradezu unrichtig. Wenn der Boden im Winter unthätig ruht, so wird daraus schwerlich ein besseres Gedeihen der Saat hervorgehen. Im Gegentheil, wo das Feld einen Mehrertrag bringen soll, da muß zuvor der Boden nothwendig einen Zuwachs von mineralischen Stoffen erhalten haben. Dieser aber wird nicht anders herbeigeführt als durch eine recht energische Thätigkeit derjenigen chemischen Processe, welche eine erneuete Bodenkrume schaffen helfen, sodaß auch hier wieder der alte Satz seine Anwendung findet, daß mit dem Capital auch die Zinsen wachsen.

Wie hängt dies nun zusammen? Der Schnee, als ein lockerer poröser Körper, besitzt gleich andern porösen Stoffen, als der Kohle, dem schwammförmigen Platin, dem Bimsstein &c. in hohem Grade die Fähigkeit, die Gase der Atmosphäre in sich zu condensiren. Werfen wir z. B. eine Handvoll Schnee in Kalkwasser, so sehen wir sofort an der eintretenden Trübung, wie groß die Menge der Kohlensäure ist, welche der Schnee aufgenommen hat; es ist unlöslicher kohlensaurer Kalk, welcher sich auf diese Weise gebildet hat. Dieser Reichthum von Kohlensäure erklärt nun auch namentlich die fruchtbringende Ei-

genschaft des Schneewassers. Um bei dem eben erwähnten Beispiele stehen zu bleiben, so ist der kohlensaure Kalk, den wir entstehen sehen, fast überall schon fertig gebildet im Boden verbreitet. Er ist aber noch einer fernern Veränderung durch freie Kohlensäure fähig, in der Art, daß wenn kohlensäurehaltiges Wasser mit kohlensaurem Kalk in Berührung kommt, derselbe sich auflöst, weil sich doppelt oder zweifach kohlensaurer Kalk bildet. Ein solches kohlensäurereiches Wasser ist nun, wie erwähnt, das Schneewasser; aufgelöst aber in Wasser, kann der Kalk jetzt zu einem Nahrungsmittel für die Pflanzen werden.

Ein einfaches Experiment macht den ganzen Vorgang leicht anschaulich. Läßt man nämlich mittels eines Glasrohres die Luft, welche wir ausathmen und die, da sie der Respiration gedient hat, reich an Kohlensäure ist, durch Kalkwasser streichen, so entsteht eine Trübung, welche bis zu einem gewissen Punkte zu-, dann aber wieder abnimmt, bis die Flüssigkeit zuletzt ihre ursprüngliche Klarheit wiedererlangt hat. Hier entstand zuerst einfach kohlensaurer Kalk, der in Wasser unlöslich ist; die ferner zugeführte Kohlensäure aber erzeugte den in Wasser löslichen doppelt kohlensauren Kalk und machte daher die Trübung wieder verschwinden. Erhitzt man die wieder klar gewordene Lösung, so entweicht das eine Atom freier Kohlensäure und einfach kohlensaurer Kalk wird wiederum abgeschieden. Dasselbe geschieht, wiewol weit langsamer, wenn man die klare Lösung längere Zeit an der Luft stehen läßt. Auf diese Weise erklärt sich die reichliche Menge kohlensauren Kalks, welche Quellen absetzen, die aus kalkhaltigem Boden entspringen; auch die Entstehung des Kalksinters und Kalktuffs beruht auf demselben Vorgang.

In andern Fällen kann das kohlensäurehaltige Wasser eine Zersetzung und eine Abscheidung werthvoller Mineralstoffe aus sonst unlöslichen Verbindungen herbeiführen. Ein Beispiel dafür liefert der Feldspath, ein Silicat, in seiner einfachsten Zusammensetzung aus kieselsaurem Kali und kieselsaurer Thonerde bestehend. Die Kohlensäure bemächtigt sich des Kalis und bildet kohlensaures Kali, jenes im Handel unter dem Namen Pottasche bekannte, in Wasser leicht lösliche Salz. Die frei gewordene Kieselerde ist aber ebenfalls im Wasser, sowie in dem entstandenen kohlensaurem Kali löslich und kann also jetzt ebenfalls von den Pflanzen aufgenommen werden.

In dem löslichen Kalisalz hat der Boden einen sehr wichtigen Nahrungsstoff für die Pflanzen erhalten; Beobachtungen lassen vermuthen, daß in gewissen Perioden des Wachsthums das Alkali eine sehr wichtige Function vollzieht. Namentlich schreibt man demselben das Süßwerden der Früchte zu, weil es die freien organischen Säuren neutralisirt; auch vermuthet man, daß es durch eben dieselbe Wirksamkeit die Bil-

bung des Stärkemehls in den Körnerfrüchten befördert oder vielleicht gar überhaupt erst möglich macht.

Die löslich gewordene Kieselerde kommt ebenfalls der Vegetation zugute, vorzüglich den Gräsern, wozu ja auch die Cerealien gehören. Der Lebensproceß dieser Gewächse erheischt eine gewisse Menge dieses Stoffs; es scheint, daß die Kieselerde bei ihnen vorzugsweise mechanischen Zwecken dient. Sie bedürfen gewissermaßen eines Gerüstes, um sich aufrechtzuerhalten, eines Stoffs, durch den ihre allzu dünnen und schwanken Halme eine größere Festigkeit gewinnen. Die Kieselerde entspricht diesem Bedürfniß; sie übernimmt bei den in Rede stehenden Pflanzen dieselbe Rolle, welche bei den Wirbelthieren der phosphorsaure Kalk spielt: sie bildet ihnen eine Art Skelet. Ihre Ablagerung geschieht vorzugsweise in den peripherischen Organen, also außer in der Oberhaut der Halme auch in den Rändern der Blätter. Die schneidende Schärfe der letztern, welche man bei unvorsichtigem Abrupfen gewahr wird, rührt eben von der Kieselerde her, die sich an diesem äußersten Umfange abgelagert hat. Bei den Bambusaceen kann die Menge der Kieselerde sogar so anwachsen, daß sie abgeschieden in kleinen Ballen, in den Knotenpunkten der Schäfte anzutreffen ist. Verbrennt man einen Schaft von Equisetum (Schachtelhalm), so bleibt ein vollständiges Skelet der Pflanze zurück, das fast nur aus Kieselerde besteht. Auch die bekannte Anwendung des Schachtelhalms zum Poliren des Holzes beruht gleichfalls auf seinem Reichthum an Kieselerde.

In dem zuerst betrachteten Falle also wirkte die freie Kohlensäure auflösend, in dem letztgenannten dagegen zersetzend; wir kommen nun zu einem dritten Beispiel, in welchem beide Processe gleichzeitig auftreten. Nämlich der in Wasser gelöste kohlensaure Kalk kann auf den Feldspath auch in der Art zersetzend einwirken, daß ein wechselseitiger Austausch der Bestandtheile stattfindet, infolge dessen sich unlöslicher kieselsaurer Kalk und lösliches kohlensaures Kali bildet. Auch durch diesen Proceß ist der Boden also wieder um ein lösliches Kalisalz reicher geworden.

Was endlich die kieselsaure Thonerde betrifft, so wird dieselbe durch den Verwitterungsproceß nicht weiter verändert. Doch besitzen wir in ihr ein sehr werthvolles technisches Material. Sie liefert nämlich in reinem Zustande die sogenannte Porzellanerde, deren Lager für manche Gegenden, z. B. für Sachsen, im eigentlichen Sinne des Worts zu Goldgruben geworden sind.

In den oben erwähnten Fällen wurde die Einwirkung der Kohlensäure durch das Wasser vermittelt. Dasselbe finden wir auch bei der Einwirkung des Sauerstoffs; ja die Erfahrung hat gelehrt, daß diese

Gase in vollkommen trockenem Zustande sich ganz indifferent verhalten, während ihre verwandtschaftlichen Beziehungen erregt und gesteigert werden, sobald Feuchtigkeit dazu tritt.

Um ein Bedeutendes vermehrt wird der zersetzende Einfluß, welchen die Kohlensäure auf gewisse Gesteine an sich übt, wenn zu gleicher Zeit ein vermehrter Druck mitwirkt. Im Innern der Erde kann dieser Druck demjenigen von mehren Atmosphären gleichkommen; ausgeübt wird er durch das Wasser, das sich in den Rissen und Spalten der Gesteine ansammelt. In dieser Beziehung ist besonders ein Versuch sehr lehrreich gewesen, welchen man anstellte, um das berühmte karlsbader Wasser künstlich hervorzubringen. Das Wasser kommt aus granitischem Gestein und hat aus ihm seine wirksamen Bestandtheile aufgenommen; die Auflösung derselben ist durch die im Wasser enthaltene Kohlensäure herbeigeführt worden. Man nahm demnach gepulverten Granit und ließ ihn längere Zeit in Berührung mit kohlensäurehaltigem Wasser — aber ohne Erfolg. Man ließ nun auf das Wasser gleichzeitig einen Druck von drei Atmosphären einwirken, und siehe da, er gelang sogleich vollkommen. Der große Reichthum an mineralischen Stoffen — mit andern Worten also, der Beweis einer energischen Verwitterung —, welchen die aus größerer Tiefe kommenden Quellen oft mit sich führen, rührt demnach nicht blos von dem kohlensäurehaltigen Wasser, sondern zugleich auch von dem gleichzeitig mitwirkenden Drucke her. Mit der Vermehrung des letztern findet zugleich eine Erhöhung der Temperatur statt, was gleichfalls von großem Einfluß ist. Schon an sich wird durch eine erhöhte Temperatur unter Stoffen, die bei gewöhnlicher Temperatur sehr wenig aufeinander einwirken, ein wechselseitiger Austausch ihrer Bestandtheile hervorgebracht. Kocht man eine Lösung von kohlensaurem Natron (Soda) mit schwefelsaurem Kalk (Gyps), so bildet sich lösliches schwefelsaures Natron (Glaubersalz) nebst kohlensaurem Kalk, der, wie schon erwähnt, durch kohlensäurehaltiges Wasser aufgelöst wird. Wie hoch aber im Innern der Erde die Temperatur steigen kann, davon liefern die heißen Quellen sowie die im geschmolzenen Zustande befindlichen Lavamassen hinlängliche Beweise.

Wir wenden uns weiter zum Sauerstoff. Auch hier wäre es leicht, eine Reihe von Beispielen anzuführen, wo derselbe eine Verwitterung veranlaßt. Doch beruhen diese Fälle alle mehr oder weniger auf demselben Princip, nämlich daß der Sauerstoff mit an sich unlöslichen Substanzen Verbindungen eingeht, welche in Wasser löslich sind; auflösend an sich, wie die Kohlensäure, vermag er nicht einzuwirken. Ein einziges Beispiel mag daher genügen. Ein sehr verbreitetes Mineral, das in ältern wie in jüngern Gebirgslagern auftritt, ist der

Schwefelkies, d. h. Eisen, verbunden mit Schwefel. Er tritt oft nur in so kleinen Partikelchen auf, daß er wie eingesprengte schwarze Pünktchen erscheint. Durch den Sauerstoff der Luft wird das Eisen nun zu Eisenoxydul, der Schwefel zu Schwefelsäure oxydirt; es entsteht schwefelsaures Eisenoxydul (Eisenvitriol), das vom Wasser leicht ausgezogen und fortgeführt wird. Für die Vegetation ist durch die Entstehung dieses Salzes freilich noch wenig gewonnen. Wol aber sind dem Wasser Wege geöffnet, auf welchen es weiter vordringen kann; werthvolle Bestandtheile sind dem Einflusse der Kohlensäure bloßgelegt, mit einem Wort, dem Verwitterungsproceß ist ein Herd bereitet, von wo aus er sich weiter verbreiten kann.

Es ist jetzt noch übrig, die Thätigkeit des Wassers für die Verwitterung kennen zu lernen. Außer der directen Vermittelung, die es, wie wir aus dem Vorigen gesehen haben, der Wirkung der Kohlensäure und des Sauerstoffs erweist, hat es auch noch eine ihm eigenthümliche Wirksamkeit. Dieselbe ist von solcher Bedeutung, daß wir danach allein schon das Wasser als das eigentliche Factotum der Verwitterung bezeichnen dürfen. Ein wichtiger, wenn auch bisjetzt noch wenig aufgeklärter Punkt dabei ist noch der, daß das Wasser als feuchter Leiter für die elektrischen Strömungen dient, welche im Innern der Erde durch die Berührung heterogener Substanzen entstehen; ein elektrischer Strom, selbst wenn er nur schwach ist, vermag nichtsdestoweniger ein feuchtes Feldspathpulver in seine Bestandtheile, namentlich Kieselerde, Thonerde und Kali, welches aufgelöst bleibt, zu zersetzen Dies ist Alles, was wir bisjetzt über diesen so interessanten Gegenstand wissen; doch werden weitere Versuche und damit auch weitere Entdeckungen ohne Zweifel nicht ausbleiben.

Grundlos dagegen scheint die Annahme, daß auch von den Wurzeln der Pflanzen wässerige Flüssigkeiten ausgesondert werden, welche sauer reagiren und insbesondere zur Zersetzung der kohlensauren Salze des Bodens dienen dürften, also gewissermaßen als ob die Pflanzen für ihren eigenen Unterhalt Sorge tragen. Nach Bequerel soll die secernirte Säure Essigsäure sein, was aber durch Macaire's Versuche nicht bestätigt ist. Wenn auch bei gährenden und verwesenden Pflanzenstoffen die Essigsäure als Zersetzungsproduct häufig genug auftritt, so hat man sie doch bisjetzt noch nicht in gesunden lebenden Pflanzen angetroffen und müssen wir daher diese Annahme bis auf Weiteres in das Bereich der Hypothesen verweisen.

Ueber das chemische Verhalten des Wassers bei der Verwitterung hier einigermaßen erschöpfend zu handeln, würde uns weit über die verstatteten Grenzen führen. Wir begnügen uns, nur Eines hervorzuheben. Verschiedene Salze, welche sehr häufig bei der Verwitterung

entstehen, würden sich nicht bilden, wenn nicht eine bestimmte Menge Wasser, dessen sie zu ihrer Constitution bedürfen, vorhanden wäre; sobald ihnen dieser nothwendige Bestandtheil durch künstliche Mittel entzogen wird oder durch längeres Liegen an der Luft verloren geht, zerfallen sie.

Wir wollen noch einige Worte über die mechanische Wirksamkeit des Wassers hinzufügen. Zuvörderst begegnen wir hier einer ebenso einfachen als bewundernswürdigen Einrichtung, welche sich kurz genug beschreiben, aber in ihren wichtigen Folgen nicht so leicht übersehen läßt. Das Wasser zeigt nämlich darin ein sehr merkwürdiges Verhalten, daß es sich bei fortgesetztem Verlust an Wärme nicht continuirlich bis zu seiner Verwandlung in Eis zusammenzieht, sondern von einem gewissen Punkte an, der ungefähr bei + 4° C. liegt, dehnt es sich wieder aus. Es sei also beispielsweise das Wasser eines Flusses bis auf + 4° in seiner ganzen Masse abgekühlt und es erleide einen fernern Verlust an Wärme, so sind es zunächst die obern Schichten, welche Wärme abgeben. Die obern Schichten bleiben aber, eben weil von diesem Punkte an Ausdehnung eintritt, an der Oberfläche. Sie sind jetzt leichter geworden und schwimmen deshalb gleichsam auf den untern, dichtern Schichten. Bei 0° endlich tritt die Erstarrung des Wassers ein und wir haben nun in dem kalten Eise eine Decke vor uns, welche unter sich ein reges, munteres Leben birgt; dabei ist das Eis zudem noch ein schlechter Wärmeleiter und kann erst allmälig sich verdicken. Ohne diese einfache und sinnreiche Einrichtung würden unsere Seen und Teiche im Winter bis auf den Grund ausfrieren und das Wasser könnte kein Medium für organisches Leben abgeben.

Die Hausfrauen mögen murren, wenn ihnen im Winter über Nacht an den Regenfässern ein Band nach dem andern zerreißt; der Schaden, den sie dadurch erleiden, ist außerordentlich klein gegen den Vortheil, der damit übrigens zusammenhängt. Und da ist es wiederum der Verwitterungsproceß, der durch das Ausdehnungsbestreben des Wassers beim Uebergange in den starren Zustand wesentlich gefördert wird. Die Gesteine können der zertrümmernden Wirkung des Eises ebenso wenig widerstehen, als dies jene Kanone vermochte, deren Schlund in die Erde gegraben war und die durch das darin gefrierende Wasser zersprengt wurde.

In den Gebirgen nun wie in der Ackerkrume sprengt und zerkleinert das Wasser beim Gefrieren ganz auf dieselbe Weise die großen Blöcke wie die kleinsten Körnchen. Dort sind es die Axtschläge, welche das rohe Material fällen, hier ist es ein feineres Instrument, welches unhörbar, aber nicht minder unwiderstehlich arbeitet.

Kein Gestein ist so dicht, daß das Wasser nicht einzudringen vermöchte. Hier ist es der Tropfen, welcher in eine Spalte einschlüpft,

und andere folgen nach, die desselben Weges ziehen; ein ander mal ist es der Wasserdampf, für welchen selbst das festeste Gestein weich wie ein Schwamm ist. Zur Herbstzeit füllen sich die Spalten, Risse und Poren der Gesteine mit Wasser an; kommt der Winter, so sind die verborgenen Minen gelegt und die Sprengarbeit beginnt. Stellen wir uns den Vorgang vor Augen! Das sprengende Eis hat bereits einen Steinblock aus seinem tausendjährigen Verbande gelöst; noch liegt er auf seiner alten Stelle, als wollte er seinen alten Platz behaupten. Jetzt aber springen durch ein plötzlich eingetretenes Thauwetter wilde Wassergüsse auf ihn herab und unterwühlen den Boden, auf dem er liegt. Der erste Angriff wird glücklich bestanden; aber neue folgen und immer neue und siehe da, der Stein fängt an zu wanken, seine Ruhezeit ist vorüber, er wird gewaltsam hineingeschleppt in die Werkstatt eines rührigen, thätigen Lebens. Von dem Wasser von einer Stelle zur andern geführt, bald in wellende, bald in polternde Bewegung versetzt, wird seine Masse kleiner und kleiner; große und kleine Trümmer bezeichnen den Weg, den er genommen; jedes derselben wird wieder zu einem Spielball für die neckischen Fluten. So stellen sich uns in den sogenannten Wasserrissen an den Gebirgswänden wahre Pochwerke dar, in denen das größere Gestein in immer kleinere und kleinere Stücke, in Brocken, Gries, Krümchen zermalmt wird. Je weiter aber die mechanische Zerkleinerung gediehen ist, um so erfolgreicher wird auch die Einwirkung der chemischen Kräfte, welche ihrer Natur nach an den Atomen haften und mithin nicht in die Ferne reichen, sondern ihre Thätigkeit nur bei unmittelbarer Berührung äußern können.

Dies ist in wenigen Zügen eine Darstellung des Verwitterungsprocesses, über dessen Wichtigkeit für die lebende Natur hiernach wol Niemand in Zweifel sein wird. Die Natur ist ein so künstliches, so wundervolles Gefüge, daß auch nicht die kleinste, die unscheinbarste Feder daraus entbehrt werden kann, ohne sofort den Zusammensturz des ganzen Weltgebäudes herbeizuführen. Die Sonne am Himmel, die den Geschöpfen Licht und Wärme gibt, ist der ganzen belebten Schöpfung nicht unentbehrlicher als dieser leis wirkende, geräuschlose Verwitterungsproceß; denken wir uns ihn hinweg aus dem Haushalt der Natur und derselbe würde ebenfalls ins Stocken gerathen, mit derselben Schnelligkeit und ebenso unwiederherstellbar, als ob die Sonne vom Himmel gefallen wäre. Es müßte ein hartes Herz oder ein blöder Verstand sein, der von dieser Erhabenheit der Natur in der Größe sowol wie in der scheinbaren Kleinheit ihrer Mittel nicht ergriffen würde und darin nicht sittliche Anregungen fände für unser eigenes persönliches Thun.

Gedichte.

I. Zwei Handwerkslieder.

Von

Alexander Kaufmann.

1. Des Handwerksburschen Auszug. *)

Und als ich zog zur Stadt hinaus,
Zwei Raben saßen auf einem Haus,
Die krächzten so heiser: „Da zieht ein Gesell,
Der springt wie der flüchtige Wind so schnell,
Er geht weg, er geht weg, und ihm fällt nicht ein
In der Stadt sein herzliebstes Schätzelein."

Wenn ich springen kann wie der flüchtige Wind,
Viel schneller doch meine Gedanken sind,
Die fliegen als Boten aus und ein —
Ihr braucht nicht meine Boten zu sein!
Und will ich mein Schätzlein grüßen mit Schall,
Schwingt auf sich die gute Frau Nachtigall.

Und als ich kam, wo die Mühle rauscht,
Da hat auch das Mühlrad ein Wort getauscht:
„Kehre wieder, kehre wieder! Was thust du drauß?
Du hast in der Stadt ein so heimliches Haus
Und mäßige Arbeit und reichen Lohn —
Ei, junger Geselle, was eilst du davon?"

Was geht's dich, altes Mühlrad, an,
Wenn ich draußen wandern und schaffen kann?
Sorg du nur, daß dir früh und spät
Dein Wässerlein nicht zu Schanden geht.
Mühle, gehe du deinen Klang,
Und ich will wandern meinen Gang.

Und als ich das erste Dorf durchzog,
Drei Weiber standen am Brunnentrog:
„Kehr' um, kehr' um! Jetzt kommt der Wald,
Da weht der Wind so sauer und kalt,
Da ist nicht Weg, nicht Steg zu schau'n —
O junger Geselle, wie wird's dich grau'n!"

*) Einiges Auffallende im Ausdruck, wie der „saure" Wind, die „Winke, die Wanke", „die Klinke, die Klanke" sind den alten Handwerksgewohnheiten der Büttner entnommen, bei Simrock's Volksbücher, Bd. 7.

Digitized by Google

Laßt die Bäume gehen die Winke, die Wank,
Laßt die Bäume gehen die Klinke, die Klank,
Laßt die Winde wehen so kalt und sau'r —
Ein jung frisch Herz kennt keinen Schau'r.
Das hätte gefehlt mir zu guterletzt,
Daß ihr drei Hexen mich heimgehetzt!

2. Die drei Federn.

Da wär' nun die weite, weite Welt!
Mein Städtlein ließ ich liegen,
Da seh' ich draußen im freien Feld
Drei lustige Federn fliegen.

Die erste Feder, die auf sich schwingt,
Die fliegt zurück nach der Schenke,
Drin jetzt manch frischer Geselle singt,
An den ich in Liebe gedenke.

Die zweite Feder, die fliegt zurück —
Wie gern ich mit ihr ginge
Und drin noch einmal mein süßes Glück
Mit liebendem Arm umfinge!

Die dritte, das muß die rechte sein,
Die soll den Weg mir deuten:
Die fliegt in die weite Welt hin,
Wo die Glocken so seltsam läuten;

Die fliegt über Berg und tiefe Thal,
Schon ist sie dem Blick entschwunden —
Ade, mein Schätzlein, zum letzten mal!
Der rechte Weg ist gefunden!

II. Drei Gedichte.

Von

Julius Große.

1. Erste Liebe.

So hat noch Niemand mit mir gethan!
An beiden Händen faßt' er mich an
Und schaute mir in die Seele,
So unwiderstehlich, so tief hinein,
Als wollt' er schau'n, wo ein Fältelein
Ihm etwas noch verhehle.

So hat noch Niemand mich gefragt!
Was ich gejubelt, was ich geklagt,
Das ruht nun in seinem Herzen.
Die ganze Welt ward mir zum Traum;
Bin ich es selbst noch? Ich weiß es kaum,
Mich blendet's wie Weihnachtskerzen.

So hat noch Niemand mich geküßt!
Nicht Vater noch Mutter am Heiligen Christ
Nach all' den bunten Geschenken!
Doch alle nun gäb' ich mit Lächeln hin,
So fröhlich ist mir, so selig zu Sinn,
Darf ich an ihn nur denken.

2. Verspätetes Glück.

O holde Zeit, die mein Glück erzog,
Noch einmal knospe, einmal blühe!
Als über uns dicht die Rose sich bog,
Eine einzelne weiße Taube flog
Ueber den Himmel in gold'ner Frühe!

Dann kamen die Tage der Traurigkeit —
O thörichter Kampf, o vergebliches Sehnen!
Auf der Brücke war's, in der Märzenzeit,
Die Wasser schossen zu Thale weit;
Wir aber sahen hinab mit Thränen.

Nun versöhnt' ich das Glück — doch nun bin ich allein;
Ja wärst du wie ehmals, o wärst du mein eigen,
Ein Eden baut' ich in die Wüste hinein!
Vorüber —! Am Berge glüht Abendschein
Und herbstlich rauscht der Wind in den Zweigen.

3. Am Brunnen.

Es steht ein Brunnen auf dem Platz,
Vier Linden steh'n herum,
Da schaute Abends mein brauner Schatz
Wol oft sich nach mir um.
Nun steh' ich allein am hellen Tag
Und sehe das Wasser rinnen,
Die Tauben fliegen zum Taubenschlag,
Er aber zog von hinnen.

Schau', Burschen und Mägde zieh'n vorbei,
Hell flattert der Bänder Zier,
Sie pflanzen morgen den grünen Mai —
Wer aber pflanzt ihn mir?
Die Bienen summen im Lindenbaum,
Die Schwalbe wiegt sich behende;
Meine dunkeln Gedanken bei Tag im Traum,
Sie fliegen und finden kein Ende.

Er schenkte mir ein Liederbuch,
D'raus sang ich am Altar;
Ich gab ihm dafür ein seiden Tuch,
Das war am neuen Jahr —
Mein Gesangbuch steht daheim im Schrank,
Das Tüchlein ward naß im Regen;
Meine Mutter sagt, ich wäre krank,
Ich soll zur Ruh' mich legen.

Ich aber mag nicht nach Hause geh'n,
Mein Bett ist kalt und fremd;
Viel lieber ging' ich im Windesweh'n
In die Haide bei Nacht im Hemd!
Nun steh' ich hier, ohne Rast, ohne Ruh,
Mein Krug, der ging in Trümmer,
Dem rauschenden Wasser horch' ich zu
Und versteh' es doch nimmer und nimmer!

III. Zwei Lieder.

Von

Michel Berend.

1.

Schon eine frühe Lerche schwang
Sich auf trotz Schnee und Kälte;
Sie sang voll Klang den Frühlingsdrang,
Von dem das Herz ihr schwellte.

Sie sang so lang, bis selbst die Sonn'
Mild auf sie nieder lachte,
Und bis am Lindenbaum davon
Ein grünes Blatt erwachte.

Nun dürfen ja die Rosen auch
So lange nicht mehr warten;
Nun zaubert bald in Duft und Hauch
Die Erde sich zum Garten.

Nun drängt's und gähret allerwärts,
Will wieder frisch erglühen —
Da wird ja wol auch dir, mein Herz,
Ein neuer Frühling blühen.

2.

Und wenn es Gott nicht anders will
Und muß es denn geschehen,
Wohlan, so laß mich stumm und still
Aus deinen Armen gehen.

Und sage mir kein Abschiedswort
Und wein' auch keine Zähre;
O denke, wenn ich von dir fort,
Daß ich gestorben wäre!

Schwebt dann mein Geist in nächt'ger Zeit
Durch deines Herzens Gründe,
Um einen Todten trägst du Leid
Und das ist keine Sünde.

Ich aber will nun wiederum
Unstät die Welt durchschweifen
Und suchen, das Mysterium
Des Daseins zu begreifen.

Ist mir dereinst das Räthsel klar,
Wird mir's ja auch wol kommen,
Warum, was mir das Liebste war,
Zuerst mir ward genommen.

Literatur und Kunst.

In der Weidmann'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen: „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes. Von Ludwig Häusser. Erster Theil. Bis zum Frieden von Basel (1795).“ Die Geschichte der letzten siebenzig Jahre hat seit einigen Decennien durch eine Reihe zum Theil vortrefflicher Monographien und quellenmäßiger Forschungen zahlreiche wichtige Aufklärungen erhalten; es war höchst wünschenswerth, sowol in wissenschaftlicher, wie ganz vornehmlich auch in nationaler Hinsicht, daß dieser Reichthum endlich auch in einem größern, abschließenden Werke von populärer Form zusammengefaßt und verarbeitet wurde. In dem vorliegenden Bande ist der Anfang zu diesem Werke gemacht, und zwar in einer Weise, daß wir der deutschen Literatur nur Glück dazu wünschen können. Hr. Häusser war dem größern Publicum bisher hauptsächlich durch seine parlamentarische Wirksamkeit in Frankfurt und Erfurt bekannt, sowie durch einige kleinere Schriften über gewisse politische Ereignisse der letzten Jahre. In beiden Beziehungen gehörte er zur sogenannten Gothaischen Partei; doch war er minder doctrinär und zeigte eine größere Frische und ein lebendigeres Verständniß für entgegenstehende Meinungen, als es sonst bei seinen Parteigenossen der Fall zu sein pflegt. Auch an dem vorliegenden Werke haben wir neben der Gründlichkeit und Sorgfalt des Quellenstudiums, das sich besonders auch auf bisher noch unbekannte archivarische Nachrichten erstreckt, vor allem die Unparteilichkeit und Milde der Auffassung zu rühmen. Der Verfasser ist eifriger Patriot; die Einheit und Größe Deutschlands ist das erhabenste Ziel seiner Wünsche. Allein das hindert ihn nicht, auch solchen Zeiten und Persönlichkeiten gerecht zu werden, denen jenes Ziel nach der gesammten Lage der Dinge abhanden gekommen war oder die ihm wol gar absichtlich entgegenarbeiteten. Zur Uebung dieser Unparteilichkeit findet der Verfasser gerade in diesem ersten Abschnitt seines Werks reichliche Gelegenheit; die Zeit vom Tode Friedrich's des Großen bis zum Frieden von Basel, das heißt also die Zeit, wo das Schreckgespenst der Legitimität und der Revolutionsfurcht sich der deutschen Throne bemächtigte und uns zum immer bereiten Diener fremder Hinterlist machte, bildet eine der trübsten und abschreckendsten Epochen, die unsere Geschichte überhaupt aufzuweisen hat. Der Verfasser verhehlt keine von diesen Schattenseiten; mit schonungsloser Hand, wenn auch in einfachster Sprache, ohne Pathos und ohne Declamation, deckt er die Kurzsichtigkeit und Schwäche der damaligen Fürsten, die Unfähigkeit und Eigensucht der Großen, die Blindheit und Muthlosigkeit des Volks auf. Allein er zeigt dabei zugleich auch, wie dieses Elend die unvermeidliche und nothwendige Frucht der ganzen vorhergegangenen Entwickelung war und daß persönliche Bosheit und Schlechtigkeit bei weitem nicht die Rolle dabei spielt, welche die öffentliche Meinung ihr bis auf diesen Augenblick zuschreibt. Namentlich die preußische Politik zur Zeit der ersten Coalition trägt bei ihm lange nicht die düstere Farbe, in der man dieselbe zu sehen gewohnt ist; selbst der berüchtigte Friede von Basel war nach der Darstellung des Verfassers (und specielle preußische Sympathien wird ihm doch gewiß Niemand zuschreiben)

weit mehr das unvermeidliche Product der Schwäche und Rathlosigkeit, die am preußischen Hofe überhaupt herrschte, ein pis-aller, das an sich allerdings traurig war, dem man aber unter den obwaltenden Umständen nicht mehr entgehen konnte, als jenes Werk des Verraths und der prämeditirten Arglist, als welches derselbe bisher in den Jahrbüchern der Geschichte verzeichnet stand. Das ganze Buch ist reich an neuen und interessanten Aufschlüssen; selbst wo der Verfasser nur bekanntes Material verarbeitete, wie z. B. in der Geschichte des Fürstenbundes, wobei ihm das bekannte Werk von Adolf Schmidt zum Führer diente, läßt er neue und interessante Lichter darauf fallen. Mit besonderm Fleiß ist die Kriegsgeschichte behandelt; die dem Verfasser eigenthümliche, nüchterne Klarheit, die sich allerdings mitunter auch in einer gewissen Trockenheit der Darstellung äußert, kommt ihm bei dieser verwickelten Materie vorzugsweise zustatten. Wir sehen der Fortsetzung des Werks mit Spannung entgegen; es ist wieder einmal ein Werk, das wissenschaftliche Gediegenheit mit allgemeiner Verständlichkeit, Ernst der Forschung mit Ernst der Gesinnung vereinigt, und deren haben wir in Deutschland noch lange nicht genug, zumal im historischen Fache. HFk.

Fruchtbarkeit und Gediegenheit sind zwei Eigenschaften, die sich überall nur selten vereinigt finden, am seltensten aber bei unsern deutschen Romanschreibern. Bei der Mehrzahl derselben steht die Menge der Productionen mit ihrer Güte in umgekehrtem Verhältniß; während unsere bessern Schriftsteller Jahre gebrauchen, um ein Buch zu vollenden, das hinterher doch auch nur ein Tropfen mehr ist im Ocean, setzen die Proletarier der Literatur Bücher auf Bücher in die Welt und beuten die Neugier des Publicums mit Erzeugnissen aus, deren Leichtfertigkeit nur ihrer Vergänglichkeit gleichkommt. Eine rühmliche Ausnahme von dieser echt deutschen Regel bildet Wilibald Alexis. Seit mehr als dreißig Jahren gehört er zu unsern beliebtesten und fleißigsten Schriftstellern, seine Bücher sind zahlreich, fast alle Jahre läßt er deren neue erscheinen, und jedes derselben zeigt nicht nur das Talent, sondern auch die Sorgfalt des Verfassers im Wachsen. Diese Fruchtbarkeit ist aber um so mehr zu bewundern, je enger der Kreis ist, auf welchem der Dichter sich seit Jahren bewegt. Wilibald Alexis ist der eigentliche Dichter der Mark, deren anscheinend so dürrer, so einförmiger Boden unter seinen Händen ein wundersames poetisches Leben gewonnen hat Aber nicht nur die Natur der Mark weiß er uns in unübertrefflichen Landschaftsbildern zu schildern, sondern auch die Eigenthümlichkeit ihrer Bewohner, in alter wie in neuer Zeit, hat er mit Aufmerksamkeit studirt und gibt sie wieder mit einer Sicherheit der Zeichnung und einer Treue der Farbe, wie sie uns bei unsern deutschen Romanschreibern, die durchschnittlich im Reiche der Phantasie besser zu Hause sind als in der Wirklichkeit, wiederum nur höchst selten begegnet. Rechnen wir dazu den gebildeten und einsichtsvollen Patriotismus, welcher alle Schöpfungen unsers Dichters belebt, seine gründliche Kenntniß der vaterländischen Geschichte sowie den glücklichen Takt, mit dem er die wirklich interessanten, die poetisch bedeutenden Momente derselben herauszugreifen weiß, so fürchten wir auf keinen Widerspruch zu stoßen, wenn wir behaupten, daß von allen deutschen Dichtern der Gegenwart Wilibald Alexis dem

Ideal des Romandichters am nächsten kommt. Auch sein neuestes Werk „Isegrimm. Vaterländischer Roman von W. Alexis" (3 Bde., Berlin, Barthol) zeigt die eben geschilderten Vorzüge unsers Dichters wiederum im hellsten Lichte. Es ist eine Fortsetzung des früher erschienenen „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", wenn auch die Fäden, welche die beiden Romane verbinden, nur ziemlich locker sind. Wie dort der Zusammensturz des alten Preußen, so werden hier die Elemente geschildert, aus denen die Möglichkeit seiner Wiederherstellung sich bildete. Es ist noch nicht die blutig prächtige Morgenröthe von Anno Dreizehn, nur erst die Dämmerung, in welcher Tag und Nacht, alte Schmach und neuer Ruhm noch miteinander im Streite liegen. Doch ahnen wir bereits das hereinbrechende Licht; wo selbst so knorrige, so widerhaarige Charaktere, wie dieser alte Herr von Quarbitz, der neuen Zeit zum Werkzeug dienen müssen, selbst gegen ihren eigenen Willen, da kann der Sieg der guten Sache unmöglich lange ausbleiben. Alles Talent und selbst aller Enthusiasmus ist unfruchtbar, solange ihm der Boden eines gesunden, kräftigen Volkslebens mangelt. Diese Volksnatur, in ihrer dämonischen Ursprünglichkeit, schildert uns der Dichter und wir können es nur billigen, daß er uns dabei auch ihre Auswüchse und Schattenseiten nicht hat verbergen wollen. Ueberhaupt, wenn eine Fülle interessantester Detailmalerei, wenn tiefe Kenntniß des Gegenstandes und eine edle, mannhafte Gesinnung genügend sind, ein vortreffliches Buch zu liefern, so darf der „Isegrimm" ohne Zweifel auf dieselbe Gunst der Lesewelt rechnen, die den frühern Arbeiten des Verfassers zutheil geworden. Dagegen ist das eigentlich Romanhafte in dem Buch nur schwach; der Held erscheint ganz gegen seine Natur mehr reflectirend als handelnd, und wo er sich endlich zum Handeln entschließt, da entsprechen seine Thaten nicht den Erwartungen, die er in uns rege gemacht. Die ganze Fabel des Buchs ist zu weitläufig angelegt, und die Lockerheit der Ausführung läßt diesen Umstand nur um so sichtbarer werden; die interessantesten Figuren, die spannendsten Situationen werden nur beiläufig, nur in Episoden abgemacht, die zum Theil vortrefflich ausgeführt sind, den Mangel einer durchgreifenden und einheitlichen Handlung aber doch nicht ersetzen können. Irren wir nicht, so hat der Verfasser in zwei Punkten fehlgegriffen und zwar sind es dieselben Punkte, an denen wir schon bei seinem vorletzten Roman Anstoß nahmen; da auch die Irrthümer eines so ausgezeichneten Talents noch immer höchst lehrreich sind, so wollen wir dieselben hier noch einmal zur Sprache bringen. Erstlich hat der Verfasser dem Hange zur Reflexion, der neuerdings bei ihm hervortritt, zu sehr nachgegeben; sein Roman ist zu didaktisch, zu tendenziös. Ganz gewiß soll und darf ein Kunstwerk auch eine politische Grundlage haben; allein dieselbe muß das gesammte Kunstwerk durchdringen gleich seiner Seele, seinem Lebenshauch, sie darf nicht hier oder dort in schweren todten Massen aufliegen wie nacktes Gestein, sondern sie muß sich in poetisches Fleisch und Blut, in Charaktere und Ereignisse verwandelt haben. Der „Isegrimm" ist reich an den vortrefflichsten Bemerkungen über die Lage Preußens zur Zeit des Tilsiter Friedens; Vieles davon ist sichtlich mit nächster Beziehung auf die Gegenwart geschrieben, und allerdings liegt der Vergleich in manchen Punkten so nah, daß es schwer fällt, ihn nicht zu ziehen. Als Zeitungsartikel oder auch als eigene Broschüre würden wir diese Betrachtungen mit

großem Vergnügen lesen; im Roman dagegen, wo vor allem unsere Phantasie beschäftigt werden soll, wo wir unterhalten, nicht belehrt werden wollen, stören sie; ja ihre allzu häufige Wiederkehr wirkt zuletzt sogar ermüdend und stumpft uns ab gegen die Wahrheit des Inhalts. Ein zweiter und fast noch schlimmerer Fehler besteht in der Vermischung des poetisch erfundenen und des geschichtlich überlieferten Stoffs. Ohne Frage hat der Poet das Recht, die Welt der Wirklichkeit mit den Geschöpfen seiner Phantasie zu bevölkern; sogar die ganze Kunst und Kraft des Poeten besteht eben nur darin. Aber Geschichte und Erfindung müssen sich gegenseitig durchdringen, es muß ein neues drittes Geschlecht daraus entstehen, welches ebenso sehr der Wirklichkeit wie der Phantasie angehört und eben in dieser Doppelnatur das Zeugniß seines idealen Ursprungs trägt. Im „Isegrimm“ dagegen haben wir blos maskirte Geschichte; die historischen Figuren und Zustände sind ganz roh, ganz unvermittelt hinübergenommen, nur mit einem poetischen Mäntelchen um die Schulter, das jedoch den Kundigen nicht zu täuschen vermag, während es den Unkundigen nur in Unruhe und Misbehagen versetzt. Es entsteht auf diese Weise eine Zwittergattung von Memoire und Roman, die vielleicht für den verwöhnten Zeitgeschmack etwas sehr Pikantes hat, aber doch mit den Grundbedingungen der Kunst ein für alle mal unvereinbar ist. Was der Poet gibt, soll er ganz geben, jedes Kunstwerk muß sich aus sich selbst erklären; ein Roman, bei dem wir jeden Augenblick stillhalten müssen und fragen, wer und was eigentlich gemeint ist, und aha, ganz recht, das ist jener Minister, und der da ist der bekannte General N. N., und diese Situation hier hat sich eigentlich da und da zugetragen und steht da oder dort quellenmäßig beschrieben — nein, ein solcher Roman kann noch immer mit sehr viel Geist geschrieben, er kann eine sehr anziehende, sehr interessante Lecture sein, aber ein wirklicher Roman, ein eigentliches poetisches Kunstwerk ist er nicht.

Auch Levin Schücking, an Talent sowol wie an Fruchtbarkeit Wilibald Alexis' würdiger Nebenbuhler, der Walter Scott Westfalens, wie Jener der Walter Scott der Mark, ist in seinem neuesten Werke nicht ganz so glücklich gewesen, wie er sonst wol zu sein pflegt: „Ein Staatsgeheimniß. Roman von Levin Schücking (3 Bde., Leipzig, F. A. Brockhaus). Zwar die Eigenschaften, durch welche Levin Schücking sich sonst auszeichnet, werden auch hier nicht vermißt; es ist derselbe markige Pinsel, dieselbe Kraft der Schilderung, dasselbe Verständniß für den eigenthümlichen Ton und Duft der höhern Gesellschaftskreise, besonders aus der Zeit des ancien régime, das Niemand so trefflich darzustellen weiß wie Levin Schücking. Allein der Verfasser hat seine ausgezeichneten Gaben dies mal an einen zu unergiebigen Stoff verschwendet. Der Held seiner Geschichte ist der angebliche Ludwig XVII., jener Uhrmacher Naundorf, der von seinen Anhängern unter dem Titel eines Herzogs der Normandie verehrt ward, und den, wenn wir nicht irren, auch Heinrich Laube schon einmal zum Gegenstand einer Novelle bearbeitet hat. Levin Schücking hat sich auf das Jünglingsalter seines Helden beschränkt; aber da derselbe auch als Jüngling nichts Heldenmäßiges thut, ja nicht einmal etwas Bedeutendes, etwas menschlich Ergreifendes leidet, so hat der ganze Roman dadurch etwas Passives, um nicht zu sagen Inhaltloses bekommen. Die falschen Demetrius und Waldemar sind bekanntlich ein sehr dankbarer Stoff für die Poesie; aber nur warum? Weil sie that-

kräftig auftreten, weil sie durch die Kühnheit ihrer Pläne, durch die Energie ihrer Entschließungen die Mängel ihres Stammbaums in Vergessenheit bringen. Davon ist bei diesem angeblichen Ludwig XVII. keine Rede; es ist ein unselbständiger, schwacher, unentschlossener Knabe, verliebt, leichtgläubig, ohne Plan und Ziel, der Andere für sich handeln und denken läßt; nehmen wir ihm seine Actenstücke und Documente, was bleibt übrig? Und auch diese Actenstücke und Documente, die der Verfasser in ihrer ganzen geschichtlichen Breite mittheilt und an die er selbst mit einer Hartnäckigkeit glaubt, die uns an dem liebenswürdigen Herold der Klopfgeister denn freilich nicht mehr überraschen kann — auch diese Documente, sage ich, bieten doch immer nur ein historisches, kein poetisches Interesse, und selbst dies erstere dürfte in den Augen einer unbefangenen Kritik noch sehr zusammenschrumpfen. Das Beste an dem Buch sind wiederum die Episoden; ja es sind eigentlich lauter Episoden, eine Reihe interessanter Randzeichnungen, zu denen leider nur der Text fehlt. Ulrich Spangenberg, der junge Bauerbursch, der auf so wundersame Weise in die Abenteuer des flüchtigen Thronerben hineinverwickelt wird, eine echt westfälische Natur vom Wirbel bis zur Zeh, erregt anfangs große Erwartungen, die jedoch im Verlauf des Buchs nicht gehalten werden. Auch die beiden Herren von Scherfluet, Vater und Sohn, sind ein paar ergötzliche Figuren, aber doch zu sehr Nebenfiguren, um unser Interesse vollständig auszufüllen. Dagegen ist die schöne Septimanie eine ziemlich blasse Figur geblieben und auch ihr Brakenburg, der diesmal Lanzelot heißt, kann wenigstens auf das Interesse der Neuheit keinen Anspruch machen. Gegen den Schluß werden wir noch an den Hof Napoleon's geführt; das Porträt, das der Dichter von dem Kaiser sowie von seiner Gemahlin, der leichtsinnigen, liebenswürdigen Josephine entwirft, ist würdig und geschickt und bekundet aufs neue seinen feinen historischen Sinn, sowie die Correctheit und Sauberkeit seiner Zeichnung.

Diesen Meistern des Romans lassen wir einen Neuling auf diesem Gebiet folgen, aber einen vielversprechenden: „Der grüne Heinrich. Roman von Gottfried Keller. In vier Bänden" (Bd. 1—3, Braunschweig, Vieweg). Der Verfasser hatte sich bisher nur als lyrischer Dichter bekannt gemacht. Auch dieser sein Erstlingsroman trägt noch einen überwiegend lyrischen Charakter. Selbst den Namen Roman kann man dem Buche streitig machen; wenigstens muß der Leser auf jene Fülle von Abenteuern, auf jene interessanten und spannenden Verwickelungen, welche dieser Gattung sonst eigenthümlich sind, in diesem Falle verzichten. Aber doch wird Niemand, der nicht blos vom stofflichen Reize abhängt, das Buch langweilig oder ermüdend finden. Es ist ein Seelengemälde, das Gemälde einer Kinderseele, die unter unsern Augen allmälig zum Knaben und Jüngling heranwächst — Tagebuchblätter, zum Theil von sehr lockerer Fassung, aber von einer Feinheit der Beobachtung, einer Wahrheit der Empfindung, daß wir ihnen nur Weniges an die Seite zu setzen wissen. Ueber den eigentlichen romanhaften Theil läßt sich noch nicht völlig urtheilen, da das Buch noch nicht vollständig vorliegt; sehr bedeutend scheint derselbe nicht zu sein. Doch entschädigt der Reichthum psychologischer Bemerkungen, die zum Theil so schlagend sind und so neu, daß wir uns dadurch an die Rousseau'schen „Bekenntnisse" erinnert fühlen. Jedenfalls verdient das Erstlingswerk des

talentvollen Verfassers die vollste Aufmerksamkeit des Publicums; vielleicht sehr mangelhaft als Roman, bleibt es bei alledem wegen der Wahrheit und Tiefe seiner psychologischen Schilderungen ein sehr interessantes und, was noch mehr ist, ein sehr liebenswürdiges, sehr gutes Buch.

Ebenfalls nur als psychologische Studie betrachten wir „Poesie und Verbrechen. Eine Glosse in Prosa. Von Karl Chop" (Leipzig, F. A. Brockhaus). Der Verfasser hat sich auf das Nachtgebiet des Seelenlebens begeben; er sucht uns zu schildern, wie in einem ursprünglich reinen, edeln Herzen, theils durch die Schuld der Verhältnisse, theils durch eigene krankhafte Schwäche, der Gedanke eines blutigen Verbrechens entstehen und zur Ausführung reifen kann. Das Thema wäre interessant genug; doch war der Verfasser, der sich mehr zum kritischen Grübler als zum Poeten zu eignen scheint, demselben nicht gewachsen. Trotz seines geringen Umfangs enthält das Buch doch viel Ueberflüssiges, während über andere wichtige und entscheidende Momente, welche die ganze Kraft des Poeten bedurft hätten, um uns glaublich und verständlich zu werden, mit unbegreiflicher Leichtigkeit hinweggegangen wird. Namentlich müssen wir die ganze zweite Hälfte des Buchs von der Mordthat bis zur Hinrichtung des Helden als eine nutzlose Quälerei bezeichnen, der es überdies nicht blos an äußerer, sondern auch an innerer Wahrscheinlichkeit gebricht. Die Sprache ist ziemlich durchgearbeitet und zeigt eine Routine, von der die Composition des Buchs wenig oder nichts verspüren läßt.

Auch „Afra Veit oder eine Zeit der Kämpfe. Roman von der Verfasserin der «Sommerreise»" (2 Bde., Berlin, Schindler) muß sich mit diesem Zugeständniß der äußern Routine begnügen. Das Buch scheint unter dem Eindruck des „Albrecht Holm" von Uechtritz entstanden; gleich diesem sucht es ein Gemälde zu entwerfen von den verschiedenen Richtungen, wahren und falschen, die sich zur Zeit der Reformation in Deutschland durchkreuzten, sowie von den zahlreichen und schmerzlichen Conflicten, in welche gerade die edelsten Herzen dadurch hineingerissen wurden. Aber während der Verfasser des „Albrecht Holm" unter dem Gewicht seiner historischen und dogmatischen Studien fast erliegt, hat die Verfasserin der „Afra Veit" es sich damit leichter gemacht als billig; nicht nur die geschichtliche Kenntniß fehlt ihr, sondern vor allem auch die geistige Kraft und Tiefe der Auffassung, welche der Stoff nothwendig erfoderte. Die Verfasserin scheint ihre poetischen Studien in der Zeit der Van der Velde, der Tromlitz und Blumenhagen gemacht zu haben; sie erzählt nicht übel, wenn auch etwas weitläufig und auch mit dem hergebrachten Apparat dieser Blumenhagen'schen Romantik weiß sie ziemlich geschickt zu operiren; ihr Herzog Moritz z. B., mit dem sie sich besonders viel zu schaffen macht, sieht einem leidlich conservirten Tromlitz oder Van der Velde so ähnlich wie ein Ei dem andern. Höhere Anfoderungen können natürlich auf diesem Wege nicht befriedigt werden: aber auch um ein Buch für die Leihbibliotheken zu liefern, scheint es der Verfasserin an Kraft der Erfindung und Lebhaftigkeit der Phantasie zu fehlen; das Buch ist in seiner Art sehr correct — aber gerade diese Correctheit der Mittelmäßigkeit ist bekanntlich das Hoffnungsloseste, was es gibt.

Desto erfreulicher ist der Anblick, wo ein wirkliches Talent und ein ernstes, künstlerisches Streben allmälig ebenfalls hinter das Geheimniß dieser

Routine kommen. Dies ist der Fall in „Die schwarze Mare. Bilder aus Litthauen. Vom Verfasser der «Neuen deutschen Zeitbilder»" (3 Bde., Leipzig, H. Schultze). Der Verfasser, dessen Namen ein offenes Geheimniß, gehört bekanntlich zu unsern ausgezeichnetsten Juristen; auch als politischer Parteimann hat er sich einen bekannten und geachteten Namen gemacht. Erst die Wogen der Reaction warfen ihn in die schöne Literatur, die seinen bisherigen Bestrebungen ziemlich aus dem Wege lag. Doch zeigten schon seine ersten Versuche ein nicht gewöhnliches Talent, dem es nur theils noch an schriftstellerischer Gewandtheit fehlte, theils auch gab der Verfasser sich selbst zu sehr in den Dienst einer bestimmten praktischen Tendenz; es waren Parteischriften, politische Manifeste, die nur zufällig die Form des Romans angenommen hatten. Beide Fehler hat „Die schwarze Mare" glücklich überwunden. Es ist ein Sittengemälde, einfach und anspruchslos, aber mit genauer Kenntniß des Gegenstandes entworfen und mit einem glücklichen Darstellungstalente durchgeführt; die Fabel ist spannend, wenn auch nicht besonders neu, die Charakteristik nicht besonders tief, aber lebendig und natürlich. Viel liebenswürdige Persönlichkeiten freilich finden wir nicht darunter und auch die Situationen, welche uns vorgeführt werden, sind meistentheils von sehr düsterer, fast peinlicher Beschaffenheit. Allein dies ist ja die allgemeine Färbung des modernen Romans; die Nebel, die auf der Gegenwart lasten, sind zu dick, zu trüb, selbst die Sonne der Poesie vermag sie nicht völlig zu durchdringen. Der Stil des Verfassers ist gewandt und fließend, besonders im Vergleich mit seinen Erstlingsproducten; nur an einzelnen Stellen hat er sich durch die Leichtigkeit der Darstellung zu einer übermäßigen Breite verleiten lassen, besonders im Anfang der Geschichte, sowie in den häufigen Dialogen, mit denen er überhaupt hätte etwas sparsamer umgehen können; sie sehen mitunter wie Lückenbüßer aus, den augenblicklichen Stillstand der Geschichte zu verdecken, während der Dialog doch vielmehr selbst nur ein Mittel sein darf, den Fortgang der Geschichte zu befördern und die Charaktere deutlicher zu entwickeln. Doch ist es auch mit diesen kleinen Mängeln immerhin ein recht empfehlenswerthes Buch; es unterhält nicht blos, sondern veranlaßt den sinnigen Leser auch zu manchen ernstern Gedanken, ohne ihm dieselben, wie in den frühern Romanen des Verfassers, gewaltsam aufzubringen. mmr.

Correspondenz.

Aus Berlin.

Mitte Mai 1854.

NO. Der Abschluß der Convention mit Oestreich, weit entfernt unsere russische Partei zu entmuthigen, hat sie zu verdoppelter Thätigkeit angespornt. In den letzten vierzehn Tagen hat sie einen Schlag nach dem andern geführt, ihre patriotisch gesinnten Gegner zu verdrängen und den Punkt der Entscheidung ausschließlich in ihre Hände zu bekommen. Zuerst ist Bunsen ihrem alten Hasse — religiösem, oder besser kirchlichem und politischem Hasse — endlich erlegen. Nachdem er sich geweigert hatte, den längern Urlaub nach-

zusuchen, den man ihm aufdringen wollte, ist er um seine Entlassung eingekommen; sie ist ihm ertheilt worden. Und doch ließe dieser Wechsel, wenn auch allerdings auf einem wichtigen Posten, sich allenfalls noch verschmerzen. Bunsen ist ein wohlmeinender Mann, ohne Frage, mit gewissen deutschliberalen Neigungen, von denen wir freilich dahingestellt sein lassen, wie tief sie gehen. Aber ein Princip bedeutet er nicht und hat er nie bedeutet; sein Name steht ganz munter unter dem londoner Vertrage, der Schleswig-Holstein an Rußland überlieferte; 1848 oder 1849 vertrat er ein Stück Deutsches Reich, um zwei Jahre darauf die preußische Politik von 1850 nicht minder zu vertreten; es ist keines so großen Aufhebens werth, sondern nur eine gerechte Nemesis, wenn so ein lecker Krug endlich bricht.

Aber Bunsen's Entlassung steht nicht allein: auch der Kriegsminister Bonin ist entlassen, Bismark-Schönhausen ist herberufen, der Prinz von Preußen ist abgereist; man spricht schon von einem Ministerium, in welchem Feldmarschall Graf Dohna den Vorsitz und Bismark-Schönhausen die auswärtigen Angelegenheiten übernehmen würde — und wie weit es von da noch wäre bis zur russischen Allianz, das kann sich, dächte ich, ein Blinder an den Fingern abzählen.

Bonin's Entlassung ist die Strafe für die heftige antirussische Sprache, die er in der Commission der Zweiten Kammer geführt hat. Die Kreuzzeitung hat seitdem nicht nachgelassen, ihn in aller Weise anzugreifen; sie ist es auch gewesen, die zuerst und noch vor dem „Staats-Anzeiger", die Entlassung ihres Gegners in kurzer, triumphirender Notiz verkündete. Der Eindruck dieser Maßregel wird noch verstärkt durch die besondern Umstände, von denen sie begleitet war. Die Entlassung ist sehr plötzlich erfolgt; im Kriegsministerium selbst ist sie völlig überraschend gekommen. Auch fehlt in der amtlichen Anzeige die sonst übliche Wendung, der Minister sei „auf sein Ansuchen" entlassen. Die Wirkung des Ereignisses auf die hiesige Stimmung ist höchst niederschlagend; die Freunde des Entlassenen haben sich beeilt, ihm ihre Theilnahme auszudrücken; so Rudolf Auerswald, Graf Schwerin, vor allem der Prinz von Preußen.

Die Stellung dieses Prinzen ist dadurch ebenfalls alterirt worden. Seine unverhehlte Antipathie gegen die russische Politik, die sich in allen Stadien der orientalischen Frage gleichgeblieben, hat sich auch diesmal nicht verleugnet; man erzählt sich viel von einer sehr ernsten Unterredung, die er in den letzten Tagen mit einer allerhöchsten Person gehabt haben soll. Doch ist auch dieser Versuch einer Einwirkung in deutschem und altpreußischem Sinne vergeblich gewesen; der Prinz ist abgereist, in bitterster Stimmung, wie man sagt, mit denselben Befürchtungen, die jetzt alle Patrioten empfinden.

Was sonst noch von Gerüchten umläuft über den Zweck der Herberufung des Hrn. von Bismark-Schönhausen, über seine etwaige Betheiligung an einem neuzubildenden Ministerium, über die Beförderung Dohna's zum Ministerpräsidenten ꝛc. übergehe ich, weil es noch völlig ohne sichern Anhalt ist. Genug, daß solche Gerüchte existiren und Glauben finden. Sie charakterisiren die Situation als eine sehr trübe und sorgenreiche; mit bangster Erwartung gehen wir der nahen Entscheidung entgegen, die unaufhaltsam gegen uns heranrückt. Und was wir vom Auslande hören, ist ebenfalls nicht geeignet, unsere Besorgnisse zu vermindern. Die Errichtung der beiden

französischen Lager im Norden und Süden Frankreichs beweist, daß man sich dort auf alle Fälle rüstet; namentlich wird das Lager im Norden sichtlich nur durch den Argwohn, den man gegen die norddeutsche Großmacht hegt, hervorgerufen. So hat Deutschland denn also wieder einmal alle Aussicht, das Schlachtfeld für einen europäischen Krieg zu werden — und das gerade in einem Moment, wo es so leicht gewesen wäre, diese Gefahr von uns ab- und dem östlichen Nachbar zuzuwenden, der Dies und Schlimmeres reichlich um uns verdient hat.

Natürlich schwindet neben dieser großen Angelegenheit alles Uebrige zu völliger Unbedeutenheit zusammen; ich begnüge mich daher, nur noch einige Notizen von nicht politischem Inhalte beizufügen. Das Schicksal des spurlos verschwundenen Professors Beneke beschäftigt die öffentliche Theilnahme noch immer. Neulich wurde sie wieder lebhaft angeregt durch die Notiz, daß Kleidungsstücke des Verschwundenen bei Arbeitern in Charlottenburg gefunden worden. Die Notiz ist richtig; die Kleidungsstücke sind als diejenigen erkannt, in denen Professor Beneke zum letzten male gesehen ward. Die Arbeiter sind infolge dessen eingezogen; sie behaupten, die Kleider auf einer Bank im Thiergarten in der Nähe des Kanals gefunden zu haben — eine Aussage, die nicht ohne innere Wahrscheinlichkeit ist, da an einen Raubmord, der mit unerhörter Frechheit ausgeführt sein müßte, Niemand recht glauben mag. — Das seit längerer Zeit für Gneisenau projectirte Denkmal wird bald zur Aufstellung fertig sein. In der ersten Woche des Mai ist die Statue, von Rauch modellirt, $9\frac{1}{2}$ Fuß hoch, im Gießhause gegossen worden; sie kommt auf den Opernplatz neben der Statue Blücher's zu stehen. — Von „Stein's Leben" von Pertz ist der fünfte (vorletzte) Band erschienen; derselbe umfaßt die Zeit von 1816—23. An vielen neuen Materialien hat es auch für diesen Band nicht gefehlt; auch ist er reich an interessanten Aufschlüssen, wenn auch nicht in dem Maße wie die frühern Bände. Die Bearbeitung des Herausgebers entfaltet je länger je mehr einen Mangel an Knappheit und eine Ueberfülle an Breite, die selbst den besten Stoff ruiniren kann. Die Anfänge der „Monumenta Germaniae" füllen ungefähr die Hälfte dieses ganz stattlichen Bandes mit einer Menge höchst gleichgültiger Details; das heißt denn doch das erste Erfoderniß eines Historikers ganz beiseitesetzen, nämlich daß er unterscheiden kann, was wissenswürdig und was nicht.

Unter den Vorlesungen, welche dieses Semester an der Universität gehalten werden, ist nichts Besonderes hervorzuheben. Schelling und die Grimm lesen nicht; Ranke hat, was einigermaßen auffällt, englische Geschichte angekündigt und dabei besonders, was für ihn noch mehr auffällt, die Revolutionsgeschichte des 17. Jahrhunderts betont. Epinöse Partien, wo man sich leicht ritzen kann.

In diesen Tagen ist im „Staats-Anzeiger" ein ausführlicher Bericht über die Verhältnisse der hiesigen königlichen Bibliothek während der Jahre 1851, 1852 und 1853 erschienen; ich ziehe die interessantesten Daten aus. Die Bibliothek hat für rein literarische Zwecke (Bücher, Zeitschriften, Karten, Musikalien, Einbände) jährlich 10,000 Thaler. In den letzten drei Jahren sind jedoch als Beitrag zu den Kosten des Ankaufs der Meusebach'schen Bibliothek je 1000 Thaler zurückbehalten worden; auch in diesem und dem fol-

genden Jahre steht noch ein ähnlicher Abzug zu erwarten. Dagegen ist für Ueberschreitungen früherer Jahre eine außerordentliche Beihülfe von fast 4500 Thalern bewilligt und außerdem durch den Ankauf einer vom Consul Wetzstein in Damaskus angelegten arabischen Handschriftensammlung im Betrage von 2000 Thalern eine weitere Hülfe zutheil geworden. An Handschriften sind neu erworben 496, die meisten gekauft. Von merkwürdigen Erwerbungen aus älterer Zeit sind zu bemerken: die schon erwähnte Wetzstein'sche Sammlung, welche vom 12. bis ins 19. Jahrhundert reicht; mit Ausnahme einer arabischen Uebersetzung der Evangelien sind sämmtliche Handschriften auf orientalischem Baumwollenpapier geschrieben. Daran schließen sich vier von Professor Petermann erworbene kufische Handschriften auf Pergament; ferner ein (persischer) Divan des Emir Chosru von Delhi, durch außerordentliche Pracht der Randverzierungen ausgezeichnet; ein äthiopisches Rituale auf Pergament, eine hebräische Bibel von 1300, ein malabarisches Wörterbuch auf Palmblättern, ein Wörterbuch der zapotekischen Sprache in Mexico. Aus Erhardt's Nachlaß sind in den Besitz der Bibliothek unter andern übergegangen: ein Lucan und Horaz aus dem 12. Jahrhundert, ein Ovid aus dem 13., Juvenal, Einiges von Cicero, einige Bücher des Livius, Pomponius Mela; von nachchristlichen Quellenschriftstellern: Jordanes und Beda aus dem 9. Jahrhundert, Liudprand, Sigebert von Gemblours (De martyr.), und Anderes aus dem 12. Jahrhundert, sowie mehre wichtige nord- und süddeutsche Rechtsbücher. Aus Lachmann's Nachlaß sind erworben: seine Vergleichungen des Lucrez, Abschriften der St.-Galler deutschen Sprachdenkmäler, Sammlungen zum Heinrich von Veldeck, Parzival, Wilhelm von Oranse, Titurel, nebst Vergleichung der heidelberger Liederhandschrift. Als literarisch interessante Erwerbungen werden schließlich noch angeführt: die Originalhandschriften von Wilhelm von Humboldt's Briefen an Friedrich August Wolf, von Schiller's „Glocke“, den Balladen, einer Anzahl der besten lyrischen Gedichte und von einigen Bruchstücken der Dramen, sowie die erste Bearbeitung der „Iphigenia“ von Goethe aus Knebel's Nachlaß. Die Gesammtzahl der während dieser drei Jahre neuerworbenen gedruckten Werke beträgt 13,870 Nummern. Davon sind gekauft 8441 Nummern für circa 16,500 Thaler; die Anzahl der Pflichtexemplare betrug 3589; geschenkt sind 1840 Nummern. Die Zahl der wissenschaftlichen Zeitschriften ist von 1851 — 53 von 238 auf 275 gestiegen; dazu im letzten Jahre 174 Pflichtexemplare. Davon gehörten in das Fach der Literatur 63, der Mathematik und Kriegswissenschaft 21, der Naturwissenschaft 65, der Geschichte 88, der Theologie 65, der Rechtswissenschaft 38, der Technologie 28, der Pädagogik 40, der Medicin 46. An Musikalien hat die Bibliothek einen interessanten und bedeutenden Erwerb gemacht in der Sammlung des im Jahre 1821 verstorbenen Ministers Grafen von Voß; sie umfaßt namentlich eine große Anzahl italienischer, sowol kirchlicher als weltlicher Compositionen, vom 16. Jahrhundert bis in das letzte Drittheil des 18. Jahrhunderts. Weber's „Freischütz“ besitzt die Bibliothek in der Originalhandschrift. Die neue wissenschaftliche Katalogisirung der Bibliothek ist so weit vorgeschritten, daß sich die Aufnahme der Büchertitel bereits über mehr als die Hälfte der ganzen Bibliothek erstreckt. Von der Reichhaltigkeit derselben kann man sich einen Begriff

machen aus der Notiz, daß allein der Katalog der französischen Geschichte aus acht systematisch geordneten Bänden und einem Registerbande besteht. Von dem Handschriftenverzeichniß ist ein Band, die Sanskrithandschriften enthaltend, erschienen; der zweite ist im Druck und wird die arabischen, persischen, türkischen Handschriften umfassen. Verliehen wurden im Jahre 1851 25,000, im Jahre 1852 27,000, im Jahre 1853 33,500 Werke, im Ganzen also binnen drei Jahren 93,500.

Aus Paris.

Anfang Mai 1854.

K. S. Die orientalische Krisis ist aus dem Zustande einer acuten Krankheit in den eines chronischen Leidens übergegangen. Die entscheidenden Resultate werden sich vielleicht erst nach langen Jahren zeigen; die europäische Menschheit wird sich daran gewöhnen, die Abzugskanäle ihres Wohlstandes nach dem Bosporus leiten zu sehen, stets überraschende Ereignisse und ungeheure Schicksale zu erwarten, von dem Glück oder Geschick einzelner hervorragender Persönlichkeiten abhängig zu sein, wenig zu empfinden, nichts zu denken und Alles über sich ergehen zu lassen. Meine Schilderung soll keine Definition sein; man könnte mir sonst vorwerfen, daß Dasjenige, was ich vom Kriege sage, größtentheils auch auf den Despotismus paßt. Und in der That befindet Frankreich sich seit dem Staatsstreiche in einem Zustande der Stagnation, der Passivität und Apathie, welcher der Regierung das Kriegführen eigentlich sehr erleichtern sollte. Man fragt wenig, erfährt fast gar nichts — trotz der kaiserlichen Verheißung, Alles ohne Ausnahme im „Moniteur" mitzutheilen — und amusirt sich inzwischen allabendlich in den Theatern. Sogar die Börse stockt; sie ist ihrer Conjecturalpolitik müde geworden und macht nur wenig Geschäfte. Wie anders in England! Nicht blos das Benehmen der Regierung wird da auf hundert Meetings der Kritik unterworfen, auch das Benehmen der Admiräle, die Saumseligkeit der Minister und Feldherren wird bekrittelt, beargwöhnt und mit zum Theil abenteuerlichen Verdächtigungen interpretirt. So geht es vor und während jedem Kriege; das Publicum in Kriegszeiten gleicht dem Publicum in Revolutionszeiten auf ein Haar; es ist ungeduldig, es will Resultate sehen, und weil es von den Schwierigkeiten so wenig versteht als von den Plänen, so wittert es überall Verrath. Die französische Regierung freilich gibt sich alle erdenkliche Mühe, den Heißhunger des neugierigen Publicums mit unverdaulichen Zeitungsenten abzuspeisen. So hat der „Moniteur" zwei mal versucht, die Räumung der Kleinen Walachei als die Folge eines Sieges in der Dobrudscha darzustellen; wenn man schon für die Türken Napoleon'sche Bulletins verfaßt, was wird erst für die Franzosen geschehen! Auch die baltische Escadre war im „Moniteur" um acht Tage früher abgesegelt als auf der Rhede von Brest.

Inzwischen macht das Alles im Grunde nicht viel; man wird den Krieg noch führen lernen, man wird sich allmälig erhitzen und ihn alsdann mit der Energie führen, die wir jetzt noch vermissen. Man wird noch zehn mal an Oestreichs Allianz zweifeln, wird Noten wechseln, Foderungen stellen — immerhin, zuletzt fließt das Wasser doch stets zum Flusse zurück! Momentan

Digitized by Google

freilich hat sich Alles umgekehrt: die „Heilige Allianz", unter den Fittigen eines Napoleoniden, kehrt ihre Krallen gegen den abtrünnigen Bruder, den gefallenen Engel von St.-Petersburg; Nikolaus I. macht die Revolutionen und Frankreich unterdrückt sie. Aber später?! Gebt den Westmächten ein festes Princip, ein Programm und der Sieg kann ihnen nicht entgehen. Ueber das Alles, über Ziel und Zweck des Kriegs ist man hier in allen Kreisen der Gesellschaft noch im Dunkeln; selbst in den höchsten Zirkeln betrachtet man die englische Allianz, die doch nur ein Mittel ist, als einen Theil des Zwecks. Man hat sich dermaßen an die symbolische Demonstrativpolitik der Conspiration gewöhnt, daß man auch in den auswärtigen Angelegenheiten mit diesen Mittelchen zu réussiren glaubt; in einem Austausch hoher Visiten zwischen St.-James und den Tuilerien würde man einen größern Triumph erblicken als in der Zerstörung Sewastopols. Die Engländer kommen der Wahrheit schon näher, wenn sie wenigstens die rechte Kriegführung unter Aberdeen für unmöglich halten. Neuer Wein gehört nicht in alte Schläuche; neue Principien können nicht von den alten Personen durchgeführt werden. Bewußte Russenfreunde sind Aberdeen oder Graham ganz gewiß nicht: aber sie können ihre diplomatischen Traditionen, das Russenthum in der eigenen Brust, nicht über Nacht ausziehen. Und doch gibt es keine größere Furcht, weder in London noch hier als vor den neuen Menschen, vor Denen, die vorhergesehen, vorhergesagt und endlich Recht behalten haben. Uebrigens hat bisjetzt weder von alten noch von neuen Menschen, weder von Staatsmännern noch von Gelehrten, irgendwo irgend Jemand sich mit der orientalischen Seite der orientalischen Krisis beschäftigt. Wir betrachten Alle den türkischen Krieg, als seien die Türken ein bloßes Schibboleth für unsere continentalen Conflicte, während doch schon die Thatsache, daß Rußland ebenso sehr asiatische als europäische Macht ist, uns vielseitiger machen sollte. Gesetzt auch, die „Herrschaft" (?) der Türken in Europa hätte ein Ende, würde nicht in Kleinasien, Arabien, Aegypten, unter den naturkräftigen Drusen und andern Stämmen eine neue Entwickelung dadurch beschleunigt werden? Können wir glauben, daß mit der Oberlehnsherrlichkeit der Moscheen in Bulgarien auch der Islam aufhört? Und wird sich der Katholicismus nicht in Kleinasien neue Reiche erobern? sein Gebiet in Armenien und Syrien ausdehnen? Fallmerayer, hilf! Urquhart und Taylor, gebt Antwort!!

In der innern Politik Frankreichs begibt sich noch viel weniger, was des Berichtens werth ist, als in der äußern. Höchstens aus den Gerichtssälen läßt sich Einiges erzählen. So ist der berühmte Proceß gegen Véron und Mirès wegen Ueberlistung der Actionäre bei dem Verkauf des „Constitutionnel" aus formellen Gründen vorläufig niedergeschlagen. Eine Reihe von Processen ist dadurch entstanden, daß die militärischen Stellvertretungs-Compagnien (eine Art von Assecuranzgesellschaften gegen das unglückliche Rekrutirungsloos) durch die unerwarteten, großen Aushebungen von ihren Verträgen enthoben zu sein glauben. In erster Instanz variiren die Urtheile für und gegen die Gültigkeit ihrer Verpflichtungen und noch haben die höhern Gerichte sich nicht darüber ausgesprochen. In Montalembert's Proceß ist, seit der Autorisation der Kammer zur Verfolgung, kein weiterer Schritt geschehen. Nachdem der erste Eindruck seiner feurigen Rede verwunden, mißt kein Mensch mehr dieser

Thatsache eine tiefere Bedeutung bei. Es wäre falsch, aus Montalembert's Angriffen zu folgern, daß der Klerus mit der kaiserlichen Regierung zerfallen sei. Die freiburger Geschichte und dieses kleine Pendant zu ihr beweisen vielmehr, daß man die unersättliche Herrschsucht der Pfaffheit mit Concessionen nicht abfindet und daß sie gerade diejenigen Regierungen am meisten schraubt, die ihr am ergebensten sind, um sich auch für die Zukunft zu decken. Außerdem verfolgten die Jesuiten stets die Politik, sich nach den verschiedenen politischen Parteien hin ihren Rückzug zu decken. In der Lotterie des französischen Parteispiels setzen sie jetzt mit Montalembert einen kleinen Einsatz auf die Nummer des Radicalismus.

Während Montalembert in Politik macht, treiben die ci-devant Mitglieder der Provisorischen Regierung Literatur. Lamartine, dessen Vorrede zu seiner „Türkischen Geschichte" kürzlich im „Siècle" unterdrückt wurde, veranstaltet unter dem Titel „Lectures pour tous" einen populären Auszug aus seinen sämmtlichen Schriften. Louis Blanc hat den fünften Band seiner „Geschichte der ersten französischen Revolution" veröffentlicht. Dieser talentvolle Mann ist aus lauter scheinbaren Contrasten zusammengesetzt. Die Eleganz seiner äußern Erscheinung schon straft sein Sektirerthum Lügen, und zwischen diesem und seiner Befähigung als Geschichtschreiber liegt wieder eine ungeheure Kluft. Der gewandte Stil, die objective und höchst tolerante Auffassung der Charaktere, die breite Umsicht, die gefällige Mittheilung von Anekdoten und Hofintriguen lassen keineswegs einen Schüler Babeuf's und Cabet's in ihm vermuthen. Auch hoffen wir mit Grund, daß die Erfahrung reiferer Jahre und der trübe Ernst des Exils den phantastischen Systematiker in ihm immer mehr hinter den denkenden Historiker zurückdrängen wird. Die Franzosen werden noch immer nicht müde, die Geschichte ihrer Revolution und ihrer letzten Könige zu durchforschen; die letzte literarische Lese brachte besonders Sittengeschichtliches von de Bast, von Etienne Malpertuy, nebst einem recht verdienstlichen Werk von den Brüdern de Goncourt, über das ich mir die nähere Würdigung für bessere Muße vorbehalte. Von Memoirenartigem sei Mogador's in gewissen Kreisen Aufsehen erregendes Skandalbuch erwähnt, aber auch nur erwähnt. Mogador, die berüchtigte Königin der Cancanbälle, hat vor etlichen Jahren einen ruinirten Lion desselben Kalibers, der einen Consularposten in Australien erhielt, geheirathet und schreibt nun aus der Einöde der Neuen Welt ihre Beiträge zur Sittengeschichte der Alten. Von da, wo das Gold gefunden wird, erzählt sie, wozu das Gold verführt; sie liefert ein Buch, wie nur die französische Literatur deren hat, eine Nummer für die sogenannten „erotischen" Bibliotheken, welche sonst bei alten Wüstlingen Mode waren und mit einer gewissen geheimnißvollen Salbung den Eingeweihten gezeigt zu werden pflegten. Memoiren gesünderer Art und ehrenvollern Inhalts sind die des Löwentödters Louis Gérard, eines Unterlieutenants in Algier, der gegenwärtig in Paris, und selbst bei Hofe, mit bewundernder Neugier angestaunt wird. Sein Buch enthält mehr Skizzen aus der Thierwelt als aus dem Menschenleben, ist aber für den Laien, wie für den Naturforscher höchst interessant. Am meisten Interesse freilich muß es den Jagdliebhabern einflößen, obgleich wir damit nicht gesagt haben wollen, daß es nur Jagdgeschichten enthält.

Von François Arago's „Sämmtliche Werke" ist endlich der erste Band erschienen; er übertrifft an Bedeutung noch unsere gespannteste Erwartung. Ihnen weitläufig darüber zu berichten, könnte für überflüssig gelten, weil das Werk zu gleicher Zeit auch deutsch (bei Otto Wigand in Leipzig) erscheint. Merkwürdig ist, daß man in England keinen Verleger dafür finden konnte, obgleich, oder vielmehr weil ein englischer, von einem Schüler Arago's oberflächlich arrangirter Auszug seiner „Populären Astronomie" in ganz England verbreitet ist. Auf die neuen Romane brauche ich nicht aufmerksam zu machen, dafür lasse ich die Uebersetzungsfabriken sorgen. Aber die ernsten Bücher kommen langsamer über den Rhein. Da hat ein Bureauchef im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, Namens Audigeanne, ein empfehlenswerthes Buch (in zwei Bänden) über die Lage und Thätigkeit der industriellen Classen in den verschiedenen Provinzen Frankreichs geschrieben; einzelne Capitel daraus waren schon in der „Revue des deux mondes" mitgetheilt. Das Buch ist ein werthvoller Beitrag zur Kritik der Centralisation und Vielregiererei im Gewerbswesen, indem es uns zugleich zeigt, wie wenig in Frankreich stets für die materiellen Interessen geschah, und wie selbst die bürgerfreundliche Regierung der Orléans sich mit dem leeren Schein der Thätigkeit begnügte. Von einem andern Schriftsteller, den ich schon früher einmal besprach, habe ich ein trauriges Schicksal zu berichten, von Victor Hennequin nämlich, der, als Mitglied der Assemblée législative und eifriger Fourierist bekannt, in der erzwungenen Muße der letzten Jahre den tables tournantes anheimfiel als Opfer einer nun bald vergessenen Modenarrheit. Die drehenden, oder vielmehr gedrehten Tische haben ihm den Kopf verdreht; als seine Frau, die an derselben Verirrung zu Grunde gegangen, aus dem Irrenhause geheilt zurückkam, mußte man ihn hineinbringen. Er schrieb unter dem Dictat seines Tisches unendliche Bände und ließ diese hölzernen Inspirationen mit großen Opfern auf eigene Kosten drucken. So war sein erstes Buch „Ueber die Zukunft der Menschheit" entstanden, das nur trockenen Fourierismus enthielt, den er unstreitig auch vor der Erfindung der begeisterten Tische hätte niederschreiben können. Dann kam ein Werk über Religion, dessen ersten Band er in 60,000 Exemplaren abziehen ließ. Aber das Publicum war nicht mehr neugierig! Nun bestellte er den zweiten in 10,000 Exemplaren; darin behandelte er die Geschlechtsliebe der Pflanzen untereinander, mit Analogien auf die Menschen- und Thierwelt, in einer Weise, daß die Setzer daran Anstoß nahmen. Hoffen wir eine baldige Genesung dieses grundbraven Menschen, und möge sein Schicksal manchem Mystiker zur Warnung dienen!

Auch ohne solche Modenarrheiten fehlt es dem Witze hier niemals an Stoff, desto mehr freilich an der nöthigen Freiheit. Möglich, daß es Kunstformen gibt, auf welche die Beschränkung fördernd einwirkt; aber der Witz gehört gewiß nicht dazu, er producirt nur in der absoluten Freiheit. Der „Charivari" zieht jetzt täglich gegen den Kaiser von Rußland zu Felde und höchstens noch nebenbei gegen die Moden von Longchamps. Das Vaudeville war nie ärmer, selbst das Palais-Royal hat schon lange keine gesunde, lachenerregende Posse mehr aufgetrieben; „Le Français né malin" schweigt heuer als ein Diplomat. Die Osterwoche mit ihrem „Stabat mater" von Rossini, dessen Ausführung gerade so schlecht war wie die Composition selbst, ist vorüber; die Mehrzahl der Schauspieler ist auf Urlaub in London, Brüssel oder der

Provinz; mit den hiergebliebenen versuchen die Directionen, zur Ausbeutung des wieder eingetretenen schlechten Wetters, ihr neues Repertoire. Das Théâtre de la Gaîté (der Name ist ein Euphemismus, da hier nur Schauerstücke gespielt werden), hat seinen genial-gewaltigen Frédéric Lemaître wieder, der selbst aus einem Paul Foucher'schen Stücke etwas zu machen weiß. „Une bonne aventure" heißt dieses Stück, das von Foucher und Dennery (dem Mitverfasser des bekannten „Ein Weib aus dem Volke") zusammengearbeitet ist, um nach „Les Cosaques" den Andrang zu diesem Volkstheater aufrechtzuerhalten. Die Porte St.-Martin versuchte eine Uebersetzung des Gogol'schen „Inspector auf der Rundreise", unter dem Titel: „Die Russen, von ihnen selbst gemalt." Allein das Publicum merkte die Absicht und war verstimmt; schweigend und in seltener Einstimmigkeit verließ es das Haus. Noch nie ist eine erste Aufführung auf diese Weise gerichtet worden! Und doch sieht man hier viel schlechtere Stücke ruhig und mit Vergnügen an. Seitdem versucht das Théâtre Porte St.-Martin sein Heil mit chinesischen Jongleurs, die in der That Unglaubliches leisten; auch im Cirque und Hippodrome präsentiren sich Chinesen. Das Gymnase gibt ein neues Stück von Jules Sandeau und Emile Augier in dem einfachen psychologischen Genre dieser Autoren, das ich Ihnen schon einmal beschrieben habe. Das neue Stück sollte „Une mésalliance" heißen; da aber die Theatercensur, die überhaupt jetzt mit außerordentlicher Strenge waltet, diesen Titel strich, so kam es unter dem Titel „Le gendre de Mr. Poirier" zur Welt. Der Inhalt läßt sich aus diesen Titeln construiren; das hochmüthige Drohnenthum des Adels und die Lächerlichkeit des adelssüchtigen Philisters werden darin vortrefflich gegeißelt. Die Handlung ist arm, aber logisch durchgeführt, der Dialog geistreich. Zum Uebersetzen, respective „Bearbeiten für die deutsche Bühne" paßt es aber doch nicht, weil es sich auf speciell-französische Zustände bezieht, wie ja überhaupt von derartigen Stücken die besten stets nur local sind. Uebrigens konnte man das ganze französische Vaudeville neulich auf einem Flecke versammelt sehen, wo man es gewiß am wenigsten erwartet hätte: in einer Kirche. Es war die Hochzeitfeier von Scribe's Adoptivsohn mit Bayard's nachgelassener Tochter; die Mitgift soll in unvollendeten Lustspielen bestanden haben. Die beiden Häuser waren schon früher miteinander verschwägert; was vermag ein junger Prätendent gegen so verzweigte Dynastien!

Notizen.

Professor Weber in Weimar hat einen Vortrag „Ueber den Freundschaftsbund Schiller's und Goethe's" (Weimar, Böhlau) drucken lassen, auf welchen wir alle Verehrer unserer beiden großen Dichter aufmerksam machen. Der Gegenstand ist darin weniger in historischer als in ethischer Rücksicht behandelt; das Ganze, durch eine edle Beredtsamkeit getragen, empfiehlt sich ebenso sehr durch Gründlichkeit und Tiefe der Auffassung wie durch Wärme und Schwung der Gesinnung. Besondere Beachtung, namentlich für die jetzigen Zeiten, verdient, was der Verfasser über den Werth sagt, welchen

Google

Schiller sowol wie Goethe der Ehrfurcht beilegten, dieser deutschesten Tugend, in der sie zugleich den Grund und die Quelle alles Sittlichen erblickten. „Nicht das macht frei", lesen wir bei Goethe, „daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben daß wir etwas verehren, das über uns ist. Denn indem wir es anerkennen, legen wir an den Tag, daß wir selber das Höhere in uns tragen und werth sind, seinesgleichen zu sein." Ebenso that Schiller noch kurz vor seinem Tode den wahrhaft erhabenen Ausspruch: „Ich sehe nun ein, daß das Vortreffliche eine Macht ist, der es gegenüber keine Freiheit gibt als die Liebe." Aber freilich, um Ehrfurcht zu hegen, müssen auch erst Gegenstände da sein, die Ehrfurcht gebieten — und wo finden wir die unter den Scheingrößen unserer Tage?!

Von Hrn. von Sternberg's „Die Nachtlampe" (Berlin, Decker) ist ein zweites Bändchen erschienen, das aber noch weit unbedeutender ist als das erste, das wir vor einiger Zeit ausführlicher anzeigten. Als ein wahres Prachtstück von Unwissenheit und Leichtfertigkeit müssen wir namentlich eine Skizze über Christian Günther, den bekannten unglücklichen Poeten aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, bezeichnen; es ist schwer zu sagen, was daran widerwärtiger ist, die völlige Unkenntniß des geschichtlichen Stoffs, welche sich darin kundgibt, oder dieser Ton der Anmaßung und Frivolität, mit dem der Verfasser dieselbe zu bemänteln strebt. Bekanntlich war vor einiger Zeit in Berlin das Gerücht von dem plötzlichen Tode des Hrn. von Sternberg verbreitet. Das Gerücht ist widerlegt, Hr. von Sternberg lebt noch; über seinen geistigen Tod dagegen kann nach Machwerken wie das vorliegende kein Zweifel mehr sein.

Sulpice Boisserée, bekannt durch die Verdienste, welche er sich in Gemeinschaft mit seinem Bruder Melchior um die deutsche Kunstgeschichte, insbesondere um die richtigere Würdigung unserer ältern Malerkunst erworben, ist in seiner Vaterstadt Köln gestorben. Die Gemäldesammlung, welche die Brüder seit dem Jahre 1808 zusammengebracht, wurde 1822 vom König Ludwig von Baiern angekauft; sie bildet jetzt einen Hauptbestand der münchener Pinakothek. Die Brüder selbst folgten ihrer Sammlung nach München, bis sie 1845 vom König von Preußen in ihr Vaterland zurückberufen wurden. Melchior, der jüngere der beiden Brüder, starb bereits 1851; Sulpice, von dessen zahlreichen Werken über mittelalterliche Kunst wir nur an die prachtvolle „Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln" (1823—31), sowie an die „Denkmale der Baukunst am Niederrhein" erinnern, war 1783 geboren.

Der bekannte Reisende J. G. Kohl ist im Begriff eine neue Reise nach England anzutreten. Von Berthold Auerbach soll in kurzem eine weitere Fortsetzung der „Dorfgeschichten" zu erwarten sein. Amely Bölte hat eine zweibändige Novellensammlung „Männer und Frauen" (Dessau, Katz) erscheinen lassen.

Die alte Redensart von dem Mann, der sich gewaschen, hat bekanntlich seit einigen Jahren eine neue Bedeutung gewonnen, indem man den Ver-

such gemacht hat, Wohlstand und Bildung einer Bevölkerung nach der Menge der Seife zu berechnen, welche dieselbe verbraucht. Noch ein gut Theil sicherer dürfte es sein, wenigstens was den Wohlstand einer Bevölkerung betrifft, denselben nach dem Fleischverbrauch abzuschätzen, der bei ihr stattfindet. In dieser Beziehung bringen die berliner Blätter soeben einige interessante Notizen, denen wir Folgendes entnehmen: Nach einem dreijährigen Durchschnitt beläuft sich der Fleischverbrauch auf den Kopf in Berlin auf 106 Pfund, also beinahe ebenso hoch wie in London, wo er 107 Pfund beträgt; doch ist bei dieser letztern Angabe das Schweinefleisch nicht mitgerechnet. Berlin ist sonst wegen seiner magern Küche verrufen; dennoch ist der Fleischverbrauch hier bedeutend stärker als in den preußischen Provinzialhauptstädten, von denen Magdeburg nur 90, Stettin 89, Köln 88, Breslau 85 Pfund auf den Kopf verbraucht, ebenfalls nach dreijährigem Durchschnitt, während in Paris in derselben Zeit nur 86 Pfund auf den Kopf verzehrt werden. Desto gewaltiger dagegen ist der Verbrauch in Wien, wo nach dem mäßigsten Anschlag 162 Pfund auf den Kopf kommen. Wild und Geflügel ist bei diesen Berechnungen größtentheils nicht mit gezählt. Doch ist der Verbrauch dieser Artikel auch wol nirgends so bedeutend, daß die Rechnung dadurch wesentlich verändert würde, es müßte denn etwa durch die berühmten „Wiener Backhandl" ein neues Plus auf das Conto der Kaiserstadt kommen.

Von dem „Deutschen Wörterbuch" der Brüder Grimm (Leipzig, Hirzel) ist soeben die achte Lieferung, den Schluß des ersten Bandes bildend, erschienen; sie ist von ganz besonderem Interesse, indem sie außer dem Quellenverzeichniß eine umfangreiche Vorrede von Jakob Grimm bringt, in welcher der berühmte Verfasser sich ausführlich über Entstehung, Zweck und Einrichtung des Werks ausspricht. Auch zwei andere Werke, welche ebenfalls, ein jedes auf seinem Gebiet, classische Geltung in Anspruch nehmen, nähern sich ihrer Vollendung: Vischer's „Aesthetik" (Stuttgart, Mäcken), von der soeben das dritte Heft des dritten Bandes, die Malerkunst enthaltend, versandt ward, und die vierte Auflage von Koberstein's „Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur" (Leipzig, Vogel). Es ist dies letztere durch die ungemeine Sorgfalt, welche der Verfasser auf die neue Bearbeitung verwendet hat, ein völlig neues Werk geworden, und zwar ein Werk, das an Vollständigkeit und Gründlichkeit des Stoffs sowie an Klarheit der Anordnung seines Gleichen nicht hat in der ganzen deutschen Literaturgeschichte; selbst neben Gervinus' berühmtem Werke wird es als eine unentbehrliche Ergänzung stets den ihm gebührenden Ehrenplatz behaupten. Die soeben erschienene dritte Lieferung der zweiten Abtheilung, andere Hälfte, beschäftigt sich vorzugsweise mit der classischen Dichtung Goethe's und Schiller's; die vierte und letzte Lieferung, die bis zum Jahre 1830 reichen wird, soll binnen Jahresfrist erscheinen. — Ueber alle drei Werke wird das „Deutsche Museum" demnächst in eigenen Artikeln ausführlich berichten.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

William Penn oder die Zustände Englands 1644—1718. Aus dem Englischen frei übertragen von **Ernst Bunsen.** 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Bearbeiter, Sohn des bekannten Staatsmanns und Gelehrten, äußert in der Vorrede: „Die Begründung religiöser Toleranz und die Befestigung politischer Freiheit während des merkwürdigsten Zeitabschnitts der englischen Geschichte; die allmälige Entwickelung des Geschworenengerichts; die Anlage der ersten Colonien in Amerika und deren Verfassungen: dies sind die Hauptbegebenheiten, welche sich um das Leben **William Penn's** scharen, und ich hoffe, daß deren Beschreibung, verbunden mit der Charakteristik dieses merkwürdigen Mannes und seiner hervorragendsten Zeitgenossen, deutschen Lesern nicht unwillkommen sein werde." Die Biographie von **Dixon** ist dem Werke zugrundegelegt; Macaulay's Anklagen gegen Penn finden ihre Widerlegung.

In der unterzeichneten Verlagshandlung erscheinen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an auf:

Düsseldorfer Monathefte.

VII. Band.

Die «Düsseldorfer Monathefte», durch ihre bisherige Tendenz in einem weiten Leserkreise günstig und freundlich aufgenommen, werden auch in ihrem siebenten Jahrgange mit erneuter Frische erscheinen; — kleine Erzählungen mit reichen Illustrationen, Witz und Satire in bildlichen Darstellungen werden einen reichen und abwechselnden Inhalt bilden. Da sich die Zahl der Mitarbeiter im Laufe des verflossenen Jahres beträchtlich erhöhte und viele Namen von gutem Klange dem Unternehmen ihre Thätigkeit zugesagt haben, so glauben die Unterzeichneten mit Recht überzeugt sein zu dürfen, dass die Monathefte den guten Ruf, dessen sie sich seit dem ersten Auftreten in so hohem Grade zu erfreuen hatten, auch in diesem Jahre bewähren und der Kreis ihrer Gönner sich dadurch immer mehr erweitern werde.

Jeden Monat erscheinen 4 Hefte, von denen jedes aus einem halben Bogen Text und einer ausgeführten Kunstbeilage besteht. Der sehr billige Preis von

1 Thlr. 15 Ngr. vierteljährlich

ermöglicht die Anschaffung auch weniger Bemittelten, und ladet die Verlagshandlung daher zu recht zahlreicher Theilnahme ein.

Düsseldorf, im Mai 1854.

Arnz & Comp.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die letzten Blüten. Ein Roman von **Arthalis.** Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 22.** 25. Mai 1854.

Inhalt: Die ästhetischen Anregungen in der modernen Bildung. Von **Anton Springer.** — Der Rausch. Von Dr. **Goldschmidt.** — Literatur und Kunst. (Theodor Parker's „Sämmtliche Werke, deutsch von Dr. Johannes Ziethen"; Amely Bölte, „Männer und Frauen"). — Correspondenz. (Aus Leipzig.) — Notizen. — Anzeigen.

Die ästhetischen Anregungen in der modernen Bildung.

Von

Anton Springer.

Die Spuren des unmittelbaren Lebens, welches der Künstler wandelt, so heißt es gewöhnlich, müssen von der Zeit verweht, die persönliche Gestalt des letztern der Gegenwart weit entrückt sein, soll ihm die unbefangene Würdigung und gerechte Anerkennung zutheil werden. Die allzu große Nähe trübt das Bild und läßt über zufälligen persönlichen Eigenschaften des Künstlers das Wesen seiner Schöpfungen, über einzelnen Zügen den Gesammtcharakter seiner Thätigkeit vergessen. Dies gilt nicht allein von dem ästhetischen Urtheile: auch die historische Werthschätzung eines Kunstwerks scheint nur allmälig reifen zu können. Wir prüfen mit unbefangenem Auge das Maß der Schönheit, wir erkennen ohne Mühe und Zwang den Einfluß und den Zusammenhang mit allgemeinen Culturzuständen — bei vergangenen Kunstgestalten; sind sie der nahen Gegenwart entsprossen, so hat es mit dem Einen und dem Andern gar gewaltige Noth. Während wir die künstlerischen Schöpfungen des Orients ausschließlich als Beiträge zur Culturgeschichte betrachten, für die Kunst des classischen Alterthums und des Mittel-

alters die Bedingungen und die Erklärung in allgemeinen Culturzuständen finden, sollen wir in den Kunstwerken der Gegenwart nur den Erguß zufälliger Neigungen und individueller Anlagen gewahren. Nur dem Künstler der Gegenwart lieben wir die Fähigkeit abzustreiten, den allgemeinen Ideen, welche seine Umgebung bewegen, als Organ zu dienen, und in seinen Werken sehen wir Dinge, welche mit den wesentlichen Richtungen der Zeit nichts gemein haben. Wir glauben wol an individuelle Talente, an künstlerische Persönlichkeiten, wir glauben aber nicht an fruchtbare Wechselbeziehungen zwischen der modernen Bildung und der Kunst. Jene ist viel zu materiell und berechnend, diese nicht ernst genug, als daß sich ein freundschaftliches Verhältniß herausbilden könnte. Höchstens wird von den Hindernissen gesprochen, auf welche die Kunstübung in unsern Tagen stößt, auf die Winkelstellung hingewiesen, welche zwischen dem Zeitgeiste und der Welt der künstlerischen Phantasie herrscht.

So allgemein verbreitet auch dieser Glaube oder vielmehr der Unglaube an die Befähigung der Gegenwart zu künstlerischen Schöpfungen ist — er dient Künstlern zum Schilde, ihre Unselbständigkeit, die oft verschuldete Abhängigkeit von ausgelebten Idealen zu bemänteln, er gibt dem Volke den Rechtstitel zu geistiger Trägheit —: wir wollen ihm doch nicht unbedingt huldigen, wir wollen noch einmal die Frage aufwerfen, ob nicht auch die Gegenwart — nur sei sie nicht auf gestern und heute beschränkt — die Keime zu künstlerischen Stoffen und künstlerischen Formen in sich trage, ob nicht auch den Kunstbestrebungen unserer Tage ein culturgeschichtliches Interesse abgewonnen werden könne. Und wenn auch das knappe Raummaß eine abschließende Betrachtung verwehrt, so dürfte schon die Anregung des Gegenstandes keine überflüssige Beschäftigung erscheinen.

Halten wir Umschau, wo überall eine rege Kunstthätigkeit sich entfaltet, Blüten oder wenigstens Keime des Kunstlebens an den Tag treten, so können wir nicht umhin, die Zustände der Gegenwart im Vergleich zu jüngstvergangenen mit Freude zu begrüßen. Mit der Pietät für die Kunstdenkmäler der Vergangenheit erwachte auch der Sinn und die Empfänglichkeit für die unmittelbaren Schöpfungen der Zeit und trat bei den Künstlern selbst vielfach an die Stelle gedankenloser Nachbetung überlieferter Vorbilder und zielloser Zerfahrenheit ein ernstes, bewußtes Streben. Zahlreiche Kunstschulen scharen sich in Deutschland um reichbegabte Meister, die monumentale Kunst erwacht, und was man seit Menschenaltern vergessen hatte, der Gedanke wird wieder in die Bildwerke eingeführt. Im nahen Belgien feierte die Malerei in unsern Tagen ihre wahre Renaissance; sie knüpft an die alten heimischen Meister wieder an und faßt Wurzeln im Volksthume.

Die unmittelbare Gegenwart mag hier vielleicht einen Stillstand zeigen: aber das Wellenspiel der Bewegung, welche in den dreißiger Jahren zu Antwerpen begonnen, währt noch fort und treibt auch diesseit des Rheins weite Kreise. Paris endlich, die Weltstadt, wo das Gift und das Lebensmark unserer Bildung sich seltsam mischen, gewährt allen Kunstrichtungen, allen Verirrungen, aber auch allen Fortschritten gleichen Spielraum, läßt die Kunst mit gleicher Freiheit raffinirter Frivolität dienen, wie die ernsten Aufgaben der Menschheit erfassen, stellt die Muster des Niedrigsten und des Vollendeten dicht nebeneinander. Wir sehen also nicht nur das Ziel der neuesten Kunst höher gesteckt, auch ihr Schauplatz ist ziemlich weit ausgedehnt. Wir vermissen zwar Italien, welches fremde Künstler anregt, aber keine heimischen erzeugt; auch Spanien ist verödet und versteht sich besser auf die Schätzung und Nachahmung ausländischer Kunst als der eigenen großen Meister. Dafür erstreckt sich der thätige Kunstbetrieb über Landschaften, welche sonst an dem Kunstleben geringen oder gar keinen Antheil nahmen. Freilich dürfen wir die Hände nicht schon ruhig in den Schoos legen und den Triumphgesang anstimmen. Wir brauchen nicht erst weit um uns zu blicken, wir brauchen nur uns selbst, unser Sein und Leben zu betrachten, wie wir wohnen und uns kleiden, mit welchen Geräthen wir uns umgeben, wie wir die Phantasie anstrengen, um das Farblose an Farblosigkeit zu übertreffen, damit wir die Ueberzeugung erlangen, daß gesunder Kunstsinn und reines Schönheitsgefühl noch lange nicht den Kreis ihrer Eroberungen geschlossen haben. Dennoch aber müssen wir eingestehen: vor einem Menschenalter war Alles noch viel ärger.

Der kraftsprühende, frische Geist des Cinquecento, schon im 17. Jahrhundert bedeutend abgeschwächt, mußte sich im folgenden eine nochmalige Verdünnung gefallen lassen. Einige Handgriffe, eine gewisse Fertigkeit im Machwerk, einige traditionelle Compositionsregeln — dies allein war von demselben übrig geblieben, statt des Stils die Manier, statt der Wahrheit glatte, gezierte Convention, statt der Schule die Akademie erworben worden. Namentlich die Akademie, wo man zu viel und zu wenig und am Ende gar nichts lernte, wo man gelehrt wurde, was sich nicht lehren läßt, Denken und Fühlen, und in Dingen vernachlässigt blieb, welche allein durch lange, stete Uebung überwunden werden können, nämlich in der Technik, drücken den ganzen Kunstjammer der Zeit aus. Auch als man nach der Mitte des Jahrhunderts daran ging, Rafael genauer nachzubilden und die Antike treuer zu studiren, wurden die Zustände wenig besser. Rafael's Idealität, von Andern als Rafael selbst durchgeführt, wird leicht widerlich, die Formen der Antike aber, auf die Malerei übertragen, verschieben die Grenzen der einzelnen Kunst-

gattungen und zerstören alles eigenthümliche Leben derselben. Es ist endlich der gleiche, grobe Irrthum, ob ich Wolken meißle und die Gewände aus Stein flattern lasse, als wären sie aus luftigem Stoffe gebildet, oder ob ich Marmorgesichter färbe und hinter den Fleischtönen den kalten, leblosen Stein hervorlauschen lasse.

Wenn diese antike Richtung der Malerei, diese Reduction der Gestalten auf das Maß plastischen Lebens in Frankreich länger herrschte als in Deutschland und dort auch durch tüchtigere Leistungen vertreten ist, so hat sie dies hauptsächlich dem Umstande zu danken, daß auch die übrigen Kreise der französischen Bildung sowie die volksthümlichen Anschauungen einen verwandten Pfad einschlugen. Lange, ehe Jacques Louis David in seinem „Schwur der Horatier und Curiatier" den Grund zum theatralischen Idealismus der französischen Malerei legte, hatte das französische Drama in Stoffen und Formen der Antike sich genähert und auch in der äußern Erscheinung auf der Bühne ein ideales Element eingebürgert. So erschien David's Reform, sein Uebergang von dem Reifrockstile zur strengern, einfachern Nachbildung der classischen Kunst als ein Zugeständniß an den Zeitgeist, als der Weg zu größerer Volksthümlichkeit der Kunst. Aber gleichzeitig erwies sich auch diese Abkehr von der höfischen Kunstweise als ein Vorbote gesellschaftlicher Stürme. Als diese ausbrachen, Bildung und Sitte, Geist und Reichthum in Bann gethan wurden, da war es David's Malerei allein, welche nicht vor dem Grimme des Orkans in die sichere Verborgenheit zu flüchten brauchte. Trefflich stimmten seine Gestalten zu dem republikanischen Römerthume, welches die Franzosen auf der politischen Bühne spielten; die theatralische Erhabenheit der Malerei entsprach vollkommen dem künstlichen Pathos der Wirklichkeit. Dieses wechselte bei der Verwandlung der Republik in das Kaiserreich nur den Stoff, nicht die Form: daher auch der Schöpfer des berühmten „Ballhausschwurs" seinen Pinsel und seine Malweise geschickt genug finden konnte, die Kaiserkrönung und die Adlervertheilung zu verherrlichen, und mit Spontini die „Napoleonische Kunst" vertritt.

In Deutschland fehlte es an solchen und ähnlichen Hülfen für die antike Richtung. Hier hatte sich kein Römerthum als politisches Ideal ausgebildet, keine öffentliche Bewegung rückte hier dem Volke die Alten nahe. Nur die Dichter schlugen verwandte Töne an, während die Gelehrten die wissenschaftliche Erkenntniß des Alterthums förderten. Weder das Eine noch das Andere aber weckt bildende Künstler. Wenn das Volk schweigt, mögen die Dichter noch so laut singen und die Gelehrten noch so deutlich predigen, der Maler hat keine Ohren dafür.

Goethe und Schiller hatten sich nach langem Ringen aus dem Sturm und Drang der Geister auf die ideale Höhe der Griechen ge-

schwungen. „Es lebten die Sänger, aber es fehlten die Thaten, die Lyra freudig zu stimmen.“ Die Wirklichkeit hatte für ihr Streben nur Gleichgültigkeit und auch sie fühlten sich in derselben einsam und verlassen. Zurückgestoßen vom Leben und der Wirklichkeit, ohne Hoffnung, der Umgebung künstlerische Formen oder auch nur künstlerische Stoffe ablauschen zu können, warfen sie sich endlich dem reinen Idealismus in die Arme: sie flüchteten zur ewig jungen Kunst der Griechen, in deren Anschauungen und Formen allein sie sich noch zurechtfanden.

Sollten die bildenden Künste den gleichen Weg wandeln, und hätten sie in diesem Falle vielleicht eine ähnliche classische Periode gefeiert, wie unsere Poesie durch das Aufpflanzen der Fahne des Idealismus feierte? Namentlich Goethe war es mit diesem Wunsche völliger Ernst. Er erwartete von dem genauen Eingehen auf den antiken Stil und die plastischen Formen einen nachhaltigen Aufschwung der Malerei und wagte sogar durch das Organ der Weimarischen Kunstfreunde praktische Versuche. Zeitweise freilich hegte er andere Ansichten. Bekannt ist seine jugendliche Begeisterung für die altdeutsche Baukunst, ebenso charakteristisch, nur weniger bekannt, seine schriftliche Aeußerung an Lavater: „Ich verehre täglich mehr die mit Gold und Silber nicht zu bezahlende Arbeit Dürer's, der, wenn man ihn recht im Innersten erkennen lernt, an Wahrheit, Erhabenheit und selbst an Grazie nur die ersten Italiener zu seines Gleichen hat.“ So schrieb Goethe schon im Jahre 1780, lange bevor irgend ein Zeitgenosse den ästhetischen Cultus des Mittelalters predigte und der künstlerische Werth der heimischen Vergangenheit entdeckt war. Die unmittelbare Anschauung, verbunden mit dem eifrigen Studium antiker Kunstwerke, stimmten ihn aber allmälig um. Es war weiter natürlich, daß er der Grundlage seiner eigenen spätern Dichtungen auch auf verwandtem Kunstgebiete Anerkennung verschaffen wollte, und endlich kam dazu noch der lange Umgang mit Künstlern, wie mit Meyer, welche, auferzogen in der Verehrung idealistischer Formen, ihre Neigungen dem bescheidenen, willig sich unterordnenden Goethe mittheilten. In spätern Jahren hatte er selten andere als harte Worte für die entgegengesetzten Bestrebungen jüngerer Kunstfreunde, er sprach, allerdings gereizt und unverdient angegriffen, verächtlich und ärgerlich von der „alterthümelnden, christelnden Kunst“, und wollte wenigstens in seiner nächsten Umgebung an der von ihm gepriesenen Richtung festgehalten wissen. Die Zeit hat das Urtheil gesprochen. Das Tüchtige und Dauernde in der deutschen Kunst der Gegenwart wurzelt nicht in den Ausstellungen und Preisaufgaben der Weimarischen Kunstfreunde. Spurlos und ohne Nachwirkung sind ihre Bemühungen verschwunden, als Resultat ist einzig und allein die Ueberzeugung geblieben, daß sie

Digitized by Google

dort ein Leben suchten, wo Leben schon längst nicht mehr vorhanden war.

Die Farblosigkeit, welche die Werke der idealisirenden, der Antike ausschließlich huldigenden Maler am Schlusse des vorigen Jahrhunderts in so hohem Grade auszeichnet und noch bis auf ihre jüngsten Nachfolger sich vererbte, hat Goethe nicht verschuldet. Was ihn aber verleitete, diesen Mangel zu übersehen, mag überhaupt auch bei Andern als Rechtfertigung gedient haben. Nur die poetische Idee zog ihn in den künstlerischen Versuchen seiner Zeitgenossen an, ihre deutliche Versinnlichung allein verlangte er von den malerischen Formen. Daß die Malerei sich nicht von poetischen Ideen allein nähren, nicht mit der symbolischen Andeutung rein innerlicher Gedanken sich begnügen kann, den größten Nachdruck vielmehr auf die vollen sinnlichen Formen legen müsse, dies übersahen Goethe und seine Zeitgenossen. Gewohnt, an kein Publicum zu denken, auf einsamer Höhe zu wandeln, dachte der große Dichter, auch der bildende Künstler könne sich aller äußern Anregungen entschlagen und auf sich selbst zurückziehen. Ist die Flucht aus der Wirklichkeit aber bereits für die Poesie ein gewaltiger Hemmschuh der Vollendung, so geht für die bildenden Künste dadurch auch schon die Möglichkeit des Daseins verloren.

Es gehört mit unter die zahllosen Vorurtheile über das Wesen der bildenden Künste, daß man wähnt, auch hier könne der Künstler der Anregungen des wirklichen Lebens entbehren, und aus seiner innern Phantasie Gedanken und Formen, Linien und Farben schöpfen. Dem Dichter mag dies noch eher gestattet sein. Die Gestalten, die er zeichnet, treten nicht unmittelbar sinnlich vor unser Auge, überlassen es dem Leser, sie vollständig auszumalen, appelliren an seine Einbildungskraft und nicht zunächst an seinen äußern Sinn. Für den bildenden Künstler aber sind reiche Anschauungen eine unersetzliche, nothwendige Bedingung erfolgreichen Wirkens. Er gibt uns nicht Gedanken, sondern volle sinnliche Gestalten, lebendiges Fleisch und Blut. „Wer zu den Sinnen nicht klar spricht, redet auch nicht rein zum Gemüthe.“ Was die äußern Gestalten nicht sagen, geht für den Beschauer unwiederbringlich verloren, mag der Künstler auch von den tiefsten Gedanken überströmen, durch geistreiche, scharfsinnige Einfälle glänzen. Wie sollen sie aber zu uns sprechen, sind sie nicht eingetaucht in das Leben, hat sich der Künstler nicht tief, innig in die Wirklichkeit hineingelebt! Gerade dieser letztern müßte ihn die Nachfolge unserer classischen Dichter entziehen; auf ihrem Pfade wandelnd, hätte er mit ihnen den Mangel einer festen, sichern Grundlage, der Gemeinverständlichkeit, getheilt, ohne mit ihnen den gleichen Erfolg in der Welt des Gedankens zu theilen.

Es war daher natürlich, daß die classische Periode der deutschen Poesie keinen unmittelbaren Einfluß auf die Besserung der bildenden Künste nahm, diese vielmehr trotz aller Mahnungen und Versuche, trotz der „Propyläen" und der Weimarischen Kunstfreunde in den Banden der Schule gefesselt blieben. Woran die classischen Dichter scheiterten, dies gelang der romantischen Schule. Auch die Romantiker waren von dem Zwiespalt zwischen Poesie und Leben berührt worden, auch sie suchten in einer idealen oder phantastischen Anschauung der Dinge die trostlose, unkünstlerische Wirklichkeit zu vergessen. Gleich irrenden Rittern pilgerten sie nach künstlerischen Anregungen, häuften Stoffe und Formen aus allen Zeiten und Räumen. Ueberall von der Wirklichkeit zurückgewiesen, griffen sie endlich zur Waffe des Trotzes und wehrten nun ihrerseits der wirklichen Welt den Eintritt in das Reich der Auserwählten des Geistes. Dies ist die eine, die frühere Seite der Romantik, gleich unfruchtbar für die bildenden Künste wie die classische Periode. Erst als am Ende der romantischen Weltfahrt die müden Wanderer unter dem Einflusse öffentlicher Zustände in die Arme des Glaubens flüchteten und in der Anschauung der heimischen Vorzeit ruhten, als sie das Mittelalter zum Gegenstande eines Cultus erhoben, und die Theilnahme des Volks für die eigene Vergangenheit erregten, begann auch für die bildenden Künste ein kräftigeres Leben. An sich schon lag dem deutschen Volke das romantische Ideal nicht so fern als die Urbilder der classischen Kunst, deren vollkommenes Verständniß eine besondere gelehrte Erziehung bedingt. Der Zusammenhang mit dem Mittelalter war wol hier und da aufgelockert oder gar völlig gesprengt worden, er ließ sich aber wieder neu knüpfen, während mit der Antike schlechthin keine Verbindung vorhanden war, wie es ja schon die Klage unserer classischen Dichter über ihre Isolirtheit sowie die bekannte Misachtung der ihrer Richtung verwandten Maler andeutet. Endlich waren auch zahlreiche technische Berührungspunkte zwischen den neuern Kunstbestrebungen und der Kunst des Mittelalters vorhanden.

Die Malerei nimmt unstreitig unter allen Gattungen der bildenden Kunst den hervorragendsten Platz ein und hat den größten Anspruch auf allgemeines Verständniß und Gemeingültigkeit. Hier allein verzweifeln wir nicht an der Möglichkeit frischer schöpferischer Kraft, während wir hinsichtlich der Sculptur und Baukunst schon längst darauf verzichtet haben und mit bloßen Nachbildungen und Wiederholungen der Vergangenheit uns begnügen.

Auch im Mittelalter hatte die Malerei bereits eine hohe Vollendung errungen. Indem also der neuere Maler das Mittelalter zu seinem Studienkreise und Vorbilde erwählte, mußte er nicht wie bei der Nachbildung der Antike den mühsamen und gefährlichen Weg des

Uebertragens plastischer Schönheit auf malerische Formen einschlagen: er blieb innerhalb der Grenzen seiner Kunstgattung und war gewiß, wenigstens in der äußern Kunstübung auf Nachahmungswerthes zu stoßen.

Nicht unmittelbar trafen sich das Leben und die Kunst; in dem nach dem Mittelalter zurückgerichteten Blick begegneten sie einander und traten sich näher. Wenn Goethe nur heimlich und verstohlen Albrecht Dürer preisen durfte und seinem Lobe beschwichtigend hinzufügt: „Dies wollen wir aber nicht laut sagen", so konnte F. Schlegel diesen Meister schon als den Shakspeare der Malerei bezeichnen und auf die praktischen Erfolge der romantischen Kunstlehre hinweisen.

Die innere Entwickelungsgeschichte der Männer, an welche der Aufschwung der deutschen Kunst geknüpft wird, ist leider noch vielfach unbekannt. Sie dürfte zeigen, daß außer allgemeinen Anregungen der romantischen Poesie auch besonders persönliche Einflüsse und unmittelbare Anschauungen auf ihre Richtung entscheidend wirkten. Bezeichnend bleibt es immerhin, daß Cornelius schon so frühzeitig am Faust und an den Nibelungen seine Phantasie übte, während der geistverwandte Pforr im gleichen Jahre die Zeichnungen zum „Götz von Berlichingen" entwarf, und mehre Kunstgenossen, ehe sie in Rom zusammentrafen, in Wien, dem spätern Mittelpunkte der romantischen Bewegung, lebten und wirkten.

In Rom im Jahre 1811 wurde der Künstlerbund geschlossen, welcher Deutschlands gegenwärtige Kunstbildung bestimmt und begründet hat. Hier wurde zuerst wieder der Muth zu größern monumentalen Schöpfungen gewonnen, hier klärten und sonderten sich allmälig die einzelnen Richtungen. Während die Einen, allzu hastig in ihrer Verehrung des Alterthümlichen, nicht etwa damit sich begnügten, wie die alten Meister das Leben der Umgebung in ihren Werken zu schildern, sondern, um der Theilnahme ganz sicher zu sein, die Kunstweise der erstern unmittelbar wiederholten, betrachteten Andere die Anlehnung an das Mittelalter nur als Durchgangspunkt und kehrten nach dieser Sturm- und Drangperiode zu einer Kunstrichtung zurück, welche mit dem Wesen der classischen deutschen Dichtung in vielfacher, inniger Verwandtschaft steht. Wenn jetzt das früher vergeblich Angestrebte, der Idealismus der Anschauung, der Vorzug tiefer poetischer Gedanken vor der vollendeten Durchbildung der äußern Formen, und hier wieder der Vorzug reiner Linien vor glänzender Farbe, die Annäherung an die Antike mit größerm Erfolge verwirklicht wurde, so haben wir dies vorzugsweise der Wiederentdeckung der Frescomalerei, zuerst wieder in Rom in der Casa Bartholdy und Villa Massimi versucht, zu danken. Erst durch die Frescomalerei fand die der neuern deutschen Bildung

tief eingeimpfte Hinneigung zum Idealismus die ausreichenden Mittel, auch in der Malerei heimisch zu werden. Die Oelmalerei kann ihm nicht huldigen, soll sie nicht Alles, was an ihr werthvoll ist, verlieren; sie kann, sie darf den Zug nach realer unmittelbarer Schilderung der Wirklichkeit nicht verleugnen. Bei der Frescomalerei dagegen drängt schon das Material, die ganze Technik, der Vorgang bei der Arbeit auf die allgemeine Idealität der Darstellung: wozu sie, wie zur Aufnahme antiker Elemente auch in alter wie neuer Zeit schließlich immer wieder gelangte.

In welcher Weise aus diesen angedeuteten Keimen die gegenwärtigen, zunächst die deutschen Kunstzustände sich entwickelten, dies zu erörtern ist Sache der historischen Schilderung. Wir stoßen in der Geschichte unserer Poesie, unserer Wissenschaft, auf manche neue Welle, welche sich den bildenden Künsten nicht mittheilte. Diese haben es in ihrer Natur, nicht vorschnell nach allem Neuen zu greifen, langsamer sich zu bewegen und bedächtiger sich zu entwickeln. Das Unfertige und Ungeformte kann sie nicht reizen, das Unklare und Verworrene nicht wecken. Im Ganzen genommen theilen sie eben die Aussichten und Erwartungen mit den befreundeten Gestalten der Dichtung und Wissenschaft und sind gleich diesen in ihrem Schicksale an die wichtigern Richtungen der Zeit gebunden. Der Drang der Poesie unserer Tage, ein historisches Drama zu begründen, ist bekannt genug. Tagtäglich wird ein neuer Messias ausgerufen, welcher dieses Werk des Heils auf sich genommen. Und mag er sich auch immer wieder als falscher Prophet erweisen, unsere Hoffnungen und Erwartungen weichen nicht. Auch die Musik läßt einen ähnlichen Ruf erschallen. Der Sieg einer „historischen Musikschule" wird offen und mit Sicherheit verkündigt, die Reform der Oper wird versucht, und vorläufig wenigstens der Lärm der Geschichte sinnbildlich unsern Ohren vorgespielt. Eine Sehnsucht, welche so deutlich in den verschiedenartigsten Kunstgattungen wiederklingt, muß doch auch von den bildenden Künsten, zumal von der am meisten lebendigen Malerei getheilt werden. Und in der That stoßen wir kaum auf einen Kunstbericht, welcher nicht von der Herrlichkeit der zukünftigen historischen Malerei spräche, die Künstler zur Thätigkeit, das Volk zur Theilnahme in dieser Richtung auffoderte. Ohne Zweifel gehört die verklärende Darstellung der Geschicke der Menschheit, die Schilderung der Vergangenheit in rein historischem Geiste zu den höchsten Aufgaben der Kunst und bildet zugleich einen Stoffkreis, wo wir noch Neues und Großartiges schaffen können. Aber der Wunsch allein gibt noch nicht die Erfüllung. Ob wir eine historische Kunst erringen, welche Gestalt und Weisen überhaupt in unserm künstlerischen Leben vorherrschen werden, hängt zunächst von un-

serer Naturanschauung ab. Wir können uns so wenig, als es unsere Vorfahren ihrer Weltanschauung gegenüber konnten und wollten, über dieselbe erheben, oder ihr trotzen; wir können nichts weiter thun, als ihre Anregungen verarbeiten und künstlerisch formen. Und welcher Art sind die ästhetischen Anregungen der modernen Weltanschauung?

Wenn wir hier auch nicht Raum haben, die Weltanschauung der Gegenwart in ihrer ganzen Tiefe und Ausdehnung darzulegen, so können wir doch wenigstens die hervorragenden, weithin kenntlichen Spitzen unserer Bildung betrachten und ihre wahrscheinlichen Einwirkungen auf die künstlerische Phantasie andeuten. Der Zukunft bleibt die Entscheidung vorbehalten, ob diese Einwirkungen zum Frommen oder zum Schaden der Kunst ausschlagen werden.

Was uns am Leben der Gegenwart zuerst auffällt, was die Richtung unserer Bildung zumeist bestimmt, ist das merkwürdig nahe Verhältniß zur materiellen Natur, der rege Natursinn der Zeitgenossen. Nicht als ob wir noch den naiv-heitern Verkehr der Vorzeit mit der Naturumgebung bewahrt hätten oder noch unmittelbar mit und in der Natur lebten. Im Gegentheil, mit jedem Tage wird die Natur um einen phantastischen Zug ärmer, ja nicht selten droht sie für uns zu einem mechanischen Gefüge herabzusinken. Unsere Neigung zu den Gestalten und Gebilden der Natur ist eine bewußte; sie hat zum Gegenstande nicht die persönlichen Seelen, welche hinter den Erscheinungen im Busch und an der Quelle lauschen, sondern die äußere Wirklichkeit selbst. Wir haben in bis dahin ungewohnter Weise die Natur gebändigt, erschlossen und gefügig liegt sie vor uns, ihr Verständniß und ihre Beherrschung gehen Hand in Hand. Sie hat aber dadurch nichts von ihrem Werthe verloren, mit der Furcht vor ihr ist nicht auch die Liebe gewichen. Wir achten die Feinheit der äußern Formen, die Bedeutung der äußern Erscheinung desto höher, je tiefer wir in ihr inneres Wesen eindringen. Dasselbe Zeitalter, welches den Raum und die Zeit als Schranken aufhob, ganz neue Arbeitsfactoren schuf, für seine industrielle Macht sogar die Vorwelt ausbeutet, hat wunderbarerweise auch die herrlichen Naturlieder hervorgebracht, an welchen besonders die neuere deutsche Dichtung so reich ist. Diese lyrische Verherrlichung der äußern landschaftlichen Natur wird einst Zeugniß geben von den Neigungen der Zeit, und gewiß den bezeichnendsten Blüten des Jahrhunderts beigezählt werden. Auch die moderne Gartenkunst müssen wir als einen sprechenden Zeugen unsers Natursinns aufrufen. Konnte ein Franzose des vorigen Jahrhunderts das Paradies sich nur als einen arg verschnittenen, in jeder Linie und jeder Form widernatürlichen Garten denken, so können wir es nur als einen reizenden, von der Menschenhand unberührten Naturpark fassen. Keine Thatsache spricht so laut

für die Wandlung unserer Naturanschauung als die moderne Gartenkunst, mit ihrem Streben, die Spuren der schaffenden Menschenhand zu verwischen, dem freien Walten der Natur nirgends gewaltsam vorzugreifen. Damit stimmt auch der rege Sinn der Zeit für landschaftliche Schönheit, unsere gesteigerte Genußfähigkeit, die Erweiterung unsers Sinns für die mannichfaltigsten und verschiedenartigsten landschaftlichen Scenerien.

Die Frage, ob dieser Zug unserer Bildung auf die bildenden Künste einen Reflex geworfen hat, braucht kaum aufgestellt zu werden. Die Landschaftsmalerei, dieser frischeste und vielleicht gesundeste Zweig unserer Kunst, ist der entsprechende künstlerische Ausdruck der eben erwähnten Culturrichtung. Die Landschaftmalerei ist nicht allein dem allgemeinen Verständnisse am nächsten gerückt, sie macht nicht allein Anspruch auf das größte Interesse: wenn irgendwo, so haben wir in ihr einen Fortschritt gegen frühere Kunstperioden aufzuweisen.

Ein unglaublicher Reichthum von Mitteln der Schilderung steht uns zu Gebote. Kein Sonnenstrahl ist so glühend, kein Licht so flammend, kein Wasser so durchsichtig, keine Ferne so duftig, kein Gebirge so farbenreich, daß wir sie nicht in treuen Zügen auf die Leinwand fesseln könnten. Von den öden Eisbergen des Nordens bis zu dem betäubenden Lebensreichthum der tropischen Zone haben wir für alle Stimmungen der Natur, für alle Erscheinungen der Landschaft Linie und Farbe bereit. Man hat irgendwo die Behauptung aufgestellt, die Entdeckungen der Naturwissenschaft würden auf die dichterische Sprache nicht ohne Einfluß bleiben, zahlreiche neue Bilder könne ihnen die Phantasie ablauschen, die Kenntniß des innern Wirkens der Naturkräfte müsse ganz neue Gedankenverbindungen wecken. Noch größer ist aber der Einfluß des modernen Naturstudiums durch das Mittel der Landschaftsmalerei auf die bildenden Künste. Die Landschaftsmalerei wird durch jenes zu einer Wahrheit, zu einer Ausdrucksfähigkeit und poetischen Selbständigkeit gehoben, wie sie die Vergangenheit gar nicht kannte; sie dient dann aber auch gleich dem Naturliede durch die Achtung, die sich in derselben vor der äußern Erscheinung ausspricht, als Wahrzeichen einer besondern Richtung der Zeit.

Dank unserer Wissenschaft und Industrie ist die materielle Natur für uns durchsichtig geworden: dafür wird das Ursprüngliche und Natürliche im Menschenleben bald zur Sage werden. Wie Zeit und Raum als Schranken für uns schwinden, so verliert sich die durch das abgeschlossene Leben in beschränkten Kreisen hervorgerufene Mannichfaltigkeit des Daseins. Eine gleichförmige Decke der Sitte und Bildung spannt sich über die Erde, tausend neue Bedürfnisse und Genüsse finden den Weg bis zu den entlegensten Weiten. Mit ihnen zieht ein

neuer Geist ein. Der früher genügsame, beschränkte Blick schweift unruhig in die Ferne, man strebt einander näher zu rücken und streift hastig Alles ab, was das Verständniß und die Annäherung verhindert. Es fällt die heimische Tracht, es schwindet die angeerbte Sprachweise, es geht das unmittelbare Zusammenleben mit der Umgebung verloren. Solange das ursprüngliche Volksleben unbedrängt herrschte, konnte es auch keine besondere Aufmerksamkeit erregen. Erst jetzt, wo die Gefahr des Aussterbens droht, wurde es der Gegenstand regen Interesses. So wird auch der Werth des naturwüchsigen Waldes gepriesen, nachdem die Ausrodung alles Maß und Ziel überschritten hat. Man findet nun das ursprüngliche Leben und Walten der Menschheit der ästhetischen Betrachtung werth und der Künstler greift danach als nach einer ergiebigen, unverbrauchten Stoffwelt. Die Genremalerei konnte sich ebenso wenig als die Dichtung der Mahnung der Zeit entziehen. Sie weiht ihren Pinsel der Verklärung des unbefangenen, natürlichen menschlichen Daseins und beutet Volkssitte und Volksleben in der mannichfachsten Weise aus. Damit man nicht an ethnographische Illustrationen denke, so möge zur Versinnlichung dieser Kunstrichtung gleich das Vollendetste erwähnt sein: L. Robert's unvergleichliche Bilder aus dem neapolitanischen Volksleben. Die vollendete Fähigkeit, den eigenthümlichen, durch Geschichte und die Naturumgebung geweckten Geist der Anwohner zu erfassen und in den Farben abzuspiegeln, die Kraft, die ganze Schönheit und Heiterkeit des südlichen Treibens zu schildern, stempeln Robert's Werke zu vollgültigen Vertretern der neuern Bildung und ihres Naturcultus.

Und nicht allein Robert's Werke, auch die zahllosen mehr oder minder gelungenen Schilderungen aus dem Leben der Bergvölker und der Meeranwohner, die tiroler Bilder und die norwegischen Scenerien, die Fischer und Hirten, die Lootsen und Jäger u. s. w., die wir so häufig auf Gemäldeausstellungen treffen, zeugen von dem Zusammenhange dieser Malgattung mit der herrschenden Naturanschauung. Die Einwirkung der letztern auf die Malerei ist also keine Hypothese, sondern eine Thatsache, wol aber ist sie in Bezug auf die Plastik vorläufig noch ein frommer Wunsch. Die Verlegenheit des modernen Bildhauers, passende Stoffe zu finden, die schöpferische Armuth unserer Zeit an plastischen Typen ist bekannt genug. Wäre nicht auch hier vielleicht der Weg wenn nicht des Heils, so doch der Besserung zu finden, wenn man den unmittelbaren Verkehr mit der Natur, die zahlreichen ursprünglichen Beschäftigungen der Menschheit, noch weit entfernt von aller mechanischen Arbeit, wie das Hirten- und Jägerleben in den Kreis plastischer Stoffe aufnähme? Sie liegen dem Interesse der Gegenwart, schon durch den Contrast, der zwischen ihnen und un-

ferm Treiben waltet, nicht fern, sie sind die sagenhafte Vorzeit des industriellen Zeitalters und bereits dadurch in das Ideal hinaufgerückt, also für die Aufnahme antiker Formen empfänglich. Freilich würde eine solche Plastik dem sogenannten Genre sich anreihen; ohne den genrehaften Zug können wir aber ebenso wenig epische als plastische Gestalten genießen.

Es herrscht doch ein seltsames Widerspiel in unserer Bildung! Auf der einen Seite treiben wir die Natur von einer Zufluchtsstätte zur andern, auf der andern Seite führen wir sie mit sichtlicher Vorliebe in den Kreis unserer Anschauungen ein. Diese Vorliebe zeigt sich z. B. in der ganzen Art und Weise, wie wir das historische Leben der Menschheit fassen.

Man kann es beklagen und misbilligen, man kann aber die Thatsache nicht wegleugnen, daß der Roman beinahe die einzige Form bildet, in welcher die Gegenwart die historische Dichtung zu genießen im Stande ist. Das moderne Epos ist der Roman, und dieser nur ein neuer Beleg der Richtigkeit des berühmten Satzes, daß das moderne Schicksal durch die Politik, durch die Macht des Endlichen und Zufälligen bestimmt wird. Die unmittelbare Verkettung allgemeiner Ereignisse mit dem Kleinen und Zufälligen, das Herauskehren der privaten Persönlichkeit an dem historischen Helden, das Einkleiden des Weltgeistes in die menschliche Haustracht, oder wenn ein philosophischer Ausdruck gestattet ist, das Betonen des Umstandes, daß auch das Höchste und Erhabenste im Leben an das Endliche und Natürliche gebunden ist, das sind die bezeichnenden Merkmale des Romans im Gegensatz zur ältern epischen Dichtung. Einen verwandten Zug, einen ähnlichen Naturalismus kann selbst die Wissenschaft der Geschichte nicht ableugnen. Die Quelle der Verkettungen bildet hier allerdings nicht die Phantasie, sondern Urkunden und Memoiren. Indem aber die historische Wissenschaft aus der Richtung der Gebirge und dem Zuge der Ströme, aus klimatischen Erscheinungen und aus der Beschaffenheit der landschaftlichen Umgebung die Volkszustände und den Gang der Ereignisse zu erklären versucht, indem sie den Einfluß bestimmter Persönlichkeiten auf die Entwickelung allgemeiner Zustände schildert, diese auf jene, ihren Charakter, ihre Lebensverhältnisse zurückführt, von allen Ideen und Anschauungen die natürliche Entstehung zu erzählen weiß, zeigt sie deutliche Anklänge an die in der neuern historischen Dichtung herrschenden Grundsätze.

Auch diese Richtung unserer Bildung ist nun ebenfalls in der Malerei, namentlich in den überrheinischen Malerschulen vertreten. Nicht Alles, was hier geschaffen wurde, läßt sich von Verirrungen des Geschmacks freisprechen, während man von Anderm mit Fug und Recht behaupten darf, daß es in großartiger Weise zur ästhetischen

Ehrenrettung unserer Zeit gewirkt hat. In einzelnen Porträtfiguren historische Stimmungen abzuspiegeln, Volkskämpfe der Vergangenheit, Soldatenschlachten der Gegenwart mit unübertrefflicher dramatischer Lebendigkeit zu schildern, ist künstlerisch an und für sich eine große That: aber auch für den Zusammenhang der Kunst mit der modernen Bildung ist es von hoher Bedeutung.

In dem kräftigen Naturalismus der Composition und Ausführung, in der scharfen psychologischen Charakteristik, in der großartigen Naturwahrheit der einzelnen Gestalten wie der ganzen Gruppen erkennen wir unsere Zeit wieder, und zwar von ihrer bessern Seite, mit ihrem energischen Natursinn, mit ihrer tiefen Achtung für die äußere Erscheinung, mit ihrem festen Glauben an die Rechte der Wirklichkeit. Wir stehen vor dem eigenen Fleisch und Blut, die Gestalten sind der unmittelbaren Wirklichkeit entlehnt, dann aber auch mit allen Reizen des Lebens ausgestattet, fesselnd nicht weniger durch ihre Schönheit als durch ihre Wahrheit. Diese historische Genremalerei, ein besseres Wort haben wir nicht dafür, hat mit dem alten Epos keine Verwandtschaft, wol aber mit dem modernen Roman; sie ist das Gegenbild der naturalistischen Anschauung in der historischen Poesie unserer Tage und gleich dieser eine Folge aus den Grundsätzen unserer Bildung.

Man wird nun vielleicht noch nach der Stellung jener „Gedankenmalerei" fragen, welche nicht einzelne dramatische Scenen, sondern gleich unmittelbar ganze weltgeschichtliche Perioden zum Vorwurf nimmt und der neuesten deutschen Malerei zu so großem Ruhme verholfen hat. Ihr Festhalten an dem ältern epischen Geiste der Schilderung ist unverkennbar, ebenso wie ihr Streben, gleichzeitig die Foderungen der Gegenwart damit zu vereinbaren, was sie sowol durch das Aufsuchen eines neuen reichern Malmittels, als das Fresco bietet, wie durch das Einschalten mannichfacher dramatischer Episoden zu erreichen sucht. Ihr Werth hat eine allgemeine, wenig bestrittene Anerkennung gefunden. Ob sie aber eine lange dauernde Richtung bestimmen wird, wollen wir weder verneinen, noch können wir es schon jetzt bejahen. „Wer mit Gelehrsamkeit bedeutend oder allegorisch interessant sein will, der wird in der Hälfte seiner Arbeit oft bei unerwarteten Hindernissen stocken, oder nach Vollendung derselben seinen schönsten Zweck verfehlen." Dies gehört einem Manne an, welcher im Ganzen eine nicht geringe Neigung zu dieser Kunstrichtung hegte und aus Selbsterfahrung sprechen konnte: Goethe in der Einleitung zu den „Propyläen" hat sich in dieser Weise ausgesprochen. Die Gefahr ist vorhanden, daß entweder die ganze Kraft des Werks im Gedanken ruht, während der äußere Ausdruck nachhinkt, oder daß leere nichtssagende Einfälle hinter einer scheinbar absichtlichen Formeneinfalt sich bergen. Nur

einem besonders begabten Genius kann es gelingen, Gedankentiefe von ähnlicher Tragweite mit wahrem und lebendigem Formenreichthum zu verbinden, und auch dann noch ist auf eine Vererbung dieser Eigenschaften an eine Schule, auf eine stetige Entwickelung dieser Richtung schwer zu hoffen. Gefahren sind aber nicht allein bei der zuletzt erwähnten, sie sind auch bei der früher geschilderten naturalistischen Kunstweise, sie sind für unser gesammtes Kunststreben in reicher Fülle vorhanden. Erinnern wir uns nur, daß der sichere Handwerksboden von der Malerei völlig gewichen ist, daß der Dilettantismus auch durch die Fachkünstler nur allzu häufig vertreten wird, daß wir keine allgemein gültige, unmittelbar verständliche und gleichzeitig anziehende Stoffwelt besitzen, daß der arme Künstler statt des sichern Griffs in die Außenwelt an ein mühseliges Suchen und Tappen angewiesen ist, und ehe er noch an sein eigentliches Werk schreitet, mit den Anfoderungen an Witz, geistreichen Sinn, originelle Gedanken, Gelehrsamkeit und historische Gründlichkeit, mit welchen ihn das zudringliche Publicum bestürmt, zu kämpfen hat. Doch nein, erinnern wir uns lieber nicht an diese zahllosen Gefahren, lassen wir uns nicht, kaum daß wir die Hoffnung an eine lebendige Kunst gefaßt, diese wieder durch grübelnde Betrachtung rauben. Möge uns die Einsicht genügen, daß auch die moderne Kunst durch mannichfache Fäden an die allgemeine Bildung der Zeit geknüpft ist, und daß auch die Bildung der Zeit, die vielgeschmähte und beklagte, der ästhetischen Anregung nicht völlig ermangelt.

Der Rausch.

Von

Dr. Goldschmidt.

Das Seelenleben des Menschen ist an sein Gehirn gebunden; in demselben Verhältniß, wie die Materie dieses Organs sich verändert, ändern sich auch die geistigen Thätigkeiten. Auf welche Weise diese Erscheinung sich vermittelt, ist dunkel und wird uns, wie alle Urphänomene des Lebens, auch dunkel bleiben für alle Zeiten. Es ist ein Vorgang, ebenso wunderbar für unsere Erkenntniß und ebenso unbegreiflich, wie in der unorganischen Welt Licht, Wärme, Elektricität zur Erscheinung kommen, sobald die Stoffe, denen diese Eigenschaften anhängen, verändert und in den der Erscheinung günstigen Zustand gebracht werden; nur Das wissen wir und Das steht fest als unzweifelhafte Thatsache, daß mit der Entwickelung, der Aenderung und dem Zerfall des Gehirns auch das Geistesleben sich verändert, entwickelt und endlich erlischt.

Ein nothwendiges Erforderniß, damit das Gehirn gesund bleibe, und

demgemäß auch zur Fortdauer einer normalen geistigen Thätigkeit ist der ungestörte, regelmäßige Ab- und Zufluß des Bluts. Gehemmte Zufuhr der normalen Blutmenge, wie z. B. nach starken Blutflüssen, oder Anhäufung einer zu großen Menge des Bluts im Gehirn nach gehemmtem Abfluß bewirkt sofort Störungen und Hemmungen der geistigen Thätigkeit. Aber damit nicht genug: nicht nur die Quantität des zu- und abfließenden Bluts muß normal sein, sondern auch die Qualität, die gesundheitsgemäße Beschaffenheit des Bluts muß dieselbe sein, wenn nicht augenblickliche Störungen auf die Gehirnfaser und damit auf das Geistesleben selbst eintreten sollen. So entstehen z. B. die Delirien bei fieberhaften Krankheiten; auch gibt es eine große Menge von Stoffen, wie Opium, Belladonna ꝛc., die, in den Magen aufgenommen, oder auch eingeathmet vermittels der Lungen, wie Chloroform, Schwefeläther und mehre Gasarten, wie z. B. Stickstoffoxydul, in ihrer Vermischung mit dem Blute die geistigen Fähigkeiten sofort alteriren. In hervorstechendem Grade besitzt bekanntlich der Weingeist die Eigenschaft, durch die chemische Mischungsveränderung des Bluts nicht nur Blutumlauf und Athmung zu beschleunigen und die Körperwärme zu steigern, sondern auch eine Veränderung der geistigen Thätigkeiten hervorzubringen. Lediglich diesem Stoffe verdanken unsere täglichen Genußmittel, Wein, Branntwein, Bier ꝛc. ihre anreizende Eigenschaft; je nach der Menge des Weingeistes, den sie enthalten, bewirken sie leichter oder schwerer jenen Seelenzustand, den wir „Rausch" nennen.

Die Erscheinungen dieses Zustandes sind bei verschiedenen Menschen außerordentlich verschieden; doch liegt jedem Rausche als gemeinsame Basis eine über das gewöhnliche Niveau gesteigerte Geistesthätigkeit zu Grunde. Diese Steigerung aber geht in eine Verwirrung, eine Hemmung oder auch wol in zeitweise gänzliche Aufhebung jeder geistigen Thätigkeit über, als den verschiedenen Graden der „Trunkenheit", sobald durch übermäßigen Alkoholgenuß die Vergiftung des Bluts eine solche Intensität erreicht hat, daß die Hirnfaser nicht mehr normal functioniren kann. Diese schweren Folgen des zu reichlichen Alkoholgenusses kommen hier nicht in Frage; nur vom leichten Rausch soll die Rede sein.

Fast alle Erscheinungen des geistigen Lebens lassen sich auf eine einzige Thätigkeit des Geistes, auf das Vorstellungsvermögen zurückführen; was wir Verstand, Phantasie, Gedächtniß ꝛc. nennen, sind nichts Anderes als Modificationen dieser einen Thätigkeit. Selbst der Wille muß aufgefaßt werden als eine Vorstellungsreihe, die durch ihre Lebhaftigkeit alle andern beherrscht und zurückdrängt und eben dadurch den Menschen zwingt, Dies zu thun oder Jenes zu lassen.

Bei dem innigen Zusammenhange des Leibes mit dem geistigen Leben bewirkt jede Veränderung des Leibes, also auch jede Veränderung der Blutmischung nothwendig auch eine Veränderung der geistigen Thätigkeiten. Das heißt mit andern Worten: es kommen andere Vorstellungsreihen zum Bewußtsein und zur Geltung; ein Mensch, der satt ist, denkt, fühlt und handelt anders, als wer Hunger leidet. Ebenso tritt umgekehrt mit jeder Aenderung der Vorstellungsmassen eine Aenderung im Stofflichen ein und zwar nicht blos im Gehirn, dem Organ des Geisteslebens, sondern die Materie des ganzen Organismus wird mehr oder minder mit in Bewegung gesetzt. Im gewöhnlichen ruhigen Gange des Lebens gewahren wir diesen mächtigen Einfluß der Vorstellungen auf den ganzen Organismus nicht. Sowie aber eine Vorstellungsreihe in uns erwacht, die uns über unser gewöhnliches Niveau des Lebens zu erheben, unsere Wünsche und unser Streben in besonderm Grade zu fördern verspricht, oder auch umgekehrt uns unter dasselbe herabdrückt, unser Selbstgefühl kränkt und entmuthigt, indem sie die Entwickelung unsers Ich zu hemmen oder zu vernichten droht, so wird die Macht dieser Vorstellung sofort in jeder Faser unsers Leibes fühlbar. Es genügt, an die bekannten körperlichen Erscheinungen des Schrecks zu erinnern, der Furcht, der Freude, des Neids rc., die alle nur als Wirkungen von Vorstellungsreihen auf den menschlichen Organismus aufzufassen sind, um die Richtigkeit unsers Satzes zu bestätigen.

So verschieden nun wie der Bau des Organismus, namentlich wie die Mischung seiner festen und flüssigen Bestandtheile, so verschieden nach dem Grade ihrer Mächtigkeit sind auch die Wirkungen, welche jene Vorstellungen im innerlichen Organismus bewirken; auf das zartbesaitete Weib, auf das schwache Kind wirkt jede neue Vorstellungsreihe weit heftiger als auf den kräftig organisirten Mann. Die Aufstellung der vier Temperamente war ein höchst glücklicher Griff Galen's. Diese geistvolle Gruppirung der Menschen beruht wesentlich auf der Thatsache, daß das Geistesleben in jedem einzelnen Menschen genau so zur Erscheinung kommt, wie es dem Bau seines Leibes, der chemischen Mischung seiner Organe und Flüssigkeiten entspricht; die Eigenthümlichkeit des erstern steht stets in genauester Correspondenz mit der Eigenthümlichkeit des letztern. Aber nicht blos die einzelnen Individuen eines Volks, auch jeder Völkerstamm als solcher hat sein eigenes Temperament. Entsprechend der Eigenthümlichkeit des leiblichen Baus, die allen Individuen des Volks gemeinschaftlich ist, hat jedes einzelne Individuum desselben auch etwas Gemeinsames in seinem geistigen Behaben, das neben der Verschiedenheit der Einzelnen untereinander der Masse als solcher wiederum ein gewisses charakte-

ristisches Gepräge gibt, durch das sie sich von den Angehörigen anderer Völker unterscheidet. Verschiedene Lebens- und Erziehungsweise eines Volks erzeugt einen eigenthümlich gebauten Leib, und mit diesem eigenthümlich gebauten Leibe geht auch ein entsprechendes Geistesleben Hand in Hand. Von ganz besonderm Einfluß sind dabei die klimatischen Verhältnisse. Die Sonnenglut tropischer Klimate erzeugt Menschen, deren dunkle Haut und schwarzes Haar bestimmt darauf hinweisen, daß der Gehalt an Kohlenstoff in der Mischung ihres Bluts und ihrer Organe größer ist als in den blonden Menschen des Nordens, wo die sauerstoffreichere Luft eine stärkere Ausscheidung des Kohlenstoffs bewirkt. Damit analog ist auch das Geistesleben im Süden anders als im kalten Norden; dort sind die Menschen heiß wie ihr Himmel, rasch in Wort und That, während sie hier ruhig und bedächtig sind, nüchtern im Urtheil, langsam von Entschluß. Man weiß, wie sich Wilhelm Meister seinen Hamlet denkt: nämlich als Dänen, blond von Haar mit blauen Augen. „Paßt nicht", sagt er, „seine schwankende Melancholie, seine weiche Trauer, seine Unentschlossenheit besser zu einer solchen Gestalt als ein braungelockter Jüngling, von dem man mehr Entschlossenheit und Behendigkeit erwartet?"

Der Kohlenstoff ist nun aber gerade einer der Hauptbestandtheile des Alkohol. Das Blut, welches nach dem Genuß alkoholartiger Getränke die Bestandtheile des Alkohol (denn unzersetzt wird der Alkohol nach neuern Untersuchungen selten oder niemals aufgenommen) in sich aufnimmt, wirkt vorübergehend ähnlich auf das Gehirn und somit auf das Seelenleben des Menschen, wie das kohlenstoffreichere Blut dunkelfarbiger Menschen auf diese beständig einwirkt. Darum hat auch der bedächtige, kalte, schweigsame Bewohner nordischer Klimate instinctiv ein viel größeres Behagen am Genuß alkoholhaltiger Getränke als der Südländer, sodaß erfahrungsmäßig mit dem Sinken des mittlern Temperaturstandes eines Landes gleichmäßig eine Steigerung der Branntweinconsumtion Hand in Hand geht. Er erhöht hier die mangelnde Körperwärme, beschleunigt den langsamen Blutumlauf und gibt die gegen die Kälte schützende Fettdecke; dieselbe Quantität Alkohol, die den raschen, glühenden Südländer zur rasenden Bestie umwandeln würde, ist kaum hinlänglich, den Sohn des Nordens angenehm anzuregen und ihm jene laute und rührige Lebendigkeit mitzutheilen, welche dem Südländer schon im natürlichen Zustande eigen ist. Mohammed, der bei seiner Gesetzgebung Südländer vor Augen hatte, war deshalb vollkommen im Rechte, wenn er den Gläubigen den Genuß des Weins verbot. Dagegen können alkoholhaltige Getränke dem Nordländer sogar zum Bedürfniß werden, als eine Art von Supplement, das die Lebensgeister in diejenige Spannung versetzt, die zu kräfti-

tigen Entschlüssen und Thaten näthig ist. So namentlich bei unsern Vorfahren, den alten Germanen, die nicht nur ihre wichtigsten Entschlüsse im Zustande der Trunkenheit faßten, sondern selbst auch ihren Himmel mit endlosen Zechgelagen verschönerten. Sie beriethen im nüchternen Zustande, wo sie im Stande waren, das Für und Wider sorgfältig abzuwägen. War dies aber geschehen und galt es nun, einen festen Entschluß zu fassen, dann berauschten sie sich zuvor; sie wollten dann nicht mehr die Kehrseite, die möglichen nachtheiligen Folgen einer Unternehmung sehen. Viele geistige Getränke vertragen zu können, galt ihnen für ein Zeichen männlicher Kraft. Selbst jene Becher und Pokale, die wir noch heutzutage in Deutschland hochverdienten Männern als Ehrengeschenk zu weihen pflegen, deuten sie nicht darauf hin, daß man es bei uns von jeher für keine Schande gehalten hat, wenn ein tüchtiger Mann zugleich auch ein tüchtiger Zecher war?

Die Vorstellungsreihen, die vor dem Genuß alkoholhaltiger Flüssigkeiten am häufigsten und stärksten in uns wach wurden, die uns weder im Wachen noch im Traume verließen, die den Boden unserer geheimsten Wünsche, unserer eifrigsten Bestrebungen bilden, nehmen durch sie an Intensität außerordentlich zu. In jedem Menschen gibt es solche Vorstellungen, die seinem Selbstgefühl schmeicheln, sein Ich erweitern und ihn hinwegheben über die Schranken, die sein Streben von allen Seiten einengen; dieselben treten nie ganz in den Hintergrund des Bewußtseins, selbst für den Augenblick zurückgedrängt, tauchen sie immer von neuem wieder auf. „Der Geist sucht", bemerkt Spinoza in seiner „Ethik", „soviel er vermag, Das vorzustellen, was das Vermögen der Thätigkeit des Körpers vermehrt oder erweitert. Wenn der Geist sich Das vorstellt, was das Vermögen der Thätigkeit des Körpers vermindert oder hemmt, so sucht er, soviel er vermag, die Dinge ins Gedächtniß zu rufen, welche das Dasein von jenen ausschließen. Hieraus folgt, daß der Geist sich weigert, Das vorzustellen, was sein und des Körpers Vermögen hindert oder hemmt." Im Bewußtsein des ruhigen, nüchternen Menschen tauchen neben den Vorstellungen, die das Erlangen eines ersehnten Zieles abbilden und somit das Streben nach demselben erwecken, tausend hemmende und beschwichtigende Vorstellungen auf, wie sie uns durch Erziehung und durch den Verkehr mit andern Menschen geläufig geworden. Im Rausch dagegen verbleichen diese warnenden Vorstellungen, sie treten zurück vor unsern Lieblingsvorstellungen, vor denjenigen Vorstellungen, die schon im nüchternen Zustande die lebendigsten, in uns waren und die nun wahrhaft allmächtig werden. Darum fehlt dem Rausche die Kraft der Besonnenheit. Selbst unsere Strafgesetzbücher unterscheiden, ob Jemand ein Verbrechen beging während eines zufälligen Rausches, und lassen

diesen alsdann bei Abwägung der Strafe als Milderungsgrund gelten, während sie ebenso richtig die ganze Strafe des Gesetzes auf Denjenigen werfen, der vor seiner That sich absichtlich berauscht hat, um sich, wie man es nennt, Courage zu trinken, das heißt, um einer Vorstellung solche Kraft zu verleihen, daß alle übrigen Vorstellungen, die neben dieser in der Form des Gewissens auftauchen und dem Handeln hemmend in den Weg treten könnten, dagegen ganz in den Hintergrund geschoben werden. Selbst Leute, die sonst niemals öffentlich hervortreten, reden im Rausche leicht und geläufig und ohne Spur von Verlegenheit; sie radebrechen mit Tapferkeit in fremden Zungen, in denen sie sonst keinen Satz hervorzubringen wagen. „Gelahrtheit", bemerkt schon Sir John, „ist ein bloßer Haufe Goldes, von einem Teufel verwahrt, bis Sekt sie promovirt und in Gang und Gebrauch setzt." Woher dies? Weil der Berauschte der mächtig gewordenen Vorstellung blindlings folgt; sein Gedanke wird zum Worte, bevor noch die Vorstellungen des möglichen Mislingens, der daraus entstehenden Lächerlichkeit ꝛc. hervortreten können.

Auch der Witz, den man dem Rausch mit Recht zuschreibt, entspringt aus derselben Quelle. Es gibt hier keine Bedenklichkeit mehr, ob der rasche Zungenblitz auch Diesen oder Jenen verwunde und ihn uns vielleicht zum Feinde mache; die Vorstellung, daß die Welt zwar den Witz liebt, aber nicht den Witzigen, taucht nicht auf, die Zunge bleibt ungefesselt. Auch das war dem edlen Sir John bereits bekannt; „der Sekt", sagt er, „steigt Euch in das Gehirn, zertheilt da all die albernen und rohen Dünste, die es umgeben, macht es sinnig, schnell und erfinderisch, voll von behenden, feurigen und ergötzlichen Bildern; wenn diese dann der Stimme, der Zunge überliefert werden, was ihre Geburt ist, so wird vortrefflicher Witz daraus."

Auch ruhmredig macht der Rausch. Der allgemeine Wunsch, den Jeder von uns im stillen Schrein seines Herzens trägt, besser, mächtiger, reicher, vornehmer, gelehrter, schöner zu sein als unsere Umgebung, drängt sich gewaltsam hervor. Dem Rausche fehlt die Scham, die dem Gefühl der Schwäche ihren Ursprung verdankt; der Berauschte fühlt eine Armee in seiner Faust, nicht weil der Wein die Glieder stärkt und die Kräfte des Körpers hebt — der Alkohol, so reichlich genossen, daß er berauscht, mindert vielmehr die Nerven- und Muskelkraft —, sondern weil die Vorstellungen von der größern Macht der Gegner, die den Nüchternen abhalten, seinen Kräften zu vertrauen, bei dem Berauschten keine Geltung mehr haben. Auch hier wieder kann Sir John Falstaff uns als Autorität dienen. „Diese Tapferkeit", sagt er, „kommt vom Sekt, sodaß Geschicklichkeit in den Waffen nichts ist ohne Sekt, denn der setzt sie in Thätigkeit. Es wird auch", fügt er hinzu, „aus

diesen bedächtigen Burschen niemals etwas Rechtes; denn das dünne Getränk und die vielen Fischmahlzeiten kühlen ihr Blut so übermäßig, daß sie in eine Art von männlicher Bleichsucht verfallen: sie sind gemeiniglich Narren und feige Memmen, was Einige von uns auch sein würden, wenn es nicht die Erhitzung thäte."

Nicht anders verhält es sich mit der Freude, die der Wein nach dem allbekannten Sprüchwort in des Menschen Herz ausgießt. Alle glücklichen und heitern Vorstellungen, alle unsere tiefsten und liebsten Gedanken werden durch ihn zu frohem Leben entbunden; unbegleitet von den fremden Vorstellungen, die im Nüchternen gleichzeitig mit den freudigen zum Bewußtsein kommen, erfüllen sie unsere ganze Seele; wir fühlen uns wie von Flügeln gehoben, alle Fesseln sind gefallen, es gibt keine Sorge mehr, die uns ängstigt, keinen Schmerz, der uns niederbeugt.

Wenigstens ist Der tief zu beklagen, bei dem der Wein diese beseligende Kraft nicht mehr übt. Der Wein kann Niemand umgestalten; wer so unglücklich ist, daß ihm auch in den besten Stunden seines nüchternen Zustandes das Bild einer heitern Zukunft niemals mehr vor die Seele tritt, wer auf keine Befreiung, keine Erleichterung mehr hofft, an dem hat auch der Wein seine Zauberkraft verloren. Ja er wird ihn umgekehrt noch trüber und zornmüthiger machen, weil er den innern Zustand ebenso deutlich und vollständig herauskehrt. Auch manchen schüchternen Liebhaber hat der Wein schon kühn gemacht, schon manches zärtliche Herz, das die rücksichtsvolle, die ängstliche Nüchternheit verschlossen hält, ist durch ihn geöffnet worden:

Kaum, daß ich Bacchus, den Lustigen, habe,
Kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe.

Wer aber nüchtern die Menschen nicht lieben kann, liebt sie auch im Weine nicht; „der Wein erfindet nicht, er schwatzt nur aus", oder wie ein altrabbinistisches Sprüchwort sagt: „Im Wein und im Spiel erkennt man den Menschen." Der Branntwein muß sich vielfach anklagen und verfolgen lassen, als ob er die einzige oder doch die vornehmste Ursache jener Roheit wäre, die unsern Proletarier entstellt; könnte man ihm Wein zu trinken geben, meinen unsere Philanthropen, oder auch nur gutes Bier, er würde ein gutes Stück gesitteter sein. Das ist sehr liebenswürdig gedacht, aber auch sehr falsch. Der Rausch entsteht allemal infolge des Alkohols, einerlei ob derselbe in Form von Wein oder Branntwein oder Bier genossen ist. Die Leute, die sich hier zu Lande in theuerm Wein ein Spitzchen trinken, bringen nur bessere Sitten, die sie sich durch Erziehung und Lebensweise erworben haben, mit in ihren Rausch hinein; wäre unser Proletarier nicht durch Erziehung

Digitized by Google

und Gesellschaft so verwahrlost, wie er ist, auch sein Branntweinrausch würde minder roh und gewaltthätig sein.

Platon verbot den Jünglingen, die ohnehin rasch in Wort und That sind, den Genuß des Weins gänzlich; den Männern über 40 Jahre dagegen gestattete er nicht allein den mäßigen Genuß desselben, sondern er erlaubte ihnen auch, sich von Zeit zu Zeit einen Rausch zu trinken. „Vinum lac senum", der Wein ist dem Greise, was die Milch dem Säuglinge, ist ein alter und wahrer Spruch. Doch ist er keineswegs, wie häufig geschieht, dahin zu verstehen, als ob der Wein die Kraft habe, die geschwächte Energie des abgelebten Körpers zu heben: er bestätigt nur, daß auch der Mann im hohen Lebensalter sich im leichten Rausche jugendlich-kräftig fühlt, indem er das Bewußtsein seines Alters, seiner Schwäche und alle jene tausend und abertausend Vorstellungen, die ihm im nüchternen Zustande hemmend entgegentreten, während des Rausches verliert.

Darum nennt auch die Sprache den einseitigen Enthusiasmus, der ohne rechts und links zu blicken, nur eine Vorstellungsreihe vor allen übrigen herrschen und keine andere neben dieser Raum gewinnen läßt, mit Recht einen Rausch. Ebenso wahr ist das Sprüchwort, das die Trunkenheit als einen kleinen Wahnsinn bezeichnet. Was dem Menschen im Rausche vorübergehend passirt, nämlich nur von einer Vorstellungsreihe beherrscht zu werden, das geschieht ihm im Wahnsinn dauernd; ein heiterer Wahnsinn macht oft dem Jammer unglücklicher Lebensverhältnisse ein Ende, wie ein Rausch vorübergehend das Trübsal solcher Seelen heilt, die trotz ihrer unglücklichen Lage sich die Vorstellung eines künftigen Glücks bewahrt haben.

Aber freilich bleibt auch hier die Schattenseite, die allem Irdischen beigemischt ist, nicht aus. Hat sich das Blut nach einiger Zeit der fremdartigen Beimischung großentheils entledigt, ohne doch seine normale Mischung bereits vollständig wiedererlangt zu haben, so tritt neben dem physischen auch das psychische Unwohlsein, der sogenannte „Katzenjammer" ein. Der Katzenjammer ist das gerade Gegentheil des Rausches: ein schlaffer Körper- und Geisteszustand, in dem von tausend sich durchkreuzenden blassen Vorstellungen keine einzige sich so mächtig hervorhebt, daß sie den Organismus bewältigt und aus seiner schlaffen Passivität heraushebt; die Energie, die wir im Rausch zu viel haben, fehlt uns im Katzenjammer völlig. So weiß die Natur in großen und kleinen Dingen stets das Gleichgewicht herzustellen, freilich ohne daß der Mensch, in der Einseitigkeit seines sinnlichen Triebes, darauf achtet, solange es noch Zeit ist.

Literatur und Kunst.

Die „Zehn Betrachtungen über Religion und Leben" von Theodor Parker in Boston, ins Deutsche übertragen von Dr. Johannes Ziethen, über die wir zur Zeit ihres ersten Erscheinens in diesen Blättern ausführlicher berichteten, haben beim Publicum eine so günstige Aufnahme gefunden, daß schon nach wenig Monaten eine zweite Auflage nöthig geworden. Durch diesen Erfolg ermuthigt, haben Uebersetzer und Verleger den Entschluß gefaßt, eine vollständige Uebersetzung von den sämmtlichen Schriften des berühmten Kanzelredners folgen zu lassen; der erste Band derselben ist soeben unter dem Doppeltitel: „Theodor Parker's sämmtliche Werke, deutsch von Dr. Johannes Ziethen. Erster Band: Kritische und vermischte Schriften" (Leipzig, Voigt und Günther) erschienen. Ganz gewiß ist Parker eine der interessantesten und liebenswürdigsten Erscheinungen an dem geistigen Horizonte Nordamerikas und auch uns Deutschen soll unser altes Vorrecht, neidlos, in gerechter Würdigung, alles Gute und Schöne, wo wir es finden, zu uns zu übertragen, unverkümmert und ungeschmälert bleiben. Dennoch zweifeln wir, ob diese „kritischen und vermischten Schriften" beim deutschen Publicum gerade viel Anklang finden werden. Der Verfasser gibt auch in ihnen zahlreiche Proben von seiner geistigen Schärfe, seiner strengen Wahrheitsliebe, seinem klaren Verstande, der dabei doch nichts Frostiges, nichts Einschnürendes hat, endlich auch von seiner glänzenden und glücklichen Beredtsamkeit. Dies Alles gestehen wir zu und auch den großen Beifall, welchen diese Schriften in ihrem Vaterlande gefunden, wo sie Parker's Ruf wesentlich mit begründet haben, begreifen wir vollkommen; es gibt in Amerika nicht Viele, welche praktischen und wissenschaftlichen Sinn, klarste Verständigkeit und tiefstes Gemüthsleben so glücklich vereinigen und deren geistiges Auge überhaupt so weit trägt und einen solchen Umkreis von Erfahrung und Studium beherrscht, wie es bei Parker der Fall ist. Allein für uns Deutsche enthalten diese Schriften des Neuen denn doch etwas gar zu wenig. Parker hat einen großen Theil seiner Studien, namentlich seiner theologischen, auf deutschem Boden gemacht; auch der größere Theil des vorliegenden Bandes beschäftigt sich mit bekannten deutschen Schriften, wie z. B. mit Menzel's „Literaturgeschichte", „Das Leben Jesu" von Strauß, Dorner's „Christologie" 2c. Für Denjenigen, der die amerikanischen Zustände zum Gegenstande eines besondern Studiums macht, wird es in vielen Fällen nicht ohne Interesse sein, der Art und Weise nachzuspüren, wie hier der praktische Sohn Amerikas sich die Resultate deutscher Stubengelehrsamkeit aneignet und welche Umwandlungen diese selbst dabei erleiden. Für das größere Publicum dagegen, für das die Sammlung doch eigentlich bestimmt ist, dürfte diese Arbeit wol etwas zu minutiös und unfruchtbar sein; das Publicum verlangt — und mit Recht — fertige, faßbare Resultate und deren Zahl ist in den vorliegenden Schriften, welche größtentheils zuerst als Journalartikel erschienen sind und diesen ihren Ursprung auch noch sehr deutlich an der Stirn tragen, im Ganzen genommen nur sehr gering. Am interessantesten bleibt der Autor immer, wo er sich auf rein theologischem Gebiete (nämlich soweit davon bei ihm überhaupt die Rede ist) be-

Digitized by Google

wegt. Dagegen sind seine ästhetischen Auslassungen meistentheils sehr unzulänglich; der Sinn für das Schöne scheint dem Bruder Jonathan nun einmal von Mutter Natur versagt zu sein und auch Theodor Parker, mit all seiner Beredtsamkeit und seinem ganzen schwungvollen Rationalismus, macht in dieser Hinsicht doch auch keine Ausnahme In dem umfangreichen Aufsatze über Menzel's „Deutsche Literargeschichte" (S. 33—66) werden zwar der deutschen Bildung und namentlich der deutschen Poesie viele Complimente gemacht; Parker tritt sogar als Vertheidiger Goethe's gegen Menzel auf, dessen „unmenschliche Feindschaft" er „unsinnig" nennt und eine „Schande" des ganzen Werks. Daneben jedoch debutirt er selbst ganz naiv mit nachfolgendem Satz (S. 57): „Daß Goethe als Mensch in hohem Grade egoistisch, ein Wüstling und feiner Epikuräer war, der wenig Sympathie für Das hatte, was das Höchste im Menschen ist, solange er sich nur mit Rosenknospen bekränzen konnte, wollen wir zugeben." Nun, wir dächten, wer einen solchen Satz hinzuschreiben die Stirn hat, mit dessen Kenntniß deutscher Kunst und deutschen Geisteslebens kann es nicht weit her sein, noch hat er besondern Grund, Menzel seinen „absoluten Haß" gegen Goethe vorzuwerfen. Am allerwenigsten aber können wir es billigen, daß man uns solch unverdautes Zeug noch aus der Fremde her nach Deutschland importiren will; dessen producirt der deutsche Markt schon genug, ja wir haben Mühe gehabt, ihn nur davon zu reinigen und das Publicum an eine richtigere Würdigung unserer großen Geister zu gewöhnen; über das „große Wasser" fahren, um uns diese mühsam errungene Frucht selbst wieder zu zerstören, das wäre doch wirklich eine ganz eigenthümliche Verkehrtheit. W.

Von Amely Bölte in Dresden ist eine Novellensammlung „Männer und Frauen" (2 Bände, Dessau, Katz) erschienen. Die fleißige und fruchtbare Verfasserin hat sich durch ihre frühern Schriften, besonders durch ihr „Visitenbuch eines deutschen Arztes", ihre „Deutsche Palette in London" ꝛc. bei der Kritik sowol wie beim Publicum einen geachteten Namen erworben. Und mit Recht: da sie darin neben scharfer Beobachtung und glücklicher Darstellungsgabe zugleich auch einen lebhaften und empfänglichen Sinn zeigte für die großen Fragen der Gegenwart, verbunden mit dem redlichen, wenn auch noch nicht immer ganz erfolgreichen Streben, der wahren Bedeutung derselben auf den Grund zu kommen. Auch war sie, sehr gegen die sonstige Gewohnheit unserer schriftstellernden Damen, nicht empfindlich gegen die Ausstellungen der Kritik, sondern bemühte sich im Gegentheil mit Eifer, die Fingerzeige derselben zu benutzen und ihr Talent immer reiner und vollständiger auszubilden. In der vorliegenden Sammlung ist ihr das nun nicht geglückt; dieselbe muß im Vergleich mit den frühern Leistungen der Verfasserin als ein Rückschritt bezeichnet werden. Und zwar in doppelter Hinsicht, sowol was die Form der Darstellung als was Auswahl und Erfindung des Stoffs betrifft. Mit der erstern hatte die Verfasserin auch in ihren frühern Schriften noch zu kämpfen; der widerstrebende Ausdruck wollte dem beweglichen, mitunter sogar zu beweglichen Gedanken nicht mit der Geschwindigkeit, der augenblicklichen und vollständigen Hingebung folgen, welche doch nöthig ist, um uns den Eindruck des

Kunstwerks hervorzubringen. Die Fehler des vorliegenden Werks dagegen scheinen mehr aus einer gewissen Flüchtigkeit, einer gewissen Nachlässigkeit und Uebereiltheit der Production hervorgegangen. Es gibt Naturen, welche ihre Bücher sozusagen aus dem Aermel schütteln: allein wie rasch diese Improvisationen entstehen, ebenso rasch pflegen sie auch wieder zu vergehen; die Verfasserin soll es sich lieb sein lassen, wenn sie nicht dazu gehört, bei Leibe aber soll sie den Versuch nicht machen, sich in diesen schnellfingerigen Orden einzudrängen gegen den Beruf ihrer Natur, die uns dafür zu tief, zu inhaltsvoll angelegt zu sein scheint. Mit dieser Hast und Nachlässigkeit der Form steht nun die Erfindung dieser Geschichten im seltsamsten Widerspruch. Dieselbe ist nämlich in den meisten Fällen ebenso abenteuerlich und ebenso gesucht, wie jene nachlässig ist und an das Triviale anstreifend. Die Verfasserin will gewisse Mängel im Zusammenleben der Männer und Frauen, namentlich innerhalb der Ehe schildern, zugleich mit den Mitteln, wie denselben abzuhelfen. Sie bedient sich dabei jedoch so seltsamer Voraussetzungen, die Situationen, welche sie uns vorführt, streifen alle so dicht an das Unmögliche, um nicht zu sagen ans Widersinnige, daß die gute Absicht des Ganzen sowie einzelne interessante und wohlgelungene Schilderungen darüber völlig verloren gehen. Ein wahres Muster in dieser Hinsicht, aber kein empfehlenswerthes, ist „Das verlorene Taschenbuch", zu Ende des ersten Bandes; hier wagt die Verfasserin, um eine Situation herbeizuführen, die nicht einmal den Ruhm der Neuheit in Anspruch nehmen darf, sondern in hundert Geschichten schon ganz genau ebenso vorkommt, eine der abenteuerlichsten und seltsamsten Erfindungen, und zwar mit echt frauenzimmerlicher Naivetät blos en passant, als bloße Einleitung zur eigentlichen Geschichte, ohne daß wir am Schluß derselben über den Zusammenhang des Räthsels auch nur die allergeringste Aufklärung erhalten. Auch „Die Ahnfrau" leidet an demselben Fehler, der den Leser überdies um so empfindlicher trifft, als die Unmöglichkeit nicht blos eine äußerliche historische, sondern zugleich auch eine innerliche moralische ist. Geradezu widerwärtig aber wird dies Barocke und Unnatürliche der Erfindung in „Die tugendhafte Gattin"; wir hoffen, daß die Zeit recht nahe, wo die Verfasserin sich selbst klar werden wird nicht blos über die äußerlichen Unmöglichkeiten sowie über die ästhetischen Mängel dieser Geschichte, sondern ganz besonders auch über das sittlich Abstoßende, das ihr anhaftet. mmr.

Correspondenz.

Aus Leipzig.

Mitte Mai 1854.

Unsere Messe geht mit starken Schritten zu Ende. Viele wollen zwar behaupten, sie wäre diesmal gar nicht gegangen, nur höchstens geschlichen, und die Klagen, die man allen Seiten vernimmt, von Verkäufern, Vermiethern und Wirthen, scheinen diese Ansicht zu bestätigen. Daß sie nicht besonders günstig ausfallen würde, war freilich vorauszusehen; ein langer und strenger Winter, anhaltende Theuerung der ersten und nothwendigsten

Lebensbedürfnisse, allgemeines Mistrauen in die Zukunft — das sind keine Auspicien, unter denen ein lebhafter und günstiger Geschäftsverkehr sich entwickeln kann. Den meisten Schaden hat die Verwirrung im Orient sowie der Ausbruch des Kriegs zwischen Rußland und den Westmächten angerichtet; die Kriegsfurcht hält die Capitalien zurück, Niemand wagt, sich auf größere Geschäfte einzulassen, der Producent beschränkt seine Production in der sehr richtigen Besorgniß, keine Abnehmer zu finden, während der Consument seinen Verbrauch ebenfalls auf das Nothwendigste beschränkt, theils weil die allgemeine Geschäftsstille seine Einnahmen geschmälert hat, theils um sich einen Nothpfennig für die Zukunft zusammenzusparen. Diese Verhältnisse, die sich in diesem Moment überall mehr oder weniger fühlbar machen und selbst auch den Reichsten und scheinbar Unabhängigsten nicht ganz verschonen, müssen natürlich auf einem Meßplatz, bei dem Zuströmen so verschiedenartiger Industriezweige mit doppelter Lebhaftigkeit empfunden werden. Ob der Ausfall in der Zahl der Kauflustigen im Vergleich mit frühern Jahren wirklich so beträchtlich gewesen ist, wie man behaupten hört, vermag ich nicht zu bestimmen. Daß aber manche für unsere Messe höchst wichtige Gegenden entweder gar nicht oder doch nur sehr schwach vertreten waren und daß auch die wirklich Erschienenen im Ganzen nur eine sehr schwache Kauflust mitgebracht hatten, das ist allerdings richtig. Russen und Polen, deren Bedeutung für unsere Messe zwar schon seit längerm mit jedem Jahr geringer wird, waren diesmal infolge der politischen Conjuncturen gänzlich ausgeblieben; auch Amerika war nur sehr schwach vertreten. Griechen und Türken waren zwar erschienen, doch fehlte es ihnen an baaren Geldmitteln, während die Wechsel und Anweisungen, mit denen sie sonst zu bezahlen pflegten, diesmal bei der Unsicherheit der dortigen Zustände nur schwer oder gar nicht an den Mann zu bringen waren. Auch die englischen Käufer, sonst vorzugsweise beliebt wegen ihres raschen und flotten Verkehrs, zeigten große Zurückhaltung und trugen dadurch wesentlich dazu bei, dem ganzen Markt eine flaue und niedergedrückte Stimmung zu geben. Verhältnißmäßig am besten soll das Geschäft noch in wollenen und halbwollenen Waaren sowie in Leder gegangen sein; die Vorräthe von letzterm waren gering, besonders die gute Waare, und wurde in wenigen Tagen rasch und zu hohen Preisen geräumt. In allen andern Stücken dagegen sollen selbst die geringen Erwartungen, mit denen man der Messe entgegensah, unbefriedigt geblieben sein; so namentlich in Luxuswaaren, wozu bei der winterlichen Kälte dieses Frühjahrs bisjetzt auch noch die Sommerwaaren zu rechnen sind.

Am meisten hat unter diesen Umständen natürlich der Kleinhandel gelitten. Derselbe ist in guten Zeiten weit wichtiger und umfangreicher, als man denkt; namentlich unter den kleinen Fabrikanten der Umgegend gibt es Viele, für die der Ausfall der leipziger Messe geradezu eine Frage der Existenz ist. Den meisten Absatz finden sie unter den Fremden aus der Nachbarschaft, für welche ein Tag auf der leipziger Messe ein hergebrachtes Vergnügen ist; besonders den Frauen des Mittelstandes wird es sozusagen gleich beim Abschluß der Ehepacten garantirt, wie ehedem unter den Bauern das Aderlassen. Um diesem Vergnügen nun zugleich den Anschein von etwas Nöthigem und Nützlichem zu geben, sparen sie sich für diese Gelegenheit eine Menge von kleinen Einkäufen auf, die sie zwar in den meisten Fäl-

len zu Hause ganz so gut machen könnten: aber wie gesagt, es ist eine Beruhigung für das Gewissen der guten Leute, die nun keine Vergnügungs-, sondern eine Geschäftsreise zu machen glauben, und unter allen Umständen hat der leipziger Markt Vortheil davon. Aber auch in der Zahl dieser Besucher soll sich diesmal eine merkliche Abnahme gezeigt haben, woran außer der allgemeinen Ungunst der Zeit wol auch das Wetter einigen Antheil hatte, das größtentheils kalt und trübe war; selbst der „preußische Bußtag", der uns sonst immer ganze Scharen von Besuchern zuführt, ging diesmal ziemlich geräuschlos vorüber. Daß auch die Wirthe und die Sehenswürdigkeiten keine sehr glänzenden Geschäfte gemacht, versteht sich danach von selbst. Auch war Zahl und Werth der letztern diesmal auffallend gering. Den meisten Zuspruch fand noch die große Kreuzberg'sche Menagerie, die aber auch in der That sowol durch die Pracht und Menge ihrer Exemplare wie durch die bewunderswerthe Zähmung ihrem alten Rufe Ehre macht. Auch ein französischer Taschenspieler, ein Professor Robin, wurde von Denen, welche seinen Vorstellungen beigewohnt, lebhaft empfohlen; da ich zu diesen Glücklichen nicht gehöre, so vermag ich den Werth dieser Empfehlung nicht zu beurtheilen. Was übrigens an Kunstreitern, Seilspringern und Aehnlichem vorhanden war, erhob sich nicht über das Gewöhnliche, wie man es auf allen Jahrmärkten und Schützenfesten antrifft; ein großes Rundgemälde, das unter dem etwas gesuchten Titel „Dreitausend Jahre Weltgeschichte" eine recht gute Uebersicht über die wichtigsten Entwickelungsmomente der Culturgeschichte darbot, hätte zahlreichern Besuch verdient, als ihm von der leichtfertigen Menge zutheil ward. Dem Theater verschaffte Mitterwurzer aus Dresden einige gefüllte Häuser; das Uebrige war flau, wie wir es hier nachgerade gewohnt sind, und wurde auch vom Publicum mit entsprechender Flauheit aufgenommen.

Gegenwärtig haben die meisten Fremden uns längst verlassen und die Stadt kehrt allmälig zu ihrem gewohnten Aussehen zurück; nur die Buchhändler, diese letzten und spätesten unserer Meßgäste, sind noch beisammen. Mit Vergnügen höre ich, daß die Geschäfte derselben sich im Allgemeinen weit besser abwickeln, als man fürchtete. Ueberhaupt, was man im Einzelnen auch gegen die Richtung des deutschen Buchhandels sagen mag — und in der That spiegelt er doch nur immer die Richtung des Zeitgeistes wieder —: so viel ist gewiß, daß die deutsche Handelswelt in dem Buchhandel ein Corps besitzt, von einer Solidität und einer Geschäftstreue, wie man es gewiß in keinem zweiten Handelszweige von dieser Ausdehnung und ganz besonders von dieser Leichtigkeit des Credits wiederfindet. Das ist auch die wahre Bedeutung der Buchhändlermesse; ihre geschäftliche Wichtigkeit existirt nur noch in den Traditionen der Vergangenheit: aber die moralischen und intellectuellen Bande, welche die Buchhändler von einem Ende Deutschlands zum andern verknüpfen, erhalten sich durch diese persönlichen Zusammenkünfte in immer neuer Frische und Lebendigkeit. — Von literarischen Celebritäten, die uns bei Gelegenheit der Messe mit ihrem Besuch erfreuten, nenne ich nur Berthold Auerbach aus Dresden und Heinrich Koenig aus Hanau. Beide erfreuten die zahlreichen Freunde, welche sie hier haben, durch Frische des Geistes und Rüstigkeit der Gesundheit; namentlich schien Auerbach die Nachwehen der schweren Krankheit, welche ihn vorigen Herbst auf der Rückreise von Italien

befiel, vollständig verwunden zu haben. — Unter den einheimischen Schriftstellern herrscht, wie es um diese Jahreszeit allemal der Fall ist, ziemliche Stille; man ruht sich aus von der winterlichen Arbeit, faßt neue Pläne und sucht den Buchhändlern, welche mit Schrecken die Schlappen überrechnen, die sie während des letzten Jahres erlitten haben, neuen Muth und neue Speculationslust einzuflößen. Doch soll Gustav Kühne an einem größern Romane arbeiten „Die Freimaurer"; derselbe wird als Bestandtheil der Müller-Meidinger'schen „Deutschen Bibliothek" erscheinen. Auch Gerstäcker hat einen neuen Roman unter der Feder, in welchem besonders der Unfug der Pfaffen und Pharisäer gegeißelt wird. Leider wird der Aufenthalt des liebenswürdigen, kernhaften Verfassers in unserer Stadt nur noch von kurzer Dauer sein; schon im nächsten Herbst wird er nach Thüringen übersiedeln, theils aus Liebe zur Natur, theils um seiner Jagdlust besser fröhnen zu können. Gustav Freytag hält seine gewöhnliche Villeggiatur auf seinem Gütchen in Siebeleben bei Gotha; er soll ebenfalls an einem Roman arbeiten. Robert Gieseke, dessen „Johannes Rathenow" kürzlich auf unserer Bühne gegeben ward, ohne jedoch mehr als einen succès d'estime zu erreichen, hat die Redaction der „Novellenzeitung", bei der er schon bisher beschäftigt war, übernommen. Arnold Schloenbach hat seinen „Der letzte König von Thüringen" umgearbeitet und wird ihn in dieser veränderten Gestalt demnächst im Buchhandel erscheinen lassen. — Das Sommertheater, das im vorigen Jahre so vielen Beifall fand, ist seit einigen Tagen wieder eröffnet; wenn die Abende indeß so kühl bleiben wie bisjetzt, so wird das Geschäft, und nur darauf ist es ja bei dem ganzen Unternehmen angelegt, diesmal nicht besonders glänzend werden.

Ueber die politischen Fragen des Tages enthalte ich mich zu schreiben, weil ich ja doch von hier aus nichts Neues darüber melden könnte. Eine eigene Politik zu führen oder auch nur eine fremde Politik auf entscheidende Weise zu unterstützen, ist Sachsen bekanntlich nicht in der Lage, und die tausenderlei Gerüchte, die hier täglich auftauchen, eines immer abenteuerlicher und ungereimter als das andere, besonders während der Meßzeit, können höchstens als Localneuigkeiten interessiren. Die Stimmung des Platzes im Allgemeinen glaube ich richtig zu charakterisiren, wenn ich behaupte, daß nur Wenige sind, welche die Erhaltung des Friedens nicht wünschten, aber noch Wenigere, nämlich Niemand, welche dieselbe für möglich hielten. Darum ist man bei uns auch, trotz der preußischen Sympathien, die uns sonst schuldgegeben werden, auf die Politik, welche Preußen in der orientalischen Angelegenheit befolgt, nur schlecht zu sprechen; durch seine angebliche Neutralität, behauptet man, sei die Gefahr des verderblichsten Kriegs für ganz Deutschland erst recht nahegerückt; ja man will wissen, daß Rußland ohne die Gewißheit dieser Neutralität, die vielleicht sogar noch Verhängnißvolleres im Schoose trägt, den Foderungen der Großmächte schon längst hätte nachgeben müssen, sodaß also Preußen in letzter Instanz für das ganze Elend der gegenwärtigen aussichtlosen Verwickelung verantwortlich wäre. Wider Willen und so wenig wie man bei uns daran gewöhnt ist, wendet sich das Auge unter diesen Umständen nach Oestreich. Die Ansprüche, die man an die östreichische Politik macht, waren von jeher geringer, und auch im jetzigen Augenblick macht man sich bei uns keine Illusionen darüber; aber dafür ist

sie auch nicht den Schwankungen unterworfen, wie es leider mit Preußen der Fall ist. — Eben da ich diesen Brief schließen will, verbreitet sich das Gerücht von einer bedeutenden Mobilmachung Oestreichs; die Aushebung von 95,000 Rekruten soll anbefohlen, der Krieg gegen Rußland so gut wie erklärt sein. Wie viel an diesem Gerüchte wahr und wie viel übertrieben oder ganz erfunden ist, wird sich bis dahin, daß diese Zeilen im Druck erscheinen, längst ergeben haben. Einstweilen ist die augenblickliche Aufregung, welche dasselbe bei uns hervorbringt, außerordentlich; für die Freunde Preußens hat sie jedoch wenig Schmeichelhaftes. Wir gedenken des alten Spruches: Volentem fata ducunt, nolentem trahunt; möge Letzteres für Deutschland wenigstens gnädig abgehen!

Notizen.

Unsere neuliche Notiz von einem demnächst zu erwartenden fünften Band der Auerbach'schen „Dorfgeschichten", beruht, wie wir nachträglich erfahren, auf einem Irrthum: nicht mit einer Fortsetzung seiner „Dorfgeschichten" ist der Dichter beschäftigt, sondern mit einer Umarbeitung seines im Jahre 1837, also sechs Jahre vor den „Dorfgeschichten" erschienenen Romans „Spinoza". Gutzkow arbeitet an einem neuen Stück; auch soll er einen neuen Roman unter der Feder haben, der gleich den „Rittern vom Geiste" nicht weniger als neun Bände umfassen wird. Von Paul Heyse wird, wie das „Berliner Kunstblatt" meldet, eine Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel „Hermen" vorbereitet; an neuen Stücken wird dieselbe „Zwölf Idyllen aus Sorrent" nebst einem größern Gedicht „Perseus" enthalten. Moleschott in Heidelberg arbeitet an einer „Physiologie für Gebildete"; dieselbe soll in zwei starken Bänden mit zahlreichen Abbildungen erscheinen. Auch von Heideloff in Nürnberg, dem ehrwürdigen Veteranen der deutschen Baukunst, wird ein neues interessantes Werk vorbereitet: „Die Kunst des Mittelalters in Schwaben; Denkmäler der Baukunst, Bildnerei und Malerei", ebenfalls mit zahlreichen Abbildungen.

In Stuttgart ist der Obermedicinalrath Karl Eberhard Schelling, ein Bruder des Philosophen, gestorben. Derselbe galt in früherer Zeit als einer der berühmtesten Augenärzte Deutschlands; auch als Schriftsteller hat er sich vielfach bekannt gemacht, sowol im medicinischen wie im philosophischen Fach, im letztern namentlich als eifriger Anhänger seines Bruders. Er war 1783 geboren, also acht Jahr jünger als sein berühmter Bruder. — Aus England wird der Tod James Montgomery's gemeldet, eines geachteten Lyrikers, der besonders im ersten Viertel des Jahrhunderts durch seine freisinnigen Gedichte sowie durch die wiederholten Verfolgungen, die er deshalb von Seiten der Regierung zu bestehen hatte, Aufsehen erregte. Doch hinderte das nicht, daß er am Abend seines Lebens eine Pension von der Königin erhielt und zwar, wie ihm nachgerühmt wird, ohne deshalb seine politische Farbe gewechselt zu haben. Die letzte und vollständigste Sammlung seiner Gedichte erschien 1851.

Digitized by Google

Zwei wichtige Erscheinungen unserer ältern Literatur sind: Thomas Murner's „Ulenspiegel", herausgegeben von J. M. Lappenberg (Leipzig, T. O. Weigel) und Sebastian Brant's „Narrenschiff", herausgegeben von F. Zarncke" (Leipzig, G. Wigand). Beide Werke sind mit ungemeinem Fleiß gearbeitet und erschöpfen ihre Aufgabe vollständig; namentlich bringt das Lappenberg'sche Buch in zahlreichen Excursen, eine Menge neuer und wichtiger Aufschlüsse über den Dichter, der durch sein Werk nicht weniger als durch seine Persönlichkeit zu den interessantesten aber auch schwerverständlichsten Erscheinungen seiner Zeit gehört. Auch die Ausstattung beider Werke ist vorzüglich und liefert einen neuen Beweis für den Kunstsinn der Verleger.

Griepenkerl's „Ideal und Welt" ist in Weimar mit lebhaftem Beifall aufgenommen worden: ein Erfolg, der nicht nur mit dem poetischen Werth, sondern auch mit dem sonstigen Schicksal des Stücks in überraschendem Widerspruche steht und an dem daher der ungemeine Fleiß und die große Umsicht, mit der es vom Oberregisseur Marr in Scene gesetzt worden, vermuthlich den größten Antheil hat. — Auf dem Burgtheater in Wien ist Shakspeare's „Antonius und Kleopatra" aufgeführt worden. Der erste Versuch mit dem Stück wurde vor einigen Jahren in Dresden gemacht, und auch in Wien hat das Gastspiel einer dresdener Künstlerin, der Frau Bayer-Bürck, Veranlassung zu dem interessanten und, wie hinzugesetzt wird, wohlgelungenen Wagstück gegeben. Nicht so glücklich ist ein Versuch ausgefallen, den man auf dem Königstädtischen Theater in Berlin mit der „Tatarischen Gesandtschaft" von Franz Kugler gemacht hat, einem ältern Lustspiel des Dichters, das sich auch bereits in seinen „Gesammelten Werken" findet, sich jedoch, wie die meisten Stücke des Verfassers, besser zur Lecture als zur Darstellung eignet.

Hoffmann von Fallersleben ist von einer größern wissenschaftlichen Reise nach Holland und Belgien in Weimar eingetroffen, wo er seinen dauernden Aufenthalt zu nehmen gedenkt. Eine interessante Sammlung zur deutsch-lateinischen Mischpoesie, die er unter dem Titel „In dulci jubilo" veranstaltet hat, und die von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart reicht, hat soeben bei Rümpler in Hannover die Presse verlassen. Ebenso die zweite Abtheilung seiner „Geschichte des deutschen Kirchenliedes" sowie eine Fortsetzung und theilweise Umarbeitung seiner „Horae belgicae" wird demnächst folgen. Dagegen verlautet über die Zeitschrift, die er in Weimar in Gemeinschaft mit Oskar Schade herauszugeben gedenkt, noch nichts Genaueres. — Otto Roquette ist von Berlin, wo er sich während der letzten Jahre aufhielt, nach Dresden übergesiedelt; er soll mit einem neuen größern erzählenden Gedicht beschäftigt sein.

Seit Einführung des Zeitungsstempels in Preußen kann der Absatz der preußischen Zeitungen bekanntlich sehr genau controlirt werden. So brachten die öffentlichen Blätter kürzlich über den Absatz der berliner Zeitungen eine Notiz, der wir Folgendes entnehmen. An der Spitze steht noch immer die „Vossische Zeitung" mit mehr als 12,000 Exemplaren: eine bedeutende Zahl, aber doch immer nur knappe zwei Drittel von Dem, was sie in

vormärzlicher Zeit absetzte. Ihr zunächst folgt ihre alte Nebenbuhlerin und ehemalige Mitherrscherin im Reich der berliner Presse, die sogenannte „Spener'sche Zeitung", mit fast 8000. Die „Zeit", die erst vor kurzem als officiöses Blatt gegründet ward, aber in dieser kurzen Zeit schon mancherlei Wechsel in Richtung und Redaction erlebt hat, setzt über 6000 Exemplare ab, während die „National-Zeitung" es nahe an 6000 bringt. Den kleinsten Absatz unter den größern berliner Zeitungen hat die „Neue Preußische", nämlich etwas über 5000 Exemplare. Im Allgemeinen hat der Absatz sämmtlicher berliner Blätter im laufenden Quartal zugenommen, eine Erscheinung, die bei der Wichtigkeit der politischen Situation sehr natürlich ist und sich ohne Zeifel überall in Deutschland in ähnlicher Weise wiederholt.

Von A. von Minutoli, dessen „Altes und Neues aus Spanien" erst unlängst in diesen Blättern besprochen ward, ist schon wieder ein neues Werk erschienen: „Die canarischen Inseln, ihre Vergangenheit und ihre Zukunft" (Berlin, Allgemeine Verlags-Anstalt). Auch die seit längerer Zeit erwarteten „Gesammelten Werke" von Robert Schumann haben soeben in vier Bänden (Leipzig, G. Wigand) die Presse verlassen. Andere bemerkenswerthe Neuigkeiten des Buchhandels sind: „Für stille Abende. Gesammelte Erzählungen von A. Widmann" (Berlin, Franz Duncker); Bruno Bauer, „Rußland und England" (Charlottenburg, Bauer); A. Herzen, „Rußlands sociale Zustände" (Hamburg, Hofmann und Campe). Von Hammer-Purgstall's „Literaturgeschichte der Araber" (Wien, Gerold) ist der fünfte Band, vom Archivrath Beck in Gotha, eine interessante Schrift über „Ernst II., Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg als Pfleger und Beschützer der Wissenschaft und Kunst", mit zahlreichen, bisher noch ungedruckten Briefen von Goethe, Merk, Blumenbach, Heyne rc. (Gotha, J. Perthes), erschienen.

In einem unlängst zu Wien erschienenen Schriftchen zu Ehren Hebbel's: „Friedrich Hebbel. Eine Charakteristik von Emil Kuh", auf das wir wol gelegentlich zurückkommen, wird Professor H. Hettner in Jena als Verfasser des Artikels über das neuere deutsche Drama in der Brockhaus'schen „Gegenwart" bezeichnet und für die darin ausgesprochenen Urtheile über Hebbel verantwortlich gemacht. Es ist dies einer der zahlreichen Fehlgriffe, welche dem Verfasser in seinem mehr gut gemeinten als geschickten Eifer begegnet sind; der in Rede stehende Artikel, der übrigens zu dem Besten gehört, was über unser modernes Drama geschrieben ist, stammt, wie wir aus guter Quelle versichern können, keineswegs aus der Feder des Hrn. Hettner, vielmehr dürfte der Verfasser, allen Anzeichen nach der nämliche, von dem auch der vortreffliche Artikel über den modernen deutschen Roman herrührt, unter unsern jungen Dramatikern selbst zu suchen sein.

Berichtigung.

In dem Artikel von Fallmerayer „Byzantinisches aus München" ist in Nr. 18 des „Deutschen Museum" S. 645 ἐλεεινὸν statt ἐλεεῖνὸν zu lesen; ebenso in Nr. 19, S. 681 und 684 ψιλός statt ψίλος, auch S. 688 Dropo statt Drogo.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Die Gegenwart.

Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Der soeben erschienene neunte Band (Heft 97—108) enthält folgende Aufsätze:

Die Landwirthschaft in ihrer wissenschaftlichen Epoche. — Die Häupter der ungarischen Revolution. — Neuere Fortschritte des Fabrikmaschinenwesens. Zweiter Abschnitt. — **Die deutsche Nationalversammlung.** Dritter Abschnitt. Vom frankfurter Septemberaufstand bis zur Auflösung des Rumpfparlaments zu Stuttgart. — **Der neue deutsche Roman. — Das Großherzogthum Oldenburg in seinen öffentlichen Zuständen. — Demokratie und Aristokratie. — Griechenland im letzten Jahrzehnd. — Hamburgs Verfassungskämpfe während der letzten zehn Jahre. — Die Pyrenäische Halbinsel in ihren gegenwärtigen Zuständen. — Preußen seit Ende 1850 bis Mai 1851. — Die Chemie auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte.** Dritte Abtheilung. Die Chemie in ihrem Einflusse auf Kunst, Gewerbe und Ackerbau. — **Die Strafgewalt und das Strafrecht des Staats** und die in diesem bestehenden Systeme in ihrem organischen Zusammenhange und in ihrer gegenseitigen Beziehung. — **Frankreich seit der Junikatastrophe von 1848 bis zum Staatsstreich vom 2. December 1851.**

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Jeder Band kostet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

☛ Indem wir dem Publicum den neunten Band der „Gegenwart“ übergeben, fügen wir die Bemerkung hinzu, daß sich das Werk, als eine encyklopädische Darstellung der zeitgeschichtlichen Hauptmomente, mehr und mehr seinem Abschlusse nähert. Nach einem genauern Ueberschlage, der jetzt erst, nachdem der größere Theil des Unternehmens ausgeführt ist, mit einiger Sicherheit unternommen werden konnte, dürften etwa drei Bände erfoderlich sein, um in bisheriger Weise noch diejenigen Gegenstände zu behandeln, welche in einem solchen Rundgemälde der Zeitgeschichte nicht fehlen dürfen. **Das Werk wird demnach im Ganzen zwölf Bände umfassen und wahrscheinlich bis Ende künftigen Jahres vollständig in die Hände des Publicums gelangen.**

Leipzig, im Mai 1854. **F. A. Brockhaus.**

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bequignolles (Hermann von), **Die Katzensteiner.** Drama in 5 Aufzügen. 8. Geh. 1 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 23.** 1. Juni 1854.

Inhalt: Englands auswärtige Politik und die öffentliche Meinung in Deutschland. Von **Lothar Bucher.** — Die Mönchschronik von Athen. Von **Ludwig Roß.** — Petersburger Schildereien. Von **Aurelio Buddeus.** I. — Literatur und Kunst. („Schwedens Dichterhain". — Bequignolles, „Die Katzensteiner". — Menzel, „Die Aufgabe Preußens 1854"; „Der russische Krieg und die deutsche Neutralität"; Christophilos Alethes, „Die Lage der Christen in der Türkei und das russische Protectorat"; „Actenstücke der russischen Diplomatie. Herausgegeben und eingeleitet von Paalzow"; „Der Krieg gegen Rußland im Jahre 1854".) — Correspondenz. (Aus Zürich: — Aus Thüringen.) — Notizen. — Anzeigen.

Englands auswärtige Politik
und
die öffentliche Meinung in Deutschland.

Von
Lothar Bucher.

Seit man sich in Deutschland angelegentlicher mit England beschäftigt, seit namentlich die deutschen Zeitungen mehr thun als „Galignani's Messenger" excerpiren, also etwa seit dem Jahre 1850, waren die Verhältnisse ganz dazu geschaffen, unrichtige Vorstellungen zu verbreiten über die auswärtige Politik Englands und über die Einflüsse, welche diese Politik bestimmen. Die Tagespresse beschäftigt sich, wie das in der Ordnung ist, mit den Ereignissen des Tages. Um ein einzelnes Ereigniß zu würdigen, muß man in die Breite und in die Tiefe gehen, ich meine seinem Zusammenhange mit gleichzeitigen und vorangegangenen Erscheinungen nachspüren oder noch besser diesen Zusammenhang schon vorweg beherrschen. Um über ein Ereigniß zu reden und zu schreiben, ist das allerdings nicht nöthig. Man hatte in Deutschland noch die Erinnerung an die Schlacht bei Belle-Alliance und dazu die

Google

sehr erklärliche Neigung, einem Lande, das keine rettenden Thaten, keine Revisionen, Octroyirungen, Disciplinargesetze und Belagerungszustände hatte, in dem man wenigstens dergleichen nicht sah, auch in der auswärtigen Politik das Gegentheil von Dem zuzutrauen, was man in der Heimat unangenehm empfand. Die Correspondenz zwischen dem Reichsverweser, dem Grafen Westmoreland und verschiedenen deutschen Regierungen war noch nicht publicirt — und beiläufig bemerkt auch seit der Publication scheint kein Mensch in Deutschland sie gelesen zu haben. Im Parlament und in der Presse wurde hier noch 1850 gar erbaulich über die „Annäherung der deutschen Institutionen an die englischen" geschwatzt. Man bekam zu lesen, daß „an hoher Stelle edle Herzen warm für die deutsche Sache schlugen". In den Depeschen des Grafen Westmoreland ist von nichts als von Soldaten, Bruch mit der Revolution, Herstellung der Ruhe und Ordnung und andern höchst conservativen Gegenständen zu lesen. Von dem geheimen Memorandum von 1844, welches das intimste Einverständniß zwischen England und Rußland über die wichtigste Frage herstellte, zu Anfang des Jahres 1848 im Begriff stand ausgeführt zu werden (worüber ein ander mal Genaueres), und sehr natürlich auch die Behandlung geringerer Fragen afficiren mußte, hatten nur Diejenigen eine Ahnung, welche die englischen Blätter aus dem Jahre 1844 nachgelesen hatten, und deren waren nicht viel. Lord Minto hatte von verschiedenen Balconen in Italien „political and religious liberty all over the world" gepredigt. Lord Palmerston hatte die ungarischen Flüchtlinge gerettet. Admiral Parker hatte in der Person des Königreichs Griechenland die Russen gehörig abgeprügelt. Die papal aggression veranlaßte einen Ausbruch von religiösem, Kossuth's Ankunft von politischem Freiheitssinn. Der Graf Ficquelmont schrieb ein Buch gegen Palmerston, und die ganze reactionäre Meute klaffte nach, was er gesagt. Haynau bekam in England Prügel und keine Entschädigung. Verschiedene Engländer bekamen auf dem Festlande Prügel oder Aehnliches und Entschädigung. England verweigerte die Ausweisung der Flüchtlinge. Die „Times" war sehr tugendhaft entrüstet über den pariser Staatsstreich. Lord Palmerston kokettirte mit den Flüchtlingen. Das wird es ungefähr sein, was man zu hören bekommt, wenn man einen Anglomanen fragt, auf welchen Thatsachen seine Ansichten ruhen. Das habe ich kürzlich von einem zeitweise hier verweilenden Landsmann gehört, der gewiß als ein fair specimen von deutschem Liberalen gelten kann. Wie steht es nun mit diesen Thatsachen? Die Sache ist so ernst, daß sie wol einen Rückblick verdient.

Also wie steht es mit Sicilien und Neapel? Die Zuhörer von Lord Minto klirren mit ihren Ketten, Hr. Gladstone schreibt darüber

einen Brief an den Grafen Aberdeen, und die englische Regierung hat eine viel zu hohe Achtung vor der Selbständigkeit der neapolitanischen, als daß sie sich in deren innere Angelegenheiten, namentlich „die Rechtspflege" mischen sollte. Folgt die Rettung Kossuth's durch Palmerston. Es ist ein Skandal für unser Zeitalter, daß dieser Humbug noch immer spukt, und es ist ein gutes Werk, ihn endlich zu begraben. Palmerston's Thätigkeit für Ungarn ist nach den veröffentlichten Depeschen folgende — was die Lücken und Sterne in den Depeschen repräsentiren, weiß ich nicht. Man beachte die Daten.

Am 11. Mai 1849 sagt Palmerston im Unterhause: „Ihrer Majestät Regierung hat heute von dem Geschäftsträger in Wien die Mittheilung erhalten, daß in einem (sic) Kriege zwischen Oestreich und Ungarn die östreichische Regierung die russische um militärische Unterstützung angegangen, daß das Ansuchen Gehör gefunden hat und im Begriff steht erfüllt zu werden. Ihrer Majestät Regierung hat keine Schritte gethan, ihre Vermittelung zwischen Oestreich und Ungarn anzubieten, und die östreichische Regierung hat kein Verlangen nach einer solchen Vermittelung."

Am 14. Juli empfängt er von Lord Ponsonby aus Wien die Nachricht, „daß die Operationen der östreichischen und der russischen Armee in Ungarn mit Nachdruck betrieben werden und daß ein baldiges Ende des Bürgerkriegs mit Zuversicht zu erwarten ist". Am 21. Juli erhält er die Nachricht, „daß die Hauptstadt Ungarns ohne Widerstand eingenommen ist". In der Nacht vom 21. zum 22. Juli spricht er im Unterhause von dem „peinlichen Anblick" und „wünscht dringend, daß dieser große Kampf durch eine freundschaftliche Einigung zwischen den streitenden Parteien beendet werde, die auf der einen Seite dem Nationalgefühl der Ungarn Genüge thue und auf der andern Seite nicht dem östreichischen Staate ein zweites Polen bereite". An den folgenden Tagen erhält er die Berichte über die Fortschritte der Russen und Oestreicher. Am 30. Juli trifft eine Depesche von Ponsonby ein, daß Alles so gut als vorüber sei, Bem zwei mal geschlagen, Görgei auf dem Rückzuge, seine Leute zu Tausenden desertirend, „und nirgends weiter eine erhebliche ungarische Truppenmacht im Felde". Unterm 1. August schreibt er an Lord Ponsonby: „Sollten Sie Grund haben zu glauben, daß die friedliche Intervention einer dritten Macht in irgend einer Beziehung der östreichischen Regierung zusagen, irgend welche Schwierigkeiten beseitigen werde, so sind Sie ermächtigt, ihr zu verstehen zu geben, daß es Ihrer Majestät Regierung großes Vergnügen machen werde, ohne den geringsten Verzug jeder Mittheilung zu entsprechen, die sie über die Wünsche des östreichischen Cabinets empfangen wird."

Google

Ponsonby konnte diesen Auftrag nicht ausrichten, „weil Se. Durchlaucht der Fürst Schwarzenberg am Abend vor dem Eintreffen der Depesche nach Warschau abgereist war". Unterm 22. und 24. August beglückwünschen Brunnow und Palmerston sich wegen der Uebergabe von Vilagos. Am 28. August ersucht Palmerston die östreichische Regierung, ihren Sieg mit Mäßigung zu benutzen, und erhält als Antwort das Ersuchen, gefälligst vor der eigenen Thür zu fegen und die Jonier nicht mehr peitschen zu lassen. Das ist die actenmäßige Geschichte der englischen Verwendung für Ungarn.

„Aber die Rettung Kossuth's?!" — Am 25. August verlangt Oestreich in Konstantinopel die Auslieferung, einige Tage später Rußland. Die Pforte weigert sich. Abbruch der diplomatischen Verhandlungen. Die Pforte fragt Stratford, ob sie auf die thätliche Unterstützung Englands zu rechnen habe. Stratford „hat keine Ermächtigung, die Flotte zu benutzen". Die Pforte schickt Fuad-Effendi nach Petersburg, um eine Verständigung zu versuchen und eventuell zu erklären, daß der Sultan es auf den Krieg, auch allein, ankommen lasse. Fuad-Effendi trifft am 16. October in Petersburg ein; Lord Bloomfield „hat keine Instructionen". Fuad-Effendi erhält die Zustimmung des Kaisers dazu, daß die Flüchtlinge nur internirt werden sollen. Das „Journal de St.-Petersbourg" zeigt am 19. an, daß der türkische Gesandte freundlich aufgenommen und daß ein guter Erfolg seiner Mission zu erwarten sei. Am 1. October erfuhr Palmerston den Abbruch der diplomatischen Beziehungen in Konstantinopel; am 6. beauftragt er Bloomfield, die Partie der Pforte zu nehmen gegen alle ihre Selbständigkeit bedrohenden Zumuthungen, schickt ihm auch Abschrift der an den Admiral Parker erlassenen Instructionen. Diese Depesche trifft am 19. ein; als Bloomfield sie übergeben will, verweist Nesselrode ihn auf das „Journal de St.-Petersbourg" und erklärt, „daß Rußland nie das Princip einer fremden Einmischung in seine Beziehungen zur Pforte dulden werde". Bloomfield behält seine Depesche in der Tasche. Die Instructionen Parker's gingen dahin, die ungarischen Flüchtlinge an Bord zu nehmen, falls sie keine andere Beförderung finden könnten. Er lief, nachdem die Sache in Petersburg bereits abgemacht war, man weiß nicht, ob des Wetters wegen oder um eine Demonstration zu machen, ein Stückchen in die Dardanellen hinein, und — so sagte Graf Aberdeen 1850 in der griechischen Debatte — „wir hatten uns deswegen bei der russischen Regierung zu entschuldigen und zu versprechen, daß dergleichen nicht wieder vorkommen solle." Das ist die Rettung Kossuth's, wegen deren allerdings einige unwissende Spießbürger Londons den edeln Lord becomplimentirt haben. Er war viel zu liebenswürdig, die guten Leute durch Ablehnung der Complimente zu kränken und lächerlich zu machen. Einen der Gratulanten

habe ich öffentlich sich selbst, mit Worten, ein paar Maulschellen geben sehen wegen seiner damaligen „Dummheit". Ich glaube nicht, daß die Thatsache in die deutschen Blätter gekommen ist. Sie paßt nicht zu der politischen Metaphysik, die man sich hier mit Verachtung der Thatsachen zurechtgemacht hat. Ueber die Erfolge der Pacifico-Geschichte brauche ich wol kein Material beizubringen. Facta loquuntur. Bei den Ovationen für Kossuth, welche die Arbeiter ernst meinten und heute wiederholen würden, führte Hr. Cobden das große Wort; man vergleiche seine diesjährigen Reden. Das Asylrecht ist ein Grundsatz der englischen Politik und hat mit Rußland zu keiner ernsten Collision geführt. Rußland weiß, daß die in England lebenden Polen nichts machen können, und benutzt sie nur zu Zeiten als Schreckbilder für andere, nervösere Leute. Die nähere Geschichte des Flüchtlingslärms scheint auch wenig bekannt zu sein. Ludwig Napoleon brauchte im Herbst 1851 das Flüchtlingsgespenst als Theaterdecoration für den Staatsstreich und eröffnete den Reigen mit einer Reclamation. Die andern Mächte kamen im December unter der Anführung Rußlands hinterher. Frankreich hatte sich inzwischen schon befriedigt erklärt und verwahrte sich ausdrücklich gegen die Solidarität mit der Solidarität der conservativen Interessen, der man in dem Chor von Reclamationen einen Ausdruck geben wollte. Palmerston's Koketterie mit den Flüchtlingen besteht darin, daß er einer Dame, Mistreß M. G., gesagt, er möchte Kossuth wol sehen: eine Notiz, die Kossuth erhielt und zu den Acten schrieb, da er inzwischen das Blaubuch über Ungarn gelesen hatte. Es kann unter den obwaltenden Verhältnissen nicht überflüssig sein, über diese Dinge einmal die nüchterne Wahrheit zu sagen; was daraus folgt, ist eine Sache für sich. Ich gebe Facta, der Leser mag urtheilen; die Anglomanen mögen nachweisen, daß die Thatsachen unrichtig oder daß sie irrelevant sind. Ist es aber überhaupt richtig, in einer so gewaltigen Krisis, wo die alten Bande zwischen den Regierungen reißen, wo Jeder gegen Jeden mistrauisch ist, wo der Eifer, mit dem man die Verhältnisse durch Verträge niet- und nagelfest zu machen sucht, doch sprechend beweist, daß man neue Combinationen, andere Gruppirungen fürchtet, wo die Worte mehr als je gebraucht werden, um die Gedanken zu verbergen — ist es da richtig, die Politik eines Staats wie England nach den Erscheinungen der letzten Jahre oder nach dieser und jener Persönlichkeit zu beurtheilen? Ich spreche jetzt nicht davon, ob England es ehrlich meint mit der Türkei. Ich meine nur, man soll nicht sagen, daß England immer oder in der Regel der Vorkämpfer der Freiheit und Civilisation gegen Tyrannenwirthschaft und Barbarenthum gewesen, wenn dies notorisch nicht der Fall ist. Die englischen Blätter druckten beifällig einen Artikel ab, in dem man sehr romantisch die Königin Victoria

Google

an der Spitze der europäischen Völker gegen Rußland ziehen ließ und dabei an die frühern Königinnen Englands erinnerte. Die Geschichte lehrt aber — freilich muß sie aus andern als englischen Quellen studirt werden —, daß England, ein paar vorübergehende und unbedeutende Entfremdungen abgerechnet, sich seit dreihundert Jahren mit Rußland in der herzlichsten Cooperation befunden hat. Was den letzten großen Krieg gegen Frankreich betrifft, so sind wir Deutschen immer zu sehr geneigt, das englisch-russische Bündniß in einem falschen, einseitigen Lichte zu sehen, weil dasselbe unserer Befreiung zu Hülfe kam. Aus älterer Zeit ein paar Facta.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts war in Deutschland die Furcht vor dem Umsichgreifen Rußlands ganz allgemein. 1518 schrieb Kaiser Maximilian an den Großmeister des Deutschordens: „Die Integrität Polens ist unerläßlich für die Wohlfahrt Europas; das Wachsen Rußlands ist voller Gefahr." 1558 warnte Ferdinand I. den König von Schweden, den Angriffen Rußlands auf Livland nicht gleichgültig zuzusehen; der Verlust würde „hauptsächlich die skandinavischen Reiche treffen: denn Rußland werde sich unfehlbar zum Herrn des Baltischen Meeres machen". 1564 ersuchte der König von Polen den Senat von Lübeck, den Verkehr mit Rußland einzuschränken. Anstatt vertrauensvoll auf die Lords zu sehen, die acht Mann hoch, von denen zwei schlafen und zwei mit den Damen plaudern, die auswärtigen Verhältnisse discutiren, anstatt hartnäckig zu hoffen, daß die tiefe englische Staatsweisheit sich endlich herrlich offenbaren werde, sollten wir von unsern Vorfahren lernen. Der Senat antwortete: „Er begreife sehr wohl, was die ganze Christenheit von den Moskowitern zu fürchten habe, und er sei längst darauf bedacht, die Verschiffung aller solcher Gegenstände zu verhüten, welche den Russen eine größere mechanische oder intellectuelle Macht geben könnten. Den an sich harmlosen Handel zu sperren, scheine nicht zweckmäßig; es fänden so viel Personen darin Beschäftigung und Unterhalt. Würde er plötzlich gehemmt, so sei zu fürchten, daß diese Personen sich nach Rußland übersiedelten, und nichts könne gefährlicher sein als die Russen an das Meer und den Seehandel zu gewöhnen." Seit dem Dardanellenvertrage, der im Frieden allen Kriegsschiffen den Durchgang untersagt, sind oft in England für Rußland gebaute Kriegsschiffe mit Vorwissen der englischen Regierung in das Schwarze Meer geschmuggelt worden. 1571 ersuchte der Herzog Alba, der sich auf Beurtheilung des Despotismus verstand, Kaiser und Reich, die Ausfuhr von Waffen und Kriegsbedarf nach Rußland zu untersagen; denn, wenn Rußland je mit der Kriegskunst und den Erfindungen Europas bekannt werde, „so würden nicht nur die Niederlande, sondern die ganze Christenheit es zu bereuen haben". Und wie

verhält sich England während dieser Zeit? Gerade die blutige Maria verbot auf Ansuchen Schwedens, 1556, die Waffenausfuhr nach Rußland. Gerade die gefeierte Elisabeth befolgte die entgegengesetzte Politik. Der König von Polen schrieb ihr: „Wir bedauern, daß der Zar, der Feind aller Freiheit, seine Mittel täglich vermehrt durch die Vortheile des Handels und des Verkehrs mit civilisirten Völkern. Bisjetzt verließen wir uns auf unsere Ueberlegenheit in Künsten und Wissenschaften: aber nur zu bald wird er Alles erfahren haben und sich auf die ganze Christenheit werfen." Und was that Elisabeth? Sie schrieb 1570 an „unsern theuern Bruder", nämlich Iwan den Schrecklichen: „Wenn zu irgend einer Zeit das Unglück es wollen sollte, daß Ihr durch irgend ein zufälliges Ereigniß, geheime Verschwörung oder auswärtige Feindseligkeit getrieben werden solltet, Euer Land zu verlassen, so werden wir Ew. Hoheit mit Ehren und Artigkeit empfangen und wir Beide wollen gegen unsere gemeinschaftlichen Feinde mit unsern gemeinschaftlichen Kräften fechten, und das auf Ehre und Fürstenwort (parole d'un gentilhomme)." Am 28. October 1715 schlossen England und Rußland zu Greifswald einen Frieden (gewissenhaft übergangen von englischen Schriftstellern) des Inhalts, daß Ingermannland und Livland in den Händen Rußlands, Bremen und Verden in den Händen Georg's I. bleiben sollten.

Und weshalb an diese Dinge erinnern jetzt, wo in Deutschland so viel Sympathie für England rege ist? Erstens weil es gefährlich ist, Sympathien auf factisch unrichtige Voraussetzungen gründen, oder vielmehr zur Rechtfertigung von Sympathien, die einmal da sind, sich ein unrichtiges Sachverhältniß zurechtmachen. Zweitens weil Sympathien nichts werth sind in der Politik. Und drittens weil die sehr nahe liegende, aber sicher unrichtige Annahme bekämpft werden muß, daß, weil Deutschland Sympathien für England hat, auch England Sympathien für Deutschland haben müsse. Ein Zeuge, den man wird gelten lassen, hat sich am 1. März 1848 folgendermaßen darüber ausgesprochen: „Was die romantische Vorstellung betrifft, daß Völker oder Regierungen in einem erheblichen Grade oder dauernd durch Freundschaft oder der Himmel weiß was bestimmt würden, so sage ich, daß Diejenigen, welche diese romantischen Vorstellungen hegen und von den Beziehungen zwischen Individuen auf die Beziehungen zwischen Völkern schließen, in einem eitlen Traum befangen sind. Das einzige Motiv, das eine Regierung bewegt, dem Rathe einer andern zu folgen, den Vorstellungen einer andern nachzugeben, ist die Hoffnung, dadurch einen Vortheil zu erreichen, auch die Besorgniß, durch die Ablehnung und den Widerspruch sich unangenehmen Folgen auszusetzen."

Das ist so wahr wie irgend ein mathematischer Lehrsatz und kann

man danach die Aufrichtigkeit beurtheilen, mit der Lord Palmerston beim Champagner „allen Unterdrückten die Hand hinzuhalten" pflegte, mit der er an den diplomatischen Stilübungen des verflossenen Jahrs über Rechtsgefühl, lebhafte Theilnahme für die Unabhängigkeit des Sultans 2c. theilgenommen hat, mit der er der Deputation von Finsbury die gefeierte Antwort gab: die Regierung ist nur die Dienerin der öffentlichen Meinung; drängen Sie uns nur, wir sind bereit, Alles zu thun. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, den kühlen Humor, mit dem das gesagt, oder die warme Begeisterung, mit der das aufgenommen wurde.

Die Aeußerung war um so „kühler", als die öffentliche Meinung in England so gut als gar keinen Einfluß auf die auswärtige Politik hat. Man wird das vielleicht für eine sehr große Ketzerei erklären, wenigstens für sehr unpolitisch, das jetzt auszusprechen. Darauf ist zu antworten erstens: eine Ketzerei mag es sein, aber es ist wahr; und zweitens: die regierenden Kreise wissen das überall, und wer irgend ein Ding weiß, hat dadurch ein unleugbares Uebergewicht über Den, der es nicht weiß. Die öffentliche Meinung in England ist im Allgemeinen außerordentlich gleichgültig gegen die auswärtigen Verhältnisse, weiß daher außerordentlich wenig von ihnen und ist schon deshalb gar nicht im Stande, einen erheblichen Einfluß auf das Ministerium auszuüben, auch wenn sie wollte. Sie äußert sich nicht durch eine stetige Controle, sondern durch „fits", Aufwallungen, die durch irgend einen äußern Anstoß erzeugt werden. Sie übersieht daher die Entstehung der Verwickelungen, versäumt die Stadien, in denen der Politik leicht eine andere Richtung gegeben werden könnte, weil noch keine vollendeten Thatsachen vorliegen. Sie ist, wenn erwacht, leicht irrezuleiten, in nutzlosen Anstrengungen zu verdampfen, durch einen geriebenen Minister oder einen Mountebank von Demagogen dahin zu bringen, daß sie dem Schatten anstatt dem Dinge nachläuft. Man vergleiche Cobden jetzt und zur Zeit der Kossuth-Begeisterung; man vergleiche den Spektakel über die papal aggression mit der Schlaftrunkenheit des letzten Jahrs. Daß das Parlament die auswärtige Politik controlire und bestimme, ist eine Fabel, über die Niemand herzlicher lacht als die ehrenwerthen Mitglieder selbst. Die Volksversammlung zu Athen, der Senat in Rom, in Lübeck, in Venedig, in Washington, der Divan, die Rathsversammlung der Indianer um das Feuer, selbst das Comité der französischen Deputirtenkammer üben oder übten eine Controle über die auswärtige Politik. Die Gemeindeberathung eines deutschen Dorfs, ob ein Grundstück verkauft, ob ein Proceß gegen den Nachbar angefangen werden soll, ist eine ernsthafte Sache, die Gehalt und Folgen hat. Die Debatten des Parlaments über diesen Gegenstand sind Schaum, die

gepriesene Controle durch die Opposition eine Farce. Was will man gegen die Thatsachen sagen, daß außer den Mitgliedern des Russell'schen Ministeriums kein Mensch eine Zeile von den Verhandlungen über den dänischen Vertrag gesehen hat? daß der Graf Malmesbury, nachdem er das Ministerium des Auswärtigen übernommen, von dem Baron Brunnow, dem russischen Gesandten, aufgefodert wurde, sich doch ja mit dem Memorandum von 1844 bekannt zu machen: „es sei der Schlüssel zu der englischen Politik"? Seit Hr. Gladstone mit seiner Anleihe, die keine Anleihe sein sollte, durchgefallen ist, hört man von den allerministeriellsten Leuten kein anderes Urtheil über Ihrer Majestät Minister als „a set of fools". Aber das parlamentarische Cliquenwesen ist derzeit so bestellt, daß man keinen andern set zusammenbringen kann. Wenn ihr mit unserer Politik nicht zufrieden seid, wenn euch die Auskunft, die wir euch geben, nicht gefällt, so gebt uns ein Mistrauensvotum! hat der brutale Sir James Graham schon zum dritten male in dieser Session gepocht.

Aus solchen Erscheinungen, deren Register sich ins Unendliche verlängern ließe, folgt nicht, daß Deutschland mit Rußland oder gegen England sein soll, folgt nicht, daß eine Volksvertretung entbehrlich ist, folgt überhaupt alles Das nicht, was erzürnte Anglomanen aus einer ungünstigen Kritik Englands abzuleiten lieben. Wol aber folgt daraus, daß man der kleinen Clique, welche die auswärtige Politik Englands bestimmt, nicht — um eine sehr bezeichnende englische Phrase zu brauchen — für mehr Credit geben muß, als sie verdient; es folgt daraus, daß man die Standesinteressen dieser Clique nicht außer Rechnung lassen, daß man sich nicht mit allgemeinen Vorstellungen und täuschenden Eindrücken von den englischen Institutionen beruhigen, daß man nicht nach einem Brot greifen und einen Stein oder Bovist fassen soll. Man will doch nicht die englischen Institutionen, weil sie englische Institutionen sind, sondern weil man Raum und Sicherheit für eine humane Entwickelung haben will; das ist ein Zweck, für den man etwas Suchen und Prüfen wol aufwenden darf. Wir haben noch immer zu viel Metaphysik im Leibe; je mehr sie aus andern Gebieten vertrieben wird, desto heftiger scheint sie sich, gleich einem Rheumatismus, auf die Politik werfen zu wollen. Es ist bloße Metaphysik, die mit dem „Parlamentarismus" spielt. Es wird Einem dabei, als bekäme man den Mund voll Häcksel, während rings die saftigen Früchte hängen. Was in den englischen Institutionen taugt, das ist auf deutschem Stamme gewachsen; danach können wir in unserer eigenen Geschichte, freilich unter Schutt und Gräbern des Dreißigjährigen Kriegs suchen. Das eigenthümlich Englische, die Entwickelung seit 1688, werden wir nie haben, weil uns die Voraussetzungen fehlen; und es ist auch nichts daran ver-

loren. Wir thun ganz Unrecht, der gewöhnlichen englischen Auffassung der Revolution von 1688 zu folgen; Macaulay hat in Deutschland großen Schaden angerichtet, wenigstens mit seinen spätern Schriften. Wenn Vincke sein Werk heute schriebe, würde er sicher nicht in den einen, freilich großen Irrthum gefallen sein, das Parlament als den Wächter der Freiheit oder Freiheiten hinzustellen. Bei einem Deutschen ist die Anschauung sehr erklärlich und auch in England macht sie seit Menschenaltern immer beschleunigte Fortschritte. Aber so alt wie das Aufkommen des Parlaments ist der Spruch: Wenn England je untergehen soll, so werden seine Parlamente schuld daran sein. Der Vorstellung, daß das Parlament der oberste Hüter des Rechts sei, liegt die, vielleicht unbewußte Voraussetzung zum Grunde, daß der Krone eine umfassende Beamtenmaschine zu Gebote stehe. Die englische Krone hatte und hat noch bis auf diese Stunde keine solche Maschine. Abgesehen von dem großen Bürgerkriege sind die Schlachten für die Freiheit Englands in den Gerichtshöfen, vor den Juries, in den Gemeinderäthen, in den Grafschaftssessionen geschlagen worden, und ohne solche Bundesgenossen hätte das Lange Parlament nichts ausgerichtet. Es hat keinen erbittertern Feind der freien Meinungsäußerung gegeben als das Parlament, und heute noch bricht dieser Haß vor, sobald die Presse einem süßem parlamentarischen Unfuge auf das Lebendige kommt. Die deutsche Presse hat diesen Haß nicht zu scheuen; machen wir denn von dieser Freiheit den Gebrauch, den Recht und Wahrheit gebieten und den zugleich unser eigener wahrhafter Vortheil erfodert.

Die Mönchschronik von Athen.

Gegen die Duplik des Hrn. Fallmerayer.

Von

Ludwig Roß.

Mögen die geehrten Leser des „Deutschen Museum" nicht fürchten, daß wir sie, in Erwiderung auf die Duplik des Hrn. Fallmerayer in Nr. 18 und 19, nochmals mit dem athenischen Bischofscastell oder mit den hochstämmigen Hymettuswäldern zu behelligen gedenken. Die in jenem Castell so unerbittlich abgesperrten Athenäer mögen selbst zusehen, wie sie sich vier Jahrhunderte lang — das Vierzigfache der Belagerung Trojas! — mühsam durchbringen und sich mit Hülfe ihres Erfinders das liebe Brot verschaffen; Silistria wird zufrieden sein, wenn es sich nur 40 Tage lang gegen die modernen Slawen unter germanischen Heerführern zu halten vermag. Auch gegen einigen dürf-

tigen Baumanflug am Fuße und an den Abhängen des Hymettus, gegen einige Pinien, Erdbeerbäume, Cytisus und andere duftige Sträucher, gegen eine silva non alta, nach Ovid's Ausdrucke, läßt sich nichts einwenden.

Diejenigen Leser aber, welche an dem Grunde der Streitfrage, an dem Alter und der Bedeutung jener Fragmente einer sogenannten Mönchschronik, aus welchen die erste Abhandlung des Hrn. Fallmerayer mit allen ihren ungeheuerlichen Behauptungen und Folgerungen wie aus einem historischen Treibhause erwachsen ist, noch ein gelehrtes Interesse nehmen, möchte ich darauf aufmerksam machen, daß wenigstens der Hauptheil der Papiere, die uns der kritische Akademiker bisher schuldig geblieben war, inzwischen durch ihren Finder und Besitzer, Herrn Pittakis, in der athenäischen „Archäologischen Zeitung" (Ἐφημ. Ἀρχ.), Heft 34, S. 940—946, veröffentlicht worden ist. Dabei ergeben sich merkwürdigerweise zwischen den Angaben des Hrn. Fallmerayer und denen des Hrn. Pittakis, sowol was die Herkunft und Findung der Papiere als was ihren Inhalt betrifft, einige sehr erhebliche Widersprüche, deren Ausgleichung jenen beiden gelehrten Forschern billig überlassen werden muß. Ich bitte hier nur um einige Blätter Raum, um auf die Verschiedenheit dieser Angaben hinzuweisen.

Das Bittschreiben der Athenäer (ἐπιστολὴ τῶν Ἀθηναίων) an einen Patriarchen, ohne Namen und Datum, welches nach Hrn. Fallmerayer in der Abhandlung, zufolge einer Angabe des Hrn. Pittakis, aus der Bibliothek des herzoglichen Hauses Acciajuoli, das 1456 in der Person des Herzogs Francesco durch die Türken depossedirt wurde (G. Phrantzes 3, 14), herstammen sollte, schreibt Hr. Pittakis selbst, eben wie Surmelis, dem gelehrten Athenäer Benaldis zu, welcher zu Ende des 17. Jahrhunderts lebte. Er findet die erste Veranlassung dazu in der Absetzung des damaligen Metropoliten von Athen durch den Patriarchen, welcher aber auf Bitten der Athenäer nach einem Befehle des Kislar-Aga (des Haupts der schwarzen Verschnittenen, unter dessen besonderm Schutze Athen bekanntlich stand) durch denselben Patriarchen wieder eingesetzt werden mußte. Um sich für die Schmach dieses Zwangs zu rächen, habe die Kirche ihre Bannstrahlen gegen Athen geschleudert und so die göttlichen Strafen auf die Stadt herbeigezogen, über welche jenes beredte Bußschreiben klage und um deren Abwendung es den Patriarchen mit reumüthigen Thränen bitte. Unter den himmlischen Plagen waren auch kriegerische Drangsale (ἀντίπαλον πῦρ, — πολεμία χείρ), wahrscheinlich der venetianische Krieg, der einen Theil der Athenäer zur Flucht nach Salamis und weiter gezwungen hatte. Indeß brauchen wir hierbei nicht länger zu verweilen, da Hr. Fallmerayer („Deutsches Museum", S. 104) längst zugegeben hat, daß jene Epistel, die er einst

Digitized by Google

in die dunkelsten Jahrhunderte des Mittelalters setzte und durch die herzogliche Bibliothek durchwandern ließ, erst dem Schlusse des 17. Jahrhunderts angehört.

Ueber die Herkunft der andern Papiere erzählt Hr. Pittakis S. 942, daß er im Jahre 1822, als die Athenäer von ihrer ersten Flucht vor den Türken zurückkehrten, beim Suchen unter den Ruinen Athens in einem unterirdischen Thurme (? ὑπόγειος πύργος) neben der damaligen Metropolis, deren Erzbischof Gregorios vor dem Aufstande alles Hab und Gut, auch die Bibliothek des Klosters Käsariani am Hymettos (also nicht des Anargyriklosters) nach der Metropolis hatte bringen lassen, einige zerstreute, zerrissene und von den Türken mit Füßen getretene Blätter von Büchern und Schriften gefunden habe. Einige dieser Blätter seien gedruckt, andere geschrieben gewesen; von den letztern habe er alle Blätter gesammelt und aufbewahrt, die er für brauchbar (χρήσιμα) gehalten. Diese waren theils kirchlichen, theils wissenschaftlichen Inhalts; unter ihnen waren auch vier Blätter venetianischen Papiers, mit dem Bilde des heiligen Marcus, welche Abschnitte (περικοπάς) der Geschichte von Athen enthielten, sowie zwei Patriarchenbriefe, der eine auf Pergament, der andere auf altem Papier. Kurze Zeit darauf kaufte er auch eine handschriftliche Chronik von Athen in neuerer Schrift (γραφῆς μεταγενεστέρας), welche eine alte und spätere Geschichte Athens und einige historische Gedichte enthielt, die sich auf Ereignisse des 16. und 17. Jahrhunderts bezogen. (Dies wird also die Chronik gewesen sein, welche Hr. Fallmerayer selbst im „Deutschen Museum" S. 102 charakterisirt als „eine dem Wesen nach magere, aus bekannten Druckschriften im Geiste Fanelli's oberflächlich abgehobene Compilation im vulgargriechischen Dialekt, ohne alles Talent und ohne alle historische Kunst". An einer palimpsesten oder radirten Stelle war unorthographisch ein „Anthymos" als Verfasser eingeschwärzt: Abhandlung S. 47; „Deutsches Museum" a. a. O. Das Beste an ihr war ein Verzeichniß der türkischen Woiwoden Athens von 1754—1800. Offenbar kommt also diese von dem gelehrten Byzanzforscher so wegwerfend bezeichnete Compilation gar nicht in Betracht, obgleich er nicht verschmäht hat, sie in der Abhandlung S. 47 und 48 sowie neuerdings zum Behuf der Bewaldung des Hymettos wiederholt zu citiren.)

Als nun Hr. Fallmerayer im Jahre 1834 nach Athen kam, habe Hr. Pittakis ihm die handschriftliche Geschichte, die genannten vier einzelnen Blätter und die beiden Patriarchenschreiben gezeigt. Der gelehrte Reisende habe, wie es scheine (φαίνεται), die vier Blätter abgeschrieben und Auszüge derselben ungenau veröffentlicht (ἐδημοσίευσε περικοπὰς τούτων ἐσφαλμένως). Die Chronik wie die übrigen Papiere habe er, Pittakis, später Vielen gezeigt, und hoffe noch sie als Anhänge

zur „Archäologischen Zeitung" herauszugeben. Da aber in den von Hrn. Fallmerayer bekannt gemachten Auszügen eine große chronologische Differenz wahrzunehmen, welche durch ihn entweder aus Versehen oder auf andere Weise entstanden sei, und da diese Differenz zu ganz irrigen Vermuthungen Anlaß gebe, so veröffentliche er hier die vier Blätter. *)

Nach dieser Verwahrung läßt Hr. Pittakis den Abdruck der vier Blätter folgen. Das erste Blatt redet nur von einem Einfalle der Albanesen (Ἀλβανοί) und von den Drangsalen, welche er über Attika gebracht habe; es ist nach dem Herausgeber der bekannte Einfall der mohammedanischen Arnauten in Attika gemeint, der 1770 infolge des russischen Kriegs und der Aufwiegelung der Griechen stattfand. Zur Abwechselung werden diese Albanesen auch Agarener (Ἀγαρηνοί) und Fustanellenträger (φούστιδες) genannt.

Das zweite Blatt enthält in seiner ersten Hälfte eben jenen Passus, den Hr. Fallmerayer in seiner Abhandlung S. 23 griechisch mitgetheilt und auf den er zum größten Theile seine Lehre von der vierhundertjährigen Verödung Athens gebaut hat. Daß Justinian nicht darin vorkomme, sondern daß er ihn, weil er ihn gebrauchte, erst eigenmächtig hineingetragen habe, hat der berühmte Akademiker jetzt („Deutsches Museum", S. 647) selbst eingestanden. Es sind aber auch sonst noch zwischen dem Fallmerayer'schen und dem Pittakis'schen Abdrucke desselben Textes sehr wesentliche Abweichungen. Hr. Pittakis gibt die Lesart, die wir als die ursprüngliche bezeichnet haben: διὰ τρεῖς σχεδὸν χρόνους, „fast drei Jahre lang", und macht dazu die Anmerkung: „Hr. Fallmerayer hat aus Versehen statt fast drei Jahre abgeschrieben fast vierhundert Jahre, vielleicht ist dies aber nur ein Druckfehler. Daß das Blatt sagt: fast drei Jahre, das haben Viele gesehen; der verstorbene Buchon, Hr. Finlay, Hr. von Velsen, Georg Aenian und viele andere Griechen." **)

Als mir vor zwanzig Jahren das Manuscript einen Augenblick ge-

*) Die geneigten Leser werden bemerken, daß Hr. Pittakis hier den gelehrten Akademiker ziemlich deutlich einiger erheblicher Ungenauigkeit beschuldigt, weshalb ich, zum Beweise, daß ich treu übersetzt habe, lieber die griechischen Worte selbst hersetze. Ἐπειδή, sagt der athenäische Archäolog, εἰς τὰ χωρία ἅπερ ὁ Φαλλμεράϋερ ἐδημοσίευσε, παρατηρεῖται διαφορὰ μεγάλη χρόνου, ἥτις ἐγένετο παρ' αὐτοῦ εἴτε κατὰ παραδρομὴν, εἴτε καὶ ἄλλως πως, καὶ ἐπειδὴ ἡ χρονικὴ αὕτη διαφορὰ συντείνει εἰς εἰκασίας ὅλως ἐσφαλμένας, δημοσιεύω ἐνταῦθα u. s. w.

**) Ὁ Κύριος Φ. ἀντέγραψε κατὰ λάθος τὸ „τρεῖς σχεδὸν χρόνους" εἰς „τετρακοσίους σχεδὸν χρόνους", ἴσως τοῦτο εἶναι καὶ τυπογραφικὸν ἁμάρτημα (?). Ὅτι δὲ τὸ φύλλον λέγει „τρεῖς σχεδὸν χρόνους", τοῦτο εἶδον πολλοί, ὁ μακαρίτης Buchon, ὁ Κ. Φίνλαϋ, ὁ Κ. Felsen, ὁ Γεώργ. Αἰνιὰν καὶ πολλοὶ ἄλλοι Ἕλληνες.

zeigt wurde, war die Lesart allerdings τετρακοσίους, wie ich in der „Allgemeinen Monatsschrift", 1853, S. 600, gesagt habe. Wenn die Handschrift seitdem wieder eine andere geworden ist, so ist dies eine eigenthümliche Erscheinung; wie es aber damit zusammenhängt, haben die Hrn. Fallmerayer und Pittakis unter sich auszumachen. Daß es von vorn herein in der Handschrift radirte und geänderte Stellen gab, ist oben in Betreff des Namens „Anthymos" durch das doppelte Zeugniß des Hrn. Fallmerayer nachgewiesen worden.

Weiterhin läßt Hr. Pittakis nach den Worten τὸ γυμνάσιον τοῦ ... die Stelle des Namens leer und bemerkt dazu: „auf dem Blatte ist nicht genau zu lesen, wessen Gymnasium" (εἰς τὸ φύλλον δὲν ἀναγινώσκεται ἀκριβῶς, τίνος γυμνάσιον). Den Namen des Priesters, den Hr. Fallmerayer Kalokynes (Καλοκύνης) gelesen hatte, gibt der jetzige Herausgeber als Kolokynthes (Κολοκύνθης). Der Passus schließt bei Hrn. Pittakis wie bei Hrn. Fallmerayer mit den Worten: „wie aus dem Schreiben des Patriarchen ersichtlich ist." Diese Urkunde eines Patriarchen Joannikios, datirt 1651 den 17. Juli in der vierten Indiction, theilt Hr. Pittakis auf S. 945 mit. In der Abhandlung des Akademikers ist von einer so bestimmt datirten Urkunde noch nicht die Rede, obgleich Hr. Pittakis behauptet, sie demselben schon damals vorgelegt zu haben; Hr. Fallermayer sucht vielmehr (Abhandlung, S. 37) den Patriarchen Joannikios, der in dem Texte des Fragments erwähnt wird, im 10. Jahrhundert, und findet ihn dort nicht. Nun ist aber allerdings nach einer Notiz, die ich noch meinem verstorbenen Collegen, dem gelehrten Kirchenhistoriker Thilo, verdanke, ein Joannikios 1646 und wieder 1651 und 1654 Patriarch von Konstantinopel gewesen. Damit stimmt die Urkunde der „Archäologischen Zeitung" überein.

Hieraus ergibt sich dann ferner, daß die fast dreijährige nicht näher bezeichnete Unglücksperiode, die wir in Ermangelung genauerer Nachrichten über die Vorgänge in Athen und Attika während des 17. Jahrhunderts nur auf den venetianischen Krieg unter Morosini und die Flucht eines Theils der Athenäer (vgl. auch Hrn. Fallmerayer's erste Abhandlung S. 48) von 1688—90 glaubten beziehen zu dürfen, schon früher vor das Jahr 1651, und daß die erste Gründung des Klosters der heiligen Anargyri bereits 1651 zu setzen ist: unbeschadet der Wiederherstellung oder zweiten Stiftung desselben nach 1690. Desto bestimmter, weil vollkommen urkundlich, ist nun auch der Beweis gegeben, daß die zeitweilige Katastrophe Athens, während welcher der freiwillige „Oelwald", das ἐλεεινὸν δάσος erwuchs und die mit der Gründung des vielgenannten Klosters abschloß, nicht vierhundert Jahre umfaßte und nicht zwischen das 7. und 11. Jahrhundert fällt, sondern nur gegen drei Jahre dauerte und sich um die Mitte des 17. Jahrhunderts zutrug.

Wir hatten uns aber eben nur die Aufgabe gestellt, jene kühne und phantasievolle Annahme des berühmten byzantinischen Geschichtsforschers zu negiren und als unmöglich und vollkommen unhistorisch darzuthun; über die genaue Zeit, in welche die „fast drei Jahre" fallen, war in Abwesenheit eines andern Anhalts als der Erwähnung der Gründung des Klosters der heiligen Anargyri, nur eine Vermuthung statthaft.

Uebrigens scheint es, daß Hr. Fallmerayer von dieser richtigen chronologischen Bestimmung schon bei Abfassung seiner ersten Abhandlung wenigstens eine Ahnung hätte haben können, indem die Handschrift, wie Hr. Pittakis sie mittheilt, über die späte Zeit der mehrgedachten Klostergründung einen deutlichen Fingerzeig gibt. Denn nach der von Hrn. Fallmerayer abgedruckten und zuversichtlich auf Justinian I. und sein Jahrhundert bezogenen Stelle fährt das fragliche zweite Blatt unmittelbar fort:

„Allein dieses Kloster (μοναστήριον) machte er später zu einem Convict (κοιν΄βιον), in welchem gelehrte Männer lebten, der Philosoph Samuel und der Erklärer des Platon Methodios. Einer von diesen, sage ich, unser Vorabt Nikephoros, verlegte die gelehrten Studien (? τὴν τῶν λόγων μάϑησιν) in unser Kloster, und dies im Jahre eintausend ... hundert und ein."*) Hr. Fallmerayer theilt diesen Satz in dem griechischen Texte auf S. 21 seiner berühmten Abhandlung freilich auch mit, bricht aber nach dem Namen Nikephoros plötzlich ab und setzt nur einige Punkte zur Andeutung einer Lücke. Aus dem Satze zieht er den Schluß, daß im zehnten Säculum in dem Kloster Philosophie gelehrt wurde. War etwa damals das Manuscript nicht weiter lesbar? oder war ihm die Jahrszahl „eintausend xhundert und ein" gar zu unbequem? Denn wenn sie in der ihm vorliegenden Handschrift vorhanden war, so gab sie allerdings ein unerwünschtes und unübersteigliches Hinderniß ab, Das, was von dem Jahre eintausend xhundert und ein berichtet wurde, in das 10. Jahrhundert zu verlegen.

---

*) Ἀλλά γε τὸ μοναστήριον τοῦτο ὕστερον κατεσκεύασε κοινόβιον, εἰς ὃ διέτριψαν ἄνδρες σοφοί, ὅ γε φιλόσοφος Σαμουὴλ καὶ ὁ τὰ τοῦ Πλάτωνος ὑπομνηματίσας Μεϑόδιος. Τούτων εἷς, λέγω, ὁ ἡμέτερος προηγούμενος Νικηφόρος μετέφερε τὴν τῶν λόγων μάϑησιν εἰς τὴν ἡμετέραν μονὴν, καὶ ταῦτα μὲν τῷ χιλιοστῷ ..... σιοστῷ πρώτῳ ἔτει.

Hr. P. macht hierzu die Anmerkung: Πέντε γράμματα ἐξηλείφϑησαν ἐνταῦϑα ἐπίτηδες ἀπὸ τοὺς ἀναγνώσαντας (?) τὸ χειρόγραφον τοῦτο, εἰς τοὺς ὁποίους καλοκάγάϑως ἄφησα τρεῖς μόνον ὥρας · ὅτι δὲ εἶναι τὸ ἔτος 1626 (? soll doch wol heißen 1651) ἐξάγεται καὶ ἀπὸ τὸ πατριαρχικὸν τοῦ Ἰωαννικίου ἔγγραφον, εἰς ὃ φαίνεται τὸ ἔτος κάλλιστα, καὶ τὸ ὁποῖον διαλαμβάνει τὴν ἄδειαν παρϑεναγωγείου τῆς μονῆς τῶν Ἁγίων Ἀναργύρων, ὃ ὁ ἱερεὺς Δημήτριος Κολοκύνϑης κατεσκεύασε.

In dem Bruchstücke, welches der byzantinische Historiker auf S. 22 seiner Abhandlung, der athenäische Archäolog auf S. 945 mittheilt, ist noch eine weitere Variante. Hr. Fallmerayer las „sechs Säulen des olympischen Zeus" (τοῦ 'Ολυμπίου Δίος), Hr. Pittakis versichert, daß in der Handschrift nur das unverständliche τοῦ Καλυμβίτου stehe. Ferner bleibt noch hervorzuheben, daß in der Bekanntmachung des Hrn. Pittakis nur von vier einzelnen Blättern, deren Inhalt als von sehr ungleicher Länge erscheint, die Rede ist; während der gelehrte Fragmentist an mehren Stellen seiner Abhandlung (S. 21, 22, 24, 52) immer „Manuscript Bogen B von p. 6—30", auch einmal (S. 47) „anargyrische Fragmente p. 14" citirt. Hier scheint also auch in den Angaben über die äußere Gestalt der Handschrift die wünschenswerthe Uebereinstimmung zu fehlen. Endlich läßt sich nicht verschweigen, daß in den Citaten des Hrn. Fallmerayer theils Sätze (Abhandlung S. 21: Μετὰ τὴν εἰς τοὺς κόλπους — — Καλλίνικος ἱερομόναχος), theils sachliche Angaben (S. 46 über die catalonische Compagnie) vorkommen, die in der bisherigen Veröffentlichung des griechischen Herausgebers sich nicht wiederfinden. Hätte dieser also seinerseits Einiges unterdrückt?

Hiermit ist nun unsere Aufgabe vollständig gelöst, nämlich überzeugend darzuthun, daß die von Hrn. Fallmerayer behaupteten, von Hrn. Hettner als wohlbeglaubigt nochmals beklagten schrecklichen Schicksale Athens zwischen dem 7. und 11. Jahrhundert nicht stattgehabt haben, daß sie überhaupt nie stattgehabt haben können, und daß sie sich vollends nicht aus der als Hauptquelle angeführten, durch den athenäischen dem münchener Gelehrten vorgelegten Papieren ableiten lassen, indem diese Papiere erst dem 17. und 18., zum Theil sogar erst dem Anfange dieses Jahrhunderts angehören. Wie viel von den in jenen Fragmenten erwähnten Unglücksfällen Athens auf Rechnung der Einfälle räuberischer Albanesen, wie viel etwa doch auf Rechnung des venetianischen Kriegs zu setzen sei, mag dahingestellt bleiben; als einzige feste Jahrszahl stellt sich 1651 mit dem Patriarchen Joannikios und der ersten Erlaubniß zur Gründung des Anargyriklosters heraus.

Der fernere Streit — wenn im Angesichte der großen Tagesereignisse noch über die Vergangenheit Athens weiter gestritten werden soll — liegt lediglich zwischen den beiden berühmten Gelehrten aus Athen und aus München. Nur sie haben unter sich auszumachen, wo die Papiere im Jahre 1822 gefunden und wie sie 1834 beschaffen gewesen sein sollen; nur sie haben über die augenfällige Verschiedenheit ihrer Angaben, über die befremdlichen Abweichungen ihrer Lesarten sich zu vergleichen; nur sie vermögen das Publicum, welches an solchen Dingen ein Interesse nimmt, darüber befriedigend aufzuklären. In der Hoffnung und

Erwartung, daß dies, zu wesentlichem Nutz und Frommen griechisch-byzantinischer Studien, geschehen werde, schließen wir mit der wiederholten Versicherung, daß es im Uebrigen mit der gerühmten Errungenschaft byzantinischer Geschichtsforschung in Betreff der vierhundertjährigen Absperrung eines athenischen Bischofscastells, des Oelwaldes in den Straßen der Stadt, des erschrecklichen Erdbrands ꝛc. völlig beim Alten bleibt, daß nämlich diese ganze so mühsam errungene Jammergeschichte in das Gebiet der „wahren Historien" des Lucian oder der morgenländischen Märchen der Scheherezade gehört.

Petersburger Schildereien.

Von

Aurelio Buddeus.

I.

Der Wasserweg nach Petersburg führt nicht unmittelbar in die Residenz; beinahe einen ganzen Tag lang pflegen die Sperrmaßregeln an der Wassergrenze den Reisenden auf der Insel Kronstadt aufzuhalten, von wo aus er bei günstigem Lichte am Saum des Horizonts leise Anzeichen von der Nähe seines Reiseziels zu erspähen vermag. Auch der Landweg aus dem nichtrussischen Europa nach der Kaiserstadt, mag er nun durch das Königreich Polen führen oder durch die ehemals selbständigen Ostseeprovinzen, die heute russische Gouvernements sind, hat wenig Anziehendes; er ist größtentheils öde und einförmig und entspricht nur allzu sehr dem Bilde, das die deutsche Phantasie sich überhaupt von Rußland zu machen pflegt.

Dicht hinter Riga versinken unserm Rückblicke die althanseatisch nadelförmigen Thurmspitzen der Stadt zwischen wüste Dünenhügel und traurigen Kiefernwald. Mit ihnen jede Andeutung davon, daß wir soeben die wichtigste Hafenstadt des Baltischen Meeres verließen. Denn Rigas Verbindungen nach dem Innern des Landes ziehen sich im Sommer fast ausschließlich stromaufwärts auf der Düna und Aa in das Reich hinein, wie ihm denn auch auf diesem Wege seine Zuflüsse kommen. Nur im Winter schlüpfen zahllose Schlittenkaravanen mit rasch trabenden kleinen Pferden und eifrig treibenden grauen Letten über die weite Schneefläche aus der Stadt in das Land, aus dem Land in die Stadt.

Munteres Leben begleitet uns eine weitere Strecke über Warschau hinaus, wenn wir über die Pontonbrücke der Weichsel, über die blutige Wahlstadt von Grochow, in den Wald hineinfahren, aus welchem einst

die russischen Garderegimenter zum Sturm auf Praga heranrückten. Als letztes Erinnerungszeichen an Warschau sehen wir zurückblickend die grünrothweiße Fahne auf dem höchsten Gipfel der Citadelle flattern, unter deren Schutze l'ordre règne à Varsovie.

Die weitern Umgebungen der riga-petersburger sowie der warschau-petersburger Route gleichen sich auf ein Haar. Aus dem Wald in den Wald, aus der Einsamkeit in die Einsamkeit rennen in klapperndem Galopp die Rosse, und nur selten klingelt an uns ein ähnliches Geschirr in vollem Rosselauf vorüber, als flüchte jedes aus dieser Einsamkeit. Häufiger als im baltischen Lande tauchen wol in Polen Dörfer empor aus der öden Langeweile der Umgebung. Aber schwer ist zu entscheiden, welche einen trostlosern Anblick gewähren: ob die, gleich faulen Bettlern, am Wege hingelagerten Hütten der Esthen und Letten, oder die in Schlammfluten halb versunkenen Wohnsitze des Landvolks der altpolnischen Provinzen.

Dies dauert auf beiden Wegen nahe an drei Tage. Auf der baltischen Heerstraße sind indessen die Vorposten der Residenz weiter vorgeschoben als auf dem polnischen Wege. Dorpat war dort die letzte echt baltische Stadt, welche wir passirten; Narwa erscheint dagegen bereits wie Petersburgs Anfang. Die Pracht der mit gigantischen Adlern gezierten Narowabrücke, die Kuppeln der griechischen Tempel, welche sich meistens über dem Unterbau einer unverkennbar abendländischen Kirche emporwölben, die übermächtig zahlreiche Russenbevölkerung der städtischen Neubauten, die überall aufgestellten Soldaten- und Polizeiwachen — Alles scheint ein Vorspiel der Residenz. Auch die Chaussée, welche glatt wie eine Eisenbahn, breit wie ein Marktplatz von Narwa anhebt, um an Petersburgs Thoren zu enden, nachdem die bisherige Heerstraße sehr oft bezweifeln ließ, ob wir uns denn wirklich auf einer Straße befänden, vervollständigt den Eindruck. Dieser Eindruck aber ist ertödtende Uniformität.

An die Stelle der bisher hölzernen Werstpfähle treten steinerne Pyramiden von einer Gleichförmigkeit bis auf den einzelnen Stein, wie sie eben nur unter russischen Verhältnissen möglich. Gleichförmig im Aeußern wie im Innern bis auf den schwarzledernen Ueberzug des Sophas und die Stellung jedes Stuhls wiederholen sich auch die Stationsposthaltereien. Die Natur selbst hat mitgearbeitet an dieser furchtbaren Einförmigkeit; mannshohes Buschwerk auf spärlichem Haidegrund, welches zehn Fuß breit vom Straßengraben zu beiden Seiten beginnt, dahinter halbwüchsiger Föhrenwald mit seinen graurothen Stämmen bleibt das unabänderlich Einzige, was das Auge auf einer Strecke von mehr als 10 Meilen vor- und rückwärts, rechts und links erschaut. Es ist eine wahre Wohlthat, daß, nachdem wir

noch die Kasernenstadt Jamburg im letzten Abendschein durchfahren, die immer mehr verödende Landschaft in Nacht versinkt und die Sonne erst wieder aufsteigt, da wir die letzte Station vor Petersburg erreichen.

Welche Ueberraschung! Anstatt der bisherigen, fast hüttenartigen Poststationen hält vor einem eleganten Gebäude unser Wagen, vor welchen man prächtige Pferde von edler Zucht spannt, während ein langbebarteter Rosselenker im russischen Kaftan mit hellglänzenden Knöpfen und rothem zweizipfligem Gürtel den Kutschersitz besteigt, worauf bisher meistens zerlumpte Buben saßen. Und vorwärts fliegt die Quadriga auf prachtvoll geweiteter Fahrbahn.

Linksher leuchtet durch die Büsche Strelna, einst Alexander's Lieblingsaufenthalt, und jetzt noch, wenngleich nicht mehr in kaiserlicher Gunst, doch ein wohlconservirtes Lustschloß. Dann zeigen sich, zuerst einzeln, nachher häufiger hinter Birken, Fichten und Tannen, die Landhäuser der petersburger Vornehmen.

„Datschen", Geschenke, nennt sie der russische Sprachgebrauch: und obzwar die Meisten diesen Ausdruck, nach petersburger Sitte, mit Bezug auf kaiserliche Gnadenspendungen erklären, behaupten Andere, der russische Sprachgebrauch sei dankbar gewesen gegen das nichtrussische Europa, von welchem die russische Welt den schönen Brauch der Landhäuser als ein Geschenk empfangen.

Wie dem auch sei, ausgebildet hat die petersburger Welt diese Geschenke mit wahrhaft üppiger Phantasie. Was irgend alle Baustile an Leichtigkeit, Freiheit und Koketterie besitzen, mischt sich an ihnen so unentwirrbar zusammen, daß aus diesem Chaos endlich wieder eine eigene, zwar regellose, aber äußerst gefällige Bauweise entstand. Allerdings ist hier lauter Holz, was anderwärts solides Steingefüge; aber damit ist eben auch die Möglichkeit und Leichtigkeit der zierlichsten Ausführung gegeben. Alle verschiedenen Richtungen der Baukunst durchwehen jedoch asiatische Erinnerungen, welche sich an den massenweis angebrachten Säulen und Säulchen, Pfeilern und Gitterwerken, an den Kiosks und lauschigen Verstecken hervordrängen. Weitfaltige Draperien in grellen Färbungen, bunte Teppiche, goldschimmernde Quasten, Franzen, Leisten und Hohlkehlen heben sich aus den Farbenmassen des Anstrichs hervor; dazu Blumen in unerhörtem Reichthum. Unvorbereitet hierher versetzt, würden wir viel eher an Lissabon, Neapel oder Konstantinopel denken als an das schlammige Newadelta unter dem 59. Breiten- und 47. Längengrade. Denn auch in den minder luxuriösen Umgebungen der Gebäude sind die wenigen Baumarten mit der den Russen eigenen Kunst in immer neuen Gruppen zu fortwährend wechselnden Schattirungen zusammenstellt. Dazu bewahrt der sammetglatte Rasen auf dem feuchten Morastgrund das herrlichste Grün und

— seltsam genug — gerade die sibirische Fichte gleicht von fern einer recht üppigen Cypresse zum Verwechseln.

Plötzlich ändert sich die Scene. Dorfhütten im schwäbischen Stil treten an die Stelle des aristokratischen Landhäuserluxus. Obstbäume umstehen sie; über ihren Thüren prangen lauter Namen echtdeutschen Klanges. Wir befinden uns in der Hauptstraße einer jener deutschen Colonien, welche bereits unter Katharina sich hier ansiedelten.

Fahren wir vorüber! Auch diese Deutschen behielten aus der Heimat nichts als den Namen; selbst die Sprache versank in russischen und ingrischen Ausdrücken. Ersparen wir uns also jetzt den Schmerz, auf flüchtiger Fahrt noch weiter nach dem Verlorenen zu fragen; öffnet sich doch, sowie dies Dorf geendet, der herrlichste Ausblick auf die ganze Pracht der Residenz.

Linkshin blickt zuerst durch Bäume, dann frei über eine weite von zerstreuten Häuser- und Baumgruppen geschmückte Au, die Newamündung im Morgensonnengold als prachtvolle Grenze des Umblicks. Zwischen den weißen Seegeln der Flußboote schießen die schwarzen Rauchflaggen der Dampfschiffe über die Wasserfläche dahin. Jenseit des Wasserlebens hebt es sich im wellenden Nebel wie neue Wogen, scheinbar bewegt; es ist das unermeßliche Häusermeer Petersburgs auf den Inseln der Newamündung. Gerade vor uns steigen nach und nach, trotz des Kampfs zwischen Sonnenstrahlen und Qualm der soeben erwachenden Stadt, deutlich abscheidbar Häusermassen am Rande der Sehweite herauf; aus ihnen schießen zwei glänzende Nadeln empor, die goldgedeckten Spitzdächer des Admiralitäts- und des Festungsthurms; neben ihnen lagern tiefer im Rauch gleich glitzernden Goldhügeln die millionentheuern Kuppeln der Isaakskirche.

Eine Wendung des Wegs, und die ganze Fata Morgana ist wieder verschwunden. Ebenso überraschend wie vorher die Residenzpracht, dehnen sich wieder breite Striche des traurigsten Sumpflands und eine Halbwüste bis an die mühsam daraus emporgewölbte Straße heran. So eng grenzen hier schwelgerische Erkünstelung üppiger Lebenspracht an die roheste Ursprünglichkeit einer trostlosen Lebensöde; alle Uebergänge fehlen in der Naturerscheinung wie im Menschenleben. Den einzigen Zusammenhang der Gegensätze, doch abgeschieden und antheillos am Einzelnen vorüberlaufend, bildet die kaiserliche Heerstraße — ein aufgemauertes Ukas.

Man sieht von Petersburg, von der Stadt der goldblinkenden Pracht, nichts eher wieder, als bis man hineinfährt durch die Triumphpforte, welche einst dem Kaiser Alexander errichtet ward, als er zurückkehrte aus jenem Kriege, von welchem russische Geschichtschreibung behauptet, er sei geführt worden „für Deutschlands Befreiung und die

Erschaffung des heutigen europäischen Staatensystems". Als ob dies gleichbedeutende Dinge wären!

Die schnurgeraden Straßen mit den kolossalen Häusern beginnen. Nichts mahnt in denselben an etwas Originelles oder Nationelles, denn sie sind noch menschenleer. Erst tief in die Stadt muß der Wagen rollen, um von den Menschenfluten umwogt zu werden. Aber diese unterscheiden sich dadurch wesentlich von denen anderer Weltstädte, daß sie beinahe unhörbar vorüberströmen. Freilich rasseln die Räder der Fuhrwerke, freilich klappern die Hufe der Rosse, allerdings dröhnt der Taktschritt marschirender Truppenabtheilungen, und natürlich hört man auch die Rufe der Verkäufer. Aber der eigentliche Lärmen der Lebensunbefangenheit fehlt; es ist, als habe Jeder zu befahren, zornige Mächte aus bedrohlichem Halbschlummer zu wecken.

Man vermag sich eines Gefühls der Unbehaglichkeit nicht zu erwehren, und dieser Eindruck setzt sich fort, wenn wir endlich das Gasthaus erreichten. Nur ist es hier anderer Art. Es gibt nämlich in Petersburg keine Gasthäuser westeuropäischen Stils; selbst die vornehmsten und besten bleiben Logirhäuser im eigentlichen Sinne des Worts. Aber tadeln wir nicht zu früh; gerade diese Unbehaglichkeit bei der Ankunft ist die Folge einer russischen Tugend — der bereitwilligsten Gastfreundschaft. Selbst in Petersburg ging dieselbe nicht verloren; nur der vollkommen Fremde bedarf einige Tage lang den Gasthof, jede oberflächlichste Bekanntschaft läßt ihn sehr bald jenen Mangel vergessen.

Indessen, wo er sich auch wohnlich einrichten will, überall muß sein erster Ausgang und sein erstes Geschäft die Präsentation seiner Person vor jener Behörde sein, welche den officiellen Titel führt: „Dritte Abtheilung der eigenen Kanzelei Sr. Majestät des Kaisers." Das Publicum nennt sie kurzweg das Gendarmeriecorps, und in Wahrheit ist es die Geheimpolizei. Daß dieses Geschäft abermals nicht geeignet ist, einen angenehmen Eindruck zu machen, versteht sich von selbst. Freilich behaupten die Russen, ihre Regierung zeige sich darin außerordentlich ehrlich, daß sie ganz offen das Vorhandensein dieses Instituts anerkenne, während andere Regierungen dasselbe fortwährend verleugnen und doch nicht darauf verzichten mögen. Wir wollen die Streitfrage unentschieden lassen. Verzeihlich ist es wenigstens gewiß, wenn der Fremde mit eigenthümlichen Empfindungen die kleine russische Kirche betrachtet, welche dicht vor dem Gebäude der Geheimpolizei steht. Ihr Friedhof ist nämlich durch aufwärts gerichtete Kanonenläufe umzäunt, welche miteinander durch schwere Ketten verbunden werden. Es ist, als sähe man dadurch das eherne Zusammenwirken der soldatischen und kirchlichen Herrschaftselemente zu engster Umzäu-

nung aller menschlichen Freiheit und Selbständigkeit versinnbildlicht — ein Sinnbild, welches wir anderwärts gewöhnlich nicht öffentlich ausgestellt finden.

Uebrigens hat man es auf dem Geheimbureau keineswegs mit uniformirten Gendarmen zu thun. Diese besetzen nur die Höfe des Gebäudes und nehmen uns am Eingang des Expeditionszimmers dienstbeflissen den Mantel ab, während wir von äußerst gewandten Leuten mit den artigsten Gesellschaftsformen begrüßt werden: eine Erscheinung, die dem Fremden aus den heimischen Polizeibureaux gerade auch nicht geläufig ist. Bei der rasch und lebhaft eingeleiteten Unterhaltung durchfliegen sie unsern russischen Paß, der bereits beim Eintritt in das Reich gegen die heimatlichen Originalpapiere eingetauscht wurde, erkundigen sich beiläufig nach unsern Bekanntschaften, Empfehlungen, Reisezwecken u. s. w., und überreichen uns endlich den Erlaubnißschein zur Einlösung einer Aufenthaltskarte. Wer nicht genau Acht gibt, bemerkt es kaum, daß während dieses Gesprächs einige schweigsame Personen durch das Zimmer gingen, andere aus den offenen Seitenthüren uns vom Kopf bis zur Zehe musterten, dem Tonfall unserer Stimme lauschten und die Antworten auf die vorgelegten Fragen genau bemerkten. Dies aber sind die Schutzgeister, deren zwar unsichtbarer, doch desto aufmerksamerer Obhut der Fremde während seines Verweilens anvertraut ist.

Nachdem endlich noch die recht theure Aufenthaltskarte gelöst ist, sind wir im Uebrigen von allem äußerlichen Polizeiwesen unbehelligt. Wir können jenes herrlichste Geschäft der großen Städte, das beschauliche Umherschlendern, ganz ungestört betreiben. Nur müssen wir uns von vornherein an den Gedanken gewöhnen, daß damit nicht dieselben Vortheile des Kennenlernens der Verhältnisse wie in andern Weltstädten zu erlangen sind. Es gibt kein öffentliches Leben hier; daran scheitert jeder derartige Versuch. Es bedarf vielmehr gerade für den vollkommen unabhängigen Fremden langer Wochen und genauer Bekanntschaften, ehe er nur ein wenig in die Coulissen des hiesigen Lebens zu blicken vermag, um am Ende — doch nicht viel Anderes als neue Coulissen zu sehen.

Touristenhaft läßt sich Petersburg nur ganz äußerlich abthun; die offene und unbefangene Frage muß sich stets darauf gefaßt machen, eine parteiische oder absichtliche, verhehlende oder täuschende Antwort zu erhalten. Auch diese Parteilichkeit, Absichtlichkeit, Verhehlung oder Ostentation ist anders geartet, als wir sie sonstwo gewohnt sind. Sie gilt nicht nur dem eigenen Interesse, sie gilt auch dem Frager. Dem Franzosen gibt man ein anderes Bild als dem Deutschen, dem Vornehmen ein anderes als dem Mindervornehmen, dem Geschäftsmann

ein anderes als dem Vergnügungsreisenden. Nur Eins bleibt constant: das Lob der eigenen, die ostentirte Geringschätzung der ausländischen Verhältnisse. Wir kommen erst spät zu der Beobachtung, daß solche Urtheile vorzüglich da erklingen, wo es gilt, mit einem Nebelflecken ausländischer Zustände die faulen Stellen der eigenen Verhältnisse zuzudecken. Dies nicht blos petersburger, sondern ziemlich allgemein russische Verfahren ruft allerdings manche ähnliche Erinnerungen an den Localpatriotismus der heimischen Vaterländer wach.

Wie erwähnt, dauert es indessen längere Zeit, ehe man dazu gelangt, unsere neugeknüpften Bekanntschaften selbst nur zu solchen Aeußerungen zu vermögen. Wir haben unterdessen Zeit, die steinerne Stadtpracht zu bewundern; und fehlt auch ein wirkliches öffentliches Leben, so bieten doch die Gassen genügenden Stoff zu allerlei Betrachtungen. Vor allem lastet auf uns der immer wiederholte Eindruck der unbedingten Alleingeltung Dessen, was kaiserlich ist, die völlige Bedeutungslosigkeit alles Dessen, worüber kein doppelköpfiger Adler schwebt. Wir wissen es zwar längst aus Büchern und Zeitungen, wie alles Leben, Streben, Wirken und Schaffen in Rußland überhaupt und in Petersburg insbesondere vom Zarenthron ausgeht und zu ihm zurückkehrt. Trotzdem hat uns diese principielle Unterdrückung jeder menschlichen Selbstgeltung immer wie ein halb und halb verborgen gehaltenes Unrecht vorgeschwebt, wir haben keine wirkliche Veranschaulichung der alleinberechtigten Offenbarungen eines so rein asiatischen Verhältnisses gewinnen können. Nun breitet es sich dagegen mit einem male zu Fleisch, Blut, Häuserpracht, Kirchenglanz, Sitte, Lebensbewegung, ja wie zum Seelenleben alles Vorhandenen geworden, vor unserm Auge.

Ist der Winterpalast mit den drohenden Geschützen der Peterpauls-Citadelle das Hirn, ist die Newa das Herz dieses kaiserlichen Geschöpfs, so ist die ungeheure Newskyperspective, eine zwei Stunden lange Straße, die Pulsader dieses Körpers, von wo aus sich die Aeste nach dessen Gliedern abzweigen.

Auf der Newskyperspective drängt sich das eigentliche und echte petersburger Gassenleben zusammen. Vom Admiralitätsthurm, dessen Galerie das bekannte nadelförmige Golddach trägt, beginnt die wirbelnde Bewegung, und soweit das goldene Schiff, die Windfahne jenes Thurms, hinausblickt, treibt sie ihre Wogen. In der Mitte der marktbreiten Straße drängen sich die prächtigsten Viergespanne, Feldjägerwagen, ameisenämsige Lohndroschken, schwerbeladene Troiken, elegante Reiter neben donischen Kosaken, der wildschöne Tscherkeß neben der zum Schießstand rollenden Batterie in unzählbaren Massen durcheinander. Und dennoch so geräuschlos auf den glatten Holzbahnen,

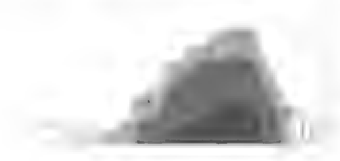
Google

daß man fortwährend den gellen Warnungsruf der Kutscher für die Fußgänger heraushört. Auf den breiten Trottoirs dagegen bewegt sich zu Fuß die elegante Welt und die Schar der Geschäftigen. Doch auch hier nur ein stummes Eilen, ein schweigsames Flüstern; das Klirren der Säbel ist das einzige entschiedene Geräusch in einer Menschenmenge, welche eben nur bestimmt scheint, den Glanz der Hofsäle auf der Gasse wiederzuspiegeln. Außer zu bestimmten Tageszeiten sieht man fast keinen Mann aus dem Volk. Vor dem blitzenden Schmucke der Uniformen, vor dem Glanze der Waffen und Orden, vor der Menge grüner Beamtenkleidungen mit goldenen Knöpfen tritt selbst der bürgerliche Rock in eine Unscheinbarkeit und Bedeutungslosigkeit zurück, wie thatsächlich das gesammte bürgerliche Leben in ganz Rußland.

Uniformirt ist nämlich Jeder, der nur irgendwie in einer betheiligten Beziehung zur Staatsmacht steht: der Straßenlaternenputzer ebenso gut wie der Großwürdenträger des Reichs, der Elementarschüler und der Student nicht minder als der wirkliche Soldat. Ja sogar eine Halbuniform der Gesichter besteht, indem die Militärs Backen-, Schnurrbart und Hauptthaar nach genau vorgeschriebenen Maßen und Formen erziehen und beschneiden, alle Civilbeamten dagegen jeglichen Bart wegrasiren müssen. In Petersburg gehören nun aber unter einer Bevölkerung von 500,000 ungefähr 200,000 zu den Uniformirten; und damit nicht genug, greift das Uniformartige auch noch tief hinein in die Classen der sogenannten „freien Stände".

„Frei" heißt nämlich im officiellen Sprachgebrauche Rußlands Jeder, der nicht im unmittelbaren Staatsdienste steht. Frei sind sonach nicht blos Handwerker, Kaufleute und Künstler, sondern auch die leibeigenen Arbeiter, deren 80,000 jährlich in die Residenz einwandern, um hier nach einem Lebensunterhalt zu suchen. Dagegen gehören jene Stände, welche wir vorzugsweise unter den Freien verstehen, Advocaten, Aerzte, Gelehrte u. s. w. fast immer irgendwie dem Staatsdienst an. Sie tragen also ebenfalls eine Uniform. Aber auch die freien russischen Classen scheinen nur in verschiedene uniformirte Heerhaufen zu zerfallen. Der lange, blaue Ueberrock, aus welchem oben der bärtige Kopf mit dem niedern breitkrämpigen Hute, unten ein paar plumpe Stiefeln hervorragen, ist die unabänderliche Uniform der nationalen Handwerker und Handelsleute. Ein kürzerer blauer Kaftan mit rothem Gürtel bezeichnet das 6000 Mann starke Regiment der Lohnfuhrleute; das von Schmuz oder Farben bunte, vom Strick umgürtete Hemd, ein griechisches Doppelkreuz auf der nackten Brust, das Beil im Gürtel, der bloße, von einem Stirnband umzogene Kopf bezeichnet die Legionen der Handarbeiter.

Umsonst blickt man über die Menschen hinaus in die Straßen:



auch sie tragen ihre gleichmäßige Uniform. Keine wagt es, sich unregelmäßig zu krümmen, kein Haus tritt darin vor oder zurück, jedes meldet sich auf Appell als anwesend durch den Namen seines Besitzers über der Hausthür; an jeder Unterbrechung der Reihe durch einmündende Nebenstraßen erscheint die Polizeiwachbude, vor dieser der grauröckige Budeschnik mit seiner Hellebarde; stets ragt eine Kirchenkuppel oder ein sonstiger Hochbau am Ende der Straße empor, gleich einem Hauptmann am Flügel seiner Fronte. Solche Uniform der Häuser und Menschen reicht vom Brennpunkt der Stadt bis an deren äußerste Grenzen. An Stelle wirklicher Ringmauern zieht sich dort ein Kreis von Kasernen um dieselbe, gleichsam die einzelnen, nach innen gerichteten Vorwerke der Citadelle an der Newa. Einen zweiten innern Kreis bilden Lazarethe und Armenhäuser. Dann kommen die Stadtkreise der Arbeiter und Dürftigen. Je weiter man aber vorrückt nach dem Winterpalaste, desto vornehmer werden die Quartiere; selbst auf den zur Stadt gehörigen Inseln der Newamündungen läßt sich ein gewisse Eintheilung der Stadttheile nach den Rangclassen ihrer Bewohner verfolgen.

Die zweite Abtheilung dieser Darstellung wird uns durch einige dieser concentrischen Kreise führen.

Literatur und Kunst.

Wie die skandinavische Literatur überhaupt, ist auch die schwedische, trotz der Verwandtschaft beider Sprachen sowie trotz der Gemeinsamkeit der Interessen und der Bildung, welche seit Jahrhunderten Deutschland und Schweden vereinigt, bei uns noch immer sehr wenig gekannt. Einige Poeten und Romanschreiber der neuesten Zeit haben allerdings Uebersetzer bei uns gefunden; doch wird Niemand, der die Schätze der schwedischen Literatur genauer kennt, behaupten mögen, daß diese Auszeichnung immer die Würdigsten getroffen. Selbst Tegnér, der Vielgefeierte, der bei uns nicht nur vielfach übersetzt, sondern sogar nachgeahmt worden ist, soll von dieser Behauptung nicht ganz ausgenommen sein; wie hoch man ihn anschlagen mag, so ist er doch immerhin, gleich Oehlenschläger in Dänemark, nur ein Sprößling unserer eigenen deutschen Romantik, sodaß wir in ihm nur gewissermaßen uns selbst zurückerhalten haben, während einige ältere und minder gekannte Dichter, wie z. B. Bengt Lindner (1753—93), vor allem aber Karl Michael Bellmann (1740—95), ohne Vergleich der originellste und merkwürdigste aller schwedischen Dichter, uns die schwedische Poesie in ihrer nationalen Eigenthümlichkeit würden kennen gelehrt haben. Unter diesen Umständen ist ein Werk wie dasjenige, welches Dr. F. L. Bömers, Pastor zu Frille bei Bückeburg, unlängst unter dem Titel: „Schwedens Dichterhain oder Gedichte aus dem Schwedischen, gesammelt und metrisch

Google

übersetzt, nebst einer Geschichte der schwedischen Poesie" in Bückeburg bei Wolpers herausgegeben hat, ein recht verdienstliches Unternehmen, dem wir eine recht weite Verbreitung wünschen. Auch die Ausführung verdient alles Lob, wenigstens was die eigentlichen Uebersetzungen betrifft; dieselben sind elegant und fließend und erinnern uns nur selten daran, daß wir hier nicht freie Ergießungen des Dichters, sondern nur Nachbildungen vor uns haben. Was dagegen die Auswahl der einzelnen Stücke betrifft, so können wir uns nicht ganz einverstanden damit erklären. Zunächst hätten nach unserm Dafürhalten die sämmtlichen Stücke aus der „Edda" rc. weggelassen werden sollen; sie gehören einem andern Gebiete, nämlich dem der nordischen Poesie an und haben hier nur unnützerweise den Raum beschränkt. Auch bei der Auswahl aus den spätern Dichtern zeigt der Verfasser eine Vorliebe für das Sentimentale, das Rhetorisch-Pathetische, durch die sein Gemälde etwas einseitig wird; mit Reflexionspoesien von Tegnér, Geijer, Lindblad, Almquist rc. werden wir überschüttet, während z. B. von dem schon erwähnten Bellmann in der ganzen Sammlung nicht ein einziges Stück enthalten ist. Die schwächste Partie des Buchs ist die angebliche „Geschichte der schwedischen Poesie", die ihm als Einleitung vorangeschickt ist; unvollständig im Material, confus in der Anordnung, schwülstig im Stil, erfüllt sie nicht einmal die geringen Anfoderungen, die man an eine Skizze, wie sie hier allerdings nur am Orte war, zu machen berechtigt ist. Wss.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen: „Die Katzensteiner. Drama in fünf Aufzügen von Hermann von Bequignolles." Sowol durch das Costüm des Stücks, das zum Theil im türkischen Lager spielt, als auch durch einen gewissen jugendlichen Hauch, der darüber schwebt, werden wir an Körner's „Zriny" erinnert. Doch theilt es freilich auch alle Schwächen der Körner'schen tragischen Muse; die Charakteristik ist mehr grell als scharf, die Effecte sind zum Theil bei den Haaren herbeigezogen, die Sprache ist ungleich und zeigt mehr rhetorisches Pathos als wirkliches dramatisches Leben. Selbst in der Wahl des Stoffs scheint der Verfasser uns keinen glücklichen Griff gethan zu haben. Die Intrigue eines Generals gegen einen andern, den er seiner militärischen Eifersucht opfert, dürfte wol kaum besonders geeignet sein, das Mitgefühl zu erregen; wenigstens müßten die Persönlichkeiten dann bedeutender sein und größere geschichtliche Principien hinter sich haben, als es hier der Fall ist. Der Dichter hat sich zwar bemüht, den magern Stoff durch allerhand romantische Episoden genießbarer zu machen, als da sind die Freundschaft Nureddin's zu dem jüngern Katzenstein, sowie namentlich die abenteuerliche Erscheinung der Sidonia. Ersteres mochte allenfalls ein dramatisches Motiv abgeben, wiewol es auch schon stark verbraucht ist; die Sidonia dagegen ist eine total verunglückte Figur, die den Almanach von Tromlitz oder Van der Velde, der ihr als Wiege gedient, niemals hätte verlassen sollen. Die Oekonomie des Stücks verräth überall noch die Hand des Anfängers, besonders auch in den gehäuften Monologen, deren sich öfters zwei bis drei hintereinander folgen, und nicht eben die kürzesten. Auch hält es schwer, zu der dramatischen Befähigung eines Dichters Zutrauen zu fassen, der die Expectorationen seiner

Helden durch Parenthesen erläutert wie z. B. die folgenden, die sich dicht hintereinander in einem einzigen Monolog des alten Katzenstein finden (S. 121—123): „Zusammenschaudernd. Kleine Pause. Zusammenfahrend. Nach kurzer Pause. Pause. Tritt nachdenklich in den Vordergrund" rc. Auch Ermuda, die edelherzige Geliebte des jüngern Katzenstein, die gleich darauf eintritt, weiß beim Anblick des alten Katzenstein nichts Besseres zu thun als „zusammenzuschaudern". Das ist ein schauderhafter Geschmack, und zugleich ein sicherer Beweis, daß der Verfasser die Quelle dichterischen Vermögens, aus der allein die dramatische Wirkung hervorgeht, nicht in sich trägt. R. P.

Wir fahren fort in unserer neulich begonnenen Uebersicht über die wichtigsten Erscheinungen der Broschürenliteratur, betreffend die gegenwärtige orientalische Krisis. Daß wir dabei auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben, haben wir schon früher bevorwortet; auch würde die außerordentliche Fülle des Materials, das noch mit jedem Tage neuen Zuwachs erhält, dies nicht gestatten. Zuvörderst holen wir noch ein Schriftchen nach, das schon vor längern Wochen erschienen ist und gewissermaßen den Reigen dieser Literatur eröffnet: „Die Aufgabe Preußens 1854. Von Wolfgang Menzel" (Stuttgart, Metzler). Die Stellung, welche Wolfgang Menzel seit Jahren zur Literatur der Gegenwart sowie überhaupt zu allen hervorragendern Erscheinungen derselben einnimmt, ist bekannt genug; daß dieselbe besonders geeignet sei, ihm ein günstiges Vorurtheil zu erwecken, sei es bei der Kritik, sei es beim Publicum, wird Niemand behaupten. Die liberalen Bestrebungen der Zeit in der Politik sowol wie in der Literatur, in der Religion sowol wie in Wissenschaft und Kunst, haben wenig gehässigere und leidenschaftlichere Feinde gehabt als ihn; gleich der Partei, die sich jetzt um die berliner Kreuzzeitung versammelt, sah er schon vor Jahren in der Zurückführung gewisser mittelalterlich-patriarchalischer Zustände das einzige Heil der Zukunft, während umgekehrt alle Bestrebungen des modernen Lebens, besonders in Philosophie und Poesie, ihm einzig und allein darauf hinzuarbeiten schienen, das Vaterland in den Abgrund zu stürzen. Man hat von Reformatoren gesprochen vor der Reformation; ganz ebenso könnte man auch Wolfgang Menzel einen Parteigänger der Kreuzzeitung nennen vor der Kreuzzeitung selbst. Sogar jene „Franzosen und Juden" und andere ähnliche Stichwörter, mit denen die Scribenten der Kreuzzeitung die ihnen misliebigen Richtungen zu brandmarken suchen, wurden von Wolfgang Menzel ganz in derselben Absicht gebraucht, lange bevor ein Mensch noch ahnte, daß es jemals eine Kreuzzeitung geben würde. Allein so weit geht der Fanatismus gegen die liberale Zeitrichtung bei Wolfgang Menzel denn doch nicht, daß er sich ihm zuliebe noch im gegenwärtigen Augenblick zum Verfechter Rußlands und der russischen Politik hergeben sollte. Hier ist der Punkt, wo er sich von seinen sonstigen Gesinnungsgenossen trennt; nicht einmal das Schreckbild der Franzosen, das er selbst zuerst und am eifrigsten unter uns aufgestellt, ist im Stande, ihn den Russen in die Arme zu treiben. Brauchen wir noch erst darauf aufmerksam zu machen, wie charakteristisch dieser Abfall ist und wie lehrreich für die Stellung der Partei im Allgemeinen?

Man kann ein sehr beschränkter Kopf sein und sich sehr tief in tausend Vorurtheile verbissen haben: aber solange man das Herz dabei nur noch einigermaßen auf dem rechten Flecke hat, so lange fällt es Einem auch unmöglich, den Fürsprecher der russischen Politik zu machen und sie Deutschland oder zunächst Preußen zur Unterstützung zu empfehlen; es müssen noch andere Fehler als blos Fehler der Einsicht oder des politischen Systems sein, nämlich Fehler des Herzens und der sittlichen Auffassung, durch die eine solche Verirrung möglich wird. Was aber Hrn. Menzel betrifft, so dürfen keine Erinnerungen an sein sonstiges ungeberdiges und unverständiges Auftreten uns hindern, die Gediegenheit und das richtige Urtheil des vorliegenden Schriftchens anzuerkennen; im Gegentheil, wo selbst die Steine zu predigen anfangen — ich meine, wo selbst Wolfgang Menzel, dieser geschworene Verächter des Zeitgeistes, sich ebenfalls für denselben erklärt, da muß die Wahrheit des allgemeinen Urtheils sehr handgreiflich und außer allem Zweifel sein. Der Verfasser bekämpft zuerst die Neutralitätsgrundsätze, welche Preußen angesichts der gegenwärtigen Verwickelung aufgestellt hat und von denen er mit schlagenden Worten nachweist, daß dadurch Preußen und mit ihm ganz Deutschland nur den Russen überliefert wird. Er räumt ein, daß Preußen schon vermöge seiner geographischen Lage keine Veranlassung hat, zuerst zum Schwerte zu greifen und sich an die Spitze eines antirussischen Bündnisses zu stellen. Dies wird vielmehr an Oestreich zu überlassen sein, das bei der orientalischen Frage am allernächsten betheiligt und durch seine Lage sowol wie durch seine historischen Erinnerungen zur wahren Vorhut Deutschlands gegen den Osten bestimmt ist. Habe sich aber Oestreich einmal entschieden (wie es in diesem Augenblick allem Anschein nach geschehen ist), so dürfe Preußen auch keinen Augenblick zögern, sich ihm mit vollem Herzen und ungetheilter Macht zur Seite zu stellen. Der Verfasser geht der Reihe nach die Gründe durch, welche Preußen verhindern könnten, an dem Kampf gegen Rußland theilzunehmen; er findet keinen davon stichhaltig oder auch nur überhaupt geeignet, als Rechtfertigung der preußischen Neutralität zu dienen. Der Friede ist gewiß ein köstliches Ding und einem weisen und gerechten Regenten steht es wohl an, denselben zu erhalten solange irgend möglich; doch gibt es auch einen Frieden, der noch unheilvoller ist und noch verderblicher als der gefährlichste und langwierigste Krieg, und in diesem Falle befindet sich Preußen jetzt. Nicht besser steht es mit den Rücksichten der Verwandtschaft und der Dankbarkeit, welche die Vertheidiger der preußischen Neutralität (d. h. ihre Urheber: denn sonst hat sie keine Vertheidiger) vorschützen. Was aber die angebliche Solidarität der conservativen Interessen angeht, so weist der Verfasser sehr gut nach, daß der Kaiser von Rußland diese zuerst und am gröblichsten verletzt hat und daß in diesem Augenblick nur diejenige Politik sich conservativ nennen darf, die sich ohne Umschweif und mit voller Kraft gegen Rußland erklärt. Den Schluß der kleinen Schrift bildet eine lebhafte und nachdrückliche Vertheidigung Napoleon's III. Mit der frühern Stellung des Autors verglichen, ist dies eine der interessantesten und merkwürdigsten Partien des Buchs; was dagegen ihren Anspruch auf historische Glaubwürdigkeit betrifft, so scheint uns dieselbe denn doch etwas verfrüht. Napoleon III. hat sich bisjetzt als ein so zurückhaltender und so schlechthin unberechenbarer Charakter gezeigt, und auch die Lage

Frankreichs ist, trotz alles äußern Anscheins von Ruhe, doch noch immer von der Art, daß alle Prophezeiungen in Betreff der französischen Politik, selbst nur auf Wochen hinaus, noch immer ein höchst gewagtes Unternehmen sind.

Aus demselben Verlag, in dem die neulich erwähnte „Deutsche Antwort auf die orientalische Frage" erschienen (Heidelberg, Akademische Anstalt), ist noch eine zweite Broschüre ähnlichen Inhalts hervorgegangen: „Der russische Krieg und die deutsche Neutralität." Sie ist in demselben Geist geschrieben wie jene, aber noch schärfer und entschiedener. Der Gedankengang des Verfassers ist in der Hauptsache folgender. Rußland muß für seinen tollkühnen Versuch, das europäische Staatensystem über den Haufen zu werfen und die rohe Gewalt an die Stelle des Rechts zu setzen, bestraft werden. Es wird aber nur bestraft, wenn es gezwungen wird, die Kosten des Kriegs zu zahlen, den es über Europa heraufgeführt, und zwar zu zahlen „in Macht und Einfluß, in Land und Leuten"; solange es dazu nicht gezwungen wird, solange ist es auch nicht besiegt, und mag es zwanzig Niederlagen zu Wasser und zu Land erlitten haben. Daß aber Rußland auf diese Art straflos triumphire, das kann allein von Oestreich und Preußen verhindert werden und deshalb kommt die Neutralität dieser beiden Mächte ihrer wesentlichen Wirkung nach einem Bündnisse mit Rußland völlig gleich. Auch haben beide Staaten in ihren eigenen Verhältnissen Motive genug, die ihnen einen Krieg gegen Rußland nöthig und wünschenswerth machen. Oestreich muß die freie Verbindung mit dem Schwarzen Meere gewinnen, es muß den russischen Umtrieben unter den Südslawen Einhalt thun, es muß endlich soviel als möglich das Andenken an die Dienste verlöschen, welche es zur Zeit des ungarischen Kriegs sich von Rußland gegen seine eigenen Unterthanen hat leisten lassen. Preußen dagegen hat vor allem seinen militärischen Ruhm wieder aufzufrischen, besonders nach dem unglücklichen Ausgang, welchen der Krieg in Schleswig-Holstein, wenn auch allerdings nicht durch Schuld der preußischen Waffen, genommen hat; auch hat der Staat in seiner jetzigen Zusammensetzung und Verfassung noch keinen großen Krieg bestanden, es fehlt ihm noch die Feuertaufe der Gefahr, durch welche die Zusammengehörigkeit erst eigentlich bekräftigt wird. Nun hat zwar Oestreich und mit ihm auch Preußen, wennschon dieses letztere nicht mit gleicher Entschiedenheit, sich in den Grundsätzen gegen Rußland und für die Westmächte erklärt: aber was, fragt der Verfasser, ist das für ein System und wie läßt sich das mit der Stellung einer europäischen Großmacht vereinigen, daß man zwar mit den Grundsätzen entschieden Partei nimmt, mit den Waffen aber ebenso entschieden neutral bleibt?! Mit lebhaften Farben schildert er die Gefahren, welche für Oestreich und Preußen aus diesem Verhalten erwachsen, sei es nun, daß England und Frankreich, oder sei es (wiewol dies ein Fall ist, den er für unmöglich hält), daß Rußland den Sieg davonträgt. In beiden Fällen werden Oestreich und Preußen und damit dann auch ganz Deutschland zu ewiger Botmäßigkeit verdammt sein und alle Hoffnungen, dem deutschen Volke jemals wieder die ihm gebührende Stellung unter den Staaten Europas zu erringen, sind damit für immer vernichtet.

Mehr auf dem religiösen Gebiete der Streitfrage bewegt sich eine Schrift, die soeben bei Nauch in Berlin erschienen ist: „Die Lage der Christen

in der Türkei und das russische Protectorat. Ergebnisse persönlicher Erfahrungen während eines mehrjährigen Aufenthalts im Orient, veröffentlicht von Christophilos Alethes." Daß der Zusatz auf dem Titel kein müssiges Beiwerk, sondern daß der Verfasser die Zustände, welche er schildert, in der That sehr genau und gründlich kennt, das beweist jede Seite der Schrift; sein Gemälde von den Verfolgungen und Beeinträchtigungen, welche die Christen unter der türkischen Herrschaft zu leiden haben, trägt das Gepräge der Wahrheit an sich und unterscheidet sich dadurch vortheilhaft von den Gespenstergeschichten, mit denen die russenfreundliche Presse ihre Leser zu unterhalten liebt. Auch zieht der Verfasser keineswegs die Folgerungen, die man danach vielleicht erwartet: er sieht vollkommen ein, daß der religiöse Vorwand für Rußland eben nur ein Vorwand ist, und auch darüber täuscht er sich nicht, daß die Lage der türkischen Christen sich unter russischem Scepter nur wenig verbessern, vielleicht in manchen Stücken sich sogar noch verschlimmern würde. Was er dagegen nicht einsieht und was doch keinem unparteiischen Beurtheiler entgehen kann, das ist, daß sein Vorschlag, das türkische Reich zwar politisch zu conserviren, dagegen die unter türkischer Hoheit lebenden Christen unter das ausschließliche Protectorat der vereinigten europäischen Großmächte zu stellen, den politischen Stand des türkischen Reichs ebenso gründlich vernichten und es ebenso gut von der Karte wegwischen würde, als es durch Eroberung oder Theilung nur immer geschehen könnte. Die Schrift verdient Beachtung als Materialiensammlung zur genauern Kenntniß der christlichen Bevölkerung in der Türkei, und auch der Unparteilichkeit und dem guten Willen des Verfassers zollen wir alle Anerkennung; was dagegen sein politisches Urtheil betrifft, so ist dasselbe sehr schwach und zeigt ganz jene Halbheit in den Principien, verbunden mit jener Vorliebe für die Hypothesen, welche den Dilettanten der Staatswissenschaft eigen zu sein pflegt.

Wir schließen für diesmal mit zwei Sammelwerken, von denen das eine schon in unserm frühern Artikel besprochen und empfohlen ward: „Actenstücke der russischen Diplomatie, herausgegeben und eingeleitet von Friedrich Paalzow" (Berlin, Franz Duncker). Die vorliegende zweite Lieferung übertrifft ihre Vorgängerin noch an Mannichfaltigkeit und Interesse des Inhalts, indem wir nämlich außer zwei russischen Denkschriften vom Jahre 1825 die vollständigen sogenannten londoner Actenstücke erhalten, sowol das ältere „Memorandum des Grafen Nesselrode, gegründet auf die Eröffnungen des Kaisers von Rußland im Jahre 1844", als jene famosen Depeschen des Sir G. Hamilton Seymour aus den ersten Monaten des Jahres 1853, die noch in diesem Augenblick das allgemeine Tagsgespräch bilden und durch deren Veröffentlichung England auf so überraschende Weise mit den sonst üblichen Traditionen der Diplomatie gebrochen hat. Vorangeschickt ist eine ausführliche Einleitung über die Veranlassung des Kriegs von 1828, sowie über die fortgesetzten Differenzen und jene geheimen Umtriebe der russischen Politik, die endlich den gegenwärtigen Krieg zum Ausbruch gebracht haben; sie ist klar und lichtvoll geschrieben und verräth überall die Feder des gewandten und kenntnißreichen Publicisten. — Ein Sammelwerk anderer Art, nämlich nicht sowol für die diplomatischen Verhandlungen als für die Ereignisse des Kriegs selbst, ist: „Der Krieg gegen Rußland

im Jahre 1854. Nach den Berichten von Augenzeugen und andern zuverlässigen Quellen. Mit Karten, Plänen und sonstigen artistischen Beigaben." (Leipzig, Avenarius und Mendelssohn.) Theils in allgemeiner fortlaufender Erzählung, theils in speciellen Darstellungen und Schilderungen soll hier eine vollständige Uebersicht der kriegerischen Begebenheiten geboten werden, welche wir demnächst zu erwarten haben. Doch sollen auch die diplomatischen Verhandlungen sowie überhaupt alle diejenigen Verhältnisse, die für die Entwickelung der Ereignisse von Einfluß sind und deren Kenntniß zur richtigen Auffassung und Beurtheilung derselben gehört, nicht ausgeschlossen sein. Die ungenannten Verfasser, die sich zu dem Unternehmen vereinigt haben, versprechen den Ereignissen so rasch auf dem Fuße zu folgen, als es das Eintreffen zuverlässiger und ausreichender Mittheilungen nur irgend gestatten wird. Auch werden sie nicht blos den Schauplatz der Begebenheiten schildern, sondern auch die Heere und Heerestheile, die Flotten und ihre Anführer ꝛc., selbst biographische Mittheilungen sowie einzelne Charakterzüge und Anekdoten, soweit sie das Verständniß des Ganzen befördern, sollen nicht ausgeschlossen sein. Die erste Lieferung beschäftigt sich mit dem Vorspiel des Kriegs, dem diplomatischen sowol wie dem militärischen, bis zur Schlacht von Sinope; als Beilagen sind eine Uebersicht der russischen Armee am 1. Januar 1854, eine Chronologie der wichtigsten Begebenheiten sowie die gut ausgeführten Pläne von Helsingfors, Reval und Sewastopol beigefügt. Das Ganze verspricht ein höchst interessantes und zeitgemäßes Werk zu werden, dem es somit auch an der nöthigen Theilnahme des Publicums nicht fehlen wird. H. Fk.

Correspondenz.

Aus Zürich.

Mitte Mai 1854.

Ss. Die Maiwahlen in der ganzen Schweiz sind zum Vortheil der Liberalen ausgefallen. Nur in Bern bleibt es vor der Hand noch zweifelhaft, ob die liberale oder die reactionäre Partei die Mehrheit der Stimmen gewinnen wird. Aber selbst in diesem Zweifel liegt bereits ein Fortschritt zu Gunsten der liberalen Partei. Im vorigen Cantonsrath hatten die berner Aristokraten das Uebergewicht bis zu fast zwei Dritteln; wenn also jetzt nur überhaupt von einem Schwanken des Siegs zwischen der liberalen und der aristokratischen Partei die Rede sein kann, so zeigt schon dies einen bemerkenswerthen Umschwung der öffentlichen Meinung. Welche von beiden endlich die Oberhand behalten wird, läßt sich in dem Augenblick, da ich dies schreibe, noch nicht übersehen. Doch bezweifle ich, daß die Liberalen mehr als einen relativen Sieg davontragen werden; die Zahl ihrer Stimmen wird gegen früher einen bedeutenden Zuwachs zeigen, aber die Majorität werden sie doch nicht erlangen.*) Bei diesem Ausgang der Dinge, den ich, wie gesagt,

*) Der Erfolg hat die Erwartungen unsers Correspondenten bekanntlich übertroffen: die Radicalen haben auch in Bern, und zwar mit 116 Wahlen gegen 110 gesiegt. D. Red.

Google

nicht verbürgen kann, der mir aber am wahrscheinlichsten ist, würde unsere liberale Presse dann freilich gutgethan haben, das Triumphgeschrei, das sie bei Beginn der Wahlen ausstieß, ein wenig zu mäßigen; sie hat dadurch den verhältnißmäßigen Fortschritt, den die liberale Partei diesmal ganz unstreitig gemacht, selbst einigermaßen im Werthe herabgesetzt. Ein vorzeitiger Siegsruf ist nur ein Warnungsruf für den Gegner; wer zu viel hat haben wollen, schmälert selbst Dasjenige, was er endlich erhält. Doch ist das freilich ein Fehler, an dem die liberale Partei überhaupt leidet, nicht blos in der Schweiz, sondern auch in England und Frankreich, und in den sie immer wieder verfällt, trotz aller trüben Erfahrungen, welche sie in dieser Hinsicht schon gemacht hat. Die Liberalen sind eben noch nicht ans Regieren gewöhnt; sie kennen oder beachten noch nicht die goldene Regel, mit der Talleyrand die Instruction für seine Gesandten zu schließen pflegte: „Point de zèle." Die alten Parteien, das heißt also, um in unsern nächsten Schweizerumgebungen zu bleiben, die Aristokraten, der Klerus, die Jesuiten, alle diese Nachtvögel der Reaction wissen sämmtlich sehr wohl, daß übergroßer Eifer nur schädlich ist; sie wissen nicht nur zu richtiger Zeit unterzuducken und abzuwarten, sondern auch ihren Sieg trompeten sie niemals früher aus, als bis sie ihn wirklich in Händen haben. In diesem Punkte sollte die junge Partei der Liberalen es nicht verschmähen, von ihren altgewiegten Gegnern zu lernen; es gibt Fälle, ganz gewiß, wo es schon ein Sieg ist, nicht geschlagen zu werden: aber dieser Sieg wird zur Niederlage, wenn man selbst vorher den Bramarbas gespielt und Stein und Bein geschworen hat, den Feind in Stücke zu reißen.

Desto vollständiger ist der Sieg, welchen die liberale Partei bei uns in Zürich davongetragen; mit seltenen Ausnahmen ist die bestehende Regierung, die hier die radicale genannt wird, bestätigt worden. Die Aristokratie ist so spärlich vertreten, daß sie fast gar nicht in Rechnung kommt; nur die sogenannte demokratische Partei, die man jedoch mit weit größerem Recht als socialistische bezeichnen würde, hat einige Stimmen gewonnen. Allein auch dies hat nur wenig zu bedeuten, indem der Gegensatz zwischen der „radicalen" Regierungspartei und der „demokratischen" Opposition in der That so gar groß nicht ist. Vergleicht man das Programm der beiden Gegner, so muß man sich verwundert fragen, wo der principielle Gegensatz zwischen beiden denn eigentlich liegt; es handelt sich im Wesentlichen nur um eine Nuance, nur um ein Mehr oder Weniger, ein Später oder Früher. Den Hauptstreitpunkt bilden einige Vorschläge in Bezug auf volksthümliche Finanzreform; aber auch da ist über das Princip kein Streit, nur über das Zweck- und Zeitgemäße der Ausführung weichen die Meinungen voneinander ab.

Und so ist denn der ganze Streit bei Licht besehen wesentlich ein persönlicher, sowol in den Führern als in der Partei selbst. Hr. Treichler, der Führer der Demokraten, stützt sich mehr auf die Arbeiter sowie überhaupt auf die ärmern Classen, während Hr. A. Escher, das Haupt der Regierungspartei, mehr an der Spitze unsers Mittelstandes steht. Da nun bei der allgemeinen Wohlhabenheit, welche hier herrscht, der Mittelstand bei weitem die Mehrzahl des Volks bildet, so ließ der Sieg der Regierungspartei sich unschwer voraussehen. Die paar Wahlen, welche die Demokraten gewonnen, tragen ebenfalls meist einen persönlichen Charakter; sie schicken Handwerker

in den Cantonsrath, wo früher Grundbesitzer oder Fabrikanten saßen. Auch hat die Regierung unter der Leitung des Hrn. A. Escher in jeder Hinsicht höchst Tüchtiges geleistet; sie hat eine Menge wohlthätiger Reformen durchgesetzt, hat die Gesetzgebung verbessert, hat Schulen gegründet, Eisenbahnen befördert und durch dies Alles Zürich unbestritten und für lange Zeit an die Spitze der Schweiz gebracht. Eine solche Regierung, für die solche Thatsachen sprechen, läßt sich überall nicht leicht aus dem Sattel heben, am wenigsten bei einem Volke von der politischen Uebung und der praktischen Einsicht, wie die Schweizer. Wenn Hr. Treichler, dessen Meisterschaft in der Agitation im Kleinen wir anerkennen, dennoch einen Anlauf dazu nahm, so hat er in Hrn. Staatsanwalt Dubs einen Gegner gefunden, der ihm nicht nur gewachsen, sondern noch um ein Beträchtliches überlegen ist. Seit den letzten acht Wochen hat Hr. Dubs im „Landboten", bekanntlich dem Organ der Regierung, eine Reihe von Artikeln erscheinen lassen, in denen er den Führer der Demokratie sowie die Behauptungen seiner Anhänger mit ebenso viel Glück wie Tapferkeit bekämpft. Diese Artikel sind jetzt gesammelt erschienen unter dem Titel: „Ein Beitrag zur Würdigung der sogenannten demokratischen Bewegung des Jahres 1854. Von J. Dubs." Wir empfehlen das klar und frisch geschriebene Büchlein Allen, die einen tiefern Blick in Schweizerleben und Schweizerart werfen und namentlich unsere züricher Zustände des Genauern kennen lernen wollen. Auch zu dem Siege der Regierungspartei hat es wesentlich mit beigetragen und zwar, wie ich glaube, zum Glück nicht blos für Zürich, sondern für die ganze Schweiz. Denn vielleicht gab es niemals einen Augenblick, wo es so wichtig war wie eben jetzt, daß Zürich, als der führende Canton der Schweiz, eine Regierung besitze, die Freisinnigkeit mit Mäßigung, Umsicht mit Festigkeit vereint und die außerdem ihre praktische Tüchtigkeit bereits durch die That bewiesen hat.

Auf unserer Universität scheint die Zahl der Studirenden in diesem Semester eher ab- als zugenommen zu haben und auch der Collegienbesuch, der zwar im Sommer allemal eine merkliche Abnahme erleidet, ist geringer denn jemals. Zum Theil rührt diese Abnahme der Frequenz wol von dem allgemeinen Druck der Zeit her, zum Theil aber hat auch das Mislingen der eidgenössischen Universität daran Schuld, indem infolge dieses Projects die übrigen Universitäten der Schweiz eine ungewohnte Thätigkeit entwickelt und alle Kräfte zusammengerafft haben, um sich über Wasser zu halten. So hat das Project denn also fürs erste Basel, Bern und Genf Gewinn gebracht, während Zürich darunter leidet. Doch wird sich dies bald wieder ausgeglichen haben. Auf dem Festessen, mit dem wir kürzlich den Stiftungstag unserer Hochschule feierten und bei dem natürlich auch des gescheiterten Universitätsprojects mehrfach gedacht ward, sagte einer der Redner, ich glaube, Hr. Dubs: „Er müsse die Schweizerart schlecht kennen, wenn nicht in 10—15 Jahren Zürich dennoch eine eidgenössische Universität besitzen würde; wie die Schweiz selbst nach und nach, Stück für Stück entstanden, so müsse auch jetzt noch Alles bei uns stückweis errungen werden; das Polytechnicum sei ein Anfang, und zwar ein solcher Anfang, aus dem die eidgenössische Universität früher oder später mit Nothwendigkeit hervorgehen werde." Und diese Ansicht wird von Vielen getheilt, während andere, noch zahlreichere Stimmen das Polytechnicum an sich bereits als einen solchen Gewinn und Fortschritt

Digitized by Google

betrachten, daß man die Reaction gegen die Universität, die für den Augenblick eingetreten zu sein scheint, dafür gern mit in den Kauf nehmen kann.

Aus Thüringen.

20. Mai 1854.

G. R. Statt aus unserm Ilm-Athen schreibe ich Ihnen diesmal aus den thüringer Bergen; der Frühling lockte gar zu verführerisch und wer da weiß, wie lieblich derselbe gerade zwischen den Höhen und Thälern unsers Waldgebirges ist, der wird es auch begreiflich finden, daß ich der Lockung keinen Widerstand leistete. Die Gegenden des Thüringerwaldes haben nichts Großartiges, nichts Imposantes; wer mit der Erwartung hierher geht, ein eigentliches Gebirgsland zu finden, selbst nur von dem Charakter wie der Harz oder das Erzgebirge, der wird von diesen sanft anschwellenden Hügeln, diesen Bergen, die so allmälig emporsteigen, daß selbst der Wanderer es kaum bemerkt, sich freilich nicht sehr befriedigt fühlen. Dafür aber trägt die Gegend in ihrer durchgehenden Mischung von Wald und Feld, von Garten und Wiesenland, von Cultur und Freiheit ein Gepräge des Anmuthigen, behaglich Lieblichen, wie keine zweite Gegend Deutschlands. Auch die zahlreichen Dörfer, die muntern Städte, sowie die vortrefflichen Straßen, zu denen nun noch neuerdings der dampfbeschwingte Zug der Eisenbahn gekommen ist, macht eine Reise durch die thüringer Berge zu einem höchst angenehmen Genuß, besonders in der gegenwärtigen Jahreszeit, wo das Grün der Wälder noch seine erste volle Frische, die pfeilschnell dahinschießenden Bäche, die unsern Weg rechts und links durchkreuzen, noch ihr volles Wasser haben, und wo auch der Segen der Felder uns noch in echter Hoffnungsfarbe entgegenleuchtet. Einzelne Höhen sind allerdings noch ziemlich kahl; namentlich finde ich die Eichen noch weit zurück. Doch tragen ihre röthlichen Knospen, vermischt mit dem saftigen Grün der jungen Buchen und der dunklern Farbe des Nadelholzes, nur dazu bei, die Landschaft zu verschönern, indem sie den Farbenreichthum derselben noch erhöhen.

Ein anderer ganz besonderer Vorzug dieser Jahreszeit ist es, daß man jetzt noch ziemlich einsam zwischen den Bergen wandert. In frühern Jahren wurde der Thüringerwald, einzelne allbesuchte Punkte wie die Wartburg oder auf der andern Seite Rudolstadt und Paulinzelle ausgenommen, hauptsächlich nur von reisenden Musensöhnen besucht. Der Comfort, den man unterwegs fand, war zum Theil sehr gering; aber dafür war das Reisen auch außerordentlich billig und überdies trug das Ganze ein Gepräge der Heimlichkeit und der trauten Stille, das die Reize der Natur nur um so tiefer empfinden ließ. Seit einer Reihe von Jahren, namentlich aber seitdem die Eisenbahn hart an dem Rande unsers Gebirgs dahinläuft, hat sich das sehr geändert; tausend und abertausend Besucher kreuzen sich jetzt den ganzen Sommer hindurch auf allen Straßen; überall sind elegante Wirthshäuser entstanden, die nicht nur alle Bequemlichkeiten sondern sogar allen Luxus der größern Städte in die Einsamkeit des Waldes übertragen; ja diese Einsamkeit selbst ist nirgends mehr zu finden, bis endlich der Herbst mit rauher Hand die Blätter von den Bäumen kehrt und die letzten Gäste in ihre Winterquartiere verscheucht. Besonders aus Berlin wird der Zudrang

mit jedem Jahre stärker, und zwar nicht blos von einzelnen Reisenden, sondern auch ganze Familien, ganze Haushaltungen siedeln sich auf Wochen und Monate aus dem Qualm und Dunst der Hauptstadt hinüber in die schattige Kühle des Waldes. Ihren Anfang nimmt diese Völkerwanderung regelmäßig zu Pfingsten; das Pfingstfest ist für den Thüringerwald was die Eröffnung der Saison für einen beliebten Brunnen- oder Badeort. Die Eisenbahnverwaltung unterstützt diese Pfingstwanderungen durch Ermäßigung der Fahrpreise, und allerdings, wem es nur darauf ankommt, auch im Thüringerwald gewesen zu sein, der mag sich diesen Vergnügungstransporten immerhin anschließen. Wem es dagegen darum zu thun ist, die Nymphe des Waldes in ihrer vollen unbefleckten Schönheit zu belauschen, wer im traulichen Schatten des Waldes, am ewig getreuen Busen der Natur neue Hoffnungen fassen oder alte Schmerzen vergessen will, der mache es wie ich und flüchte sich hierher, bevor noch der breite Strom der Reisenden Weg und Steg überschwemmt und den erhabenen Tempel der Natur zu einem einzigen großen Gasthof umgestaltet.

Die Zurüstungen für diese Zeit der Karavanen machen sich schon jetzt bemerkbar; als ich vor 14 Tagen über den Inselsberg stieg, hatte der Wirth das neue stattliche Gasthaus eben bezogen und auch in den Thälern regen und rühren sich bereits unzählige fleißige Hände, den erwarteten Gästen den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen. Die alte idyllische Einfachheit geht dabei freilich verloren. Doch ist das der Lauf der Welt; wer die Vortheile der Cultur will, muß auch ihre Schattenseiten mit in den Kauf nehmen. Auch der sonst so stille, so tief poetische Thüringerwald ist jetzt stellenweis im Begriff, der Schauplatz zudringlicher Marktschreierei zu werden. Besonders spaßhaft sind die Bemühungen einzelner Ortschaften, den Fremdenzug an sich zu locken — ich meine nicht den Zug der Durchreisenden, sondern jene schon oben erwähnten Familien, welche einige Zeit den Thüringerwald zum Sommeraufenthalt zu wählen lieben. Namentlich seit der großen Nummer, welche Friedrichroda, ein Städtchen in der Nähe von Reinhardsbrunn, die beiden letzten Sommer in dieser Hinsicht gezogen, ist ein allgemeiner Speculationsgeist in die Leute gefahren; überall werden neue zierliche Häuser erbaut oder alte verschönert, überall werden Brunnen entdeckt und Bäder angelegt, und sollten es auch nur Kiefernadelbäder sein, eine Gattung von Bädern, beiläufig bemerkt, die man bei jedem Gang durch den Wald ebenso gut und noch ein beträchtliches Theil bequemer haben kann. Gemeindevorstände und Notablen treten zu Verschönerungsvereinen und Badecommissionen zusammen und preisen in Zeitungsartikeln und Inseraten die herrliche Lage, die gesunde Luft, das billige Leben und hundert andere Annehmlichkeiten ihres Städtchens an — kurzum, die Concurrenz hat ihre Riesenarme bis mitten in die Einsamkeit des Thüringerwaldes gestreckt und wo sonst Fee Romantik in stillem Grunde thronte oder der Wilde Jäger sausend durch die Lüfte zog, da hat jetzt König Puff seinen Thron aufgeschlagen und stößt in die Trompete, daß Einem die Ohren gellen, wer weiß wie weit!

Auch für die diesjährige Saison scheint Friedrichroda wiederum den Preis zu behalten. Die Lage des Orts selbst kann ich nicht so reizend finden, wie sie von einzelnen Enthusiasten geschildert wird; wenigstens gibt

es schönere Punkte im Thüringerwald. Dagegen ist die Nähe von Reinhardsbrunn, das nun doch einmal ohne Widerspruch die Perle der ganzen Gegend bleibt und das von Friedrichroda nicht viel mehr als eine Viertelstunde entfernt ist, allerdings ein sehr erheblicher Vorzug. Noch glücklicher sind die Auserlesenen, die in dem herrlich gelegenen Gasthof von Reinhardsbrunn selbst ihren wandernden Herd aufschlagen dürfen; es ist dies eines der lieblichsten Fleckchen deutscher Erde, die mir vorgekommen. Doch ist die Zahl dieser Glücklichen bei der Beschränktheit des Raums und da doch nothwendig einige Zimmer für Durchreisende offen bleiben müssen, immer nur sehr klein; auch waren schon bei meiner neulichen Anwesenheit sämmtliche verfügbare Zimmer für den ganzen Sommer in Beschlag genommen. Ein anderer Punkt in der Nähe von Reinhardsbrunn, dem ich ebenfalls geneigt bin eine bedeutende Zukunft zu prophezeien, vorausgesetzt, daß die Vortheile der Lage von kundiger Hand benutzt und ausgebeutet werden, ist Groß- und Klein-Tabarz, zwei Ortschaften, die aber so dicht beisammen liegen, daß sie füglich für eine gelten dürfen. Von Reinhardsbrunn ist Tabarz ungefähr doppelt so weit entfernt wie Friedrichroda; dafür aber ist die Lage ungleich schöner und auch der Fremdenverkehr ist noch nicht so lärmend und zudringlich wie in letzterm Orte. Reisende, welche den Sommer in Thüringen zuzubringen beabsichtigen, mache ich auf diesen Punkt aufmerksam; sie werden vielleicht fürs erste noch Einiges von den Bequemlichkeiten vermissen, die ihnen anderwärts geboten werden, aber dafür finden sie auch noch reine unverfälschte Natur und eine Umgebung, in der sozusagen alle Reize der Umgegend von nah und fern sich ein Rendezvous geben. Auch in Eisenach werden neuerdings nicht unerhebliche Anstrengungen gemacht, fremde Familien herbeizuziehen. Indeß wird den Meisten dieser Aufenthalt wol bereits zu städtisch sein, so herrlich die Lage der Stadt auch ist und so viel Interessantes und Sehenswürdiges sie theils unmittelbar, theils in ihrer nächsten Nähe bietet. Die altberühmten Schönheiten des Thüringerwaldes, Liebenstein und Altenstein, die ehemals hauptsächlich den Ruf der Gegend bildeten, scheinen mir dagegen etwas in Verfall zu gerathen. In ersterm Ort ist eine Wasserheilanstalt, die sich ziemlich starken Zuspruchs erfreut, sogar aus Rußland und Polen; selbst im Winter ist sie fast unausgesetzt benutzt worden. Doch kann die Lage beider Orte keinen Vergleich mit den früher genannten aushalten und auch die ehedem so berühmten Gartenanlagen sowie die ganze Einrichtung des dortigen Lebens athmen einen gewissen steifen, altväterischen Geschmack, der dem heutigen Geschlecht, das mehr auf den unmittelbaren Naturgenuß gerichtet ist, nicht mehr recht zusagen will. Als ein neuer, nicht ungefährlicher Concurrent, der namentlich für Liebenstein von Bedeutung werden dürfte, tritt neuerdings auch das bekannte Fabrikdorf Ruhla in die Schranken — oder wie man es hier gewöhnlich nennen hört „die Ruhl". Ehedem das Eldorado der trink- und tanzlustigen Studenten, berühmt durch seine Pfeifenköpfe und seine schmucken Dirnen, die sich außer durch ihre Schönheit auch noch durch eine eigenthümliche malerische Kopftracht auszeichnen, ist es in den letzten Jahren ebenfalls ein Sammelpunkt für fremde Familien geworden. Als ich kürzlich durchreiste, zeigte man mir mit patriotischem Stolz sogar eine eigene Schrift: „Zehn Tage in Ruhla", die soeben in Berlin

erschienen ist und in der die Reize und Annehmlichkeiten eines Sommeraufenthalts in Ruhla mit beredten Worten geschildert werden; der Verfasser ist, wie ich hörte, ein höherer Justizbeamter in Berlin und wird seine Empfehlung bei seinen reiselustigen Landsleuten gewiß nicht ohne Wirkung bleiben.

Ich nannte vorhin Eisenach; ich hätte dabei auch gleich der Wartburg gedenken sollen, deren Wiederaufbau sich immer stattlicher und prächtiger erhebt. Doch verdient dieser Bau, der auch in technischer Hinsicht zu den interessantesten gehört, die jetzt in Deutschland im Werke sind, wol eigentlich einen eigenen Brief und bemerke ich daher an dieser Stelle nur, daß das Gerücht, welches ich seltsamerweise durch ganz Thüringen verbreitet fand und das vermuthlich auch auswärts spukt, nämlich als ob der Bau aus finanziellen Gründen bis auf Weiteres eingestellt sei, vollkommen unbegründet ist. Im Gegentheil, gerade in diesen jüngsten Tagen ist wiederum ein wichtiger Schritt zur Vervollständigung desselben geschehen: Moritz von Schwind, den der fürstliche Bauherr bekanntlich mit Anfertigung der Fresken beauftragt hat, welche Säle und Gänge schmücken sollen, ist auf der Wartburg angelangt und hat seine Arbeit sofort rüstig begonnen. Ich hatte das Vergnügen, dem Künstler vorgestellt zu werden und mir von ihm die Entwürfe zeigen zu lassen, die er hier in Ausführung zu bringen gedenkt. Sie sind sämmtlich außerordentlich schön componirt und versprechen die beste Wirkung. Namentlich hat der Künstler in der Wahl der Stoffe, deren Einzelheiten ihm überlassen waren, einen höchst gesunden Geschmack, verbunden mit richtigem geschichtlichem Blick und einem höchst erfreulichen Gefühl für das wahrhaft Menschliche und Natürliche gezeigt; selbst dem Leben der heiligen Elisabeth, das nur eine Reihe von Legenden darbietet, die dem heutigen Bewußtsein ziemlich fern stehen, hat er eine Reihe von Motiven abzugewinnen gewußt, die ebenso geschichtlich treu wie menschlich wahr und anziehend sind. Die Bilder, welche Schwind zu malen beauftragt ist, beziehen sich sämmtlich nur auf den mittelalterlichen Glanz der Wartburg; in der Folge wird, wie ich hörte, auch ein eigener Luther-Flügel errichtet werden, dem alsdann der Schmuck der Malerei hoffentlich ebenfalls nicht fehlen wird. Auch den Baumeister Hrn. von Ritgen aus Darmstadt hatte ich das Vergnügen oben zu treffen; der Reichthum der Phantasie, den er in den unzähligen Details bewährt, ist ebenso bewundernswerth wie die geschichtliche Treue, die bei alledem in vollster Strenge aufrecht erhalten wird. Auch die Schnelligkeit, mit welcher er die einzelnen Handwerker, als da sind Steinmetzen, Holzschnitzer ꝛc. zu ihren oft sehr schwierigen Arbeiten angelernt hat, verdient alle Anerkennung; in beiden Fächern habe ich hier Arbeiten gesehen, die sich dreist mit dem Besten vergleichen dürfen, was das Mittelalter uns in dieser Hinsicht hinterlassen hat. Die Vollendung des ganzen Baues wird voraussichtlich noch eine Reihe von Jahren in Anspruch nehmen; wenn er aber einmal vollendet ist, wird er auch zu den ersten künstlerischen Zierden des ganzen deutschen Vaterlands gehören, sowol durch die Strenge und Gleichförmigkeit des Stils, als auch durch die Gediegenheit und Gründlichkeit der Ausführung.

Von Weimar selbst weiß ich Ihnen wenig oder nichts Neues zu melden. Der außerordentliche Landtag, dessen ich in meinem letzten Brief er-

wähnte, hat den Ausgang genommen, den ich damals bereits voraussagte: man hat eine friedliche Vereinbarung getroffen, mit der beide Theile Grund haben zufrieden zu sein und die auch den Rechtspunkt für den Augenblick unberührt läßt. Das Theater wird nächstens seine üblichen Ferien antreten; im Schauspiel hat es manches Interessante gebracht, wogegen man mit der Thätigkeit der Oper nicht besonders zufrieden war. Daß Hoffmann von Fallersleben nach Weimar übergesiedelt ist, haben Sie wol bereits gemeldet; man freut sich über das Asyl, welches dem vielgewanderten Dichter endlich geöffnet wird, und wünscht, daß dasselbe recht lange dauern und auch für Kunst und Wissenschaft recht fruchtbar werden möge.

Notizen.

Dingelstedt's großartiges Project, während der bevorstehenden Industrieausstellung in **München** ein Gesammtgastspiel der ersten deutschen Theaternotabilitäten auf der dortigen Hofbühne zu veranstalten, nähert sich seiner Verwirklichung. Bereits haben folgende Zierden der deutschen Bühne ihre Theilnahme zugesagt: Anschütz und Laroche in Wien, Emil Devrient in Dresden, Döring und Hendrichs in Berlin, Gruner in Stuttgart, Kaiser in Hannover, nebst den Damen Rettig und Neumann in Wien und Frl. Seebach in Hamburg; der Beitritt einiger Andern, wie der Frau Crelinger und des Hrn. Liedtke in Berlin, der Frau Hebbel-Enghaus und des Frl. Wildauer in Wien, des Frl. Wilhelmi in Stuttgart ꝛc. ist noch zweifelhaft. Da nun auch die münchener Hofbühne selbst in den Damen Dahn, Dahn-Hausmann, Damböck, Dencker und Jahn, sowie in den HH. Christen, Dahn, Haase, Jost, Lang und Richter ein höchst bedeutendes Contingent stellt, so darf man hier allerdings einer Vereinigung von künstlerischen Kräften entgegensehen, wie sie noch niemals, weder in noch außer Deutschland, auf einem Fleck beisammen gewesen sind. Das Repertoire wird sich selbstverständlich nur auf Stücke beschränken, über deren Classicität kein Zweifel obwaltet; Lessing, Goethe, Schiller, sowie von Fremden Shakspeare und Sophokles werden den Haupbestandtheil bilden.

Ueber die beabsichtigte Verlegung des **Germanischen Museum** von Nürnberg nach Koburg verbreiteten sich vor einiger Zeit ungünstige Nachrichten, welche das Scheitern des ganzen Plans befürchten ließen. Neuern Nachrichten zufolge sind dieselben indessen theils unbegründet, theils wenigstens stark übertrieben gewesen. Das Local, in welches das Museum verlegt werden soll, wird bereits geräumt und auch der koburger Landtag hat soeben die für die Verhältnisse des Landes nicht unbeträchtliche Summe von 15,000 Gulden für die Kosten der Uebersiedelung bewilligt, sodaß diese selbst in den nächsten Wochen vor sich gehen wird.

Ueber den zahlreichen pomphaften Denkmalen, welche jetzt deutschen Dichtern und Gelehrten errichtet werden und die wenigstens theilweis ihren Ursprung mehr der Eitelkeit ihrer Gründer verdanken als der Pietät gegen

Diejenigen, zu deren Verherrlichung sie bestimmt sind, darf auch der einfache Denkstein nicht übersehen werden, mit dem kürzlich das Grab Albert Lortzing's auf dem Kirchhof zu Berlin geschmückt worden ist. Die Inschrift dazu hat der gegenwärtige Regisseur des berliner Hoftheaters geliefert, Philipp Düringer, Lortzing's vieljähriger Freund, der sich auch um das Zustandekommen des ganzen Denkmals große Verdienste erworben hat; dieselbe lautet folgendermaßen:

Sein Lied war deutsch und deutsch sein Leid,
Sein Leben Kampf mit Noth und Neid;
Das Leid flieht diesen Friedensort,
Der Kampf ist aus — sein Lied tönt fort.

Die preußische Bureaukratie hat einen namhaften Verlust erlitten: am 18. Mai ist Friedrich Ernst von Bodelschwingh-Velmede in Medebach, in der Nähe von Arnsberg, wo er seit einigen Jahren als Regierungspräsident angestellt war, gestorben. 1794 auf seinem Stammgut Velmede bei Hamm geboren, hatte er kaum angefangen sich dem Studium der Rechte in Berlin zu widmen, als ihn der ausbrechende Krieg von 1813 unter die Waffen rief; durch seine Tapferkeit erwarb er sich das Eiserne Kreuz, empfing aber auch eine Wunde, an deren Folgen er die ganze übrige Zeit seines Lebens krankte und die auch jetzt die mittelbare Veranlassung seines Todes gewesen sein soll. Nach eingetretenem Frieden vollendete er seine Studien in Göttingen und trat einige Jahre später in den preußischen Verwaltungsdienst; 1822 Landrath, wurde er 1831 Oberregierungsrath in Köln, um gleich darauf zum Regierungspräsidenten in Trier, 1834 aber zum Oberpräsidenten der Rheinprovinz befördert zu werden. 1842 wurde er als Finanzminister in das Ministerium berufen; zwei Jahre später folgte er dem Grafen Arnim als Minister des Innern, als welcher er gewissermaßen an der Spitze der damaligen preußischen Regierung stand. Seine Thätigkeit auf dem Vereinigten Landtag, sein halb freiwilliger, halb erzwungener Rücktritt in den Märztagen, sowie sein späteres Auftreten in der preußischen Zweiten Kammer und dem Erfurter Parlament ist noch in Aller Andenken. Bodelschwingh war Bureaukrat vom Scheitel bis zur Zehe, aber in jener energischen und selbstbewußten Weise, die heutzutage, wo selbst die Bureaukratie sich unter den Fittig der Junkerherrschaft flüchten muß, mehr und mehr ausstirbt und der man in Erinnerung an die großen Verdienste, welche sie sich in frühern Epochen um Preußen erworben hat, sowie in Anerkennung der gediegenen und tüchtigen Persönlichkeiten, die aus ihr hervorgegangen, sich fast geneigt fühlt das Unglück zu verzeihen, das sie übrigens über Preußen und damit über ganz Deutschland gebracht hat. In allen amtlichen Beziehungen von unerschütterlicher Pflichttreue und einem wahrhaft staunenswerthen Fleiß, konnte der Verstorbene in persönlichen Beziehungen eine große Anmuth des Umgangs entwickeln. Auch literarische Neigungen waren ihm nicht fremd, wie er erst kürzlich durch das von ihm verfaßte „Leben Vincke's" dargethan hat, das nun wol auch leider Fragment bleiben wird.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Neuer Roman von Levin Schücking.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ein Staatsgeheimniß.

Drei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Dieser neue Roman **Levin Schücking's**, eines unserer beliebtesten Romanschriftsteller, hat die Zeit der Napoleonischen Herrschaft in Deutschland (1803 und 1804) zum Hintergrunde: der letzte Dauphin, Napoleon, Josephine und mehre Typen der letzten Epoche spielen eine Rolle darin. Der Roman ist also schon durch seinen Stoff geeignet, die allgemeine Aufmerksamkeit des deutschen Publicums auf sich zu ziehen.

Die **frühern Romane Levin Schücking's**, sämmtlich von dem deutschen Publicum mit lebhafter Theilnahme aufgenommen, erschienen in demselben Verlage unter folgenden Titeln:

Die Königin der Nacht. 8. 1852. 1 Thlr. 24 Ngr.
Der Bauernfürst. Zwei Bände. 8. 1851. 4 Thlr.
Ein Sohn des Volkes. Zwei Theile. 12. 1849. 4 Thlr.
Die Ritterbürtigen. Drei Theile. 12. 1846. 4 Thlr. 15 Ngr.
Eine dunkle That. 12. 1846. 2 Thlr.
Ein Schloß am Meer. Zwei Theile. 12. 1843. 3 Thlr.

Der geistvolle Verfasser des Aufsatzes „Der neue deutsche Roman" im 9. Bande der „Gegenwart" sagt über Schücking unter Anderm: „Ein Autor, dessen Werke ebenso viel Plastik wie harmonischen künstlerischen Guß bekunden, der durch Maß und Takt und Eleganz der Form ebenso besticht, wie durch einen geistigen Inhalt fesselt, welcher sich um Lebensfragen der Gegenwart bewegt. Dabei steht Schücking, jeder Ausländerei fremd, auf deutschem Boden fest, und der vorherrschende provinzielle Hintergrund seiner Romane (Westfalen) ist der Klarheit seiner Anschauungen und Schilderungen, der Bestimmtheit seiner Charakteristik förderlich."

Dichtungen von Julius Hammer.

Im Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen soeben und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zu allen guten Stunden. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 1 Thlr. 6 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 15 Ngr.

Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. Dritte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Hammer's Dichtungen: „Schau um dich und Schau in dich", sind mit vollem Recht Leopold Schefer's „Laienbrevier" und Rückert's „Weisheit des Brahmanen" an die Seite gestellt worden, und haben sich auch rasch so zahlreiche Freunde im deutschen Publicum erworben, daß davon bereits eine **dritte Auflage** nöthig geworden ist. Dieselbe freundliche Theilnahme verdienen seine neuesten Dichtungen: „Zu allen guten Stunden", eine Art poetischer Kalender, Gedichte, wie sie den Stimmungen entsprechen, die durch den Charakter der verschiedenen Monate und Jahreszeiten im Menschen angeregt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 24.** 8. Juni 1854.

Inhalt: Brunhilden Tod. Von **Max Rieger.** — Petersburger Schildereien. Von **Aurelio Buddens.** II. — Literatur und Kunst. („Alexander Puschkin's Poetische Werke. Aus dem Russischen übersetzt von Friedrich Bodenstedt, erster Band"; „Verstand schafft Leiden. Schauspiel in vier Acten und in Versen nach dem Russischen des Gribojädoff metrisch übertragen von Dr. Bertram". — Nußdorf, „Die Diätetik". — Widmann, „Für stille Abende"; „Denkerbriefe vom walachischen Donauufer. Von Prinzessin Aurelia Ghika. In deutscher Sprache herausgegeben nebst einem ungesiegelten Briefe an die Verfasserin von F. Paalzow". — Niendorf, „Lieder der Liebe".) — Correspondenz. (Aus Prag. — Aus Berlin. — Aus Brüssel.) — Notizen. — Anzeigen.

Brunhilden Tod.

Von

Max Rieger.

Es saß bei ihren Mägden die hehre Brunhild
In einer Kemenaten und würkten schön Gebild.
Die Frau blickte trübe; man hörte da kein Wort;
Sie dacht' in ihrem Muthe, wie ihr gelungen wäre der Mord.

Der Tag war längst entwichen. „Die nun begehrt mein Gold",
Sprach Brunhild zu den Frauen, „— ich gelob' ihr hohen Sold —
Die erfahre mir die Märe und berichte mich des bald,
Ob noch nicht wiederkehren die kühnen Jäger aus dem Wald."

Man sah zu Fenstern eilen Jungfraun genug.
Die eine rief: „Ich sehe mit Fackeln einen Zug
Jenseit des Rheines." „Wohlauf, getreue Magd,
Und erfahre mir am Gestade, ob wohl ergangen sei die Jagd:

Und sieh auch, ob die Recken uns all zurücke sind."
Sie konnt' es kaum erharren, bis wieder kam das Kind:
„Euch grüßet König Günther, auch hab' er wol gejagt:
Doch sah ich nicht Herrn Siegfried den kühnen Recken unverzagt."

Digitized by Google

„Und hast du nicht gesehen, trug man auf Schilde was?“
„Ich kann euch wol berichten, Wunder nahm mich das,
Es trugen zween auf einem Schild, der war von Golde roth,
Unter einem Mantel, wie man Einen trägt, der todt.“

„So wol mir dieser Märe, des höhet sich mein Muth!“
Sprach vor Freuden lachend die Königinne gut.
„Nun kleidet euch, ihr Mägde, daß wir den König empfah'n:
Nun erhol' ich mich von Thränen und alles Leid ist abgethan!“

Mit ihren schönen Mägden die Königinne ging
Unten an die Stiege da sie die Herrn empfing.
„Willkommen, ziere Recken, und erlegtet ihr das Wild,
Drum ihr ausgeritten, so ist mir all mein Schmerz gestillt!“

„Des freut ihr euch viel billig“, Günther sprach's, der Held,
„Gethan ist euer Wille.“ „Wie wohl ist der bestellt!“
Sprach Hagen, „heut und immerdar man des euch preisen soll:
Also kühner Recke starb noch nie um Weibes Groll.“

In den Saal sie gingen. Schenken man da hieß.
Von Gold eine Schale Brunhild ihr bringen ließ.
Voll Weins ward sie geschenket des besten, den man fand,
Drauf bot sie dar Herrn Hagnen der Königin viel weiße Hand.

„Heil dir, Recke Hagen! Brunhilden Dank
Empfahe wol mit Ehren. Eh war mein Herze krank:
Nun springt es hoch in Freuden und labt an Rache sich.
Ihren starken Uebermuth büßt Frau Kriemhild jämmerlich.“

Wie fröhlich da Herr Hagen bei Brunhilden saß,
Manches Mannes Auge ward von Thränen heimlich naß.
Auch war da wenig Schallen, wie man sonst beim Weine pflag:
Um Siegfried den getreuen Held an Manches Herzen Kummer lag.

Bald erhub sich Günther und ging an sein Gemach.
Was der grausen Rache, da der Tag anbrach,
Geschah an Kriemhilden, das ist euch wol kund.
In einem reichen Sarge Siegfried nun im Münster stund.

Sich hatte längst verlaufen das Volk insgemein.
Kriemhild mit manchem Pfaffen war da noch allein
Und Siegfried's Gesinde hielt bei dem Todten Wacht.
Da kam mit Frauen Brunhild, da schon dunkelte die Nacht.

„Weichet, ihr Gesinde, laßt mich seh'n den Held!
Ihn will nun beklagen durch die er ward gefällt.
Will mir es wehren Kriemhild, sie thut viel übel dran:
Ihr gehörte doch bei Leben der wunderherrliche Mann!“

Wie bald die schöne Kriemhild von ihrem Weinen ließ,
Da Brunhild die hehre Siegfrieden pries!
Sie barg mit einem Linnen des Todten Angesicht:
„Des Helden Leib zu schauen ziemet Brunhilden nicht.

Ja mahnet mich dein Spotten der Lust, die ich gewann
In Treuen und in Ehren von meinem lieben Mann:
Und klagt sein ehlich Weib um ihn, so ist es wol genug;
Schweigen darf die Kebse, die ihn mit Arglist erschlug." —

„Wohl mir, daß ich dein Rühmen an ein Ende gebracht
Und des süßen Leibes dich zur Witwe gemacht.
Ich that's, das glaube, Kriemhild, allein durch deinen Haß:
Siegfried mußte sterben, weil mir dein Stolz am Herzen fraß.

Hätt' ihm nie nah gelegen dein verhaßter Leib,
Er mochte noch erleben mit anderem Weib
Manche liebe Stunde." Sie seufzte tief und schwer:
„O weh des besten Mannes, den ich verschmerze nimmermehr!"

Von Augen ob dem Sarge brach ihr ein Thränenstrom.
Mit Müh' erwarben's endlich, daß sie verließ den Dom,
Die getreuen Mägde. Wie wenig sie da schlief!
Man mochte lange hören wie sie des Helden Namen rief;

Und auch „Weh des Leides mir armer Brunhild!"
Mochte man da hören, „wär' mir der Tod nun mild!"
Am Morgen sprach Günther: „Was klagt die Frau mein?
Hat sie wer betrübet, billig soll's gerochen sein."

Dieweil war auch gegraben ein Grab tief und breit,
Drin Siegfried liegen sollte. Als Alles war bereit,
Da legte Frau Brunhild einer Witwen Kleider an:
„Nun soll mit Siegfriede meine Hochzeit sein gethan."

So kam hervor gegangen die edle Königin.
„Wie nun", sprach der König, „wo habt Ihr Euern Sinn?
Ich dachte, daß Frau Kriemhild heute Witwe sei." —
„Ich will Siegfriede heut' im Grabe liegen bei." —

„So weh mir solcher Märe! wer gab dir diesen Rath?
Was mag dir dann frommen die böse Meinthat?
Und sollt' ich dich verlieren das klagt' ich immerdar:
Wie sollt' ich denn verwinden den Schaden zu der Schande gar?"

Es mochte nichts verfangen. Günther sandte hin
Da man fand Herrn Hagnen: „Nun hilf! die Königin
Will Siegfried zu Liebe minnen den kalten Tod."
„Mich dünket", sprach der Recke, „des zwingt sie wahrhafte Noth.

Sie war angelobet dem herrlichen Mann
Mit viel starken Eiden: wer macht die ungethan?
Sie ist von Recht sein ehlich Weib: bewährt sie heute das,
Des hat sie große Ehre; man soll's ihr lassen ohne Haß."

Ungern hört' es Günther. Er versucht' es abermals
An der Ungemuthen: ihren schönen Hals
Umschlang der Held mit Armen: „Noch wende deinen Sinn!"
Ihn stieß zurück mit Kräften die tugendreiche Königin.

„Bei ungeliebtem Manne trägt das schwerste Joch
Ein Weib hochgeartet: trug ich es lange doch!"
Brunhild stund auf dem Hofe und theilt' ihr rothes Gold
Dem guten Ingesinde: Das war der Frau in Treuen hold.

Weinen und klagen man hörte nah und fern
Die Alten und die Jungen. Mancher hätte gern
Gold nie mehr genommen, ob das sollte sein,
Daß noch bliebe Brunhild an des lichten Tages Schein.

Nun kam es an die Stunde, daß man Siegfried barg
In einem hohen Hügel. Kriemhild folgte dem Sarg
Und auch von Nibelungen manch ein edler Mann,
Der sich solches Endes zu dieser Reise nie versann.

Wie leid den Welgetreuen das zu sehen war,
Als von Burgonden die Herren kamen dar,
Günther und Geiselher und auch Gernot,
Dazu Ortwein und Hagen führten Brunhild her zum Tod.

Von ihrer nächsten Sippe war Mancher noch dabei.
Kaum gaben Siegfried's Mannen: was diese Märe sei,
Das nahm sie billig Wunder. Brunhild zum Sarge ging,
Das schöne Haupt des Todten mit beiden Händen sie umfing.

„Nun heiße gottwillkommen, mein Angelobter, mich!
Ja ließ ich bitter mahnen mit Meinrathe dich
Der hochgeschwor'nen Eide: der vergaß ich nie:
Warum auch, holder Gatte, so wenig dachtest du an sie?

So seien heut und immer die falschen Räthe verflucht,
Die dir zu ungetreuem Thun den reinen Muth versucht!
Geflucht sei auch der Tarnhaut, der elbischen List,
Die zu schlimmen Künsten dich gereizt zu aller Frist!

Ich weiß ihn all', ihr Helden, den böslichen Trug,
Den man mir gespielet: der ist mir leid genug.
Erst mit Kriemhilden der wunderschönen Maid
Gewannet ihr den Degen, daß er euch Dienstes wäre bereit.

Da er mich um sie vergessen, wo hatt' er seinen Sinn?
Drauf nahm von seinem Dienste den schmählichen Gewinn
Günther der Reiche; da er die Spiele bestund.
Und half ihm nicht Herr Siegfried, er kam von dannen nie gesund.

Mächtig war der Spiele kein Held in keinem Land
Als Siegfried der Starke, das hatt' ich wol erkannt,
Der eh' die Waberlohe so mannlich durchritt
Und mir mit Balmunge der gold'nen Brünne Haft zerschnitt.

Des war mein Muth getröstet. Da gewann er mich
Zu Weibe einem Andern mit Listen heimlich.
Daß er Günther's Mann wäre, sprach er, da ich ihn sah.
O weh der Untreue, die an mir armem Weibe geschah!

Ich schmolz in heißen Thränen am freudlosen Tag,
Da Siegfried bei Kriemhilden und ich bei Günther lag.
Vernehmt noch mehr des Truges. Euch lüget Kriemhild,
Daß sie so frechen Muthes mich ihres Mannes Kebse schilt.

Sie bezeugt es mit dem Gürtel und mit dem Fingergold.
Die nahm mir beide Siegfried, da er um Minne Sold
Mit ungefügen Kräften für Güntheren rang:
Mir war vor dem König um mein Magdthum nimmer bang.

Doch wähnt' ich, Günther hätt' es durch seine Kraft gethan.
Da war Kriemhilden so getreu ihr Mann,
Er lag so wenig nahe meinem schönen Leib:
Hei wäre das geschehen! es war sein Recht an seinem Weib."

Aus zog sie Balmungen, das ziere Waffen gut,
Es lag bei Siegfriede. „Nun bezeug' es heut mein Blut,
Daß ich rechtem Weibe gleich seinen Tod geehrt,
Da ich mit meinem Leibe seines Grabes Schmuck gemehrt.

Auch sterben wir, das wisset, ungerochen nicht.
Wie sehr der Nibelunge hoher Ruhm zerbricht!
Ich sühne an mir selber was Arglist ich geübt:
An euch rächt mich und Siegfried das Weib, das ihr schwer betrübt.

Sie steht in großer Trauer dort wie ein Steinbild:
Seht ihr die finstern Blicke der schönen Kriemhild?
Zu neuem Ehbunde gebt ihr sie hinaus:
Sie bringt mit falschen Listen drauf euch Helden in ihr Haus.

Ich schaue nun so helle auf künftiger Dinge Grund:
Viel weiß das Herze, wenig meldet euch der Mund.
Die besten seh' ich fallen mit Wunden in das Blut:
O weh, wie reiche Rache man da Brunhilden thut!"

Sie sprach: „Durch Gott, nun leget mich neben Siegfried."
Balmung schnitt so sehre: vom Leben er sie schied;
Sie stach ihn durch ihr Herze. Das jammert Alt und Jung.
Zu beiden sie da legten auch den zieren Balmung.

Siegfried's Roß das gute mußte sterben auch.
Mit Armring, Roß und Waffen bestattet ward nach Brauch
Der Held, dazu Frau Brunhild. Die klagte man so sehr:
So getreuen Todes stirbt ein Weib nun nimmermehr.

Bei längerer Beschäftigung mit dem altdeutschen Volksepos unter besonderer Beachtung seiner feststehenden Stilformen und Redensarten schien es auf einen Versuch anzukommen, wie weit jener umfassende poetische Apparat einen Dichterton tragen und halten könne und wie weit er noch in der heutigen Sprache anwendbar sei und seine Wirkung thue: so entstanden die vorstehenden Strophen. Einiges ist mit untergelaufen, das mittelhochdeutsch nicht gesagt werden könnte, aber im jetzigen Deutsch den epischen Eindruck vielleicht nicht stört. Für minder bewanderte Leser die Bemerkung, daß der Inhalt, der im Gedichte von den Nibelungen zu großem Schaden der Composition fehlt, im Wesentlichen einem eddischen Liede entnommen ist. Das starke heidnische Gepräge desselben mußte aber in mehren Zügen verwischt werden, um Einklang mit dem deutschen Epos herzustellen. Die Form der Sage, die sich in Brunhildens Rede zeigt, ist aus deutschen und nordischen Bestandtheilen mit einiger Willkür zusammengeschweißt. Die Scene im Münster ist erfunden.

Petersburger Schildereien.

Von

Aurelio Buddeus.

II.

Auf einer wüsten, halbüberflutheten Insel am Ausflusse der Newa, aus einem neueroberten, sumpfigen Küstenstriche und außerhalb der Grenzmarken des ursprünglichen Reichs ließ Peter I. eine Festung erbauen. Die nicht erstickt waren im Morast, nicht erfroren im Winter, nicht verkommen in den Wildnissen, woraus sie die Baustämme herbeischleppten, mußten neben die Häuser ihrer herangezwungenen Herren die eigenen Hütten im Bereiche der Kanonen jener Festung zimmern. Das war der Anfang von Petersburg.

Erst Elisabeth ließ dann den Winterpalast als kaiserliche Residenz aufführen. Jetzt kamen bereits die Vornehmen aus dem Innern Moskowiens, Abenteurer und Staatsmänner, zurückgesetzte Söhne edler Geschlechter und edle Söhne zurückgesetzter Geschlechter, Glücksritter und Künstler, Schwindler und Kaufleute aus Deutschland, aus den Alpen, aus den Pyrenäen, aus dem Norden, Westen und Süden herangezogen, um sich um den Palast zu sammeln und im Sonnenglanze kaiserlicher

Gnade zu erjagen, was die Heimat versagte — Glück und Ehren. So wuchs Petersburg.

Was man eine Geschichte nennt, wie sie unsere Städte groß und blühend gemacht hat, kennt Petersburg nicht. Die Festung jenseit der Newa, der Winterpalast diesseit des Flusses — das sind ihre Lebenselemente. Diesseit des Flusses liegt auch noch heute die sogenannte „Große Seite", thatsächlich ein erweiterter Kaiserhof, dessen Bevölkerung vorzugsweise zur Aristokratie zählt. Jenseit des Flusses wird hauptsächlich der Bedarf des Militärstaats befriedigt; da sind die kriegerischen Werkstätten, da die soldatischen Erziehungsanstalten; da wohnt die dabei beschäftigte Menschenwelt. Auf den Inseln der Newamündungen endlich arbeitet der größte Theil der Künstler und Handwerker für das Bedürfniß der Residenz. Aber damit dieser eigenthümlichen Regelmäßigkeit nicht der grelle Gegensatz der Ausnahmen fehle, gehört gerade ein Theil der „Großen Seite", der Stadt des Winterpalasts, dem Proletariate fast ausschließlich an, während außerdem wieder eine Straße in nächster Nachbarschaft des Glanzes der Krone sich als beinahe ausschließliche Colonie der Briten zeigt. Schade, daß das Eigenthum Altenglands den Namen „Galeerenstraße" trägt.

Lobsänger Rußlands haben vor wenigen Jahren in die Zerrüttung der socialen Zustände Europas hereingerufen, der Pauperismus sei eine unbekannte Erscheinung in Rußland. In Wahrheit jedoch erblicken wir die Offenbarungen desselben in Petersburg in einem Maße, wie kaum in einer andern Weltstadt. Dies weitläufig zu erörtern, ist hier nicht der Ort; andererseits aber ist die Frage auch zu wichtig, um ihre Erscheinungen gänzlich mit Stillschweigen zu übergehen. Man übersieht es freilich leicht, dahinschreitend am Newakai, wie um Mittag auf der untersten Stufe der prächtigen Fluchttreppen ganze Scharen halbnackter Männer sitzen, in der einen Hand ein Stück Brot, in der andern einen hölzernen Löffel, womit sie das Wasser zum Brot aus dem Flusse als Mittagsmahl schöpfen. Das sind jene nationalrussischen Einwanderer, welche, von ihren Leibherren gegen eine Abgabe auf bestimmte Zeit entlassen, verlockt von den goldenen Kuppeln der Zarenresidenz heranwanderten, um mit ihrem Beil im Gürtel und mit ihrem slawischen Nachahmungstalent einen Theil der goldenen Schätze zu erbeuten. Rußland hat für sie einen bestimmten Namen erfunden: man nennt sie das „schwarze Volk". Sie bilden nun zwar in Petersburg den geldärmsten, doch nicht den unglücklichsten Theil der Armen. Haben sie die ersten Wochen der Arbeitslosigkeit und des völligen Fremdseins überwunden, vernichtete nicht die für den Fremden in Petersburg drohendste Krankheit, der Typhus, alle Energie des Körpers und Geistes, so schlüpft das aalglatte russische Naturell ungeschwächt durch diese Kümmernisse. Und

wenn im Spätherbst die Bauarbeiten enden, sucht der „schwarze Mann“ in einer Fabrik unterzukommen, noch lieber mit seinen kleinen Ersparnissen einen Hausirhandel anzufangen. Gelang dies, so geschieht es höchst selten, daß ein Nationalrusse wieder der bittersten Armuth anheimfällt. Ja Manche gebieten wol schon in einem Jahrzehnd über Millionen. Aber wie vielen von den jährlich 80,000 Einwanderern gelingt es, sich aus dem Proletariate heraufzuarbeiten? und in welch furchtbaren Verhältnissen verbleiben sie dann?

Folgen wir ihnen am Feierabend vom Meerufer nach dem Stadttheil, wo sie am dichtesten zusammenwohnen. Er grenzt an die Pracht der Newskyperspective, und der Weg führt am Findelhaus vorüber. An 10,000 Menschen bewohnen dessen ungeheures Viereck; davon sind etwa 3000 wirkliche Findelkinder, während gleichzeitig etwa 16,000 außerhalb der Stadt in den Filialen des Instituts untergebracht sind. Eine stehende Gesammtsumme von 19,000 Findlingen ist das Resultat der Sittlichkeits- und Armuthsverhältnisse einer Stadt von höchstens 500,000 Einwohnern!

Bald hinter dem Findelhause schrumpfen die Gebäude mehr und mehr zusammen, und endlich gelangen wir auf einen weiten Platz von schmuzigem Aussehen. Das ist der „Heumarkt“, der Mittelpunkt der petersburger Proletarierwelt. Es ist freilich viel dazwischengefallen: aber dennoch klingt uns dieser Name wol noch aus jener Zeit im Ohr, da vor nun etwa 20 Jahren Asien zum ersten male seinen Würgengel, die Cholera, nach Europa sendete. Damals geschah es, daß das seuchevergiftete, hungernde, obdachlose Volk der „schwarzen Männer“ die Leichen seiner Brüder in der Raserei unermeßlichen Jammers aufschichtete und aus den Händen der Aerzte, die man Mörder nannte, die sterbenden Kranken auf die Gasse zerrte. Damals stürzte dies Volk die zu Tode gemarterten Aerzte aus dem Fenster auf das Steinpflaster und tanzte wilde Siegesreigen um die geschändeten Leichen. In diesem Augenblicke des Beginns einer furchtbaren Proletarierrevolution siegte das Erscheinen des Kaisers. „Auf die Knie!“ rief er — und das Volk sank auf die Knie. Er schritt in die Kirche, um von Gott das Ende der Seuche zu erbitten — und das Volk betete mit. Unterdessen hatten draußen Soldatenmassen alle Zugänge des Heumarkts besetzt. Die wahllos aus der Masse Herausgerissenen wurden nach Sibirien geschleppt; Ruhe und Ordnung herrschte in Petersburg. Aber dem heranwandernden Proletariate selbst, wie dem Elende des herangewanderten warf der Staat keinen Blick zu. Noch heute, wie damals, lagern die „schwarzen Männer“ haufenweise zusammengeschichtet die Nacht über auf den Steinplatten der Corridors der Häuser, oder in Erdgeschossen, an deren Mauern fort und fort die Feuchtigkeit herabrieselt, deren

Boden fort und fort vom Wasser überglänzt ist. Halbfaules Stroh, und oft dieses nicht, ist ihre Lagerstätte, der Pelz ihre Decke, verpestete Luft vergiftet ihre Lungen; dazu zerwühlt der Branntwein ihr Eingeweide, da er bei dem Monopol der Krone und den hohen Pachtpreisen nur noch eine wie Scheidewasser ätzende Flüssigkeit ist, wenn er endlich in jene Schenken gelangt, wo ihn der Handarbeiter kauft.

Eng an diese Classe grenzen die kleinen Handwerker. Es bedarf nur zweier Worte, um ihr Loos erkennen zu lassen. Selten nur geborene Petersburger, kommen sie ebenfalls als Einwanderer hierher. Wer aber kein bedeutendes Anlagecapital mitbringt, ist bei der Theuerung des hiesigen Lebens gar nicht im Stande, selbständig ein Geschäft zu eröffnen. Er ist gezwungen, zu den herabgedrücktesten Preisen für den Besitzer eines Magazins zu arbeiten und hat damit von vornherein den Nachtheil, die Bezahlung für seine Arbeit nicht stückweis zu erhalten, sondern nur in bestimmten Abrechnungsterminen. Er wird also fast immer genöthigt, mit Schulden anzufangen. Außerdem aber empfindet er auf solche Weise alle Schwankungen nicht nur in der speciellen Richtung seiner Erwerbsthätigkeit, sondern beinahe ebenso unmittelbar alle größern oder geringern Krisen des Handels überhaupt.

Petersburg ist aber nicht nur Fabrik- und Manufacturort: noch einflußreicher auf seine Bewohnerschaft sind seine Lebensentfaltungen als Handels-, Hof- und Beamtenstadt. Diese gleichzeitige und gleich einflußreiche Geltung so verschiedener Richtungen erzeugt zwar allerdings manche neue Erwerbsquellen für die arbeitenden Classen, bewirkt aber in gleichem Maße auch ein Anwachsen der Armenmassen aus den Kreisen derjenigen Stände, welche einem Erwerbe durch Handarbeit nachzugehen theils unvermögend, theils nicht willens sind. Verarmte Kaufleute, verabschiedete Diener, arbeitsunfähige niedere Beamte, entlassene Soldaten &c. sind bekanntlich überall einestheils die unglücklichsten, anderentheils die dem Staate gefährlichsten Mitglieder des Pauperismus. Die halb unbewußte Resignation des geborenen Proletariers ist ihnen fremd; sie haben unter bessern Lebensverhältnissen größere Ansprüche an das Leben stellen gelernt, sie haben an den äußern Formen der reichen und vornehmen Welt gewissermaßen theilgenommen und empfinden es nun wie ein persönliches Unrecht, wieder hinausgestoßen zu sein in die eisige Oede des Lebens von der Hand in den Mund, der Sorge des Morgens um das Mittagsbrot, des Nachmittags um ein nächtliches Obdach. Die Eindrücke ihres frühern Lebens haben ihnen die moralische Strenge für Recht und Unrecht verlorengehen lassen, und wenn wir dazu die politischen und socialen Verhältnisse Rußlands in ihrer Totalität addiren, so ist es kaum zu verwundern, daß gerade der niedere Beamtenstand, der Stand der

entlassenen Bediensteten und verabschiedeten Soldaten in den Gefängnissen und Correctionshäusern theils an Zahl, theils an Verstocktheit überwiegt, unter den Armenclassen aber eine der entsittlichtsten Fractionen bildet.

Diese Ausführungen weiter zu verfolgen, kann hier nicht unsere Aufgabe sein. Auch erscheint das Resultat, wie es sich gegenüber jener schon erwähnten Ableugnung eines Proletariats und Pauperismus wenigstens in Petersburg in Zahlen ausspricht, vollkommen genügend. In einer Bevölkerung von etwa 500,000 Menschen sind ungefähr 300,000 unmittelbar auf das tägliche Verdienst angewiesen, welches ihnen das Bedürfniß eines Rests von 200,000 gewährt, während ungefähr 180,000 jener 300,000 thatsächlich von der milden Unterstützung leben, die ihnen der Staat oder die Privatwohlthätigkeit zukommen läßt. Das Furchtbarste ist aber, daß unter den Nationalrussen die überwiegend größte Zahl Derer, welche sich von der bittersten Armuth emporarbeitet, dem Proletariate nicht entfliehen kann, wenn nicht die Gnade ihrer Leibherren sie davon erlöst. Der leibeigene Millionär bleibt immer leibeigen; die Laune des Leibherrn kann ihn ins tiefste Elend zurückstürzen; seine Kinder bleiben ebenfalls leibeigen, ja selbst durch das Gesetz des Staats ausgeschlossen von der Möglichkeit, höhere Bildung zu erringen, ausgeschlossen von der Möglichkeit, als Beamte in eine äußerliche Stellung zu treten, welche ihren materiellen Mitteln entspräche. Proletarier sind sie noch immer: Proletarier des Bewußtseins der persönlichen Freiheit und Selbständigkeit. Dieses Proletariat ist es aber, welches dereinst nothwendig die engste Allianz mit dem Proletariate des Besitzes zum Umsturz des Bestehenden schließen wird. Die sociale Revolution steht in Rußland in erster Reihe; die politische wird ihr erst nachfolgen.

Ganz Europa hat diese Frage so lange abgewiesen, als sie nicht stürmisch, mit eherner Faust, den ganzen Bestand der Gesellschaft bedrohte. Wir können es also Rußland nicht zum Vorwurf machen, wenn es sich ebenfalls nur mit Palliativen begnügt. Erschütternd ist aber die Wahrnehmung, daß auch in diesem jungen, in seinen socialen Verhältnissen noch so ursprünglichen, von Uebervölkerung nicht gedrückten, mit allen Machtmitteln reichlich ausgerüsteten Reiche, wo selbst die Seuche des Pauperismus und des Proletariats erst im Entstehen, doch bereits alle Pläne und Versuche zur Entkräftung des Uebels an seiner Wurzel sich wirkungslos erweisen. Ja, was russische Lobredner soeben als herrlichste That der Regierung preisen, die allmälige Aufhebung der Leibeigenschaft, fördert die sociale Revolution nur immer rascher heran. Eine unbefangene und objective Betrachtung der russischen Zustände kommt sogar unabweisbar zu dem grauenvollen Schlusse, daß in

dem Fortbestehen des jetzigen politischen Systems sowie im gleichzeitigen Fortbestehen der Leibeigenschaft und namentlich in der Festhaltung der engen Grenzen für die geistige Entwickelung ihrer Mitglieder der einzige Weg zum Fortbestande des Zarenstaats liegt.

Dennoch gibt es ein Ministerium der Volksaufklärung; dennoch gibt es in Petersburg mehr als sechzig Anstalten für den öffentlichen Unterricht, und zwar mit einer Pracht der Einrichtung, mit einer Reichhaltigkeit des Unterrichtsapparats, wie ihn schwerlich eine zweite Stadt Europas aufzuweisen hat. Nur eine Kleinigkeit fehlt diesen Anstalten: die Möglichkeit, ihren Zöglingen eine freie geistige Entwickelung zu geben. Wer irgend unbefangen über diese Verhältnisse aus längerer Erfahrung urtheilt, erkennt es schwerklagend an, wie alle Erziehung nur eine wohlgefällige Form äußern Benehmens, eine kluge Wendung gesellschaftlicher Bewegung ist und fast niemals den innern moralischen Kern des Menschen im Auge hält. Nun berücksichtigt aber die Regierung principiell fast ausschließlich diejenigen Candidaten, welche aus solchen kaiserlichen Anstalten hervorgegangen sind. Es ist also natürlich, daß alle Aeltern, welche ihren Kindern eine Zukunft öffnen wollen, dieselben diesen Instituten übergeben. Der Erfolg ist ein doppelter: die Entfremdung vom Familienleben auf der einen Seite, auf der andern Seite die Gewöhnung an eine fortgesetzte Unwahrheit im alltäglichen Leben und Treiben, an einen Widerspruch zwischen den äußern Kundgebungen und der Innerlichkeit des Wesens und Charakters. Den Vertretern solcher Entwickelungen des moralischen und geistigen Menschen wird dereinst die Verwaltung des Staats anvertraut. Ist es da ein Wunder, wenn sich nachher Erscheinungen offenbaren, wie sie ganz Europa an Rußland wahrnimmt und wie sie fortwährend einen innigen Wechselverkehr zwischen Rußland und Europa unmöglich machen? Man stellt öfters den Satz auf, wenn dereinst die absolute Staatsform schwinde, werde Rußland angeblich auch innerlich in die Reihe der europäischen Staaten eintreten. Die Folgerung ist nicht richtig, weil die Voraussetzung falsch. Nicht der zarische Absolutismus, nicht die National- und Confessionsverschiedenheit, noch weniger die Grenzsperre scheidet das russische Leben noch auf Jahrhunderte hinaus von dem europäischen. Dies Alles ebenso wenig als der im Allgemeinen niedere Bildungsstand. Nein, die moralische Ausbildung ist es. Und ebenso gewiß, wie Rußland gerade an dieser dereinst zerschellen wird, ebenso gewiß bleibt es auch von Europa abgeschieden, solange deren Einflüsse noch nachwirken.

Diese Ueberzeugung, wenn wir sie einmal gewonnen, drängt sich uns im petersburger Leben aller Kreise unabwendbar überall von neuem auf. Sie haben den Zar an Gottes Stelle gesetzt, sie haben ein Leben, Wirken und Streben nach seiner Gunst und nach dem Wohlge-

fallen seiner unmittelbaren Diener an die Stelle selbständiger Ueberzeugungen, innerlich bedingter Nothwendigkeiten treten lassen; ganz Petersburg und in weitern Abstufungen ganz Rußland betrachtet als höchste Tugend die Scheintugend des Höflings.

Gerade dieses Thema wurde indessen bereits in allen Schriften über Rußland so vielfach erörtert, daß es überflüssig erscheinen mag, hier darauf zurückzukommen.

Wenden wir uns denn jetzt zu jenem auf einer Insel der Newamündung gelegenen Stadttheil, welcher gewöhnlich als der deutsche bezeichnet und „Wassily-Ostrow" genannt wird. Die Bewohner der Großen Seite, die sich als die eigentlichen und echten Vollblut-Petersburger betrachten, werfen Wassily-Ostrow vor, es wolle besitzen, was die Große Seite bereits hat. Dieser Vorwurf erscheint auf den ersten Blick als ein rein äußerlicher; auch scheint er sich nur darauf zu beziehen, daß man auf Wassily-Ostrow die drei Hauptstraßen gleichfalls „Prospecte" taufte, während ihnen doch die namengebenden Augenpunkte fehlen. Indessen, wenn wir uns auf den echt petersburger Standpunkt stellen, liegt allerdings auch eine innere Wahrheit in dem Vorwurf. Gestehen wir zu, daß die Residenz, wie es auf der Großen Seite der Fall, bis in ihre fernsten Weiten die Beziehungen zu den kaiserlichen Mittelpunkten keinen Augenblick verleugnen soll, so gehört Wassily-Ostrow allerdings nur bedingungsweise zur Residenz. Nur die Ufer der Insel sind kaiserlichen Geprägs, der Kern ihrer Häusermassen und ihres Lebens trägt vorwiegend bürgerlichen Charakter. Den Petersburgern gilt dies als Vorwurf, uns dagegen nicht. Es erwacht vielmehr sogar wol ein stolzes Gefühl in uns, wenn wir diesen vorwiegend deutschen Stadttheil betrachten, wenn wir die deutschen Namen über den Hausthoren, die deutschen Aushängeschilder, die vorherrschend deutsche Sprache als ebenso viel Zeichen eines Siegs des deutschen Elements auffassen. Aber prüfen wir genauer. Einen deutschredenden Stadttheil haben die Einwanderer aus Wassily-Ostrow gemacht, dennoch aber kein Stück Deutschland auf russischem Boden erobert. Denn auch hier haben sie nicht verstanden, sich gleich den Engländern in der Galeerenstraße als compacte Einheit zusammenzuschließen, oder gleich den Franzosen ihre Sprache, Sitte und Lebensart zu einer Unabweislichkeit der staatsmächtigen Kreise zu machen. Je öfter man Wassily-Ostrow durchwandert, je öfter man in die Werkstätten der Deutschen tritt, je öfter man hinaufsteigt in die Wohnungen der deutschen Kaufleute, je häufiger man die Säle der deutschen Staatsmänner und Gelehrten betritt — desto klarer erkennt man auch, daß hier nirgends ein eroberndes Element deutscher Entwickelung vorhanden ist.

Es gab allerdings eine Zeit, da die geistige Hegemonie im russi-

schen Reiche in den Händen der Deutschen war. Aber die damaligen Lehrer und Bildner des Volks, die ehemaligen Mitlenker an der Amtsmaschine haben versäumt, die Herrschaft dieses Elements zu sichern. Jetzt ist es zu spät, den Gründen nachzufragen, warum es nicht geschah; vielleicht lag es in einem allzu großen Vertrauen auf die Unerschütterlichkeit ihrer Macht. Damals war auch die deutsche Bevölkerung ein stolzes Prachtstück von Petersburg; auch der traditionelle Glaube, Petersburg gewähre dem deutschen Handwerker, Künstler, Kaufmann, Gelehrten jenes Glück und jenen Wirkungskreis in vollem Maße, welche ihnen von der Heimat versagt werden, schreibt sich daher. Und allerdings findet der deutsche Handwerker auch noch heute in Rußland meistens Arbeit und Verdienst, ja gewisse Gewerke, wie die der Bäcker, Schneider, Goldarbeiter, Uhrmacher ꝛc., sind fast nur in deutschen Händen. Auch vertraut der Russe das Heil seines Körpers einem deutschen Arzte vorzugsweise gern; die Apotheken des ganzen Reichs durften noch bis vor kurzem gesetzlich nur von Deutschen besessen werden; der deutsche Gelehrte genießt einer besondern Autorität. Allein man frage die Deutschen in Rußland, mit welchen innerlichen Opfern sie — was man so sagt — ihr Glück machten; man frage die Ehrlichen unter ihnen, und man wird es vernehmen, wie sie ihr Wissen und Können nur als melkende Kuh betrachten, wie sie ihre Lehren nur innerhalb scharf bezeichneter Grenzen ertheilen, wie sie ihre Erfahrungen nur in vorgeschriebenen Bahnen benutzen durften. Viele von ihnen gaben das materielle Glück preis, um die geistige Selbständigkeit wieder zu erringen; Andere rieben sich auf im ewigen Anprall an das festweiche Element, welches sich petersburger Leben nennt und das wol alle Eigenheiten in sich aufnimmt, aber keinen Eindruck bewahrt. Noch Andere versanken einfach im materiellen Wohlsein und opferten die Seele dem Leibe. Von jenen zahllosen Mengen, welche im Sumpfboden der Newahauptstadt elendiglich verkümmerten, im heißhungerigen Anblicke der russischen Goldmassen jammervoll zu Grunde gingen an Seele und Körper, erfahren wir aber vollends nichts. Dreißigtausend Deutsche gehören zur Bevölkerung von Petersburg; in allgemeinen Ueberschlägen hat man nachgerechnet, daß diese einzige Stadt des russischen Reichs in den anderthalb Jahrhunderten ihres Bestehens mehr als 2½ Millionen unserer Stammbrüder verbraucht hat!

Was hat nun an dieser Stätte das deutsche Element für solche Riesenopfer eingetauscht? Mit schelem Auge ist noch heute, und heute wieder entschiedener als jemals betrachtet, was der Deutsche unternimmt und gewinnt. Das politische System des Staats stößt ihn mistrauischer als jemals zurück; die nationale Aristokratie befeindet gerade die Deutschen am ingrimmigsten und mit erfolgreichem Geschick.

Google

Wer noch von ihnen aus früherer Zeit in staatsmächtiger Stellung verblieb, ist beinahe wie ein überlästiges Uebel ertragen; auf allen Seiten tritt seinem Wirken falschdeutelnde Verdächtigung entgegen; wer sich vor dem Sturze fürchtet, muß dem Interesse der russificirenden Politik die feilen Hände bedingungslos zu Diensten stellen; wer ferner noch erträglich leben will, muß zuerst sich selbst russificiren.

Solche trüben Betrachtungen sind es, mit denen wir die Insel Wassily-Ostrow verlassen; die Trauer um den langsamen, doch sichern Untergang des deutschen Elements findet nur einen geringen Trost im Anblicke der Akademie der Wissenschaften, wie jener der Künste, unter deren Mitgliedern deutsche Namen fraglos am ruhmvollsten erklingen.

So stehen wir wieder an der Newa. Vielleicht die prächtigste Häuserfronte der Welt blickt vom jenseitigen Ufer auf die Wogen nieder. Den Mittelpunkt bildet der Winterpalast. Daneben dehnt sich das ungeheure Viereck des Admiralitätsgebäudes; Peter der Große auf dem Granitfelsen verbindet dieses mit dem Senatspalast; daran reiht sich der Englische Kai. Rechtshin wirft dagegen der Winterpalast eine luftige Brücke zu den beiden Eremitagen mit ihren unermeßlichen Kunstschätzen. An diese schließen sich die Wohnsitze der höchsten Würdenträger des nationalen Rußland, bis das Marmorpalais am schlachtenspielenden Marsfeld mit dem Sommergarten diese rückwärts noch durch die Große und Kleine Millionstraße, durch die Große und Kleine Morskoi bis an den Moikakanal ausgedehnte, ganz eigentliche und exclusive Hofstadt abschließt.

In diesem ganzen Umkreise erblickt man kein Zeichen bürgerlichen Mittelstandes, noch weniger eine Spur erwerbender Thätigkeit; hier gebieten unbegrenzte Geldsummen, hier herrscht die Ausschließlichkeit des untergegangenen Faubourg St.-Germain, die vornehme Stille der wappengeschmückten Herrengasse zu Wien.

Der Tag erwacht hier erst spät. Gegen Mittag beginnt das eigene Leben dieses Stadttheils; auf den Straßen gewahrt man nichts davon als das Rollen der Staatsequipagen, das Stampfen muthiger Rosse von arabischer Zucht, die gravitätische Erscheinung grellbunter Thürsteher, das Schultern und Präsentiren der Schildwachen, die Geschäftigkeit reich galonnirter Diener, das faule Umherlungern leibeigener Knechte. Man könnte wirklich glauben, es sei ebenfalls nur ein standesgemäßes Zubehör dieser Wohnungen, dies Schauspiel des Drängens, Treibens, Arbeitens und Schaffens auf der seebreiten Wasserfläche der Newa, zu welcher die großen Spiegelfenster wie schweigsam stolze Augen niederschauen.

Erst am Abend, wenn sich dort die dunkeln Schiffskolosse als gigantische Schattengebilde festlagerten, wenn nur noch selten ein eiliger

Funken, die Laterne eines Boots, über die Wassermassen hinwegschlüpft, wenn drüben auf den Inseln allmälig alles Leben schweigt — dann brechen breite Lichtgarben durch die schwerstoffigen Vorhänge aus den gold- und farbenglänzenden Sälen hervor, wie verwundert, daß die Welt da draußen nur schlafen mag, da eben erst die Zeit begonnen, welche hier allein des Wachens werth erscheint.

Aber jetzt erwacht auch langsam ein Nachtgenosse, der bisher von seinen granitenen Mauern in Lethargie gefesselt schien — die Newa. Jetzt hört man ihre Wellen rauschen, die am Tage vor dem Wogen des Menschenlebens auf ihrem Rücken verstummt schienen. Und sie wacht auch dann noch, wenn selbst die Lichter jener Säle erloschen, wenn die ganze Stadt stillschweigend ruht, nur von Viertelstunde zu Viertelstunde aufstöhnend im sterbenstraurigen Rufe der überall ausgestellten Wachtposten. Dann erklingt das Brausen ihrer Fluten sogar alleinherrschend.

Dazwischen jauchzen mitunter einzelne Rufe ihres Bruders, des Sturmes; dann rollt wol auch ein ferner Donner, das Grollen ihrer Schwester, des Meerbusens. In solchen unheimlichen Nächten geschieht es, daß der Sturm mit dem Meere hereindrängt vom kronstädter Seebollwerk, dem Laufe der Newa unmittelbar entgegen. Dann erhebt sich vorn an den Mündungen ihrer gespaltenen Ausflüsse weißschäumend der wilde Wogentanz und überdeckt im Nu die unbebaut gebliebenen Vorposten des petersburger Archipels. Im Bereiche der Stadt bäumen sich die Fluten an ihren granitenen Ufermauern empor, springen mit Blitzesschnelle über die Stufen der prächtigen Fluchttreppe herauf und auf ihren Postamenten scheinen selbst die kolossalen Sphinxe, Löwen, Greife, Obelisken dem losgelassenen Element entgegenzuzittern. Fliegen endlich die ersten Morgenlichter von Sibirien zu der petersburger Landenge heran, so donnert Schuß auf Schuß aus der Citadelle die Städter empor zum Schrecken vor den durch Menschenhände unabwendbaren Drohniß. In rasender Eile fahren die stolzen Carrossen vor die Häuser der Aristokratie, todtbleiche Menschen ohne Uniformen stürzen daraus hervor, Scharen von Dienern rennen aus den treulos verlassenen Palästen hinter den flüchtenden Herren landeinwärts. Und während noch die Masse sich durch die Newskyperspective hinwälzt, haben die Wogen bereits die Flußtreppen erstürmt, im leichten Spiel die Granitquadern ihrer Einfassung umgestürzt, die Straße überströmt. Gleichzeitig brechen aller Orten auf der ganzen Großen Seite, wie jenseits auf den Inseln, die abgeleiteten Newawellen aus den Kanälen hervor; aus den Abzugsschleußen schießen mannsdicke Springfluten auf und bald schäumt, tost, brüllt das rasende Element durch die ganze

weite Stadt. Denn selbst die höchsten Punkte derselben erheben sich nur 15 Fuß über dem Meeresspiegel.

Das sind die furchtbaren Mahnrufe, mit denen die Elementargewalt der künstlichen Zarenschöpfung entgegentritt. Die ununterbrochen dröhnenden Kanonendonner der Festung scheinen ohnmächtige Zurufe, mit denen sich die Zarenmacht von Gottes Gnaden der Newamacht auf Gottes Gnade ergibt.

Literatur und Kunst.

Von Friedrich Bodenstedt's lang erwarteter Uebersetzung des Puschkin ist unlängst der erste Band erschienen: „Alexander Puschkin's Poetische Werke. Aus dem Russischen übersetzt von Friedrich Bodenstedt. I. Gedichte" (Berlin, Decker). Der Moment ist freilich nicht ganz günstig; die russische Politik hat sich so viele Feinde gemacht, namentlich auch bei uns in Deutschland, daß das Publicum schwerlich besonderes Verlangen tragen wird, die Bekanntschaft der russischen Poesie zu machen. Doch ist die Kunst ja ein Gemeingut aller Nationen und als solches über jeden Zwist und Streit erhaben. Auch sind die Namen des Dichters sowol wie des Uebersetzers bekannt genug, um trotz des ungünstigen Augenblicks das Publicum auf die neue Erscheinung aufmerksam zu machen. Ja vielleicht ließe sich behaupten, daß das Studium der russischen Poesie, namentlich aber eines Poeten wie Puschkin, unter den gegenwärtigen Verhältnissen erst recht von Interesse ist. Nicht zwar in dem Sinne, wie schon der selige Gaudy vor bald zwanzig Jahren das Studium der russischen Sprache empfahl: jene spießbürgerliche Furcht, die gleich bei jedem Anlaß die russischen Heere mitten in Deutschland sah, dürfte durch die neuesten Ereignisse wol für einige Zeit beschwichtigt und abgeschafft sein. Wol aber spiegelt Puschkin's poetischer Genius mit besonderer Deutlichkeit die beiden Elemente wieder, aus denen das moderne Russenthum überhaupt gemischt ist und die dasselbe auch in diesem Augenblick wieder gegen das übrige Europa in Bewegung setzt: nämlich die raffinirteste Ueberfeinerung der Cultur, verbunden mit einer rohen, fast dämonisch wirkenden Naturkraft. In der Mehrzahl von Puschkin's Dichtungen gehen beide Elemente wüst durcheinander, gerade wie in seinem Leben, das eben deshalb so unglücklich war. Zuweilen aber gelingt es ihm auch, sie auseinanderzuhalten und jedes in der ihm entsprechenden Weise zu verarbeiten. Namentlich der vorliegende Band, Puschkin's lyrische Gedichte sowie seine Balladen nebst andern epischen Dichtungen enthaltend, bietet dafür interessante Beispiele. Unter den Balladen und Märchen finden sich einige ganz volksthümliche, von gesunder nationaler Kraft und einfach natürlichem Ausdruck, während z. B. aus dem „Grafen Nulin" die ganze innere Fäulniß der Uebercultur uns entgegenstarrt. Auch die kleinen Gedichte enthalten manches Bemerkenswerthe. Besonders gelingt dem Dichter der Ton verhaltener Leidenschaft, wogegen wir seinem Patriotis-

mus, trotz der derben Naturkraft, die sich darin ausspricht, keinen Geschmack abgewinnen können. Unter den größern Dichtungen hat uns „Der Springquell vom Bachtschißarai" und „Das Räuberbrüderpaar" am meisten angesprochen. „Poltawa" schließt sich Byron's berühmtem „Mazeppa" an, ohne ihn jedoch an Kraft des Ausdrucks oder Interesse der Handlung zu erreichen. Der zweite Band wird Puschkin's Meisterwerk enthalten, „Eugen Onägin, ein Roman in Versen", den der Uebersetzer, dessen Urtheil man wol vertrauen darf, den besten poetischen Schöpfungen aller Völker und Zeiten zur Seite stellt und von dem wir bisher erst eine sehr lückenhafte und auch übrigens unzulängliche Uebersetzung von Lippert (Leipzig, 1840) besaßen. Der dritte und letzte Band soll Puschkin's dramatische Werke bringen, nebst einer Biographie und einer kritischen Würdigung seiner Werke. Ueber die Meisterschaft der Uebersetzung noch etwas zu sagen, wäre nach Dem, was Bodenstedt in diesem Fache bereits geleistet hat, überflüssig; auch den Puschkin hat er nicht blos übersetzt, er hat ihn als dauerndes Eigenthum für die deutsche Poesie erworben.

Auch nach noch andern Seiten hin läßt das Interesse für die russische Literatur sich durch die Zeitumstände nicht einschüchtern; während Bodenstedt uns den Anfang seines Puschkin gibt, macht Dr. Bertram uns mit den berühmtesten Lustspiel der russischen Poesie bekannt: „Verstand schafft Leiden. Schauspiel in vier Acten und in Versen nach dem Russischen des Gribojädoff metrisch übertragen von Dr. Bertram" (Leipzig, F. A. Brockhaus). Gribojädoff, geboren 1794 zu Moskau, war, gleich der Mehrzahl der russischen Dichter, einer vornehmen russischen Familie entsprossen. Frühzeitig mit allen Genüssen des Luxus und der Leidenschaft vertraut, wurde er durch einen peinlichen Vorfall genöthigt, nach Georgien zu flüchten. In diesem Exil, den Groll gegen seine Vaterstadt Moskau sowie überhaupt gegen die vornehme Gesellschaft seines Vaterlands im Herzen, schrieb er sein berühmtes Lustspiel. Dasselbe ist eine bittere Satire, nicht blos gegen Ton und Sitten der vornehmen russischen Welt, sondern auch gegen die Mehrzahl der russischen Gesetze und Staatseinrichtungen. Das Stück cursirte lange Zeit nur als Manuscript; erst nach dem Tode des Verfassers — er wurde als russischer Gesandter in Persien bei dem bekannten Aufruhr in Teheran im Jahre 1828 ermordet — wurde es mit ausdrücklicher Erlaubniß des Kaisers gespielt und gedruckt, wenn auch freilich nicht ohne erhebliche Censurlücken. Doch wollten dieselben in diesem Falle nicht viel bedeuten, da ohnedies Jedermann das vollständige Gedicht im Gedächtniß hatte und sich daher das Fehlende leicht ergänzen konnte. Der poetische Werth des Stücks steht seinem nationalen nicht ganz gleich. Der Verfasser weiß die dramatische Form nicht zu behandeln; auch fehlt es ihm an Consequenz der Charakteristik sowie an jener Objectivität, welche die Grundlage der dramatischen Dichtung bildet. Ueber den Werth der Uebersetzung können wir kein Urtheil fällen, da uns keine Vergleichung des Originals gestattet ist. Doch liest sie sich leicht und fließend, was bei der schwierigen Form (gereimte Verse von abwechselnder Länge) doppelte Anerkennung verdient. Die am Schluß angehängte Analyse des Stücks ist eine ganz unnöthige Zuthat. Dagegen vermissen wir eine literargeschichtliche Einleitung,

by Google

welche den Standpunkt des Ganzen sowie seine Beziehung zur übrigen russischen Literatur festgestellt hätte; sogar eine kurze Notiz über das Leben des Dichters hat der Verfasser für überflüssig gehalten. Nr.

Bei H. Schindler in Berlin ist erschienen: „Die Diätetik. Bearbeitet für gebildete Frauen. Von Dr. E. von Rußdorf." Der Verfasser hat sich bereits durch seine auch in diesen Blättern besprochenen „Populären Vorträge über Gesundheitscultur" vortheilhaft bekannt gemacht; wissenschaftliche Gediegenheit mit scharfem und unbefangenem Urtheil vereinigend, ist er zugleich der sprachlichen Darstellung im seltenen Grade Herr und freuen wir uns daher, daß ein so wichtiger und dabei so schwieriger Gegenstand, wie der hier behandelte, gerade in seine Hände gerathen ist. Nirgends können Halbwisserei und Phrasenthum so viel Unfug anrichten als in der populären Medicin; es ist endlich an der Zeit, daß auch auf diesem Gebiet der Literatur, das zwar täglich an Breite, aber wahrlich nicht an Tiefe gewinnt, eine Säuberung vor sich gehe. Am nöthigsten ist dies bei denjenigen Schriften dieser Art, welche für weibliche Leser bestimmt sind; die wissenschaftlichen Voraussetzungen, welche der Autor machen darf, sind hier am geringsten, die Neigung zu allerhand Quacksalbereien und Geheimmitteln am größten, während zugleich die Rücksicht auf die Form hier am dringendsten ist. Wir glauben demnach kein kleines Lob auszusprechen, wenn wir dem Verfasser das Zugeständniß machen, daß er seine Aufgabe im Ganzen höchst zweckmäßig gelöst hat. Die Grundlage seines diätetischen sowie überhaupt seines gesammten medicinischen Systems (wenn doch einmal von System die Rede sein soll) ist die Natur; nur indem der menschliche Geist sich in Uebereinstimmung setzt mit dem Verfahren und den Foderungen der Natur, ist er selbst im Stande, etwas Gutes und Tüchtiges zu leisten. Dasselbe aber, was vom Geiste gilt, gilt auch vom Körper; auch unser körperliches Leben, diese Grundlage alles Dessen, was wir denken und empfinden, erhält sich nur dadurch frisch und harmonisch, daß wir es möglichst in Einklang zu setzen suchen mit seinen natürlichen Bedürfnissen und Verrichtungen. Gerade das weibliche Geschlecht ist infolge unserer socialen Einrichtungen in eine Masse von Verkehrtheiten und Misbräuchen der Lebensweise gerathen, die ihren Ursprung sämmtlich darin haben, daß man nicht aufmerksam genug auf die Stimme der Natur gehört oder dieselbe — ein Umstand, vor dem der Verfasser mit Recht ganz besonders warnt — auch wol falsch ausgelegt und gedeutet hat. Die Rußdorf'sche Diätetik vernichtet nicht blos die meisten dieser Vorurtheile, sondern sie gibt auch die positive Grundlage zu einem naturgemäßen, also verständigen, also heilsamen und gesunden Leben der Frauen. Daß der Verfasser sich dabei nicht blos auf das physische Leben beschränkt, sondern auch die Gesundheit und Schönheit der Seele, die ästhetische sowol wie die moralische, mit in den Kreis seiner Betrachtung gezogen hat, ist ganz lobenswerth. Doch hätte er diesen Abschnitt seines Werks nach unserm Dafürhalten wol etwas kürzer fassen dürfen, besonders im Verhältniß zu dem ersten und wesentlichen Abschnitt, der sich dagegen fast etwas dürftig ausnimmt. Ueberhaupt könnte die Darstellung des ganzen Buchs etwas gedrängter sein; das Bemühen, recht an-

genehm und unterhaltend zu schreiben, hat den Verfasser zuweilen zu einer Breite verleitet, die mit der Schönheit des Stils nichts zu thun hat und die ihm auch seine Leserinnen gewiß gern erlassen hätten. abs.

Von A. Widmann, der sich schon durch seine vor etwa Jahresfrist erschienene Sammlung „Am warmen Ofen" als ein angenehmer Erzähler bewährt hat, ist soeben ein ähnliches Werkchen erschienen: „Für stille Abende. Erzählungen von A. Widmann" (Berlin, Franz Duncker). Der Verfasser besitzt ein glückliches Talent der Schilderung; sowol äußere Eindrücke, besonders landschaftlicher Natur, als auch gewisse Stimmungen und gemüthliche Zustände, darunter vorzüglich solche, die das Nachtgebiet der Seele berühren, weiß er mit lebhaften Farben und kraftvollem Pinsel darzustellen. Dagegen ist er gleich der Mehrzahl unserer deutschen Erzähler schwach in der Erfindung. Das verleitet ihn nicht selten, Stoffe, die nur ein sehr untergeordnetes Interesse bieten, mit einer ganz unverhältnißmäßigen Breite zu behandeln. Die Scenerie ist allemal vortrefflich bei ihm: aber die Figuren, die er in Bewegung setzt, sind theils unerheblich, theils verwirren sie ihm die Fäden. Auch in der vorliegenden Sammlung hat er sein Talent zum Theil an Stoffe verwendet, die desselben nicht werth waren; die Mehrzahl dieser Erzählungen erregt uns im Anfang der Lecture die größten Erwartungen, aber wenn wir zu Ende sind, fragen wir uns halb unwillig, halb verwundert, was es nun eigentlich gewesen und ob es zu einem so winzigen Resultat wol einer so großen Zurüstung bedurft hätte. Irren wir nicht, so liegt der Fehler darin, daß der Verfasser mehr von außen darauf losschreibt als von innen heraus; er hat seine Decorationen eher fertig als sein Stück, die Garderobe ist ihm mehr werth als die Figuren, welche sie tragen sollen. — Von den sechs Erzählungen, welche hier mitgetheilt werden, verdient eigentlich nur die erste diesen Namen: „Das steinerne Bild am Brunnen." Es ist eine Criminalgeschichte, in der einzelne psychologische Momente mit wahrer Meisterschaft entwickelt sind. Doch ist der Stoff zu abstoßend und auch die allzu große Aehnlichkeit mit gegissen Scenen in „Macbeth" hat etwas Störendes. Auch der Schluß entbehrt der künstlerischen Befriedigung; die arme schöne Bertha, durch welche der Dichter dieselbe hauptsächlich herbeizuführen sucht, ist mit ihrer halb somnambulen Altklugheit ein recht unangenehmes Persönchen und bringt daher auch gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor, als er damit beabsichtigt. Die übrigen Erzählungen würden besser Anekdoten heißen; sie leiden sämmtlich an großer Unerheblichkeit des Stoffs. Einige davon, wie „Der Hagestolz" und „Die beiden Weiberhasser" zeichnen sich durch die schon vorhin gerühmte Gabe der Schilderung aus, während „Das Blut des Gerechten" und „Die Priesterhochzeit" auch in dieser Hinsicht unbedeutend sind. Am wenigsten hat uns „Das Märchen von der Prinzessin Tillibi" befriedigt; solche Reminiscenzen an Hoffmann oder Weisflog sollte ein geistreicher Mann wie Widmann sich nicht zu Schulden kommen lassen.

Aus demselben Verlag ist gleichzeitig noch ein anderes interessantes Buch hervorgegangen, freilich von sehr verschiedenem Inhalt: „Denkerbriefe vom walachischen Donauufer. Von Prinzessin Aurelia Ghika.

In deutscher Sprache herausgegeben nebst einem ungesiegelten Briefe an die Verfasserin von Friedrich Paalzow." Die Verfasserin ist eine geborene Französin, aus einer vornehmen, etwas legitimistischen Familie, ausgezeichnet, wie der Herausgeber im Vorwort versichert, durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit. An den walachischen Fürsten Georg Ghika, einen Bruder des frühern Hospodaren Alexander Ghika, vermählt, folgte sie demselben in ihre neue Heimat, in ein Land, das bei uns gewöhnlich nur als Sitz des Barbarenthums gilt, während es in der That wenigstens einen Adel besitzt, der an Bildung und — Firniß der Bildung mit jedem andern Adel Europas die Vergleichung aushält. In beiden Beziehungen, sowol was die wirkliche Bildung als was den Firniß der Bildung betrifft, sowol durch den Geist, den sie wirklich besitzen, als durch die Koketterie, welche sie mit dem Schein des Geistreichen treiben, passen diese Briefe trefflich zu ihrem Entstehungsort. Es ist echter Salonton, von der besten Sorte, die irgend jemals in Frankreich zu haben war, übergossen mit jenem poetischen Anhauch, jenem Schmelz des Leidenschaftlichen, Melancholisch-Pathetischen, der sich besonders seit George Sand über gewisse Gebiete der französischen Literatur verbreitet hat und der neben seinem rhetorischen Glanz unter Anderm auch die gute Eigenschaft hat, manches Unbedeutende bedeutend erscheinen zu lassen. Die Verfasserin äußert sich in ihren Briefen so ziemlich über Alles, was es in der Welt gibt, und noch über Einiges dazu, als z. B. über die Türkei (deren enthusiastische Verehrerin sie ist — und mit Grund, da „Se. kaiserliche Majestät der Sultan", der „in diesem Augenblick der erste Dichter der That ist, der eine Krone trägt", ihr, „obgleich sie nur eine Frau ist", ein „mit seinem Reichswappen geziertes Brillantarmband" zum Geschenk gemacht hat) und deren Verhältniß zur europäischen Civilisation, ferner über die Walachei und ihre geselligen und öffentlichen Zustände, über das deutsche Volk und seine Stellung in der Weltgeschichte, über die politische Aufgabe Preußens, über Socialismus, Christenthum, Erziehung und hunderterlei andere interessante Dinge. Ihre Aeußerungen tragen sämmtlich das Gepräge großer Sicherheit an sich; viele davon überraschen durch Wahrheit und Neuheit, während andere mehr neu als wahr, einige auch, wie das allen Leuten passirt, die sich gern sprechen hören, geradezu thöricht sind. Die Darstellung ist lebhaft und elegant; einige sprachliche Seltsamkeiten sind wol auf Rechnung des Uebersetzers zu stellen, der in dem angehängten „ungesiegelten Briefe" ebenfalls eine Menge interessanter Bemerkungen über allerhand politische und sociale Tagesfragen zum besten gibt, aber leider in einer so gespreizten und verkünstelten Form, daß wir nicht begreifen, wie ein Publicist, dessen Beruf es mit sich bringt, täglich für das große Publicum zu schreiben, sich hat auf diesen Irrweg verlieren können. Sollte vielleicht die allzu große Bewunderung, die er vor dem rhetorisirenden Stil des Originals trägt, die Schuld davon tragen? Wenigstens citirt er in der Vorrede mit sichtlichem Behagen einen Ausspruch Adolf Stahr's, wonach „in Deutschland höchstens die Verfasserin der «Wandelungen» so zu schreiben vermöge". Wenn das ein Lob sein soll, so ist dasselbe jedenfalls etwas seltsam ausgedrückt. mmr.

Der Mensch kann Vieles, was er will; er kann auf den Händen gehen, kann mit einer Linse durch eine Oeffnung werfen, die nicht größer ist als sie selbst — aber einen ganzen Band Liebesgedichte schreiben, blos weil er es sich vorgenommen hat, das kann er doch nicht. Das hätte auch M. Ant. Niendorf bedenken sollen, bevor er seine „Lieder der Liebe" (Berlin, Barthold) herausgab. Der Dichter hatte durch seine „Hegeler Mühle" nicht unbedeutende Hoffnungen erweckt; auch das „Deutsche Museum" hat dieselben mit freudiger Zustimmung anerkannt. Aber schon seine zunächst folgenden Dichtungen ließen eine merkliche Abnahme, ich wage nicht zu entscheiden, ob des Talents oder nur der kritischen Sorgfalt verspüren. Mit dem vorliegenden Büchlein thut der Dichter einen gefährlichen Schritt weiter nach rückwärts; so zierlich das Aeußere, so hohl und leer ist der Inhalt. Einen ganzen Band Liebesgedichte in die Welt zu schicken, dazu würde unter allen Umständen nicht blos ein ungewöhnlicher Muth, sondern auch ein ungewöhnliches Talent gehören. Wir zählen keineswegs zu Denjenigen, welche die Liebe aus der Poesie verbannt wissen wollen; wie sie die mächtigste und erste ist von allen Leidenschaften, so ist sie auch das nächste und unvergänglichste Thema der Poesie. Aber quod licet Jovi, non licet bovi; der Mensch verliebt sich nicht alle Tage und selbst wenn er sich alle Tage verliebte, so steht ihm nicht jeden Tag die Gunst der Muse zu Gebote. Die Niendorf'schen Lieder beweisen, daß der Verfasser mehr Muth hat als Talent; mit einer Unbefangenheit, die in Verbindung mit dem vergoldeten Einband, dem glatten Papier und dem saubern Druck gläubige Leser fast bethören kann, liefert er eine Flut von Reimereien, die gar nicht trivialer gedacht werden können. Es ist ein hartes Wort, und doch glauben wir nicht, daß irgend Jemand, der das Buch gelesen hat, uns widerlegen wird: in der ganzen Sammlung findet sich nicht ein neuer Gedanke, kaum ein neues Bild, es müßte denn irgend eine recht crasse Geschmacklosigkeit sein. Beispiele anzuführen fehlt hier leider der Raum; nur als Probe, wie weit der Verfasser sich verirrt, wollen wir anführen, daß er unter Anderm sogar einen Tintenklecks besingt, der ihm auf das Papier geräth, indem er an die Geliebte schreibt (S. 147):

Ich schrieb's — das Weh, das scheideschwere,
Durchweinte mich, ich mußte fort;
Ich schrieb's, und eine heiße Zähre
Fiel voll und groß aufs letzte Wort.
Da wollt' ich nicht den Rand beflecken,
Hab' still sie ins Gedicht gewischt,
Und in dein Bild voll Lust und Necken
Hat sich die Thräne feucht gemischt.

Aber in dergleichen Thorheiten geräth man, wenn man die Lieder ellenweis liefern will; möge der Verfasser es sich gesagt sein lassen: Musendienst ist kein Frohndienst, der Fleiß des Dichters besteht nicht in der Zahl der Bände, die er liefert, sondern in der Aufmerksamkeit und dem sittlichen Ernst, mit dem er die Welt und sich selber prüft, sowie in der Sorgfalt, die er der Ausführung seiner Entwürfe widmet. mmr.

Correspondenz.

Aus Prag.

Mai 1854.

Km. Der April hat uns lange mit seinem Janusgesicht geneckt; endlich ist der Frühling siegreich durchgedrungen, nach allen Seiten steckt er seine grünen Fahnen aus, alle Herzen erfüllt er mit neuer Hoffnung und frischem Lebensmuth. Auch die Herzen der Aermsten, die dieser Ermunterung auch in der That am bedürftigsten sind, da der Winter mit seiner langen und drückenden Noth auf ihnen gerade am allerhärtesten gelastet hat. Aber Gottlob, das Herz des Volks ist ein elastisches Ding; sowie der Druck des Lebens nur ein wenig nachläßt, richtet es sich sogleich wieder auf und schüttelt in glücklichem Leichtsinn Sorge und Gram weit von sich. Gleich die Osterwoche brachte uns einige Volksfeste, die so besucht waren und so voll Jubel, daß ihnen Niemand die böse Zeit anzumerken vermochte, die solange bei uns geherrscht hat und von der wir auch keine gründliche Erlösung hoffen dürfen, als bis die Saaten, die jetzt im schönsten Frühlingsschmuck stehen, die Hoffnungen, welche sie erwecken, endlich einmal werden gründlich gehalten haben. Was die erwähnten Volksfeste betrifft, so sind sie, wie sich von selbst versteht, böhmischen Ursprungs; sie enthalten einiges Eigenthümliche und dürfte daher eine kurze Schilderung Ihren Lesern vielleicht nicht unwillkommen sein. Das erste, das den Donnerstag nach Ostern gefeiert wird, führt den seltsamen Namen „Strohsack", es ist ursprünglich ein Handwerksfest der Schneider, wird jetzt aber von der ganzen Bevölkerung mitgefeiert. Sein Schauplatz ist das nahgelegene Dorf Bubentsch. Dort sowie auf den dahinführenden Straßen drängen sich an diesem Tage Tausende von Menschen durcheinander, besonders aus den untern Ständen. Und auch die Vergnügungen, welche hier geboten werden, sind größtentheils auf einen etwas kräftigen Geschmack berechnet: unzählige Flaggionetdreher, diese eigentlichen Vertreter des prager Kunstsinns, wetteifern mit einzelnen Dudelsackpfeifern; Pfefferkuchenbuden, wo besonders die mit Syrup bestrichenen Türkenköpfe aus Lebzeltern die begehrlichen Blicke der Kinder auf sich ziehen, wechseln mit Glückstischen, und auch an Puppenspielern, Seiltänzern und ähnlichen Gaukeleien ist kein Mangel. Den Mittelpunkt des Festes bildet der Tanzsaal im Wirthshause des Dorfs. Das niedrige Gemach ist von oben bis unten mit grünen Zweigen ausgeschmückt; in der Mitte liegt ein kolossaler Strohsack, phantastisch aufgeputzt mit buntfarbigen Bändern; es ist derselbe, der dem Feste den Namen gibt und um ihn herum dreht sich in endlosem Wirbel, unter Johlen und Stampfen, die wilde Jagd der Tanzenden. Am nächstfolgenden Tage findet ein ganz ähnliches Fest statt, das sogenannte „Fidlowatschka"; der ganze Unterschied zwischen beiden ist nur ein örtlicher, indem das letztere im Dorfe Nusle abgehalten wird.

Aber auch an Vergnügungen für die höhern Stände haben wir keinen Mangel gelitten. Das Theater, so ungenügend es in ästhetischer Hinsicht auch ist, nimmt doch noch immer die erste Stelle darunter ein. In der Oper gastirte ein Fräulein Meyer aus Dresden, und zwar mit solchem Bei-

fall, daß aus dem Gastspiel ein Engagement geworden ist; wir haben an ihr eine tüchtige Sängerin mit vortrefflicher Stimme, guter Schule und echt dramatischem Spiel gewonnen. Das Schauspiel brachte an Neuigkeiten die Birch-Pfeiffer'sche „Waise aus Lowood", Hebbel's „Magelona" und den „Erbförster" von Otto Ludwig. Die „Waise" überschwemmte hier wie überall das Parterre mit Thränen; weiter wüßte ich von dem Stück nichts zu sagen, zweifle auch, daß die Verfasserin selbst hat mehr damit erreichen wollen. Die „Magelona" machte gerade die entgegengesetzte Wirkung: sie wurde — so schmerzlich es mir zu sagen fällt bei der Hochachtung, die ich dem Dichter zolle: aber die Wahrheit über Alles — sie wurde .... ausgelacht. Und man kann nicht einmal sagen, daß dieser Erfolg ganz unverdient gewesen; der Dichter hat seine „Genoveva" zu theatralischem Leben galvanisiren wollen und siehe da, es ist nur ein Zerrbild daraus geworden mit unnatürlichen und unmöglichen Verrenkungen. Wir trösten uns, daß der Dichter reich genug ist, diese Scharte auszuwetzen; Niemand soll ein altes Kleid mit einem neuen Lappen flicken, und auch Hebbel thäte ganz gewiß besser, sein Talent zu neuen Productionen zusammenzunehmen, als zur Birch-Pfeiffer seiner eigenen Stücke zu werden. Die „Genoveva" mit allen ihren Mängeln und Auswüchsen bleibt doch immer eine höchst interessante Dichtung; die „Magelona" hat aus der interessanten Dichtung nur ein confuses und langweiliges Theaterstück gemacht. Auch der „Erbförster" hat bei den ersten Vorstellungen nicht durchdringen können. Bei der großen, wenn auch rohen dramatischen Kraft, die dem Stücke innewohnt, wäre es nicht unmöglich, daß das Publicum mit der Zeit doch noch Geschmack daran fände; doch ist unsere Theaterdirection freilich nicht dazu geeignet, dergleichen pädagogische Experimente anzustellen. Das Personal des Schauspiels hat gleichfalls einen erwünschten Zuwachs erhalten: Frl. Daun vom Burgtheater, eine geistvolle und anmuthige Künstlerin, durch die das langverwaiste Fach der jungen Heldinnen endlich wieder eine genügende Vertretung gefunden hat.

Mit Concerten sind wir in der Fastenzeit wahrhaft überschwemmt worden; Cäcilienverein, Sophienakademie, Tongesellschaft, Conservatorium, Dreyschock, Ander — Alles rückte ins Feld und Alles fand sein Publicum. Den ersten Preis gebe ich der Aufführung von Mendelssohn's „Paulus"; besonders die prachtvollen Chöre, mit Meisterschaft ausgeführt, waren von großartiger Wirkung. Auch Ander, der reinste lyrische Sänger, den wir uns gehört zu haben erinnern, fand in dem einzigen Concerte, das er veranstaltete, durch die Wärme und Zartheit seines Gesangs außerordentlichen Beifall. — Jetzt ist die öffentliche Aufmerksamkeit durch die bevorstehende Ankunft des Kaisers mit seiner jungen Gemahlin gefangen genommen. Dieselbe war ursprünglich auf den 20. Mai festgesetzt, ist jedoch neuerdings verschoben worden. Die Vorbereitungen, welche von allen Seiten dazu getroffen werden, lassen etwas Großartiges erwarten; vielleicht finde ich Veranlassung, Ihnen seinerzeit Genaueres darüber zu schreiben.

Google

Aus Berlin.

Ende Mai 1854.

NO. Wäre es nicht eine absolute Nothwendigkeit, daß wir binnen kürzester Frist aus diesem unendlich langen „Vorabend“ der Entscheidung in den Tag der Entscheidung selbst übergehen müssen, so würde ich kaum noch die Geduld Ihrer Leser für ein abermaliges Résumé von einigen Wochen preußischer Politik in Anspruch nehmen mögen, obgleich gerade dies mal die Wichtigkeit der vorliegenden Thatsachen meinem Bericht zugute kommt. Ich fasse, was die Tagesblätter in vereinzelten Andeutungen und zusammenhangslosen Notizen gebracht, übersichtlich zusammen; es ist in sich ein ganzes Bild, auch ohne den Rahmen meiner Einfassung, nur leider ein sehr trübes Bild.

Der Kriegsminister von Bonin wurde sofort nach dem Schlusse der Kammersession entlassen, offenbar weil er derjenige Minister war, dessen antirussische Haltung zumeist zu dem Abschluß des Vertrags mit Oestreich beigetragen; erst nachdem Hr. von Bonin die zweideutigen Bestimmungen des Vertrags in entschieden russenfeindlichem Sinne interpretirt hatte, war der östreichische Bevollmächtigte überhaupt darauf eingegangen, das Bündniß abzuschließen. Bonin's Entlassung beweist handgreiflich, daß seitdem eine völlig andere Auffassung des Vertrags die Oberhand gewonnen. Die bekannte unnennbare Partei sah die Wichtigkeit ein, das Kriegsministerium mit einem Manne zu besetzen, der zu Bonin's Auffassung weder hinneigte noch gar daran gebunden war. Gleichzeitig wußte sie die Absendung des Grafen Alvensleben nach Wien durchzusetzen, dessen Aufgabe keine andere ist, als die russenfreundlichere Interpretation des Vertrags, welche nunmehr hier herrscht, gegenüber dem östreichischen Cabinet geltend zu machen und dadurch die östreichische Action aufzuhalten, mithin Rußlands Flanke indirect zu schützen.

Zwei Punkte sind es hauptsächlich, um die es sich bei Interpretation de[s] vielgenannten Vertrags handelt.*) Oestreich und Preußen haben sich enga[-] girt, Rußland zur Räumung der Donaufürstenthümer gemeinschaftlich auf[-] zufodern; in einem Artikel des Vertrags ist ausdrücklich stipulirt, daß di[e] Nichträumung dieser Länder von beiden Theilen als eine Verletzung deutsche[r] Interessen betrachtet werden soll, d. h. als einer der Fälle, wo Preußen b[ei] etwaigem activen Vorschreiten Oestreichs die Grenzen desselben zu decken ha[t]. Und zwar ist das Nähere für diesen Fall in der Militärconvention dahi[n] bestimmt, daß Oestreich in die Walachei einrückt, während es auf seine[m] linken Flügel durch ein preußisches Armeecorps bei Krakau gedeckt wir[d]. Alles klar und deutlich, wird man meinen. Ja freilich, nur der termin[...] nicht, wann diese brüderliche Cooperation erfolgen muß. Es ist Rußland kei[ne] letzte Frist zur Räumung der Donaufürstenthümer gestellt; somit könne[n,] während Oestreich sich an die Thatsache hält, daß Rußland sie noch bes[etzt] hält, unsere Russen sich an die Erklärung halten, daß es sie ja räumen wo[lle] und werde und an das Gegentheil gar nicht denke. Es ist ferner stipul[irt,] daß bei einem Angriff der Russen auf den Balkan Preußen seine Arm[ee] über die russische Grenze vorrücken lasse. Fragt sich, wo der Balkan an[...]

---

*) Der Wortlaut ist seitdem bekanntlich veröffentlicht worden, und zwar zu[...] von Frankfurt aus durch das „Journal des débats“, dem dann sämmtliche deut[sche] Blätter gefolgt sind.
D. Re[d.]

tärisch anfängt. Nach der ausgesprochenen Ansicht des Hrn. von Heß schon bei Schumla; General Gerlach dagegen, der statt des Wortes „Angriff" lieber „Uebergang" haben wollte, wird schwerlich für diese weite Interpretation des Oestreichers Sympathien haben.

Damit sind die Differenzpunkte bezeichnet, welche Graf Alvensleben in Wien zu erledigen gesandt ist — nicht in russenfeindlichem Sinne, versteht sich.

Diese Wendung der Dinge hat zugleich ein Ereigniß veranlaßt, welches noch mehr Aufsehen gemacht hat als selbst Bonin's Rücktritt; ich meine den offenen Bruch des Prinzen von Preußen mit der russischen Partei und seine Abreise nach Baden-Baden. Zwar gibt diese Partei sich seitdem alle mögliche Mühe, diesen Bruch zu verschleiern und den ganzen Vorgang als unerheblich darzustellen; allein das Publicum durchschaut die wohlfeile List und weiß, was es davon zu halten. Der Prinz von Preußen hatte Bonin's Ernennung zum Kriegsminister befürwortet und ihm während der Dauer seines Amtes fortdauernd die wärmste persönliche Theilnahme gewidmet; das glänzende Zeugniß, welches der König den administrativen Verbesserungen des Kriegsministers in seinem Ressort noch bei der Entlassung hat zutheil werden lassen, beweist am besten, wie wohlverdient diese Theilnahme war. Auch bei den Verhandlungen mit Oestreich war der Prinz ganz auf Bonin's Seite gewesen. Indem er auf besondern Befehl des Königs von allen Details der Verhandlungen officielle Kenntniß erhielt, überwachte er sie gleichsam und war persönlich dabei engagirt, um so mehr, als er die Bonin'sche Interpretation des Vertrags ziemlich direct zu der seinigen gemacht hatte. Als nun die entgegenstehende Interpretation aufkam und in Bonin's Entlassung ihren ersten Sieg feierte, fühlte der Prinz selbst sich an einer sehr empfindlichen Stelle verletzt; nicht mehr blos als Thronerbe, auch als politischer Charakter sah er seine Interessen gefährdet. Er machte einen letzten Versuch, sie zur Geltung zu bringen; Verhandlungen delicatester Natur folgten. Alles vergeblich! Da erbat der Prinz einen unbestimmten Urlaub ins Ausland mit Enthebung von seinen militärischen Functionen für die Dauer dieses Urlaubs. Nach der letzten Unterredung mit dem Könige reiste er sofort ab, in solcher Eile, daß man in seinem Palais nur den Bahnhof, nach dem er fuhr, nicht das weitere Ziel gekannt haben soll. Die Sache machte die größte Sensation, besonders bei Denen, deren funester Einfluß es so weit gebracht; sie fürchteten den Eindruck im Lande und boten alle Mittel auf, ihn zu schwächen. Nur allmälig, in schüchterner Vereinzelung kam das Nähere dieser Vorgänge in die Presse, und auch dabei that die Angst der Redactionen noch das Ihrige, die spärlichen Notizen noch mehr zu destilliren; in den berliner Blättern zumal wagte sich kein Wort an das Tageslicht. Das ist denn zugleich der Grund gewesen, weshalb ich, in möglichster Kürze, diese interessanten Dinge recapitulirt habe.

Wie nun jetzt die Sachen stehen, sind unsere Hoffnungen hier am Orte ohne allen Anhalt; mit Bonin und dem Prinzen von Preußen sind die Letzten gegangen, von denen das rechte Wort an entscheidender Stelle vorgetragen werden konnte und, wie ich immer wiederholen muß, auch wirklich vorgetragen worden ist. Mit gerechtem Schmerz muß es gesagt werden: die Hoffnungen Preußens sind in diesem Augenblick in Oestreichs Lager und haften

an Napier's Segeln. Auch die Westmächte fangen an, ihre Haltung gegen unser Cabinet zu ändern; sie kommen endlich zu der Einsicht, daß gegen unsere Russen die gewöhnlichen Mittel der Diplomatie nicht ausreichen. Bereits hat der englische Gesandte im Namen seiner Regierung eine Erklärung an Hrn. von Manteuffel gegeben, worin sich sein Cabinet über die neuesten Siege der hiesigen russischen Partei beklagt und, unter Anerkennung der frühern bessern Haltung der hiesigen Regierung, offen ausspricht, daß die jetzige Politik des berliner Cabinets kein Vertrauen mehr einflöße. Auch von Frankreich soll eine ähnliche Erklärung zu erwarten stehen; hoffentlich werden diese Schritte, verbunden mit dem unzweideutigen Vorgehen Oestreichs, in kürzester Frist die Lage Preußens wesentlich verändern, sie klarer, schärfer und — es kann nicht anders sein — patriotischer machen.

Von Localneuigkeiten erwähne ich nur den Proceß des ehemaligen Stadtgerichtsraths Hufeland, eines Neffen und Schwiegersohns des berühmten Arztes, Ritters des Rothen Adlerordens vierter Classe, der hier vor einigen Tagen zur Verhandlung kam. Hufeland hatte seit mehr als 15 Jahren eine Reihe von Unterschlagungen begangen an Geldern, die er als befreiter Testamentsexecutor zu verwalten hatte, bis zum Belauf von über 19,000 Thlrn. Er war seiner That geständig; unglückliche Speculationen in Staatspapieren und eine wenig motivirte Liebhaberei für den Bau eines Landhauses bei Freienwalde hatten ihn zu seinen Verbrechen getrieben. Sein Verhör machte einen erschütternden Eindruck; bei seinen Geständnissen wurde er oft von Thränen überwältigt, die ihn am Sprechen verhinderten; seine Lage während dieser verbrecherischen Laufbahn, deren Ende er als Jurist klar voraussehen mußte, schilderte er mit den furchtbarsten Farben. Aber eine jammervolle Verblendung ging durch sein ganzes Geständniß: „um standesgemäß zu leben" habe er seine Veruntreuungen begonnen und fortgesetzt. Zu Anfang seines Verbrechens ist er noch in der Lage gewesen, seinen Verlust durch Verkauf seines Mobiliars decken zu können; aber „er habe allgemein für einen reichen Mann gegolten und standesgemäß leben müssen". Das Gericht verurtheilte ihn zu drei Jahren Gefängniß; er hat auf die Appellation verzichtet und seine Haft sofort angetreten.

Die Arbeiten im Neuen Museum haben seit einigen Wochen wieder begonnen. Jetzt geht es mit großem Eifer an die zweite Wand der Kaulbach'schen Fresken. Auch für einen bessern Zugang werden Vorbereitungen getroffen; die Häuser vor der Fronte des Museums nach der Spree zu sollen weggerissen und durch eine offene Säulenhalle ersetzt werden. Daß dies noch nicht geschehen, lag bisjetzt daran, daß die Inhaberin eines der betreffenden Häuser, die auch in weitern Kreisen wegen ihrer Wohlthätigkeit und ihrer Beihülfe für junge Talente bekannte Frau Levy, beim Verkaufe ihres Hauses die Bedingung gestellt hatte, daß sie darin sterben dürfe. Dieser Tod ist jetzt erfolgt; die würdige Dame ist in dem seltenen Alter von 93 Jahren gestorben.

Aus Brüssel.

Ende Mai 1854.

E. H. Wenn ich Ihnen seit Monaten nicht geschrieben, so war dies weniger meine als die Schuld der Umstände: es geschah nämlich einfach aus Mangel an Stoff. In einem Zeitpunkt, wo die Aufmerksamkeit von ganz Europa nur auf Einen Fleck, auf den Orient gerichtet ist, was soll man aus einem Lande melden, in welchem diese Frage, wenigstens im öffentlichen Leben, nur eine sehr untergeordnete oder fast gar keine Rolle spielt? Individuell interessirt sich allerdings auch der Belgier für den russisch-türkischen Krieg; die echten und die noch zahlreichern unechten telegraphischen Depeschen, die Kriegs- oder richtiger Scharmützelbulletins aller Farben, die diplomatischen „Enthüllungen" und die höchst undiplomatischen Leitartikel-Kannegießereien seines Frühstückjournals verschlingt er mit ebenso viel Heißhunger, als irgend ein patriotischer Bürger von London oder Paris, Berlin oder Wien es thun kann. Aber unser öffentliches Leben ist von dem Allen nur wenig berührt worden; der Staatskörper als Ganzes hat den Alp der orientalischen Frage sich bisher noch fernzuhalten gewußt.

Den sprechendsten Beleg hierfür liefert die eben geschlossene Kammersession von 1853—54. In allen europäischen Staaten, wo eine wirkliche Volksvertretung besteht oder auch selbst nur das Schattenbild davon, bildete und bildet in diesem Jahre die orientalische Frage den Angelpunkt ihrer Verhandlungen. In unserer mehr als siebenmonatlichen Session gelangte sie nur ein einziges mal aufs Tapet und auch da nur im Vorbeigehen. Es geschah dies in einer der letzten Senatssitzungen, wo der Minister des Aeußern von der Verhandlung seines 1854er Budgets die Veranlassung nahm, über Belgiens Stellung und Verhalten in der gegenwärtigen Krisis kurze, aber genügende Aufklärung zu geben. Andere Mächte zweiten Rangs — das war die Quintessenz der Brouckere'schen Rede — hätten bei Ausbruch des Kriegs officielle Neutralitätserklärungen abgegeben; von Seiten Belgiens wäre eine solche Erklärung jedenfalls überflüssig, wo nicht gar eine Thorheit gewesen, indem ja die Neutralität eine der Grundbedingungen unserer staatlichen Existenz bilde und es also bei uns nur darauf ankomme, diesen absoluten und permanenten Zustand wie bisher im Frieden so auch im gegenwärtigen Kriege in Sprache und That streng aufrechtzuhalten. Das geschah und geschieht denn auch von Seiten Belgiens, wofür es, nach der Versicherung des Ministers, die Genugthuung habe, seine Haltung vom gesammten Europa gebilligt zu sehen, sodaß also unserer staatlichen Existenz von den gegenwärtigen Wirren, wenigstens bis auf Weiteres, keinerlei Gefahr droht.

Daß trotz dieser stricten Neutralität, welche wir oder welche man uns zur Pflicht gemacht hat, doch unsere Interessen, namentlich die materiellen, durch den Krieg mannichfach beeinträchtigt werden, versteht sich übrigens von selbst. Abgesehen von der allgemeinen Verkehrsstockung, die derselbe nothgedrungen herbeiführt und deren Rückschlag sich selbst schon in Amerika fühlbar macht, dürfen z. B. infolge einer englisch-französischen „Ermahnung" die lütticher Fabriken die zahlreichen Waffenbestellungen, welche Rußland bei ihnen gemacht hat, nicht mehr effectuiren, während andererseits die Türkei, wegen der russischen Haltung, welche unser konstantinopeler Ge-

sandter bei der vorjährigen Anwesenheit Mentschikow's in Konstantinopel annahm, keine Waffenkäufe bei uns machen will. Und so ist durch eine seltsame Fügung einer unserer bedeutendsten Industriezweige, welcher durch den Krieg erst recht in Aufschwung kommen sollte, eben durch denselben in Stocken gerathen.

Um noch einmal auf die schon erwähnte unlängst geschlossene Kammersession zurückzukommen, so war dieselbe trotz ihrer langen Dauer eben nicht sehr ergebnißreich. Die laufenden Geschäfte, wie Budget ꝛc. füllten nebst den stehenden Zänkereien zwischen Liberalen und Klerikalen den größten Theil der Verhandlungen aus, sodaß die wichtigsten Gegenstände, wie z. B. die Gesetzesvorlagen über öffentliche Wohlthätigkeit, über fromme Schenkungen und Vermächtnisse, über die Reform des Zolltarifs, über die Universitätsjuries, über den mittlen Unterricht ꝛc., theils gar nicht eingebracht, theils nicht erledigt werden konnten. Die politische Richtung der Kammer war eine „neutrale", indem die Kräfte der beiden Hauptparteien einander nahezu das Gleichgewicht hielten; auch die Siege haben sich daher im Ganzen genommen ziemlich gleichmäßig nach beiden Seiten hin vertheilt. Die am 13. Juni stattfindenden Deputirtenwahlen, durch welche die Kammer zur Hälfte erneuert wird, werden dieses Verhältniß jedenfalls ändern. In welchem Sinne, läßt sich mit Bestimmtheit nicht voraussagen. Doch ist es sehr wahrscheinlich, daß sie den Klerikalen die Majorität verschaffen werden. Schon durch die letzten Wahlen (von 1852) wurden dieselben um elf Stimmen bereichert; seitdem aber haben sie an Macht und Einfluß eher zu- als abgenommen, sind auch viel rühriger als ihre liberalen Gegner und haben daher volle Aussicht, in dem bevorstehenden Wahlkampf abermals den Sieg davonzutragen. Unter ihren Candidaten befindet sich diesmal auch der bekannte Schriftsteller Hendrick Conscience, dessen Eintritt in die Kammer jedenfalls im Interesse der flämischen Sache wünschenswerth ist.

Eigenthümlich und zwar eben nicht sehr rühmenswerth ist die Haltung unserer Tagespresse in der orientalischen Frage. In einem Lande wie Belgien sollte man erwarten, daß dieselbe sich einstimmig für die Sache des Rechts und der Freiheit, d. h. für die Westmächte gegen Rußland, aussprechen werde. Dem ist jedoch keineswegs so. Das Hauptorgan der liberalen Partei, die „Indépendance", erhält sich ihrem Namen entsprechend „unabhängig", d. h. da sie von Rußland so gut subventionirt wird wie von Frankreich, so schillert sie bald in allen Farben, bald hat sie gar keine. Die entschiedenern liberalen Organe, wie der „Observateur", und vollends die radicalen Journale wie „Nation", „Réforme" und andere, arbeiten Rußland in die Hand, theils in der Hoffnung, daß Rußland, dem gesammten Europa gegenüber sich zu schwach fühlend, die Revolution wach und zu seiner Hülfe rufen werde, theils aus persönlichem Haß gegen Napoleon III., indem sie es nicht verschmerzen können, daß dieser durch sein Verhalten in der orientalischen Frage seine Stellung in Frankreich selbst wie nach außen hin gewaltig verbessert hat. Indeß findet die gute Sache doch auch in unserer Tagespresse eifrige Vertretung, aber von einer Seite her, wo sie die dieselbe wol am wenigsten hoffte, nämlich in den klerikalen und in den industriellen Journalen. Erstere sind, seit man sich in Rom in diesem Sinne ausgesprochen hat und seit sie zur Einsicht gelangt, wie sehr der römische Katho-

licismus durch ein Erstarken des griechischen Schisma gefährdet wäre, entschieden antirussisch; letztere, sonst so friedliebend, sehen doch ein, daß ein energischer und rasch beendeter Krieg dem Verkehr viel weniger schaden würde als ein matter und schleppender. Der antwerpener „Précurseur" und andere ökonomische Journale stoßen deshalb aufs eifrigste ins Kriegshorn und dringen auf rasche Entscheidungen gegen Rußland.

Die jüngst erfolgte Abschaffung des Nachdrucks hat auch unsere großen Journale hart getroffen, da sie namentlich ihre Feuilletons bisher ausschließlich mit französischem Nachdruck füllten. Die „Indépendance" ist fast das einzige Journal, dessen finanzielle Mittel ihm erlaubten, auch Originalarbeiten fürs Feuilleton zu honoriren. Statt dies zur Aufmunterung der heimischen Literatur zu benutzen, kündigt sie nun unter obligatem Posaunenschall und Trommelgetöse an, daß sie von der „Revue des deux mondes,,' der „Revue de Paris" und der „Revue contemporaine" das — ausschließliche Nachdrucksrecht ihrer Artikel in Belgien erworben habe. Nach diesem eigenthümlichen, für unsere literarischen Zustände sehr charakteristischen Anfang ist allerdings wenig Aussicht vorhanden, daß die Abschaffung des Nachdrucks — wie es von manchen Seiten gehofft wurde — der arg daniederliegenden heimischen Literatur zugute kommen und unserer Originalproduction zur Förderung gereichen werde.

Notizen.

In Betreff der Zeitschrift, welche Hoffmann von Fallersleben in Gemeinschaft mit Oskar Schade in Weimar herauszugeben beabsichtigt, hört man jetzt, daß sie den Titel „Weimarische Jahrbücher für deutsche Sprache und Literatur" führen und vom 1. Juli ab in vierteljährlichen Heften erscheinen soll. Es ist lange her, daß der Name Weimar in Angelegenheiten der deutschen Literatur nicht vernommen worden ist; möge das neue Unternehmen den großen Erwartungen entsprechen, die an seinen Namen und seinen Ursprungsort geknüpft sind, und zwar nicht blos durch seine eigene Gediegenheit, sondern auch durch die Theilnahme, die das Publicum ihm zuwendet.

Unserer neulichen Notiz über den Absatz der berliner Zeitungen lassen wir noch Nachstehendes als Ergänzung folgen. Die Gesammtzahl der in Berlin erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften beträgt im laufenden Quartal 103. Davon werden von den politischen 45,450 Exemplare gedruckt, von denen 21,282 in Berlin selbst bleiben, sodaß also ungefähr auf je 19 berliner Einwohner ein Exemplar kommt. Den niedrigsten Absatz haben die stenographischen Berichte der Kammerdebatten; während der letzten Session wurden 168 Exemplare davon durch die Post verschickt, eine sehr geringe Zahl, die aber doch schon gegen die letzten Jahre eine nicht unbeträchtliche Steigerung kundgeben soll. — Bei dieser Gelegenheit mögen auch einige Angaben über die Vertheilung der preußischen Zeitungen und Zeitschriften nach den Provinzen von Interesse sein. Den ersten Rang dabei nimmt die Rheinprovinz ein, wo nicht weniger als

88,044 Exemplare verschrieben werden; die Provinz Sachsen verbraucht 79,853 Exemplare, während in Brandenburg mit Berlin davon nur 78,000 abgesetzt werden. Der Zeitungsbedarf von Schlesien wird mit 75,710, der von Preußen mit 69,069 befriedigt. Westfalen, obschon der nächste Nachbar der Rheinprovinz, verbraucht doch nur ungefähr die Hälfte ihres Bedarfs, nämlich 44,091 Exemplare. Ihm zunächst steht Pommern mit 42,030, während in Posen gar nur 29,049 abgesetzt werden. Der Gesammtabsatz sämmtlicher preußischen Blätter in Preußen selbst beläuft sich danach auf mehr als eine halbe Million, sodaß also ungefähr in ganz Preußen auf je 32 Einwohner eine Zeitung kommt.

Der Kölner Männer-Gesangverein hat seine Concerte in London bereits beendet; die Aufnahme ist ebenso herzlich, der Beifall ebenso stürmisch gewesen wie bei dem ersten Besuch. Dagegen soll die deutsch-italienische Oper, welche seit einigen Wochen in London eröffnet ist, nur schlechte Geschäfte, entsprechend der Mittelmäßigkeit ihrer Leistungen, machen.

Von Engelbert Seibertz' „Zeichnungen zu Goethe's Faust" (Stuttgart, Cotta), sind Heft 6—8, den Schluß des ersten Theils enthaltend, erschienen; sie zeichnen sich durch denselben Reichthum der Erfindung aus, verbunden mit der größten Correctheit und Sauberkeit der Zeichnung, wie die ersten Hefte: wie denn überhaupt unter den zahlreichen Illustrationen deutscher Dichterwerke, welche die letzten Jahre uns geliefert haben, diese Seibertz'schen Zeichnungen eine der hervorragendsten Stellen einnehmen.

Auf der königlichen Hofbühne zu Berlin ist „Der Sonnwendhof" von Mosenthal, auf dem Stadttheater zu Leipzig ein neues dreiactiges Lustspiel von Bauernfeld „Aus Versailles" gegeben worden. Der „Sonnwendhof" wird von der berliner Kritik hart mitgenommen; doch gesteht sie zu, daß das Stück vom Publicum mit lebhaftem Beifall aufgenommen worden ist. Dem Bauerfeld'schen Lustspiel wird ein höchst geistreicher und pikanter Dialog nachgerühmt; dagegen soll es arm an Handlung sein und daher auch bei der Aufführung nur einen mittelmäßigen Erfolg gehabt haben.

Sachsen hat einen seiner bedeutendsten und verdienstvollsten Staatsmänner, ganz Deutschland einen seiner edelsten und gediegensten Charaktere verloren: Bernhard von Lindenau ist am 21. Mai auf seinem Gute Pohlhof in seiner Vaterstadt Altenburg gestorben. Geboren 1779, machte er sich frühzeitig sowol durch seinen geschäftlichen Eifer wie auch durch wissenschaftliche Forschungen bekannt; besonders auf dem Gebiete der Astronomie erwarb er sich durch scharfsinnige Entdeckungen und Berechnungen einen höchst geachteten Namen. Nach dem Aussterben der altenburg-gothaischen Linie, unter der er die höchsten Staatsämter bekleidet hatte, trat er in königlich sächsische Dienste über; von 1827—30 war er Gesandter am Bundestage. In dem stürmischen Jahre 1831 trat er ins Ministerium; er ist Mitbegründer der Verfassung vom 4. September des gedachten Jahres. Das Ministerium des Innern bekleidete er volle zehn Jahre lang; die zahlreichen Verbesserungen, die er während dieser Zeit in der Verwaltung des

Landes eingeführt, sowie überhaupt der freie und großartige Sinn, mit dem er die Geschäfte leitete, sichern ihm ein unvergeßliches Andenken. 1843 zog er sich, vermuthlich im Hinblick auf die immer mächtiger werdende Reaction, aus den Staatsdienste zurück. Er lebte nun dauernd in Altenburg, umgeben von reichen Sammlungen, welche sein Kunstsinn zusammengebracht und die er nun mit der größten Liberalität der allgemeinen Benutzung eröffnete. Durch testamentliche Verfügung sind dieselben jetzt in den Besitz seiner Vaterstadt übergegangen; auch soll er ein bedeutendes Capital zu ihrer Erhaltung und Erweiterung hinzugefügt haben. — Um dieselbe Zeit starb in Solothurn Karl Ludwig von Haller, der bekannte Verfasser der „Restauration der Staatswissenschaft" (1816—34), dieser Hauptstütze für die feudale Reaction unserer Tage. Ein Enkel des berühmten Albrecht von Haller, wurde er 1768 in Bern geboren. Durch die Revolutionsstürme aus seiner Vaterstadt vertrieben, lebte er von 1801—5 als Hofsecretär im Kriegsdepartement zu Wien; auf diesem Boden und in dieser Zeit scheint er die Grundsätze seines spätern Systems eingesogen zu haben. Nach seiner Rückkehr im Jahre 1806 stieg er rasch zu den ersten Aemtern der Republik empor, bis er im Jahre 1821 infolge seines heimlichen Uebertritts zur katholischen Kirche sich genöthigt sah, den Staatsdienst zu verlassen. Er begab sich nach Paris, wo er von den Bourbons mit großer Freundlichkeit empfangen und als publicistischer Rechtsgelehrter zur Ausarbeitung von Gutachten über wichtige Staats- und völkerrechtliche Fragen im Departement des Auswärtigen angestellt ward. Von hier durch die Julirevolution vertrieben, siedelte er sich in Solothurn an, bis in sein hohes Alter mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt; selbst über den gegenwärtigen Kirchenstreit in Baden soll er noch zahlreiche Artikel in die „Deutsche Volkshalle" geliefert haben. Auch an dem ehemaligen „Berliner Wochenblatt" war er ein eifriger Mitarbeiter.

Karl Beck, der sich zuletzt längere Zeit in Breslau aufhielt, ist in sein Vaterland Ungarn zurückgekehrt. Rudolf Gottschall, der seinen Wohnsitz ebenfalls seit einiger Zeit in Breslau hat, soll mit der Absicht umgehen, sich an der dortigen Universität als Docent für Aesthetik und neuere Literaturgeschichte zu habilitiren.

Die allgemeine schweizerische Kunstausstellung hat ihren diesjährigen Turnus vor einigen Wochen in Basel begonnen. Bis jetzt haben 107 Künstler 230 verschiedene Werke, besonders Landschaften und Genrebilder eingesandt. Von bekanntern Namen sind Hébert aus Genf, Adam aus München, Emde aus Kassel rc. vertreten. Das schweizerische Musikfest wird diesen Sommer in Sitten (Canton Wallis), das schweizerische Sängerfest aber in Winterthur (Canton Zürich) abgehalten werden. Das letztere, das neuerdings auch von deutschen Gesangvereinen, namentlich vom schwäbischen Sängerbunde besucht wird, gehört zu den beliebtesten Volksfesten der Schweiz.

Digitized by Google

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Josef Rank.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Hofer-Käthchen.

Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Sgr. Geb. 1 Thlr.

Eine neue Ausgabe vom „Hofer-Käthchen", wol der gelungensten und anmuthigsten der böhmischen Dorfgeschichten **Josef Rank's**, die zu den besten Erzeugnissen der deutschen Dorfgeschichtenliteratur gehören. Die vollständige Ausgabe derselben erschien unter dem Titel:

Aus dem Böhmerwalde. Bilder und Erzählungen aus dem Volksleben. Erste Gesammtausgabe. Drei Bände. 12. Geh. 5 Thlr.

Max Waldau, der bekannte Dichter und Kritiker, stellt die **Rank**'schen Dorfgeschichten den **Auerbach**'schen an die Seite, indem er u. A. sagt: „Beide, Berthold Auerbach und Josef Rank, die besten, oder sagen wir es nur heraus, die einzigen Dorfgeschichtenschreiber unserer Zeit, kennen das Dorf und wirken auf Grund dieser Kenntniß. Gleichwol sind sie wesentlich voneinander verschieden, sie gehen auf verschiedenen Wegen nach verschiedenen Zielen."

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Karl Gutzkow's dramatische Werke.

Erster Band bis achten Bandes erste Abtheilung. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. Liesli. Der Königsleutenant. — VIII. 1. Ottfried. Fremdes Glück.

Einzeln sind in **besonderer Ausgabe** zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 20 Ngr.

Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 1 Thlr.

Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 20 Ngr.

Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 1 Thlr.

Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. **Zweite** Auflage. 20 Ngr.

Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. **Zweite** Auflage. 1 Thlr.

Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.

Der Königsleutenant. Lustspiel in vier Aufzügen. 25 Ngr.

Ottfried. Schauspiel in fünf Aufzügen. — **Fremdes Glück.** Vorspielscherz in einem Aufzuge. 25 Ngr.

Außerdem erschien in **Miniatur-Ausgabe:**

Uriel Acosta. Trauerspiel. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 25.** 15. Juni 1854.

Inhalt: Dichter und Schauspieler. Von **Robert Prutz.** I. — Ein Wort über Türkenfreundschaft. Aus dem Briefe eines Arztes in Bulgarien. — Zur Abwehr. Von **Wilhelm Hertzberg.** — Literatur und Kunst. (Hoffmann von Fallersleben, „Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther's Zeit" und „In dulci jubilo. Nun singt und seid froh". — Reden, „Deutschland und das übrige Europa". — Seel, „Album aus dem Wupperthal"; Röber, „Tristan und Isolde". — Candidus, „Der deutsche Christus".) — Correspondenz. (Aus Paris. — Aus der Schweiz. — Aus Berlin.) — Notizen. — Anzeigen.

Dichter und Schauspieler.

Von
Robert Prutz.*)

I.

Das Verhältniß der Schriftsteller und Künstler zum Publicum ist in Deutschland noch immer etwas eigenthümlicher Art; sind auch die Zeiten vorüber, wo man sich einen deutschen Poeten nicht wol anders vorstellen konnte als mit abgeschabtem Rock oder wo „Schauspieler, Musikanten und andere Vagabunden" für eine ganz natürliche und richtige Zusammenstellung galten, so fehlt doch noch immer viel, daß das deutsche Publicum zu seinen Schriftstellern und Künstlern, selbst auch den beliebtesten, jenes intime, fast zärtliche Verhältniß einnähme und ihnen jene ausdauernde Theilnahme widmete, wie es in andern Ländern, besonders in Frankreich der Fall ist. Der gute Magen, den die Kirche hat, ist sprüchwörtlich geworden; aber auch der weltliche Papst, das Publicum, das sich ebenso infallibel hält und sich

*) Als Probe aus des Verfassers „Neuen Schriften", die demnächst in zwei Bänden bei G. Schwetschke in Halle erscheinen.

den Pantoffel ebenso gern küssen läßt wie der Papst zu Rom, erfreut sich ebenfalls eines außerordentlich gesegneten Appetits, vorzüglich bei uns in Deutschland, wo es Bücher und Komödien, Dichter und Schauspieler, Staatsmänner und Generale, Revolutionen und Parlamente, Alles mit derselben Gemächlichkeit hinunterschlingt und das Verschlungene sofort und in den meisten Fällen für immer vergißt. Es wird nicht gerade fett davon, das deutsche Publicum, aber dafür, wie es solchen Vielessern zu gehen pflegt, desto träger; es gewöhnt sich ordentlich daran, Alles nur als gute Beute seines Heißhungers zu betrachten, in einem solchen Grade, daß es ihm zuletzt, wie dem Vogel Strauß, einerlei ist, ob es wirkliche gesunde Nahrung oder glühende Kohlen und Steine verschlingt.

Und das ist denn eine von den Schattenseiten, welche der Gleichgültigkeit des deutschen Publicums gegen seine Dichter und Künstler anhaften. Denn an und für sich selbst möchten wir diese Gleichgültigkeit noch keineswegs tadeln; starke Charaktere und energische Talente werden sich davon jedenfalls mehr anspornen als niederdrücken und entmuthigen lassen. Die Lage unserer Literatur aber, und ebenso auch die gesammte Lage unsers öffentlichen Lebens ist von der Art, daß wir in der That nur starke Charaktere und energische Talente gebrauchen und nur ihnen den Zutritt auf den Kampfplatz eröffnen können; wessen Haut nicht hart genug ist, um Schwielen und Wunden zu vertragen, wer die Stirn nicht der heißen Arbeit des Tages bieten kann, ohne daß sie ihm jeden Augenblick von einem Lüftchen des Beifalls gekühlt wird, wer nicht zur Noth auf Lob und Anerkennung von außen ganz und gar verzichten und sich lediglich mit dem Bewußtsein der Pflicht begnügen kann, der taugt für die heutige Weltlage überhaupt nicht und wird gut thun, sein verzärteltes Antlitz nicht über den Kreis der Weiber und Weiberknechte hinauszutragen. Die Geschichte unserer sogenannten Modedichter und Lieblinge des Publicums ist wie in vielen andern, so auch in dieser Beziehung äußerst lehrreich; gleich den Wunderkindern, die auch in der Regel die miserabelsten Männer geben, dauert auch der Ruhm dieser jugendlichen „Lieblinge der Nation“ meistentheils nur sehr kurze Zeit, um dann desto rascher, desto kläglicher zusammenzuschrumpfen und endlich in gänzlicher Vergessenheit zu enden.

Insoweit also könnte man die Kälte und Gleichgültigkeit unsers Publicums sich schon gefallen lassen; sie ist gleichsam wie ein kaltes Bad, das die Nerven stärkt und die Kraft der Glieder erhöht, während die jähe Hitze eines allzu raschen Erfolgs der Entwickelung des Talents ebenso schädlich ist wie die schwüle Luft der Schmeichelei und der Verhätschelung. Aber nur so weit freilich, daß sie in offenbare Theilnahmlosigkeit, in offenbare Undankbarkeit ausartet, so weit sollte

die Sprödigkeit unsers Publicums niemals gehen, am wenigsten gegen Diejenigen, die ihm ein langes arbeitsreiches Leben gewidmet haben und die es selbst jahrelang durch seinen Beifall, seine Bewunderung ausgezeichnet. Zieht euch immerhin den Regenmantel der Gleichgültigkeit um die Schultern — das Meiste, was unsere Hippokrene heutzutage noch spendet, ist in der That nicht mehr werth als daß man es kalt und still an sich heruntergleiten läßt. Aber wenn Männer von euch scheiden, denen ihr viele Jahre hindurch, selbst noch bis zum Augenblick ihres Todes, Kränze gewunden und Lorbern gespendet habt, dann sollte der finstere Schoos des Grabes wenigstens nicht mit dem Namen zugleich auch das Andenken verschlingen, es sollte wenigstens noch eine Spur, noch ein Hauch übrigbleiben von jenen Freuden, welche die Thätigkeit des Dahingeschiedenen euch ehedem geboten, sowie von jenem Beifall, mit dem ihr selbst ihn, solange er lebte, gefeiert. Es wäre das nicht blos eine Pflicht der Pietät gegen die Dahingegangenen, es ist auch eine Pflicht der Ehre, welche eine Nation gegen sich selber hat und von der sie sich sogar dann nicht freisprechen sollte, wenn ein veränderter Geschmack die Leistungen des Verstorbenen vielleicht nicht mehr so hoch anschlagen kann, als es früher geschehen ist, oder wenn sie selbst nachträglich in minder günstigem Lichte erscheinen sollten, als es früher der Fall gewesen.

An dieser Pietät aber und dieser Consequenz mit sich selber und seinem eigenen Geschmack läßt der Deutsche es noch immer ganz außerordentlich fehlen; trotz der veredelten geselligen Sitte und trotz der verbesserten Gesetzgebung ist noch immer etwas in ihm, das an die ehemalige Geringschätzung der Dichter und Künstler erinnert; so rasch der Deutsche unserer Tage auch ist, junge Berühmtheiten zu extemporiren, ja ein solches Gelüste er danach hat, sich immer neue Götzen zu schaffen, blos damit er etwas habe, wovor er sich in Staub werfe — so langsam ist er, bewährtes Verdienst anzuerkennen und in dem gebührenden Andenken zu erhalten.

Doch darf man allerdings auch hiervon die Schuld nicht dem Publicum allein beimessen. Auch das Verhältniß der Dichter und Künstler zum Publicum würde besser, ihre Wirksamkeit lebendiger, ihr Andenken dauernder sein, wenn unsere Literatur und Kunst im Allgemeinen nicht noch viel zu abstract wäre, nicht noch immer viel zu einsiedlerisch für sich zu leben suchte und sich zu wenig um die Wirklichkeit des nationalen Lebens und seine nächsten und natürlichsten Interessen kümmerte. Eine Literatur, die größtentheils nur von Schriftstellern für Schriftsteller geschrieben wird, hat ebenso wenig Anspruch auf nationale Theilnahme wie eine Kunst, die ihre Aufgabe für gelöst hält, wenn sie den akademischen Kanon getreulich innehält und von Kunstkritikern und

Kunstmäcenen gelobt und gepriesen wird. Das deutsche Publicum ist spröde, ja: aber pflegt die Gunst einer spröden Schönen nicht am allereifrigsten gesucht zu werden? Spröde oder nicht, kalt oder warm, einerlei — das Volk ist nun einmal der einzig mögliche und einzig fruchtbare Boden für alle künstlerischen Leistungen, die noch etwas mehr sein wollen als bloße Dilettantenversuche; wie die ritterlichen Sänger des Mittelalters darum nicht aufhörten ihre Damen zu feiern, wenn ihnen auch niemals ein Strahl ihres Auges, ein Lächeln ihres Mundes zutheil ward, so sollen auch Dichter und Künstler nicht aufhören, bei Allem, was sie dichten und denken, immer die Nation und das nationale Leben im Auge zu behalten; sollte auch ihr eigener persönlicher Ruhm keine Frucht davon haben, so kommt es doch ganz gewiß über kurz oder lang als ein unbekanntes, namenloses Scherflein dem Volke selbst zugute.

Und so liegt die Schuld denn also unzweifelhaft auf beiden Seiten, und nur davon kann das Publicum bei uns nicht freigesprochen werden, daß es die Kälte und Gleichgültigkeit gegen die Literatur, die in den meisten Fällen nur allzu gerechtfertigt ist, zuweilen auch auf solche Personen und auf solche Fälle überträgt, wo dieselbe zur offenen Undankbarkeit, ja zur Roheit wird.

Oder wie anders will man es nennen als Undankbarkeit, wenn das Publicum einen Dichter dahinscheiden sieht, der es reichliche dreißig Jahre hindurch mit den Gaben seiner Phantasie und seines Witzes unterhalten, der mehr Stücke geschrieben und die deutsche Bühne vollständiger beherrscht hat, als es seit Kotzebue's Tode von irgend einem deutschen Schriftsteller geschehen — und weder das Publicum noch die Literatur, weder die Bühne noch die Kritik hat für den Dahingeschiedenen ein Wort des Dankes und der Anerkennung, ja selbst nur des ruhigen, geschichtlichen Urtheils? Was anders ist es als Roheit, wenn unmittelbar vor unsern Augen, von einem dunkeln Geschick ergriffen, ein Schauspieler dahingeht, mitten in der Blüte seiner Jahre, in der vollsten, frischesten Kraft seines Talents, der uns unzählige male gerührt und erheitert hat, den wir, solange er unter uns weilte, unzählige male als einen der ersten deutschen Schauspieler priesen, auf den wir stolz waren als auf einen der wenigen Ueberreste edlerer deutscher Bühnenkunst — und der nun doch in seinem frühzeitigen Grabe ebenso unbeachtet schlummert und ebenso unverstanden, als wäre er ein namenloser Anfänger gewesen?

Am 13. Januar 1849 starb Jean Baptiste Baison, ohne Widerspruch eines der bedeutendsten Talente und einer der strebsamsten Geister, welche die deutsche Bühne jemals besessen; fünf Jahre sind seitdem verflossen und noch ist ein flüchtiger Lebensabriß, herausgegeben

von einem ungenannten Standesgenossen des Verstorbenen, das einzige Denkmal, das die Literatur, an deren Entwickelungen er so lebhaften, so rastlosen Antheil nahm, ihm errichtet hat — und noch hat es in dem großen, reichen, glänzenden Hamburg erst einer ehemaligen Schülerin des Dahingeschiedenen, einer Tänzerin (Lucile Grahn) bedurft, um nur wenigstens die Stätte zu bezeichnen, wo der Liebling des hamburger Publicums, der letzte Director jenes hamburger Stadttheaters, das man nicht nennen kann, ohne dabei sofort an Lessing, Eckhof und Schröder zu denken, seinen letzten Schlummer schläft!

Zwei Jahre später, ein hochbejahrter, gleichwol noch ungebrochener Greis, stirbt zu Berlin Ernst Benjamin Salomon Raupach, der Verfasser von beinahe 120 Stücken, welche ohne Ausnahme über die berliner und der Mehrzahl nach auch über die meisten übrigen Bühnen Deutschlands, große wie kleine, gegangen sind: ein Dichter, über dessen poetische Eigenschaften und Leistungen man vielleicht sehr verschieden urtheilen kann, der aber jedenfalls, sei es nun zum Vortheil, sei es zum Nachtheil, unserer dramatischen Literatur für längere Zeit den Stempel seines Geistes aufgedrückt und mehr Rollen geschaffen und mehr Schauspieler groß gezogen hat als irgend ein Schriftsteller seit Kotzebue's Zeiten; dabei ein Mann von eigenthümlich energischem Charakter, der seine persönliche Würde mit derselben Entschiedenheit auf den Parquets der Vornehmen und Großen, wie auf den noch schlüpfrigern Bretern des Theaters zu behaupten wußte. Drei Jahre sind seitdem vergangen und einige Zeitungsartikel und Journalcorrespondenzen abgerechnet, welche seinen Tod als Neuigkeit brachten, hat sich auch über seinem Grabe noch kein anderes literarisches Denkmal erhoben, als eine kurze biographische Skizze, welche die Witwe des Verstorbenen herausgegeben hat und die ihren Ursprung natürlich mehr dem Herzen der Gattin und Freundin als einer parteilosen historischen Würdigung verdankt.

Wenn wir uns nun hier anschicken, diese Versäumniß nachzuholen, so geschieht es mehr, auf die Lücke aufmerksam zu machen, welche unsere jüngste Literatur- und Kunstgeschichte auf diesem Punkte noch darbietet, als um sie selber auszufüllen. Was uns aber am meisten dazu bestimmt, das ist der seltsame Gegensatz, der zwischen dem alten Dichter und dem jungen Schauspieler hindurchgeht und der in seinem tiefsten Grunde doch auf einer ebenso wundersamen Aehnlichkeit Beider beruht. Beide standen, der Eine als Bühnenkünstler, der Andere als Bühnendichter, dem Publicum näher und lernten die Eigenthümlichkeiten desselben genauer kennen, als unsere Schriftsteller und Künstler es sonst zu thun pflegen; Beide verbanden mit einer großen und energischen Leidenschaftlichkeit, die darum bei Raupach nicht geringer war, weil er sie weniger häufig zutage treten ließ als der heißblütige, brause-

köpfige Schauspieler, eine ungewöhnliche Gabe der Reflexion, einen großen praktischen Verstand und ein wahrhaft verhängnißvolles Talent, auf die Schwächen ihrer Umgebung, am meisten aber des Publicums selbst zu speculiren; Beide wollten das deutsche Publicum aufrütteln aus seiner Gleichgültigkeit, Beide waren ehrgeizig, Beide dürsteten nach Erfolgen — und Beide gingen darüber zu Grunde.

Und zwar Beide auf dieselbe Weise. Der Dichter gab, um äußerlich zu triumphiren, sein edleres poetisches Theil dahin; der Schauspieler, zum Schauspielunternehmer geworden und in ungünstiger Zeit mit der Last eines verwickelten und umfangreichen Geschäfts beladen, opferte ebenfalls, wenn auch mit blutendem Herzen, die Kunst, um nur den Beifall des Publicums und damit das Geschäft zu erhalten.

Aber das Schicksal war gnädiger gegen den jungen Schauspieler als gegen den alten Dichter: es ließ Raupach über den Trümmern seines Ruhms alt und grau werden, aber es riß den Schauspieler mitten in der Kraft seiner Mannesjahre durch einen plötzlichen Tod jählings vom Schauplatz; Raupach starb an Altersschwäche, ein verdrießlicher laudator temporis acti, der sich selbst und seine Zeit überlebt hatte — Baison starb an gebrochenem Herzen. Wer wird nicht unter ähnlichen Umständen das Schicksal des Letztern vorziehen?!

Ernst Benjamin Salomon Raupach wurde in Schlesien, in der Gegend von Liegnitz (1784) geboren. Also in einer Landschaft, wo deutsche Reim- und Verskunst, nachdem sie vor Jahrhunderten einmal von hier aus einen Eroberungszug durch ganz Deutschland gehalten hatte, eine allgemeine populäre Fertigkeit geblieben war und noch bis auf diese Stunde geblieben ist. Noch bis auf diese Stunde ist Schlesien das wahre gelobte Land der Gelegenheitspoesie; wo der Norddeutsche sich mit einem zierlichen Compliment, der Süddeutsche mit einem kurzen herzigen Gruß oder nach Gelegenheit auch wol mit einem Fluch behilft, bei Verlobungen und Hochzeiten, bei Kindtaufen und Todesfällen, bei Feuersbrünsten und Wassersnöthen, zieht der Schlesier regelmäßig die Schleusen seiner Dichtung auf und widmet dem Ereigniß einige passende oder unpassende Verse, nicht selten von so altväterischem Zuschnitt und in so steifen Alexandrinern, daß man ihnen die Herkunft von Opitz und Genossen noch deutlich ansieht. Es gibt oder gab doch noch vor kurzem Localblättchen in Schlesien, in denen die gereimten Glückwünsche und Beileidsbezeugungen beinahe die einzigen Inserate bildeten; aller übrige Verkehr stand still oder war unerheblich, nur in der Reimschmiede gab es immer vollauf zu thun.

Seltsam genug indessen schien der junge Raupach von diesem schlesischen Erbtheil nur wenig mitbekommen zu haben. Wenigstens haben wir in den Ueberlieferungen, die wir seiner Witwe verdanken

und deren wir schon oben erwähnten, von kindischem Versspiel und Jugendgedichten, wie sie sich sonst wol in der Jugendgeschichte angehender Dichter zu zeigen pflegen, nichts gefunden. Ueberhaupt scheint seine Kindheit ungewöhnlich ernst, beinahe finster gewesen zu sein. Sein Vater war Prediger, ein ernster Mann von strenger Sitte, der den Knaben in unerbittlicher Zucht hielt und ihm selbst die gewöhnlichen Zerstreuungen und Spiele der Jugend im Kreise der Altersgenossen untersagte. Sein einziger Bruder war elf Jahre älter als er, somit auch mehr ein Lehrer und Zuchtmeister für ihn als ein Gespiele; die vier Schwestern aber, die er außerdem hatte und von denen drei jünger waren als er, scheinen ebenso wenig Einfluß auf sein früh verschlossenes Gemüth geäußert zu haben als die Mutter, von der wir beinahe nur erfahren, daß sie arm und dürftig war.

Kaum nämlich daß der Knabe sein zehntes Jahr erreicht hatte, starb der Vater, die Familie in jener Bedrängniß zurücklassend, die für deutsche Predigerhäuser, gewiß nicht zur Ehre unsers Volks, noch zum Vortheil seiner sittlichen Ausbildung, fast sprüchwörtlich geworden ist. Der ältere Bruder Fritz, der zur Zeit dieses Verlusts gerade in Halle studirte, entschloß sich rasch und ging auf den Rath französischer Emigranten nach Rußland, um daselbst als Erzieher nicht nur sein eigenes Fortkommen zu finden, sondern auch die Mittel zur Unterstützung seiner Familie, insbesondere zur Erziehung seiner Geschwister zu gewinnen. Ernst Benjamin kam inzwischen auf das Gymnasium nach Liegnitz, wo er solchen Fleiß zeigte und sich so rasch entwickelte, daß er schon mit 13 Jahren in der ersten Classe saß und ein Jahr später sogar öffentlich als Schulredner auftreten durfte. Von einer besondern Lebhaftigkeit der Phantasie dagegen oder auch nur von eigentlicher Jugendlichkeit scheint er auch in dieser Zeit nicht viel besessen zu haben; ein Brief von ihm an den Bruder Fritz in Rußland, der aus dieser Zeit aufbewahrt ist, läßt ihn vielmehr als einen zwar frühreifen, aber auch stark altklugen Knaben erkennen. Doch soll er damals auf den einsamen Spaziergängen, die seine einzige Erholung bildeten, sich bereits „Romane und Erzählungen" ersonnen haben, „die mehr oder weniger schon die dramatische Form annahmen".

Im Frühjahr 1801 begab sich Raupach nach Halle, um daselbst drei Jahre hindurch nach dem Beispiel von Vater und Bruder Theologie zu studiren. Ueber sein Leben auf der Universität besitzen wir wiederum nur einige Briefe von ihm an den Bruder, dem es inzwischen in Petersburg als Erzieher und Lehrer dermaßen geglückt war, daß er ernstlich daran denken durfte, Ernst Benjamin nach Rußland nachkommen zu lassen und ihm einen Theil seiner einträglichen Praxis abzutreten. Auch diese Briefe wieder zeigen uns einen merkwürdig

verschlossenen und überlegten Charakter; der Zwang der Noth, der ewig auf ihm gelegen, die Menge kleiner Entbehrungen und Rücksichtnahmen, zu denen er durch die Beschränktheit seiner Lage genöthigt gewesen, hatte ihn innerlich immer schroffer und herber gemacht, während er gleichzeitig durch eine gewisse absichtliche Unfügsamkeit und Rauheit des äußerlichen Wesens seine Unabhängigkeit gleichsam wiederherzustellen und die Ungunst des Schicksals wenigstens vor seinem eigenen Bewußtsein auszugleichen suchte. Dabei fehlte es ihm keineswegs an der nöthigen Klarheit des Verstandes, das Gefährliche dieses Entwickelungsganges selbst einzusehen; doch war die einseitige Verstandesbildung und dieser Trotz gegen alle natürlichen Empfindungen, in dem er sich wohl fühlte, über ihn selbst bereits zu mächtig geworden, als daß er selbst in solchen Momenten mehr als ein bloßes müßiges Bedauern gehabt hätte, daß es gerade so und nicht anders. „Ich hatte“, schreibt er im Herbst 1803 an seinen Bruder, „unstreitig ein gutes Herz, ich fühlte tief und heftig, und hatte für jedes Unglück, auch für das allerentfernteste, Thränen des Mitleids, und auch den Muth zu helfen, selbst wenn es über meine Kräfte ging. Ich würde dir mehre Beispiele davon erzählen, doch zu was hülfe das. Hätte ich nur einen Freund gefunden, der mit mir gleich gedacht, der diese Gefühle in mir genährt hätte, so würde sich das Kindische, was noch dabei war, losgewickelt haben, und die dafür eintretende Heftigkeit des reifern Alters hätte mich gewiß zu einem wahren Menschen gemacht. Allein der fehlte mir; ich ward mit diesen meinen Gesinnungen verlacht und zum Gespött .... Diese und ähnliche Vorfälle stießen mich zurück, ich ward verschlossen und in mich gekehrt; ich fing an, mich dieser menschlichen Empfindungen zu schämen .... So begann ich denn allmälig mich für besser als Andere zu halten, und die Verachtung, die ich gegen Manche hegte, breitete sich nach und nach auf Mehre und fast Alle meines Alters aus. Ich gab mir nie Mühe, mich ihnen zu nähern und mir ihre Liebe zu erwerben; daher habe ich bis auf den heutigen Tag nie einen wahren Freund gehabt und auch nie die Kunst erlernt, mir welche zu erwerben .... Die Achtung der Menschen weiß ich mir wol zu verschaffen, aber niemals ihre Liebe. Mich liebte Niemand, ich liebte Niemand — lieben muß der Mensch — ich liebte mich also selbst .... Um nicht immer ausgelacht zu werden, affectirte ich ein rohes, unempfindliches rauhes Wesen, das ich in der That nicht hatte, wovon mir aber nach und nach Manches anhing. Aus dieser und meiner Eigenliebe floß ein ungemeiner Starrsinn und der unbegrenzte Ehrgeiz, der mich stets antrieb, mich höher zu arbeiten als Andere, damit ich einen Grund mehr hätte, Die zu verachten, die ich schon verachtete. Die einzig gute Folge davon war ein wirklich anhaltender

Fleiß .... Liebe zu den Wissenschaften hatte ich eigentlich wol nicht .... mein Ehrgeiz aber hieß sie mich alle betreiben, die in meine Sphäre gehörten. ..."

In der That, ist es nicht das ganze spätere Bild des Bühnendichters Raupach, das sich in diesem Geständniß des angehenden Studenten enthüllt? Ist es nicht ganz derselbe Starrsinn, mit dem er hier aus Verachtung seiner Umgebung sich selbst, sowie später aus Verachtung des Publicums seine Muse knechtete? Man fühlt sich versucht, die Schlußworte des obigen Satzes zu parodiren: „Liebe zur Poesie hatte er eigentlich wol nicht ... aber sein Ehrgeiz hieß ihn Alles betreiben, was einmal in die Sphäre eines Poeten gehörte."

Derselbe Brief erwähnt noch einer „Epoche zügellosen Studentenlebens", in welche er gleich beim Eintritt auf die Universität verfallen; „in dem Cirkel, wo er nun lebte, war durch Fleiß und Kenntniß keine Ehre mehr zu erwerben, wol aber auf einem andern Weg". Doch fehlt es an charakteristischen Einzelheiten über dieses „schlechte Leben", das sich denn auch über das gewöhnliche rohe Burschenleben, wie es dazumal noch auf unsern Universitäten heimisch war, nicht viel erhoben zu haben scheint. Darum blieb es auch für die geistige Entwickelung des Dichters ebenso unfruchtbar wie das Studium Voltaire's und Rousseau's, das er dazumal eifrig betrieb, jedoch, wie es scheint, ebenfalls weniger aus innerm Drange, als aus äußerer Berechnung, um sich nämlich in der französischen Sprache, die dazumal noch viel unentbehrlicher war als heute, möglichst zu befestigen.

Dem petersburger Bruder freilich und den Absichten, welche dieser mit und für Ernst Benjamin hegte, sagte diese Freundlosigkeit und Menschenverachtung ebenso wenig zu als das wüste Studentenleben, in das derselbe theilweise gerathen war. Die Briefe des welterfahrenen Mannes sind eine fortlaufende Epistel über den Text, daß der Mensch sich in die Welt fügen und der Welt gefallen muß, um selbst in der Welt vorwärts zu kommen. „Du hast studirt", schreibt er ihm einmal, „du mußt dich also zu den Patriziern rechnen; dein Anstand, dein Herze, deine Handlungen müssen das Gepräge des Edlen tragen .... das schlesische Herumbeißen und das hallische Herumprügeln gehört für den Plebejer. Du willst hier dein Glück machen und du kannst es, aber nur als Mann, nicht als Student. ..."

Und ein ander mal: „Bist du ein preußischer Groschen, so giltst du freilich nur in Schlesien, ein holländischer Dukaten aber gilt auch hier."

Solche Rathschläge und Vorstellungen waren gewiß recht praktisch: aber nur für den eigensinnig eckigen Raupach paßten sie nicht. Zwar folgte er der Einladung des Bruders nach Rußland (1804), wo er anfangs mit ihm gemeinschaftlich in Petersburg lebte, bis Ernst Ben-

jamin vortheilhaften Anerbietungen nach Moskau folgte. Doch hatte der Bruder nur wenig Ursache, mit ihm zufrieden zu sein; mußte er auch seine Kenntnisse achten, besonders in der Geschichte, aus der er sich mit der Zeit ein Lieblingsstudium gebildet hatte, so ärgerte ihn doch die mangelnde Schmiegsamkeit der Sitten, sowie die absichtliche Verschlossenheit und Kälte, in welcher der jüngere Bruder sich noch immer gefiel und die ihm aus dem Munde des ältern mehr als einmal ein unwilliges: „Vous ôtes un animal" zuzog.

Daß diese Herbigkeit der Sitten jedoch kein bloßes äußeres Ungeschick war, und daß auch hinter der Verschlossenheit seines Charakters sich nur eine langsam prüfende, ihre Zwecke sehr klar erkennende und unaufhaltsam verfolgende Berechnung verbarg, das zeigten die raschen und glücklichen Fortschritte, die er bei alledem in seiner Hofmeistercarrière machte. Nach kurzem Aufenthalt im Hause eines reichen, aber ungebildeten Russen, der den größten Theil des Jahres auf einem Gute fast 40 deutsche Meilen hinter Moskau zubrachte und dem er lediglich durch die Schroffheit seines Charakters imponirte, finden wir ihn zu Anfang des Jahres 1807 in Petersburg im Hause einer vornehmen Dame wieder, deren jüngster Sohn, der nachmalige Vicegouverneur in Moskau, seiner Erziehung anvertraut war. Seine Stellung in diesem reichen und angesehenen Hause war nicht nur so einträglich, daß er dem Bruder, der inzwischen nach Schlesien zurückgekehrt war, jetzt sogar seinen Beistand anbieten konnte, sondern er durfte sich auch in seinen Briefen an den Bruder „der unumschränkten Freiheit rühmen", die er in einem Hause genoß, „wo ihn Alles von der Frau bis zum letzten Bedienten fürchtete". Allerdings „gab es auch Stunden der Verstimmung und der Sehnsucht nach dem Vaterlande, wo" (und wer möchte auch nicht hierin wieder eine Vorahnung jener Sentimentalität erkennen, die hinterdrein in seinen Trauerspielen oft auf so seltsame Weise explodirt?) „der Ton seiner Flöte ihn melancholisch machte und im Stande war, ihm Thränen hervorzulocken". Allein das hinderte ihn nicht, ruhig in Rußland auszuharren — warum? Sehr einfach: weil er in Rußland Geld verdiente und weil er entschlossen war „nicht leer zurückzukehren, wie er geschieden".

Das ist nun an sich wieder ein sehr praktischer Entschluß und beweist, daß Raupach bei aller Schroffheit und Herbigkeit seines Wesens doch in gewissen Dingen dem Weltlauf sein Recht sehr wohl einräumen konnte. Auch war er ja von Anfang an in keiner andern Absicht und aus keinem andern Interesse nach Rußland gegangen, als nur, wie der Amerikaner sagt, to make money; seine ganze Existenz in Rußland war nur ein Dienst am Altar der Nothdurft, ihr zu Liebe hatte er den trotzigen Sinn bezähmt und hatte Heimat und Studium ver-

lassen — wer will ihn tadeln, daß er den beschwerlichen Weg wenigstens nicht umsonst gemacht haben, wenigstens nicht ohne klingenden Lohn aus seiner Dienstbarkeit zurückkehren wollte?

Aber im Munde eines angehenden Dichters sind diese Reflexionen und Berechnungen allerdings ein wenig auffällig. Und ein angehender Dichter war Raupach jetzt; schon in den Jahren 1807 und 1808 hatte er seine ersten Dichtungen, „Timoleon", „Die Gründung Moskaus" und andere geschrieben: während im Sommer 1811 schon jene „Fürsten Chawansky" vollendet waren, die dann einige Jahre später seinen Dichterruhm in Deutschland ausbreiten sollten. Aber auch diese und andere poetische Arbeiten hielt Raupach still bei sich verschlossen, ohne für jetzt an ihre Veröffentlichung zu denken. Doch verfolgte er mit Aufmerksamkeit, soviel es ihm von dieser Entfernung aus möglich war, die Strömung des öffentlichen Geschmacks in Deutschland; er wußte, daß über kurz oder lang doch die Zeit kommen mußte, wo er ins Vaterland zurückkehren würde, und so war es gut, für jeden möglichen Fall bei Zeiten das Fahrwasser zu prüfen und auf die Richtung des Windes zu merken.

In der That jedoch sollte diese Rückkehr sich ziemlich lange hinzögern. Im Jahre 1814 verließ Raupach das Haus seiner Gönnerin, um in Petersburg Privatunterricht in Sprachen und Geschichte zu geben; da seine Schüler und Schülerinnen den ersten Häusern der Residenz angehörten, so war dieser Unterricht nicht nur sehr einträglich, sondern auch eine Menge ansehnlicher Verbindungen wurden Raupach dadurch eröffnet. Zwei Jahre später wurde er bei der petersburger Universität als Ordinarius der philosophischen Facultät, bald darauf als Professor der allgemeinen Weltgeschichte und der deutschen Literatur angestellt. Zu derselben Zeit verheirathete er sich mit einer jungen Schweizerin Cäcilie von Wildermeth, die als Erzieherin in dem Hause einer russischen Fürstin lebte und diese Stellung auch als Raupach's Gattin beibehielt. Doch war die Ehe nur von kurzer Dauer; schon zu Ende des Jahres 1817 verlor er die Gattin sammt dem von ihr geborenen Sohne, worauf er zur Ausfüllung seiner Einsamkeit den Unterricht der jungen Fürstin, den seine Gattin bis dahin geleitet, übernahm.

Welche Ereignisse endlich Raupach's Weggang aus Rußland herbeigeführt, ist selbst seiner zweiten Gattin, deren Mittheilungen wir im Vorstehenden gefolgt sind, nicht völlig bekannt geworden. Doch scheinen politische Verdächtigungen dabei nicht ganz außer dem Spiel gewesen zu sein. Wie man denn überhaupt irren würde, wollte man glauben, Raupach sei damals oder später ein Bewunderer der russischen Politik quand-même gewesen; nicht nur einzelne seiner Stücke, wie „Isidor und Olga", „Die Fürsten Chawansky" rc. lassen das Gegentheil we-

Digitized by Google

nigstens errathen, sondern er selbst soll Dasselbe auch in spätern Jahren in vertrauten Kreisen nicht selten mit großer Entschiedenheit geäußert haben.

Genug, im Spätherbst 1822 verließ er Rußland, brachte den Winter in Italien zu und kehrte im folgenden Frühjahr nach Deutschland zurück, wo nun sein erster Schritt war, seine Entlassung aus russischem Dienste nachzusuchen.

Nachdem er diese mit dem schon bisher geführten Titel und Rang eines kaiserlichen Hofraths erhalten, handelte es sich für ihn nun weiter darum, wo er seinen Aufenthalt nehmen — das hieß, in seinem Sinne, über welcher Stadt und welchem Lande er die Sonne seines Ruhms sollte aufgehen lassen. Denn daß nur Niemand denke, hier kehrt ein bloßer pensionirter russischer Hofrath ins Vaterland zurück, ein ehemaliger Hofmeister, der sich durch Stundengeben ein kleines, bequemes Vermögen gesammelt hat — o nein, hier war weit mehr als dies: dieser ehemalige Hofmeister führte nicht blos russische Rubel und Banknoten, er führte auch einen ganzen deutschen Parnaß in seinen Koffern mit sich — vor dem habt Respect! wo der einzieht, da zieht mit ihm auch eine neue Aera der Literatur ins Land!

Es sind uns aus dieser Zeit zwei Anekdoten aufbewahrt, beide aus zuverlässiger Quelle und beide für unsern Dichter überaus charakteristisch. Aus Italien zurückgekehrt, begab Raupach sich nach Weimar, in der Absicht, daselbst seinen Aufenthalt zu nehmen. Und welcher andere Ort in Deutschland hätte auch für den nahenden Messias der deutschen Bühne geeigneter sein können als dieser alte classische Dichtersitz? Aber Goethe, der eben damals (1823) im Zenith seines persönlichen Ansehens stand, nahm den versteckten großen Mann nicht mit derjenigen Zuvorkommenheit auf, welche derselbe von ihm erwartet hatte. Raupach, (wir lassen die Witwe sprechen, die man doch gewiß für einen wohlgeneigten Zeugen halten darf) war zu Goethe „in der vollen Kraft des Geistes gekommen, im Bewußtsein des Wollens und Könnens", er hatte auf einen „wechselseitigen Tausch der Gedanken gerechnet", sowie auf „Belehrung über die auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft in Deutschland ihm noch unbekannten Verhältnisse". Allein er ward, „von dem Minister-Goethe vornehm, höflich-kalt und wortkarg empfangen" — und das „ertrug Raupach selbst von Goethe nicht". So geneigt er gewesen war, sich in dem „deutschen Ferrara" anzusiedeln, und so viel Günstiges ihm der Ort übrigens bot, so war doch diese eine Begegnung hinreichend, seinen ganzen Plan zu zerstören: er kehrte Weimar den Rücken und begab sich nach Berlin.

Beinahe noch charakteristischer ist ein Vorfall aus derselben Zeit, den Holtei im vierten Bande seiner „Vierzig Jahre" erzählt; wir bedienen

uns seiner eigenen Worte. „Einer Bekanntschaft", sagt er, „habe ich nach zu gedenken, die ich damals machte und die mir doppelt merkwürdig ist, weil sich an die ersten Worte, mit denen sie begann, eine für den Theaterschriftsteller bedeutende Betrachtung knüpft. Raupach, von dem ich mehre bereits im Druck erschienene, aber auf keiner Bühne gegebene, vielleicht auch nicht darstellbare Dichtungen kannte, fand sich in Berlin ein, um diesen Aufenthaltsort mit seinem bisherigen, mit Petersburg, zu vertauschen. Ich wurde ihm durch Hitzig vorgestellt, und da ich ihm, mit meiner sorglosen Treuherzigkeit, als schlesischer Landsmann entgegenging, fand ich mich durch sein zurückhaltendes, fast kaltes Benehmen ein wenig erschreckt. Er kam eben aus dem Theater, wo er das (leider auf allen deutschen Bühnen beliebte) Stück «Der Bräutigam aus Mexico» mit angesehen hatte. Ich war ein großer Gegner dieses und aller übrigen Clauren'schen Muse .... Ich fand seine Stücke abscheulich, nach meiner Ansicht: eine Ansicht, die ich bei meinen heutigen Gesinnungen von der Sache um Vieles milder aussprechen würde, die ich aber damals, im Gespräch mit Raupach, so schroff als möglich kundgab, ihn bedauernd, daß er gerade eine solche Komödie zuerst mit ansehen müssen. Raupach nahm eine Prise und erwiderte: «Nun, ich weiß nicht! Mir war dies Stück und der Beifall, den es erwirbt, sehr lehrreich. Ich bin hierher gekommen, um den Weg kennen zu lernen, den ich einschlagen soll, um auf das deutsche Theater Einfluß zu gewinnen. Solange ich in Petersburg lebte, war das nicht möglich. Bei Allem, was dem Publicum behagt, muß man im Stande sein, die Gründe aufzufinden, warum dies geschieht. Und ist man erst darüber klar, so gewinnt man auch die Mittel, das nämliche Ziel zu erreichen, wenngleich auf anderm Wege!»"

„Diese mit Festigkeit und vollkommener Ruhe gesprochenen Worte (setzt Holtei hinzu) frappirten mich sehr. Aber sie erhielten für mich erst ihre ganze Bedeutung, als Derjenige, welcher sie ausgesprochen, sich bald nachher der deutschen Bühne von Berlin aus bemächtigte und sie durch die Kraft seines Wollens länger als ein Jahrzehnd beherrschte."

Und in der That, wer könnte auch in dieser Aeußerung wiederum den spätern berliner Hoftheaterdichter verkennen, der seine Stücke nach der Elle lieferte, soviel Ellen Hohenstaufen, soviel Ellen Cromwell, heute in Jamben, morgen in Prosa, heute heroisch-classisch, morgen melodramatisch-volksthümlich, hier eine Wahnsinnsscene, dort ein Frauenzimmer in Hosen, Alles, wie der Markt es eben verlangt und wie Publicum und Intendanz es haben wollen?

Aber auch dabei wieder muß nicht nur die Energie anerkannt werden, mit welcher Raupach das einmal gesteckte Ziel verfolgte, sondern auch die feine Witterung müssen wir bewundern, mit der er Zeit und Ort

Digitized by Google

für sein Unternehmen auszuwählen verstand. Diese Raupach'sche Dramatik, ein bloßes Product des berechnenden Verstandes wie sie ist, ohne Schwung, aber sehr pathetisch, ohne Leidenschaft, aber sehr lehrhaft und sehr wohl gezogen, wäre zu jeder andern Zeit unmöglich gewesen, ausgenommen in dieser Restaurationsepoche, in welche sie wirklich fiel und deren doctrinäre Dürre und Armseligkeit sie genau mit so viel poetischem Flitter bekleidete wie nöthig war, damit dieselbe sich vor sich selbst doch nicht gar zu sehr langweilte.

Und ebenso gab es in ganz Deutschland auch keinen günstigern Ort dazu als das damalige Berlin mit seiner militärischen Nüchternheit, seinem herzlosen Bureaukratismus, der sich doch so gelehrt, so tiefsinnig vorkam, und seinem schwunglosen, kasernenhaften Absolutismus, der dabei doch so mild, so väterlich erscheinen wollte. Rechnet man dazu ferner die eigenthümliche Unfruchtbarkeit, die das berliner Leben auf dem Felde der Poesie auszeichnete, damals wie jetzt, im Vergleich mit der Raupach'schen Productivität, die unter diesen Umständen noch weit wunderbarer erscheinen mußte, sowie das Bedürfniß einer Bühne, deren großartige Mittel in künstlerischer sowol wie in scenischer Hinsicht denn doch wenigstens Beschäftigung und Anwendung verlangten, auch wenn dieselbe nicht immer die würdigste sein sollte: so wird man aufhören, sich über die Vollständigkeit zu verwundern, mit der Raupach seine Absichten in Berlin durchsetzte, indem er sich im Zeitraum weniger Jahre zum Liebling des berliner Publicums, zum Dictator der königlichen Bühne, ja selbst zum Günstling eines Hofs machte, der damals nur sehr wenig literarisches Interesse zeigte. Zum persönlichen Ruhme muß es ihm dabei nachgesagt werden, daß, so abhängig er in der That auch vom Publicum war und mit so kalter Berechnung er auf die wohlbekannten Schwächen desselben speculirte, er sich in seinem persönlichen Auftreten in Berlin doch ebenso schroff und ebenso selbständig erhielt, wie er es in Moskau und Petersburg gethan; sowol im Verkehr mit dem Theater wie auch im Umgang mit den Großen des Hofs blieb er derselbe schroffe, unzugängliche Murrkopf mit den kurzen sarkastischen Aeußerungen, als den wir ihn schon in den frühesten Jahren kennen gelernt haben.

Und war er denn dem Publicum gegenüber viel anders? Er hatte die Schwächen desselben studirt, er hatte ihnen geschmeichelt, hatte sie gehätschelt und gepflegt — aber nur so lange, bis er des Publicums sicher war. Nachdem er in der öffentlichen Gunst einmal festsaß, nachdem er Hof und Gesellschaft für sich gewonnen, nachdem er namentlich und ganz besonders die künstlerischen Kräfte der Bühne für die eigenthümliche Art seiner Stücke so zugerichtet und so gewöhnt hatte, daß sie zu allem Andern so gut wie untauglich geworden waren und aus

dem Banne dieser hohlen Raupach'schen Rhetorik gar nicht mehr herauskommen konnten — seitdem und alsobald kehrte er auch den Spieß um; aus dem Schmeichler wurde ein Herr, aus dem Diener ein Tyrann. Wir zweifeln, ob es in der ganzen deutschen Theatergeschichte noch einen zweiten Fall gibt, der sich auch nur von weitem vergleichen ließe mit der Knechtung und der Abhängigkeit, in welcher Raupach, nachdem er einmal ans Ruder gelangt war, das berliner Publicum und die berliner Bühnenkünstler erhielt. Man täuscht sich gewöhnlich auswärts sehr über die Dauer des Beifalls, welcher Raupach vom berliner Publicum gezollt ward. Seine wirkliche Blütezeit, d. h. die Zeit, wo das Publicum sich für seine Stücke wirklich enthusiasmirte oder sie doch mit Beifall und Behagen aufnahm, hat nicht viel länger als Ende der Zwanziger, höchstens Anfang der Dreißiger gedauert, also genau nur so lange wie die Restaurationsepoche selbst, die bekanntlich mit der Julirevolution moralisch zu Grunde ging und deren letzter dramatischer Leibpoet Raupach ebenso ist, wie Müllner, Houwald und Grillparzer ihre ersten waren. Schon zu Anfang der Dreißiger, als Raupach noch sehr vergnügt den endlosen Flachs seiner Hohenstaufen-Spindel abspann, hatte das Publicum (und zum Theil sogar die Schauspieler) ihn bereits herzlich überdrüssig; man sehnte sich sehr nach etwas Neuem, Frischem, und die gehäuften Niederlagen, welche Raupach schon seit dem Jahre 1834 oder 1835 an der königlichen Bühne erlitt, als da waren „Themisto", „Prinz und Bäuerin", „Boris Godunow", erregten schon damals viel heimliche Schadenfreude. Raupach wußte das; er wußte auch, daß die Kritik ihn überhaupt nur sehr gering achtete; ja noch in der lebhaftesten Epoche seiner theatralischen Wirksamkeit mußte er es erleben, daß die berliner „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", ein Blatt, das damals bekanntlich fast officielles Ansehen hatte, eine wahrhaft vernichtende Kritik seiner dramatischen Dichtungen (von Rötscher) brachten.

Allein was fragte Raupach nach der Kritik? Gerade soviel wie nach dem Murren des Publicums. Ein Sieg freute, eine Niederlage kümmerte ihn nicht; hatte ein Stück von ihm nicht gefallen, so nahm er es mit kaltblütigster Ruhe zurück; es war eben ein Geschäft, das er betrieb, und bei einem Geschäft, das versteht sich von selbst, können nicht alle Speculationen glücken. Auch war ihm ja die Hauptspeculation so vollständig gelungen, daß einzelne Niederlagen daran nichts mehr ändern noch verderben konnten; ein vortheilhafter Contract sicherte ihm auf eine Reihe von Jahren die Aufführung aller Stücke, die irgend aus seiner Feder hervorgehen würden, zu einem Honorarsatze, der im Vergleich zu dem sonst üblichen nicht blos sehr anständig, sondern sogar glänzend genannt werden mußte, und mit Rücksicht auf

den es sich denn freilich erklärt, warum Raupach eine Zeit lang nichts als sechsactige Tragödien schrieb — jeder Act waren 50 Thaler mehr.

Erst mit Anfang der Vierziger Jahre, wo denn nun freilich eine ganz neue Zeitrichtung und auch ein ganz neuer poetischer Geschmack zur Herrschaft gekommen waren, endete diese wundersame Gewaltherrschaft. Sein Rücktritt war unbeklagt, zum Theil von Zischen begleitet, wie der Rücktritt von Tyrannen zu sein pflegt; mit jener Undankbarkeit, die wir im Eingang dieses Aufsatzes charakterisirt haben, vergaß das Publicum die Dienste, welche der Dichter ihm in frühern Jahren geleistet und hatte nur noch ein Gedächtniß für seine Schwächen.

Seitdem lebte er in grilliger Zurückgezogenheit auf wenigen Umgang beschränkt, seine Verachtung des Publicums, der Bühne, ja der Kunst selbst laut und unumwunden äußernd. Die Ereignisse von Achtundvierzig erschütterten ihn außerordentlich; sowol seine geselligen Verbindungen als die vieljährigen Dienste, die er der Restauration geleistet, hatten ihn zu einer Art von hausbackener Loyalität gebracht, die durch den scheinbar so plötzlichen Hereinbruch der Revolution sich aufs empfindlichste verletzt fühlte. Er suchte einen Anhaltspunkt, indem er sich, 64 Jahre alt, mit einer berliner Schauspielerin vermählte, die er fast seit 20 Jahren kannte und schätzte und die ihm denn auch den Abend seines Lebens nach Möglichkeit erheitert hat. Selbst zu neuen dramatischen Arbeiten („Der Kegelspieler", „Der Dolch") fühlte er sich begeistert; dieselben sollten der siegenden Reaction zur Stütze dienen, erregten jedoch in der That, als traurige Producte der Altersschwäche, nur das Hohnlachen der Gegner und das fast noch kränkendere Achselzucken der alten Freunde.

Und so ist er endlich zu Anfang des Jahres 1851 heimgegangen, vom Publicum unbeklagt, fast unbeachtet, und wiewol sein äußeres Leben glücklicher gewesen ist und reicher an Erfolgen als das der meisten deutschen Dichter, besonders der Theaterdichter — er hatte doch wie Schlemihl seinen Schatten verloren; wer wagt zu behaupten, daß er glücklich gewesen?! — —

Ein Wort über Türkenfreundschaft.

Aus dem Briefe eines Arztes in Bulgarien.

(Vergleiche „Deutsches Museum", Nr. 17.)

— — Die Nummer des „Deutschen Museum", in welcher Sie so gütig waren, Dasjenige aus meinem letzten Briefe zur Veröffentlichung zu bringen, was Ihnen geeignet schien, einige Aufklärung über unsere Stimmung, unser Hoffen, unser Streben zu verbreiten, habe ich durch einen Boten, den unser Freund in Negotin eigens deshalb an mich absandte, vor einigen Tagen richtig erhalten; ebenso auch das Packet mit den übrigen Zeitungsblättern und Heften, und sage ich Ihnen für Alles meinen besten Dank. Sie können sich denken, mit welchem Interesse, um nicht zu sagen, mit welcher Gier ich über all das Gedruckte herfiel und es im engsten Sinne des Worts nicht eher wieder aus der Hand legte, bis ich es erst wenigstens flüchtig durchgeblickt hatte, um es dann mit Muße und Ruhe zu durchlesen. Wenn man so abgeschlossen von aller geistigen Verbindung mit dem Westen lebt, wie ich und alle Diejenigen, die einen und denselben Beruf mit mir theilen, wenn man so umtobt ist von einem Kampf, der so zu sagen das Blut in allen Adern des Erdballs zum Theil schon aufgeregt hat und zum Theil noch aufzuregen droht, und doch von alledem, was da draußen über diesen Kampf gedacht und gesprochen wird, nur selten einmal ein verloren Wort zu hören bekommt: so ist Einem eine solche Spende bedruckten Papiers eine wahre Herzerquickung.

Nehmen Sie das aber, lieber Freund, doch nicht so wörtlich und in unbedingtem Sinne, wie ich es da, um Ihnen meinen Dank auszudrücken, niedergeschrieben habe. Denn um aufrichtig zu sein: erquickt und erbaut habe ich mich weniger, als manchen Anlaß gefunden mich darüber zu erzürnen, daß unsere Sachlage von den Echos der öffentlichen Meinung — wie sich Ihre Journale doch gern nennen — im Ganzen genommen, sei es nun mit, sei es ohne Absicht, so wenig richtig aufgefaßt und dargestellt wird.

Ich will dabei nicht sprechen von dem wahrhaft unentwirrbaren Wust von Combinationen und Berichten über Heeresstellungen, Treffen und Schlachten, über Verluste und Errungenschaften auf Seiten der beiden kämpfenden Theile. Das geht nun einmal nicht anders; die Herren in den russischen Quartieren drüben thun alles Mögliche, um zu verhindern, daß die wahre Lage der Dinge zur öffentlichen Kenntniß gelange, und verstehen es außerdem auch ganz vortrefflich, die Sachen immer so darzustellen, daß die öffentliche Meinung vollkommen irre-

geleitet wird. Sie haben, wie ich zuverlässig weiß, einen förmlichen Correspondenzstab organisirt, durch welchen sie Dasjenige, was ihnen eben für den jeweiligen Moment zweckmäßig und wünschenswerth erscheint, in die Zeitungen gelangen lassen; es gibt eigene Leute, die nichts anders zu thun haben, als die ihnen in den Hauptquartieren aufgetragenen Gerüchte unter die Leute zu bringen und dafür zu sorgen, daß sie Denjenigen, die Journalfedern führen, richtig zukommen. Wenn die Russen irgend einen Punkt aufgeben wollen, so können Sie sich darauf verlassen, daß der Ausführung dieses Vorhabens zuerst eine Reihe von „aus bester Quelle" geschöpften Nachrichten durch die Zeitungen gehen wird, daß sie ihn mit allen Kräften zu behaupten gedenken, und umgekehrt. Wir haben das bei Kalafat gesehen; noch den Tag, bevor sie dort abrückten, sprachen, wie ich aus den mir übersandten Zeitungsblättern sehe, sämmtliche Berichte derselben von einem demnächst bevorstehenden allgemeinen Angriff auf diese Position. Die Türken ihrerseits verstehen es gar nicht oder nur sehr wenig und ungeschickt, von dem Correspondenzwesen Gebrauch zu machen; die Zeitungscorrespondenten, die sich unter ihnen aufhalten, irren wahrhaft wie verlorene Schafe umher und greifen in der Noth Alles auf, was ihnen eben zu Ohren kommt. Selbst die Berichterstatter der englischen und französischen Blätter sind nicht besser daran, wenn ihnen nicht zufällig irgendwo ein englischer oder französischer Offizier zur Seite steht, vorausgesetzt, daß dieser es mit dem militärischen Interesse für vereinbar hält, ihnen reinen Wein einzuschenken, was natürlich auch nicht immer der Fall ist. Ueber den Wirrwar also, der unter solchen Verhältnissen zum Vorschein kommen muß, will ich gar nicht sprechen, und ebenso wenig über die oft fabelhafte Nomenclatur, in welcher gerade eine Zeitung, von der man es am allerwenigsten erwarten sollte — die augsburger „Allgemeine" nämlich — ganz besonders excellirt. Es kommen Einem da oft Personen- und Ortsnamen vor, über die man sich vergeblich den Kopf zerbricht, was sie eigentlich zu bedeuten haben und wo sie denn wol zu finden sein möchten. Aber wie gesagt, das Alles ist nun einmal nicht anders! Worüber ich mich dagegen diesmal gegen Sie aussprechen will, das ist der eigenthümliche, uns, die wir hier an Ort und Stelle leben, völlig unbegreifliche Ton, den einige Journale den Türken gegenüber zu beobachten scheinen und in dem ich beim besten Willen nicht einmal einen unfreiwilligen Irrthum, das Product einer Selbsttäuschung erkennen kann: sondern im Gegentheil, die Unwahrheit, die darin liegt, scheint mir eine sehr bewußte und sehr absichtliche.

Ich meine, wie Sie sehen, jene seltsame Türkenfreundschaft, ja Türkenbewunderung, durch welche die Mehrzahl der öffentlichen Blätter der guten Sache, für die sie eintreten, dienen zu müssen meinen.

Liest man diese Blätter, und ist nicht sonst besser unterrichtet, so sollte man meinen, mit dem türkischen Organismus sei mit einem male eine merkwürdige Umwandlung vorgegangen, welcher gegenüber Europa nichts Anderes zu thun hätte, als seine frühern Ansichten über Türken und Türkenthum zu berichtigen und fortan für den Islam und dessen Bekenner die vollste Anerkennung, die wärmste Freundschaft zu hegen. Es sind gar nicht mehr die Türken von gestern, nicht mehr jenes indolente, eigendünkelhafte Volk, das sich in seiner Trägheit und Unwissenheit über jedes andere hoch erhaben denkt; es ist gar nicht mehr jene unduldsame, barbarische Satrapenwirthschaft, die gegen Jeden, der nicht Mohammed als den größten aller Propheten anerkennt, Alles für erlaubt und nichts für ein Gräuel hält; es ist da keine Spur mehr von jener äußern Verwitterung und innern Fäulniß, jener geistesträgen Entnervtheit und stumpfsinnigen Gleichgültigkeit gegen Alles und Jedes, der kein Fünkchen von Lebensfähigkeit mehr innewohnt — nein, es sind über Nacht ganz andere Menschen geworden, ebenso bescheiden als zuvorkommend, ebenso thätig als fähig, gebildet, treuherzig, selbst human, und mit dem Drange nach einer so durchgreifenden Reorganisation, daß Europa sich nur auf dieselbe freuen kann.

Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, wie wenig, oder um ganz richtig zu sprechen, wie gar kein thatsächlicher Grund vorhanden ist, um sich irgend einer bessern Meinung über unsere türkischen Herren und Gebieter hinzugeben, und ich glaube auch gar nicht, daß die Stimmführer jener öffentlichen Blätter dies in Wirklichkeit thun. Alles, was sie wollen, ist die Erzielung einer begeisterten Sympathie für das Osmanenthum, lediglich zu dem Zwecke, um dem Russenthum einen desto stärkern moralischen Widerwillen entgegensetzen zu können. Als ob die öffentliche Meinung nicht stark genug wäre, um auch ohne diese Selbsttäuschung sich über Rußland und seine Absichten nicht irreleiten zu lassen und es seiner Pläne und seines Vorgehens wegen zu verurtheilen; oder als ob es erst nöthig wäre, ein der Gesellschaft nachtheiliges Subject A., welchem von einem zweiten der Gesellschaft gefährlichen Subjecte B. ein Unrecht zugefügt worden, als ein harmloses Wesen, als einen Tugendhelden hinzustellen, um zu beweisen, daß das andere ein Unrecht begangen und ein unmoralisches Geschöpf sei! Oder wäre es wirklich so, daß ein gefährlicher Mensch darum minder gefährlich oder wol gar zu einem vortrefflichen wird, weil ein noch gefährlicherer sich über ihn hermacht und ihm das Messer an die Gurgel gesetzt hat?

Alles Dies kann den Geistern, die in jenen türkenfreundlichen Blättern walten, nicht unbekannt sein. Sie wissen so gut, wie wir, die wir mit ihnen täglich in unmittelbare Berührung kommen, daß die Türken von heute dieselben sind, die sie gestern und vorgestern waren:

ein Volk, etwas gedemüthigt und geängstigt allerdings, aber immer noch jenes heterogene, aller cultivirten Weltanschauung schroff entgegenstehende Volk, mit welchem das cultivirte Europa in kein Bündniß eingehen kann, mit dem für uns keine Ausgleichung, keine Verschmelzung, keine Versöhnung möglich ist, einfach darum, weil es ebenso unmöglich ist, daß die europäische Bildung sich ihm unterordne, als es diese auch nur theilweise in sich aufzunehmen vermag. Mit der Uncultur aber, mit dem exclusiven Fanatismus, mit dem starren Hemmniß kann der europäische Fortschritt nie einen Bund schließen, kann ihn nie in Schutz nehmen wollen!

Soll ich Ihnen auseinandersetzen, warum? Sie können nicht füglich von mir verlangen, das ich alles Das, was als Grund für den Verfall des Osmanenthums in Europa schon tausend mal und stets ausführlich genug angeführt worden, hier noch einmal wiederhole. Diese Dinge sind so gäng und gäbe, daß man in der That nicht mehr nöthig hat über sie zu sprechen, und wir, die wir hier zunächst dabei betheiligt sind, ob in Europa ernste und dauerhafte Sympathien für das Türkenthum Wurzel fassen können oder werden, setzen uns deshalb auch getrost über den Anschein hinweg, den man sich *an manchen* Orten zu geben scheint, als glaube man Das, oder wolle es wenigstens möglich machen. Denn unsere Meinung hier wenigstens ist es und ich schreibe Ihnen dieselbe rund heraus: türkische Sympathien, ohne gegen das Interesse der Cultur zu verstoßen, sind platterdings undenkbar; wo immer sie sich zeigen, beruhen sie entweder auf Fiction oder Misverständniß. Auch der Krieg, zu welchem sich Europa in diesem Jahre wol nur wappnet, um ihn in den nächsten Sommern auszufechten, ist kein Krieg für oder zu Gunsten der Türkei, sondern ein Krieg gegen und zur Demüthigung Rußlands; die Sympathien, die sich für die Osmanen kundgeben, sind nur die Folie für die Antipathien, die man gegen die Moskowiten hegen muß; es handelt sich nicht darum, die Pforte zu schützen und zu erhalten, sondern den Machinationen Rußlands einen Damm zu setzen und Europa vor den ehrsüchtigen Plänen desselben für alle Zeiten sicherzustellen. Daß dies eine Nothwendigkeit ist, davon sind selbst Diejenigen, die man so oft russischer Sympathien beschuldigte, innigst durchdrungen. Auch wir wollen nicht russisch sein — und wir sind keine Deutsche! Aber diese Nothwendigkeit hebt noch die andere nicht auf, oder macht die Gegenwart der Türken in Europa weniger hemmend, noch für uns weniger drückend und unerträglich und auch ihrer muß Europa sich entledigen. Alle Welt weiß das, Niemand vermag das Gegentheil zu vertheidigen. Wenn nun die Journale dem Türkenthume noch mehr zuwenden als das Mitleid, das wir dem

Schwächern gern immer und überall zollen, wenn sie Sympathien dafür zur Schau tragen und zu wecken trachten, so thun sie etwas, was ebenso mit der Wahrheit der Thatsachen als mit der öffentlichen Ueberzeugung im Widerspruche steht, und worin sie nachgerade auch mit ihren eigenen Correspondenten, welche die Sache in unmittelbarster Nähe betrachten, in Widerspruch gerathen müssen. Denn nichts vermag unsere jahrhundertalten Klagen mehr zu bestätigen, als die vermehrte Berührung, in welcher der Westen durch die jüngsten Vorgänge mit dem türkischen Reiche gerathen ist; wer noch irgend welche Sympathien gehegt hat, wird dieselben, sobald er einmal seine Leute in der Nähe kennen gelernt, einem unwilligen Bedauern aufopfern müssen, wie es dem unaufhaltsamen Ruin, der unverbesserlichen Misère einzig und allein gebührt.

Zur Abwehr.

Von

Wilhelm Hertzberg.

(Elbing, Mai 1854.)

Im diesjährigen Märzheft der „Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur", S. 186 fg., findet sich ein Aufsatz von Hrn. Müllenhoff in Kiel: „Ueber den Bau der Elegien des Properz", in dessen Einleitung der Verfasser meine Ausgabe sowol als meine Uebersetzung dieses Dichters in der wegwerfendsten Weise summarisch verurtheilt.

Eine Widerlegung seiner Behauptungen macht Hr. Müllenhoff dadurch unmöglich, aber auch zugleich unnütz, daß er dieselben vollständig in Form einer Ukase, ohne jede Begründung hinstellt.

Sollte er vielleicht gehofft haben, diesen Mangel, der ihnen von vornherein alle wissenschaftliche Bedeutung nimmt, durch das Gewicht seiner Autorität zu ersetzen? Unmöglich: da er seine eigene Berechtigung, auf dem Gebiete der classischen Philologie ein entscheidendes Urtheil abzugeben, noch durch keine frühere Leistung nachgewiesen hat.

Aber Hr. Müllenhoff hat sich nicht damit begnügt, die Resultate mehr als zehnjähriger, angestrengter und gewissenhafter Forschungen durch ein paar Federstriche für null und nichtig, ja sogar für einen wissenschaftlichen Rückschritt zu erklären: er hat sich auch zu einem Angriff auf meine literarische Ehre fortreißen lassen, für den ich ihn vor dem Forum der wissenschaftlichen Welt zur Verantwortung zu ziehen gezwungen bin.

Digitized by Google

Hr. Müllenhoff sagt S. 187: „Wo er (Hertzberg) Lachmann's Ansichten von 1816 bestreitet, sind diese nicht einmal immer richtig aufgefaßt, und was Triftiges hin und wieder dagegen vorgebracht wird, das war zum Theil Lachmann's Zuhörern wenigstens schon früher (1840, 1841) bekannt, oft mit auffallender Uebereinstimmung."

In diesen Worten, in diesem Zusammenhange, liegt gegen mich die handgreiflichste Insinuation eines gemeinen Betrugs. Das ist unter allen Umständen eine Verdächtigung, die ein Gelehrter gegen den andern zu erheben sich drei mal besinnen sollte; ist sie aber gar falsch, so fällt sie nach sittlichem wie bürgerlichem Gesetz, mit dem ganzen Gewicht der Verleumdung beschwert, auf den Ankläger selbst zurück.

Nun ist aber meine Uebersetzung des Properz, in welche die wesentlichsten Resultate der damals schon nahezu vollendeten größern Ausgabe des Dichters bereits aufgenommen sind, im Jahre 1838 erschienen. Ein Brandunglück vernichtete das Manuscript der Ausgabe, als es zum Druck schon fertig lag (Frühjahr 1840). An Aenderungen im Einzelnen konnte es bei der erneuerten mehrjährigen Arbeit natürlich nicht fehlen; aber die Hauptergebnisse der frühern Kritik blieben davon unberührt. Diese einfachen und notorischen *Thatsachen* beweisen an sich schon, wie falsch die Müllenhoff'sche Insinuation.

Sollte Hr. Müllenhoff seinen Angriff nun aber so drehen wollen, als habe er jene in der lateinischen Ausgabe geänderten Einzelheiten gemeint, in denen sich die „auffallende" Uebereinstimmung mit Lachmann's Collegienheften von 1840—41 manifestire, nun so bleibt mir zunächst noch die Berufung auf einen bessern Rechtsgrund als jedes alibi oder alias: nämlich die Berufung auf meine literarische Unbescholtenheit. Stets hat mich bei allen meinen Studien als einziger Zweck das rücksichtsloseste Streben nach Wahrheit geleitet; ich habe dieselbe überall und freudig anerkannt, wo ich sie durch einen frühern Forscher ermittelt sah, und ihm stets die volle Ehre der Entdeckung gegeben.

Wer meinen schriftstellerischen Arbeiten nur mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, der muß auch die Ueberzeugung gewonnen haben, daß mir nichts so unähnlich sieht als die Schlechtigkeit, mit einem fremden Kalbe pflügen zu wollen. Eine Verdächtigung dieser Art ohne Beweis, wie sie Hr. Müllenhoff in die Welt schleudert, brandmarkt ihn daher als Verleumder und würde ihm im geselligen Leben die Ausstoßung aus dem Verkehr aller Gebildeten zuziehen. Aber Hr. Müllenhoff erleichtert mir die Führung meines Gegenbeweises in überraschender Art. Er überläßt es mir nicht, mich für die Richtigkeit des Rechtsgrundsatzes, daß die Strafe des Verleumdeten den Verleumder treffe, erst auf den consensus gentium und auf das Sprüchwort zu

berufen, daß Niemand einen Andern hinter der Thüre sucht, er habe denn selber dahinter gestanden — nein, Hr. Müllenhoff führt diesen Beweis sogar in eigener Person.

Er sagt nämlich weiter unten (und das ist der Kern seines ganzen Aufsatzes): „Daß nämlich die Elegien des Properz sich als regelmäßige lyrische Systeme darstellen, hat man, soviel ich weiß, bisher übersehen. Von Hertzberg gibt es allerdings eine ausführliche Abhandlung de dispositione carminum Propertianorum; doch war daraus nichts für mich zu lernen. Nach einer einfachen Grundzahl ... läßt sich die Zerlegung auch nicht vornehmen. Jede Elegie bildet vielmehr ein besonderes System strophischer Sätze, deren Schema und Verhältniß jedesmal die unbefangene Betrachtung der Abschnitte des Sinns ergibt."

Nun enthält aber das so wegwerfend abgefertigte Capitel meiner „Quaestiones" von S. 80 an nichts und nichts und weiter nichts als denselben Gedanken, den Hr. Müllenhoff als etwas Neues und von ihm Entdecktes beansprucht, nebst der detaillirten Ausführung desselben, nämlich daß die Elegien des Properz als lyrische Systeme mit strophischen Sätzen zu betrachten seien. S. 85 habe ich in der Polemik gegen Dissen ausdrücklich mich dieser selbigen Worte bedient: „Cum inde elegiae forma nascatur systematis melicis non dissimilis, quorum στροφῇ exordium, ἀντιστρόφῳ medium carmen, ἐπῳδῷ exitum recte comparaveris." Der ganze Rest dieses Abschnitts beschäftigt sich damit, an zwanzig oder mehr Beispielen, die als lyrische Schemata (zum Theil mit der ausdrücklichen Bezeichnung στρ., ἀντιστρ., ἐπῳδ.) zusammengestellt sind, den Nachweis desselben Satzes zu führen, den Hr. Müllenhoff für den zweiten Theil seiner Entdeckung ausgibt, der dahin lautet, daß (wie S. 81 wiederum ausdrücklich gesagt ist) diese Systeme in den Elegien des Properz wie überhaupt in jeder nicht äußerlich durch strophische Form gefesselten lyrischen Production, pro re nata auf das mannichfachste variiren.

Hat nun Hr. Müllenhoff gedacht, ich sei todt oder über See gegangen, daß ich mein Eigenthum nicht reclamiren könnte? Hat er wirklich gemeint, durch verächtliches Beiseiteschieben meines Buchs jede Spur zu verwischen, die auf die Quelle seiner angeblichen Entdeckung führen könnte, einer Entdeckung, die er für wichtig genug hält, um ihre Ausführung zum Gegenstand seiner Erstlingsarbeit auf dem Gebiet der classischen Philologie zu machen? Dann hat Hr. Müllenhoff sich geirrt.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Mit der unlängst erschienenen zweiten Abtheilung liegte die zweite vermehrte und erweiterte Ausgabe von Hoffmann von Fallersleben's „Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther's Zeit" (Hannover, Rümpler) nunmehr vollendet vor. Sie enthält die Abschnitte 9—14 und beschäftigt sich vornehmlich mit Uebersetzungen und Nachbildungen lateinischer Kirchenlieder im 14. und 15. Jahrhundert; ferner mit Umdichtungen weltlicher Lieder (ein besonders interessanter Abschnitt, in welchem der Verfasser viele neue und wichtige Aufschlüsse mittheilt); ferner mit Weihnachts- und Dreikönigsliedern, sowie mit Meisterliedern aus dem Ende des 15. und dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Den Schluß macht eine genaue Aufzählung der gedruckten Sammlungen bis 1524 nebst einer Anzahl interessanter Lieder aus späterer Zeit. Die Zahl der mitgetheilten Documente beläuft sich, viele einzelne Liederanfänge und Fragmente ungerechnet, auf 330. Angehängt sind verschiedene sorgfältig gearbeitete Register, durch welche die Brauchbarkeit des Buchs wesentlich erhöht wird. Ueberhaupt besitzt die ältere Geschichte unsers Kirchenliedes in demselben eine Quellensammlung von einem Umfang und einer Genauigkeit, wie kaum eine zweite Gattung unserer Literatur sich rühmen kann. Der Verfasser spricht am Schluß des Vorworts den Wunsch aus, daß diese neue Auflage nicht wieder, wie es der *ersten* vor 20 Jahren erschienenen begegnet sei, in die Hände der „Drohnen und Raubbienen" gerathen, sondern vielmehr zur eigenen weitern Forschung anregen möge. Wir schließen uns diesem Wunsche nicht nur an, sondern erlauben uns, ihn auch noch zu erweitern: möge das Buch auch recht bald die geschickte und sachverständige Hand finden, welche, durch eigene gewissenhafte Forschung unterstützt, das reiche Material, das uns in demselben geliefert wird, verarbeitet zu jener wirklichen und wahrhaften Geschichte unsers Kirchenliedes, zu der — wir wiederholen es — der Verfasser die verdienstlichsten und wichtigsten Vorarbeiten geliefert hat, ohne darum doch den Gegenstand selbst völlig zu erledigen. Handschriften und alte Drucke sind, wie bei jeder ernsthaften literargeschichtlichen Untersuchung, auch für die Geschichte unsers Kirchenliedes unstreitig von höchstem Werthe. Aber aus ihnen allein kann diese Geschichte doch nicht geschrieben werden, es gehört dazu noch eine Masse von Beobachtungen und Untersuchungen weit über das Gebiet der Handschriften- und Bücherkunde hinaus, in das innerste Leben des Volks in Religion, Sitte und Kunst, und bleibt daher einem künftigen Bearbeiter dieses Gegenstandes noch immer eine so interessante wie dankbare Aufgabe zu lösen.

Von demselben Verfasser und in demselben Verlag ist gleichzeitig noch ein anderes nahverwandtes Werkchen erschienen: „In dulci jubilo. Nun singet und seid froh. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Poesie von Hoffmann von Fallersleben. Mit einer Musikbeilage von Ludwig Erk." Es ist eine Geschichte der lateinisch-deutschen Mischpoesie mit zahlreichen Documenten von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart (W. Wackernagel und Hoffmann von Fallersleben selbst) versehen. Der Verfasser hatte den Gegenstand schon früher in der ersten Auflage seiner „Geschichte des deutschen Kirchenliedes" bei Gelegenheit des bekannten alten Kir-

chenliedes, dem auch der Titel des gegenwärtigen Schriftchens entnommen ist, beiläufig behandelt. Da jedoch diese Mischpoesie nur kurze Zeit den ursprünglichen geistlichen Boden innehält, um demnächst, zum Theil mit sehr leichtfertigen Sprüngen, auf das weltliche Gebiet überzusiedeln, so hat er es bei der obenerwähnten zweiten Bearbeitung vorgezogen, ein eigenes Schriftchen daraus zu machen, das die seltene Belesenheit des Verfassers sowie die Genauigkeit seiner Forschungen neuerdings aufs glänzendste documentirt und allen Forschern und Freunden unserer ältern Literatur eine willkommene Gabe sein wird. R. P.

Ein Buch, das ganz und gar, vom ersten bis zum letzten Blatt, nur aus Zahlen und Tabellen besteht und das man dabei doch mit gutem Gewissen auch dem nichtgelehrten Publicum, sogar ihm recht eigentlich, als eine interessante und nützliche Lecture empfehlen darf, wäre noch vor kurzem ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Seitdem jedoch die Wissenschaft der Statistik die scheinbar so todte Masse der Ziffern berührt und auch dem Kurzsichtigsten begreiflich gemacht hat, welche belebende und erleuchtende Kraft in diesen kleinen schwarzen Gesellen steckt — seitdem mit andern Worten unsere Kaufleute, unsere Fabrikanten, unsere Nationalökonomen und hoffentlich bald auch unsere praktischen Politiker sich überzeugt haben, daß ohne statistische Erkenntniß von den Bewegungen des Handels, der Fabrikation, der Nationalproduction ꝛc. kein wirklich fruchtbarer und glücklicher Betrieb dieser verschiedenen und doch so nahverwandten Wirkungskreise möglich ist, und seitdem somit die Statistik als der wahre Schlüssel zu allen Geheimnissen des praktischen Lebens erkannt ist, seitdem schwindet auch mehr und mehr das Vorurtheil, das man ehedem gegen diese „trockene Lecture" hatte, und das Publicum fängt an einzusehen, welchen Dank es den Männern schuldig, durch deren Fleiß und Aufmunterung dieses mühsame und wichtige Feld angebaut wird. Das Verdienst, das der bekannte Freiherr von Reden sich in dieser Hinsicht in Deutschland erworben hat, ist allgemein anerkannt; auch sein soeben erschienenes neuestes Werk: „Deutschland und das übrige Europa. Handbuch der Bodens-, Bevölkerungs-, Erwerbs- und Verkehrs-Statistik; des Staatshaushalts und der Streitmacht. In vergleichender Darstellung von Dr. Freiherr Friedrich Wilhelm von Reden. Erste Abtheilung" (Wiesbaden, Kreidel und Niedner), stellt wiederum sowol dem Fleiß und der Fruchtbarkeit des Verfassers als auch der Sicherheit und Deutlichkeit, mit der er die verwickeltsten Partien seines Stoffes allseitig zu beherrschen und durchzuführen weiß, das vortheilhafteste Zeugniß aus. Der Inhalt des Werkes findet sich in dem ausführlichen Titel ziemlich erschöpfend dargelegt; es ist ein Gemälde von dem materiellen Leben Deutschlands, das über unzählige interessante Punkte des öffentlichen Verkehrs ein anziehendes und lehrreiches Licht verbreitet, besonders infolge der vergleichenden Methode, welche der Verfasser durchgängig angewendet hat und durch die dem Leser die wichtigsten und pikantesten Resultate gleichsam handgreiflich vor Augen gerückt werden. Die vorliegende erste Abtheilung (die zweite und letzte soll in wenigen Wochen nachfolgen) behandelt zuerst Grundfläche und Bevölkerung der deutschen Staaten; dann Bodenbeschaffenheit und Bodenbenutzung, sowol im Allgemeinen wie im Einzelnen, woran sich drittens ein höchst wichtiger Abschnitt

Digitized by Google

über Bodenertrag anschließt. Der vierte Abschnitt verbreitet sich über die Hausthiere, der fünfte über Wohnplätze, Wohngebäude und Wohnungen. Von dem sechsten Abschnitte „Erwerbsverhältnisse" erhalten wir hier erst den Anfang; seine Fortsetzung nebst einem Abschnitt über Staats- und Gemeindehaushalt wird den Rest des Werkes bilden. Daß nicht alle Abschnitte gleich detaillirt behandelt sind, war bei der Verschiedenheit der zu Gebote stehenden Quellen unvermeidlich; die Wissenschaft der Statistik ist in Deutschland im Allgemeinen noch zu jung, die Einsicht in ihre Nützlichkeit noch zu neu, besonders bei den Behörden, als daß dieselben schon überall mit gleicher Vollständigkeit und Zuverlässigkeit flössen. Was dagegen den Fleiß und die Sorgfalt des Verfassers betrifft, so kann dieselbe nicht lebhaft genug gerühmt werden. Möge sein Buch denn trotz seines unzugänglichen Aeußern eine recht weite und lebendige Verbreitung finden und möge es überhaupt (um des Verfassers eigene Worte zu wiederholen) auch bei uns in Deutschland recht bald dahin kommen, wo man anderwärts, besonders in England und den Vereinigten Staaten, schon längst ist: nämlich, daß selbst der Privatmann bei jedem Geschäft auch sofort nach der statistischen Begründung desselben forscht. HFk.

Seit die Musenalmanache und Taschenbücher in Verruf gekommen, ziehen unsere jungen Dichter es vor, sich nach landsmannschaftlichen Kreisen in Jahrbüchern und Albums zusammenzuthun. Und wirklich liegt darin ein Fortschritt, sowol innerlich wie äußerlich; die provinzielle Färbung gibt den einzelnen Producten einen erhöhten Reiz, während zugleich durch das locale Interesse der Absatz gesichert wird. Auch die Dichter des Wupperthals, einer Gegend, in der die Musen bekanntlich eben nicht zu Hause sind, haben sich zu einem derartigen Sammelwerk zusammengethan: „Album aus dem Wupperthale. Herausgegeben vom Maler J. Richard Seel". (Barmen, Langewiesche). Die Zahl der Dichter, welche zu dem Werkchen beigesteuert haben, ist nur gering. Doch befindet sich unter Dem, was sie geliefert, manches Interessante und Anmuthige. Von Adolf Schults erhalten wir zwei Bruchstücke aus einem größern erzählenden Gedicht „Der Huß von Genf", die zwar zu gering an Umfang sind, um ein eigentliches Urtheil zu gestatten, aber doch auf das Ganze begierig machen. Unter den Lyrikern der Sammlung zeichnen sich besonders G. Reinhard und Emil Rittershaus aus, jener durch Innigkeit und Zartheit, dieser durch Kraft und Reichthum der Erfindung. Auch unter den zahlreichen Gedichten von Karl Siebel ist manches Interessante, das gute Hoffnungen für den jungen Dichter erweckt; nur wird er sich in Acht nehmen müssen vor einer gewissen Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks, die zuweilen fast an die Caricatur anstreift. Ueberhaupt ist dies ein Zug, der durch die sämmtlichen jüngern Dichter dieses Albums geht: sie haben Alle etwas Gereiztes, Ueberschwängliches, Gewaltsames, das allerdings seine genügende Erklärung findet in dem Gegensatz ihrer äußern Umgebung, das aber doch mit den Foderungen der Kunst auf die Dauer nicht zu vereinen ist und daher möglichst überwunden und abgeklärt werden muß. Friedrich Röber hat eine Reihe dramatischer Märchen im Geschmack des Tieck'schen „Rothkäppchen" beigesteuert. Doch scheint diese naive Gattung dem Talent des Dichters nicht besonders zuzusagen, dessen

Stärke im Gegentheil in dem Rhetorisch-Leidenschaftlichen, dem Pathetisch-Erhabenen zu liegen scheint. — Auch sein kürzlich erschienenes Drama „Tristan und Isolde von Friedrich Röber" (Elberfeld, Bädeker), unterstützt diese Beobachtung. Die leidenschaftlichen Stellen darin, diejenigen, in denen eine lang verhaltene Empfindung endlich gewaltsam hervorbricht, sind dem Dichter hier vortrefflich, zum Theil bewundernswerth gelungen, während er da, wo er naiv und einfach sein will, leicht ins Trockene und Unbedeutende verfällt. Ueberhaupt ist das Stück an einzelnen gelungenen Stellen überaus reich; die Sprache ist edel und schwungvoll, die Charaktere sind kräftig und lebhaft gezeichnet. Und doch läßt das Ganze kalt, eine schöne Studie, ein interessantes Capriccio, an dem wir das Talent des Künstlers bewundern, das aber Herz und Geist des Beschauers leer läßt. Die Schuld dieser geringen Wirkung scheint uns theils an dem Stoff zu liegen, der zu einer dramatischen Behandlung schlechthin ungeeignet ist, theils auch an der Willkürlichkeit, mit welcher der Dichter die dramatische Form selbst behandelt oder, richtiger gesagt, vernichtet. Friedrich Röber ist gewiß ein sehr erhebliches Talent; wir kennen wenige unter den jüngern Dramatikern, die von Hause aus mit so viel gesunder Kraft ausgestattet sind. Allein er steckt noch zu tief in den Ueberlieferungen einer falschen und erkünstelten Romantik; wir wollen heutzutage einmal keine Stücke mehr, in denen Blumen und Sterne sprechen und Zaubertränke und dämonische Einwirkungen die Herzen der Menschen bestimmen: sondern menschliche Handlungen und menschliches Leiden, hervorgegangen aus menschlich freien Entschließungen — das allein ist der wahre Boden des dramatischen Dichters, und wo der einmal verlassen ist, da kann uns auch keine Kunst der Rede und keine Schönheit des Einzelnen entschädigen. mmr.

Ein Gedicht, das Jakob Grimm der Ehre werth hält mit einem empfehlenden Vorwort einzuführen, darf unter allen Umständen auf die entgegenkommende Aufmerksamkeit der Leserwelt rechnen, selbst auch, wenn der Verfasser Karl Candidus heißt: ein Name, dem wir bisher nur hier und da in Musenalmanachen begegnet waren, der sich aber schon bei dieser flüchtigen Bekanntschaft unserm Gedächtniß sehr fest eingeprägt hatte, nämlich durch die ganz ungeheuerlichen, fast sinnlosen Producte, die unter seiner Firma zum Vorschein kommen. Allein das empfehlende Vorwort von Jakob Grimm schlug alle Zweifel nieder; wir verbannten alle bösen Erinnerungen und nahmen das neueste Werkchen des Dichters: „Der deutsche Christus. Funfzehn Canzonen von Karl Candidus" (Leipzig, Hirzel) voller Unbefangenheit mit dem besten Zutrauen in die Hand. Aber vergebens! Nur wenige Blätter brauchten wir zu lesen, um uns zu überzeugen, daß der berühmte Gelehrte, dessen Autorität wir in Allem, was unsere ältere Literatur betrifft, unbedingt folgen, diesmal, wo es sich um ein modernes Gedicht handelte, in seinem Urtheil — um wenig zu sagen — nicht ganz glücklich gewesen ist. Was ihn bestochen hat, ob der religiöse Stoff, der im Jugendalter unserer Dichtung so vielfach und zum Theil vortrefflich behandelt ward, ob die Herkunft des Dichters, der, wie wir aus Vorwort und Widmung erfahren, als geborener Lothringer in Nancy lebt und sein Gedicht gleichsam als Heimatgruß aus dem ehemals deutschen Lande zu uns herübersendet,

wagen wir nicht zu entscheiden. Die Thatsache inzwischen liegt vor: Karl Candidus ist in dem „deutschen Christus" noch ganz derselbe wirre, wüste Kopf, als den wir ihn früher aus seinen Almanachsbeiträgen kennen gelernt haben. Es ist ein religiöses Lehrgedicht, aber so schwerfällig und von so prosaischem Zuschnitt, daß der Verfasser offenbar besser gethan hätte, ein theologisches Lehrbuch daraus zu machen als ein Gedicht. Daß sich dabei einzelne Stellen finden von Tiefe der Empfindung und lyrischem Schwung, wollen wir keineswegs leugnen; dieselben sind jedoch sehr sparsam und vermögen die einschläfernde Wirkung des Ganzen nicht aufzuheben. Am wunderbarlichsten ist es, wie der Verfasser auch hier wieder die Sprache behandelt. Daß er einzelne Provinzialismen einführt, die bei uns theils ganz unverständlich sind, theils wenigstens einen Charakter tragen, der sich mit der Würde des Stoffs nicht wohl vereinigen läßt, möchte noch hingehen, obwol es ihm auch in diesem Stück durchweg an dem richtigen Takte gebricht. Aber auch wo er die gewöhnliche deutsche Schriftsprache zu reden versucht, radebrecht er dieselbe mitunter so über die maßen und bringt solche Ungeheuer zustande von Wortformen, Satzverbindungen und Reimen, daß man es kaum noch für Deutsch erkennen kann. Es ist sehr hübsch von dem Verfasser und sehr schmeichelhaft für uns Deutsche, daß er als geborener Lothringer sich noch die Mühe gibt, deutsch zu dichten. Allein von den Regeln der Logik, der Sprachrichtigkeit und des guten Geschmacks kann ihn das bei alledem doch nicht befreien, selbst auch wenn Jakob Grimm seine schützende Hand über ihn breitet. SS.

Correspondenz.

Aus Paris.

Anfang Juni 1854.

KS. In den Zeiten unserer Jugend hegte man das Vorurtheil, daß Indiscretion zu den Tugenden einer Zeitung gehöre; eine gute Zeitung sollte ausplaudern, verrathen und lieber eine Unwahrheit riskiren als eine Unwissenheit. Es war eine Art von Krieg zwischen der Diplomatie und der Journalistik; jene verschwieg, diese verrieth Alles. Daß man die Journale ihrer nützlichen Untugend halber besonders hochgeachtet hätte, läßt sich zwar nicht sagen: allein man liebte sie dafür. Heutzutage ist es umgekehrt: die Diplomaten sind redselig, plauderhaft, geschwätzig, weitschweifig, die Zeitungen sind discret, voll von „high feeling", diplomatisch. Selbst die polizeiliche Controle, sonst Censur genannt, ist weniger gegen die Ansichten als gegen die Thatsachen gerichtet. Man erlaubt den Theoretikern der „Presse", die Republik und das Selfgovernment anzugreifen: aber man bedroht mit Verfolgungen Diejenigen, welche den skandalösen Bankrott des Hauses Leroy und Chabrol um zwei Tage vorhersagten, oder die Krankheit des auf Staatskosten lebenden Hippopotamos dem Publicum verriethen. Ja, die Zeitungen controliren sich gegenseitig und vergessen aus lauter Anstand die einfachsten Foderungen des esprit de corps und ihres Geschäfts. Bald findet das „Pays" ein Häkchen darin, daß ein ihm zuvorgekommenes Abend-

blatt russische Siegesberichte abdruckt, und nun gar erklärt der „Constitutionnel" die Mittheilung des preußisch-östreichischen Allianzvertrags in den „Débats" für eine Unschicklichkeit. Die „Débats" haben die Prätention, über die Politik der östlichen Cabinette wohl unterrichtet zu sein, und die Regierungsblätter wußten die Indiscretion derselben nur durch allseitige Mittheilung des in Rede stehenden Actenstückes auszugleichen. Diese Komödie von zwei Tagen war nicht ohne dramatischen Effect. Das Document ohne sein Annexum scheint ebensowol gegen Frankreich als gegen Rußland gerichtet. Das Publicum wurde also auf den additionellen Artikel vertröstet; aber auch dieser ist nicht ohne Zweideutigkeit abgefaßt und befriedigt ernstere Beobachter keineswegs. Man ist erstaunt, den Mangel an Initiative in Preußen bis zur Verzichtleistung auf die Stellung einer Großmacht gehen zu sehen. Preußen sagt mit diesem Vertrage gleichsam: „Wir thun gar nichts und wissen kaum, was geschehen wird. Oestreich kann seine Politik selbständig entscheiden, wir sind dann bereit, ohne an der europäischen Krisis einen directen Antheil zu nehmen, Oestreichs Provinzen auf Commando zu decken!" Die scheinbare Wechselseitigkeit dieses sogenannten Schutz- und Trutzbündnisses ist begreiflicherweise nur illusorisch, da Preußen des Schutzes nur gegen Frankreich bedürfte, und in diesem Falle würden die Verpflichtungen der Bundesacte reichlich genügen. Nimmt Preußen aber die Stellung der beschützenden Macht ein, so sollte es billig auch einigen spontanen Einfluß auf die großen Entscheidungen der Politik ausüben. Es scheint, als begäbe sich das preußische Cabinet aus lauter Furcht in unbekannte Gefahren, wie ein Mensch, der sich aus Todesangst ins Wasser stürzt. Jedenfalls werden diese freundlichen Feinde des Kaisers Nikolaus dafür sorgen, daß ihm im Friedensschluß nicht zu viel geschehe.

Doch ich vergesse, daß ich aus Paris schreibe und nicht aus Berlin. Um also von Paris speciell zu reden, muß ich Ihnen von den Bauten erzählen, die hier im Werke sind. Man hat in Frankreich ein Sprüchwort: „Quand le bâtiment va bien, tout va bien!" Und in der That, wenn in einem Lande, wo die Industrie sich selbst überlassen ist, viel gebaut wird, so beweist das augenfällig die Blüte aller Gewerbe. Die französischen Regierungen aber verwechseln auch hier Wirkung und Ursache und treiben mit ihrer forcirten Beschäftigung der Maurer eine Art Socialismus, der an die 1848er Nationalwerkstätten von Paris und an die Erdarbeiten in den Rehbergen bei Berlin erinnert. Wie lange man das durchführen kann, ist freilich eine ernste Frage, und man wird sich zuletzt noch zu dem Kriege, dem menschenverschlingenden, Glück wünschen müssen. Socialismus, Kasernenthum, Krieg, allgemeine Beglückungsanstalt, Allweisheit und Allmacht der Staatsregierung, wie diese scheinbaren Extreme ineinander spielen! Einstweilen ist halb Paris demolirt und die öffentlichen Unternehmungen nehmen, trotz dem Kriege, eher zu als ab! Man kommt schon seit vielen Jahren nicht zum rechten Genuß der architektonischen Schönheiten dieser Hauptstadt, weil stets Gerüste die Aussichten verdecken. Ja, ja, „das Bessere ist der Feind des Guten"! Keiner Regierung ist der wundervolle Place de la Concorde schön genug, keiner genügt das unübertreffliche Hôtel de Ville, jede sucht die Spuren ihrer Vorgängerin auszulöschen, jede will sich und sich allein in Paris populär und unsterblich machen. Bei den neuesten

Digitized by Google

Demolirungen und projectirten Verschönerungen scheinen unter andern auch noch strategische Rücksichten zu leiten. Die langen, geraden Linien, welche künftig die Stadt durchkreuzen werden, sind als ein Supplement zu den kolossalen Festungswerken zu betrachten; hier beherrscht eine bombenfeste Kaserne ein zweideutiges Quartier, da soll der neue Flügel des Louvre ähnlichen Zwecken dienen. Der Deutsche Bund würde an den pariser Befestigungen zwei Jahrhunderte gebaut haben, und eine französische Regierung würde den kölner Dom in drei Jahren ausbauen. Das Zerstören geht freilich noch rascher, und daß in der Eile hier und da ein historisches Monument, eine verjährte gothische Schönheit gefährdet wird, wie z. B. jetzt der im Quartier latin gelegene Thurm von St.-Jehan de Latran, wogegen noch eilig ein neuerer Heiliger, nämlich St.-Marc Girardin, protestirt, darauf kommt es unsern Parisern ebenso wenig an als auf ihre Baumzucht, die in den Champs Elysées und dem Bois de Boulogne seit Jahren immer mehr beeinträchtigt wird. Der Franzose liebt wol die Natur, besonders in seinen gouvernemental arrangirten Lustgärten; aber er kennt nicht die Ehrfurcht, welche der Engländer, wie allem Alten, so besonders alten Bäumen erweist. In den Champs Elysées verdrängt eine Straße nach der andern die ehemals so schönen Baumreihen und jetzt wieder sollen die durch Neubauten vermehrten Schulden der Stadt vermittels Terrainveräußerungen in den Champs Elysées gedeckt werden; ja man sprach davon, daraus ein ganzes neues Quartier mit einem eleganten Boulevard zu machen, und dafür das Bois de Boulogne noch mehr zu verschönern, aber der „Moniteur" hat uns darüber beruhigt. Und worin bestehen denn eigentlich die Verschönerungen des Bois de Boulogne? Man macht eben aus einem, nun verfallenen, einst sehr hübschen Lustwäldchen einen Park mit künstlichen Cascaden, Felspartien, Teichen u. s. w., kurz ein Sonntagsvergnügen. Die Freunde der Natur und des guten Geschmacks müssen sich weiter flüchten nach St.-Germain oder gar bis Fontainebleau. Auch der sogenannte „Krystallpalast", d. h. das steinerne Gebäude für die projectirte Industrieausstellung von 1855, das außerdem für die periodisch wiederkehrenden Kunstausstellungen dienen soll, steht in den Champs Elysées. Jetzt, wo man bald schon fertig zu sein schien, will man plötzlich entdeckt haben, daß der Raum nicht ausreiche und man neue Flügel hinzufügen müsse. Und das Alles in Kriegszeiten!

Zur Geschichte der Verschönerungen gehört auch, daß das Quartier des Faubourg St.-Denis gegen diese fortwährenden Demolirungen Petitionen eingereicht hat. In diesem Quartier, dem eigentlichen Sitz des Großhandels, sind nämlich die Miethpreise schon zu einer, in schlechten Zeiten kaum erschwingbaren Höhe gestiegen. Und mit den Miethpreisen steigen auch gewisse städtische Steuern. Die Communalverwaltung von Paris ist bekanntlich ganz Regierungssache; Paris genießt nicht einmal der geringen, für das übrige Frankreich geltenden Gemeindefreiheiten in der Verwaltung seiner Angelegenheiten. Nach einem neuesten Gesetzentwurf soll nun auch die Municipalverfassung der großen Städte des Südens (Marseille, Toulouse, Bordeaux) auf demselben Fuße eingerichtet werden. Man sagt, dies geschehe, um legitimistischen Umtrieben zu begegnen. Aber ich glaube das nicht. Ist die Süßigkeit des Allregierens nicht Grund genug?

Im gesellschaftlichen Leben ist jetzt „saison morte“; die todte Zeit beginnt für die Salons, wenn die Natur alle Geschöpfe neu belebt. Der reiche Pariser rettet sich nun auf das Land, die Fremden überschwemmen Paris, auf den Boulevards hört man mehr Deutsch als Französisch, vor jedem Monumente hört man Englisch reden. Auch ohne den Frühling wäre es schon Erholung genug, nicht mehr alle die Abgeschmacktheiten des pariser Salonwesens zu erleben. Hierüber pflegt man sich in der Fremde curiosen Illusionen hinzugeben, indem man bei einem Salon noch immer an die der Roland oder Recamier denkt. Geist zu haben, Conversation zu machen, ist längst mauvais genre, selbst im Tanz redet man seine Dame kaum an; wahnsinnigste Hazardspiele verheeren die Salons, wie die „cercles“ (Clubs). Diese Misère hat sich seit fast 15 Jahren stets gesteigert. Nur im Faubourg St.-Germain (bei dem alten Adel) bestehen einige nennenswerthe Ausnahmen. Sonst finden sich die modernen Mäcene höchstens durch musikalische Aufführungen ohne Werth mit den Foderungen des Geschmacks ab. Die Cirkel der jetzt herrschenden Coterien fließen mit denen der Bankierswelt, wie unter Ludwig Philipp, zusammen und wetteifern untereinander in sinnlosem Luxus und geschmackloser Verschwendung. In Paris herrscht stets die Börse. So ein agent de change fährt des Morgens demüthig bei seinen Kunden herum, und wird oft mit seinen Anerbietungen grob abgewiesen; des Abends empfängt er als grand seigneur die vornehme Welt in seinem Salon und spielt sein „Lansquenet“, „Bacharat“ oder „Chemin de fer“ zu ungeheuern Einsätzen. In der Regierung ist diese Welt durch Achille Fould vertreten, dessen eigentliche ministerielle Functionen zwar mehr und mehr auf die Privatverwaltung des Hofes und auf gewisse Formalitäten reducirt werden. Aber daß er da ist, als ministre d'état, als Antipode Persigny's, erweckt schon das Vertrauen der Capitalisten. Und gerade auf diesen Antagonismus im Conseil scheint der Kaiser seine Selbstherrschaft zu gründen, ähnlich König Philipp II., der absichtlich Alba's und Ruy-Gomez' Parteiungen in seinem Ministerrathe sich aneinander aufreiben ließ.

Auch die musikalische Saison ist geschlossen. Die Italienische Oper, welche weniger vom Hofe als vom Faubourg St.-Germain protegirt war, ist nach London übergesiedelt, wo man bekanntlich im Sommer singt und tanzt und im Winter jagt, und hat die der Großen Oper so theure Cruvelli mitgenommen. Roqueplan, der Director der Großen Oper, soll ruinirt sein; man spricht davon, daß Véron sie wieder übernehmen werde. Dahin gehört er eigentlich; Véron, der große Gastronom, der Schriftsteller, der Charlatan, der Erfinder von Brustpillen, der pariser Barnum, der Staatsretter, wird auch die Große Oper retten. Die „Académie impériale de musique“ steht bekanntlich oben an auf der Liste der subventionirten Theater, zu denen auch die Komische Oper, das Théâtre français und auf dem linken Seineufer das Odéon gehören. Man kann diese Bevorzugung schon daran merken, daß die Feuilletons der Regierungsjournale und besonders der „Moniteur“ Alles loben müssen, was in diesen Theatern vorgeht. Und das mag ihnen oft sauer genug werden. Immerhin ist die Vorstellung, daß Paris die beste Oper habe, daß die Comédie française das beste Schauspiel der Welt sei, hier allgemein verbreitet. Natürlich: denn an Frankreichs Grenzen hört ja

die Cultur auf! Ueber die Kleinigkeit, daß die Sänger und Sängerinnen der Komischen Oper zwar vortrefflich spielen, aber meistentheils keine Stimme mehr haben, setzt sich das Publicum gern hinaus. Das verhindert nicht, daß Meyerbeer's „Nordstern“ zum 40. male am Horizonte erscheint, ohne daß die Logenplätze zu den gewöhnlichen Preisen zu haben wären. Welchen Aeußerlichkeiten diese langweilige Oper ihren Succeß verdankt, ist mir noch nicht klar geworden. Die vierte oder jüngste hiesige Oper, das sogenannte Théâtre lyrique, dessen Existenz auf den Vorzügen einer einzigen, allerdings vortrefflichen Sängerin (Marie Cabel) beruht, ist den eigentlich französischen Productionen der neuesten Zeit gewidmet und spielt jetzt nach Adam's „Bijou perdu“ Clapisson's „Promise“, eine Oper, die viel Heiteres und Gesundes im Genre der Chansons enthält. Die Große Oper studirt schon lange Gounod's „Blutige Nonne“ (nach einem deutschen Schauersujet) ein. Was endlich französische Kammer- und Concertmusik betrifft, so waren die jetzt beschlossenen Seghers'schen Concerte dazu bestimmt, manches Bedeutende von Gouvy, Reyer und Andern mehr dem Publicum vorzuführen. Nur der arme Berlioz findet im Auslande mehr Anerkennung als in seiner Heimat.

Der eigentlichen, humoristischen Chanson, diesem echtfranzösischen Genre, ist in einem kleinen, noch nicht lange concessionirten Theaterchen auf dem populären Boulevard du Temple, den „Folies concertantes“ ein würdiger Tempel errichtet, unter dessen Hohenpriestern wir Hrn. Maurice Sand, den Sohn der berühmten Schriftstellerin, erblicken; es ist derselbe, der zu der neuen, billigen Gesammtausgabe der Werke seiner Mutter, nebst Tony Johannot, die Illustrationen geliefert hat.

Aus der Schweiz.

Ende Mai 1854.

Gl. In meinem letzten Briefe stellte ich Ihnen einen Bericht über die Wirksamkeit der Mormonen am Thuner- und Brienzersee in Aussicht; ich muß meine Zusage zurücknehmen, und zwar deshalb, weil man von dem Erfolg ihrer apostolischen Thätigkeit seither nicht das Geringste vernommen hat. Vielleicht lag die Schuld dieses Fiasco daran, daß die berner Oberländer bereits von andern Aposteln und andern Genüssen in Beschlag genommen waren. Anfangs Mai fand nämlich die Integralerneuerung des bernischen Großen Raths statt und da sich die bisherige conservative Mehrheit beim Volke durch Das, was sie während ihrer vierjährigen Amtsdauer geleistet, nicht besonders empfehlen konnte, so mußte sie es schon durch andere Mittel zu thun suchen. Dieser Mittel waren mancherlei. Noch dicht vor der zwölften Stunde wurden Straßenbauten in Angriff genommen, die schon längst ein schreiendes Bedürfniß gewesen waren. Ferner gingen, ebenfalls unmittelbar vor den Wahlen, ganze Wagen voll Lebensmittel in das ausgehungerte berner Oberland, dessen Bevölkerung mit dem leichten und reichen Verdienst des Sommers nicht Haus zu halten weiß und daher während des Winters regelmäßig den bittersten Mangel leidet, der in diesem Nothjahr doppelt fühlbar war. Dennoch muß man nach den sonstigen Erfahrungen bezweifeln, daß es nur dieser Nothstand war, was auf einmal die Patrizier Berns in die wohlthätigsten, volksthümlichsten Leute der Welt

verwandelte. Sogar persönlich ließen sie sich vor den Wahlen zum Volke herab, besuchten Dörfer und Weiler, erkundigten sich theilnehmend nach den Bedürfnissen des gemeinen Manns und versprachen Abhülfe der Misstände, Alles natürlich unter der selbstverständlichen Bedingung, daß nach der Wahlliste der Conservativen gewählt werde.

Mit diesen Anstrengungen der Patrizier verglichen, hielten die Liberalen sich außerordentlich ruhig; kein Zweckessen, keine Volksversammlungen wurden von ihnen veranstaltet, keine Emissäre ausgesendet. Ihre ganze Thätigkeit concentrirte sich in der Presse und diese war allerdings bedeutend. Die Sünden der herrschenden Partei wurden unbarmherzig aufgezählt; sie wurden an ihre Versprechen auf der Leuenmatte erinnert, von denen sie nicht ein einziges gehalten; ferner an die verfassungswidrige Aufhebung des Schullehrerseminars von Münchenbuchsee und des Grütlivereins; an den Erlaß eines Preßgesetzes, das in optima forma die Censur herstellt; an das Gesetzesproject zur Einführung der Prügelstrafe; an die Zerstückelung des Amtsbezirks Aarberg, um die dortige liberale Mehrheit der Bevölkerung zum Zweck der Wahlen zu theilen und auf diese Weise zu schwächen; an das von Jahr zu Jahr zunehmende Deficit der Staatsrechnung; an die Ausschließlichkeit in Besetzung der Staatsstellen ꝛc. — Alles Thatsachen, die leider nur zu wohlbegründet sind und auch dem schwächsten Verstande einleuchten. Dazu kamen nun noch die zudringlichen Wahlumtriebe der Conservativen, die manchen ehrsamen und dem bisherigen System nicht eben abgeneigten Bürger stutzig machten und ihn endlich ins liberale Lager trieben. So zeigte denn der Wahltag am 7. Mai, daß das berner Volk in seiner großen Mehrheit dem conservativen Regierungssystem den Rücken gewendet, und nur der künstlichen Wahlkreiseintheilung ist es zuzuschreiben, daß die Großrathswahlen nicht ein eclatantes Mehr zu Gunsten der Liberalen ergeben hatten. Diese hatten immerhin ein Mehr von einigen Stimmen, das die Conservativen ihnen vergeblich zu bestreiten suchten. Noch standen indeß 38 Wahlen aus und erst von deren Ausfall war das schließliche Resultat abhängig; Sie können sich vorstellen, wie groß die Spannung war und wie lebhaft nun die Genugthuung der Liberalen, da auch diese Nachwahlen sich soeben der Mehrzahl nach gleichfalls zu Gunsten der Liberalen entschieden haben. Von den 226 Großräthen zählen 116 zur liberalen und nur 110 zur conservativen Partei. Auch der conservative Canton Bern ist somit für die liberale Sache wieder gewonnen; ihn dabei zu erhalten und das liberale Princip selbst für das Volk fruchtbar und damit unentbehrlich zu machen, das wird nun die Aufgabe der neuen Behörden sein, deren namentlich in der Reorganisation und Hebung des Schulwesens, das im Canton Bern gänzlich vernachlässigt ist, eine höchst bedeutende und folgenreiche Aufgabe wartet. Aber die berner Wahlen haben auch eine wichtige eidgenössische Bedeutung; die 18 Nationalräthe, welche diesen Canton vertreten, werfen schon ein höchst ansehnliches Gewicht in die Wagschale der Bundesbehörde. Nach dem Ausfall der gegenwärtigen Wahlen kann man nun mit voller Zuversicht darauf zählen, daß bei den Nationalrathswahlen, welche nächsten Herbst in der ganzen Schweiz stattfinden, auch Bern durch liberale Volksvertreter in dem Nationalrath repräsentirt sein wird.

Auch eine wichtige kirchliche Wahl beschäftigt die Gemüther. Im ver-

Digitized by Google

flossenen Monat starb nämlich in seiner Residenz zu Solothurn Josef Anton Salzmann, Bischof von Basel. Seit 1828 bekleidete er dieses hohe Kirchenamt; die Diöcese Basel hat in ihm einen kaum zu ersetzenden Verlust erlitten. Er war ein durchaus edler Mann, voll Humanität, Milde und christlicher Liebe, der während unserer kirchlichen Wirren allen Verlockungen der Jesuitenpartei kräftigen Widerstand leistete. Sein Nachfolger soll in diesen Tagen gewählt werden. Bisher wurde es mit dieser Wahl so gehalten, daß zuerst das Domcapitel sechs Candidaten vorschlug, worauf dann die Diöcesanstände das Recht hatten, von diesen sechs Candidaten drei von der Liste zu streichen; aus den übrigen dreien wurde dann der Bischof vom Domcapitel gewählt, das auf diese Art im Grunde freie Hand hat. Darum haben die Diöcesanstände jetzt auch angefangen, den Wahlmodus auf ihre Weise auszulegen. In dem betreffenden Concordat heißt es nämlich, das Domcapitel habe eine den Diöcesanständen genehme Person (persona grata) zu wählen; wenn unter den vorgeschlagenen Candidaten keine genehme Person sich befindet, so soll die Wahl verschoben und eine andere Candidatenliste aufgestellt werden. Hierauf gestützt, hat nun bei der am 23. Mai zu Solothurn stattgehabten Wahlconferenz von Abgeordneten der Diöcesanstände des Bisthums Basel und der Domcapitularen die Mehrheit der erstern den Beschluß verkündet, daß der wählende Domsenat den Ständen nur einen Bischofscandidaten vorzuschlagen *habe* und wenn dieser dann den Ständen genehm sei, soll er auch *von dem* Domcapitel gewählt werden. Das Capitel hat sofort erklärt, auf diesen Wahlmodus nicht eingehen zu können, und steht uns somit wieder ein erbaulicher Kampf zwischen Kirche und Staat bevor.

Unter den Cantonen, die bei Gelegenheit dieser Bischofswahl an dem liberalen Princip festhalten, befindet sich auch Aargau, das auch übrigens halb im Spott, halb im Ernst der „Culturcanton“ genannt wird; die Reden im aargauer Großrath fließen allemal über von der reinsten Humanität und dem edelsten Enthusiasmus. Und doch hat derselbe Großrath von Aargau die Humanität jüngst auf eine Weise verleugnet, wie sie wol schwerlich in ganz Europa noch vorkommt; der Fall ist zu charakteristisch für unsere Zustände im Allgemeinen, als daß ich ihn übergehen dürfte. Nämlich in Aargau ist ein schon im Jahre 1804 erlassenes Criminalgesetz, nach welchem unverbesserliche Diebe mit dem Tode bestraft werden können, noch in diesem Augenblick in voller Kraft. Und auch an einem unverbesserlichen Diebe fehlte es nicht, einem gewissen Matter, der als ein zweiter Abällino den wohlhabenden Bürgern schon viele Angst, den Behörden aber viele Arbeit und Sorge gemacht hatte. Noch berühmter als durch seine Einbrüche aber hatte Matter sich durch seine Ausbrüche gemacht; kein Kerker war zu hoch, keine Mauer zu dick, keine Kette zu stark geschmiedet, er wußte sich immer wieder daraus loszumachen. Aus der hohen Festung Aarburg, wo man ihn nach vielfachen höchst verwegenen Ausbrüchen endlich in vollständiger Sicherheit glaubte, entkam er auf eine Weise, die noch jetzt nicht völlig aufgeklärt ist. Nach längerer Zeit wieder festgenommen, wurde er in die furchtbarsten Bande gelegt. Allein auch ihnen entwand er sich, wie ein glatter Aal, konnte jedoch, bevor er das Freie erreicht hatte, noch wieder angehalten werden. Darauf verurtheilten Unter- und Obergericht den Unverbesserlichen zum Tode und der Große

Rath, dem selbst bei Mördern das Begnadigungsrecht zusteht, bestätigte mit 99 gegen 45 das Todesurtheil über einen Dieb, der Niemandem ein Haar gekrümmt, geschweige einen Raubmord begangen hatte! Und das Urtheil ist wirklich vollzogen worden; man wollte den unbequemen Dieb und Ausbrecher unschädlich machen und hat dabei zum radicalsten Mittel gegriffen: man hat ihm das Haupt vom Rumpfe geschlagen. Ob aber dieser Radicalismus mit dem Genius unsers Jahrhunderts etwas zu thun hat, das werden Sie billig mit mir bezweifeln.

Aus Berlin.

Anfang Juni 1854.

NO. Trotz des österreichisch-preußischen Vertrages, trotz des neuen Protokolls der vier Mächte vom 23. Mai, trotz der Verhandlungen am Bundestage, trotz des Bamberger Congresses, trotz der Privatzusammenkunft in Weimar ist die „große Politik" um nichts Wesentliches vorgerückt. Man mag über unsere Lage die kaltblütigsten und bestunterrichteten Leute fragen und wird doch ebenso wenig erfahren, wie wir heute stehen, als man eine Ahnung hat über Das, was morgen sein wird. Ja man darf behaupten, daß nach Veröffentlichung des Wortlautes der Preußen speciell betreffenden Actenstücke die Unsicherheit über die schließliche Entscheidung unserer Regierung eher zu- als abgenommen. Auch sind jene Actenstücke selbst in der That ein wenig gar zu dunkel und widerspruchsvoll. Ueber den Vertrag zumal, über diesen Vertrag, der für eine haarscharf und klar bezeichnete Situation geschlossen ist, lassen sich im Großen wie im Einzelnen die verschiedensten Interpretationen hören. Und was das Schlimmere: da ist nicht eine dieser Interpretationen, die sich absolut behaupten ließe gegen und vor allen andern. Satz für Satz läßt sich an diesem sonderbarsten aller neuern Staatsverträge je der preußische oder österreichische Ursprung nachweisen. Meistens tritt zuerst eine österreichische Proposition auf, dann schließt sich ergänzend zugleich und widersprechend ein preußisches Amendement an und zu dieser These und Antithese folgt wol gar schließlich eine Synthese, die freundlich milde die Widersprüche zu versöhnen und auszugleichen sucht. Namentlich den vielbesprochenen Worten „Angriff auf" oder „Uebergang über den Balkan" ist der Hergang bei den diplomatischen Verhandlungen deutlichst durchzufühlen: erst hat der Oesterreicher Heß einen „Angriff auf den Balkan" vorgeschlagen, dann Gerlach oder Gröben „Uebergang über den Balkan" entgegengestellt; bei der Abstimmung ist erst jenes an dem preußischen Veto, dann dieses an dem österreichischen gescheitert; endlich, um doch zu irgend einem positiven Resultat zu kommen, hat man sich geeinigt, über Beides zusammen abzustimmen; „in diesem Sinne" hat dann Oesterreich eingewilligt, „in diesem Sinne" seinerseits Preußen.

Um mich indessen nicht zu sehr in eine Einzelkritik zu verlieren, halte ich mich an den überwiegenden Eindruck, den das Ganze im Publicum macht. Dieser aber geht dahin, daß bei diesem Vertrag wie bei jedem andern der Animus der Ausführung die Hauptsache ist und daß somit, da die ausgesprochen antirussischen Urheber des Vertrags auf preußischer Seite entfernt sind und die Ausführung weniger russenfeindlichen als russenfreundlichen

Leuten anvertraut ist, ein bindendes und namentlich ein in der Richtung der öffentlichen Meinung bindendes Verhältniß für Preußen keineswegs vorhanden ist. Es ist daher auch nur zu wiederholen, was ich schon vor Wochen sagte, zu wiederholen mit Trauer und Schmerz, daß die Initiative Oesterreichs den Angelpunkt der patriotisch-preußischen Hoffnungen bildet, und daß auf dieselbe Thatkraft Oesterreichs, die in den letzten Jahren so oft der Gegenstand unserer gerechten Befürchtungen war, unsere Blicke nunmehr ebenso vertrauensvoll gerichtet sind.

Was ferner die preußisch-österreichische Erklärung am Bundestage betrifft, so kann dieselbe schon ihrer Länge wegen kein besonderes Vertrauen einflößen; in so großen Krisen wie die gegenwärtige ist der Ausdruck einer festen, sich selbst klaren Entschließung nothwendig kurz und bestimmt. Hier aber ist nur das Eine von böser Deutlichkeit, daß für die eventuellen Friedensverhandlungen von Seiten der deutschen Mächte der leider wenig europäische Standpunkt festgehalten werden soll, an den Machtverhältnissen der europäischen Großmächte dürfe nichts geändert werden. Da nun bekanntlich England und Frankreich durchaus abgeneigt sind, den Krieg zu bloßen Wiederherstellung des Status quo ante zu führen, so liegt hier bereits ein Differenzpunkt angedeutet, der sicher zu einer argen Störung des Concertes der vier Mächte führen wird: ähnlich wie ja auch auf dem Wiener Congresse nach Besiegung des gemeinsamen Feindes die alte Zwietracht sofort wieder ausbrach, freilich nur um in dem letzten Aufraffen des eben niedergeworfenen Kaisers ihre unmittelbare und gerechte Strafe zu finden.

Von den bamberger Bemühungen endlich wäre gar nicht zu reden, wenn sie nicht die unselige Zerklüftung unsers deutschen Vaterlandes aufs neue ins grellste Licht stellten. Die gründliche Unbrauchbarkeit unserer Bundesverfassung kann nicht schlagender erwiesen werden als durch diese Separatberathungen, so oft eine größere Frage zur Entscheidung steht. Niemals, kann man sagen, hat der Deutsche Bundestag für eine europäische Krisis eine Entscheidung abgegeben und nie wird er sie abgeben; als Administrativbehörde im Sinne einer höchsten Landespolizei ununterbrochen thätig, stockt seine Wirksamkeit in demselben Augenblick, wo eine Frage von wahrhaft politischem Charakter eintritt. Wien und Berlin, daneben Bamberg, daneben Weimar — das sind dann die Mittelpunkte, nicht Frankfurt; nur die Formalien und Curialien werden da zum puren Ueberfluß abgemacht, Deutschland als solches ist noch immer ein luftiger Schall für die Entscheidung eines Processes, der deutschen Interessen an Seele und Leben geht. Man könnte sich versucht fühlen, ein fiat applicatio mit aller Bescheidenheit deutscher Unterthänigkeit als Stoßseufzer anzuhängen!

In ähnliche Stoßseufzer verliert sich hier die öffentliche Meinung auch je länger je mehr. Das Gefühl, daß unser Schicksal dem zumeist betheiligten Kreise des deutschen Bürgerstandes entrückt ist und ein Einfluß auf seine Wendung den heißesten Wünschen der Patrioten in keiner Weise mehr zu erreichen steht, lastet schwer und beängstigend auf jedem nicht russischen Gemüthe. Die Resignation einer gedrückten Stimmung entschließt sich zu einer Gleichgültigkeit, als wäre der Fortgang und Ausgang der orientalischen Frage für Deutschland lediglich ein Object der Neugierde und des kalten historischen Wissens; leben will der Mensch auf alle Fälle, und ist es ihm

versagt, sein Leben handelnd zu bethätigen, so concentrirt er sich aufs Genießen mit aller Macht. So gerirt sich denn Berlin äußerlich heiter wie der Frühling. Die öffentlichen Locale sind überfüllt; die Sommerplaisirs beim Hofjäger, in Albrechtshof, in Moritzhof und auf den Böten, die von da in See stechen, bei Kroll, am Kreuzberge, in Pankow, Treptow, Stralau — alle sind in vollem Zuge; die vielberühmten Sommerwohnungen sind wieder drückend voll, der Stolz ihrer Bewohner, doch den Zuschauer unwiderstehlich mahnend an die Goethe'schen Verse:

Ach, wie bescheiden
Sind diese Freuden,
Und kaum von Leiden
Zu unterscheiden!

Zu den bessern Genüssen, welche die schöne Jahreszeit bietet, gehört das Parktheater der Friedrich-Wilhelmsstadt: eine Sommerbühne mit oben offenem, an den Seiten abgeschlossenem Zuschauerraum, wo Ascher, Knaack und Weirauch ihre alte Anziehungskraft üben und wo der Berliner, der für sein Geld unendlich prätentiös ist, außerdem noch in Concerten vor und nach der Vorstellung und in den hübschen Einrichtungen von luftig frischen Gartenanlagen seinen Preis herausbringt. Die Administration dieses Friedrich-Wilhelmsstädtischen Theaters, dessen Finanzen durch übergroßen Geschäftsbetrieb in Opernpersonal und Baulichkeiten sehr zerrüttet sind, steht jetzt unter einem Privatcomité, dessen Vorsitz der kluge Hansemann führt — mit mehr Erfolg hoffentlich, als seine Theilnahme an der ersten Einrichtung der weiland „Constitutionellen Zeitung" hatte. Auch kommt dem genannten Theater das bevorstehende Eingehen der Königstädtischen Bühne zustatten, die in den letzten Monaten so häufig auf Einnahmen von fünf Thalern für den Abend reducirt war, daß sie sich unmöglich noch lange halten kann.

Von dem großen Skandal der Malmène'schen Pädagogik mit Klotz und Kette werden Ihre Leser schon sonst unterrichtet sein; die Staatsanwaltschaft — um das Resultat vielfacher Angriffe und versuchter Vertheidigungen kurz zusammenzufassen — wird gegen Hrn. Malmène wegen versuchter schwerer Körperverletzung einschreiten. Bei den bekannten Beziehungen des Angeklagten zu dem Ministerpräsidenten und den sonstigen vielfachen Manifestationen von seiner und seiner Anstalt reinster Loyalität erhält die Sache einen leisen politischen Beigeschmack, der sie dem Publicum doppelt pikant macht.

Auch an rein politischen Processen fehlt es uns in dieser Zeit nicht. Von der „Autographischen Correspondenz", die während der Kammersession in Leipzig erschien, ist nachträglich eine Nummer gerichtlich vernichtet, die, wenn ich nicht irre, schwere Beschuldigungen wegen der Mittheilung des preußischen Mobilmachungsplanes an Rußland enthielt. Das „Preußische Wochenblatt", Organ der Bethmann-Hollweg'schen Partei, ist neulich polizeilich confiscirt; die Staatsanwaltschaft hat wegen Beleidigung des Ministerpräsidenten Anklage erhoben, ist aber von der Rathskammer des Criminalgerichts abgewiesen; vermuthlich wird sie angewiesen werden, weiter zu appelliren. Der Curiosität wegen füge ich eine Notiz über einen auswärtigen Preßproceß hinzu, der aber eine bekannte hiesige Persönlichkeit betrifft: am 17. Mai ist Prof. Hengstenberg von den zweibrücker Assisen in contumaciam zu einer Gefängnißstrafe von 3 Monaten und 50 Gulden Geldstrafe verurtheilt, weil er in seiner „Evangelischen Kirchenzeitung" die unirte Kirche in

Digitized by Google

der Pfalz durch Ausdrücke der Verachtung und Verspottung angegriffen und zur Auflehnung wider ihre Grundlagen aufgefodert habe. Ein größerer Proceß, der schon mehr von sich reden gemacht hat, kommt hier nächstens zur Entscheidung; von den im März vorigen Jahres wegen Verdachts eines hochverrätherischen Complots gefänglich Eingezogenen sind zehn Personen des Hochverraths angeklagt vor den Staatsgerichtshof verwiesen, darunter: der Oberlehrer Gerke, Dr. Ladendorf, Privatdocent Kollmann, der prakticirende Arzt Falkenthal u. A. Die Verhandlungen vor dem Staatsgerichtshofe werden voraussichtlich mehre Wochen dauern, da die Anklageacte allein einen enormen Umfang haben soll und der hiesige Proceß mit der großen mecklenburgischen Untersuchung in Verbindung steht.

Die Zurüstungen zur Jubelhochzeitfeier des Prinzen von Preußen werden im großartigsten Maßstabe betrieben; Näheres darüber in meinem nächsten Briefe.

Notizen.

Mit dem Kant-Denkmal, das man in Königsberg zu errichten beabsichtigt, will es noch immer nicht recht vorwärts; einem neuerdings veröffentlichten Aufrufe des Professor Rosenkranz zufolge sind troß mehrjähriger Sammlungen erst wenig über 2000 Thaler aufgebracht, während allein die Herstellung der Statue auf das Drei- bis Vierfache dieser Summe veranschlagt ist. Freilich sind die gegenwärtigen Zeiten, bei der Geringschätzung, mit welcher die Philosophie vom Publicum betrachtet wird, sowie namentlich bei der officiellen Ungunst, in welche sie höhern Orts gerathen ist, für ein derartiges Unternehmen nur wenig geeignet. Aber sollten, abgesehen von dem localen Interesse Königsbergs und der Provinz Preußen, nicht wenigstens die deutschen Universitäten und gelehrten Schulen noch soviel Respect vor dem Vater der modernen deutschen Wissenschaft haben, um die erfoderliche Summe theils aus sich selbst, theils aus den ihnen zugänglichen Kreisen zusammenzubringen? — Dagegen sollen die Beiträge zu dem zu Anspach zu errichtenden Platen-Denkmal, besonders infolge des erlauchten Beispiels, mit dem König Ludwig von Baiern vorangegangen, so reichlich eingegangen sein, daß man von dem frühern Plan, einen bloßen Kenotaph zu errichten, zurückgetreten ist und statt dessen die kolossale Bildsäule des Dichters aufrichten will. Dem bairischen Localstolz wird dies großartige Denkmal natürlich besser zusagen; Platen's Stellung in der Geschichte unserer Literatur dagegen wäre der frühere Plan unstreitig entsprechender gewesen.

In der Uebersicht über den Absatz der berliner Zeitungen, die wir kürzlich nach andern öffentlichen Blättern mittheilten, haben wir uns, durch unsere Quellen verführt, einer Unterlassungssünde schuldig gemacht, die wir zu berichtigen eilen. Wir haben nämlich die im Franz Duncker'schen Verlag erscheinende „Volkszeitung" (oder wie die Kreuzzeitung dieselbe zu nennen liebt: „Ex-Urwähler") anzuführen vergessen, während dieselbe doch in der

That eine der ersten Stellen unter den berliner Zeitungen einnimmt. Denn nach einer zuverlässigen Notiz, welche uns zugeht, setzt sie im laufenden Quartal nicht weniger als 7200 Exemplare ab. Dieser Absatz erscheint aber um so bedeutender, wenn man dazu erfährt, daß von diesen 7200 Exemplaren nur ungefähr 1200 nach außerhalb gehen, während reichlich 6000 in Berlin selbst gelesen werden, und zwar von den niedrigsten Ständen an, von Arbeitern und Handwerkern, bei denen sie ganz besonders beliebt und verbreitet ist, bis hinauf zu den höchsten. Die „Volkszeitung" ist somit (was freilich auch schon die unausgesetzten Angriffe der Kreuzzeitung beweisen) eines der einflußreichsten und wichtigsten Elemente in der berliner Tagespresse, das daher auch bei einer Statistik der letztern nicht übergangen werden darf.

Unter dem Titel: „Chemische Bilder aus dem täglichen Leben. Nach Johnston's Chemistry of common life von Dr. W. Hamm. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen", wird demnächst im Verlag von J. J. Weber in Leipzig ein höchst interessantes populäres Werk erscheinen, auf das wir unsere Leser zum voraus aufmerksam machen. In zehn monatlichen Lieferungen zum Preis von 5 Neugroschen jede, wird dasselbe die wichtigsten Gegenstände unsers täglichen Lebens, als da sind die Luft, die wir athmen, das Trinkwasser, Boden und Pflanzen, Brot und Fleisch rc. vom Standpunkt der modernen Chemie aus behandeln und die Lehren dieser in neuerer Zeit so außerordentlich fortgeschrittenen Wissenschaft auch den Laien verständlich und fruchtbar machen. Sowol der anerkannte Werth des Originals als die bewährte Tüchtigkeit des Herausgebers lassen ein gediegenes Werk erwarten, das der Fabrikarbeit, die sich jetzt auch dieses Gebiets mehr und mehr bemeistert, siegreich entgegentreten wird.

In der königlichen Eisengießerei zu München werden Vorbereitungen zu zwei bedeutenden und allgemein interessanten Arbeiten getroffen: der schwedische Bildhauer Quarrenström hat sein Modell der Berzelius-Statue, die in Stockholm errichtet werden soll, zum Guß abgeliefert und auch das Modell der für Weimar bestimmten Wieland-Statue von Hans Gasser in Wien ist bereits zu demselben Zwecke unterwegs. — Ebendaselbst erregt jetzt ein Gemälde von Moritz von Schwind, über dessen Arbeiten auf der Wartburg wir kürzlich berichteten, großes Aufsehen. Es ist eine „Aschenbrödel", in jenem arabeskenartigen Genre, das dieser Künstler mit soviel Glück cultivirt und das ihm auch zuerst (mit einem Bilde nach Goethe's „Brautfahrt") einen Namen in der Kunstwelt gründete. Der Berichterstatter der „Allgemeinen Zeitung" bezeichnet dies neueste Werk des genialen Malers zugleich auch als sein vollkommenstes: ein Werk, das „durch Geist, Phantasie, Schönheitssinn, Humor und Charakteristik zu den schönsten Zeugnissen der deutschen Kunst in unsern Tagen gehört".

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Gegenwart.

Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Erster bis neunter Band. Gr. 8. Preis des Bandes geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Werk, das sich in hohem Grade die Anerkennung des deutschen Publicums und eine geachtete Stellung in der Literatur erworben hat, nähert sich mehr und mehr seinem Abschlusse. Noch etwa **drei Bände** werden erfoderlich sein, um in dem Werke ein **vollständiges, abgerundetes Bild unseres Zeitlebens** hinzustellen, sodaß dasselbe im Ganzen **zwölf Bände** umfassen wird. Monatlich erscheinen in der Regel 2 Hefte (deren 12 einen Band bilden) zu 5 Ngr. und das Werk wird demnach bis Ende 1855 vollständig in die Hände des Publicums gelangen.

Im Verlage von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung) in Berlin, Behrenstraße 44, erschien soeben:

Hermen.

Dichtungen

von

Paul Heyse.

Inhalt: Margherita Spoletina.
Urica.
Idyllen von Sorrent. I—XII.
Die Furie.
Die Brüder.
Michel-Angelo Buonarotti.
Perseus. Eine Puppentragödie.

Miniatur-Format. Geheftet Preis 1 Thlr. 20 Sgr. Sehr zierlich in Goldschnitt gebunden Preis 2 Thlr.

Traum und Erwachen.

Ein Gedicht

von

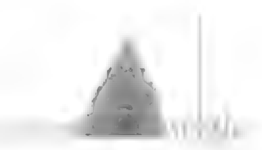
Hermann Grimm.

8. Elegant geh. Preis 20 Sgr.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leid und Lust. Roman von **Emil Althaus** (Emile d'Estrées). Zwei Theile. 8. Geheftet 1 Thlr. 24 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.



Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 26.** 22. Juni 1854.

Inhalt: Dichter und Schauspieler. Von **Robert Prutz.** II. — Capitän Hastings und die „Karteria", der erste Dampfer im Kriege. Eine historische Erinnerung. Von **Ludwig Roß.** — Literatur und Kunst. (Meier, „Das Hohe Lied in deutscher Uebersetzung, Erklärung und kritischer Textausgabe"; Sturm, „Zwei Rosen oder das Hohe Lied der Liebe". — „Soldatenlieder von zwei deutschen Offizieren". — Buchner, „Die französischen Revolutionstribunale und das Geschworenengericht". — Frederike Bremer, „Die Heimat in der Neuen Welt"; Wislicenus, „Aus Amerika". — Correspondenz. (Aus Hamburg.) — Notizen. — Anzeigen.

Dichter und Schauspieler.

Von
Robert Prutz.

II.

Den ersten Abschnitt dieses Aufsatzes schlossen wir mit einem Ausrufe der Klage; ein ähnliches Gefühl, nur noch viel lebhafter, viel ungestümer, drängt sich uns an Jean Baptiste Baison's nur allzu frühzeitigem Grabe auf. Auch Baison's Leben ging aus ärmlichem, freudlosem Dunkel hervor; selbst der wohlthätige Halt der Familie, wie er dem jungen Raupach doch noch immerhin zutheil geworden war, blieb ihm versagt. Jean Baptiste Baison wurde am 24. October 1812 in Hattersheim bei Mainz geboren. Kurz darauf wurde das Haus seiner Aeltern durch die Russen, welche bei der Verfolgung der Franzosen auch nach Hattersheim gekommen waren, in Brand gesteckt; sein Vater, der nach Angabe unserer früher erwähnten Quelle der Sohn wohlhabender französischer Emigranten war, kam dadurch um alles das Seinige. Er mußte Hattersheim verlassen und schätzte sich glücklich, in Mainz eine kleine Stelle bei der Polizei zu erhalten, durch die er sein Leben nothdürftig fristen konnte.

Baison's Kindheit war unter diesen Umständen höchst traurig. Sein Vater war nicht blos arm, er war auch roh und gewaltthätig. Die Mutter war bereits durch häufige Mishandlungen abgestumpft und gleichgültig geworden; um so schutzloser waren die Kinder der Wildheit des Vaters preisgegeben, der sie oft um der geringfügigsten Ursachen willen den grausamsten Züchtigungen unterwarf.

Doch konnte weder Armuth noch Mishandlung die frische Jugendkraft brechen, die in Jean Baptiste schäumte. Noch in reifern Jahren zeichnete Baison sich nicht nur durch seine hohe schlanke Gestalt, seine scharfgeschnittenen geistreichen Züge und den leuchtenden Glanz seines dunkeln, fast stechenden Auges, sondern auch durch die seltene Geschmeidigkeit seiner Glieder aus, die seinem ganzen Auftreten sowol auf der Bühne wie im gewöhnlichen Leben eine eigenthümliche Elasticität verlieh. Zu dieser Geschmeidigkeit hatte er den Grund schon in seinen frühesten Knabenjahren gelegt; in allen körperlichen Uebungen wohlerfahren, ein ebenso gewandter wie unerschrockener Ringer, der verwegenste Kletterer weit und breit, war er der Anführer aller tollen und übermüthigen Streiche, die in dem ganzen Stadtviertel verübt wurden. Der ungenannte Biograph theilt in dieser Beziehung einige Züge mit, die wol werth sind auch hier aufbewahrt zu werden. „Von zwei Messerklingen verfertigte er sich Schlittschuhe, auf denen er mit seltener Gewandtheit zu laufen verstand; mit der Schlüsselbüchse übte er sich im Schießen und brachte es so weit, daß er das Schwarze auf fünfzig Schritte traf." Vor allem aber wird seine fast beispiellose, verwegene Fertigkeit im Schwimmen gerühmt. „Mit gebundenen Händen und Füßen", erzählt sein Biograph, „ließ er sich in den Rhein werfen, schwamm auch wol unter kleinen Fahrzeugen durch und ging endlich eine Wette ein, daß er dasselbe Wagniß auch mit einem Dampfschiff ausführen würde." Das Bild, das uns davon erhalten, ist gar poetisch und anmuthig: mit einer Weidenkrone geschmückt, schwamm er lustig auf ein großes Dampfschiff zu, welches vollen Laufes den Rhein herunter kam, tauchte dicht vor demselben unter und erschien glücklich wieder auf der andern Seite zum großen Jubel der Passagiere des Schiffes, welche den kühnen Schwimmer schon verloren geglaubt hatten. Ein anderes mal war er gegen das Verbot seines Vaters ins Wasser gegangen und befand sich mitten im Strom, als er diesen plötzlich über die Brücke kommen sah. Voll Schrecken, wohl wissend, welches Schicksal ihn zu Hause erwartete, tauchte er tief unter und schwamm eine weite Strecke unter dem Wasser hin; als er wieder an die Oberfläche kam, befand er sich jenseit der Schiffsmühlen, die auf dem Rhein liegen; ohne es selbst zu wissen, war er unter denselben hinweg geschwommen.

Für einen Knaben von so feurigem Temperament war es denn freilich eine schwere Aufgabe, da er sich plötzlich den Wissenschaften widmen sollte — und nicht blos den Wissenschaften schlechthin, sondern der entsagungsreichsten und demüthigsten aller Wissenschaften, nämlich dem geistlichen Studium. Die Familie war katholisch und bei der großen Armuth derselben glaubte der Vater für die Zukunft seines Sohnes nicht besser sorgen zu können, als indem er ihn zum Priester bestimmte, womit die unentgeldliche Aufnahme auf das Gymnasium verbunden war. Was das junge brausende Herz bei dem Gedanken empfand, dereinst unter der Priesterkutte der Welt und ihren Freuden absterben zu müssen, davon ist uns nichts aufbewahrt. Die wissenschaftlichen Studien jedoch, mit denen er den Anfang seiner Laufbahn zu machen hatte, zogen ihn, wie sein Biograph versichert, aufs lebhafteste an, sodaß er mit wahrem Feuereifer über seinen Büchern lag und die Mehrzahl seiner Mitschüler bald überflügelt hatte. Auch zeigte er allerdings noch in spätern Jahren ein lebhaftes Interesse für wissenschaftliche Bildung jeder Art, wie man es bei seinen Standesgenossen nur in den allerseltensten Fällen findet.

Aber wie hätte ein so regsamer, so ungestümer Geist, mit diesen phantastischen Neigungen und Trieben, dem Zauber entgehen können, den die Bühne bekanntlich auf jede, selbst die kälteste jugendliche Natur ausübt? Das damalige mainzer Theater, unter der Direction von Hacke, gehörte bei weitem zu den bessern Bühnen dieses Ranges; einzelne ausgezeichnete Talente, die späterhin die deutsche Bühne mit ihrem Ruhm erfüllten, wie Theodor Döring, gehörten ihr an und verliehen den Darstellungen einen ungewöhnlichen Reiz.

Auch Baison wurde davon ergriffen. Der Zwang im Seminar, in das er jetzt nach zurückgelegten Schulstudien eingetreten war, verbunden mit der Roheit und Noth im älterlichen Hause auf der einen, und auf der andern Seite der blendende Zauber der Theaterwelt mit ihrer Ungebundenheit und ihren lustigen Abenteuern versetzten sein junges Herz in einen Kampf, welchem er nur allzu bald erlag. Ohne daß die nähere Veranlassung uns erhalten wäre, verließ er im Februar 1831 heimlich das Seminar und begab sich nach Strasburg, in der Absicht, der Fremdenlegion, die sich in jener Zeit daselbst zusammenfand, beizutreten. Allein der Anblick dieser zerlumpten, halb verhungerten Gestalten war dem neunzehnjährigen Jüngling denn doch zu abschreckend; auch war es ihm weit weniger um den Kriegsdienst zu thun gewesen als um die Freiheit, und da er diese nun hatte, wem hätte er sie anders opfern können als der stillen Geliebten seines Herzens, dem geheimen Gegenstand seiner kühnsten Wünsche, der Muse des Theaters?

So finden wir ihn denn wenige Wochen nach seiner Flucht im März 1831 bereits bei einer jener „Schmieren“, wie man dergleichen umherziehende Gesellschaften der niedrigsten Gattung in der Handwerkssprache zu nennen pflegt und wie sie den garstigen und übelklingenden Namen der Regel nach nur allzu sehr verdienen. Man muß in Baison's eigenem Tagebuche aus dieser Zeit, das durch einen glücklichen Zufall erhalten ist und das der Herausgeber des mehrgenannten Denkmals vollständig mitgetheilt hat — man muß, sage ich, in diesen fragmentarischen Selbstbekenntnissen, die aber alle den Stempel der lautersten Wahrheit und Einfachheit an sich tragen, nachlesen, mit welchen Entbehrungen der angehende Künstler damals gerungen und durch welche Dornen des Unglücks, welche Sümpfe der Gemeinheit er sich hat zu seinem Ziele hindurcharbeiten müssen. Um denjenigen unserer Leser, welche mit dieser Nachtseite des Künstlerlebens unbekannt sind, wenigstens einen flüchtigen Blick auf dieselbe zu verschaffen, wollen wir einige dieser Tagebuchblätter hier einschalten; den Zusammenhang wird sich der Leser ohne Mühe ergänzen,

Unterm 27. October 1831, nach seinem ersten Besuch bei der Kammerhuber'schen Gesellschaft, die ihm nach dem Bankrott seines *frühern* Principals, eines Hrn. Weinschrötter, ein willkommenes Asyl bot, schreibt er: „Ich ging zur Clique, um zu sehen, wie es aussieht. Der Director trägt selbst die Zettel und pappt sie an; die erste Liebhaberin singt Abends im Wirthshaus und ihr Vater geht mit dem Teller herum und sammelt. Ich verblüffte sie alle miteinander. Lauter arme Kerls!“ Und am folgenden Tage: „Heute wurde aufgeführt: «Der Schutzgeist»; ich mußte darin Otto, den deutschen Kaiser, spielen; bekam die Rolle erst Mittag 2 Uhr und Abends sollte die Vorstellung sein. Ich spielte ihn. Auf meinen Theil fielen 29 Kreuzer. Otto! Otto! 29 Kreuzer!“

„Donnerstag den 3. Gestern Abend ging ich in ein Bierhaus; da kam ein Gendarm und foderte mir meinen Paß ab. Ich gab ihn, allein er war abgelaufen .... und deshalb nahm er mich fest und steckte mich ein. Ich mußte die ganze Nacht im Loch stecken bleiben, und Morgens um 7 Uhr kam der Kerl und holte mich ab nach Weilheim aufs Landgericht — Hölle! Um 2½ Uhr kamen wir an; ich parlirte furchtbar und erhielt hierauf visirt nach Murnau.“

„Montag den 15. Heute wurde aufgeführt: «Der Schinderhannes». Ich verarbeite Görgel (Liebhaber). Die Darstellung gefiel sehr. Dann folgte «Der Nachtwächter» — ego den Zeisig, Prüller Wachtel. Wenig gewußt. Dann folgt «Salomon's Urtheil», ich Eliphal. Die Vorstellung gelang im Ganzen. Der Theil erhielt 21 Kreuzer.“

„Freitag den 19. Heute «Die Räuber auf Maria-Kulm». Ich

fiel gänzlich durch, doch war es gut für Weilheim, und dann bekam ich sehr schlecht soufflirt. Gewitterkeil! 7 Kreuzer auf den Theil! Dank Ihnen, das ist noch nicht auf einen Zahn!"

„Mittwoch, den 11. December. Soeben erfahre ich, daß wir nicht spielen dürfen, wegen 50 Gulden Schulden. Schöner Credit! o elende Schmiere! Ich werde mich gewiß schieben. — Wir durften spielen; die Wirthin hatte sich erweichen lassen. Die Vorstellung fiel gänzlich durch; auf den Theil 4 Kreuzer."

Noch früher schreibt er einmal aus der Gegend von St.-Gallen, wo er mit der Bande eines Hrn. Deny umherzog: „Ich logire hier bei einer Frau, die hat den Teufel im Leibe; soeben hat sie mir angekündigt, daß ich nichts mehr zu essen bekommen würde. Nun Glück zu! ich werde doch leben! Vor mir liegt ein Stückchen Brot, und ein Schoppen Wasser steht dabei; ein herrliches Nachtessen! guten Appetit!"

Bei einem solchen Leben wird man es begreifen, wenn selbst den enthusiastischen Kunstjünger mitunter eine gewisse Kleinherzigkeit befiel und der Wunsch in ihm lebendig ward, er möchte diese verhängnißvollen Breter niemals betreten haben. „Einen guten Morgen!" schreibt er den Tag nach dem eben erwähnten frugalen Abendessen: „Es liegt mir nichts mehr an meinem Leben — Schauspieler bin ich nicht — viel glaube ich nie zu werden — o hätte ich ein Handwerk gelernt und wäre ein roher Kerl geblieben — da wäre mir besser. Welch ein Leben beim Theater als Anfänger, und gar bei solch einem! Fürs Souffliren habe ich mich nicht engagiren lassen; drum will ich machen, daß ich weg komme. Noch nicht einmal satt zu fressen! .... Diesen Abend wird der «Dorfbarbier» aufgeführt. Ich wollte, ich wäre nie Schauspieler geworden!"

Aber noch schlimmer als Frost, Hunger und Verlassenheit war die Gemeinheit der Gesinnung, die bei diesen kläglichen Unternehmungen herrschte und angesichts deren von künstlerischen Zwecken und künstlerischer Begeisterung gar keine Rede mehr sein konnte. In der Schauspielkunst ist mehr Handwerksmäßiges als in allen übrigen Künsten; darum ist sie auch mehr als alle übrigen der Gefahr ausgesetzt, zum bloßen Handwerk herabgewürdigt zu werden. Alle übrigen Künstler zahlen nur mit ihren Ideen, nur mit der Arbeit ihres Geistes; der Schauspieler zahlt zugleich mit seiner Person. Das erhöht den Reiz des Schauspielerlebens gewiß ganz außerordentlich und macht den Triumph eines Theaterabends gewiß zu einer der großartigsten und gewaltigsten Erregungen, deren der Mensch fähig ist. Aber es liegt auch wiederum die Gefahr sehr nahe, die persönlichen Zwecke und Rücksichten zu dem hauptsächlichen, wenn nicht gar zu dem einzigen zu machen und die Kunst nicht blos wie ein Handwerker, sondern auch wie

ein Schmarotzer, und wenn die Zeiten für das Schmarotzen zu schlecht sind, wie ein Bettler zu treiben.

Ueberhaupt aber gibt es keine zweite Kunst, die ein solches Aufgeben der Persönlichkeit erfoderte, während sie andererseits wieder die Persönlichkeit fortwährend so herausfodert, wie die Schauspielkunst. Nicht blos, wie wir in der Einleitung sagten, die Zeiten sind vorüber, wo man sich Dichter und Künstler nur als zerlumpte Vagabunden denken konnte, sondern auch daran glaubt man nicht mehr — und glaubt mit Recht nicht mehr daran —, daß ein Genie auch nothwendig liederlich sein und die Gesetze der Sitte und der bürgerlichen Ordnung mit Füßen treten muß. Aber für den Schauspieler hat diese alte Tradition allerdings noch eine gewisse Wahrheit, eine verhängnißvolle. Was weiß der Blinde von der Farbe? und wie will der Schauspieler die unermeßliche Tonleiter der Leidenschaften zur Darstellung bringen, zur leibhaften handgreiflichen Darstellung, wenn er sie nicht selbst leibhaftig durchgemacht hat? Wie will er den Trunkenbold, den Spieler, den Wüstling darstellen, wenn er nicht selbst wenigstens mit Trunkenbolden, mit Spielern, mit Wüstlingen in Verkehr gestanden hat? Man steht aber mit dieser Gattung von Leuten nicht im Verkehr, ohne den *Dämonen*, von denen sie beherrscht sind, nicht auch für seine eigene Person wenigstens einige Opfer zu bringen. Die Schauspielkunst soll so wenig ein Freibrief für Liederlichkeit und Ausschweifungen sein wie irgend eine andere Kunst: aber eine gewisse dunkle Region voll sittlicher Gefahren und Kämpfe liegt allerdings in der Laufbahn jedes Schauspielers und glücklich Derjenige, der die Kämpfe wenigstens so besteht, daß die Narben davon nicht zeitlebens sichtbar bleiben!

Eine andere merkwürdige Erscheinung, welche fast ohne Ausnahme in der Geschichte aller Schauspieler wiederkehrt, die in der Folge etwas Ausgezeichnetes und Ungemeines geleistet haben, besteht darin, daß ihr Talent sich sehr langsam, fast schwerfällig entwickelt; dieselben Künstler, die späterhin das Entzücken des Publicums und den Stolz der Bühne bildeten, haben gewöhnlich Jahre hindurch für vollständig ungeschickte und unbefähigte Subjecte gegolten. Einer der ersten Künstler, deren sich das deutsche Theater in diesem Augenblick erfreut, der schon genannte Theodor Döring, hat uns selbst zu wiederholten malen mit lachendem Munde erzählt, wie der Director nach seinem ersten Auftreten nahe daran gewesen, ihn mit tausend Flüchen von den Bretern herunterzuwerfen. Ebenso ist es von Ludwig Devrient bekannt, daß auch er, der späterhin die tiefsten Schätze dramatischer Darstellungskunst entfalten sollte, jahrelang für einen der hölzernsten Gesellen galt, welche jemals die Breter betreten. Dasselbe ist von Seydelmann, Dasselbe von unzähligen Andern überliefert, die während ihrer Lehrjahre

bald der Spott, bald das Mitleid ihrer Collegen waren, um sich dann auf einmal, oft infolge einer äußerlich ganz zufälligen Veranlassung, in einer Kraft und einem Glanze zu entfalten, die ihnen noch wenige Stunden zuvor selbst ihr intimster Freund nicht zugetraut hätte.

Aber auch dies erklärt sich durch das viele Handwerksmäßige, Mechanische, das gerade mit der Kunst des Schauspielers verbunden ist. Gerade je tiefer eine Natur angelegt ist, je innerlicher sie arbeitet, je ernster sie es mit ihrer geistigen Aufgabe nimmt, desto schwerer wird es ihr fallen, diese vielen kleinen und doch so unentbehrlichen, so wichtigen Aeußerlichkeiten zu beachten, desto ängstlicher wird das Bewußtsein dieser Schwierigkeit sie machen und desto häufiger wird sie sich dadurch die Wirkung ihrer besten Absichten und Einfälle verderben.

So darf es uns also nicht Wunder nehmen, daß auch Baison (oder wie er sich in den ersten Jahren seiner Künstlerlaufbahn nannte, vielleicht im Bewußtsein jenes heitern Muths und jener Lebensfreudigkeit, die seine Knabenjahre verklärt hatten, der Schauspieler Fröhlich) nur sehr langsam Fortschritte machte und bei den „Schmieren", mit denen er heute hier, morgen dort, bald am Rhein, bald in der Schweiz, bald in Baiern ꝛc. umherzog, im Allgemeinen nur als ein höchst unbedeutendes Subject bekannt war. Noch im Frühjahr 1833 begegnete es ihm in Halle, daß die damalige Demoiselle Reimann, spätere Frau Dessoir, eine noch jetzt geschätzte Künstlerin, sich als Jungfrau von Orleans aufzutreten weigerte, solange Baison neben ihr den König spielte; mitten in der Probe wandte sie sich plötzlich von ihrem Mitspieler ab und rief dem Director zu: „Mit diesem Esel kann ich nicht spielen!" Der Director (erzählt der Biograph weiter), ein roher und ungebildeter Mann, dabei ängstlich bemüht, sich dem nutzenbringenden Gaste angenehm zu machen, fuhr mit Heftigkeit auf Baison los, nahm ihm die Rolle ab und schrie ihm zu: „Sie sind entlassen, Sie Esel!...."

Die unmittelbare Folge dieses schmachvollen Auftritts, mitten vor allen Collegen, war ein heftiger Blutsturz, der den bis dahin so kräftigen jungen Manne dem Tode nahe brachte. Einsam, von jeder menschlichen Hülfe verlassen, lag er mehre Tage in der Dachkammer eines elenden Wirthshauses; ein Aufwärter, dem er, um sich wenigstens ein paar Groschen zu verschaffen, seine Pfeife zum Verkauf übergab, nahm die Pfeife und ließ sich nicht wieder sehen. Wer will die Bitterkeit der Empfindung ermessen, die damals die Seele des jungen Künstlers erfüllt, und wer will den Stein wider ihn aufheben, wenn von solchen unseligen Erfahrungen noch für spätere Zeiten ein Rost übriggeblieben, der das reine Metall zuweilen mit einem gewissen Anhauch zu verdunkeln drohte?

Und doch sollte das alte Sprüchwort von der Hülfe, die gerade da

am nächsten, wo die Noth am größten, sich auch diesmal bewähren.

Jene Bühne von Lauchstädt, welche Goethe einst errichtet und Schiller durch die edelsten Producte seines Geistes eingeweiht hatte, war um diese Zeit einem richtigen „Schmierenführer" anheimgefallen, für dessen künstlerische Anfoderungen selbst der so schmählich von den Bretern gewiesene Baison noch immer nicht zu schlecht war. Und siehe da, die seltsame Wahl belohnte sich; sei es, daß die Katastrophe in Halle seine ganze Energie emporgerüttelt, sei es, daß die körperliche Krankheit zugleich eine geistige Krisis befördert hatte, genug, der bis dahin so vielfach Verspottete, dem nichts hatte glücken, nichts zutreffen wollen, zeigte sich plötzlich als ein bemerkenswerthes Talent. In kurzem war Baison der Günstling des Publicums, die Stütze und der Mittelpunkt der Gesellschaft.

Nur war leider dieser persönliche Beifall, welchen Baison erwarb, noch immer nicht im Stande, die leere Kasse des Unternehmers zu füllen; die „Schmiere" ging, wie gewöhnlich, in Bankrott und Elend auseinander, und wiederum sah der junge Künstler sich einem unstäten Wanderleben in die Arme geschleudert.

Dasselbe führte ihn jedoch allmälig auf etwas bessere, anständigere Stationen. Noch im Herbst 1833 spielte er bei dem bekannten Kunstenthusiasten, dem Grafen Hahn, der damals die Direction in Magdeburg führte. Von Magdeburg kam er nach einem vergeblichen Versuch, ein Engagement bei dem „alten Schmidt" in Hamburg zu finden, nach Danzig, wo das ganze Kunstleben nun schon einen höhern Anstrich gewann. Baison selbst spielte hier bereits den Hamlet, eine Rolle, die seiner eigenthümlich grübelnden, selbstquälerischen Natur mit am besten zusagte und die in manchem Betracht den Gipfel seiner Kunstleistungen bildete; auch führte er hier bereits die Regie und legte dadurch den Grund zu jener technischen Bühnenkenntniß, die ihn später in so hohem Grade auszeichnete und durch die er selbst auf unsere jüngste dramatische Literatur nicht ohne wesentlichen Einfluß geblieben ist.

Bald indeß gerieth er auch hier wieder mit dem rohen und ungebildeten Director in allerhand Zerwürfnisse, welche ihn bestimmten, Danzig nach kaum einjährigem Aufenthalt heimlich zu verlassen und sich zum zweiten mal auf Gnade oder Ungnade — daß heißt auf Gefallen oder Nichtgefallen, wovon die Gültigkeit des zum voraus abgeschlossenen Contracts abhängig sein sollte — jenem Hamburg zuzuwenden, das ihn schon einmal so gewaltig angelockt hatte und das von da ab der eigentliche Mittelpunkt und leider auch das Grab seiner künstlerischen Thätigkeit werden sollte.

Hamburg genoß damals, in Mitte der dreißiger Jahre, noch eines außerordentlichen theatralischen Rufs. Waren auch die großen Schröder'schen Zeiten, wo die hamburger Bühne die erste Deutschlands gewesen und Shakspeare und Goethe von Hamburg aus ihren Weg über die deutschen Theater angetreten hatten — waren diese großartigen und unvergeßlichen Zeiten auch längst vorüber, so hatte doch die einsichtsvolle und energische Leitung von Schmidt und Lebrun der hamburger Bühne noch immer den Ruhm erhalten, eine der thätigsten und solidesten von ganz Deutschland zu sein. Namentlich die strenge Zucht des alten Schmidt, in dem noch die Traditionen jener Schröder'schen Epoche lebten, hatte das hamburger Stadttheater damals zur wahren hohen Schule der deutschen Schauspielkunst gemacht; hier hatte soeben Emil Devrient die frischeste Blüte seines anmuthsvollen und liebenswürdigen Talents entfaltet, hier leuchtete zu derselben Zeit Döring's glänzendes Gestirn, hier sollte nun auch Baison die entscheidende Probe seines Talents ablegen.

Dieselbe fiel so glücklich aus, wie sein brennendster Ehrgeiz es nur immer hatte wünschen können. Gleich nach seiner ersten Rolle (Hamlet) wurde er nicht nur vom alten Schmidt, sondern auch von der Kritik für würdig befunden, in jenen ausgezeichneten Künstlerverein einzutreten, der damals die hamburger Bühne verschönte; vor kurzem noch überglücklich, mit der Gunst des obscuren lauchstädter Publicums beehrt zu werden, sah er sich von seinem ersten Auftreten an als Liebling des schwer befriedigten, durch die größten Meister verwöhnten hamburger Publicums. Hatte vorhin das Unglück ihn gestählt, welche Schwingen mußte erst dieser über die maßen glückliche Erfolg seiner Seele verleihen! wie mußte Alles, was von Talent, Kraft und künstlerischem Humor in ihm keimte, wie mußte es emporwachsen und sich zur fröhlichsten Blüte entfalten an diesem wohlthätigen Sonnenstrahl des Glücks!

Auch versichern stimmfähige und vorurtheilsfreie Beurtheiler, welche Gelegenheit hatten, Baison damals und in spätern Jahren zu sehen, daß er allerdings später in manchen Einzelheiten bedeutender und reifer gewesen: dafür aber habe auf jener ersten hamburger Epoche ein Schmelz und eine Frische gelegen, gleichsam ein Thau des Glücks, sich wiederspiegelnd in übermüthiger Farbenpracht, wie es dem Künstler selbst in seinen reifsten Jahren nicht wieder vergönnt gewesen.

Und hier möchte zur Vervollständigung unsers Lebensbildes wol der Ort sein, einiges Nähere über die eigenthümliche Art der Baison'schen Darstellung einzuschalten. Dieselbe unterschied sich von Dem, was wir sonst von unsern „ersten Liebhabern" zu sehen gewohnt sind, sehr wesentlich; ja ohne Baison's Talent zunahezutreten und obwol er, als

ein in jeder Hinsicht reichbegabter und hochgebildeter Schauspieler, auch in eigentlichen Liebhaber- und Heldenrollen noch immer Vortreffliches leistete, so darf man doch behaupten, daß blos sentimentale, blos leidenschaftliche Rollen, wie die sogenannten „ersten Liebhaber" meistens sind, ihm weniger zusagten. Dazu hatte die ernste Schule, die er als Künstler zurücklegen mußte, seine Unbefangenheit zu sehr gebrochen, die Fülle seines Herzens zu sehr erkältet, seine kindliche Hingabe an die Welt zu sehr enttäuscht; dieser Kopf hatte zu hart, zu peinlich denken, dieses Auge die geheime Misère seiner Umgebung zu scharf durchspähen müssen, als daß er nicht etwas eingebüßt hätte von jener Naivetät, jener Unmittelbarkeit und Frische, durch welche Rollen der bezeichneten Art ihren hauptsächlichsten Reiz erhalten.

Vielmehr befand Baison sich auf seinem eigentlichen Gebiete in solchen Rollen, in denen der Gedankeninhalt die Empfindung überwiegt oder ihr doch eine wesentliche Färbung verleiht. Je tiefer, je skeptischer dieser Gedankeninhalt, je verwegener die Reflexion am Abgrund der Selbstvernichtung taumelte, desto größer die Lebendigkeit, desto unwiderstehlicher der Erfolg, mit dem Baison sie zur Darstellung brachte. Baison war der eigentliche Darsteller jener Zerrissenheit und sittlichen Entzweiung, wie sie übrigens durch die damalige Literatur geht, und wie auch die ersten und bedeutendsten dramatischen Versuche derselben sie uns repräsentiren. Gutzkow namentlich hat für die Helden seiner frühern Dramen keinen vollendetern, der Idee des Dichters entsprechendern Darsteller gehabt als Baison; auch werden wir sogleich noch von dem Verhältniß zu sprechen haben, das sich zwischen dem Dichter des „Werner" und unserm Künstler persönlich anknüpfte.

Am allergroßartigsten aber zeigte das Talent dieses Darstellers sich in solchen Rollen, wo die Tiefe der Reflexion und die Schärfe des Skepticismus sich wie ein zweischneidiges Schwert gleichzeitig gegen sich selbst und gegen die Umgebung wendet. Dieser Künstler hatte in den dornigen Anfängen seiner Laufbahn nicht nur das Publicum verachten gelernt, er hatte auch in das Treiben der Künstler, ja in seine eigene Brust hatte er Blicke gethan, die ihn mit Unwillen und Verachtung erfüllten. „Die Welt", schreibt er noch kurz vor seinem Tode an einen Freund, „ist von andern Dingen bewegt und läßt sich nicht mehr durch das naive Kunstleben erbauen; nur die flüchtigen Stunden von sechs bis neun Uhr Abends schenkt sie dem Dichter und Künstler zu ihrer eigenen Erholung und Ergötzung, über diese Zeit hinaus verfallen beide der Vergessenheit, und nur die angezündeten Lampen rufen zu neuem kurzem Leben. . . . Welche Anstrengungen werden um ein bischen Lob gemacht, wie viele Besuche abgestattet, wahre Eiertänze ausgeführt, wie viele Gänge und Wege, wie viele Flaschen Champagner und wie

viele Geldrollen spendirt, um nur der lieben Eitelkeit zu dienen! Ich gestehe Ihnen, daß diese traurige Außenseite der Kunst mir schon oft einen äußern Zweifel an dem innern Werth derselben beigebracht und mich Tage lang verstimmt hat, sodaß ich unfähig war, ihr zu dienen."

Allein was mehr? Die Schminke gehört einmal zum Schauspieler und auch diese moralische darf ihm nicht erlassen werden. Also nur immer frisch hineingegriffen in den allgemeinen Farbetopf der Eitelkeit! nur immer die Augenbrauen geschwärzt und ein hysterisches Roth auf die Wangen gepinselt! Die Welt will es nun einmal nicht anders — und ich selbst rette meine Freiheit, indem ich meine Ketten wenigstens innerlich verachte!

Aus diesen und ähnlichen Stimmungen, die wir dem Leser aus triftigen Gründen überlassen müssen sich selbst im Einzelnen weiter auszumalen und deren Ausmalung auch Niemand Mühe machen wird, der irgend einmal einen Blick hinter die Coulissen geworfen oder auch nur in vorübergehendem Verkehr mit Schauspielern gestanden hat — aus diesen und ähnlichen Gründen, sage ich, ging jener großartige, weltverachtende Humor hervor, durch den der Künstler einzelnen seiner Rollen einen wahrhaft dämonischen Reiz verlieh. Wer Baison als Stephan Forster in den „Gebrüder Forster", von Karl Töpfer nach dem Englischen bearbeitet, gesehen hat, der wird nicht nur verstehen was wir meinen, sondern er kann sich auch rühmen, in den ersten zwei Dritteln dieser Rolle, wie Baison sie spielte, etwas von dem Großartigsten gesehen zu haben, das die Bühne jemals geleistet. Auch den Gutzkow'schen Uriel Acosta stattete er mit einzelnen dieser gewaltigen Töne aus; ebenso den Coriolan von Shakspeare, sowie (um in ein ganz entgegengesetztes Gebiet zu streifen) den Lumpensammler von Felix Pyat, eine an sich ziemlich fratzenhafte Rolle, die aber durch Baison (zu dessen letzten Rollen sie überdies gehörte) eine wahrhaft hinreißende Wahrheit und Lebendigkeit gewann. Selbst dem gewöhnlichen Theaterpublicum, ja der Eifersucht, um nicht zu sagen dem Neide seiner Collegen, entging diese Eigenthümlichkeit des Baison'schen Talents nicht; er spiele, meinten sie, allemal in solchen Rollen am besten, wo er seine Umgebung recht heruntermachen und maltraitiren, also den Eingebungen seines starren und herrschsüchtigen Charakters recht folgen könne. Hätte man gesagt: er spielt in solchen Rollen am besten, wo er die Ueberlegenheit seiner souveränen, weltverachtenden Natur am freisten zur Geltung bringen kann, so hätte man damit schon eher das Richtige getroffen. Und doch hätte auch dabei noch ein wichtiger Zusatz gefehlt: nämlich daß diese souveräne Weltverachtung sich auch zugleich gegen sich selber kehrte, ja daß dieser Humor sich nur

darum so wild geberdete und nur darum so grausam gegen seine Umgebung war, weil der Künstler selbst sich so tief unglücklich fühlte.

Denn unglücklich war Baison, trotz des glänzenden Fortgangs, den seine künstlerische Thätigkeit in Hamburg nahm und obwol er auf den zahlreichen Gastspielen, die er im Lauf der nächsten Jahre auf den Hoftheatern in Wien, Berlin, Dresden 2c. veranstaltete, Beifall, Ruhm und Geld die Fülle einerntete. Er war unglücklich, weil der Zwiespalt seiner Kunst ihn ängstigte; auf der einen Seite, welche Erhabenheit, welche Abstraction von allem blos Subjectiven — und auf der andern Seite welche Dürftigkeit, welche Abhängigkeit von den kleinsten persönlichen Mitteln, Stimmungen und Zwecken!

Auch seine äußere Zukunft ängstigte den seit einigen Jahren verheiratheten und mit Kindern gesegneten Mann. Zwar waren seine Einnahmen reichlich und der in der Schule der Armuth und Entbehrung Erzogene, an dessen Wiege Noth und Jammer mit so abschreckendem Antlitz gestanden, hielt sie als guter Hausvater vorsichtig zusammen. Aber sein Körper war durch die rastlosen Anstrengungen erschüttert und angegriffen; wer sicherte ihn für den Fall langwieriger Krankheit oder frühzeitiger Unfähigkeit? wer sicherte Frau und Kinder für den Fall seines plötzlichen Todes? Diese Gunst des Publicums, die ihn jetzt so hoch erhob und seinen Pfad so behaglich ebnete — hatte er nicht an hundert und aber hundert Beispielen gesehen, wie wankelmüthig, wie vergänglich sie war? Seines Eifers und seiner Kunstliebe war er gewiß: aber selbst wenn die Gunst des Schicksals ihm die körperliche Kraft erhielt — wer sicherte ihm die Gunst des Publicums? Der Geschmack wechselt in Deutschland so rasch, ist so launenhaft, besonders beim Theater, das spröde Publicum, das sich einmal hat zu ungewöhnlicher Wärme hinreißen lassen, kommt so leicht zu ironischer Besinnung über sich selbst und spottet der Begeisterung, in der es eben erst so glücklich war — wer stand ihm gut dafür, daß dieser Umschlag der Stimmung nicht auch ihn ereilte? daß nicht auch er in wenigen Jahren schon herabgesunken war zu jenem kläglichsten, gott- und weltverlassensten Dinge, das es auf Erden gibt — nämlich ein alter armer vergessener Schauspieler? Ach, man kennt sie im Publicum noch immer zu wenig, die Sorgen, die auf einem Künstlerdasein ruhen, das durch seine natürliche Beschaffenheit den gewöhnlichen Stützen des bürgerlichen Verkehrs entrückt ist und an das der bürgerliche Verkehr seine Ansprüche doch so gut macht wie an alle übrigen; man weiß oder bedenkt noch immer viel zu wenig, unter welchem Thau schmerzlicher, angstvoller Thränen der Lorber des Künstlers in den meisten Fällen groß wächst und was sein Herz verschließt, vielleicht in demselben Augenblick, da ihr die Frische, die Heiterkeit, die Unbefangenheit seines

Talents bewundert! Molière, der auf den Bretern sterbend zusammenbricht, während das Publicum sich an der Naturwahrheit seines „Eingebildeten Kranken" ergötzt, ist noch immer das eigentliche Symbol der Kunst — und wird es vermuthlich auch noch lange bleiben ....

Die Verhältnisse unserer deutschen Stadttheater sind alle sehr precärer Natur, selbst auch die bedeutendsten nicht ausgenommen; statt ihre Bühnen zu unterstützen und der Kunst in ihren Mauern eine würdige Thätigkeit zu sichern, machen die meisten unserer Städte das Theater noch zu einer Erwerbsquelle, sei es unmittelbar, sei es durch Actiengesellschaft und ähnliche Vereine. Jedenfalls sind die Stadttheater schon wegen der wechselnden Directionen, sowie überhaupt wegen der Unsicherheit ihres eigenen Bestandes, nicht in der Lage, ihren Mitgliedern eine dauernde Existenz zu sichern; das Talent wird ausgebeutet, solange es ergiebig ist oder solange es dem Publicum gefällt, und dann — sechswöchentliche Kündigung und glückliche Reise, meine Herren!

Das ist der Hauptgrund jenes Uebergewichts, welches die Hoftheater, als ständige, dem Zufall möglichst enthobene Anstalten, bei uns in Anspruch nehmen und gegen das selbst die geistigen Vortheile, welche die Stadttheater durch ihre größere Unabhängigkeit, ihre größere Frische und Regsamkeit durchschnittlich darbieten, zurücktreten müssen; nicht blos, wie das Publicum gewöhnlich glaubt, die größern Mittel der Hoftheater begründen dasselbe, sondern vielmehr die größere Sicherheit und Zuverlässigkeit dieser Mittel. Darum können unsere Stadttheater für das hervorragende Talent, das eben deshalb berechtigt ist, auch vom Leben eine hervorragende Stellung zu verlangen, immer nur einen Durchgangspunkt bilden; das letzte Ziel des Künstlers, wohin alle Gedanken sich richten, alle Berechnungen sich wenden, muß immer das „Engagement" bei einer „Hofbühne" bleiben, weil nämlich nur die Hofbühnen „lebenslängliche" Engagements haben. Mag es immer sein, daß der bureaukratische Schlendrian, der bei der Mehrzahl unserer Hoftheater herrscht, den Künstler über kurz oder lang moralisch todt macht; mag es sein, daß viele unserer Hofschauspieler nur noch Beamte, nicht mehr Schauspieler sind und daß die unaufhörlichen kleinlichen Rücksichten, die beschränkte Auswahl des Repertoire, die übermäßige Pflege des äußern Prunks und Sinnenkitzels, wie das Alles bei unsern Hoftheatern zu Hause ist, endlich auch das reichste Talent stumpf, den feurigsten Geist schlaff und träge macht — das „lebenslängliche Engagement" und die gesicherten Pensionen müssen für Alles entschädigen. Ob sich freilich nicht durch eine verbesserte Einrichtung unserer Stadttheater dieser Mangel wenigstens zum größern Theil beseitigen ließe, ob nicht namentlich durch das sehr einfache Mittel, wenn verschiedene benachbarte Städte, ja ganze Landschaften zusammentreten möchten, um

mit vereinten Kräften eine stehende Provinzialbühne zu gründen, der Hauptpunkt der Frage schon gelöst wäre, das steht auf einem andern Blatte. — Doch würde uns die Erörterung dieses Punktes hier jedenfalls zu weit führen und kehren wir also zu unserm Freunde zurück.

Auch für diesen konnte der Aufenthalt in Hamburg somit nur ein Durchgangspunkt sein, so glänzend und vortheilhaft derselbe in der That auch war; auch er mußte suchen, an eines jener Hoftheater zu gelangen, die nun einmal das Monopol besitzen, eine künstlerische Existenz auf die Dauer sicher zu stellen. Sein Abgang von Hamburg im Herbst Siebenunddreißig, sowie die schon erwähnten wiederholten Gastspiele in Wien, Berlin, Dresden, Stuttgart ꝛc. gingen wesentlich aus dieser Absicht hervor.

Aber unsere Hoftheater sind eben Hofinstitute; selbständige, männliche, sogar vielleicht etwas eigenwillige Charaktere kann man bei Hofe nicht gebrauchen, beim Theater so wenig wie anderwärts. Baison war in seinen Bemühungen nicht glücklich; als Gastspieler auf den ersten Hofbühnen Deutschlands willkommen und gefeiert, fand er doch die Thür verschlossen, sobald es sich um ein dauerndes Engagement handelte. Und als es ihm endlich gelungen war, ein solches in Dresden zu erhalten (1838), so war dasselbe mit so vielen Mißständen verbunden oder stellte sich doch wenigstens Baison's ungeduldigem und stürmischem Sinne so dar, daß er nichts Angelegentlicheres zu thun hatte, als den kaum geschlossenen Vertrag wieder zu lösen. Er ging nach Hamburg zurück, von Hamburg nach Frankfurt und wiederum von Frankfurt nach Hamburg; überall als Künstler aufs schmeichelhafteste aufgenommen und von der Gunst des Publicums getragen, fühlte er sich doch verzehrt von der innern Rastlosigkeit seines künstlerischen Strebens, sowie von der Unzufriedenheit mit seiner äußern Lage. Was er auch leistete, ihm selbst war es noch immer nicht genug; was er auch erntete, ihn selbst befriedigte es noch immer nicht. Vor seiner Phantasie stand eine Wirksamkeit, wie sie ehedem Eckhof, Schröder und andere Heroen der deutschen Bühne gehabt; Wiederhersteller des ganzen deutschen Theaters wollte er werden, er fühlte die Kraft dazu in sich — warum versagte das Schicksal ihm die Gelegenheit? warum beförderte es so viel schwächere, unbedeutendere Subjecte in gesicherte und einflußreiche Stellungen und ließ nur ihn unausgesetzt auf der Woge des Zufalls treiben?

So versuchte er es denn mit der Literatur; da die Hoftheater sich spröde verschließen, da kein fürstlicher Mäcen sich finden will, wohlan, thun wir uns mit den jungen Schriftstellern zusammen! Sie sind in einigermaßen ähnlicher Lage; auch von ihren dramatischen Versuchen wollen diese Hoftheater, die ja auch den ästhetischen Geschmack des Publicums bestimmen, nichts wissen, auch sie werden kühl über die

Achseln angesehen von Denjenigen, deren Beruf es im Gegentheil mit sich bringen sollte, die jungen Keime der Literatur zu schützen und zu pflegen — thun wir uns zusammen! Der Dichter gibt den modernen, zeitgemäßen Stoff, den interessanten Namen, die schöne künstlerische Form; der Schauspieler steuert seine praktische Erfahrung, seine Kenntniß der Bühne und ihrer Bedingungen, endlich die Schöpfermacht seines Talents bei — es müßte ja nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn diese Allianz nicht endlich doch noch triumphiren sollte!

Daß dies das einzige Motiv gewesen, weshalb Baison die Verbindung mit der jüngern dramatischen Literatur so eifrig suchte, oder daß dieselbe ihm so völlig klar gewesen, wie wir es hier darstellen, fällt uns allerdings nicht ein zu behaupten. Wir selbst haben schon oben auf noch andere geistigere Zusammenhänge zwischen Baison und der modernen Literatur hingedeutet. Auch braucht man sich die Lage dieser Literatur selbst nur einigermaßen zu vergegenwärtigen, sowie andererseits den Ueberdruß, den es dem strebsamen Schauspieler nothwendig erregen muß, immer und immer die alten Rollen zu spielen, diese Rollen, die nun schon seit funfzig und sechszig Jahren die stehenden Artikel der deutschen Theaterwelt bilden, die Jeder schon von diesem oder jenem großen Schauspieler gesehen hat und mit denen sich daher eine frische, unbefangene Wirkung im Grunde gar nicht mehr erzielen läßt — um Baison's fast leidenschaftliche Annäherung an die jüngere Literatur vollkommen begreiflich zu finden. Daß aber das angegebene Motiv ebenfalls mitgewirkt hat, das glauben wir allerdings und das werden uns auch Alle bestätigen, die mit Baison jemals in einen nähern Verkehr getreten sind.

Am lebhaftesten und fruchtbarsten war dieser Verkehr mit Gutzkow, der zu derselben Zeit wie Baison in Hamburg und Frankfurt lebte, und eben damals seine praktische Thätigkeit für die Bühne eröffnete. Auch der Verfasser dieses Aufsatzes, der ungefähr um die nämliche Zeit seine ersten dramatischen Schnitzer machte, hat sich Baison für vielfache praktische Rathschläge und Fingerzeige, mit denen derselbe ihn dabei unterstützte, dankbar zu bekennen. Späterhin war es besonders Rudolf Gottschall, dessen schönes und fruchtbares Talent Baison in liebevolle Pflege nahm. Ob sein Einfluß dabei unter allen Umständen vortheilhaft war und ob die Poesie und die Wahrheit der Charaktere nicht zuweilen verlor, was die Stücke durch seine Rathschläge an scenischer Wirkung gewannen, darüber enthalten wir uns des Urtheils. Im Allgemeinen liebte Baison, wie alle Schauspieler, die starken Effecte, selbst wenn diese Stärke auch mehr scheinbar als wirklich war. Und auch eine andere Schwäche der meisten Schauspieler theilte er, nämlich daß er seine eigene Rolle nicht leicht glänzend, die seiner Mitspielenden

by Google

nicht leicht dürftig genug bekommen konnte. Uns ist in dieser Hinsicht besonders eine Bearbeitung der Hebbel'schen „Maria Magdalena" erinnerlich, die er im Sommer Siebenundvierzig auf die hamburger Bühne brachte; da war dem Leonhard kein Wort gestrichen, während der für die Handlung so ungemein wichtige Secretär zum Schattenhaften, ja zum Unverständlichen zusammengezogen war — weshalb? Ei nun: den Leonhard, den edlen, aufopfernden Charakter, spielte Baison selbst, den künstlerisch wichtigen, aber pathologisch unangenehmen Secretär ließ er durch den „zweiten Liebhaber" spielen!

Nun ist es freilich wieder sehr leicht, über solche Schwächen den Stab zu brechen und sie ohne weiteres als Eitelkeit und Rollensucht zu verdammen. Allein man erinnere sich an Dasjenige, was wir oben über das unvermeidliche Hervortreten der Persönlichkeit beim Schauspieler gesagt haben und man wird sich versucht fühlen, sein Urtheil ein wenig zu beschränken und zu mildern.

Wir kommen jetzt an den verhängnißvollsten und letzten Act in Baison's Künstlerleben, an einen Schritt, mit dem er selbst den eigentlichen sichern Grund seines künstlerischen Ruhmes sowol wie seines bürgerlichen Wohlstandes zu legen gedachte und der ihn in beiden Beziehungen aufs bitterste enttäuschte — einen Schritt, den selbst jener öfters erwähnte Biograph nicht umhin kann als das „tragische Unrecht" in Baison's Leben zu bezeichnen, „welches er mit seinem Untergange büßen mußte". — Das hamburger Stadttheater, das seit Schmidt's Tode ebenfalls mehr und mehr zu einer bloßen kaufmännischen Speculation geworden war, vielleicht auch, nach dem Maßstabe des modernen hamburger Lebens, nicht viel mehr sein konnte, stand (Anfang 1846) aufs neue zur Verpachtung. Wie das in solchen Fällen zu geschehen pflegt und zwar um so lebhafter, je größer die Stadt und um so beträchtlicher daher auch die Concurrenz, so war diese Verpachtung auch diesmal der Gegenstand vielfacher Cabalen und Intriguen; in und außer dem Theater wurde bald für diesen, bald für jenen Bewerber Partei gemacht, eine Menge unlauterer, unkünstlerischer Leidenschaften wurden entfesselt und Publicum und Kunst auf alle Weise herabgezogen und ausgebeutet. Ueber die einzelnen Stadien dieses Kampfes hier zu berichten, wäre völlig gegen den Charakter dieses Aufsatzes; genug, ein Bewerber trug endlich den Preis davon oder schien doch Derjenige zu sein, der ihn demnächst davontragen würde, von dem es zum voraus bekannt war und der es auch selbst niemals in Abrede stellte, daß bei ihm von sogenannten höhern Zwecken und künstlerischen Absichten keine Rede, sondern daß er das Theater lediglich als eine Geschäftssache betrachte, bei der es nur darauf ankomme, die Interessen der Betheiligten möglichst gleichmäßig zu wahren, also

den Einen möglichst zu amusiren, dem Andern die Kasse möglichst zu zu füllen — c'est tout!

Und mit diesem Manne (gegen dessen kaufmännische Tüchtigkeit wir damit natürlich ebenso wenig gesagt haben wollen, wie gegen seine geschäftliche Gewandtheit und seine persönliche Redlichkeit) — mit diesem Manne ließ Baison sich verleiten oder verleitete sich auch wol selbst, gemeinsame Sache zu machen. Schon daß er aus der verhältnißmäßig reinen und idealen Sphäre des darstellenden Künstlers heraustreten und sich in die Sorgen und Verdrießlichkeiten einer Theaterleitung verwickeln wollte, konnte Diejenigen, die Baison's Talent lieb hatten, nicht ohne Besorgniß lassen, besonders wenn sie dabei seinen heftigen, leicht verstimmbaren Charakter in Anschlag brachten. Aber als ob es noch nicht genug gewesen wäre an der Gefahr, in welche er sich damit stürzte, so that er diesen Schritt obenein noch in Gemeinschaft mit einem Manne, dessen völlig abweichende Natur ihm, dem scharfsichtigen Menschenkenner, unmöglich unbekannt sein konnte.

Und ebenso mußte er auch das hamburger Publicum und die Verhältnisse des dortigen Theaters kennen; er mußte wissen und wußte, wie die Folge zeigte, in der That auch nur zu gut, daß das hamburger Publicum ebenso abgestumpft ist und ebenso übersättigt wie eins in Deutschland, und daß an dem großen Ruf, dessen die hamburger Bühne solange genoß, wenigstens der gebildete Theil desselben (schon Schröder rühmte „seine Galerie") sehr unschuldig war; er mußte sich sagen, daß von dem Moment an, wo er als Director, als Speculant an die Spitze dieser Bühne trat, jenes ideale Moment, auf das er bis dahin so enthusiastischen Werth gelegt hatte, nothwendig nur noch den zweiten Rang einnehmen, ja daß nur allzu bald Fälle kommen würden und kommen müßten, wo er dasselbe völlig opfern würde.

In der That hat Baison sich dieses Alles ohne Zweifel gesagt; sein scharfer Verstand, seine genaue Kenntniß des Lebens ließen darüber gar keinen Irrthum zu. Nicht daß er den Schritt dennoch that, machen wir ihm zum Vorwurf — war es doch nachgerade ein Schritt der Nothwendigkeit geworden; nachdem alle Versuche, bei einem Hoftheater zu dauernder Versorgung zu gelangen, gescheitert waren, blieb ihm vielleicht nichts Anderes übrig; er durfte vielleicht nicht erst abwarten, bis ein Anderer an die Spitze des hamburger Theaters treten und ihn auch dieses Schauplatzes berauben würde.

Darüber also kein Vorwurf, keine Klage. Was wir aber recht sehr beklagen und worin wir, übereinstimmend mit seinem Biographen, allerdings eine tragische Schuld erblicken, das ist, daß er diesen Conflict von vornherein nicht ehrlich bekannte, daß er vor sich selbst und vor dem Publicum, sogar vor seinen Kunstgenossen, welche doch am

ersten die wahre Lage der Dinge durchschauen mußten, den Schein zu bewahren suchte, als ob seine Unternehmung wirklich und lediglich aus künstlerischen Motiven hervorgegangen wäre, und als ob er wirklich in Allem, was er als Theaterdirector that und nicht that, ernstlich nur seiner Begeisterung für das „Schröder'sche Kunstinstitut" folgte. Das hat Baison, gewiß sehr gegen seinen Willen, aber doch kaum ohne sein Wissen, zu Halbheiten und Zweideutigkeiten verleitet, über die der Verfasser dieses Aufsatzes um so lieber hinwegeilt, als er davon zum Theil persönlich betroffen worden. Die Baison-Maurice'sche Theaterunternehmung vom Frühjahr 1847 war von vornherein eine Unmöglichkeit; trotz der glänzenden Ankündigungen, die ihr vorausgingen, und wiewol Baison dem Publicum wie der Kunst eine Neugeburt der gesammten deutschen Bühne davon versprach, war sie ihrem innersten Kerne nach doch nur eine Speculation wie alle andern; ja der Umstand, daß sie noch mehr zu sein vorgab, mußte ihren unglücklichen Ausgang nur beschleunigen.

Ueber diesen Ausgang selbst könnte der Verfasser hier mit aller Unparteilichkeit berichten, wenn es auf diesen einzelnen Bericht noch überhaupt ankommen könnte; die Stelle, die ihm selbst in *dem erneuten* Organismus dieser Bühne zugedacht war und in der er allerdings, jung wie er damals war, der deutschen Kunst etwas zu nützen gehofft hatte, legte er, zur Erkenntniß des Gegentheils gekommen, schon nach den ersten sechs Wochen nieder, und auch während dieser wenigen Wochen war seine Wirksamkeit so beschränkt, ja so gleich Null, daß er gewiß guten Grund hat, sich als vollkommen neutral in dieser Angelegenheit zu betrachten. Doch ist das innere Motiv des Untergangs schon im Obigen genügend dargelegt; die Einzelheiten würden auch hier nur wieder in einen Sumpf von kleinen persönlichen Geschichtchen und Klatschereien führen, in die wir uns ein für alle mal nicht begeben mögen.

Und doch meinte es das Schicksal noch immer gut mit dem unglücklichen Künstler; es ersparte wenigstens ihm und seiner Unternehmung die Qual eines langsamen, allmäligen Hinsiechens. Das Jahr Achtundvierzig, wie verhängnißvoll übrigens für das deutsche Theater, hatte doch für Baison wenigstens das Gute, daß er den Mantel der Kunst und der idealen Interessen, mit denen er seine Anstalt noch immer zu drapiren versuchte, jetzt vollständig fallen lassen konnte; in den Stürmen dieses Jahres war es schon immer genug, wenn Einer sein Theaterschiff nur überhaupt noch flott erhielt, nach dem Wie wurde da nicht mehr gefragt ....

Aber die Kraft des Künstlers hatte sich in so langen, so fruchtlosen Kämpfen erschöpft; das unruhvolle Herz, solange von Sehnsucht und Ehrgeiz und Ungeduld geschwellt, und nun in seiner Sehnsucht,

seiner Ungeduld, seinem Ehrgeiz so bitter enttäuscht, verweigerte den Dienst. Schon seit dem Sommer Achtundvierzig hatte Baison nicht mehr aufgehört zu kränkeln; ein typhöses Fieber riß ihn in den ersten Wochen des neuen Jahres rasch dahin. Am 13. Januar hauchte er seinen letzten Athem aus: kaum sechsunddreißig Jahre alt, viel zu früh für die Kunst und vielleicht selbst für die Zukunft der deutschen Poesie — aber doch noch immer zu spät für sein eigenes Glück....

Capitän Hastings und die „Karteria",

der erste Dampfer im Kriege.

Eine historische Erinnerung.

Mitgetheilt von

Ludwig Roß.

Die Augen Europas sind jetzt mit Erwartung auf die gewaltigen Flotten gerichtet, welche im Schwarzen und im Baltischen Meere schwimmen, die Russen zum Kampfe herausfodernd, falls sie sich aus ihren befestigten Häfen hervorwagen mögen. Ein großer Theil dieser Erwartung gilt nicht sowol einer Seeschlacht überhaupt — denn solche sind schon oft dagewesen, von Abukir und Kopenhagen bis Navarin und Sinope —, sondern vielmehr der Art und Weise, wie sich die Dampfkraft, vollends in ihrer jetzigen vollkommenern Anwendung durch Schrauben auf riesige Linienschiffe, und wie sich die ungeheuren vielfach verbesserten Geschütze im Kampfe auf offener See bewähren werden. Dies Schauspiel ist noch neu, und soll jetzt zum ersten male in Scene gehen. Ganz neue Kampfweisen, ganz neue Ergebnisse werden ins Leben treten. Denn wie viel Pulver in den letzten Decennien seit Erfindung der Dampfschiffe auch schon verschossen worden ist: ein Gefecht auf freiem Meere von Dampfer gegen Dampfer, oder von Dampfern gegen ebenbürtige tüchtige Kriegssegler hat eigentlich noch nicht Statt gehabt. Die Anwendung von Dampfern — nur Räder- oder Schaufelschiffen — gegen Festungen und Batterien, z. B. gegen Mogador und Tanger, gegen die syrischen Häfen im Jahre 1840, gegen die Schanzen bei Eckernförde, und neuerdings gegen Odessa, kann noch keinen Maßstab abgeben; noch weniger die unbedeutenden Scharmützel, mit gar zu ungleichen Kräften, einiger Dampfer der weiland deutschen Reichsflotte gegen die dänischen Fregatten vor der Wesermündung, oder der schwachen weiland schleswig-holsteinischen Dampfer gegen einige dänische Segler vor dem kieler Hafen. Bei Sinope aber wurden die wenigen türkischen Dampfer von den überlegenen Russen zu sehr über-

rascht, als daß sie sich hätten bewähren können — außer dem Taïf durch seine glückliche Flucht. Unsers Wissens beschränken sich die Erfahrungen über die glückliche Anwendung eines Dampfschiffs gegen Segelschiffe in der Hauptsache noch immer auf die ein Vierteljahrhundert alten Thaten der „Karteria" (Perseverance) im griechischen Freiheitskriege; und daher erscheint es zeitgemäß, nach mündlichen Erzählungen des deutschen Arztes des Schiffs, des noch lebenden griechischen Oberarztes Dr. Treiber, und vieler andern Augenzeugen kurz daran zu erinnern.

Die „Karteria", in England gebaut und ausgerüstet, war nach heutigen Begriffen ein kleines und schwaches Schiff; der „Duke of Wellington" oder der „Royal Albert" hätte sie fast ohne viel Umstände als Barke an seinen Spiegel oder seine Breitseite hängen können. Sie führte auf dem Vorder- und Hintertheil zwei 64-Pfünder, und auf den Seiten einige Caronaden. Befehligt wurde sie von einem ausgezeichneten Offizier, dem in den griechischen Gewässern unvergeßlichen Frank Abney Hastings, der wegen eines Streithandels mit einem höhern Vorgesetzten den englischen Dienst verlassen hatte und sich nun ganz der griechischen Sache widmete, für die er auch zuletzt *an einer* scheinbar nur leichten Wunde gestorben ist. Hastings hatte zu Bedienung seiner Geschütze neben einigen Engländern ein Dutzend schwedische Matrosen, von einem im Mittelmeer gestrandeten Schiffe, angeworben; die übrige Bemannung des Dampfers waren Griechen. Er feuerte mit glühenden Kugeln, die in dem Ofen der Dampfmaschine glühend gemacht wurden; und bald war die „Karteria" der Schrecken der Türken.

Einige der Hauptthaten des tapfern Hastings waren folgende. Er befand sich im Ionischen Meere und brachte in Erfahrung, daß ein türkisches Geschwader, aus vier oder fünf kleinern Kriegsschiffen von 12—18 Kanonen bestehend, bei Galaxidi in der Bucht von Delphi, an der Nordseite des Korinthischen Meerbusens, vor Anker lag, wo sich die Türken unter dem Schutze der beiden Forts Rhion und Antirrhion, der sogenannten Kleinen Dardanellen, die den schmalen Eingang des Korinthischen Meerbusens bestreichen, vor ihrem gefürchteten Feinde ganz sicher glaubten. Allein Hastings ging eines Morgens zwischen den beiden Schlössern durch, ohne daß die türkischen Geschütze seinem Schiffe erheblichen Schaden beizubringen vermochten. Unverhofft dampfte er, zum Kampfe bereit, mit schon rothglühenden Kugeln, um die Ecke des Vorgebirgs bei Galaxidi, bevor die sichern Türken nur seine Annäherung erfahren hatten. Erschrocken warfen sich Offiziere und Mannschaft, so viele sich retten konnten, in die Boote und flohen ans Land; aber nur noch wenige Minuten, da war die „Karteria" auf Schuß-

weite heran: nach einigen wohlgezielten Schüssen standen die türkischen Schiffe in Brand, und nach kurzer Frist flogen sie mit dem größern Theile ihrer Bemannung in die Höhe. Die Augenzeugen wissen es graulich zu schildern, wie sich die armen Schelme in der Luft überschlugen, ehe sie das Wasser wieder erreichten.

Durch einen ähnlichen Ueberfall vernichtete Hastings eine feindliche Corvette von 20 Kanonen und mehre kleinere Schiffe in der Bucht von Volo. Mit besonderer Vorliebe aber erzählen die Griechen, wie er einen frechen Dalmatiner bestrafte. Er fand auf der Rhede von Vostizza einen großen östreichischen Kauffahrer beschäftigt, Munition und Vorräthe für die Türken auszuschiffen. Hastings sandte ihm den Befehl, in einer Stunde die Anker zu lichten und abzusegeln. Der Oestreicher antwortete höhnisch und fuhr in seiner Arbeit fort; seine Regierung hatte damals ja die griechische Flagge noch nicht anerkannt, und so glaubte er sich nicht gebunden, dem Befehle zu gehorchen. Zitternd vor Wuth stand Hastings auf seinem Verdecke, die Uhr in der Hand; als die letzte Minute der gesetzten Frist verronnen war, sandte er dem trotzigen Kauffahrer ein paar glühende Kugeln in die Seiten, die ihn bald im Meere begruben.

Hastings starb, wie gesagt, an einer geringfügigen Wunde, die er im Kampfe mit den Türken erhalten; aber sein Andenken lebt noch in jenen Gewässern. Auch sein Schiff, die „Karteria", ist längst dahin; nur ihr Schiffsschnabel wird als ein rühmliches Angedenken noch in dem griechischen Arsenale aufbewahrt. Welche andern und größern Thaten werden wir bald von den jetzigen Dampfern unter Napier und Dundas vernehmen?

Literatur und Kunst.

Unter den Büchern des Alten Testaments dürfte wol kaum ein zweites zu finden sein, daß die Aufmerksamkeit der Gelehrten wie der Laien von jeher in solchem Grade beschäftigt hat, wie die unter dem Namen des Hohen Liedes bekannte Sammlung von Liebesliedern. Die Kritik des Sprachforschers, die Bewunderung des Aesthetikers, die Symbolik des Mystikers haben sich gleichmäßig damit beschäftigt, und wenn auch die letztere schon seit Herder's Zeiten, der den Charakter des Gedichts bereits deutlich erkannte und aussprach, keinen Anspruch mehr hat weder auf Glaubwürdigkeit noch auf wissenschaftliche Beachtung und Denjenigen, die noch immer ihren Gefallen daran finden, lediglich als persönliche Liebhaberei überlassen bleiben muß, so fehlt doch noch immer viel, daß die Bedeutung des Hohen Liedes als „des Zartesten und Unnachahmlichsten, was uns vom Ausdruck leidenschaftlicher und anmuthiger Liebe zugekommen", im gebildeten Publicum allgemein anerkannt

Digitized by Google

und verstanden wäre. Unter diesen Umständen heißen wir die neueste Ausgabe des berühmten Gedichts: „Das Hohe Lied in deutscher Uebersetzung, Erklärung und kritischer Textausgabe. Von Ernst Meier, Professor der morgenländischen Sprachen in Tübingen" (Tübingen, Guttenberg), doppelt willkommen. Der gelehrte Verfasser, der zwei entlegene Gebiete, die deutsche und die morgenländische Literatur, mit gleichem Eifer und gleichem Glück anbaut, hat damit ein Werk geliefert, für das ihm nicht nur seine Fachgenossen Dank wissen werden, besonders die Jüngern darunter, für die es eine sehr zweckmäßige Einleitung in das Wesen der hebräischen Poesie im Allgemeinen bildet, sondern auch dem größern Lesekreise empfiehlt das Buch sich durch die Klarheit und Eleganz seiner Darstellung. Der Verfasser gibt zuerst eine kurze Uebersicht über den Inhalt des Hohen Liedes, worauf zwei Abhandlungen über Einheit und Form, sowie über Anlage und Darstellung desselben folgen. Wir finden darin neben gründlicher Gelehrsamkeit, die doch die Spuren ihrer Arbeit sehr wohl zu verhüllen weiß, manche feine und scharfsinnige Beobachtung. Besondere Mühe gibt der Verfasser sich, die Einheit des Hohen Liedes, dieses Kreuz der Ausleger, zu erweisen. Wir erkennen die Neuheit und Eigenthümlichkeit seines Weges an und auch Das gestehen wir ihm zu, daß sein Versuch mindestens ebenso gut ist wie die frühern. Aber wir glauben auch, daß überhaupt alle Versuche, die Einheit des Hohen Liedes nach Art einer in sich abgeschlossenen, zusammenhängenden dramatischen Fabel („eines Singspiels", wie Ewald es nennt) nachzuweisen, *scheitern müssen*, nämlich weil diese Einheit überhaupt nicht existirt, und weil das Gedicht, in der Form wenigstens, in der es von Alters her überliefert worden, nicht mehr noch weniger ist als eine Mosaik, ein Cento von Liebesliedern und Liederfragmenten, in denen Zusammengehöriges und Nichtzusammengehöriges bunt durcheinander gemischt ist; wir müssen uns begnügen, den Duft der einzelnen Schönheiten zu genießen, das Bemühen aber, die zerrissenen und zerstreuten Glieder zu einem kunstmäßigen Leibe wieder zusammenzufügen, muß nach unserm Dafürhalten ein für alle mal aufgegeben werden. Es folgt dann ein Abschnitt über Verfasser und Zeitalter. Hr. Meier setzt das Gedicht in die Jahre 800—820 und belegt seine Ansicht mit Gründen, die sich zwar nur auf innere Motive stützen, aber doch alle Anerkennung verdienen. Nach einer Uebersicht über die bisherigen Auslegungen des Hohen Liedes, in welcher die beliebte allegorisch-mystische Schule mit verdienter Strenge abgefertigt wird, gelangen wir sodann an das Hauptstück des Buchs, nämlich an den Text mit der danebenstehenden Uebersetzung, wozu schließlich noch ein umfänglicher Commentar nebst Wort- und Sachregister hinzukommt. Eine genaue Kritik dieses Abschnitts würde dem Charakter dieser Blätter nicht entsprechen, und bemerken wir daher nur im Allgemeinen, daß die Uebersetzung sich nicht nur durch Richtigkeit und Treue, sondern ganz besonders auch durch Schönheit und Adel des Ausdrucks auszeichnet. In der Anordnung des Textes folgt der Verfasser einem eigenthümlichen rhythmischen Gesetz, das er überhaupt an der hebräischen Poesie entdeckt haben will und wodurch dieselbe der Metrik der classischen Sprachen sehr nahegerückt werden würde. Jedenfalls hat der Verfasser damit einen interessanten und fruchtbaren Punkt angeregt, der einer weitern aufmerksamen Erörterung würdig ist.

Nur um des verwandten Gegenstandes willen und obwol wir recht wohl

fühlen, daß wir uns damit auf ein Gebiet begeben, auf dem uns höchstens eine Meinung zusteht, kein Urtheil, wollen wir hier gleich noch die Erwähnung einer kleinen Liedersammlung anschließen, welche unter dem Titel: „Zwei Rosen oder das Hohe Lied der Liebe. Von Julius Sturm" bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen ist. Die Bearbeitungen und Nachahmungen des Hohen Liedes sind in unserer Poesie sehr zahlreich; doch ist das Meiste davon nur Verwässerung. Der Verfasser des vorliegenden Büchleins, von dem wir auch sonst schon manche zarte und innige Dichtung gelesen, hat diesen Fehler glücklich vermieden; ohne sich auf eine eigentliche Bearbeitung einzulassen, hat er dem Hohen Liede nur einzelne besonders glückliche Motive entnommen und diese dann auf eigene Hand, aber wie uns dünkt, in echt poetischem Geiste verarbeitet. Und auch dies gilt nur von dem ersten Abschnitt „Die Rose Sarons oder die Braut Salomon's"; der zweite, „Die Rose Zion's oder die Braut Christi", der zu der frühern sinnlichen, irdischglücklichen Liebe das Gegenbild einer übersinnlichen, rein geistigen liefert, ist vollkommen selbständig und wird, wie wir glauben, bei den Freunden religiöser Poesie dieselbe wohlwollende Aufnahme finden, die auch den frühern Leistungen des begabten Verfassers zutheil geworden ist. wz.

Ein weißer Rabe, in der That: nämlich eine Sammlung von Soldatenliedern, in der kein Säbel gewetzt, keine loyalen Redensarten gesponnen, keine Demokraten gespießt werden; eine Sammlung mit einem Wort, die man lesen und an der man sich freuen kann, auch ohne Dienstabzeichen und ohne zu den Gläubigen der Kreuzzeitung zu gehören. Dieser seltene Vogel ist erschienen bei Meidinger, Sohn und Comp. in Frankfurt a. M. und betitelt sich: „Soldatenlieder von zwei deutschen Offizieren." Das ist echte Soldatenpoesie für unsere Zeit: kein Prahlen, kein Renommiren, kein Liebäugeln mit Gott und König, sondern frischer, derber Humor, jetzt auf dem einförmigen Marsch, jetzt auf dem Paradeplatz beim noch langweiligern Exerciren, hier beim Mädchen, dort im Wirthshaus unter den Kameraden, aber immer unbefangen und lustig, mit offenem Sinn und derb zufassenden Händen, stets bereit zum Trinken wie zum Lieben und allenfalls auch zu einigen honetten Händeln. Selbst gegen den Zopf, der dem deutschen Soldatenthum noch immer sehr stattlich im Nacken hängt, verschließen die Dichter das Auge nicht; die Langeweile des Kasernenlebens, die Plackerei des Kamaschendienstes und Aehnliches werden mit munterm Witz verspottet. Ein richtiger Soldat, z. B. was ein königlich preußischer Gardelieutenant ist oder doch bald sein möchte, wird sich darüber freilich entsetzen; wir dagegen drücken den braven Dichtern die Hand und freuen uns darüber, einen so frischen, natürlichen Ton zu vernehmen aus einem Kreise, in dem wir nach den Erfahrungen der letzten Jahre dergleichen kaum mehr gesucht hätten. Die Krone des Buchs sind die beiden ersten Abschnitte: „In Garnison" und „Auf dem Marsche"; als Verfasser gibt sich Karl Woldemar von Normann zu erkennen. Auch die „Lieder im Felde", „Am Wachtfeuer" und „Lieder der Landsknechte" von Heinrich Röder enthalten viel Gelungenes und Frisches. Ebenso die „Vermischten Gedichte" desselben Verfassers, unter denen wir besonders die „Romanzen und Balladen" hervorheben. Seinen eigentlichen Charakter aber

erhält das Buch doch immer durch die erste, rein soldatische Hälfte; hier treffen wir Lieder von solcher Ursprünglichkeit und von solch natürlichem, frischem Klang, als ob wir eine Sammlung alter Volkslieder in Händen hätten. Daß wir damit nicht zu viel sagen, mögen die beiden nachstehenden Proben beweisen, bei deren Auswahl wir uns freilich weniger durch ihren innern Werth als durch ihre Kürze haben bestimmen lassen. Auch wollen wir noch die Notiz voranschicken, daß neben der größern sehr elegant ausgestatteten Ausgabe gleichzeitig eine zweite, überaus billige erschienen ist, die nur die eigentlichen Soldatenlieder enthält; hoffentlich wird dieselbe eine recht weite Verbreitung finden und bald von vielen muntern Soldatenkehlen in Scherz und Ernst gesungen werden.

Wer hätt' vom Petrus das gedacht. (S. 9.)

Wer hätt' vom Petrus das gedacht,
Daß er so tolles Wetter macht?
Das ist ein ganz langweiliger,
Ganz sonderbarer Heiliger!

Wann wir zum Exerciren geh'n,
Läßt er die Sonn' am Himmel steh'n!
Da wird dann hin und her marschirt,
Daß man die Lust gar bald verliert.

Doch wann wir wieder zieh'n nach Haus,
Ist's mit dem hübschen Wetter aus!
O so ein Heil'ger ist gar fein, —
Der braucht ja nicht dabei zu sein!

O Petrus! denk' an Malchus Ohr,
Und stell' dir unser Elend vor.
Geh, heil'ger Petrus, sei gescheit,
Laß regnen doch zur rechten Zeit!

Zu München. (S. 23.)

Zu München auf dem Schrannenplatz
Da wohnt mein auserwählter Schatz —
Und möcht' vor Gram vergehen.

Sie wohnt in einem hohen Haus,
Zum Fenster schaut sie oft hinaus —
Und meint, sie müßt' mich sehen.

Geduld, mein lieber Schatz, Geduld!
Es ist, es ist nicht meine Schuld,
Daß du so ganz alleine!

Der Hauptmann, der hat commandirt,
Und ist dann mit uns abmarschirt
Nach Landau an dem Rheine.

O du mein Schatz in Freud' und Leid!
Ich denk' an dich zu jeder Zeit,
Bis wir zusammenkommen!

Dies Liedlein hat in dunkler Nacht
Ein bairischer Soldat erdacht,
Den man vom Lieb' genommen.

R. P.

Ein interessanter Beitrag zur Geschichte der Französischen Revolution wird uns in einer kleinen Schrift geboten, die soeben bei Palm und Enke in Erlangen erschienen ist: „Die französischen Revolutionstribunale und das Geschworenengericht. Von Adolf Buchner." Von jeher haben die Revolutionstribunale einen Hauptgegenstand gebildet für Jeden, der sich mit der Geschichte der Revolution beschäftigte; willenloses Werkzeug in der Hand der Parteiführer, durch und durch erfüllt von dem wilden Blutdurst, der den pariser Pöbel während der Schreckenszeit belebte, sind sie es hauptsächlich gewesen, durch welche der französischen Revolution jener furchtbar blutige Charakter aufgedrückt ward, vor dem sich noch heute jeder unbefangene Kopf, jedes natürliche Herz entsetzt, und mit dem nur Narren oder Schurken liebäugeln können. Doch wurden sie bisher nur theils von dem allgemein politischen, theils von der sittlichen Seite betrachtet; erst der Verfasser des obengenannten Schriftchens macht den Versuch, sie auch

von der juristischen Seite, mit Rücksicht auf ihre innere Organisation, auf Gesetzgebung, Proceßordnung ꝛc. zu betrachten. Und auch diese Betrachtung führt zu mancherlei neuen und interessanten Resultaten, besonders was ihren Zusammenhang mit den Geschworenengerichten betrifft, als deren eigentliches Zerrbild, verunstaltet von Parteihaß und Leidenschaft, sie sich darstellen. Die Einführung der Geschworenengerichte war noch von der Constituirenden Nationalversammlung (am 7. Februar 1791) beschlossen worden. Aber schon am nächsten Tage fing man an, sich mit der Einrichtung eines Staatsgerichtshofs zu beschäftigen, der sogenannten haute cour nationale, vor deren Forum alle diejenigen Verbrechen gezogen werden sollten, die das Wohl des Staats betrafen oder von öffentlichen Beamten ꝛc. begangen wären. Auch diesem Tribunal wurde ein Geschworenengericht beigefügt; zu seinem Sitz wurde, des heftigen Widerstandes unerachtet, welchen Robespierre, damals noch wenig bekannt, aber bereits instinctmäßig auf das äußerste Ziel des Radicalismus hinarbeitend, dagegen erhob, ein Ort bestimmt, der mindestens 15 Stunden von demjenigen entfernt sein sollte, wo die Legislatur ihren Sitz haben würde. Infolge dessen wurde es nach Orléans verlegt; doch kam es erst unter der Gesetzgebenden Versammlung zustande und genügte durch seine mäßige Haltung und seinen langsamen Geschäftsgang der vorgeschrittenen Leidenschaft der Parteien bei weitem nicht mehr. Gleich nach dem verhängnißvollen 10. August drang der Gemeinderath von Paris auf Errichtung eines andern raschern und volksthümlichern Gerichts, vor das nicht nur die Reste jener unglücklichen Schweizergarde, welche die Tuilerien vergebens mit ihrem Blute vertheidigt hatten, sondern überhaupt alle Verschwörer und Unruhstifter gezogen werden sollten: ein Begriff, der damals bereits sehr weit geworden war und der gehässigsten Leidenschaft freies Spiel eröffnete. Hauptagitator bei diesem Unternehmen war wiederum Robespierre; auch das Tribunal, das infolge dessen bereits am 17. August zustande kam und das sich hauptsächlich mit dem Verbrechen des 10. August beschäftigen sollte, trug das Gepräge seines finstern Geistes. Aber auch so genügte es der empörten Leidenschaft des Pöbels noch nicht; die berüchtigten Septembermorde machten das Tribunal vom 17. August überflüssig, bis es endlich am 10. Mai 1793 zu dem eigentlichen Revolutionstribunal (Tribunal révolutionnaire) kam, einem allgemeinen Gerichtshof für alle politischen Verbrechen in ganz Frankreich, der nun einzig und allein unter Robespierre und seinen Creaturen stand und bald ganz Frankreich in ein einziges Blutmeer verwandelte. Vom 10. März 1793 bis 10. Juni 1794 wurden durch dieses Gericht 1296, von da bis zum 27. Juli desselben Jahres sogar 1400 Personen zum Tode verurtheilt. Gleich darauf trat bekanntlich die Katastrophe ein, welche Robespierre selbst mit seinen Freunden demselben Messer überlieferte, das er bis dahin in so furchtbare Thätigkeit gesetzt hatte. Die Reaction, die nun allmälig eintrat, erstreckte sich auch auf das Revolutionstribunal; namentlich trug der Fouquier-Tinville'sche Proceß, von dem wir hier eine neue, sehr sorgfältige Darstellung erhalten, dazu bei, den allgemeinsten Abscheu gegen die Thätigkeit des gedachten Gerichts zu erzeugen. Förmlich aufgehoben indeß wurde es erst im Mai 1795; Cassationsrecurse gegen die von ihm erlassenen Urtheile wurden sogar erst durch ein Gesetz vom 4. Februar 1797 gestattet. Der Verfasser hat seinen Gegenstand mit Klarheit und Einsicht behandelt

und sehr gut nachgewiesen, wie die entsetzlichen Resultate, zu denen das Revolutionstribunal führte, ihren Grund weit weniger in den juristischen Einrichtungen desselben hatten als in der schamlosen Willkür, mit welcher die Parteiführer sich über jede rechtliche und menschliche Form hinwegsetzten, sowie in der Feigheit und Schwachherzigkeit Derer, die ihnen dabei als Werkzeug dienten. Namentlich die trivialen Beschuldigungen, die sich ehedem so gern vernehmen ließen, nämlich als ob die Mitwirkung von Geschworenen all dies Unheil veranlaßt oder doch befördert hätte, werden hiernach wol für immer verstummen müssen. Besonders zu rühmen ist auch die Geschicklichkeit und gute Auswahl, mit welcher der Verfasser die allgemeinen Ereignisse der Revolution in den engen Rahmen seines Gegenstandes hineingezogen hat, ohne dabei diesen selbst aus dem Auge zu verlieren, was bei der Fülle der Begebenheiten natürlich nicht leicht war. Das Ganze, aus tüchtigen Studien hervorgegangen und von einer klaren und verständigen Weltanschauung getragen, ist eine recht löbliche Schrift, die auch nach dem Unzähligen, was bereits über die Französische Revolution geschrieben ist, noch mit Interesse und Nutzen gelesen werden wird. HFk.

Die Romane der Frederike Bremer haben uns, wie wir offen bekennen müssen, niemals besonders zugesagt; wir konnten in dieser Aufwärmung der alten Iffland'schen Familienrührung keinen rechten Gewinn sehen, weder für die Kunst im Allgemeinen, noch speciell für unsere deutsche Literatur, die solche kraftlosen, verweichlichenden Bücher ja ohnedies schon mehr als genug hat. Dagegen haben wir das neueste Werk der fruchtbaren Verfasserin mit Vergnügen gelesen: „Die Heimat in der Neuen Welt. Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba, von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen" (erster bis dritter Theil, Leipzig, Brockhaus). Die Verfasserin ist auch diesmal ein wenig redselig, allerdings; doch ist ihr Geplauder anmuthig und harmlos und auch die Sentimentalität, die ihr sonst so manchen üblen Streich spielt, weiß sie hier so ziemlich in Schranken zu halten. Ein eigentliches Gemälde des nordamerikanischen Lebens und Treibens darf man freilich nicht erwarten; diese zartsinnige, ein wenig schwächliche, ein wenig puritanische Schwedin besitzt weder den Muth einer Mistreß Trollope, noch wenn sie ihn besäße, würde die Lorbern derselben sie besonders anreizen. Dagegen erleichtert ihre Eigenschaft als Dame, und noch dazu als schriftstellernde, als berühmte Dame ihr den Zutritt in das Innere der Familie und des häuslichen Lebens, von dem sie uns eine Reihe interessanter und liebenswürdiger Schilderungen liefert. Auch unter den zahlreichen Bekanntschaften, die sich ihr entgegendrängen, treffen wir manchen berühmten und interessanten Namen; von Washington Irving, von Emerson, Channing und Andern gibt sie uns unterhaltende Zeichnungen, in denen wir den festen Griffel der routinirten Romanschreiberin erkennen. Auch das socialistische Treiben in dem Phalanstère auf Neu-Jersey und sonst wird uns mit lebendigen Farben vorgeführt. Das ganze Buch empfiehlt sich nicht nur als unterhaltende Lecture, sondern wir lernen daraus auch einige Seiten des amerikanischen Lebens kennen, die bisher entweder noch gar nicht oder doch nicht so vollständig bekannt waren.

Einen seltsamen Gegensatz gegen die behagliche Breite und den behutsam anerkennenden Ton dieser Bremer'schen Reisebeschreibung bilden die Briefe welche G. A. Wislicenus unter dem Titel: „Aus Amerika. Erstes Heft. Meine Reise nach Amerika, ihr Anlaß und ihr Verlauf" (Leipzig, O. Wigand) hat drucken lassen. Der Name des Verfassers ist in ganz Deutschland ebenso bekannt wie die Schicksale, die ihn endlich zur Flucht über den Ocean nöthigten; bei Allen, die jemals mit ihm in Berührung gekommen, hat er den Ruf eines Mannes zurückgelassen, einfach und wahr und ohne Falsch vom Wirbel bis zur Zehe. Ein solcher schlichter, einfacher Mann, auf einmal in den Strudel des amerikanischen Lebens hineingeschleudert, kann denn nicht wol anders als allerhand unangenehme und niederschlagende Erfahrungen machen. Und so ist denn auch die Färbung dieser Briefe ziemlich düster; ohne sich jenen geflissentlichen Tadlern und Widersachern Nordamerikas anzuschließen, die neuerdings, gleichsam als Gegengewicht gegen die frühern überschwänglichen Lobeserhebungen, in unserer Literatur laut werden, entwirft er doch ein sehr eindringliches Bild von der Oede des dortigen Lebens und von dieser allgemeinen Kälte und Gleichgültigkeit, dieser Selbstsucht und Berechnung, welche den Fremdling beim ersten Schritt auf dem amerikanischen Boden empfangen, ja man darf sagen: die ihm schon den Weg dahin bahnen. Denn auch Wislicenus hat die Unzuverlässigkeit der meisten Auswanderungsagenten auf schmerzliche Weise erfahren müssen; die Schilderungen, die er davon entwirft, sind empörend und nöthigen Einem immer wieder die Frage auf, wozu deutsche Regierungen denn wol eigentlich ihre Consuln und sonstigen Agenten in fremden Ländern besitzen. Neues enthält das Büchlein sonst nichts und auch die Darstellung, hart und trocken wie sie ist, hat wenig Anziehendes. Dennoch wird es den zahlreichen Freunden des Verfassers eine willkommene Gabe sein, nicht nur als Lebenszeichen im Allgemeinen, sondern auch wegen des festen, treuen Muthes und der innigen Anhänglichkeit an Deutschland, welche sich darin ausspricht und in Betreff deren wir dem Verfasser nur wünschen wollen, daß sie durch nichts getrübt und erschüttert werden möge. R. P.

Correspondenz.

Aus Hamburg.

Anfang Juni 1854.

VI. Sie fodern mich auf, Ihnen über die hiesigen Zustände zu schreiben. Allein wenn man gewissenhaft und wahr sein will, so ist dies mit allerhand Schwierigkeiten verbunden. An Stoff zu Mittheilungen fehlt es allerdings nicht; aber dieser Stoff läßt sich nicht immer gut behandeln, er hat Spitzen und scharfe Kanten, an denen man sich leicht verwunden kann. Doch will ich den Versuch machen, Ihnen von Dem, was zunächst auf der Hand liegt, für heute ganz harmlos Einiges zu erzählen.

Schon aus den Tagesblättern wird Ihnen bekannt sein, daß Hamburg während des vergangenen Monates mehrfach durch betrübende Ereignisse er-

Google

schüttert worden ist. Die unselige Mordgeschichte im Breitengang, welche den tiefsten Eindruck auf die ganze Bevölkerung machte, ist jetzt noch nach vier Wochen in dasselbe undurchdringliche Dunkel gehüllt, wie bei der Entdeckung der grauenvollen That.*) Jener Gang scheint überhaupt eine Gegend zu sein, an die sich das Unglück gern heftet. Mehr als eine Mordthat ist dort bereits verübt worden; auch der letzte Doppelmord an den beiden Frauen hat noch zwei andern Menschen das Leben gekostet. Erst erlag die Frau, welche den Mord zuerst entdeckte, den Folgen des Schreckens, und kürzlich legte ein armer Sprachlehrer, der sich einbildete, man halte ihn für den Mörder der Witwe Jacob und ihrer Tochter, selbst Hand an sich, indem er sich mehre Stichwunden in die Brust beibrachte, die nach einigen Tagen seinen Tod herbeiführten. Beide waren Bewohner des Breitenganges. Diese noch unenträthselte Blutthat wird seit etwa zehn Tagen von einem andern Ereigniß in den Hintergrund gedrängt, das ebenfalls vier Menschenleben kostete. In einer Straße, die in einen Sack endigt, Hopfensack genannt, brach des Nachts Feuer aus und zwar in einem alten, die Gasse schließenden Hause, das von ein paar Tischlern bewohnt ward. Feuerausläufe sind bei uns so häufig, daß sie eigentlich mit zur Tagesordnung gehören. Am Tage selbst kann es vorkommen, daß sogar beim Sturmanschlagen der Glocken ein Feuer, das nicht sehr groß ist, von Vielen nicht einmal bemerkt wird; das Getöse des Verkehrs in den Hauptstraßen der großen Stadt übertönt den Ruf der Glocken. Auch hat man trotz des furchtbaren Brandunglücks, das uns im Jahre 1842 heimsuchte, im Allgemeinen nur wenig Angst; man verläßt sich gern auf die Erfahrung und große Uebung der Löschmannschaften, und noch mehr auf die allerdings im großartigsten Maßstabe angelegte Speisung der ganzen innern Stadt durch die Wasser des großen Wasserthurmes auf Rothenburgsort. Beide sind eine Wohlthat und eine Nothwendigkeit für Hamburg: aber ein Brandunglück abwenden können doch beide bei alledem nicht, nur in günstigstem Falle werden sie dasselbe in gewisse Grenzen bannen. Mir bangt noch immer, daß unter Umständen, bei der unzweckmäßigen Bauart der alten Stadttheile und bei dem Vorhandensein brennbarer Stoffe in ungeheuern Massen, die Stadt früher oder später doch noch von schweren Bränden heimgesucht werden könnte. Lange Trockenheit, starker Wind u. s. w. sind wol im Stande, die besten Löschanstalten unwirksam zu machen. Wäre in jener Nacht, wo das Feuer im Hopfensack zur verhängnißvollen Stunde (1½ Uhr) ausbrach, windiges Wetter gewesen und Tiefebbe, es würde sicher ein größeres Unglück geschehen sein. So ermöglichte die Flut das Herbeibringen der Spritzen auf den Schuten. Dennoch brannte das Haus fast ganz aus und von den Bewohnern desselben fanden vier Personen, drei Gesellen und ein Lehrbursche, ihren Tod. Die Gesellen verbrannten oder erstickten, der Lehrbursche kam im Fleet um, in das er aus der brennenden Kammer hinaussprang. Leider soll dies Feuer durch unvorsichtiges Handhaben von Streichhölzchen entstanden sein. Es

*) Der Mörder ist seitdem entdeckt worden. Es ist ein junger Mann aus ordentlicher Familie; die unglaubliche Brutalität, die er bei und nach Verübung seines Verbrechens gezeigt, hat das hamburger Publicum aufs neue in Schrecken und Entrüstung versetzt. D. Red.

drängt sich hierbei von selbst die Frage auf, ob es nicht im Interesse der Sicherheit zweckmäßig wäre, Tischlerwerkstellen an weniger feuergefährliche Orte zu verweisen. Gerade in der letzten Zeit sind sowol in Hamburg wie in Altona mehre Tischlerwerkstätten ab- oder doch ausgebrannt, und dennoch liegen viele derselben in alten aus Fachwerk bestehenden Häusern und an sehr schwer zugänglichen Orten. Die Beerdigung der vier Verunglückten war überaus feierlich; gegen 5000 Personen betheiligten sich an dem Leichenzuge.

Ein neuer auch nicht sehr tröstlicher Stoff ist der öffentlichen Besprechung seit kurzem zugeführt worden durch die Bekanntmachung der Verhältnisse, in welche der Nicolaikirchenbau gerathen ist. Diese im Jahre 1842 eingeäscherte Kirche soll in gothischem Stil erbaut werden; das Schiff mit den Fenstern und das Hauptportal sind fertig. Der Bau hat bisjetzt etwas über 900000 Mark Courant verschlungen. Nun aber ergibt sich, daß der erste Bauanschlag ganz verfehlt ist; eine Revision, welche der Senat selbst veranlaßte, hat dargethan, daß zur Herstellung der Kirche nebst Thurm ungefähr das Doppelte der veranschlagten Summe erfoderlich ist. Diese Summe aufzutreiben, wird sehr schwer halten. Der Senat will nun an die Bürgerschaft das Gesuch stellen, vorläufig 100000 Mark Courant Zuschuß aus Staatsmitteln zu bewilligen, um den Bau wenigstens fortführen zu können. Allein, wenn man auch im Interesse der Kunst wünschen muß, daß die Bürgerschaft sich beifällig erklären möge, so steht doch eine Ablehnung dieses Senatsantrags in ziemlich sicherer Aussicht und zwar aus Gründen, die ebenfalls ein gewisses Recht in Anspruch nehmen.*) Der ganze Bau, meint man, ist von Anfang an zu groß angelegt; die Kirche in einem solchen Stile hergestellt, ist ein bloßer Luxusbau, den wol Mancher gern fertig sähe, zu dem aber bei der jetzigen Lage der Dinge Niemand Lust hat, größere Geldopfer beizusteuern. Unbegreiflich bleibt es immerhin, wie man sich so entsetzlich hat verrechnen können. Wenn große Bauanschläge um ein paar tausend Thaler überschritten werden, nun so läßt man es sich zur Noth gefallen; wenn sich aber dieselben Herren, die doch die Sache als Kenner und Baumeister verstehen müssen, um eine volle Million Mark verrechnen, da hört freilich die Gemüthlichkeit auf.

Von den hiesigen Theaterzuständen will ich schweigen. Gutes läßt sich wenig darüber sagen; aber auch wenn man die Uebelstände aufdecken und sie beim rechten Namen nennen wollte, so würde die Sache selbst dadurch nicht anders. Zahlreiche fremde Gäste, besonders Sänger und Sängerinnen, lassen den heimischen Jammer augenblicklich nicht so sehr zum Vorschein kommen. Ueberhaupt dominirt die Oper; das höhere Drama, einst auf der alten Bühne Hamburgs groß gezogen, kennt man kaum mehr dem Namen nach. Doch ja, neulich gab man Goethe's „Egmont"; die Hauptpartien waren leidlich besetzt, das Ganze aber ging so lahm und frostig, daß es einen sehr unerquicklichen Eindruck machte.

Der Fremdenbesuch ist bereits sehr lebhaft. Besonders stark war die Zahl der Durchreisenden, die nach Kiel gingen, um das in der dortigen Bucht liegende französische Geschwader in Augenschein zu nehmen. In die-

*) Die Bewilligung ist seitdem ertheilt worden. D. Red.

Google

sem Monat, wo die Dampfschiffahrt nach Helgoland beginnt, wird der Fremdenzug noch bedeutend stärker werden. Jetzt wimmeln unsere Straßen allwöchentlich von Auswanderern aus allen Gegenden Deutschlands; in den letzten acht Tagen sind wieder einige Tausende angekommen. Sie ziehen gewöhnlich nach erhaltenem Quartier in den verschiedenen Logirhäusern truppweise durch die Straßen, wobei sie gaffen und stehen bleiben vor den thorflügelgroßen Schaufenstern der Läden und Gewölbe, in denen Luxusartikel aller Art in Pracht und Fülle ausgestellt sind. Zur Bequemlichkeit dieser Durchreisenden wollen jetzt ein paar unternehmende Männer ein großes Auswandererhaus erbauen, das wenigstens 1500 Personen Unterkunft und Verpflegung gewähren wird; es soll in der Steinstraße, einer der frequentesten Straßen der Altstadt, errichtet werden.

Notizen.

Gutzkow soll mit einer dramatischen Bearbeitung von Heinrich Koenig's bekanntem Roman „Die Clubbisten in Mainz" beschäftigt sein; auch eine Theaterbearbeitung vom zweiten Theile des Goethe'schen „Faust" soll er vollendet haben. Was diese letztere Nachricht betrifft, so wünschen wir lebhaft, aus Gründen, die wir schon neulich angeführt haben, daß sie sich nicht bestätigen möge. Nur blinder Autoritätsglaube oder dilettantenhafte Neugier können ein Gelüste danach hegen, den zweiten Theil von Goethe's „Faust" auf der Bühne zu sehen; beide aber haben mit den Interessen der Kunst nichts zu schaffen und sollte daher am wenigsten ein Schriftsteller, dem wir es vornehmlich verdanken, daß die moderne Literatur wieder Zutritt zur Bühne gewonnen hat, die Hand zur Befriedigung dieses thörichten Gelüstes bieten.

Der Krystallpalast zu Sydenham ist am 10. Juni unter großen Feierlichkeiten eröffnet worden; die Königin mit ihrem ganzen Hofstaat wohnte der Eröffnung bei und auch die bedeutendern Staaten des Festlands waren durch besonders eingeladene Repräsentanten vertreten. — Auch die Eröffnung der münchener Industrieausstellung steht nahe bevor; das für dieselbe errichtete Gebäude ist von den Unternehmern, den HH. Cramer-Klett in Nürnberg, pünktlich zum festgesetzten Tage überliefert worden, und auch die innere Ausschmückung nähert sich bereits ihrer Vollendung. Dagegen ist von dem großen Musikfest, das man während der Ausstellung veranstalten wollte, Abstand genommen worden, hauptsächlich aus Mangel eines geeigneten Locals und weil ein eigener Bau, wie man ihn anfänglich beabsichtigte, denn doch etwas zu kostspielig geworden sein würde.

In Berlin kommt in den nächsten Wochen die Bibliothek des verstorbenen Geheimraths Beuth, des Begründers des preußischen Gewerbfleißes, zur öffentlichen Versteigerung; von musterhafter Vollständigkeit in Allem, was Industrie und Gewerbe betrifft, zeigt sie auch einen unge-

wöhnlichen Reichthum an Prachtwerken und solchen Büchern, welche, auf fürstliche Kosten gedruckt, entweder gar nicht oder doch nur in sehr geringer Anzahl in den Buchhandel gekommen sind. Unter den Curiosen wird namentlich eine reichhaltige Sammlung von Kochbüchern hervorgehoben, alten und neuen, die denn wol auch ihre Liebhaber finden werden. — Auch in Gotha steht eine interessante Bibliothek zum Verkauf; dieselbe stammt aus dem Nachlaß des zu Erfurt verstorbenen Directors Wenig und zeichnet sich namentlich durch zahlreiche Goethe- und Schiller-Schriften aus. Ein vollständiger Katalog mit beigesetzten Verkaufspreisen wird von der Müller'schen Buchhandlung in Gotha ausgegeben.

Die düstere Voraussagung, zu der wir uns neulich an dieser Stelle gedrungen fühlten, hat sich erfüllt: in einem ungeheuren Quartanten, mehr einer Postille ähnlich als einem Almanach, liegt das als Jubelschrift zur Feier der kaiserlichen Vermählung bestimmte „Oestreichische Frühlings-Album 1854. Herausgegeben von Heliodor Truska" (Wien, Braumüller) vor uns. Dasselbe fällt in den Enthusiasmus der guten Wiener hinein wie ein recht garstiger kalter Landregen nach einer Reihe warmer, duftiger Frühlingstage. Verwöhnt haben uns die sonst üblichen Almanache und Taschenbücher gewiß nicht, und doch entsinnen wir uns nicht, jemals bei einer öffentlichen Gelegenheit auf soviel gutem Papier eine solche Menge schlechter Verse beieinander gefunden zu haben. Ein volles Dutzend Sprachen, Deutsch, Italienisch, Polnisch, Ruthenisch, Böhmisch, Kroatisch &c. ist aufgeboten, alle namhaften Dichter Oestreichs und unzählige namenlose sind herbeigezogen, und doch dürfte es schwer halten, in dem ganzen dicken Buch nur ein einziges Gedicht zu finden von wirklichem poetischen Werth. Oder höchstens ein einziges: „Jagello" von Anastasius Grün, dem wenigstens ein tiefer und anmuthiger Gedanke zugrunde liegt, wenn es auch der Ausführung an der nöthigen Klarheit und Anschaulichkeit gebricht. Daß selbst so berühmte Namen wie Bauernfeld, Grillparzer, Friedrich Halm, Hebbel, Stifter, Zedlitz &c. sich mit sehr unerheblichen Gaben abgefunden haben, wollen wir ihnen nicht weiter zum Vorwurf machen; die Zudringlichkeit dieser Albumsammler geht weit und auch der Poet schlägt ja mitunter wol leichte Münze, die er zu einem derartigen Almosen noch immer gut genug hält. Nur das Buch selbst wird dadurch nicht besser, noch kann die Geschmacklosigkeit, eine solche Sammlung von Armseligkeiten als Festgeschenk zu überreichen, darin eine Entschuldigung finden. Uebrigens wenn Hr. Truska auch nur ein sehr schlechter Redacteur ist, so versteht er dafür das Handwerk der Reclame desto besser; die Recensionsexemplare seines Albums, welche er versendet, sind von zwei lithographirten Schreiben begleitet, in denen er auf neun enggeschriebenen Quartseiten die Vortrefflichkeit seines Unternehmens anpreist und es der Nachsicht der Recensenten empfiehlt. Nun allerdings, wenn das die Kritik nicht zahm macht, so wird ein Biedermann wirklich bald nicht mehr wissen, was er anfangen soll.

Digitized by Google

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Den erhöhten Anfoderungen, die in der jetzigen Zeit an die größern politischen Blätter Deutschlands gestellt werden, sucht die Deutsche Allgemeine Zeitung in jeder Weise zu entsprechen. Sie hat zahlreiche und zuverlässige eigene **Correspondenten** an allen Hauptpunkten Europas, namentlich auch an den verschiedenen bei den gegenwärtigen Ereignissen besonders wichtigen Orten. Ihre **Leitartikel** suchen den Leser über die politischen Angelegenheiten, jetzt namentlich die orientalische Frage, zu unterrichten und zugleich den bestimmenden Kreisen gegenüber die Aufgabe der unabhängigen patriotischen Presse zu erfüllen. Den **sächsischen Angelegenheiten** wird in Leitartikeln und Correspondenzen große Aufmerksamkeit gewidmet. Wichtige Nachrichten, auch die Börsencurse von London, Paris, Wien, Berlin ꝛc., erhält die Zeitung durch **telegraphische Depeschen.** Die Interessen des **Handels** und der **Industrie** finden sorgfältige Beachtung. Ein **Feuilleton** gibt zahlreiche Originalmittheilungen und kurze Notizen über Theater, Kunst, Literatur u. s. w.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint, mit Ausnahme des Montags, **täglich** in einem ganzen Bogen. Das **vierteljährliche Abonnement** beträgt für Sachsen 1 Thlr. 15 Ngr., für Preußen 2 Thlr. 9½ Sgr., für das übrige Deutschland und das Ausland 1 Thlr. 21 Ngr. **Inserate** finden durch die Zeitung die weiteste Verbreitung und werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Bestellungen auf **das mit dem 1. Juli beginnende neue Abonnement** (Juli bis September) werden von allen Postämtern des In- und Auslandes (auch den **östreichischen**), in Leipzig von der Expedition der Zeitung angenommen und **baldigst** erbeten.

Leipzig, im Juni 1854. F. A. Brockhaus.

Conversations-Lexikon.

Zehnte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Vollständig in **15** Bänden oder **120** Heften.

In allen Buchhandlungen werden fortwährend Bestellungen auf diese neue Auflage des bekannten Werks angenommen und ist das bereits davon Erschienene (**Band 1—12**) daselbst zu erhalten. Monatlich erscheinen in der Regel drei Hefte von 6—7 Bogen. Das **Heft** kostet 5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rh. Das Werk wird auch in **Bänden** zu 1⅓ Thlr. ausgegeben; in einer **Prachtausgabe** kostet der Band 3 Thlr.

Leipzig, im Juni 1854. **F. A. Brockhaus.**

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Gen: Period.

Digitized by Google

Gen. Period.

Digitized by

Digitized by Google

Digitized by Google